

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Vierundzwanzigster Band.

(Mit den Porträts von Fr. Vischer, W. von Giesebrecht und Gabriel May.)



Breslau 1883.

Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 24. Bandes.

Januar — Februar — März.

1883.



Carl Ubel in Berlin.	Seite
Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter.....	320
Friedrich Althaus in London.	
Erinnerungen an Gottfried Kinkel	227
J. Hermann Baas in Worms.	
Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens	357
Christian Elster.	
Eine Kreuzträgerin. Erzählung. Aus dem Norwegischen übersetzt von Emma Klingensfeld	275
Wilhelm von Giesebrecht in München.	
Unsere Gymnasien. Pädagogische Briefe	176
Mit dem Portrait von Wilhelm von Giesebrecht, Radirung von Wilh. Krauskopf in München.	
Otto Gumprecht in Berlin.	
Robert Schumann I. II.	190. 341
Paul Lindau in Berlin.	
Ein Roman für Erwachsene von einem jungen Mädchen	114
Fedora von Victorien Sardou. Mit einigen Bemerkungen über die Bühnenfertigkeit französischer und deutscher Stücke	245
Rudolph Lindau in Berlin.	
Der Gast. Eine Novelle I. II.	1. 139
Gustav Meyer in Graz.	
Ueber Sprache und Literatur der Albanesen	211
Adam Müller-Guttenbrunn in Wien.	
Die Frau Hofrätthin. Eine wahre Geschichte	591

— Inhalt des 24. Bandes. —

Ludwig Dietsch in Berlin.	Seite
Gabriel May	374
Mit dem Portrait von Gabriel May, Radirung von Wilh. Rohr in München.	
Johannes Scherr in Zürich.	
Ein Zarenmord.....	58
Heinrich Seidel in Berlin.	
Gedichte	338
Fr. Th. Vischer in Stuttgart.	
Neue lyrische Gänge.....	81
Mit dem Portrait von Fr. Th. Vischer, Radirung von Wilh. Krauskopf in München.	
Richard Weltrich in München.	
Friedrich Vischer als Poet	89
Georg Winter in Marburg.	
Die Katastrophe Wallensteins. Nach der neuesten archivalischen Publication	293
Bibliographie	124. 264. 405



N.C. Vallentincher 4/11

Band 24. — Heft 70.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Januar 1883.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Verlag von
F. V. Fischer.

XXIV. Band. — Januar 1883. — 70. Heft.

(Mit einem Portrait im Abdruck: fr. Vischer.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Januar 1883.

Inhalt.

	Seite
Rudolph Lindau in Berlin.	
Der Gast. Eine Novelle.....	1
Johannes Scherr in Zürich.	
Ein Zarenmord	58
Fr. Th. Vischer in Stuttgart.	
Neue lyrische Gänge.....	81
Richard Weltrich in München.	
Friedrich Vischer als Poet.....	89
Paul Lindau in Berlin.	
Ein Roman für Erwachsene von einem jungen Mädchen	114
Bibliographie	124

Hierzu ein Portrait von Fr. Th. Vischer, Radirung von
Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstablage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W 62, von der Herdstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

Wilhelm Engelmann in Leipzig. (Verschiedene Verlagswerke.)

Otto Spamer in Leipzig. (Seltene Verlagswerke.)



Der Gast.

Eine Novelle

von

Rudolph Lindau.

— Berlin. —

Die beiden Männer, die auf dem Dampfboot, „der Hudson“, im Hafen von New-York am 26. April 1865 Abschied von einander nahmen, und von vielen Passagieren neugierig beobachtet wurden, schienen nur wenig zu einander zu passen; doch sah man wohl, daß ihnen die Trennung schwer wurde. — Der Eine, der Zurückbleibende, ein Mann, der vierzig Jahre alt zu sein schien, aber möglicherweise jünger war, als er aussah, stand an der Treppe, um das Schiff zu verlassen. Er war ein Riese von Gestalt. Seine kolossalen Gliedmaßen staken in einem schlecht gemachten, augenscheinlich fertig gekauften Anzuge, und waren darin beengt; seine Bewegungen linksich, unbeholfen. Er sah aus, als habe er seit Jahren keine städtischen Kleider angelegt, und fürchte nun bei jeder Bewegung, den neuen, glänzenden, schwarzen Rock, den er heute zum ersten Male auf dem breiten Rücken trug, zu zerreißen. — Er hatte schlichtes, pechschwarzes Haar, das in einer gewissen altmodischen Weise gescheitelt und gebürstet war und ihm das gemessene, pedantische Aussehen eines Dorfbewohners gab, der mit besonderer Sorgfalt feierlichen Sonntagsstaat gemacht hat. Sein Gesicht war vom Wetter gebräunt; die Züge waren massiv und mächtig, keineswegs häßlich, in gutem Verhältniß zur Gestalt; — gradezu schön waren die großen, schwermüthigen, dunkeln Augen und der kindlich gutmüthige Mund, hinter dessen glatt rasirten, edel gewölbten Lippen die starken Zähne weiß hervorleuchteten. — Der Andere, hellblond, mit blauen, lachenden Augen, sonnenverbrannt wie der Riese, die Züge von seltener Anmuth und Energie, war mittler Größe, schlank und wohlgebaut. Er trug einen Reiseanzug, der aus demselben Laden stammen mochte, wie

der schwarze Rod seines Freundes; aber er war einer von den Leuten, denen Alles, was sie anziehen, gut sitzt. Frei und edel war eine jede seiner Bewegungen.

„Nun, Nick, mein alter Gefährte, gehab' Dich wohl,“ sagte der Riese. „Sobald ich da drüben Alles in Ordnung gebracht habe, folge ich Dir. Nichte Dich zu Hause für uns zwei ein; und wenn Du Dir eine Frau nimmst, bedinge, daß sie mich in Deiner Nähe dulden muß. Und suche meinen Bruder Harry gleich auf und sage ihm, wie es mir geht: gut, ganz gut mit etwas Sehnsucht nach ihm und nach den Schwestern und der Heirath. — Du kannst ihn unter Tausenden nicht verfehlen, denn er gleicht mir wie ein Ei dem andern. Und grüße auch seine Frau und sage ihr, ich hoffe, sie nun bald persönlich kennen zu lernen. — Gott beschütze Dich, mein lieber Nick! Lebe wohl!“

Die Augen wurden ihm feucht, als er sich endlich abwandte und das Schiff verließ, und Nicolaus Ohlsen's Blicke folgten ihm mit unverkennbarer Rührung.

Das Dampfboot war nun vom Hafendamm losgemacht, der Steg, der es noch mit dem Lande verbunden hatte, fortgezogen. Es manövrirte, den kurzen, energischen Befehlen des Capitäns gehorchend, ungeduldig schnaufend, ächzend, pfeifend, zischend eine kleine Weile hin und her, um sich von den Schiffen und Booten, die es umgaben, frei zu machen; aber bald hatte es offenes Fahrwasser vor sich, und nun zog es majestätisch, ruhig und schnell, seiner Straße.

Da ertönte es, einer Posaune gleich, vom Ufer her: „Fahre wohl, Claus Ohlsen! Fahre wohl!“ und der Gerausene, der, mit dem Taschentuche winkend auf dem Deck stand, setzte beide Hände an den Mund, stieß einen hellen, langgezogenen, wilden Schrei aus, und rief dann aus voller Brust zurück: „Glück auf John Maclean! Auf Wiedersehen!“ — Darauf blieb er noch eine Minute mit dem Tuche winkend stehen; dann wandte er sich gelassen ab, und ohne auf die verwunderten Blicke und das Lächeln der anderen Passagiere zu achten, stieg er die Treppe hinab, um sich, wie alte Reisende dies zu thun pflegen, vor allen Dingen in seiner Kajüte einzurichten. Ein junger Mann, der zwischen zwei eleganten, hübschen Damen stand, blickte ihm nach und sagte, sich an seine Gefährtinnen wendend: „Einer aus dem Fernen Westen, ich wette!“

Der Schotte John Maclean und Nicolaus Ohlsen aus Lübeck hatten sich vor acht Jahren in Californien kennen gelernt, als sie „Gold suchend“ fast gleichzeitig dort angekommen waren. Ohlsen zählte damals zwanzig Jahre; aber er war bereits ein Mann, der seit vier Jahren, auf eigene Faust, den Kampf mit dem Leben und um das Leben begonnen, Gefahren getroßt, dem Tod in's Auge geschaut hatte, und der, wenn er die sichere Hand auf dem großen, gut gehaltenen „Navy Revolver“ hielt, den er in einem breiten lederen Gürtel, an der Seite trug, in Gesellschaft der wilden

Abenteurer, die damals aus allen Welttheilen nach dem Gold verheißenden Lande gezogen kamen, so ruhig und behaglich dafuß und seine Pfeife rauchte, als erfreute sich seine persönliche Sicherheit des Schutzes der besten Polizei einer großen civilisirten Stadt.

Nicolaus Ohlsen war eine Waise und hatte weder Bruder noch Schwester. Das Leben bei einem alten, griesgrämigen, strengen Onkel in Bübeck, der ihn erzogen hatte, war ihm zur Last geworden. Er hatte sich von einem wohlhabenden Freunde seines verstorbenen Vaters, dem sein offenes, kühnes Wesen gefallen, „auf Ehrenwort“ die für seine damaligen Verhältnisse bedeutende Summe von hundert Thaler zu verschaffen gewußt und war damit heimlich davongegangen. Die geborgte Summe hatte er schon nach einem Jahre mit einem herzlichen Dankschreiben zurückgesandt. — Der Onkel war ganz froh gewesen, seinen Wilbfang von Nessen losgeworden zu sein, und hatte keine weiteren Nachforschungen nach ihm angestellt. Er hatte in langen Zwischenräumen lakonische Briefe von Nicolaus empfangen, und wußte, daß dieser sich in kurzer Zeit in verschiedenen Welttheilen umgesehen hatte und schließlich nach Californien gelangt war. Von dort aus empfing der Onkel im Jahre 1858 folgenden Brief:

„Es geht mir gut, lieber Onkel, und ich hoffe, Du befindest Dich ebenfalls wohl. Wenn Du mir etwas mittheilen willst, so schreibe mir *Posto restante* San Francisco. Dort führen mich meine Geschäfte alljährlich zweibis dreimal hin.

Dein ergebener Nefte N. O.“

Der Onkel hatte gemeint, es sei eine Schande und Sünde, daß Nicolaus ihn schweres Porto habe bezahlen lassen — denn der Brief war nicht frankirt gewesen — um so wenig zu schreiben. Er hatte zuerst absichtlich nicht geantwortet; dann gezweifelt, daß ein Brief von ihm den vagabundirenden Nessen noch in Californien finden werde, und schließlich war er gestorben, ohne diesem wieder ein Lebenszeichen gegeben zu haben. Nicolaus wußte nicht, was aus dem Onkel geworden war, kümmerte sich sehr wenig um ihn und hatte ihn nach zwei Jahren vergessen. „Keine Sorge im Kopf, keine Kette am Bein; — der Vogel in der Luft ist nicht freier als ich,“ sagte er; und leichten Herzens zog er durch's Leben.

John Maclean war in die Welt hinausgegangen, um Geld zu verdienen. Er hatte ein halbes Duzend unverheiratheter Schwestern, die oben im Norden von Schottland, in einer kleinen Stadt wohnten, und dort mit ihren alten Eltern ein kümmerliches Leben führten. John und sein Zwillingbruder Harry waren in Glasgow erzogen worden, hatten sich durch eisernen Fleiß, durch eine an Geiz grenzende Sparsamkeit ausgezeichnet und als sechszehnjährige Burschen angefangen, von ihrer Arbeit zu leben. — Harry war in ein Geschäft eingetreten. Seine Thätigkeit und ängstliche Ehrlichkeit hatten ihm das Zutrauen und das Wohlwollen seines Principals erworben. Er war rasch vorwärts gekommen, und mit seinem zwanzigsten Jahre schon

im Stande gewesen, seine Eltern zu unterstützen. Dann war er in eine große Bank nach Edinburg und später nach London berufen worden, und dort bekleidete er seit seinem dreißigsten Jahre die Stelle eines Directors und bezog ein Gehalt, welches ihm gestattete, Wohlleben in das Waterhaus zu bringen. Er hatte dies gethan, ohne jemals ein Wort des Dankes dafür zu erwarten oder zu bekommen. Die Macleans waren ernste, fromme Leute, denen es selbständlich erschien, daß ein Mann seine Pflicht thut. Die Eltern hatten mit schweren Opfern, aber ohne sich dessen zu rühmen oder darüber zu klagen, ihre Pflicht an ihren Söhnen gethan, und ihnen eine gute Erziehung zu Theil werden lassen; die Söhne thaten nun, ohne dafür Lob zu ernten, ihre Pflicht an ihren Eltern. Das war in der Ordnung, und erschien allen Betheiligten nicht mehr und nicht weniger als einfach in der Ordnung. Aber der alte Maclean war stolz auf seinen Sohn Harry, den Director der „Western Bank“ und sprach gern und oft von ihm. Anders war es, wenn es sich um Harrys Zwillingsbruder handelte.

John war eines Tages, nachdem er vier Jahre lang in einem kleinen Geschäfte gearbeitet hatte, nach dem Waterhause zurückgekehrt und hatte dort ungefähr folgende Rede gehalten:

„Männer kann ich den Mädchen nicht verschaffen; dazu sind sie zu groß und zu wild“ — es waren sechs Riesinnen, die älteste zweiunddreißig, die jüngste sechzehn Jahre alt — „aber für sie sorgen, das will ich. Harry hat sich entschlossen, sein Glück in Edinburg und in London zu versuchen; ich will sehen, ob ich meines auf der andern Seite des Wassers finden kann. Wenn es mir gut geht, so sollt Ihr wieder von mir hören.“

Während langer Jahre hatte man in Schottland direct nichts von ihm gehört. „Es muß ihm schlecht gehen“, hatte der alte Maclean oftmals gesagt, und Frau Maclean hatte im Geheimen manch' bittere Thräne darüber geweint. Doch mußte man zu Hause, daß John am Leben sei, denn Harry berichtete regelmäßig über ihn und schrieb wohl alle drei Monate: „Ich habe Nachrichten von Jack. Es geht ihm, Gott sei Dank! wohl“. — Endlich im Jahre 1859, zwölf Jahre nachdem John die Heimath verlassen hatte, war ein Brief von ihm angekommen, der einen Wechsel über eine große Summe Geldes (Tausend Pfund) enthielt. In diesem Briefe schrieb der pflichttreue Sohn ehrerbietigt seinem greisen Vater und seiner alten Mutter, es gehe ihm nun endlich gut — sehr gut, und er werde in Zukunft viel Geld nach Hause schicken, das nach sorgfältiger Berathung mit dem sachverständigen Harry dazu benutzt werden sollte, um „den Mädchen,“ von denen nur zwei Männer gefunden hatten, ein sorgenfreies Leben zu sichern. — Neue Geldsendungen waren sodann in kurzen Zwischenräumen gefolgt, so daß die Macleans für reiche Leute gegolten, als im Jahre 1862 der Vater Maclean und wenige Monate darauf auch seine Frau das Zeitliche gesegnet hatten. Dann waren die vier alten Jungfern nach Edinburg übergesiedelt, wo sie mit der Hälfte ihres Einkommens ein zurückgezogenes, strenges Leben führten.

Sie empfingen nun mit großer Regelmäßigkeit Briefe von John sowohl wie von Harry; aber nachdem ihnen ein Vermögen gesichert worden war, daß ihnen gestattete, alle ihre Bedürfnisse mit Leichtigkeit zu befriedigen, hatten die Geldsendungen aus Amerika aufgehört. Die Schwestern fanden dies ganz in Ordnung, und eine jede von ihnen hatte frühzeitig über ihren Antheil am gemeinschaftlichen Vermögen so verfügt, daß derselbe nach ihrem Ableben in gleichen Raten unter ihre überlebenden Geschwister vertheilt werden sollte.

Harry Maclean hatte sich im Jahre 1857, bald nach seiner Ernennung zum Director der Western Bank, mit einer Wittve verheirathet, die eine Tochter hatte und nur vier Jahre jünger war als er. Die kleine Natalie, das Kind aus erster Ehe, zählte damals acht Jahre; die Mutter sechsundzwanzig. Die Familie Maclean hatte diese Heirath nicht gebilligt. Daran hatte sich Harry wenig gekehrt. Er that in erster Linie seine Pflicht, der er ohne Murren alles Andere opferte; dann aber, unbekümmert um Dritte, rücksichtslos das, was ihm gefiel. — Die junge Wittve hatte ihm gefallen; er hatte sich um sie beworben, und sie war bereit gewesen, ihm ihre Hand zu reichen. — Die neue Schwägerin war nach der Meinung der streng protestantischen Schwestern keine rechte Christin. Sie war ebenso schlimm, vielleicht noch schlimmer als eine Papistin. Sie gehörte einer Religion an, die sich die orthodoxe nannte: sie war Russin. Ihr erster Mann war ein vornehmer, griechischer, in London etablirter Kaufmann gewesen. Sie war von eigenthümlicher, großer Schönheit. Harry Maclean hatte sie, bald nach seiner Verheirathung, seinen Eltern und Schwestern vorgestellt; aber die Schotten und die Russin waren sich wildfremd geblieben. Monia hatte sich nicht etwa als stolze, vornehme Dame gezeigt. Nicht die leiseste Spur eines Lächelns oder das geringste Zeichen von Verwunderung war auf ihrem Antlitz zu entdecken gewesen, als ihr die riesigen Verwandten, in groben, im Hause Maclean angefertigten Kleidern vorgestellt worden waren; aber die ganze Familie hatte gefühlt, daß zwischen der großen, schlanken Frau, mit dem weißen, hellen Gesichte, den heißen, dunkelblauen Augen, dem hellbraunen üppigen Haar, die ihnen wie eine Königin, überraschend schön, feierlich entgegengetreten war und ihnen mit fremder, melodischer Stimme, mit absonderlicher Aussprache „guten Tag“ gewünscht hatte — daß zwischen dieser Frau, der neuen Schwiegertochter und Schwägerin, und ihnen, keine Gemeinschaft sei, nie eine Gemeinschaft existiren könne. — Sie war nach wenigen Tagen wieder abgereist, und die ganze Maclean-Familie hatte, nachdem sie gegangen war, aufgethymet, als habe man sie von einem Zwange befreit. — Ein Jahr später hatte Harry Maclean seinen Verwandten angezeigt, daß ihm ein Sohn geboren sei, später hatte er die Geburt eines zweiten Kindes, einer Tochter, gemeldet. Man hatte sich darüber in Schottland gefreut; aber die alten Macleans hatten nicht den Wunsch geäußert, ihre Enkel zu sehen, und waren im nächsten Jahre gestorben, ohne mit ihrer Schwiegertochter wieder

zusammengetroffen zu sein. — Harry hatte an dem Sterbebette seines Vaters und später auch an dem seiner Mutter gestanden und der Beerdigung der beiden alten Leute beigewohnt. Er war dabei ruhig und gefaßt erschienen, aber bei dem letzten Begräbniß hatte er todtenblaß ausgesehen, und nachdem er die üblichen drei Handvoll Erde auf den Sarg der Mutter geworfen, war er mehrere Schritte zurück getaumelt und hatte verstört um sich geblickt, wie Einer, von dem man gewärtig sein muß, daß er ohnmächtig wird. Er hatte die Abwesenheit seiner Frau damit entschuldigt, daß sie die Kinder nicht allein in London lassen könne. Er war dabei sichtlich verlegen gewesen und hatte gebeten, man möge Monias Abwesenheit nicht als einen Mangel an Theilnahme deuten; aber die Schwestern waren mit der von Harry gegebenen Erklärung zufrieden gewesen. Monia Maclean gehörte nach ihrer Meinung nicht zur Familie und hatte nichts mit dem Begräbniß von Vater und Mutter zu thun.

Im Jahre 1865, zur Zeit als Nicolaus Ohlsen und John Maclean auf dem „Hudson“ von einander Abschied nahmen, war die Entfremdung zwischen den schottischen und den Londoner Macleans eine vollständige geworden. Harry besuchte zwar seine Schwestern noch von Zeit zu Zeit, aber er sprach nicht mehr von seiner Frau, und die Misses Maclean, die keine Schmeichlerinnen waren, erkundigten sich nicht nach ihrer Schwägerin; aber sie freuten sich an den Photographien der beiden Kinder Harrys, richtiger Macleans mit schwarzen Haaren und schwarzen Augen. Harry zeigte ihnen auch das Bild seiner Stieftochter, eines blassen Mädchens, mit großen blauen Augen und goldenem Haar.

„Sie sieht kränklich aus,“ sagte Katharina, die älteste Schwester.

Die andern nickten dazu mit dem Kopfe. Das war Alles.

„Sie ist schwächlich,“ sagte Harry, „und wir haben sie nach einer Pension auf dem Continent gebracht, da sie das Klima in London nicht vertragen kann.“

Die Schwestern fragten nicht einmal, in welcher Stadt das kränkliche Mädchen wohnte — Natalie Antoniaades mochte leben oder sterben, wo und wie sie wollte, das ging die Misses Maclean Nichts an.

Um diese Zeit empfing Harry Maclean einen Brief von seinem Bruder John. Derselbe war aus San Francisco datirt und enthielt unter Anderm Folgendes:

„Gleichzeitig mit diesem Briefe verlasse ich Californien; auf ein paar Monate nur, denn ich denke, im Monat Juni wieder hier zu sein. Der Zweck meiner Reise nach New York ist, Nicolaus Ohlsen das Geleit zu geben. Wir halten uns vielleicht unterwegs etwas auf, und Du siehst ihn möglicherweise erst im Sommer; aber wann er auch kommen mag, vergiß nicht, daß er mir acht Jahre lang treu zur Seite gestanden, und daß mir nächst Dir und den Mädchen Niemand auf der Welt so lieb ist wie er. Empfange ihn als wie zur Familie gehörig. Ohlsen wird Dir Auskunft über den

Stand unseres gemeinschaftlichen Vermögens geben. Ich denke, dasselbe im Laufe eines Jahres liquidiren zu können; sobald das geschehen, kehre ich ebenfalls nach Hause zurück, und wir Drei: Du, Nick und ich, wollen dann zusammen leben.

„Nick spricht seit Monaten von nichts Anderem, als davon daß er sich verheirathen will. Er ist zehn Jahre jünger als wir und versteht von Frauenzimmern so viel wie ich, also nichts. Aber Du wirst Erfahrung haben. Also achte darauf, daß er sich nicht von einem schlechten Weibsbilde bethören läßt, und bitte Deine Frau, ihm bei seiner Wahl behilflich zu sein. Er ist Männern gegenüber trotzig und hart; aber in den Händen einer Frau ist er weich wie Wachs. Meine Schwägerin muß ihm eine gute Gefährtin finden. Sie wird damit zwei Menschen glücklich machen, denn Nick ist treu und sicher wie Stahl.“

Harry nahm sich diesen Brief zu Herzen, wie Alles, was von seinem geliebten John kam. Er zeigte den Brief auch seiner Frau, die dazu lächelte und sagte:

„Schade, daß Natalie nicht ein paar Jahre älter ist, oder Dein Freund nicht noch zwei oder drei Jahre warten will. Aber wenn er so ungeduldig ist, so laß ihn mir gleich eine Braut suchen. — Nun es fehlt in England nicht an hübschen Mädchen! Du siehst, es hat sein Gutes, daß ich nicht alle Freuden der Jugend abgebrochen habe und ein Klosterleben führe, wie Du es gethan hast. — Wenn Dein Goldgräber nur nicht gar zu verwilbert ist! Zeige mir noch einmal die Photographie, die John Dir von ihm geschickt hat.“

Sie betrachtete das Bild aufmerksam und sagte:

„Ein hübsches Gesicht! Ich denke, wir werden etwas Passendes für den jungen Mann finden.“

Auf der Rückseite der Photographie standen mit großer, fester Handschrift die Worte: „Dem Bruder meines Freundes J. M. in aufrichtiger Freundschaft N. O.“

„Er ist schon Dein Freund, noch ehe er Dich gesehen hat,“ sagte Frau Monia.

„Er kennt John. Da ist es, als ob er mich kennt“; antwortete Harry Maclean. „Und Du weißt, welch' großen Dienst er meinem Bruder erwiesen hat.“

Frau Monia kannte die Geschichte genau, auf die Harry Maclean anspielte. John hatte sie in seinen Briefen ausführlich erzählt, und sie hatte diese Briefe bald nach ihrer Verheirathung gelesen und seitdem weit öfter, als es sie interessirte, davon sprechen hören.

John Maclean war eines Tages unverschuldet in einen Streit mit Abenteurern gerathen, die im Jahre 1857 in denselben Minen wie er und Ohlsen nach Gold suchten. Messer und Revolver waren gezogen worden und es war zu tödtlichem Kampfe gekommen. Da hatte Ohlsen seinen Rücken

gegen den von Maclean angelehnt, und die Beiden hatten, Haßen gegen Haßen, so tapfer und ruhig gefochten, daß sie ihre Gegner, fünf an der Zahl, in die Flucht geschlagen. Einer von diesen war getödtet, zwei waren schwer verletzt worden. Ohlsen und Maclean hatten zahlreiche Wunden empfangen, aber keine war lebensgefährlich gewesen. Das ganze „Camp“ hatte ihnen Recht gegeben, sie gut gepflegt, ihre Gegner aus dem Lager verwiesen und bei Todesstrafe verwarnt, nicht dorthin zurückzukehren. Nicolaus und John waren bald darauf die Lieblinge und, bis zu einem gewissen Grade, die Richter und Führer ihrer wilden Arbeitsgenossen geworden. Sie hatten ihre Interessen mit einander verbunden und waren, vom Glück begünstigt und Dank ihrer Ausdauer und Furchtlosigkeit, zu reichen Leuten geworden. Sie hatten im Jahre 1862 ihre Minenanteile verkauft, einen großen Theil ihres Vermögens in Grundstücken in Sacramento und San Francisco angelegt und dort Häuser errichtet, deren Miethen enorme Zinsen auf die angelegten Capitalien abzuwerfen versprachen. Zwei Jahre später hatte der siebenundzwanzigjährige Ohlsen den Wunsch geäußert, nach Europa zurückzukehren. Maclean hatte es übernommen, noch ein Jahr oder achtzehn Monate in Californien zu bleiben, um die Vollendung der begonnenen Bauten zu überwachen. Wenn dies geschehen, wenn die Geldanlage so sicher wie möglich gemacht war, dann wollte der vorsichtige, geduldige Sch... seinem Freunde folgen.

Die Trennung von Ohlsen war Maclean sehr schwer geworden, aber er hatte sich der Abreise nicht widersetzt. Er fühlte eine Art väterlicher Zuneigung für seinen jüngeren Genossen, und er wollte dem Glück seines Freundes in keiner Weise entgegenstehen. — Er war vom Hasendamm schweremüthig in das Hotel zurückgekehrt, nachdem der Rauch des davondampfenden „Hudson“ seinen Augen unsichtbar geworden, und hatte New York noch an demselben Tage verlassen, um so schnell wie möglich nach San Francisco zurückzukehren. Er wollte die Arbeiten, die während seiner Abwesenheit vernachlässigt werden konnten, eifrig vorwärts treiben, keinen Tag verlieren, um die Trennung von seinem Freunde Nick so sehr wie möglich zu verkürzen. — Ohlsen dachte ebenfalls mit Behmuth an seinen alten John und ging während der ersten Tage der Ueberfahrt einsam und in sich gekehrt auf dem Verdeck auf und ab. Dann befreundete er sich mit seinen Tischnachbarn, bald darauf mit einigen anderen Passagieren, darunter die beiden hübschen Amerikanerinnen, die hinter ihm gestanden, als er von Maclean Abschied genommen, und die sich damals darüber gewundert hatten, daß der schöne, vornehm aussehende Mann so wild und laut schreien konnte; und als der „Hudson“ nach zwölftägiger Ueberfahrt in Liverpool zu Anker ging, war ein so vollkommenes „Flirtations-Verhältniß“ zwischen Herrn Nicolaus Ohlsen und Fräulein Rosa Ditson hergestellt, daß Betten am Bord des Dampfers gemacht wurden, die Beiden werden sich, noch bevor sie an's Land gestiegen seien, mit einander verloben. — Dazu kam es aber nicht, Dank dem vorsichtigen Vater des jungen Mädchens,

dem die Leute aus dem „Far West“ nur geringes Vertrauen einflößten, und der seiner klugen Tochter empfahl, sich auf nichts Ernstes einzulassen, bis er in Erfahrung gebracht habe, welcher Art die Verhältnisse des Herrn Ohlsen in Wirklichkeit seien.

Die beiden jungen Leute trennten sich von einander mit zärtlichem Händedruck, mit dem Versprechen, sich ganz regelmäßig zu schreiben und hatten sich bald darauf vollständig vergessen. Die hübsche Rosa Ditson ließ sich in Paris von einigen unzweifelhaft reichen, dort lebenden Amerikanern den Hof machen, und Nicolaus Ohlsen hatte in England vollauf Beschäftigung für sein Herz und seinen Kopf gefunden.

II.

Harry Maclean galt für einen glücklichen und beneidenswerthen Mann. Er erfreute sich des besten Rufes im Kreise der Geschäftsmänner, mit denen er verkehrte, er war reich und hatte eine schöne, kluge, liebenswürdige Frau und blühende, hübsche Kinder. — Aber Herr Maclean, obgleich er erst neun- unddreißig Jahre zählte, war seit geraumer Zeit schon ein ernster, wortkarger Mann geworden, den man nur selten lächeln sah und auf dessen Gesicht sich ein resignirter, kummervoller Ausdruck gelagert hatte, der seinem Ruf als glücklicher Mensch Lügen zu strafen schien. Er war in der That nicht glücklich.

Als Harry Maclean die schöne Monia Antoniadès gefreit, hatte er gewähnt, in ihr eine Frau nach seines Herzens Wünschen zu finden. Er war ein rücksichtsvoller Mann, aber dem entsprechend, in der Theorie wenigstens, nicht ganz anspruchlos. Als er, bald nach seiner Verheirathung, die Unklugheit begangen hatte, seiner Frau, die nur um wenige Jahre jünger und in gewissen Beziehungen lebenskluger als er war, seine Theorie über die Ehe auseinanderzusetzen, die in den trocknen Worten zusammengefaßt werden konnte: „Ich gebe Alles, was ich habe, um Alles zu empfangen, was Du hast“, da hatte Frau Monia ihn mit ihren großen Augen verwundert und kalt angesehen und ihm in ihrem Herzen — ohne Enttäuschung und ohne Bitterkeit — das Zeugniß ausgestellt, er sei ein Egoist und ein Pedant. Wäre Frau Monia im Stande gewesen, Betrachtungen anzustellen, so würde sie mit Leichtigkeit entdeckt haben, daß Harry Maclean zweifelsohne geneigt gewesen wäre, in der Praxis seine Ansprüche ganz erheblich herabzusinken, und daß er in der That ein rücksichtsvoller und anspruchloser Mensch war; aber die leichtlebige Russin fühlte nicht das geringste Bedürfniß, über die Eigenthümlichkeiten dieses methobischen Schotten oder über irgend etwas anderes nachzudenken, sondern begnügte sich, alle äußeren Eindrücke schnell und leicht zu empfangen, sich, je nach der Natur derselben zu amüsiren oder zu langweilen, jeden Tag mit dem Abend abzuschließen und an jedem Morgen ein neues Leben zu beginnen.

Harry Maclean gehörte zu jenen beklagenswerthen Menschen, die in dieser Welt voll Unklarheit, Mißverständnissen und Halbheiten nach vollständiger Klarheit ringen. Es ließ ihn dies häufig schwer und pedantisch erscheinen; Monia dagegen forschte nie nach Motiven und war im Stande, fünf Minuten nach einer peinlichen häuslichen Scene, ohne Anstrengung, mit voller Aufrichtigkeit heiter und liebenswürdig zu sein. — Der Schotte, dessen ganzes Leben harte, strenge Arbeit gewesen, und für den Ruhe etwas absolut Kostbares war, hatte gehofft, an Monias Seite ausruhen zu können. Er liebte sie. Er wollte sie glücklich machen; dafür sollte sie die Freude, der Friede seines Lebens sein. Aber Monia verlangte nicht nach Liebe, Glück, Frieden, Ruhe. Frau Monia war reich, jung und schön, und wollte sich am Leben erfreuen „sich amüsiren“, wie sie es nannte. — Am Arme des ehrbaren Herrn Directors in den schattigen, stillen Alleen des Parks spazieren gehen, dem arbeitsmüden Mann bei Tische gegenüber sitzen und sich, nach eingenommener Mahlzeit, mit ihm in eine ruhige Unterhaltung oder in die Lectüre eines guten Buches vertiefen, von Zeit zu Zeit einige Bekannte des Gatten empfangen, ebenso ehrenwerth und schwerfällig wie dieser und mit nicht minder ehrenwerthen Gemahlinnen gesegnet — das war kein Vergnügen für Frau Monia, dazu brauchte sie nicht jung und eine der gefeiertesten Schönheiten von London zu sein. Aber in der Oper sitzen und angestaunt und beneidet werden; in einer großen Gesellschaft, in blendender Toilette, die liebenswürdigsten Männer zu ihren Füßen sehen, Diesen durch einen vielversprechenden, sehnächtigen Blick berauschen, ohne im Entferntesten daran zu denken, daß gegebene stumme Versprechen je einzulösen; sich von Jenem kalt und strafend abwenden, ohne einen andern Grund als den, ein empfindsames Herz zu beunruhigen; überall Hoffnungen und Befürchtungen erwecken, ohne selbst bewegt zu sein, und dabei in den Blicken der Frauen ohnmächtigen Neid lesen — das war Leben!

Frau Monia war noch nicht drei Monate verheirathet gewesen, als sie sich in diesem Sinne ihrem Gemahl gegenüber klar und deutlich ausgesprochen hatte. Sie hatte damit Harry Maclean einen Schlag versezt, dessen Schwere er mit jedem Tage schmerzlicher empfand. Bei seiner selbstquälerischen Veranlagung, sich über sich selbst und Andere Rechenschaft ablegen zu wollen, hatte er sich klar gemacht, daß von einem innigen Zusammenleben mit seiner Frau, wie er es geträumt hatte, niemals die Rede sein könne. Sie hatte absolut kein Verständniß für das, was in der Tiefe seines Herzens vorging, sie ahnte nicht, daß das Herz überhaupt Tiefen hat, und sie stand in ihrer kalten Armuth nicht etwa neidisch vor den ihr verborgenen Schätzen — Mein! Das Schöne, welches sie nicht erkannte, hatte für sie etwas Lächerliches.

Harry Maclean malte sich sein zukünftiges Leben aus, und ihm graute davor. Er erkannte, daß er an eine Frau gefesselt sei, die ihn nicht liebte, die überhaupt nicht lieben konnte, deren höchste Ansprüche an das

Leben, auf Eitelkeit und Gefallsucht gegründet, ihm so niedrig erschienen, daß er dafür nur Verachtung empfinden konnte. — Er ging mit sich selbst zu Rathe. Er wollte nicht sagen: Alles ist verloren! Er wollte versuchen, aus dem Schiffbruch seines Glücks zu retten, was noch zu retten war. — „Man muß mit gegebenen Factoren rechnen“, sagte er sich. — Aber Monia war für ihn eine unberechenbare Größe, und er machte in seinem Verkehr mit ihr Fehler auf Fehler, für die sie ein grausames Gedächtniß hatte, und die ihn, zu seinem Ingrimm, der untergeordneten Frau gegenüber in eine ihr untergeordnete Stellung zurückdrängten.

Einmal, nachdem Maclean festgestellt zu haben glaubte, daß Monia völlig außer Stande sei, Güte zu würdigen, hatte er versuchen wollen, mit Strenge zu regieren. Er wußte wohl, daß er sich dabei nie glücklich und behaglich fühlen könne; aber er hoffte, es werde ihm gelingen, sich auf diese Weise Ruhe zu schaffen.

„Wir werden in diesem Jahre nicht ausgehen,“ sagte er, unmittelbar vor Beginn einer neuen Saison. „Meine Gesundheit gestattet mir nicht, mich, wie im vergangenen Jahre, wöchentlich ein halbes Duzend Mal bis tief in die Nacht hinein in überfüllten Räumen aufzuhalten.“

„Du denkst immer nur an Dich,“ antwortete sie. „Weshalb mißgönnt Du mir ein harmloses Vergnügen? Andere Frauen gehen ans! Weshalb soll ich immer allein zu Hause sitzen?“

„Du hast noch niemals allein zu Hause gegessen, und ich verlange nicht, daß Du es immer thust. Ich wünsche nur, daß wir nicht auch in diesem Jahre wieder jeden Abend ausgehen oder Besuche empfangen.“

„Das klingt schon etwas vernünftiger. Mir ist es auch ganz recht, daß wir eine Auswahl treffen und nur angenehme Gesellschaft sehen.“

In den nächsten Tagen trafen die ersten Einladungen zu Bällen und Dinets in üblicher Fülle ein. Maclean sah sich die Karten an und sagte ruhig:

„Schreibe ab. — Wir gehen nicht!“

Monia erwiderte kein Wort, aber sie saß ihm an an jenem Abend wie eine Statue stumm und kalt gegenüber, und als Harry ihr vorschlug, eine Promenade mit ihm zu machen, antwortete sie, sie sei müde. Gleich darauf zog sie sich in ihr Zimmer zurück, wo Maclean sie zwei Stunden später in gesunden Schläfe versunken vorfand.

Derselbe Auftritt wiederholte sich während der nächsten Tage. — Wenn sie ihn, zu ungewöhnlich früher Stunde, von ihrer stummen Gegenwart befreit hatte, so saß er allein in dem hellerleuchteten, großen Salon, voller Bitterkeit, in dem sicheren Vorgefühl, daß er in dem Kampfe, den er augenblicklich gegen seine Frau führte, unterliegen werde. — Sie würde das Leben, wie es sich während der letzten Tage gestaltet hatte, jahrelang ausgehalten haben. Ihr starrer, ruhiger Eigensinn war unbeugsam; er aber fühlte sich bereits erschöpft. Und doch glaubte er sich in seinem

Rechte. — Durfte er denn nicht von seiner Frau erwarten, daß sie Rücksichten auf ihn nehme? Sah sie nicht, daß er des Abends matt und zer-
schlagen, ruhebedürftig nach Hause kam, nachdem er den Tag über gearbeitet
hatte, damit sie und die Kinder in Wohlleben schwelgen und der Zukunft
sorgenlos entgegen sehen konnten? Waren seine Gesundheit und sein Frohsinn
denn ganz werthlos für sie? Hatte sie denn keine Pflichten als Hausfrau
und Mutter, lebte sie nur, um sich zu amüsiren?

Er ging im Hause und im Park grübelnd, bitteren und finsternen Gedanken
nachhängend, stundenlang auf und ab, bis körperliche Ermattung ihn zur
Ruhe trieb. — Am nächsten Morgen schied er ohne ein Wort der Ver-
söhnung von ihr. Das quälte ihn den ganzen Tag. Sie hatte es ver-
gessen, sobald er den Rücken gekehrt und kam ihm am Abend leichten Sinnes
aber mit demselben eifigen Gesicht entgegen, das ihm am Morgen das Herz
schwer gemacht hatte.

Bald darauf gab er nach. — Was sollte er anders thun? Ihre Un-
freundlichkeit machte ihm das Haus zur Hölle. — Sie schiedte sich sofort
in die neue Lage und zeigte ihm das freundlichste Gesicht.

Als er wenige Tage darauf in Frack und weißer Cravatte in ihrem
Zimmer saß und darauf wartete, daß sie ihre Toilette vollendet habe,
wandte sie sich vom Spiegel ab, und, mit einer kleinen Rose im Munde —
sie war damit beschäftigt, einige Blumen an ihrem Kleide zu befestigen —
sagte sie:

„Mein armer Harry, wie angegriffen Du aussiehst! Aber das wird
vorübergehen. Freue Dich doch über meine Freude! . . . Wie steht mir
die neue Haartracht?“

Er antwortete, ohne aufzublicken: „Sehr gut!“

Darauf, im Vorübergehen, streichelte sie ihm die Wange mit der Hand
und dann, in vollem Staat, in strahlender Schönheit, stellte sie sich vor ihm
hin, drehte sich langsam um und sagte:

„So! Nun sieh Deine Frau ordentlich an: von Kopf bis zu Füßen!
Gefalle ich Dir?“

Und im Vorgefühl der Triumphs, die sie feiern würde, gab sie ihm
einen flüchtigen Kuß.

„Nun komm', und sieh nicht so verdrrießlich aus!“ sagte sie, und
damit lief sie leichtfüßig voraus; er folgte ihr schleppenden Schrittes,
schweren Herzens.

Aber auch diese oberflächlichen Liebenswürdigkeiten ihrerseits hatten mit
der Zeit aufgehört. Maclean war immer verbitterter, sie immer gleich-
gültiger für seine Gemüthsverfassung geworden. — Es hatten Auftritte
stattgefunden, wo sie seiner Verstimmung mit schonungsloser Härte entgegen
getreten war:

„Ich weiß nicht, was Du von mir verlangst. Soll ich mich wie eine
Gefangene von Dir einschließen lassen? Versuche es! Soll ich zum Kinder-

mädchen und Aschenbrödel werden? Befiehl! Du verlangst, daß ich Dir zu Gefallen zu Hause bleibe. — Weshalb willst Du nicht mit zu Liebe ausgehen? Ist nicht mir recht, was Dir billig ist? — Wo bleibt Deine vielgerühmte Gerechtigkeit? — Du mißgönnt mir jede Freude, und dann wirfst Du mir vor, ich sei herzlos. — Wo sehe ich, daß Du ein Herz für mich hast? — Weil es Dir paßt, am Abend vor dem Kamin zu sitzen und die Zeitung zu lesen, deshalb erwartest Du, daß ich zu Hause bleibe: Lies Deine Zeitung — aber laß mich ausgehen! Ich verlange kein Opfer von Dir. — Gib Du mir meine Selbstständigkeit. Dein Ideal wäre aber, daß ich schlafe, weil Du müde bist. Hinter Deiner Vorliebe für Promenaden beim Mondschein und sentimentalen Plaudereien vor dem Kaminfeuer steckt grenzenlose Selbstsucht, unerträgliche Tyrannei. Du bist der größte Egoist, den ich je gesehen habe, und ein recht trauriger Egoist obendrein, der nicht dulden will, daß Andere sich freuen, weil er nicht das Herz dazu hat.“

Harry Maclean fand darauf Nichts zu erwidern. Monia peitschte seine nackte Brust mit Messeln, und sie war für ihn geharnischt vom Scheitel bis zur Zehe. Er konnte sie nirgends angreifen, nirgends verwunden. Er wurde des ungleichen Kampfes müde und zog sich zurück. Er erstrebte in seinem häuslichen Leben fortan nur noch, möglichst wenig Verdruß zu haben; auf jede Freude hatte er verzichtet. Er gewöhnte sich wieder an das leichte Londoner Clubleben, das er unmittelbar nach seiner Verheirathung aufgegeben hatte, und sah nur noch wenig von seiner Frau. Sie aßen zusammen — darauf beschränkte sich ihre Intimität. Im Uebrigen ging sie ihrer Wege, er seiner. Sie befand sich dabei ganz wohl und wunderte sich, daß er nicht auch vergnügt war. Er hätte sicherlich noch mancherlei Zerstreuung, wohl auch Beschäftigung für sein Herz außer dem Hause finden können — an Trösterinnen hätte es dem vornehmen, reichen Manne nicht gefehlt — aber dazu war er nicht veranlagt. Sein Herz war mit Bitterkeit getränkt, und Monia hatte ganz recht: er war ein Pedant, er war schwerfällig. — So genannte häusliche Scenen wurden immer seltener und hörten schließlich ganz auf. Monia war dafür in ihrer Weise dankbar. Sie hieß Maclean, wenn er des Abends heimkehrte, freundlich lächelnd willkommen, sie kleidete sich im Hause in einer Weise, von der sie annahm, daß sie ihm besonders gefiele, sie ging ihm entgegen, wenn sie seine Schritte im Park hörte, hielt die Wirthschaft in musterhafter Ordnung, sorgte für die Kinder und empfing die Freunde ihres Mannes, die dieser von Zeit zu Zeit bei sich sah, mit großer Liebenswürdigkeit. Die Maclean'sche Gastfreundschaft stand, Dank ihren Bemühungen, im besten Rufe. Als er ihr eines Tages dafür seine Erkenntlichkeit aussprach, antwortete sie ihm freundlich und ermunternd, ja mit einer gewissen Zärtlichkeit in der Stimme.

„Du siehst, wie leicht es ist, mit mir in Frieden zu leben. Ich mache Dir gern jede Freude, wenn Du es nur über's Herz bringen willst, mir

hie und da etwas gefällig zu sein, mich in meinem harmlosen Vergnügen nicht zu stören und mir zu gönnen, daß auch ich meine Freude am Leben habe.“

Maclean erwiderte darauf kein Wort, aber hätte sie beobachtet, wie er die Zähne zusammenpreßte, hätte sie gewußt, wie es in seinem Innern kochte, so wurde sie erschreckt gewesen sein. Er konnte jetzt ruhig neben ihr leben in stummem Ingrimm ob ihrer Trivilität; aber wenn ein Wort von ihr ihn daran erinnerte, wie sie sein ganzes Lebensglück zerstört, und welchen Erbärmlichkeiten sie es aufgeopfert hatte, wenn er sich sagte, daß sie nie zur Erkenntniß ihrer Kleinheit kommen, niemals ahnen werde, wie grausam sie ihn gekränkt habe, dann gährte es in ihm, und das Herz wurde ihm voll zum Zerspringen. — Und Niemand ahnte sein schweres Unglück, und er mußte es allein tragen, bis er darunter zusammenbrach.

III.

Der Director der Western Bank hatte soeben die letzten Wechsel und Briefe unterschrieben, die mit der Abendpost noch abgesandt werden sollten, und saß nun abgespannt, wie alle richtigen „Citymänner“ es gegen fünf Uhr Nachmittags werden, in seinem kleinen Bureau und schaute, ohne viel zu denken, auf den engen, feuchten Hof, den er von seinem Pult aus erblicken konnte, und in dem ein verkrüppelter Baum seine dürftig beblätterten Zweige wie klagend dem grauen Londoner Himmel entgegenstreckte, als die mit grünem Tuch überzogene Thür, die in das Hauptcomptoir führte, sich geräuschlos öffnete. Ein Diener trat herein. Maclean machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopfe.

„Geschäftsstunden sind vorüber,“ sagte er mürrisch. Aber er griff dessen ungeachtet nach der Visitenkarte, die ihm der Diener überreichte.

„Nicolaus Ohlsen aus San Francisco“ stand darauf.

„Lassen Sie den Herrn eintreten,“ sagte der Director schnell, und dann erhob er sich und blieb wartend an seinem Pulte stehen.

Er war in der That als der Zwillingssbruder John Macleans nicht zu verkennen: dieselbe riesige Gestalt, dieselben guten, dunkeln Augen, derselbe kindliche Mund. Aber die Züge des Directors, von der Stadtluft gebleicht, waren nicht so massiv wie die des Goldgräbers; und seine Haltung war gebeugt, wie die eines Mannes, auf dessen Schultern eine schwere Last ruht.

Die Thür schwang wieder geräuschlos in ihren Angeln, und Nicolaus Ohlsen erschien. Maclean ging ihm entgegen. Die Beiden begegneten sich in der Mitte des Zimmers, schüttelten sich kräftig die Hände und sagten gleichzeitig:

„Das freut mich!“

Dann trat Ohlsen einen Schritt zurück, und Harry Maclean mit einem wohlgefälligen, gemüthlichen Lächeln betrachtend, sagte er:

„Ja, Sie hätte ich erkannt! Es ist mir, als kenne ich Sie seit acht Jahren, gerade so lange, wie ich John Maclean kenne.“

Nach den ersten zwanzig Worten, die Maclean und Ohlsen mit einander gewechselt hatten, wurde das Gespräch zwischen den Beiden so ungenügend, behaglich, als ob sie sich in der That seit langen Jahren gekannt hätten. Ohlsen sprach ohne jeden Rückhalt, und Maclean lauschte mit wohlwollender Aufmerksamkeit.

„Nun,“ sagte dieser, als Ohlsen schwieg, „John schreibt mir, daß wir Ihnen hier eine Frau suchen sollen.“

„Ja,“ antwortete Ohlsen ruhig und bestimmt. „Ich will mich verheirathen.“

Maclean beobachtete Nicolaus mit demselben väterlichen Blick, mit dem sein Bruder den frischen Burschen zu mustern pflegte, und sagte:

„Das soll meine Frau besorgen. Sie wird Ihnen hübsche, junge Mädchen zeigen, daß Ihnen die Augen übergehen, und Sie nur die Schwierigkeit der Wahl haben sollen.“

„Das ist gut! Aber ich sage Ihnen im Voraus, daß ich sehr wählerisch, sehr schwer zu befriedigen sein werde. Sehen Sie, lieber Herr Maclean, ich habe eine unverantwortlich gute Meinung von mir. Ich bilde mir ein, daß die Beste gerade gut genug für mich ist. — Und warum sollte ich nicht höchst anspruchsvoll sein? Ich bin jung, reich, und ich kann der Frau, die ich lieben will, mein ganzes Herz und mein ganzes Leben geben. Sie soll es gut bei mir haben: jeden Genuß, den sie sich wünschen mag, keine Sorge. Ich will mich ihr ganz hingeben. So habe ich es mir immer gedacht: nichts Halbes! Aber dafür verlange ich, daß sie mich glücklich macht, und daß ich stolz auf sie sein kann. — Sie muß schön sein, sehr schön! Das ist eine Hauptbedingung. Und gut, und klug und vornehm obendrein. Das Alles steht auf meinem Programm, und ich beabsichtige nicht, irgend welche Zugeständnisse in dieser Beziehung zu machen.“

„Schön, gut, klug, vornehm,“ wiederholte Maclean lächelnd. „Etwas viel auf einmal. Muß sie auch reich sein?“

„Nein. Ich habe Geld genug für Zwei und für ein halbes Duzend mehr.“

„Aber sie muß Sie lieben?“

„Ja, das muß sie. Sie muß mich lieben, wie ich sie lieben werde, sonst kann mir alle Schönheit, Güte und Klugheit nichts nützen. Aber davor ist mir nicht bange. Zeigen Sie mir ein Mädchen, das mir gefällt, und ich will ihr sonnenklar machen, daß sie nichts Besseres und Weiseres thun kann, als sich in mich zu verlieben.“

„Oh! über den bescheidenen jungen Mann!“ rief Maclean lachend aus. „Kommen Sie, daß ich Sie mit meiner Frau bekannt mache. Ich freue mich auf ihr Gesicht, wenn sie hört, was Sie mir soeben gesagt haben.“

„Sie soll es hören: zehnmal, hundertmal, so oft sie will,“ entgegnete

Nicolaus ebenfalls lachend. — „Glauben Sie nur nicht, daß ich mit meinen Ansichten hinter dem Berg halten werde. — Ich suche mir eine seltene Perle von Frau, und ich suche, bis ich sie gefunden habe. Goldgräber sind geduldige Leute, lieber Herr. Das mußten Sie vielleicht noch nicht. Man gräbt — umsonst; . . . weiter — umsonst; . . . immer weiter und tiefer — immer noch umsonst. Aber man wirft die Schaufel nicht fort: man gräbt und gräbt — bis man gefunden hat. So ist es John und mir da draußen gegangen, und so will ich es hier machen: suchen — suchen — ohne müde zu werden . . . bis ich gefunden habe.“

Die Beiden hatten während des Sprechens das Bureau verlassen. Vor der Thür der Bank hielten mehrere Droschken. Maclean winkte einem der Kutscher, der schnell vorfuhr, und fragte dann Ohlsen, wo er sein Gepäck gelassen habe. Der Californier nannte ein Hotel.

„Da müssen wir also zunächst Ihre Koffer holen,“ meinte Maclean; „denn Sie wohnen natürlich bei uns.“

Nicolaus, für den das Wort „Gastfreundschaft“, einen weiten Begriff bedekte, fand dies ganz in Ordnung und begnügte sich zu sagen, er hoffe, er werde nicht stören — eine Bemerkung, die Maclean unberücksichtigt ließ. Der Kutscher empfing die Adresse des Hotels, in dem Ohlsen abgestiegen war, das Reisegepäck wurde dort abgeholt, und bald darauf saßen der Director und der Californier auf der Eisenbahn und fuhren nach Lower Norwood, einem friedlichen Ort, der eine halbe Stunde von London gelegen ist und in dem Harry Maclean inmitten eines großen Parks eine schöne, geräumige Villa besaß, die er seit seiner Verheirathung mit seiner Familie bewohnte.

Es war zu Anfang des Monats Mai. Mehr als zwei Stunden waren vergangen, seitdem Ohlsen sich seinem neuen Freunde vorgestellt hatte; und als die Beiden nun in den Park traten, hatte sich Abenddämmerung über die stille Landschaft gelagert. Die untergehende Sonne schimmerte goldig durch das dunkle Laub der alten Bäume, hinter denen Ohlsen undeutlich etwas Helles, die weißen Mauern der Villa, hervorleuchten sah. Maclean hatte einen engen Fußsteig eingeschlagen und führte den Weg.

„Sie wohnen ja hier wie im Urwalde,“ sagte Ohlsen.

Aber der Fußweg machte plötzlich eine scharfe Biegung nach rechts; und Ohlsen stand, nachdem er noch einige Schritte gegangen war, auf einem offenen Platze und erblickte, unmittelbar vor sich, ein großes Rasenbeet von saftigstem Grün, eingerahmt von einem weißen, breiten Kiesweg, auf dem man zu der nahen Villa gelangte. Vor der Thür des Hauses, zu der eine steinerne Treppe von wenigen Stufen emporführte, stand eine große, in helles Gewand gehüllte Frau. Sie hatte die Arme in fremdartiger Weise über die Brust gekreuzt und schaute regungslos in den Abend hinaus. Als sie die Schritte auf dem Kies hörte, wandte sie das Haupt langsam nach links, und als sie zwei Gestalten erblickte, von denen ihr die eine fremd war, hob sie die eine Hand und beschattete damit die Augen. Dann stieg

sie wunderbar ruhig, gleichsam als schwebte sie, die Treppe hinunter und trat den Ankommenen entgegen.

„Willkommen Herr Nicolaus Ohlsen!“

Der Californier nahm die schmale Hand, die ihm geboten wurde; aber er schien alle Fassung verloren zu haben, und starrte die schöne Erscheinung sprachlos an.

„Er kommt von weit her,“ sagte Harry Maclean mit weicher, treuherziger Stimme. „Sieh' nur, wie fremd ihm noch Alles ist. Nimm ihn freundlich auf; er hat nie eine Heimath gekannt.“

„Dies soll seine Heimath sein“, sagte Monia leise.

„Dies soll meine Heimath sein?“ wiederholte Ohlsen; aber nicht zustimmend, sondern zögernd, fragend.

Was ging plötzlich in ihm vor? Wie kam es, daß ihm die Kehle wie zugeschnürt war und daß ihn ein Schauer des Grauens überlief? Hatte er nicht dies Alles schon einmal erlebt? Das Getöse in den Straßen von London, — das Zusammentreffen mit dem Doppelgänger seines Freundes John — die rasselnde, schüttelnde Fahrt nach Lower Norwood — der Weg durch den dunkeln, stillen Park — die lichte, schöne Frauenerscheinung, die ihm entgegenzuschweben schien. — Alles war so bekannt — und doch wiederum so nebelhaft, undeutlich! . . . War dies Wirklichkeit . . . träumte er, oder hatte er es schon einmal geträumt? . . . Aber es fehlte noch Etwas. — Was? . . . Wie endete der Traum?

„Woran denken Sie?“ fragte Monia.

Er richtete seine Augen auf sie, ohne sie zu sehen und blieb stumm.

„Woran denken Sie?“ wiederholte Monia ängstlich.

Da schien er zu erwachen. Leben und Licht kamen wieder in seinen Blick; jedoch nicht der alte freudige, helle Glanz. Er strich sich wie Einer, der erschöpft ist oder sich sammeln will, das blonde Haar aus der Stirn und murmelte:

„Die lange Reise muß mich verwirrt haben . . . Mir war es . . .“ und dann stockte er wieder.

„Kommen Sie!“ sagte Frau Monia sanft, „Sie sind müde. — Hier sollen Sie Ruhe finden!“

Sie schritt voran, und die Drei traten in das Haus. Aber Ohlsen versank bald wieder in Nachdenklichkeit und blieb während des ganzen Abends wortkarg und zerstreut.

IV.

Es war ein heißer Sommertag. Im großen Park von Lower Norwood herrschte tiefe Stille. Die Bäume und die Vögel schienen, von der Mittagshitze überwältigt, zu ruhen. In der Villa, deren weiße Mauern im hellen Sonnenschein glänzten, waren Thüren und Fenster, Alles, was der heißen Luft und dem grellen Licht Eingang gewähren konnte, sorgfältig geschlossen.

Auch im Hause war es still; doch schlief dort nicht Alles. In dem großen Salon befanden sich zwei Personen, die an Schlaf nicht dachten: Monia und Nicolaus. — Sie lag, in weißem, leichtem Gewande auf einem niedrigen Sopha, den rechten, gekrümmten Arm unter dem Haupte, die linke Hand herabhängend und den Fußboden berührend. Ein stilles, räthselhaftes Lächeln: eine Frage, eine Herausforderung lagen auf dem schönen, weißen Gesichte. — Die großen, blauen Augen waren unverwandt auf Ohlsen gerichtet, der, den Blick zu Boden geschlagen, auf einem kleinen Sessel neben ihr saß.

„Woran denken Sie?“ fragte Monia. Es war etwas Leichtfertiges, Spöttisches in dem Ton ihrer Stimme.

Er warf ihr einen scheuen Blick zu, erhob sich schwerfällig und trat an das Fenster. Die Jalousien waren heruntergelassen, aber durch die schmalen Ritzen konnte er ein kleines Stück des Rasenplatzes vor dem Hause und einen großen schattengebenden Baum erblicken. Am Fuße dieses Baumes, auf dem Rasen, saß eine ältliche Frau und neben dieser ein Kind von fünf bis sechs Jahren, das sanft schlummerte und dessen Gesichtchen auf dem Schooße der Alten ruhte.

„Die kleine Johanna ist draußen,“ sagte Ohlsen. „Es ist vielleicht zu heiß . . . Soll ich sie hereinrufen?“

„Die englische Sonne ist nicht böse,“ antwortete Monia. „Lassen Sie das Kind; es ist wohl aufgehoben, wo es ist.“

Eine Pause trat ein. Ohlsen hatte die heiße Stirn gegen eine Fenster-scheibe gedrückt; aber sie gewährte ihm keine Kühlung.

„Woran denken Sie?“ fragte Monia wieder.

Er athmete tief auf; es klang beinahe wie ein Seufzer; und er wandte sich langsam nach ihr um. — Der lebensfrische, offene, muthige Ausdruck, der sein Gesicht vor wenigen Wochen noch so schön und liebenswürdig gemacht hatte, war verschwunden; die freundlichen, lachenden Augen, deren gerader Blick so treuherzig gewesen war, schauten unstät.

„Woran ich denke?“ antwortete er endlich. Seine Stimme, obgleich er leise, gleichsam zu sich selbst sprach, war heiser, — „Ich denke . . . ich denke, daß ich nach der City fahren will, um Harry abzuholen.“

„Das ist ein sehr erbaulicher Gedanke — bei fünfunddreißig Grad Hitze . . . Waren Sie als Goldgräber auch so phantastisch?“

„Als Goldgräber wußte ich, was ich wollte und was ich that.“

„Und hier giebt es keine Schätze zu heben, und Sie wissen nicht, was Sie wollen und was Sie thun. — Ist das richtig?“

„Ja,“ antwortete er kurz und ungeduldig.

„Und die seltene Perle, die Sie finden, nach der Sie suchen — suchen wollten, bis Sie sie gefunden hätten? — Schon müde, Sie starker Mann? . . .“

Er blickte mit einem Ausdruck rathloser Hilflosigkeit um sich. Sie lachte leise.

„... Oder liegt sie auf tiefem Meeresgrunde, so daß Sie verzweifeln, das Tageslicht wieder zu erblicken, wenn Sie nach ihr tauchen?“

Er antwortete nicht, und nur flüchtig streifte sein unstätter Blick die liegende Gestalt.

„Sehen Sie sich,“ fuhr sie harmlos freundlich fort. „Seien Sie nicht so unruhig. Bei diesem Wetter muß man hübsch am selben Platze bleiben. Kommen Sie hierher. Ich muß mich nach Ihnen umwenden, um Sie zu sehen. Es macht mich müde.“

Er näherte sich ihr zögernd und ließ sich auf dem Sessel an ihrer Seite nieder.

„Nun sehen Sie mich an,“ sagte sie sanft.

Er wandte sein Gesicht dem ihrigen zu. Ihre heißen, großen Augen ruhten unverwandt auf ihm. Er ergriff ihre schlaff herabhängende Hand und führte sie an seine Lippen. Sie ließ ihn gewähren, und wieder lagerte sich auf ihrem Antlitz das stille, räthselhafte Lächeln.

Er erhob sich plötzlich, ließ ihre Hand fallen und trat an das Fenster. Sie sah ihm, ohne Verwunderung, ohne Bewegung, immer noch lächelnd nach. Er blickte in den Garten. Die Alte und das Kind saßen unbeweglich an demselben Platze, an dem er sie vor einigen Minuten gesehen hatte. — Auf einmal, als habe er einen Entschluß gefaßt, ging er schnell auf Monia zu. — Aber einen Schritt vor ihr blieb er wie festgebannt stehen; dann nach kurzem Zaudern, wandte er sich der Thür zu, überschritt die Schwelle und, ohne ein Wort des Abschieds gesagt zu haben, war er verschwunden. — Monia erhob sich darauf ebenfalls. Sie trat vor den Spiegel, und leise singend, mit demselben stillen Lächeln auf dem Gesicht, ordnete sie ihre Haare. Dann nahm sie den alten Platz auf dem Sopha wieder ein und, die schlanken, weißen Arme unter dem Kopf gekreuzt, die großen Augen weit geöffnet, blieb sie lange Zeit unbeweglich liegen: ein schönes Bild der Ruhe und des Friedens. Endlich seufzte sie müde, wandte das Antlitz vom Fenster ab und war nach wenigen Minuten sanft und friedlich eingeschlafen.

V.

Nicolaus Ohlsen und John Maclean hatten sich, in Wort sowohl wie in Schrift, stets gut mit einander verständigt. Keiner von Beiden war ein Schwäger, und ihre Briefe konnten als Muster lakonischen Epistolarstils gelten. Maclean schrieb regelmäßig jede Woche einmal an seinen Associé um über die fortschreitende Auflösung des Geschäftes in Californien Mittheilungen zu machen. Er empfing dagegen zweimal im Monat eine kurze Berichterstattung von Ohlsen über dessen Erlebnisse in Europa. — Seit sechs Wochen jedoch waren diese Briefe nicht mehr pünktlich eingetroffen, und das letzte Schreiben aus London hatte dem braven John förmliches Kopferbrechen verursacht. Dieser Brief war zwar ungewöhnlich lang gewesen, aber hatte eigentlich doch nichts enthalten. Ohlsen hatte darin

philosophische Betrachtungen über die Schwäche der menschlichen Natur angestellt. — „Wo will der junge Mann hinaus?“ hatte sich John gefragt, und den Brief kopfschüttelnd bei Seite gelegt, um ihn bald darauf von Neuem aufzunehmen, noch einmal durchzulesen und sich schließlich ganz fest zu überzeugen, daß er ihn nicht verstehe. Er hatte dies auch in seiner Antwort klar und deutlich festgestellt: „Deinen letzten Brief vom 13. July habe ich erhalten, jedoch nicht verstanden. Wenn Du Preßcopie desselben behalten hast, so bitte ich Dich, dieselbe durchzulesen, um Dich zu überzeugen, daß der Brief mir in der That unverständlich sein mußte. — Ich hoffe Du bist bei guter Gesundheit. Ich habe über die meinige nicht zu klagen. — Das Haus in Montgomery-Street . . .“, und dann war der gewöhnliche Bericht erfolgt.

Seit Ankunft des Ohlsen'schen Briefes vom 13. July waren vier Wochen verfloßen. John Maclean war jedoch nicht beunruhigt. „Nix wird sich amüsiren“, meinte er. — Endlich gab Ohlsen wiederum ein Lebenszeichen von sich; aber sein Brief vom 5. August war grabezu räthselhaft. Er schrieb seinem Freunde, er wünsche nach Californien zurückzukehren und, um allen Fragen in London über den Grund seiner Abreise aus dem Wege zu gehen, bäte er seinen Freund, ihm zu schreiben oder zu telegraphiren, er, Ohlsen, solle nach Californien kommen, um dort bei der Abwicklung der noch laufenden Geschäfte behilflich zu sein.

Es paßte John Maclean durchaus nicht, den erbetenen Brief zu schreiben. Er war ein Mann, der die Wahrheit in Ehren hielt. Er schlug ärgerlich mit der Hand auf den Tisch und murmelte vor sich hin: „Weßhalb verlangt der Mensch von mir, daß ich lüge? Wenn Ohlsen sich nur durch Lügen retten kann, so muß er auf meinen Beistand verzichten.“ — Als Maclean aber eine Stunde später in seinem Comptoir saß, kamen ihm andere Gedanken. Ohlsen war kein leichtsinniger Mensch. Er hatte nie etwas Unnützes von Maclean verlangt. Wenn er diesen jetzt ersuchte, ihn nach San Francisco zu berufen, so mußte dies einen triftigen Grund haben. — „Man soll seinen Freunden am kräftigsten beistehen, wenn sie im Unrecht sind,“ sagte er sich. „Ohlsen wandelt augenscheinlich auf falschen Wegen; gerade deshalb ist es meine Pflicht, ihm die Hand zu reichen, wenn er sie gebraucht.“ — Damit setzte Maclean sich hin und schrieb, was Ohlsen von ihm verlangt hatte. Dann trug er den Brief selbst auf die Post, und während der nächsten Tage und Wochen ging er seinen Geschäften mit dem gewöhnlichen Ernste und der üblichen Umsicht nach.

Ein Monat ging dahin. Es kam keine Nachricht von Ohlsen. — Ein zweiter Monat verfloß. Ohlsen ließ nichts von sich hören. Maclean hatte ebenfalls nicht mehr geschrieben, da er vermuthet hatte, Nicolaus werde sich sofort nach Empfang seines Briefes auf die Reise machen. — Es wurde Maclean unheimlich zu Muth, die Verbindung mit seinem alten Genossen so lange unterbrochen zu sehen. Gegen Weihnachten, als er sich noch immer

ohne Nachricht besand, telegraphirte er seinem Bruder, um anzufragen, ob und wann Nicolaus Ohlsen London verlassen habe. — Die Antwort kam umgehend: — „Ich reise nicht. Brief unterwegs. Ohlsen.“

Macleane hatte sich gern an den Gedanken gewöhnt, seinen Freund bald wiederzusehen, und die Depesche verstimmte ihn nicht wenig. Er schimpfte an dem Tage, an dem er sie empfangen hatte, weiblich auf Ohlsen, ärgerte sich über dessen Rücksichtslosigkeit und endigte damit, daß er ihm im Geiste Alles verzieh. — Der durch die Depesche angezeigte Brief kam bald darauf an. Maclean erbrach ihn mit großer Ungebuld und warf ihn dann verdrießlich auf den Tisch. Das Schriftstück besagte kaum mehr als das Telegramm. Ohne sich auf irgend welche Erklärungen einzulassen, schrieb Ohlsen, daß Umstände, über die er keine Controle habe, es ihm unmöglich machten, England zu verlassen; er befinde sich übrigens wohl und grüße bestens.

Macleane hatte bei seinen Freunden in den Goldgruben fluchen gelernt und erinnerte sich dessen jetzt, um seinem Aerger Luft zu machen. Nachdem er aber fünf Minuten lang getobt hatte, brach er plötzlich in lautes Lachen aus: „Zehn zu Eins!“ rief er, „da ist ein Mädchen im Spiele. Wie konnte ich dem armen Rick zürnen, daß er verrückt geworden ist? — Ich wünsche dem jungen Menschen Glück!“

Nun wurde ihm auch Alles klar, wie er meinte: die Schöne hatte Rick erst vergeblich seufzen lassen, und darauf hatte dieser den selbstmörderischen Entschluß gefaßt, Europa den Rücken zu kehren. — So ist die Jugend! — Dann war die Spröde weicher geworden. Rick, in ihren Banden gefangen dachte natürlich gar nicht mehr daran, nach Californien zurückzukehren, und fand nichts einfacher, als seinem Freunde mitzuthellen, Umstände, über die er keine Controle hätte, verhinderten ihn, London zu verlassen. — „Natürlich hat der Bursche keine Controle mehr über irgend Etwas! Er thut einfach, was seine Schöne wünscht und erlaubt. So muß es sein!“

Macleane lächelte vergnüglich vor sich hin und beeilte sich, neue Pläne für die nächste Zukunft zu machen. — Er war, trotzdem er schon viel von der Welt gesehen hatte, in manchen Punkten naiv wie ein Kind geblieben, und seiner kindlichen Einfalt entsprang der Gedanke, die Seinen in London zu überraschen. Er malte sich dies Wiedersehen mit verlockenden Farben aus. Er wollte noch zweis oder dreimal nach England schreiben; aber seiner nahe bevorstehenden Abreise in keiner Weise Erwähnung thun. Rick und Harry mochten denken, er werde im Sommer kommen; seinen Falls würden sie ihn jedoch erwarten, wenn er sich nicht vorher anmeldete. Er konnte, ohne daß man in London eine Ahnung davon hatte, Amerika verlassen. Und eines Abends wollte er dann in der Dämmerungsstunde, wenn er, nach der ihm bekannten Lebensweise seiner Lieben, sicher sein durfte, sie Alle in der Villa von Lower Norwood vereint zu finden, „ganz kühl“ im Familienkreise seines Bruders auftauchen. — „Wie geht es Dir, Rick? Wie geht es Dir, Harry? Wie geht es Ihnen, Frau Schwägerin? Was machen

die Kinder?“ — so wollte er sprechen, „ganz kühl,“ als kehre er von einem Spaziergange heim. — Wie sie die Augen aufreißen und ihn wie versteinert, anstarren würden! Was Rick antworten würde, das mußte Maclean ganz genau: „Wie geht es Dir, Jack?“ mußten seine Worte sein. — Aber wie würde sich Harry, sein Zwillingbruder, sein zweites Ich geben, Harry, den er nun seit achtzehn Jahren nicht gesehen hatte? — Und die Frau Schwägerin? — Sie würde wahrscheinlich sehr erstaunt sein, das wettergebräunte, von schweren Schicksalsschlägen hart gehämmerte Ebenbild ihres Vatten zu erblicken. Aber sie würde ihm freundlich zulächeln und ihm sagen: „Willkommen zu Hause!“ Ja, „zu Hause!“ Das war ein schöner Gedanke. — Er malte und malte unverdrossen an dem Bilde des Wiedersehens, und zuletzt stand es so farbenreich und vollendet vor seinem Geiste da, daß er sich wunderte, nicht bereits längst daran gedacht zu haben, sich die Freude zu bereiten, an der sich nun sein Herz weidete.

„Ich möchte die erste halbe Stunde in Lower Norwood nicht für tausend Dollars hingeben!“ sagte er sich. — „Wie geht es Dir, Rick? Wie geht es Dir, Harry?“ — Es war beinah zu schön, um wahr zu werden; aber es mußte wahr werden! Was konnte das verhindern? — In den ersten Tagen des Monat März reiste er voll der schönsten Hoffnungen von San Francisco ab, und sechs Wochen später langte er wohlbehalten in London an.

VI.

John Maclean stand vor dem Hause seines Bruders. Er war sicher, sich darin nicht zu irren, denn der Constabler, den er befragte, hatte ihn bis vor die Thür geleitet und gesagt: „Dies ist Herrn Macleans Haus.“ Er hatte dabei hüflich an seinen Helm gefaßt, denn es war seinem Polizistenauge nicht entgangen, daß er einen nahen Blutsverwandten des angesehenen Bankdirectors vor sich haben mußte.

John öffnete die kleine Gartenthür, die neben dem großen Thor für Wagen angebracht war, und trat in den stillen Park, in dem die Vögel soeben zur Ruhe gegangen waren, und über den sich friedliche Abenddämmerung gelagert hatte. Seine schweren Schritte knirschten auf dem weißen Kies, der die sorgfältig unterhaltenen Wege bedeckte. Ein schöner, schottischer Schäferhund, mit glänzend schwarzem, seidenem Haar kam ihm in wilden Sprüngen bellend entgegen. — „Komm hierher!“ sagte John freundlich. — Das Thier stuzte und näherte sich vorsichtig dem fremden Besuch; dann, als habe es einen Freund erkannt, wedelte es mit dem Schweif und, neben John einherschreitend, führte es ihn gerade auf das Haus zu. Der Ankömmling streichelte dem Thier den Kopf und sagte vergnüglich vor sich hin: „Das wäre also der erste Freund, den ich hier antrefe; ein treuer Hund! Ein gutes Omen!“

John Maclean hatte den Tag über ruhig in London gewartet, um sein Programm ganz genau ausführen zu können. Er hatte zur Dämmerungsstunde in Lower Norwood eintreffen wollen und befand sich nun zur bestimmten Zeit dort. Aber jetzt, da er seine Geliebten in wenigen Minuten sehen sollte, schlug ihm das Herz so gewaltig, daß er einige Minuten still stehen mußte, um seine Fassung wieder zu gewinnen. Der Hund ging langsam voran und blieb oben auf der Freitreppe stehen.

Auf der rechten Seite der Treppe, die zu einer kurzen Veranda führte, stand ein Fenster offen, durch das man, von der Treppe aus, in ein Zimmer hineinblicken konnte. — John Maclean trat an dies Fenster und sah vor sich ein großes, stilles Gemach. In diesem, nicht weit von Fenster und demselben den Rücken kehrend, saß ein großer Mann. Neben ihm, auf dem Teppich, lag eine Zeitung, in der er gelesen hatte und die seiner müden Hand entfallen war. Er schien zu schlummern. — Nicht weit von ihm, auf einem niedrigen Sessel, befand sich ein junges, etwa sechszehnjähriges Mädchen, das den Kopf dem Fenster zugewandt hatte und den Fremdling mit großen Augen ängstlich beobachtete. — Wie hatte die trockene Einbildungskraft des Schotten etwas so Schönes geträumt! Sein Blick haftete gebannt auf dem weißen Gesichte des blonden Kindes.

„Vater!“ sagte dieses leise und zaghaft, „Vater!“

Der Schlummernde hob mit einer raschen Bewegung das Haupt. Das junge Mädchen zeigte nach dem Fenster. Der Bankdirector wandte sich um, dann sprang er in die Höhe, und die beiden Brüder standen sich gegenüber:

„Harry! Harry!“

„Jad!“

Sie liefen, der Eine aus dem Zimmer, der Andere nach der Hausthür und sie begegneten sich im Flur. Dort packten sie einander wie zwei Ringer an den Schultern und drückten sich und blickten, wie in einen Spiegel, der Eine in das Auge des Andern, und eine Minute lang konnte keiner von den Beiden Worte finden.

Jetzt, da die Zwillingsbrüder neben einander standen, sah man erst, daß das Leben die ursprünglich fast vollkommene Ähnlichkeit stark angegriffen hatte. John mit seinen schwarzen, dichten Haaren, den wettergebräunten harten Zügen und den mächtigen, herkulischen Gliedmaßen schien doppelt so stark und so schwer wie der Bankdirector, dessen hagere Gestalt gebeugt, und dessen glattrasiertes Gesicht von tiefen Furchen durchzogen war. Aber wie es in beiden Gesichtern vor freudiger Aufregung zuckte, und wie die dunkeln Augen in demselben warmen Glanze leuchteten, da war die außerordentliche Ähnlichkeit zwischen den Zwillingsbrüdern wieder unverkennbar.

„Nun komm herein!“ rief Harry endlich, „und sei hunderttausend Mal willkommen!“

Er ergriff Johns Hand und führte ihn in das Zimmer. Das junge Mädchen, das der Ankommende dort bereits erblickt hatte, war aufgestanden und hatte sich scheu auf die der Thür entgegengesetzte Seite des Zimmers zurückgezogen.

„Das ist Natalie, unsere Tochter,“ sagte Harry den fragenden Blick seines Bruders beantwortend. „Komm her, Kind, und begrüße Deinen Onkel, Onkel John aus San Francisco, von dem ich Euch so oft erzählt habe.“

Das schöne Mädchen näherte sich mit zu Boden geschlagenen Augen und ergriff die mächtige Hand, die der Californier ihr freundlich entgegenstreckte, und führte sie ehrfurchtsvoll an ihre Lippen. — Etwas Aehnliches war dem braven John niemals begegnet; er wußte nicht einmal, daß so Etwas geschehen könnte, und hatte das Mädchen deshalb auch ohne Widerstand gewähren lassen; aber als er seine rauhe Hand von den jugendlichen Lippen sanft berührt fühlte, da zuckte er zurück, und das braune, männliche Gesicht wurde von heißem Roth übergossen. Er sah seinen Bruder betroffen an, aber der sagte lächelnd:

„Das sind so fremdländische Sitten, die Monia dem Kinde angewöhnt hat, und die es wohl von selbst ablegen wird, wenn es längere Zeit unter uns lebt. — Natalie ist erst vor Kurzem aus einer Pension auf dem Continent zu uns gekommen,“ setzte er hinzu.

Das junge Mädchen hatte diesen Erklärungen befangen und beschämt zugehört. Ihr Stiefvater bemerkte dies und sagte freundlich:

„Ich mache Dir keine Vorwürfe, liebe Täscha. Nun geh' und rufe Deine Mutter und sage ihr, wir hätten Besuch bekommen; aber verrathe nicht, wer hier ist.“

Natalie wollte sich sofort entfernen. Einige Worte des Californiers hielten sie zurück.

„Wo ist Nid?“ fragte er.

„Er wird mit Monia spazieren gehen,“ antwortete Harry. „Sie werden Beide zusammen kommen.“

„Wo gehen sie spazieren?“

„Hier in der Nähe, im Park.“

„Dann laß mich sie auffuchen.“

„Wie Du willst,“ sagte Harry. „Es ist mir auch recht, daß wir noch etwas allein sind.“

„So darfst Du auf mein Zimmer gehen?“ fragte Natalie leise.

In ihrem Accent lag etwas Fremdartiges; aber die Stimme war unbeschreiblich anmuthig.

„Thu' was Du willst, mein Kind. Nur verrathe uns nicht, wenn Du Deine Mutter und Ohffen sehen solltest. — Wie Nid sich freuen wird!“

„Ja, er wird sich freuen,“ wiederholte John zerstreut. Dann athmete

er tief auf und setzte sich nieder, während Natalie mit einem stummen Gruß das Zimmer verließ.

Die beiden Brüder unterhielten sich darauf eine halbe Stunde lang mit großer Lebhaftigkeit. Jeder hatte viele Fragen des Andern zu beantworten und erzählte in gedrängter Kürze, was ihm während der langen Trennung begegnet war. — Plötzlich unterbrach Harry seinen Bruder.

„Es wird dunkel,“ sagte er. „Monia und Ohlsen können jeden Augenblick eintreten. Willst Du sie aussuchen, damit sie uns nicht überraschen? Wir wollen später weitersprechen.“

John war mit dem Vorschlage seines Bruders einverstanden, und die Beiden traten auf die Terrasse, um in den Park zu gehen. Da sagte der Californier:

„Du meinst, Nicolaus könne nicht weit von hier sein?“

„Zehn Minuten weit, falls er am äußersten Ende des Parkes sein sollte.“

„Dann laß mich ihn rufen, wenn Du nicht fürchtest, daß ich die Nachbarn erschrecke.“

„Die Nachbarn gehen mich nichts an. Rufe so laut Du willst.“

Da that John Maclean, wie Nicolaus Ohlsen am Bord des Dampfschiffes gethan, als er von dort aus seinem Kameraden Lebewohl zugerufen hatte. Er setzte beide Hände an den Mund und stieß einen langgezogenen, wilden Schrei aus:

„Haia—o—hi!“

Der civilisirte Bankdirector wich einen Schritt zurück.

„Ja,“ sagte er, „das könnte die Nachbarn in der That erschrecken. In welchem Lande der Welt schreien die Menschen so, den wilden Thieren gleich?“

Der Californier antwortete nicht. Er hatte eine Hand an das Ohr gelegt und lauschte aufmerksam. — Aber Alles blieb stumm. Da ließ er von Neuem, mit womöglich noch größerer Kraft, seinen wilden Ruf erschallen, und gleich darauf hörten die beiden Brüder Hundegebell, und in geringerer Entfernung als sie erwartet hatten, tönte es vernehmlich, wenn auch schwach zurück:

„Haia—o—hi!“

„Das ist Ohlsen,“ sagte James freundlich nickend. „Er kann schon nicht mehr so schön rufen wie in Californien; aber ich erkenne seinen Schrei. Da unten rechts ist es. Nun komm! — Wir wollen ihm entgegen gehen.“

VII.

John Maclean wohnte nun seit acht Tagen im Hause seines Bruders; aber er war nicht glücklich. Das Leben, das er führte, ließ ihn unbefriedigt. Er fühlte sich befangen, unbehaglich. Er wollte alle Schuld dafür auf sich nehmen. „Ich bin wie ein wilder Bär,“ sagte er sich; „ich passe nicht in

ein geregelter, ruhiges Familienleben.“ — Die pünktlichen Mahlzeiten, der Diener in Livree, der würdige „Buttler“, der ihm den Wein einschenkte, die Blicke der Frau Schwägerin — alles das und manches Andere ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Wohl und behaglich wurde ihm nur zu Muth, wenn er mit seinem Bruder oder mit den kleinen Kindern allein war. Dann konnte er noch laut lachen und Geschichten erzählen; aber ganz leicht wurde ihm selbst dann nicht um's Herz. Unter den wildfremden, rücksichtslosen Menschen, mit denen er sich sein Leben lang herumgeschlagen, hatte er sich mehr zu Hause gefühlt als hier im Kreise seiner besten Freunde und nächsten Verwandten. Diese nahmen allerhand befremdliche und nach seiner Ansicht vollständig unmotivirte Rücksichten auf ihn, die er wie stille Vorwürfe über seine eigene Rücksichtslosigkeit empfand, und die ihn bei jedem Schritt, den er in ihrer Gesellschaft that, aus der Befürchtung nicht herauskommen ließen, er könne trotz aller Behutsamkeit Unschidlichkeiten begehen. — Hätte er sich nur mit Nicolaus aussprechen können, so wäre alles gut gewesen. Dieser wußte, daß John Maclean nicht gewöhnt war, in engen Stiefeln einherzugehen, und es wäre gewissermaßen seine Pflicht gewesen, ihn, John, darüber zu belehren, wie man sich in England bei Tische, im Salon und in Damengesellschaft zu benehmen habe. Aber gerade Ohlsen's Haltung ihm gegenüber hatte ihm zuerst seine Unbefangenheit geraubt, war der Grund gewesen, daß er schon am Tage seiner Ankunft gefühlt, er sei ein fremdes, ein störendes Element in dem brüderlichen Familienkreise.

John Maclean war an jenem Abend seinem Genossen freudig entgegengeeilt; aber schon bevor dieser die ihm treuherzig entgegengestreckte Hand ergriffen, hatte der Californier gefühlt, daß der Mann, der ihm gegenüber stand, sein alter Nick nicht mehr sei. Wo waren die lebensfrischen, blitzenden Augen, die stolze, freie Haltung seines Freundes geblieben? Wie befremdlich leise und matt tönte die Stimme, die in den Goldlagern so hellen, festen Klang gehabt? — Ohlsen hatte gesagt: „Es freut mich, Dich zu sehen —“ aber er hatte nicht ausgesehen, als ob er sich wirklich freute. Und gleich darauf, ohne weiter ein Wort mit Maclean gewechselt zu haben, war er bei Seite getreten, um ihn in förmlicher Weise mit der schönen, großen Frau, die an seiner Seite unter den Bäumen hervorgetreten war, bekannt zu machen.

„Erlauben Sie mir, Ihnen meinen guten Freund, Ihren Schwager Herrn John Maclean aus San Francisco vorzustellen.“ —

„Herr John Maclean!“ — Jedes dieser drei Worte hatte dem Californier wie eine Beleidigung geklungen. „Jack“ oder „Mac“ so war er gewöhnt, von Nick angeredet oder bezeichnet zu werden; und nun nannte ihn dieser „Herr John Maclean!“ Was wollte Ohlsen damit sagen? — Er hatte ihn darüber befragt, sobald er mit ihm allein gewesen war.

„Was soll es bedeuten, daß Du mich meiner Schwägerin als „Herrn

Maclean vorstellst? Bin ich ihr ein Fremdling? Stehe ich Dir etwa gegenüber wie ein beliebiger Herzog von Sutherland oder Erzbischof von Canterbury? Beabsichtigst Du mir anzudeuten, daß ich Dich in Zukunft als „Herr Nicolaus Ohlsen“ anzureden habe und daß ich meine Briefe an Dich mit „Gehrter Herr“ beginnen und mit „Gehorsamster Diener“ schließen soll? — Bin ich von Sinnen oder hast Du den Verstand verloren?“

Ohlsen antwortete mit großer Traurigkeit in Stimme und Geberde:

„Ich glaube, ich habe den Verstand verloren oder bin nahe daran, ihn zu verlieren. — Ach, John, weshalb hast Du mir nicht telegraphirt, ich solle nach San Francisco kommen?“

Der Californier hatte sofort vergessen, daß er eigentlich der Leidige war.

„Was ist los?“ sagte er treuherzig, die schwere Hand auf die Schulter seines Freundes liegend. „Sprich heraus wie ein Mann. Wo drückt Dich der Schuh?“

Aber Ohlsen begnügte sich statt aller Antwort langsam und wiederholt den Kopf zu schütteln, und dabei bemerkte Maclean zu seinem grenzenlosen Erstaunen und seiner tiefsten Bekümmerniß, daß die Augen seines Freundes feucht wurden. — Ein weinerlicher Ohlsen! Wer hätte das je geglaubt! Die Freunde in Californien würden der Ansicht sein, Maclean mache sich über sie lustig, wollte er ihnen sagen, Nicolaus Ohlsen habe gestennt wie ein junges Mädchen oder ein altes Weib; Nicolaus Ohlsen befinde sich in einem Zustande, der in den Goldminen noch nicht entdeckt sei und den man in eleganten europäischen Kreisen mit „nervös“ bezeichne.

„Entschuldige mich, ich bin nicht wohl,“ sagte Ohlsen leise; und dann zog er sein Taschentuch hervor, beugte sein Gesicht tief herab, um es in seine beiden Hände zu legen, und blieb in dieser Stellung, ein Bild tiefen Seelenkummer, unbeweglich sitzen.

„Was ist vorgefallen? — Was ist los? — Was giebt es?“ fragte Maclean vollständig rathlos.

Aber Ohlsen antwortete ihm nicht.

Maclean wollte mit diplomatischer Feinheit das Gespräch auf etwas Anderes lenken. Er fing an, von Geschäften zu sprechen: das Haus in Montgomery-Street sei auf zehn Jahre vermietet, das in Portland ebenfalls. Ohlsen winkte abwehrend mit der Hand. —

„Das ist mir ganz gleich,“ sagte er.

„So? — Das ist Dir ganz gleich,“ erwiderte Maclean verlegt. — „Willst Du mir hochgeneigtest mittheilen, was Dir nicht gleich ist? — Was kümmert Dich? . . . Du willst nicht sprechen? — Nun wohl; ich will Dir die Mühe ersparen: an all Deinem Elend ist ein Frauenzimmer schuld!“

Ohlsen fuhr erschreckt in die Höhe und blickte seinen Freund verstört an.

„Leugne es nicht! Du kannst mir gegenüber die Komödie nicht durchführen. — Also nimm an, Du hättest von Anfang an wie ein vernünftiger

Mensch gehandelt und mir Vertrauen geschenkt, und ergänze nunmehr, was ich noch zu erfahren habe. — Wie heißt die Spröde, die Dich nicht erhören will? Weshalb weist sie Deine Bewerbung zurück? Berichte mir das genau, und dann wollen wir gemeinsam berathen, wie Deinem Uebel abzuhelpen ist. Es wäre doch wirklich schlimm, wenn Zwei wie wir ein junges Mädchen nicht zur Vernunft bringen sollten.“

„Du irrst Dich,“ sagte Ohlsen leise und ruhiger.

„Und Du willst mir nicht sagen, was Dir fehlt?“

„Ich kann es nicht.“

Darauf stand der Californier auf und ging einigemal im Zimmer auf und ab. Dann blieb er wieder vor Ohlsen stehen und sagte zutraulich: „Was meinst Du — sollen wir dem alten Lande wieder den Rücken wenden und nach Californien zurückkehren?“

Eine freudige Erregung flog über Ohlsens Gesicht.

„Nun gut, mich hält hier nichts,“ fuhr John fort, dem Ohlsens Bewegung nicht entgangen war. „Ich will noch einige Tage hierbleiben, um mich mit Harry ordentlich auszusprechen, nach Edinburg hinauflaufen, um die Mädchen zu begrüßen; und wenn ich damit fertig bin, was nicht lange dauern wird, dann hole ich Dich hier wieder ab, und wir treten die Rückreise an. Paßt Dir das?“

„Ja.“

„Das ist also eine abgemachte Sache. Aber nun zeige mir auch ein vergnügtes Gesicht. — In vier Wochen hast Du England und alles, was Dich hier kränken mag, hinter Dir gelassen.“

John hatte das Anerbieten, mit Ohlsen nach Californien zurückzukehren, freudig und aus eigenstem Antriebe gemacht. Aber bald darauf war es ihm leid geworden, ohne daß er sich hätte sagen können, woher seine Bekümmerniß kam. Er fing nicht etwa an, sich im Hause seines Bruders wohler zu fühlen — es wurde ihm dort im Gegentheil immer unbehaglicher zu Muth; aber ein unbeschreiblich wehes Gefühl beschlich ihn, wenn er daran dachte, daß er jenseits des Oceans die Stimme seines Bruders nicht mehr hören und Nataliens Augen nicht mehr sehen würde. — Er war kein Träumer; er hatte seine eigenen Gefühle niemals zu analysiren versucht. Er wußte nicht einmal, daß man über sich selbst, über sein Glück oder Unglück nachdenken könne. Er nahm Freud' und Leid, wie sie gerade kamen; aber nun konnte er nicht umhin, mit einer gewissen Angst an das einsame Leben in Californien zu denken. — „Was ist denn eigentlich mit mir geschehen?“ fragte er sich.

Er konnte auf diese Frage keine Antwort finden und suchte auch gar nicht nach einer Antwort; aber er fühlte, daß etwas Neues, Fremdes in sein Leben getreten war, das alles darin verriichte und veränderte, und wofür er noch keinen Platz gefunden hatte.

John war mit der kleinen Taischa, wie auch er Natalie jetzt nannte,

merkwürdig schnell befreundet geworden. Sie hatte ihre Befangenheit, die ihn selbst bei ihrem ersten Zusammentreffen eingeschüchtert hatte, in wenigen Tagen abgelegt, nannte ihn „Onkel John“ und hing sich zutraulich an seinen Arm, wenn er, eine kurze Pfeife rauchend, nach dem Essen seinen regelmäßigen Spaziergang im Park machte. Als sie das erstemal ihre leichte Hand auf seinen schweren Arm gelegt, war er roth geworden, wie an dem Tage seiner Ankunft, als sie ihm die Hand geküßt hatte. — „Fremdländisch,“ hatte er sich sofort gesagt, um die Vertraulichkeit zu erklären, die ihm gefiel; und sein Blick war mit Behagen und Wohlgefallen auf die zarte, lichte Gestalt gefallen, die wie ein Sonnenstrahl neben ihm herzuschweben schien. Er hätte gewünscht, „so ein kleines, zartes, schwaches Ding“ gegen alle Unbill zu schützen, ihm die Pfade zu ebnen und ihm das Leben leicht und angenehm zu machen. Sein Wohlwollen war deutlich in seinem Auge zu lesen, und Natalie schien dies zu verstehen und war zutraulich und harmlos mit ihm, wie Kinder es Kinderfreunden gegenüber sind.

Harry Maclean hatte Freude an dem Verhältniß, das sich zwischen seinem Bruder und seiner Stieftochter gebildet hatte; Frau Monia und Ohlsen schienen es nicht zu bemerken. Dieser war seit Wochen nachdenklich und zerstreut, jene bekümmerte sich dem Anscheine nach überhaupt nur wenig um das, was um sie her vorging. John und Tasha waren täglich stundenlang zusammen und hatten sich viel zu erzählen. Wovon sprachen sie? — Vom Leben, das John Maclean in Californien geführt hatte — und bei der Gelegenheit von Nicolaus Ohlsen, dessen Dasein Jahre lang mit dem seines Freundes auf das engste verbunden gewesen war.

Vierzehn Tage waren dahingegangen. John wußte nicht, was ihn in Lower Norwood festhielt; aber es wurde ihm schwer, sich von dort fortzureißen. Eines Abends endlich faßte er einen Entschluß. Er durfte sich nicht länger den Seinen in Edinburgh entziehen. Die regelmäßigen und kurzen Briefe seiner Schwestern, von denen ihm bald die eine, bald die andere schrieb, enthielten zwar nie eine Aufforderung, seinen Besuch bei Harry abzukürzen und nach Schottland zu kommen, aber es sprach aus denselben eine kalte Verwunderung darüber, daß dies nicht geschehe.

„Ich nehme an, Du wirst durch Geschäfte in London zurückgehalten,“ schrieb Katharina, die älteste Schwester.

John empfand diesen Satz wie einen verdienten Vorwurf, und am selben Abend, bei Tische, bald nachdem er Katharinas Brief gelesen und eine Weile still und nachdenklich dageessen hatte, sagte er plötzlich:

„Ich werde morgen nach Edinburgh reisen.“

Natalie war die Einzige, die verwundert und ängstlich aufblickte. Nicolaus schien die Worte seines Freundes gar nicht gehört zu haben, Monia denselben keine Beachtung zu schenken.

„Natürlich! Du mußt die Mädchen bald sehen,“ sagte Harry. „Wie lange gedenkst Du oben zu bleiben?“

„Nun, ich habe calculirt, daß ich es wohl schwerlich unter acht Tagen thun kann. Ich habe die Mädchen seit achtzehn Jahren nicht gesehen, und wir müssen doch endlich wieder Bekanntschaft miteinander machen.“

„Dazu wirst Du Zeit genug haben, wenn Du Dich einmal hier niederlassen hast.“ sagte Harry. „Man fährt jetzt mit dem Express nach Edinburgh, als wäre es eine Vorstadt von London.“

„Das ist richtig . . .“ John machte eine kurze Pause nachdem er diese Worte gesagt hatte, und setzte dann hinzu: „Aber es ist doch noch nicht sicher, wann und ob ich mich in London niederlassen werde.“

„Wo sonst?“ fragte Harry ruhig. „Ich empfehle Dir unter allen Umständen in London oder wenigstens in der Nachbarschaft von London zu bleiben. In Schottland hast Du keine Bekannten und, außer den Mädchen, keine Verwandte. Hier werden wir schon dafür sorgen, daß Du Dich nicht langweilst. Oder gefällt es Dir bei uns nicht?“

„Es gefällt mir sehr gut bei Euch . . . aber . . .“

„Nun?“ —

Die Andern waren jetzt auf das Gespräch aufmerksam geworden. Ohlsen schien befangen und blickte nicht von seinem Teller auf.

„Nun?“ fragte Harry von Neuem.

„Ja . . .“ sagte John langsam, mit der Hand über Mund und Kinn streichend, „ja . . . aber Du weißt doch, oder hat Nick es Dir noch nicht gesagt, daß wir noch einmal nach Californien zurück müssen . . . und zwar bald . . . nicht wahr, Nick?“

Monia bewegte den Kopf nicht, aber ihre Augen wanderten langsam nach dem Plaze hin, wo Ohlsen saß. Dieser nickte, ohne die Augen aufzuschlagen. — Ein großes und peinliches Erstaunen schien sich der übrigen Gesellschaft zu bemächtigen. — Tascha richtete einen flehenden Blick auf Onkel John. Monia faltete die Hände und rieb langsam die weichen, weißen Handflächen gegen einander. Aber sie sprach kein Wort. Harry allein gab seiner unangenehmen Ueberraschung klaren Ausdruck.

„Bist Du bei Sinnen?“ rief er. „Ihr wollt nach Californien zurückkehren? — Warum denn? Hast Du mir nicht zwanzigmal geschrieben und gesagt, Du hättest mit dem neuen Lande abgeschlossen und wollest nun im alten leben und sterben? Was bedeutet das? Ich verstehe Dich nicht! Sprich!“

„Ein anderes Mal . . . ein anderes Mal,“ sagte John, eine beschwichtigende Bewegung mit der Hand machend. „Ereifere Dich nicht! Ich bin ja kein leichtsinniger Mensch. Es hat alles seinen guten Grund.“

„Ich soll mich nicht ereifern?“ fuhr Harry leidenschaftlich fort. „Glaubst Du, ich würde Dich ziehen lassen, ohne daß Du mir sagst, was Dich forttreibt? — Was verdrießt Dich hier? Willst Du es mir sagen?“

„Nun natürlich werde ich es Dir sagen, natürlich; aber ereifere Dich nicht! Warte! Ich bin ja noch nicht fort.“

Ohlsen warf einen unruhigen Blick auf die beiden Brüder.

„Du willst jetzt nicht sprechen? — Gut! Also nach dem Essen!“ Harry schien vor Ungeduld und Aufregung zu ersticken. — „Ich kann nicht mehr essen!“ stieß er hervor und legte Messer und Gabel mit einer so ungeduldbigen Bewegung auf den Tisch, daß die Teller klirrten.

„Aber Harry!“ sagte John. „Sei doch nicht so aufgeregt! Du kannst Dir doch denken, daß ich nicht zu meinem Vergnügen von Dir fortgehe.“

Da richtete Harry Maclean die großen, schwarzen Augen sanft und liebevoll auf seinen Bruder, und seine Stimme war bewegt, als er mit inniger Zärtlichkeit sagte: „Mein alter John!“

Monia blickte mit Verwunderung auf die Beiden und schüttelte leise, kaum bemerkbar das Haupt. Ein sentimentaler Bankdirector! Es fehlte nur, daß der Goldgräber ebenfalls lyrisch wurde! Männer von vierzig Jahren, einer Familienvater, der andere ein Abenteurer! — Geschwisterliebe war eine schöne und achtbare Sache, aber sie sollte doch auch ihre Grenzen haben. Die Komödie, die da aufgeführt wurde, mußte einem jeden vernünftigen Menschen unverständlich oder lächerlich erscheinen.

Unmittelbar nach dem Essen versuchte Ohlsen, sich John zu nähern; aber Harry hatte bereits dessen Arm ergriffen und führte ihn in's Freie. Natalie folgte ihnen langsam und gesenkten Hauptes, nachdem sie ihrer Mutter eherbietig die Hand geküßt hatte. Nicolaus und Monia blieben einen kurzen Augenblick allein im Speisezimmer zurück; aber sie wechselten kein Wort, nicht einmal einen Blick mit einander und traten schweigend in den Salon.

„Wo sind die Herren?“ fragte dort Monia in gleichgültigem Tone.

Nicolaus wies mit einer stummen Geberde nach dem Garten.

„Tascha, mein Kind, rufe Deinen Vater,“ fuhr Monia fort.

Als das junge Mädchen sich entfernt hatte, beschäftigte sich Monia gelassen damit, den Kaffee einzuschenken. Sie hielt dabei die Augen gesenkt und summtte ganz leise ein russisches Lied vor sich hin. Ein eigenthümliches Lächeln — kein freundliches — spielte um ihren Mund. — Nach einer Weile blickte sie verstohlen auf ihren Gast. Als sie sah, daß dieser, die Augen gesenkt, anscheinend theilnahmslos dasaß, heftete sie ihre Blicke lange und fest auf ihn. Dann zog sie die Augenbrauen in die Höhe, athmete tief auf und setzte sich nieder. — Durch die offenen Fenster drang dumpf und kaum vernehmlich das Geräusch der großen Stadt, dem Brausen des fernen Meeres gleich. Das schrille Pfeifen einer Locomotive zerriß die Stille. Ohlsen fuhr erschreckt zusammen. Sie lächelte und sagte:

„Wie nervös Sie seit einiger Zeit geworden sind!“

Der leichte Schritt Taschas ließ sich hören, und gleich darauf trat das junge Mädchen wieder in das Zimmer.

„Vater läßt sagen, Ihr möchtet nicht auf ihn warten.“

Monia nahm darauf eine Tasse, lehnte sich nachlässig in den Sessel zurück, auf dem sie saß, und trank den Kaffee in kleinen Zügen aus. Nach einer kurzen Weile sagte sie Johann zu Ohlsen: — „Sie wollen rauchen. . . Ich habe auf meinem Zimmer zu thun . . . Auf Wiedersehen, zum Thee!“

Damit erhob sie sich und verließ das Gemach. Ohlsen war aufgestanden und hatte sich gebeugt und blieb jetzt gesenkten Hauptes am Tische stehen. Natalie beobachtete ihn. Er selbst schien die Anwesenheit des jungen Mädchens vergessen zu haben. Da redete sie ihn leise an:

„Warum sind Sie so traurig, Herr Ohlsen?“

Er blickte sie groß an; dann sagte er leise, nicht die an ihn gerichtete Frage beantwortend, sondern wie zu sich selbst sprechend: „Ich möchte, ich wäre todt!“

Darauf trat er geräuschlos in den Garten. Der dunkle, schwere Nachthimmel der Großstadt breitete sich über ihm aus. Nirgendes war ein Stern zu erblicken; nur der matte Widerschein von Millionen Gasflammen röthete die Luft in der Richtung von London. Plötzlich hörte Ohlsen den Rieß knirschen unter den schweren, langsamen Schritten der beiden Brüder, die leise sprechend vor dem Hause auf- und abgingen. Er trat in den Schatten, so daß er nicht gesehen werden konnte. Dort wartete er, bis die Beiden vorübergegangen waren, und dann begab er sich ungeschen auf sein Zimmer, wo er verharrte, bis ein Diener ihm meldete: Die gnädige Frau lasse ihn bitten, zum Thee zu kommen.

VIII.

Die Gesellschaft, die sich an jenem Abend um den Theetisch in der Villa von Lower Norwood versammelt hatte, war eine sehr unbehagliche. Nicolaus, der schon seit geraumer Zeit außer Stande zu sein schien, seine Niederge schlagenheit zu verbergen, saß stumm und theilnahmlos da. Aber auch der Hausherr, der sonst die Unterhaltung zu leiten pflegte, war heute von undurchdringlicher, unruhiger Nachdenklichkeit; und das, was seine Gedanken beschäftigte, mußte wohl peinlicher Natur sein, denn es verhinderte ihn, auch nur einen Wiffen zu genießen und sich auch nur mit einem Worte an der Unterhaltung zu betheiligen. Er sah angegriffen aus. Die glattrasierten Lippen waren fest zusammengepreßt, und ein schmerzlicher Zug hatte sich um seinen Mund gelagert. Man hätte sagen können, er sei in wenigen Stunden merklich älter geworden. — Seine rechte Hand lag auf dem Tische, und seit einer Viertelstunde klopfte er ununterbrochen mit dem Zeigefinger „1, 2, 3, . . . 1, 2, 3.“ — Das monotone, regelmäßige Geräusch hatte etwas Beunruhigendes. Harrys Augen waren auf die Lampe gerichtet, die in der Mitte des Tisches stand; aber von Zeit zu Zeit flog ein forschender Blick auf Nicolaus und auf Frau Monia. Diese erschien unbefangen und aß und trank mit ihrem regelmäßigen guten Appetit. Daß

sie nicht sprach, konnte nicht auffallen; denn sie war im Allgemeinen eine stille Frau.

Nach einer Weile wurde das tiefe Schweigen, das nur durch Harrys „1, 2, 3 . . . 1, 2, 3“ . . . unterbrochen, und dadurch noch bemerkbarer wurde, plötzlich Allen drückend.

„Eine schöne, warme Nacht,“ sagte John.

Frau Monia sah ihn verwundert an; und als Niemand auf die Bemerkung des Californiers einging, nahm sie selbst das Wort.

„Sind Sie noch immer entschlossen, uns morgen zu verlassen,“ fragte sie, sich an John wendend.

Dieser richtete einen unentschlossenen Blick auf seinen Bruder und sagte: „Was meinst Du?“

Jener hatte nicht gehört.

„Harry!“ fuhr John fort.

Der Angeredete schlug die Augen schnell, gleichsam erschreckt in die Höhe und fragte hastig: „Was giebt's?“

„Was meinst Du . . . soll ich morgen nach Edinburg gehen, oder ist es Dir lieber, wenn ich noch einige Tage hierbleibe? Besondere Eile habe ich nicht. Mir ist übermorgen gerade so recht wie morgen. Nur möchte ich die Mädchen nicht gar zu lange warten lassen.“

Harry dachte eine kleine Weile nach.

„Ich glaube, es ist am besten, Du gehst morgen,“ sagte er sodann. Gleichzeitig erhob er sich mit jener eigenthümlichen Unentschlossenheit in den Bewegungen, die man annimmt, wenn man eine Gesellschaft zum Aufbruch mahnen will. Frau Monia gähnte leise. Natalie legte eine Handarbeit zusammen, mit der sie sich seit einer Weile beschäftigt hatte. Dann standen alle wie auf ein gegebenes Zeichen auf und näherten sich der Ausgangsthür. Harry ging voran. An der Thür blieb er stehen.

„Der Expresß geht um zehn Uhr,“ sagte er, sich an seinen Bruder wendend. „Du begleitest mich nach der City, und ich bringe Dich dann zur Bahn . . . Gute Nacht!“

Er war gegangen ohne einem der Anwesenden die Hand gereicht zu haben.

„Ihr Bruder scheint sehr verstimmt über Ihre unerwartete Abreise,“ sagte Frau Monia zu John. — „Nun, vielleicht befinnen Sie sich noch eines Anderen.“

„Natürlich, natürlich,“ antwortete der Californier.

Es war ihm seit einigen Stunden, als wandle er in einem dunklen pfadlosen Walde. Er hatte sich verirrt und wußte nirgends einen Ausweg zu finden. Nichts Benehmen war ihm seit seiner Ankunft ein Räthsel. Seit einer Stunde war ihm Harry ebenso geheimnißvoll. Er würde nun zwar trotz alledem bald eingeschlafen sein, wenn er sich zur Ruhe begeben hätte, denn seine Nerven waren nicht leicht zu erschüttern; auch war er mehr verwirrt

als beunruhigt, doch war es ihm ganz angenehm, als Ohlsen ihn mit halb-lauter Stimme aufforderte, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen. Die Beiden wünschten den Damen gute Nacht und traten sodann in den Park.

„Worüber ist Dein Bruder so verstimmt?“ fragte Ohlsen besorgt, sobald er sich in genügender Entfernung vom Hause befand, um unbeobachtet sprechen zu können.

„Ueber meine Abreise. — Worüber sollte er sonst verstimmt sein?“ antwortete John.

„Hast Du ihm gesagt, weshalb Du abreißt?“

„Natürlich.“

„Was hast Du ihm gesagt? — Erzähle mir Alles.“

Ohlsen sprach mit auffallender Ungebuld.

John blieb stehen, nahm einen tiefen Athemzug, kreuzte die Arme langsam über der breiten Brust, maß Ohlsen vom Kopf bis zu den Füßen und sagte nach einer Pause:

„Ich will verdammt sein, wenn ich von alledem, was hier vorgeht, auch nur das Geringste verstehe! . . . Was ist los? Ist ein Mord begangen worden, verbirgt sich eine Falschmünzergesellschaft im Keller, oder wird ein Angriff auf die Bank von England geplant? — Wo spukt es? — Soeben hat Harry hundert Fragen über Dich an mich gerichtet, die ich alle nach bestem Wissen beantwortet habe, ohne auch nur zu ahnen, woher diese außergewöhnliche Interesse für Deine Angelegenheiten bei ihm kommt, — und jetzt brennst Du darauf, zu wissen, was ich mit Harry gesprochen habe. — Was hast Du mit Harry, und was hat er mit Dir zu thun? Du bist doch kein altes Weib, das neugierig ist, und Du hast doch kein böses Gewissen, daß Du Dich zu ängstigen brauchst, wenn Du erfährst, Jemand habe von Dir gesprochen. — Schenke mir reinen Wein ein, wenn Du etwas von mir erfahren willst.“

„Ist der Name Tschas ausgesprochen worden?“ fragte Nicolaus, unbekümmert um die Aufforderung zu sprechen, die John an ihn gerichtet hatte.

„Nein,“ antwortete dieser gedehnt.

„Der Deiner Schwägerin?“

„Nein.“ Diesmal kam die Antwort zerstreut aber schnell.

Eine Pause trat ein. John glaubte endlich verstanden zu haben. — Ob von Tschas die Rede gewesen wäre? — Das war Ohlsens erste Sorge gewesen. — John strich sich mit derselben Geberde wie sein Bruder Mund und Kinn, und ein nie gekanntes Weh beschlich ihn. Er empfand einen dumpfen Schmerz in der Brust wie wenn sie zugeschnürt würde, und er stand plötzlich still.

„Natürlich!“ murmelte er vor sich hin.

„Was willst Du sagen?“ fragte Nicolaus.

„Laß die Fragen! — Ich habe auch meine Gedanken.“ Die Worte waren in einem feindlichen, gehässigen Ton ausgesprochen. Aber der Sprecher schien sie gleich darauf zu bereuen. „Gieb mir einen Augenblick Zeit nachzudenken,“ sagte er milde. Er ließ sich schwerfällig auf eine Bank fallen, vor der er stehen geblieben war und, die Hände auf die Knie gelegt, den Kopf gesenkt, blickte er vor sich hin. — Also um Natalie handelte es sich! Natalie war es, die von Nicolaus geliebt wurde; und aus irgend einem noch nicht aufgeklärten Grunde war diese Liebe eine unglückliche! — Aber was ging das ihn, John Maclean an? Hatte er vielleicht für sich selbst an Natalie gedacht? — Nein, das hatte er nicht. Aber in dem Augenblicke, wo er verstanden zu haben glaubte, daß ein Anderer sich um sie bewerbe, ein Anderer, Jüngerer, ihrer Würdigerer, dem sie sich früher oder später hingeben würde, in dem Augenblick war ihm klar geworden, was er an dem Mädchen verlieren werde. Er hatte kein Glück für sich geträumt, aber nun fühlte er mit der bitteren Wehmuth selbstloser Menschen, wie elend er ohne Glück, wie dunkel das Leben ohne die lichte Natalie für ihn sein werde. — Alles dies zog wirr und wüß durch sein Gehirn. Er athmete schwer.

„Was giebt es?“ fragte Nicolaus, der besorgt vor ihm stehen geblieben war.

John erwachte wie aus einem Traum.

„Es ist alles in Ordnung,“ sagte er. „Ich will Dir helfen, mein Sohn.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Ich verstehe mich, das genügt. — Nun wollen wir die Geschichte noch einmal von vorn anfangen und wie zwei vernünftige Menschen besprechen. Also: was willst Du wissen? Was Harry gefragt, und ich über Dich gesagt habe? — Warte eine Secunde. Ich weiß nicht, woher mir der Kopf auf einmal so schwer ist. — Jetzt habe ich den Faden . . .“

Er zauderte noch einige Augenblicke, um sich zu sammeln, und berichtete dann in geschäftsmäßigem Tone: — „Als ich Harry sagte, ich habe versprochen, mit Dir nach Californien zurückzukehren, fragte er, was Dich dort hinziehe. — ‚Eine Frau,‘ sagte ich. ‚Zu Californien? Er wollte sich doch hier verheirathen, hattest Du mir geschrieben.‘ — ‚Nein, keine Frau in Californien, eine Frau von hier treibt ihn fort.‘ ‚Wer ist das?‘ — ‚Das mußt Du besser wissen. Mit wem ist Nicolaus hier zusammengetroffen?‘ — Darauf antwortete Harry nicht, sondern schien nachzudenken. Endlich richtete er allerhand Fragen an mich, die mir in dem Augenblick schwer verständlich waren. — Ich erzählte ihm unsere Unterhaltung, die ja kein Geheimniß war, wenigstens nicht für Harry; ich erzählte ihm auch, wie ich Dich verändert gefunden, wie ich Dich hätte ausforschen wollen, ohne daß es mir gelungen wäre, Dir Dein Geheimniß zu entreißen; daß aber für mich kein Zweifel darüber walte, daß eine Frau Dich umgewandelt, aus einem heiteren gesunden Menschen einen trübseligen Dackmäuser aus Dir gemacht habe.“

„Wie kamst Du dazu, das zu sagen?“ fragte Nicolaus zornig. „Hatte ich Dir irgend etwas Aehnliches anvertraut? Hatte ich Dir nicht im Gegentheil gesagt, Du irrtest, als Du schon bei unserer ersten Unterredung hier darauf verfallen warst, mir eine alberne Frauenzimmergeschichte anzuhängen?“

Aber John war nicht mehr so versöhnlich gestimmt wie an dem Tage, da er jene erste Unterhaltung mit Nicolaus gehabt hatte, und kurz angebunden entgegnete er:

„Es wird mir jetzt zu viel mit all' der Geheimnißkrämerei! Sprich heraus wie ein Mann oder laß mich in Frieden! Ich weiß nicht, was in Dich gefahren ist, seitdem Du Californien verlassen hast. Du bist wie umgewandelt. Wenn Du wieder der Alte sein kannst, so komm zu mir — ich bin immer da. Und damit gute Nacht!“

Er wandte sich mürrisch ab und wollte seiner Wege gehen.

„John, noch ein Wort!“

„Nun?“ fragte der Californier.

Nicolaus zauderte und sagte dann leise: „Entziehe mir Deine Freundschaft nicht! Ich fühle mich so elend, so allein! — O John, alter, guter, lieber Freund, ich wollte, Du stündest an meinem Grabe und sagtest: „Da liegt Einer, der treu war.“

John Maclean sah seinen Freund ernst an.

„Willst Du mir vertrauen?“ fragte er.

Nicolaus antwortete nicht.

„Nun wohl, ich will nicht weiter in Dich dringen. Ich gehe als Freund von Dir. — Du sprichst wie Einer, der eine große Sünde auf sein Gewissen geladen hat. Gott behüte Dich! Sieh niemals klein bei; sage niemals, Alles ist verloren! Das ist Weiberart. Männertroß kann Schmerz durchstehen. Es gibt immer nur einen richtigen Weg, auf dem ein Mann wandeln soll. Wenn Du ihn verlassen hast, so suche ihn wieder auf; und wenn er auch steil und steinig ist und Dir die Füße bluten macht, gehe muthig darauf vorwärts, unbekümmert um Schmerz und Müdigkeit! In fünfzig Jahren ist alles gleich, was wir erlitten haben und was uns erfreut hat; aber das, was wir Gutes und Schlechtes gethan haben, das blüht oder wuchert fort!“

Es war, als wäre ein Geist in ihn gefahren, und Nicolaus blickte der großen Gestalt, die sich jetzt abgewandt hatte und in der Nacht verschwand, mit weit aufgerissenen Augen nach, wie einer überirdischen Erscheinung.

IX.

Nachdem John Maclean acht Tage bei seinen Schwestern in Edinburg zugebracht hatte, sagte er sich, er habe nun wohl seinen verwandtschaftlichen Pflichten genügt und sei berechtigt, nach Lower Norwood zurückzukehren. Der Aufenthalt in Schottland hatte für ihn keine besondere Anziehung mehr.

Die „Mädchen“ hatten ihn mit großer Ruhe empfangen, als sei er statt achtzehn Jahre vierzehn Tage von ihnen getrennt gewesen; man hatte ihm „Vaters Bett“ gegeben, ihm bei Tische „Vaters Platz“ angewiesen und betrachtete seine Anwesenheit im elterlichen Hause als etwas Selbstverständliches, um das es sich nicht der Mühe verlohnte, ein Wort zu verlieren. — Katharina, die älteste, fünfzigjährige Schwester, die den Hausstand leitete, erkundigte sich mit einer gewissen Theilnahme nach seinen Lieblingsgerichten, die sie ihm eigenhändig und mit großer Kunstfertigkeit zubereitete; auch braute sie seinen Grog, wenn er am Abend mit den Schwestern um den reinlich und sorgfältig gedeckten Theetisch saß. Darauf beschränkten sich ihre Liebesbezeugungen. — Aber wenn er im besten Zimmer des Hauses seine kurze, mit starkem Tabak gefüllte Pfeife rauchte, was die Misses Maclean ganz in Ordnung fanden — „Vater hatte auch geraucht“ — und sich dabei sinnend, in Macleanscher Weise, Mund und Kinn strich, so ruhten Katharinas Augen unverwandt auf ihm und es war in denselben ein Ausdruck großer Liebe. Eines Tages, als er länger als gewöhnlich brütend dageessen hatte, erhob sie sich leise von ihrem Stuhl, trat zu ihm und legte ihm von hinten beide Hände auf die Schultern. Er wandte sich verwundert nach ihr um. Ihre Augen begegneten sich, die großen, ernsten Augen, die alle Macleans als Geschwister kenntlich machten. Sie blickte ihn lange an, und dann sagte sie ruhig:

„Es freut mich, Dich hier bei uns zu haben.“

„Natürlich,“ antwortete John verlegen, denn es war dies der einzige und erste Ausdruck von Zärtlichkeit, der ihm seit seiner Ankunft zu Theil geworden war.

Er fühlte sich bei seinen Schwestern ganz zu Hause. Er ging dort in Hemdärmeln einher, aß und trank nach seinen Gewohnheiten, empfand nichts von der Besangenheit, von der er sich unter den Augen seiner Schwägerin niemals freimachen konnte — und doch sehnte er sich nach Lower Norwood zurück: nach Harry, nach Rick — und nach Natalie. — Diese ging ihn eigentlich gar nichts an. Sie war bestimmt, über kurz oder lang, eines andern, eines bessern Mannes Weib zu werden, vermuthlich seines besten Freundes, Ricks. — Natürlich! — Aber er sehnte sich dennoch, sie wiederzusehen, ihre Stimme zu hören, ihre Hand auf seinem Arm zu fühlen. — Er wagte nicht, sich das zu sagen, er suchte sich selbst über die Beweggründe, die ihn nach London zogen, zu täuschen. Harrys und Ricks räthselhaftes Benehmen beunruhigte ihn. Er mußte versuchen, sich darüber Aufklärung zu verschaffen. Dann waren die Vorbereitungen zur Reise nach Californien. Er stand noch immer unter dem an Ohsen gegebenen Versprechen, dieselbe mit ihm anzutreten. Nicolaus hatte ihm sein Wort nicht zurückgegeben, er selbst es nicht zurückgenommen. Er hatte seinen Schwestern gesagt, er werde wohl noch einmal nach Californien zurückkehren, um gewisse Geschäfte in Ordnung zu bringen, und diese hatten die Mittheilung mit philosophischem Gleichmuth

aufgenommen. — Geschäft geht vor Vergnügen. — Aber im Grunde seines Herzens glaubte John nicht an die Abreise von England. Davon sprach er jedoch mit Niemand. Er wagte nicht einmal, es sich selbst zu bekennen.

Harry hatte seinem Bruder seit dessen Ankunft in Schottland nur einmal geschrieben. Nach Verlauf einer Woche brachte die Post einen zweiten Brief von ihm. Derselbe enthielt eine überraschende Mittheilung: Harry forderte seine Schwester Katharina auf, ihn in Lower Norwood zu besuchen und sich so einzurichten, daß sie längere Zeit bei ihm bleiben könne; er bedürfe ihrer.

„Dann muß ich wohl gehen“, sagte Katharina. — „Wann gedenkst Du zu reisen?“ fragte sie darauf ihren Bruder John.

„Wann kannst Du fertig sein?“

„Meine Sachen sind in Ordnung; ich kann heute reisen.“

„Dann wollen wir morgen gehen. — Was mag Harry von Dir wollen?“

Katharina konnte darüber keine Auskunft geben und schien auch nicht neugierig zu erfahren, was Harry von ihr verlangte. Er hatte geschrieben er bedürfe ihrer — das genügte!

John war wenig auf Neußerlichkeiten bedacht; aber als er im Geiste Frau Monica und Natalie mit Katharina verglich, da kam ihm der Gedanke, daß diese, ehe sie nach Lower Norwood ginge, noch etwas für ihre Toilette zu thun habe.

„Welche Kleider nimmst Du mit?“ fragte er.

Katharina blickte ihn erstaunt an und antwortete sodann, sie habe alles, was sie gebrauche; und um dies zu beweisen, zählte sie ihren Reichthum auf.

John hörte aufmerksam zu und verlangte, die Schätze persönlich in Augenschein zu nehmen. Das Reisekleid, welches Katharina darauf kopfschüttelnd vor ihm ausbreitete, fand seinen Beifall.

„Ein ruhiges Kleid; es geht“, sagte er billigend.

„Glaubst Du etwa, daß ich im Aufzuge einer französischen Komödiantin reisen werde?“ fragte Katharina spitz. — „Du kannst Dich auf mich verlassen: ich werde Dir weder unterwegs noch in London Schande mit meinem Anzug machen.“

Wiß Katharina gehörte nicht zu den Eitlen ihres Geschlechts; daß sie aber einen sichern, guten Geschmack habe, und sich billiger und besser anziehe als die meisten Frauen, war auch für sie ein unumstößlicher Glaubensartikel. John ließ sich jedoch durch seine Schwester nicht einschüchtern. Er war ein solider Geschäftsmann, der eine angefangene Sache zu Ende zu führen liebt. — Die Hauskleider mußten ebenfalls Revue passiren. — Und dann kam die Abendtoilette: ein schwerseidenes, braunes Kleid, das vor zwanzig Jahren gemacht, bei unzähligen Kindtaufen und Hochzeiten des Maclean'schen Clans getragen worden war und noch so gut wie neu aussah. — Die anderen Schwestern

hatten ähnliche Kleider, die alle ebenso kostspielig, altmodisch und gut erhalten waren. — Katharina warf einen Blick auf ihren Bruder, der ungefähr sagte: „Hiergegen werden die vornehmen Verwandten in London schwerlich etwas einzuwenden haben; es ist ein Kleid, das eine Königin zieren würde.“ — Aber John war auch dadurch nicht zu beeinflussen. Er prüfte das Kleidungsstück mit der Miene eines Kenners. Er hatte in San Francisco, wo die eiteln Frauen ihre Kleider von den ersten Pariser Schneidern beziehen, viel elegante Toiletten bewundert, und er hatte ein gutes Gedächtniß für alles, was seine Augen einmal gesehen. Er erinnerte sich jetzt der hellen und dunklen, geschmackvollen Anzüge, die Frau Monia und Tasha während seines kurzen Aufenthaltes in Lower Norwood zur Schau getragen hatten, und sagte kurz und bündig:

„Das geht nicht. Setz' Dir einen Hut auf und führe mich in das beste Confectionsgeschäft von Edinburg. Dort wollen wir aussuchen, was Du brauchst.“

Katharina und ihre Schwestern waren sprachlos. Sie empfanden die Verachtung des verehrten seidenen Kleides wie eine persönliche Beleidigung; aber John und Harry, denen sie alles, was sie im Leben besaßen, auch die braunseidenen Kleider verdankten — ohne ihnen dafür dankbar zu sein — hatten Rechte über sie, die sie unter keinen Umständen verkennen durften.

„Du mußt das besser wissen,“ sagte Katharina trocken, und damit verließ sie das Zimmer, um nach wenigen Minuten in Hut und Mantel, zum Ausgehen fertig, wieder zu erscheinen.

Der Besuch bei Lockhart & Cie., dem vornehmsten Confectionsgeschäft von Edinburg, blieb eines der größten Ereignisse in Katharinas Leben, John kaufte dort vier Kleider „eines lächerlicher theuer als das andere“, wie Katharina ihren staunenden und ein wenig eifersüchtigen Schwestern am Abend berichtete; und da er einmal beim Kaufen war, so erstand er auch einen comfortablen Reiseanzug, „wie für die Herzogin von Argyll“, Handschuhe „duzendweise“, Schuhe, „wenn ich ihn gelassen hätte, mit hohen Hacken, wie für eine Tänzerin“, und schließlich einen Koffer „wie einen Sarg“. — Er hatte dafür die Genugthuung, mit einer streng und vornehm aussehenden Dame zur Seite in Lower Norwood anzukommen. Die Summe Geldes, mit der er dies erkaufte hatte, und über deren Höhe die Schwestern gewissermaßen entrüstet gewesen waren, kümmerte ihn nicht. Katharina sollte auch im Aeußern als Ebenbürtige in das Haus ihres Bruders eintreten und sich neben ihrer Schwägerin und Natalie zu Tisch setzen.

Katharina hatte eine auffallende Familienähnlichkeit mit ihren Brüdern. Sie war als Frau verhältnißmäßig so groß wie diese als Männer, von gesunder Packerkeit. Sie hielt sich wie ein Grenadier, und ihre Bewegungen waren langsam und bestimmt. So war auch ihre Sprache. Sie hatte gewisse unbestreitbare Schönheiten: pechschwarzes, dichtes, schlichtes Haar, das in einfachster

Weise gescheitelt und glatt gekämmt, ihre große Stirn einrahmte; Zähne, die so regelmäßig und weiß waren, daß Mancher versucht sein mochte, sie für falsch zu halten, und schöne, dunkle, große Augen, die zwar gewöhnlich sehr ernst blickten, und geeignet waren, einen Dämpfer auf die Heiterkeit ihrer Umgebung zu setzen, die jedoch von treuer Ergebenheit erwärmt wurden, wenn sie sich auf Harry oder John hesteten. — Aber trotz aller dieser unzweifelhaften, einzelnen Schönheiten war Katharina keinesfalls eine angenehme Erscheinung. Ihr ganzes Auftreten hatte etwas Hartes und Ediges. Eine liebenswürdige Person, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, war sie nicht; aber Jedermann würde sie für wahr und zuverlässig gehalten haben. — Sie trat ihrer Schwägerin, die sie seit der Hochzeitsreise nach Schottland nicht wiedergesehen hatte, freundlich, aber mit der ihr eigenen, kalten Zurückhaltung entgegen; ihren Bruder Harry umarmte sie, und dann brückte sie Natalie und Nicolaus, die ihr von Harry vorgestellt worden waren, die Hände. — Nicolaus war sie mit einem günstigen Vorurtheil entgegengekommen. Sie kannte seine langjährigen Beziehungen zu John; Alles was ihr Bruder über ihn erzählt hatte, war geeignet, ihn ihr sympathisch zu machen. Aber sie hatte etwas ganz Anderes erwartet, als was sie nun in Ohlsen vor sich sah. Der höhlängige, bleiche Mensch, mit dem traurigen, unsicheren Wesen war nicht ein Mann nach ihrem Herzen. Sie wandte sich theilnahmslos von ihm ab.

In dem Hausstande Harry Macleans hatte sich seit jenem letzten Abend, den John dort zugebracht, nichts geändert. Es herrschte dort noch immer eine schwüle, schwere Stimmung. Frau Monia allein erschien unbesungen. Aber der Hausherr ging stumm und ernst einher, und Nicolaus erschien seinem Freunde John womöglich noch trauriger als vor der Reise nach Schottland. — Katharina beobachtete dies alles; ihren langsam umherschweifenden Augen entging nichts, was in ihrer Umgebung vorfiel. Ohlsens Traurigkeit war ihr vollständig gleichgiltig, aber die Niedergeschlagenheit ihres Bruders bekümmerte sie. So hatte sie ihn früher nicht gekannt, und auch nach der Erzählung von John hatte sie ihn sich so verändert nicht vorgestellt. Sie ergriff eine Gelegenheit, um John bei Seite zu nehmen.

„Was fehlt Harry?“ fragte sie. „Er ist, seitdem ich ihn zum letzten Mal im vergangenen Jahre gesehen habe, ein alter Mann geworden.“

„Es verdrießt ihn, daß ich nach Californien zurückkehre,“ antwortete John mürrisch.

„Mußt Du denn wieder fort?“

„Ich habe es Ohlsen versprochen.“

„Ohlsen ist nicht Dein Bruder.“

„Ich habe es ihm versprochen.“

„Zuerst solltest Du an Harry denken. Nun, vielleicht änderst Du noch Deinen Plan.“

„Ja . . . vielleicht . . . Aber mir selbst ist es unerklärlich, daß meine

Abreise Harry so tief verstimmt. Ich beabsichtige ja nicht für immer zu gehen. In wenigen Monaten kann ich wieder hier sein . . . Hat Dir Harry schon gesagt, weshalb er Dich hierhergerufen hat, wozu er Deiner bedarf?“

„Nein. Er sagte mir nur, er werde heute Abend auf mein Zimmer kommen, um ungestört mit mir sprechen zu können.“

Darauf winkte John seinem Bruder und trat mit ihm auf die Veranda.

„Was giebt es Neues?“ fragte er. „Weshalb hast Du Katharina gerufen?“

„Sie kann es Dir morgen erzählen,“ antwortete Harry. „Es ist mir lieber, daß sie es thut, als daß ich davon spreche.“

„Handelt es sich um etwas Wichtiges?“

„Ich fürchte: ja.“

„Und Du willst es mir nicht anvertrauen?“

„Ich vertraue Dir alles an; aber das, warum es sich handelt, sage ich lieber zuerst Katharina als Dir. Sie wird mit Dir sprechen . . . und dann kannst Du mit mir die Sache verathen: das heißt, wenn Du es für nöthig erachtest, und wenn Du es willst.“

X.

Katharina befand sich um zehn Uhr Abends auf ihrem Zimmer und wartete auf den Besuch, den Harry ihr angekündigt hatte. Sie war ungeduldig, aber sie ließ ihre Aufregung nicht sichtbar werden; und wie sie so gerade und kalt unter dem grellen Lichte einer über dem Tisch brennenden Gaslampe auf einem harten Stuhle saß, während das Sopha und die bequemen Sessel, die zum behaglichen Ausruhen im Schatten oder am Fenster einluden, leerstanden, war sie ein Bild anspruchsloser und rücksichtsloser Gleichgültigkeit. — Es wurde leise angeklopft. Sie erhob sich und öffnete die Thür. Harry stand vor ihr. Er trat geräuschlos in das hell erleuchtete Gemach, warf einen Blick auf die geschlossenen Fenster und rings um sich und ließ sich sodann auf einem Sessel nieder. Er blieb eine geraume Weile stumm. Katharina, die ihm gegenüber Platz genommen hatte, beobachtete ihn ruhig, sprach aber ebenfalls nicht. Endlich erhob sie sich und trat dicht an den gebeugten Mann heran und sagte mit erwärmender Bärtlichkeit im Blick und in der Stimme:

„Ein tiefer Kummer lastet auf Dir. Sage mir, was Dein Herz drückt.“

Sie hatte sich dicht neben ihn gesetzt. Er beugte sich an ihr Ohr und flüsterte ihr leise etwas zu.

Sie lauschte, während er sprach, mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen, und sie war eben so blaß geworden wie er. Als er schwieg, sagte sie leise:

„Ich hoffe, daß Du Dich irrst.“

„Das hoffe ich auch,“ antwortete er; „zübersichtlicher sogar, als Du nach meinem Bekenntniß annehmen magst. Aber die Befürchtung schon ist schrecklich. Sie nagt an mir wie ein tödtliches Gift. Ich hätte Dich vielleicht nicht rufen sollen — ein Mann muß allein tragen, was ihm auferlegt wird — aber ich bin in großen Nöthen. Es frißt mir das Leben ab. — Ich konnte die Unruhe nicht mehr ertragen.“

„Du hast Recht gethan, mich zu rufen.“

Sie stand auf und nahm sein Haupt und legte es sanft an ihre Brust. Und er, der starke Mann, ungewohnt solch' inniger, edler Zärtlichkeit, begann leise zu weinen. Man hörte es nicht; aber aus den weitgeöffneten, starren Augen rannen die Thränen unaufhaltsam über seine abgehärmten Wangen. Sie fühlte, was mit ihm vorging, ohne sein Gesicht zu sehen; aber sie blieb unbeweglich stehen; auch ihre starren, bleichen Züge zeigten keine Veränderung. Endlich erholte er sich. Er trocknete die Thränen, was sie nicht zu bemerken schien, drückte sie sanft von sich, nöthigte sie, wieder Platz an seiner Seite zu nehmen und sprach dann gefaßt und ruhig:

„Meine Verbindung mit Monia war ein großer Fehler. Ich bemerkte es bald nach unserer Verheirathung; aber das Geschehene konnte nicht wieder gut gemacht werden, und es blieb mir nichts zu thun übrig, als all' meine Kraft daran zu setzen, mein schweres Schicksal zu ertragen. Ich hatte mit dem Einsatz meines ganzen Glückes mein Loos in der großen Lotterie des Lebens genommen und eine Niete gezogen. Ich erkannte ohne Mühe Monias erschreckliche Hohlheit und Frivolität, aber ich konnte ihr nicht einmal einen Vorwurf deswegen machen. Jeder Versuch, sie zu ändern, wäre ein vergeblicher gewesen. Monia ist eben von Natur oberflächlich und herzlos, gerade wie sie schön ist. Sie könnte Niemand lieben, auch wenn sie es wollte. Sie würde einen anderen Mann, der ihr geistig näher stände, vielleicht glücklich gemacht, aber sie würde ihn nicht mehr geliebt haben, als sie mich liebt. Ich aber bin ihr nie Etwas gewesen, und kann ihr nie etwas sein und werde dereinst aus ihrem Leben verschwinden, ohne eine Spur zu hinterlassen, wie ein Stein, der in das Meer geworfen ist. Sie ist von schlechter Art. Sie hat keine Freude am Edlen. Sie hat kein Mitleiden. Ich wollte sie wäre todt! Sie hat nie etwas Gutes im Leben gethan, und wird nie etwas Gutes thun! Sie hat mein ganzes Glück zerstört.“

„Warum trennst Du Dich nicht von ihr?“ fragte Katharina.

„Ich habe kein gesetzliches Recht dazu, kaum einen Vorwand. Monia ist nicht positiv schlecht; sie ist einfach nicht gut. Eine Scheidung würde vor Gericht gar nicht zu begründen sein. Eine freiwillige Trennung aber, die ihr unter gewissen Bedingungen möglicherweise ganz lieb wäre, könnte die Lage verschlimmern.“

„Und doch hast Du nie geklagt, wenn Du nach Schottland kamst; ja, Du schienst uns allen ganz glücklich.“

„Ich habe mich nicht zu verstellen brauchen, um Euch ruhig zu erscheinen. Ob ich glücklich war oder nicht, das konntet ihr nicht bemerken, so lange ich darüber schwieg. Und bis vor Kurzem fühlte ich nicht das Bedürfnis, über meine Lage zu sprechen. Unerträglich ist dieselbe erst geworden, seitdem ich das Schlimmste: Schande für sie, für mich, für meine Kinder befürchten muß. — Wie soll ich Dir erklären, was bis dahin in mir vorgegangen ist? Ich habe Monias Mangel an Güte erst nach und nach entdeckt; ihre Häßlichkeit hat sich mir langsam enthüllt. Und es gab eine Zeit, als ich dafür nachsichtig war. Denn ich liebte sie. Ich hoffte lange, sie würde sich verändern, bessern, sie würde durch den Verkehr mit mir treu und gut werden. Als ich zu der Erkenntniß kam, das dies unmöglich sei, da war sie mir gleichgültig geworden. Deshalb konnte ich auch gewöhnlich ruhig sein — und ohne Anstrengung oder Heuchelei. Und wem hätte ich auch klagen können? — Aber oftmals bin ich in der Nacht aufgewacht mit dem schweren Schmerz über mein Unglück. Es lag mir wie ein Stein auf der Brust; es war mir, als müßte ich ersticken. Und ich hörte ihre regelmäßigen Athemzüge neben mir. Ich bin dann leise aufgestanden und in ein anderes Zimmer gegangen; ich habe mich an das Fenster gestellt und hinausgeschaut in den dunkeln Park, und ich habe mich tief unglücklich gefühlt, weil mein Leben so freudenleer und hoffnungslos geworden ist. Einmal war sie mir gefolgt. Ich hörte ein leises Geräusch hinter mir, und als ich mich umwandte, stand sie vor mir, eine weiße Erscheinung, mit aufgelöstem Haar und schlaftrunkenen Augen. Ich schrie auf, als sähe ich ein Gespenst. Sie legte ihre warmen Arme um meinen Nacken und sagte mit ihrer weichen Stimme: ‚Komm, es ist kalt. Daß mich mein Unglück nicht ruhen ließ, das ahnte sie nicht, das kümmerte sie nicht. Am nächsten Morgen hatte ich den Vorfall so gut wie vergessen. Ich war in der City und brauchte keine besondere Anstrengung zu machen, um meinen Geschäften in üblicher Weise nachzugehen.“

„So hast Du seit Jahren keine Freude am Leben gehabt?“

„Ich bin nicht immer unglücklich gewesen. Ich habe manchmal mein Unglück auf längere Zeit vergessen, mich noch über Vieles freuen können: über die Kinder, über Johns Heimkehr und manches Andere. Ich bin in Bezug auf Monia nicht anspruchsvoll, ja, ich bin in dieser Beziehung so bescheiden geworden, daß ich mich sogar noch über sie freuen kann: über ihre Liebe zu den Kindern, ihre Schönheit, über kleine Aufmerksamkeiten, die sie mir von Zeit zu Zeit erweist. Manchmal, wenn sie lange Nichts gethan hatte, was mich verletzte, konnte ich mir sogar noch einbilden, ich habe mich in ihr getäuscht, sie sei nicht weniger gut als viele andere Frauen. — Jetzt, begreifst Du, weshalb ich Euch nicht unglücklich erschieen.“

„Ich verstehe Dich. — Aber ich verstehe nicht, weshalb das, was Du jetzt fürchtest, Dich gleichsam zu Boden wirft. Mußtest Du nicht darauf vorbereitet sein?“

„Ich weiß nicht, wie ich Dir das erklären soll. Frauen denken in dieser Beziehung vielleicht anders und gerechter als Männer. — Unsere Ehe hat seit Jahren aufgehört eine glückliche zu sein; aber die Welt weiß davon Nichts. Monia gilt für eine tadellos anständige Frau, und sie war es auch, ist es vielleicht noch, in dem Sinne, den man in dieser Beziehung mit dem Worte ‚anständig‘ verbindet. — Wie schlecht und böse eine anständige Frau sein kann, das habe ich erfahren! Doch konnte ich mit ihr leben, so lange mir eine Befürchtung erspart blieb. Die Gefahr aber, die mir jetzt droht, hat mich ganz verwirrt. Es ist mir, als wäre ich bis dahin noch nicht unglücklich gewesen und als wäre das, was dann über mich hereinbrechen würde, unerträglich. — Ich bin ein unglücklicher Mensch, an Monia gefesselt zu sein. Doch dies Elend würde ich tragen mein Leben lang, ohne darunter zusammenzubrechen; — aber mit der offenkundigen Schande — da könnte ich nicht leben.“

„Was kann ich für Dich thun?“

„Ich weiß es nicht.“

„Weshalb hast Du mich gerufen?“

„Weil ich mich von Lug und Trug umringt fühlte und einen treuen Menschen in meiner Nähe haben wollte. Mit John kann ich nicht sprechen, obgleich er mir näher steht als Du; er ist ein Mann, und er ist sein Freund.“

„Du hast Recht gethan. Ich werde sorgen. — Und Harry, Eines verspreche ich Dir: So lange ich in ihrer Nähe bin, ist Deine Ehre sicher! Nun beruhige Dich! — Wirst Du schlafen können?“

Er saß noch eine Weile nachdenklich da, die Hände zusammengeschlagen, den Blick starr auf einen Fleck gerichtet. Endlich stand er auf und sagte zersplittert:

„Ich bin wie zerfchlagen. Gute Nacht, Katharina!“

XI.

Katharina hatte ihrem Bruder John zunächst nur einen sehr dürftigen Bericht über ihre Unterhaltung mit Harry erstattet. Sie hatte sich darauf beschränkt, zu sagen, Harry sei mit seiner Frau unzufrieden, ihre Oberflächlichkeit mache ihn unglücklich und beunruhe ihn über die Zukunft. John schüttelte den Kopf. Diese Erklärung für die Traurigkeit seines Bruders wollte ihm nicht einleuchten.

„Ist in jüngster Zeit etwas vorgefallen, was ihn beunruhigt?“ fragte er.

„Nein, es ist Nichts vorgefallen. — John, sie ist eine schreckliche Frau! Warum hat Harry sie genommen? Ein gutes schottisches Mädchen hätte ihn glücklich gemacht.“

„Hat er von meiner Abreise gesprochen?“

„Nein. Wir haben nur von seinem Verhältniß zu seiner Frau gesprochen.“

Der Californier war enttäuscht. Er hatte darauf gerechnet, daß sein

Bruder sich seiner Abreise von England widersetzen würde, und er hatte in seinem Geiste die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er Harrys Wünschen schließlich nachgeben werde. Zum wenigsten würde er ihm gern versprochen haben, in einer bestimmten kurzen Frist, in sechs Monaten etwa, von Californien nach London zurückzukehren. Aber nun war von ihm und seiner Reise gar nicht die Rede gewesen! — Er fühlte sich dadurch wie durch eine Vernachlässigung gekränkt. — Und doch war es die Anzeige seiner Abreise gewesen, die Harry zuerst in so große Aufregung versetzt hatte.

„Ich sehe meinen Weg nicht mehr,“ sagte John mißtrauisch. „Ich glaube, Du verheimlichst mir auch etwas. Jedermann scheint hier Geheimnisse zu haben: Du, Harry, Rick! Ich weiß nicht mehr, was ich von Euch und mir denken soll, wenn ich sehe, wie Ihr mich behandelt.“

„Du nennst den Fremden auf gleicher Linie mit Deinen Geschwistern!“

„Er ist mein Freund!“

„Er ist nicht Dein Bruder! . . . Er gefällt mir nicht!“ fuhr sie mit plötzlicher Leidenschaftlichkeit fort, die John erstaunt aufblicken machte. „Er gehört nicht zu uns! Was hat er hier zu suchen?“

„Bist Du von Sinnen!“ fuhr John auf. „Er ist unser Gast, und wir schulden ihm Ehre!“

„Und schuldet er seinem Wirths nichts?“

„Hat er in dieser Beziehung seine Pflichten verletzt?“

„Was weißt Du davon? — Ich glaube, er sät Unfrieden und sinnt Verrath!“

John hatte nun einmal in seinem Kopfe festgesetzt, daß Nicolaus nach Nataliens Hand trachtete. Weshalb dem jungen Mann das so verdacht wurde, begriff John nicht. Der Gedanke, daß es sich um ein anderes weibliches Wesen als Natalie handeln könnte, kam ihm nicht. Aber es erschien ihm als Pflicht, den Freund zu vertheidigen, auch wenn er dadurch sein eigenes Glück mit zerstoren half.

„Es ist erlaubt, um die Tochter des Hauses in ehrlicher Weise zu freien,“ sagte er.

„Um die Tochter des Hauses in ehrlicher Weise?“ wiederholte Katharina mit bitterstem Nachdruck auf die Worte „Tochter“ und „ehrllich“.

John trat einen Schritt zurück und starrte seine Schwester erschreckt an. — Sie beantwortete seinen fragenden Blick durch ein bedeutungsvolles Neigen des Hauptes.

„Unmöglich,“ brachte John endlich hervor. „Er ist treu wie Stahl.“

„Er ist wie alle Männer in den Händen einer Frau: ein schwankendes Rohr, unzuverlässig, weich wie Wachs. Sie hat ihn behext. Sie ist eine böse Hexe; es ist kein Tropfen guten Blutes in ihr!“

„Ich hoffe, Du irrst Dich, Katharina.“

„Wir wollen sehen!“

So nachdenklich war John Maclean noch niemals in seinem Leben gewesen, wie er es nach dieser Unterredung mit seiner Schwester wurde.

Was ihn dabei verdross, ja, worüber er sich schämte, das war, daß die Mittheilungen Katharinas ihn zwar im ersten Augenblick heftig erschreckt, aber schließlich doch nicht in dem Maße entrüstet hatten, wie dies hätte der Fall sein sollen. Und dazu kam, daß seine unverzeihliche Nachsicht nicht etwa aus der Freundschaft für seinen alten Gefährten Nick entsprang; nein — er wagte nicht, es sich einzugestehen, und doch stand es klar vor seiner Seele: es war etwas in dem Unglück seines Bruders, was ihn nicht schmerzte. —

Katharina dagegen hatte keine Nebengedanken. Sie verfolgte nunmehr nur ein Ziel. Sie wollte die Verräther entlarven. Sie heftete sich stetig und still, nimmer müde, erschrecklich ermüdend, an Monias Schritte. Wo diese erschien, folgte ihr Katharina wie ein Schatten, ohne ein Wort der Erklärung für ihre Anwesenheit zu geben, ohne im mindesten den Mißmuth zu beachten, den ihre Zubringlichkeit binnen weniger Tage bei dem Opfer derselben hervorrufen mußte. — Was Katharina that, das that sie nicht zu ihrem Vergnügen; und es war für sie ohne Interesse, ob sie damit Andern Freude machte oder nicht. Es handelte sich für sie nur darum, ihrem Bruder zu nützen, ihm Aufklärung zu verschaffen. Alles Andere war in dem Augenblicke Nebensache für sie. — Aber sie war in ihrem rückwärtslosen Eifer zu weit gegangen. Frau Monia lehnte sich auf. Sie klagte Harry unbefangen und unverhohlen ihr Leid.

„Deine Schwester ist hier herzlichst willkommen,“ erklärte Frau Monia ihrem Mann in dem Ton einer Frau, die sich in ihren unantastbaren Rechten gekränkt sieht. — „Ich bin ihr auf das Freundlichste entgegengekommen und werde dies auch in Zukunft thun; aber ich wünschte, Du machtest sie darauf aufmerksam, daß wir hier in England in Bezug auf unsere Gäste und Wirths andere Sitten haben als in Schottland zu herrschen scheinen. Ich will unberücksichtigt lassen, daß ich mich von Deiner Schwester, sobald ich mit ihr zusammen bin, fortwährend beobachtet fühle, ja, daß sie jeden Hausbewohner und das ganze Hauswesen auf das strengste zu überwachen scheint. Sie beginnt ihre Inspectionen, sobald sie aufsteht und unterbricht sie selbst während der Mahlzeiten nicht. Wenn sie die Suppe isst, schweifen ihre Augen langsam und unermüdlich von Einem zum Andern. Es kann kein Wort, kein Blick gewechselt werden, ohne daß sie es zu notiren scheint. — Das ist eine Eigenthümlichkeit, unter der wir Alle zu leiden haben und von deren Beschwerte ich meinen Theil mittragen will, ohne mich zu beklagen; aber dieselbe äußert sich mir im Besondern gegenüber in einer Weise, die mir lästig wird. — Deine Schwester verfolgt mich auf Schritt und Tritt, von dem Augenblick an, wo ich mein Zimmer verlassen habe. Da ich ihr dabei unmöglich eine böse oder auch nur unfreundliche Absicht unterschieben kann, so nehme ich an, sie hält sich mir gegenüber verpflichtet zu dieser steten Begleitung, die übrigens für sie eben so ermüdend sein muß wie für mich. Ich könnte ihr darüber nichts sagen, ohne sie zu verletzen. Dies entspricht nicht meiner Absicht, und würde mir peinlich sein; deshalb bitte ich Dich, mit ihr darüber zu reden. Eine Bemerkung von Dir, daß

es bei uns Sitte ist, die persönliche Freiheit eines Jeden möglichst zu achten, wird sicherlich den gewünschten Erfolg haben. Sollte das nicht der Fall sein, so würde ich mich genöthigt sehen, meine Lebensweise zu ändern. Ich bin kein Kind mehr, das seine Gewohnheiten mit Leichtigkeit aufgibt. Ich habe es seit fünfzehn Jahren verlernt, stets Jemand um mich zu haben, niemals allein, ungestört zu sein. Und wenn ich in unserm Salon und Garten nie mehr meine eigene Herrin sein kann, so werde ich mir die wenigen Stunden Ruhe und Einsamkeit, deren ich bedarf, in meinem Schlafzimmer sichern."

Frau Monia hatte diese lange und wohl begründete Klage am Abend vor dem Schlafengehen geführt, als sie mit Harry allein war. Dieser hatte ihr zugehört, ohne sie mit einem Worte zu unterbrechen. Das Zimmer war matt erleuchtet durch eine Lampe, die in der Mitte auf einem niedrigen Tische stand, und deren mildeß Licht noch durch einen farbigen Schirm gedämpft wurde. Er konnte Monias Gesichtszüge nicht deutlich erkennen. Aus ihrer Stimme klang nicht die geringste Erregung. So sprach eine Frau, die ihr gutes Recht gegen unbefugte Angriffe vertheidigt. — Aber dies überzeugte Maclean nicht. Er hatte sich seit Jahren seine Ansichten über Monia gebildet: dazu gehörte auch, daß sie in gewissen Rollen eine Schauspielerin ersten Ranges sei. Eben so ruhig, wie sie jetzt angriff, hatte sie sich stets vertheidigt, auch wenn sie im Unrecht war und dies wußte, und keinen Zweifel darüber hegen konnte, daß ihr Mann von ihrer richtigen Selbsterkenntniß überzeugt sei. Sie hatte den Grundsatz, niemals einzugestehen, daß sie Unrecht habe. Daß dies ungerecht sei, war ihr gleichgültig. Hatte sie irgend etwas Ungefälliges gethan und machte man ihr darüber einen Vorwurf, so setzte sie sich darüber hinweg, daß sie den Tadel durch ihre Handlung hervorgerufen hatte, und klagte nur darüber, daß ihr überhaupt ein Vorwurf gemacht werde. — „Du bist sehr unfreundlich," sagte sie dann und zog sich wie eine unschuldig Getränkte zurück. — Das starke Gerechtigkeitsgefühl des Schotten empörte sich gegen eine solche Auffassung; aber er fühlte sich dagegen machtlos, denn er wußte aus Erfahrung, daß nichts seine Frau bewegen werde, auf den von ihm getadelten Vorfall selbst zurückzukommen, und daß jede neue Bemerkung darüber von Monia nur als eine neue Härte zurückgewiesen werden würde. — Schließlich sagte er sich dann gewöhnlich, daß er um eine „Kleinigkeit" — in den meisten Fällen handelte es sich in der That nur um Kleinigkeiten — zu großes Aufheben mache, und ließ den Gegenstand fallen, nicht ohne das bittere Gefühl, daß das gute Recht leide. Dann triumphirte sie — und nicht immer im Stillen. „Da hast Du Dich und mich wieder einmal recht unnütz geärgert," pflegte sie bei solchen Gelegenheiten zu sagen: „Ein anderes Mal sei doch vernünftiger." — Es waren Nabelstiche, mit denen sie ihn verletzten, aber es war, als seien sie vergiftet, so schmerzten sie ihn. — Ähnliche häusliche Scenen, die in den ersten Jahren der Ehe häufig gewesen, waren mit der Zeit selten geworden. Maclean vermied dieselben ängstlich, und Monia gehörte zu der

Klasse von Frauen, die wenigstens dann verträglich sind, wenn man ihnen in allen Dingen nachgiebt. Sie hatte seit Jahren ihren freien Willen und that beinahe nur noch, was ihr gefiel. Alle Angriffe auf ihre Selbständigkeit waren von ihr systematisch zurückgewiesen worden — selten mit ehrlichen Waffen. Das kümmerte sie nicht. — Johanna, Harrys jüngstes Kind, fand es ganz in der Ordnung, ihren Bruder mit den Nägeln zu kränken, wenn sie sich mit ihm zankte. Der kleine Harry weinte und wurde wüthend. Aber er war ein richtiger Junge, und es wäre ihm unmöglich gewesen, seine Schwester wieder zu kränken. — Maclean fühlte sich von den rothigen Nägeln seiner Frau zerfleischt; — er knirschte dazu mit den Zähnen, aber es war ihm unmöglich, mit denselben Waffen zu kämpfen wie sie. Ihr Gleichmuth, ihre Höflichkeit, ja nicht selten ihre Zärtlichkeit nach solchen Scenen waren ihm ein Gräuel. — Aber auch dagegen war er machtlos. — Er hatte eine Furcht: er wußte, daß er jähzornig werden konnte. Manchmal fühlte er, angefaßt von der Ungerechtigkeit Monias, das Blut in seinen Adern kochen. Er kämpfte mit der Kraft eines starken männlichen Willens gegen solche Aufwallungen. Aber wenn seine Kraft einmal nicht genügte, wenn der Zorn seiner Herr wurde! — Nein, das sollte nicht geschehen! — Wenn er fühlte, daß ihm ob ihrer Ungerechtigkeit das Blut zu Kopf stieg, so entfernte er sich aus ihrer Gegenwart; und sie sah ihm dann achselzuckend und lächelnd nach. Sie wußte in solchen Fällen nicht, daß sie in Lebensgefahr geschwebt hatte. — Und wenn sie es gewußt hätte, so würde das auch nichts an ihrem Benehmen geändert haben.

In dem vorliegenden Falle, gelegentlich ihrer Klagen über Katharinas Benehmen, erkannte Maclean, daß er seine Schwester nicht vertheidigen konnte. Es war wieder die alte, elende, verächtliche Geschichte. — Daß Katharina guten Grund hatte mißtrauisch zu sein — davon war nicht die Rede, sollte und konnte nicht die Rede sein! Aber daß Katharina ihre Schwägerin überwachen zu wollen schien, — das war unerträglich, dagegen erhob sich der starke Einwand. — Frau Monia hatte, nachdem sie gesprochen, Harry ungestört seinen Gedanken überlassen und sich mit ihrer Toilette beschäftigt. Jetzt stand sie im Nachtgewand vor ihm und sagte freundlich:

„Ich darf wohl darauf rechnen, daß Du Deiner Schwester meine Wünsche mittheilst. Dein Takt und Deine Liebe zu ihr bürgen mir dafür, daß dies in schonender Weise geschieht. — Gute Nacht! — Ich bin müde.“

Sie reichte ihm die Wange zum Kuß, die er mechanisch, kalt berührte, und legte sich nieder; und bald darauf zeigten ihre regelmäßigen, tiefen Athemzüge, daß sie des erquickenden Schlafes ruhe, dessen sich der Gerechte seltener erfreut, als der Herzlose. — Er stand leise auf und verließ das Zimmer, auf den Fußspitzen. Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, richtete sich Frau Monia im Bett in die Höhe und blickte nachdenklich um sich, mit einem sorgenvollen Ausdruck auf dem Gesichte. Nach einer Weile

athmete sie tief auf und strich sich mit der flachen Hand über die Stirn, als wollte sie die Sorgen entfernen, die sich darauf gelagert hatten. Dann legte sie sich wieder nieder, und nachdem sie sich noch einigemal unruhig im Bett hin- und hergeworfen hatte, schlief sie ein. — Harry aber war ohne weiteres zu seiner Schwester gegangen, um dieser von der letzten Unterredung mit seiner Frau Mittheilung zu machen.

Die beiden Geschwister saßen sich stumm gegenüber.

„Ich werde in Zukunft vorsichtiger sein,“ sagte Katharina nach einer längeren Pause. „Ich will es nicht mit ihr verderben. Sie soll kein Recht haben, mich aus diesem Hause zu vertreiben.“ — Sie schwieg wieder, und dann setzte sie plötzlich hinzu: „Ich begreife nicht, weshalb Du den Menschen länger in Hause duldest, diesen Menschen, der so erbärmlich ist, einen Freund zu verrathen.“

„Ich weiß nicht, ob er mich verräth. Ich fürchte nur, daß er es thut.“

„Nun, der Dich verrathen würde, wenn er Gelegenheit dazu hätte.“

„Das weiß ich auch nicht . . . Ich klage sie allein an.“

„Aber weshalb willst Du ihn nicht entfernen, da er doch einmal die unmittelbare Ursache Deiner Unruhe ist?“

„Die unmittelbare Ursache meiner Unruhe ist Monia, und die kann ich, Gott sei es geklagt, nicht entfernen!“

„Du hast auf alles Antwort,“ entgegnete Katharina; „aber was Du sagst, überzeugt mich nicht. Der Mensch giebt Aergerniß — entferne ihn! Warte ab, was später kommt. Vielleicht trifft nicht ein, was Du für die Zukunft fürchtest. Kümmer Dich um die Gegenwart. Entferne den Menschen!“

„Es geht nicht, Katharina. Das hieße alle Welt in mein Unglück einweihen, und das soll nicht sein — wenigstens nicht, bis die Schande mir sonnenklar vor Augen liegt . . . Dann wird es ein großes Unglück geben. — Dann sei Gott ihr gnädig!“

Er hob die geballte Faust drohend in die Höhe. Er sah furchtbar aus.

„Harry!“ rief Katharina ängstlich.

Er biß die Zähne zusammen, so daß die Backenknochen auf seinem hageren Gesicht hervortraten und dasselbe breit und erschrecklich machten und wiederholte heiser, die Worte zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervorstoßend: „Dann sei Gott ihr gnädig!“

XII.

Während der nächsten Tage ging eine Veränderung in der Lebensweise Monias vor, die nicht verfehlen konnte, Katharinas und Harrys Aufmerksamkeit und Mißtrauen zu erregen. — Frau Monia war stets Herrin ihrer Bewegungen gewesen. Es war ihr nie eingefallen, von ihren Gängen und Wegen Rechenschaft abzulegen, und Niemand hatte das je von ihr gefordert. Sie war, wenn Harry des Abends nach Lower Norwood zurückkam, stets

zu Hause; und wenn sie dann nicht aus freien Stücken erzählte, was sie während des Tages vorgenommen hatte, so erfuhr Maclean davon nichts, da er nie eine Frage darüber an sie richtete. — Er wußte jedoch, daß Frau Monia am Tage nur selten ausging. Sie hatte von ihrer slavischen Abkunft eine gewisse körperliche Trägheit. Es war ihr eine Anstrengung, sich gerade zu halten; sie schritt langsam. Ein Stuhl mit einer steilen Lehne, auf dem sie nicht halb ausgestreckt ruhen konnte, war ihr ein Marterinstrument. Sie verbrachte einen großen Theil des Tages auf einer Chaiselongue: schlafend, träumend oder nachlässig mit einer nutzlosen, weiblichen Arbeit beschäftigt; und wiewohl sie in herrlicher Gesundheit prangte, so klagte sie doch fortwährend über Ermüdung. Die Antwort auf die Frage, die Maclean des Abends, wenn er nach Hause kam, mechanisch an sie richtete: „Wie geht es Dir?“ — überhörte er in den meisten Fällen, denn sie lautete ein- für allemal: „Ich fühle mich etwas angegriffen.“ — Glaubte er zu bemerken, daß sie in der That ermüdet aussehe, und fragte er dann höflich: „Was fehlt Dir?“ so antwortete sie: „O, es ist nichts . . . es wird vorübergehen. Beunruhige Dich nicht.“

Er beunruhigte sich nicht. Er hätte sich nicht beunruhigt, und wenn sie auf dem Sterbebette gelegen hätte. Sie täuschte sich in Beziehung auf seine Gefühle für sie vollständig. Sie erkannte bei ihm, wie bei allen Menschen, mit schnellem Blick gewisse Eigenschaften und Fehler, die auf der Oberfläche lagen, besonders wenn solche Eigenthümlichkeiten Aehnlichkeit mit ihren eigenen hatten; aber was darunter vorging, war für sie ein Buch mit sieben Siegeln. Sie hatte einmal in einem Roman gelesen, das Weib sei ein sehr complicirtes Wesen. Dies hatte ihr gefallen und galt fortan in ihrem Geiste für unbestreitbare Wahrheit. — Es war interessant, ein feines, ein complicirtes Wesen zu sein, gegenüber den aus gröberem Material zusammengesetzten, verhältnißmäßig einfachen und häufig recht einfältigen Männern. — Die Triebfedern, welche viele Frauen bewegen, hatte sie an sich selbst erkannt: Eitelkeit, Gefallsucht, Herrschsucht, Vergnügungssucht und eine gewisse, blendende Aufopferungsfähigkeit. Ihr Urtheil über Frauen war, wenn auch nicht immer ein richtiges, so doch in vielen Fällen ein geistreiches, möglicherweise zutreffendes. Und so bildete sie sich ein, die Menschen zu kennen, das heißt Frauen und Männer. — Sie kannte nur Jhresgleichen. Sie wählte guten Glaubens, Harry liebe sie noch wie früher, seine Bekümmerniß rühre nur daher, daß eine gewisse Verstimmung zwischen ihm und ihr eingetreten sei, und er würde dankbar ihre Hand ergreifen, wenn sie sie ihm darreichen wollte. Daß sie etwas in Harry Maclean getödtet hatte, was nie wieder zum Leben erweckt werden konnte, das ahnte sie nicht. — Er würde ihre Hand wüthend zurückgeschleudert haben, wenn sie sie ihm geboten hätte; er wollte keine Gemeinschaft mehr mit ihr; er erstrebte nur, neben ihr in Frieden zu leben; denn in seinem Herzen hatte sich ein unerschöpflicher Schatz von Bitterkeit angesammelt, gegen das Weib, das er geliebt, und die sein Lebens-

glück zerstört hatte: absichtslos, rücksichtslos, gedankenlos, wie ein Kind ein Spielzeug zerbricht — und ohne den leisesten Anflug von Reue.

Katharina hatte sich seit der letzten Unterredung mit ihrem Bruder angelegen sein lassen, ihrer Schwägerin keinen Grund zu Klagen über sie zu geben. Sie beobachtete dieselbe zwar mit nimmermüdem Mißtrauen, aber sie that es fortan mit größerer Zurückhaltung, und Frau Monia war wieder freie Herrin ihrer Bewegungen. Katharina gesellte sich nur noch während der Stunden zu ihrer Schwägerin, die alle Einwohner des Hauses um den Familientisch oder im Salon zu vereinen pflegten; während der übrigen Zeit ging sie allein oder mit Natalie und den jüngeren Kindern im Garten spazieren, oder sie saß auf ihrem Zimmer, wo sich Niemand um sie kümmerte, und sie sich um Niemand zu kümmern schien. Aber in Wahrheit saß sie dort wie auf einem Beobachtungsposten. — Und so bemerkte sie eines Tages, daß ihre Schwägerin um zwölf Uhr Mittags ausging, zu einer außergewöhnlich frühen Stunde für Frau Monia, die ihren Morgenanzug selten vor drei Uhr Nachmittags abzulegen pflegte. — Die Schwägerin trug an jenem Tage ein einfaches, dunkles Kleid und einen ebenso unscheinbaren, dunklen Ueberwurf. — Katharina sah nach der Uhr. — Wenige Minuten, nachdem Monia gegangen war, erscholl von der naheliegenden Eisenbahnstation das Pfeifen eines abgehenden Zuges. Katharina suchte in dem kleinen Fahrplan für die Londoner Localzüge, den sie in ihrem Portemonnaie trug: — „12.¹⁰ Nm. directer Zug nach London.“

Sie sprach am Abend noch nicht von diesem Ausfluge ihrer Schwägerin, die um vier Uhr, eine Stunde vor Harry, nach Dover Norwood zurückgekehrt und seitdem bis zum Essen auf ihrem Zimmer geblieben war.

Zwei Tage darauf ging Monia wieder aus: genau zu derselben Stunde, genau in demselben Anzuge wie das erstemal; und bald darauf wurde der Ausflug von ihr unter denselben Umständen wiederholt. Katharina hegte fortan keinen Zweifel mehr darüber, daß Frau Monia sich außer dem Hause mit Ohlsen treffe, und äußerte nun diesen Verdacht ihrem Bruder gegenüber. Ihr Haß gegen ihre Schwägerin war ein erbitterter geworden. Die Frau, die ihren Bruder unglücklich gemacht hatte, sie sollte entlarvt werden. Harry würde darüber sehr unglücklich sein, aber nicht unglücklicher, als er es schon war; und er würde die Katastrophe überwinden, und Friede würde wieder in seine Brust ziehen. Alles war besser für ihn als diese schwere, schwüle, bange Ungewißheit, diese Furcht vor einem nahenden Ereigniß, die ihm alle Kraft und Energie zu nehmen schien und ihn in kurzer Zeit um viele Jahre gealtert hatte.

Harry Maclean hörte dem Bericht seiner Schwester mit finsterner Miene zu. Nachdem sein Verdacht erregt worden war, hatte er bemerkt, daß Monia ihre gesellschaftlichen Beziehungen seit einiger Zeit gänzlich vernachlässigte, daß sie fast jeden Abend zu Hause zubrachte und außer Ohlsen eigentlich keinen Fremden mehr sah. Jetzt fiel ihm sofort ein, daß Ohlsen während

des ganzen Nachmittags unsichtbar gewesen war. — Maclean hatte seinem Gast, unmittelbar nach dessen Ankunft in London, ein kleines Zimmer auf der Bank zur Verfügung gestellt.

„Wenn Sie etwas in London zu thun haben oder einen Brief schreiben wollen — da ist ein Zimmer für Sie und ein Pult,“ hatte er damals gesagt.

Dhlßen hatte das Anerbieten angenommen, und während der ersten Wochen seines Aufenthaltes im Hause des Directors diesen fast täglich nach der City begleitet. Er hatte London kennen lernen wollen, Einkäufe gemacht, und er war dann nicht selten erst am Abend mit Harry nach Lower Norwood zurückgefahren. Später waren seine Besuche auf der Bank seltener geworden. Er hatte in London gesehen, was ihn interessirte, und seine Einkäufe beendet. Er zog den ruhigen, schattigen Park von Lower Norwood dem heißen, staubigen London vor. Nichts war erklärlicher. Harry hatte es ganz natürlich gefunden. Aber wenn Dhlßen nun auch seltener nach London kam, so war er doch niemals dort gewesen, ohne einen Besuch auf der Bank zu machen. Er hatte dort gewöhnlich Briefe geschrieben oder irgend etwas, eine Kleinigkeit, die er gekauft, niedergelegt; und in allen Fällen hatte er wenigstens eine Fahrt, die nach London oder die von London nach Lower Norwood, in Gesellschaft seines Wirthes gemacht.

An dem Tage, da Katharina Monias Ausgehen beobachtet hatte, war Dhlßen frühzeitig, jedoch später als Harry aus Lower Norwood verschwunden und um halb fünf Uhr, eine halbe Stunde vor der Rückkehr des Hausherrn, dort wieder angetaucht. Als dieser am nächsten Tage in das Bankgebäude trat, sagte er dem Portier:

„Wenn Herr Dhlßen kommen sollte, so zeigen Sie es mir an.“

Er wiederholte diese Weisung am nächsten Tage und bedeutete den Portier, daß sie auch für die folgenden Tage gelte. Er fragte jeden Tag, wenn er die Bank verließ, ob Herr Dhlßen gekommen wäre, und erhielt jedes Mal denselben Bescheid:

„Nein, Herr Director.“

Und doch war Dhlßen seitdem dreimal und zwar an denselben Tagen wie Frau Monia von Morgens früh bis um halb sechs Uhr Nachmittags von Lower Norwood abwesend gewesen.

Eines Abends bei Tische erwähnte Frau Monia ganz beiläufig, sie sei in der Stadt gewesen: bei Valerie.

Harry Maclean erhob die Augen nicht von seinem Teller, als seine Frau diesen ungewohnten und unverlangten Bericht erstattete, aus Furcht, den Blicken seiner Schwester zu begegnen; denn der Name Valerie Dibier war schon verschiedene Male in den Gesprächen zwischen ihm und seiner Schwester ausgesprochen worden und zwar als der einer sichern Verbündeten Monias, und aus dem Grunde nicht unverdächtigen Person.

Valerie Dibier, eine Französin, war mit Monia in demselben Pariser

Pensionat erzogen worden. Ihre Eltern galten für reich. Valerie hatte sich auf der Schule durch die Kostspieligkeit ihrer Toiletten ausgezeichnet, und Monia hatte sich zu dem freundlichen, hübschen Mädchen hingezogen gefühlt, in dem sie in der Schule eine Bewunderin ihrer Schönheit und außerhalb des Pensionats eine Freundin fand, in deren Familie sie mit offenen Armen aufgenommen wurde. Dies hatte große und von Monia gewürdigte Annehmlichkeiten. Herr und Frau Didier „empfangen“ nämlich jede Woche zwei, wohl auch dreimal. Man traf dort schöne, elegante Frauen, heirathsfähige junge Mädchen von hervorragender Schönheit oder ansehnlicher Mitgift und vornehme oder reiche, liebenswürdige Männer, und man „amüsirte“ sich besser bei ihnen als in den meisten andern Pariser Salons. — Dort, bei den Didiers, hatte Monia auch ihren ersten Mann, den reichen, griechischen Bankier Antoniades kennen gelernt, und ihre Verlobung mit diesem war im Didierschen Hause gefeiert worden. — Bald darauf hatten Monia und Valerie sich getrennt. Jene war ihrem Manne nach London gefolgt, diese in Paris geblieben. Sie hatte gerade im Begriff gestanden, sich mit einem vornehmen, jungen Franzosen zu verheirathen, als ihr Vater plötzlich gestorben und damit offenkundig geworden war, daß er sich gänzlich ruinirt habe, und daß seine hübsche, verwaisete Tochter nicht einen Pfennig Mitgift bekommen werde. Der Herr Bräutigam, der auf mindestens dreimalhunderttausend Franken — „ohne die Hoffnungen“ — gerechnet hatte, um seine eigene arg zerrüttete Stellung liquidiren zu können, hatte sich „zu seinem lebhaften Bedauern“ genöthigt gesehen, auf das Glück zu verzichten, Valerie heimzuführen. Seine Verhältnisse gestatteten ihm nicht den Luxus einer mitgiftlosen, anspruchsvollen Frau. Es fiel Niemand ein, ihn deswegen zu tadeln; die Schuld an dem Unglück der armen Valerie traf den verstorbenen Papa Didier. — Jene lebte nun eine Zeitlang mit ihrer Mutter in Paris, wo die beiden Frauen eine kümmerliche, einsame Existenz führten, das bittere, harte, trockne Brod der Vernachlässigung aßen und bei der Gelegenheit einen großen Vorrath von Galle in sich aufammelten. Frau Didier starb daran; „gebrochenen Herzens“ sagten ihre ehemaligen Freunde.

Die doppelt verwaisete Valerie sah sich mit hungrigen Augen in der Welt um, und ihr Blick fiel zufälligerweise auf ihre Jugendfreundin Monia, von der sie seit Jahr und Tag getrennt gelebt, und die sie gänzlich vergessen hatte. Sie laß nämlich eines Tages unter den „Echo's“ des „Figaro“, daß Frau Monia Antoniades, von deren unübertrefflicher Schönheit die Pariser Kenner dankbare Erinnerung bewahrt haben würden, sich nach dem Tode ihres ersten Gatten mit dem reichen Bankier, Herrn Harry Maclean, Director einer großen englischen Bank und vielfachem Millionär, vermählt habe. — Alle wohlhabenden Engländer galten im „Figaro“ für vielfache Millionäre; aber auch ein ganz einfacher würde Valerie veranlaßt haben, sich ihrer geliebten Freundin wieder zu erinnern. Sie schrieb ihr einen rührenden

Brief, der auf Monias Herz einen gewissen Eindruck machte. Diese lebte damals in den Glitterwochen ihrer zweiten Ehe, fühlte sich sehr glücklich und war nicht abgeneigt, zum Glück Anderer etwas beizutragen. Sie ließ Valerie nach London kommen, in der Hoffnung, daß es ihr gelingen werde, das hübsche Mädchen dort zu verheirathen; aber eine Enttäuschung wartete ihrer bei dieser Begegnung. Die Jahre des Kummerß, der Noth und der Erbitterung hatten doppelt und dreifach für die arme Valerie gezählt. Sie sah aus wie eine Person von vierzig Jahren und präsentirte sich mit den edigen, harten, ungefälligen Manieren einer nach keiner Richtung hin begehrenswerthen, alten Jungfer. Nur Eines war hübsch an ihr — und diese hübsche Eigenschaft rettete sie: ihre absolute, vollständige Ergebenheit, Liebe und Treue für Monia, die sie, Valerie, nie vergessen hatte, und von der sie bis zum Tode nun hoffentlich nichts mehr trennen werde. — Die Ertrinkende griff nach einem Strohhalme, und der Strohalm hielt sie über Wasser. Frau Monia war für so viel Liebe und Treue nicht unempfänglich und unterzog sich der schweren Mühe, Valerie zu retten. Sie verzichtete darauf, ihre Jugendfreundin unter die Haube zu bringen; aber sie verschaffte ihr unermüßlich Stellen als Erzieherin, französische Lehrerin, Dame de compagnie und betrieb die Sorge um die arme Valerie als einen Sport, der sie um so angenehmer zerstreute, als er der einzige dieser Art war, dem sie sich hingab.

Valerie hielt es nirgends lange aus. Sie hatte das Unglück, überall die unartigsten Kinder, die unliebenswürdigsten, anspruchsvollsten, rücksichtslosesten Herrschaften zu finden; und hie und da mußte sie sogar, trotz ihrer spizen Nase und glanzlosen Augen, gegen die Eifersucht irgend einer jungen, geschmacklosen Engländerin kämpfen. Doch gingen einige Jahre darüber hin, bis Valerie, die ihre Toilette selbst in Ordnung hielt und bei der Gelegenheit einen gewissen Grad von gutem Geschmack entwickelt hatte, auf die glänzende Idee kam sich als „*Couturière française*“ in Regent-Street niederzulassen. Der Bankdirector schloß die dazu nöthigen, nicht unbedeutenden Geldsummen auf Bitten seiner Frau vor, und „*Madame Monia Maclean*“ wurde als erste Klientin in die Bücher des Hauses „*Mademoiselle Didier de Paris*“ eingetragen. — Damit hatte die Sorge um die Jugendfreundin vorläufig ein Ende. Die Verbindung mit derselben dauerte aber ungetrübt fort. Die Ergebenheit der Beschützten für ihre Wohlthäterin kannte keine Grenzen. Monia konnte auf ihre Valerie wie auf sich selbst bauen. Es war eine rührende Freundschaft, und es war unerklärlich, daß diese Verbindung zweier Seelen Herrn Maclean so wenig Sympathie einflößte. — Als dieser an dem Abend, an dem Frau Monia ihren Besuch bei Valerie erwähnt hatte, mit seiner Schwester allein war, lächelte er bitter und sagte:

„Wie albern Frauen sein können, wenn sie es gerade recht schlau zu machen glauben!“

Bitterste Eifersucht nagte an seinem Herzen. Nicht Eifersucht der Liebe —

nein, ein namenlos peinigendes Gefühl der Ohnmacht gegenüber einer ihm zugefügten Schmach!

Eines Tages gegen zwölf Uhr konnte er sich nicht mehr bemeistern vor fieberhafter Ungebuld. Er wollte Gewißheit haben. Er stürzte aus der Bank und eilte nach London Bridge, der Station, wo der Zug aus Lower-Morwood mündete. Er wartete, hinter den Fenstern der Restauration versteckt, die Ankunft des 12.^{ten} Zuges aus Lower-Morwood ab. Keiner der Ankommenden entging seinem spähenenden Blick: Monia befand sich nicht darunter. Fast enttäuscht kehrte er nach der Bank zurück. — Am Abend berichtete Katharina, ihre Schwägerin sei nicht ausgegangen.

Am folgenden Tage konnte Maclean es schon von elf Uhr ab nicht mehr auf der Bank aushalten. Er stellte sich wiederum auf seinen gestrigen Beobachtungsposten, und unter den Letzten, die den Bahnhof verließen, erkannte er seine Frau. Er folgte ihr in vorsichtiger Entfernung. Sie schritt langsam, erhobenen Hauptes, wie die Hohepriesterin zum Altar — und die liebe Sonne beschien freundlich ihr schönes, stolzes Angesicht! — Er sah sie in ein „Cab“ steigen, nachdem sie dem Kutscher, der die Adresse, die sie ihm nannte, nicht zu kennen schien, kurzen Bescheid gegeben hatte.

Harry's scharfes Auge erkannte mit Sicherheit die Nummer des davon-eilenden Wagens. Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen. Er strich mechanisch mit der Hand darüber, um den Schmerz, den er empfand, zu befähstigen.

Jetzt war sie in seiner Gewalt! — Er hatte in seiner Stellung als Bankdirector oftmals mit der Polizei zu thun gehabt; es wäre ihm ein Leichtes gewesen, innerhalb weniger Stunden zu erfahren, wohin die Droschke gefahren, vor welchem Hause die Dame ausgestiegen war. — Sie hatte möglicherweise eine Finte gebraucht, zwei Wagen genommen oder einen Theil des Weges zu Fuß zurückgelegt — aber wie leicht würde die Polizei dies einfältige Gewebe durchdrungen haben! Maclean hätte nur einem ihm bekannten, ganz vertrauenswürdigen Polizeibeamten gegenüber den Wunsch auszusprechen brauchen, daß seine Frau und Nicolaus Ohlsen während einiger Tage beobachtet würden, um sich mittels weniger Schillinge und ohne Befürchtung irgend einer Indiscretion den genauesten Bericht über die Art und Weise zu verschaffen, wie die Weiden ihre Zeit verbrachten, ob und unter welchen Verhältnissen sie sich trafen.

Sollte er diese Erkundigungen einziehen? — Hatte er nicht ein Recht dazu? — War es nicht seine Pflicht, sich selbst, seinen Kindern gegenüber? — War es schändlich, die Schande zu entlarven? — Was es nicht im Gegentheil feige, vor einer solchen Handlung zurückzuschrecken? — Er hätte sich zu dem Zweck einem Fremden anvertrauen müssen; aber das hielt ihn nicht zurück. In dieser Beziehung konnte er jedes Gefühl der Beschämung leicht unterdrücken. Derjenige, an den er dachte, um ihm bei dieser Gelegenheit behilflich zu sein, war nicht ein Mann, den Mißtrauen in Erstaunen setzen

konnte. Argwohn war diesem zur zweiten Natur geworden. Er würde das Gesuch des Directors angehört und notirt haben, wie der Kaufmann, dem ein alltägliches Geschäft vorgeschlagen wird.

Harry Maclean ging langsam, gesenkten Hauptes auf den wohlbekannten Wegen, die zur Bank führten, mechanisch vorwärts, unbekümmert um das Treiben der großen Stadt, das um ihn tobte und wogte. — Er wurde von einem hastig Vorüberstreichenden heftig angestoßen, so daß er vom Trottoir auf den Fahrweg stolperte. — Er bemerkte es nicht und schritt dort weiter. Die Gedanken schwirrten durch seinen armen Kopf. — Er zog ein Tuch aus der Tasche, um sich den Schweiß abzutrocknen, der in dicken Tropfen auf seiner Stirn perlte. Es überlief ihn dabei ein Schauer. Das Tuch trug ein eigenthümliches, durchdringendes Parfum, dessen sich seine Frau seit Jahren mit Vorliebe bediente. Er mußte aus Versehen eines ihrer Tücher genommen haben. Er warf es mit einer Bewegung des Ekel von sich, als sei es vergiftet gewesen.

Er schritt weiter. — Er ging über einen Platz, wo sich mehrere belebte Straßen kreuzten. Ein Constabler legte die Hand an seinen Ellenbogen und hielt ihn fest:

„Warten Sie einen Augenblick!“

Dann geleitete ihn der Mann auf die andere Seite der Straße, wie er es mit hilflosen Frauen oder Greisen zu thun pflegte, und entfernte sich, ohne ein Wort des Dankes abgewartet zu haben.

John Maclean schritt weiter. Er sah nach der Uhr — Ein Uhr! Jetzt war sie bei ihm . . . Seine wandernden Gedanken langten plötzlich bei einem französischen Ehebruchsroman an, den er vor einiger Zeit gelesen und seitdem vergessen hatte. Das schuldige Paar wurde in jener Erzählung von dem betrogenen Gatten in einer fremden Wohnung überrascht, in der es sich ein Stellbischein gegeben hatte. Der getäuschte Ehemann erstach den Liebhaber. Der Gerichtshof sprach den Mörder frei. Die Moral triumphirte. Dann fielen dem Unglücklichen zwei, drei andere Geschichten derselben Art ein, theils der Wirklichkeit entnommen, nämlich Zeitungsberichten, theils Büchern, die er vor Jahren gelesen haben mochte, und auf deren Titel und Verfasser er sich nicht einmal mehr besinnen konnte. — Es war immer dieselbe Geschichte: die schuldigen Paare waren unvorsichtig gewesen und ertappt worden. Und sie waren immer in dieselbe Grube gefallen: Rendezvous außer dem Hause; Briefe, die sie durch bestochene Diensthoten oder die gefällige Vermittlung kupplerischer Freunde und Freundinnen auf ganz sicherem Wege zu befördern meinten, und die schließlich doch an die falsche Adresse gelangt waren. Die Leute schienen alle angenommen zu haben, daß das, was sie thaten, außerordentlich verschmigt sei, daß sie eine Entdeckung gar nicht zu befürchten hätten! Als ob Verrath an Freund und Mann nicht so alt wäre wie die Sünde und nicht immer wieder auf denselben, millionenmale betretenen, sumpfigen Pfaden wandle! — Ging nicht Monia, die sich

beargwohnt wußte, überwacht wäñnen durste, auch auf demselben Wege einher, langsam, sicher, stolz erhobenen Hauptes? . . .

„ . . . in den Tod! — in ihr Verderben,“ sagte er finster vor sich hin.

„Aufgepaßt! . . . Aus dem Wege! . . . Um Gotteswillen! . . . Halt! halt! . . .“

Er hörte von allen Seiten schreien und rufen und stand wie eingeschüchtert still, ängstlich um sich blickend.

Wie beim Aufleuchten eines Blitzes sah er, was um ihn vorging: ein wüßtes, bewegtes, großes Bild von tausend Formen, Gestalten, Gesichtern: Menschen, Pferde, Wagen, eine graue Häuserreihe, ein feuchtes Pflaster . . . von allen Seiten eine wild gestikulirende, schreiende Menge — aber er selbst ganz allein, auf einem engen, freien Raum — einen Mann, der mit gehobenen Händen auf ihn zustürzte, als wollte er ihn fortreißen, aber noch ehe er ihn erreicht hatte, mit entsetztem Gesicht stehen blieb . . . und in demselben Augenblicke fühlte er sich von hinten mit fürchtbarer Gewalt gestoßen und zu Boden geworfen. Etwas Schweres schlug ihm auf die Schulter, auf den Rücken. Eine Secunde noch hatte er das Bewußtsein seiner Lage, wußte, daß er überfahren worden sei — dann verlor er die Besinnung.

(Schluß folgt.)





Ein Zarenmord.

Von

Johannes Scherr.

Zürich.

I.

Als die Kunde dessen, was 1881 am 1. März alten oder am 13. neuen Stils auf dem Quai des Katharinakanals in St. Petersburg geschehen war, durch Europa flog, staunte die Menge darüber als über etwas Neues, Niedagewesenes, Unerhörtes.

Und doch handelte es sich nicht um Solches und konnte man sagen: Auch schon dagewesen. Wiederholt sogar.

Zweierlei freilich stellte als neu sich dar an dem mörderischen Geschehniß vom 1. März 1881: — Alexander der Zweite war ja der erste auf der Straße, so zu sagen auf offener Bühne, und durch plebejische Hände ermordete Zar. Vorfahren desselben waren hinter den Kulissen und durch aristokratische Hände „expebirt“ worden, wie der kynisch-höhnische Kunstausdruck von dazumal lautete. Am 17. Juli von 1762 wurde im Speisezimmer des Lustschlosses Ropscha Zar Peter der Dritte mittels einer Serviette strangulirt, welche der Fürst Worjatinski zu einer Schlinge gedreht und dem Opfer um den Hals geschlungen hatte. In der Nacht vom 23. auf den 24. März von 1801 ward Zar Paul der Erste in seinem Schlafgemach im nichailow'schen Festungspalast in St. Petersburg mittels einer Schärpe erwürgt, welche der Gardeofficier Skariatin*) dem vom Fürsten Tschschwil zu Boden geschlagenen Opfer um den Hals wand und deren Enden der Graf Nikolai Zubow zusammenzdrehzte.

*) Der Prinz Eugen von Württemberg (Hellborn: Aus dem Leben des P. E. v. W. nach dessen eigenhändigen Aufzeichnungen, I, 137) schreibt „Serjactin“, Bernharði (Gesch. Rußlands, II, 2, S. 434) „Skarätin“.

Zwischen diese beiden Zarenmorde hinein war ein dritter gefallen, welcher aber weit weniger Lärm machte in der Welt und ziemlich unbemerkt vorüberging, wenigstens außerhalb Rußlands. Im Jahre 1764, in der Nacht vom 4. auf 5. Juli, wurde der rechtmäßige Zar Iwan der Sechste in einer Kasematte der Schlüsselburg durch die beiden Officiere Blassjew und Tschekin mittels Degenstichen umgebracht, in Folge „höheren Befehls“.

Dies ist der Zarenmord, von welchem hier gehandelt werden soll.

Wer war Iwan der Sechste?

Ein Urenkel des Zaren Iwan des Fünften, älteren Bruders von Peter dem Ersten (genannt der Große), Enkel des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin und der Großfürstin Katharina, der ältesten Tochter Iwans des Fünften, Sohn des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig und der Prinzessin Anna Leopoldowna von Mecklenburg, also Großneffe der Zarin Anna Iwanowna (Herzogin-Witwe von Kurland), nach dem kinderlosen Ableben dieser seiner Großtante als rechtmäßiger Zar und Kaiser aller Russen ausgerufen und anerkannt, dann in Folge der Albernheit und des Leichtsinns seiner Mutter, welche für den Knaben hätte regieren sollen, durch seine Base Elisabeth, jüngste Tochter Peters des Ersten, entthront und eingekerkert, endlich unter der Regierung Katharinas der Zweiten meuchlings gemordet. Im übrigen, mit einem großen englischen Dichter zu sprechen, nur „a phantom among men“, eine Schatten- und Schemenexistenz, eine Art von vortweggenommenem Kaspar Hauser, eine bleiche Kerkerpflanze, ein unreifes Geschöpf, um seines Namens und seiner kurzen Schein-Zarenschaft halber vom schlummerlosen Argwohn einer Usurpatorin bewacht und schließlich durch willige Handlanger eines erbarmungslosen Despotismus brutal zu Boden gestampft.

Man gewinnt von diesem traurigen Dasein nur den Eindruck, als sähe man einen blassen Schatten über die Bühne der Weltgeschichte huschen, so flüchtig, daß die Umrisse der Erscheinung kaum deutlich wahrgenommen werden können.

Dennoch lohnt es sich aus Gründen, welche ich zum Schlusse andeuten werde, wohl der Mühe, Ursprung, Verlauf und Ausgang dieser Schein-Zarenschaft einer Betrachtung zu unterziehen. Ich werde versuchen, dieselbe in den thunlich engsten Rahmen einzuschließen.

II.

Der Titan auf dem Zarenthron — ein Titan freilich, welcher in der einen Hand die Krone und in der anderen den Schnapshumpen hielt — Peter der Erste, dieses Ungethüm von Genie, Thatkraft und Lastern, dieser Gewaltmensch und Schreckensmann, welcher dem von ihm unternommenen Riesentwurf der Entasiatung und Europäisirung Rußlands den eigenen Sohn zum Opfer zu bringen nicht anstand, kam am 28. Januar von 1725 zu sterben. Dem schon im Todeskampfe Ringenden machte sich die Nothwendigkeit fühlbar, zu bestimmen, wer nach ihm die Krone tragen sollte.

Er scheint dabei an seine zweite Frau, die „gekrönte“ Zarin Katharina, das weiland „Mädchen von Marienburg“, nicht gedacht zu haben. Hatte sie doch kurz zuvor die schändlichste Untreue an ihm begangen. Auch nicht an seinen Enkel Peter, hinterlassenen Sohn des infolge der Knutesolter gestorbenen Zaréwitsch Alexei. Aber an wen sonst? Man weiß es nicht und kann nur vermuthen, daß er beabsichtigte, die Nachfolge in der Zarenschaft seiner schönen, dem Herzog Karl Friedrich von Holstein verlobten Lieblings Tochter Anna Petrowna zu übertragen. Wenigstens hieß der sterbende Herrscher sie kommen, versuchte dann seine Willensmeinung aufzusetzen und schrieb: „Uebergebt alles . . .“ Aber weiter kam er nicht, Auge und Hand versagten den Dienst und die herbeigeeilte Prinzessin fand nur noch einen bewußtlos Hühelnden.

Raum war der große Zar todt, so wurde offenbar, wie wenig weit eigentlich das Moskowitenthum noch aus dem asiatischen Wesen herausgekommen. Von der festgesetzten Thronfolgeordnung europäischer Monarchieen, welcher Ordnung zufolge selbstverständlich der unmündige Enkel Peter dem Großvater hätte nachfolgen müssen, keine Rede. Die Festsetzung der Nachfolge vielmehr einer Anzahl unter sich entzweiter und von widerstreitenden Interessen geleiteter Magnaten und Großwürdenträger anheimgegeben. Hüben die asiatisch-altrussisch gesinnten Dolgoruki, Kurakin, Galizin Trubetskoi, Repnin, Saltikow, Marischkin und andere Bojarenhäuptlinge, drüben die europäisch-reformistisch gestimmten Helfershelfer und Handlanger des großen Zaren, welche schon um ihrer selbst willen das Werk desselben erhalten wissen wollten, die Jaguzinski, Makarow, Janowski, Buturlin, Ostermann und andere viele, mit dem märchenhaften Emporkömmling Menschikow an der Spitze. Diese Partei trug es, weil sie sicher und rasch handelte, über ihre Gegner davon und setzte die Nachfolge der Zariņa Katharina durch, deren ganze Stellung, deren Ansehen und Macht auf das engste mit dem Interesse ihrer Parteigänger verflochten war. So wurde die weiland Lagerbirne regierende Kaiserin von Rußland. Daß sie weder zu lesen noch zu schreiben verstand, kam dabei nicht in Betracht. Ihre Tochter Elisabeth diente ihr als Unterschriftsmaschine. Wenige Monate darauf ließ sie auf Menschikows Betreiben die Hochzeit ihrer ältesten Tochter Anna mit Karl Friedrich von Holstein-Gottorp vor sich gehen, damit die Prinzessin aus dem Lande käme. Die Anwesenheit derselben, sowie die ihres doch so herzlich unbedeutenden Gemahls, war dem allgewaltigen Minister unbequem, welcher daran arbeitete, seine Tochter Maria mit dem Großfürsten Peter Alexeiewitsch zu vermählen, d. h. zur Zarin in spo zu machen.

Denkwürdig ist, daß bei allen diesen Machenschaften von den beiden Nichten Peters des Großen, der Herzogin-Witwe Anna von Kurland und der Herzogin Katharina von Mecklenburg, gar keine Rede gewesen ist. Weder die Alt- noch die Neu-Russen scheinen hinsichtlich der Thronfolge

an diese Damen gedacht zu haben. Auch sie sollten aber bald in Frage kommen.

Katharina die Erste hielt nicht lange vor. Sie ließ den Menschikow regieren — d. h. stehlen und rauben, denn dieser „durchlachtigste Fürst“ war bekanntlich der gierigste Dieb und schamloseste Räuber im Zarenreich — während sie selber so energisch an ihrer Alkoholisirung arbeitete, daß sie schon im Mai von 1727 wegstarb.

Sie hinterließ ein sogenanntes Testament, von welchem man bis heute nicht recht weiß, wie es zustande gekommen. Kraft desselben war die Nachfolge in der Zarenschaft dem noch nicht ganz zwölfjährigen Großfürsten Peter Alexejewitsch zuerkannt, für welchen bis nach erreichtem sechszehnten Jahr der „Hohe Rath“ die Regierung führen, auch dafür sorgen sollte, daß der junge Zar oder Kaiser mit der Tochter Menschikows sich vermählte. Die Regentschaft des „Hohen Rathes“ blieb eine Redensart, denn Menschikow regierte oder vielmehr tyrannisirte das Reich ebenso unumschränkt und hochfahrend wie den Inäbischen Peter den Zweiten. Aber auch nicht mehr lange. Denn die menschikow'sche Herrlichkeit endigte bald mit einer jener plötzlich hereinbrechenden Katastrophen, welche in der Geschichte russischer Günstlings-herrschaften gang und gäbe gewesen sind. Man könnte, ohne der Ueber-treibung bezichtigt zu werden, sagen, daß, während in den schimmernden Sälen eines der Zarenpaläste noch alle die stolzeften Häupter der moskowitischen Magnatenschaft vor dem gerade herrschenden Günstling demüthig sich beugten, drunten vor der Pforte schon die Ribitze angespannt stand, welche den jählings Gestürzten nach Sibirien ins Elend fahren sollte. Ueberhaupt drängten sich ja die abenteuerlichsten Gegensätze in diesem Wirrsal von nur oberflächlich lachirter Barbarei, genannt russisches Hofleben des 18. Jahrhunderts. Dem Despotismus stand es da frei, seine tollsten Einfälle zu verwirklichen. Flüchtige Weiberlaunen machten im Nu Corporale zu Generalen oder begrabirten Feldmarschälle zu gemeinen Soldaten. Peter der Zweite ernannte einen siebzehnjährigen dummen Jungen, seinen Spielgefährten und Ausschweifungsgenossen Iwan Dolgoruki, zum Oberkammerherrn mit dem Rang eines commandirenden Generals.

Dieser Oberkammerherr wurde in den Händen seiner Verwandten, der „vier“ Fürsten Dolgoruki, ein Hauptwerkzeug zum Sturze Menschikows. Die Dolgoruki wollten eine ihrer Töchter zur Zarin erheben und im weiteren das heilige Rußland im altmoskowitischen Stile regieren und glücklich machen. Die von ihnen unter Menschikows Füßen gebohrte und geladene Ränke mine ging am 8. (19.) September 1727 los und sprengte den „Durchlachtigsten Fürsten“ zwar nicht in die Luft, aber doch mit seiner ganzen Familie nach Beresow in Sibirien. Die dem Gestürzten abgenommene Zug-, Trug- und Druckbeute war ungeheuer, ja geradezu unglaublich groß. Die triumphirenden Dolgoruki führten nun den jungen Zaren von Petersburg nach Moskau, wie zum Zeichen, daß mit dem Regierungssystem Peters

des Großen entschieden gebrochen werden sollte, und verlobten dort am Ende des Jahres 1729 den Bierzehnjährigen mit der siebzehnjährigen Katharina Dolgoruki. Zur Vermählung aber kam es nicht. Denn zu Anfang des Jahres 1730 erkrankte der durch vorzeitige Sinnengenüsse erschöpfte Zar-Anabe an den Blattern und starb am 19. (30.) Januar.

Wer sollte jetzt Zar oder Zarin aller Russen sein?

Indem die Magnaten und Großwürdenträger sich anordneten, diese Frage zu entscheiden, geschah etwas Außerordentliches, etwas in der Geschichte Rußlands ganz fremdartig Dastehendes.

Das war der unter Führung des greisen Fürsten Dmitri Michail Galizin unternommene Versuch, dem zarischen Absolutismus einen so zu sagen constitutionellen Dämpfer aufzusetzen, weil „Rußland unter despotischer Herrschaft so viel gelitten habe“.

Ob wohl dabei den russischen Großen vorschwebte, wie und wasmaßen die englischen Barone am 15. Juni von 1215 auf der Wiese Runymead an der Themse ihrem King John die „Magna Charta“ abgepreßt hatten? Schwerlich. Es ist auch aus der Wahlcapitulation in 8 Artikeln, welche sie aufsetzten, keine russische Magna Charta geworden, sondern nur eine geschichtliche Curiosität, ein Papierseken, nur für Raritätenfammer von Belang.

Die russischen Kurfürsten — denn als solche geberdeten sich die sieben Herren vom „Hohen Rath“ und die von ihnen beigezogenen übrigen Großen — hatten an Throncandidaturen keinen Mangel. Diese Candidaturen wurden in ihrer unmittelbar nach dem Ableben Peters des Zweiten berufenen Versammlung zur Debatte gestellt, und zwar so, daß in Frage kamen die Großmutter des verstorbenen Zaren, die von Peter dem Großen verstößene Eudoxia Lapuchin, dann die Zarenbraut Katharina Dolgoruki, ferner der erst anderthalbjährige Prinz Peter von Holstein, Sohn der inzwischen verstorbenen Großfürstin Anna Petrowna, weiter die Großfürstin Elisabeth Petrowna, ganz flüchtig auch die Herzogin Katharina Iwanowna von Mecklenburg und endlich, sehr ernstlich, die Herzogin-Witwe von Kurland Anna Iwanowna. Auf diese fiel die Wahl, nicht obgleich, sondern weil sie gar kein Recht auf die Krone hatte. Die Herren Kurfürsten wähnten nämlich, gerade darum mußte und würde die Erwählte die ihr auferlegte Wahlcapitulation unweigerlich annehmen.

Sie that auch wirklich so und ließ sich den Schein und Schatten von russischer Magna Charta gefallen, bis sie, zu Ende Februars von 1730 aus Mitau in Moskau eingetroffen, auf dem Thron sich festgesetzt hatte. Dann war von dem „Papierseken“ weiter nicht die Rede, als nur insofern, daß über seine Verfertiger eine schwere Verfolgung erging. Die Zarin Anna herrschte dann unumschränkt, d. h. sie wurde von ihrem Günstling Bieren, welcher sich, weil das vornehmer klang, den Namen Biron beigelegt hatte und den seine zarische Freundin zum Herzog von Kurland ernannte,

unumschränkt beherrscht. Was unter Katharina der Ersten Menschikow gewesen, das war unter Anna Bieren, und so endete der kurzbeinige Anlauf der russischen Aristokratie, zu einem verfassungsmäßigen Regiment zu gelangen, mit dem kläglichsten Rückfall in die stumpfe Unterwerfung unter die reine, d. h. jeher unreine Willkürherrschaft. Es war also der Beweis erbracht, daß das „heilige“ Rußland kein Boden für so profane Dinge wie Verfassungen, Parlamente und verantwortliche Regierungen. Die bedeutsamste unter der Regierung Anna-Biron oder vielmehr Biron-Anna getroffene Maßregel war ohne Frage die Zurückverlegung des Hofhalts von Moskau nach Petersburg. Damit war ausgesprochen, daß russische Staatswesen wolle und werde an dem Europäismus, in welchen es Peter der Erste wohl oder übel und jedenfalls nur sehr nothdürftig hineingezwungen hatte, festhalten. Der Vicekanzler Ostermann, also ein Hauptträger der peter'schen Revolution, hatte der Zarin die Nothwendigkeit, von der Nema aus über Rußland zu herrschen, klarzumachen gewußt.

Anna Zwanowna hat ihren Günstling 10 Jahre und 8 Monate lang schalten und walten lassen. Ihre Bärtlichkeit für Biron suchte dessen Macht und Glanz auch noch über ihren Tod hinaus zu verlängern. Sie vermachte nämlich, im Sommer von 1740 schwer erkrankt, den Zarenthron nicht, wie man erwarten konnte, ihrer Nichte Anna Leopoldowna, sondern ihrem nur etliche Wochen zuvor von dieser geborenen Großneffen Zwan Antonowitsch, Sohn Anton Ulrichs von Braunschweig, Urenkel Zwans des Fünften, und sorgte zugleich dafür, daß durch eine Versammlung der ersten Magnaten und Würdenträger des Reiches weder die Mutter noch der Vater Zwans des Sechsten während dessen Minderjährigkeit mit Führung der Regentschaft betraut wurde, sondern Biron, der Herzog von Kurland. Die Zariña Anna starb am 28. October, worauf Zwan der Sechste als Zar aller Russen und Biron als Regent ausgerufen wurden. Der Prinz von Braunschweig machte, von seiner Frau Anna Leopoldowna angestachelt, einen schwächlichen und schwächlichen Versuch, die Regentschaft Biron's für nichtig erklären und dieselbe auf die Mutter des Säuglings von Zaren übertragen zu lassen. Damit fuhr er aber übel ab, und wie er abfuhr, mag angefährt werden als ein prägnantes Beispiel, welchen Kränkungen und Demüthigungen deutsche Prinzen und Prinzessinnen von jeher und bis zu unsern Tagen herab um des sehr zweifelhaften Glückes moskowitischer Heiraten willen sich unterzogen haben. Anton Ulrich mußte es nicht nur hinnehmen, daß ihn Biron in verletzender Weise ablanzelte, sondern er, der Vater des Kaisers, mußte sich auch in einer Versammlung der russischen Großen in's Gesicht sagen lassen, daß man ihm sein Gebaren verzeihe, weil er eben ein „Maltshil“, zu deutsch ein unmündiger — oder zu noch deutscher — ein dummer Junge sei.

III.

Aber der Regent Biron sollte bald, schon nach 23 Tagen, dafür bestraft werden, daß er in seinem Hochmuth und in seiner Eitelkeit zweierlei nicht gehörig beachtete. Erstens, daß die Rachelust einer tödtlich beleidigten Frau nicht schläft, und zweitens, daß dicht in seiner Nähe ein Mann lebte, dessen großartiger Ehrgeiz anderen wohl die höchsten Titel, nicht aber die höchste Macht gönnen mochte.

Dies war Burkhard Christoph von Münnich, ein geborener Oldenburger, russischer Graf und Feldmarschall, fraglos einer der Hauptschöpfer des europäischen, d. h. europäisirten Rußlands. An ihn wandte sich die Mutter des in den Windeln liegenden Zaren Zwan als an ihren Mäher, und Münnich seinerseits war rasch entschlossen, diesem Vertrauen zu entsprechen. d. h. Biron zu stürzen, Anna Leopoldowna zur Regentin zu machen und in ihrem Namen das Reich zu regieren. Und der Feldmarschall, dazumal noch in seiner vollen Kraft, war ganz der Mann, das, was er wollte, auch ohne Zaudern zu thun. In der Nacht vom 8. (19.) auf den 9. (20.) November von 1740 führte er, von seinem Generaladjutanten Manstein als seinem Hauptthandlanger unterstützt, den gut ausgedachten und kühnen Streich, der aber doch nur in dem Lande der Ueberraschungen, was Rußland dazumal war, gelingen konnte. Mit 80 Mann von einer Compagnie der preobraschenski'schen Garde, welche die Wache im Winterpalast und den Ehrendienst am Katafalk der noch unbeerdigten Kaiserin Anna hatte, machte sich der Feldmarschall, nachdem er der zaghaften Mutter Zwans ihr Gutheißsen abgerungen, nach den Sommerpalast, der Behausung Biron's, auf, drang ein und nahm den aus dem Schlaf aufgeschreckten Regenten, welchen seine Leibgarde auf Münnich's Aufforderung hin sofort schmählich preisgab, gefangen, obzwar der Verrathene und Verlassene mit Fäusten und Zähnen grimmig sich wehrte, bis er gebunden und geknebelt war. Er wurde sammt seiner Familie nach der Schlüsselburg gebracht und befand sich dann bald auf dem Wege dorthin, wohin er so viele vor sich hergesandt hatte, auf dem Wege in's sibirische Elend.

Seit Jermol Sibirien für Rußland erobert hatte, bildete und bildet noch jetzt, wie jeder weiß, das „Verschicken“ dorthin einen Hauptkunstgriff der russischen Staatschnik. Zur Zeit, von welcher wir handeln, hätte man freilich, wenn es damals schon einen Goethe'schen Faust gegeben, einen bekannten Satz desselben also parodiren können: Du glaubst zu verschicken und wirfst verschickt.

Auch aus dem Verschicker Münnich sollte ja bald genug ein Verschickter werden. Das Schicksal gab ihm in derselben Nacht, wo er seinen großen Streich führte, einen sehr deutlichen Warnungswink, von welchem beim Shakespeare geschrieben steht:

„Wenn das Geschick den Menschen wohlthun will,
So blidt es sie mit drohenden Augen an.“

Schade nur, daß solche wohlmeinende Drohblicke selten oder nie beachtet und verstanden werden. Der Feldmarschall hätte es sich sonst zu Herzen nehmen müssen, daß auf die Kunde von der Verhaftung des verhaßten Wiron hin die drei Garderegimenter tumultuarisch vor der Wohnung von Peters des Großen jüngster Tochter, der Großfürstin Elisabeth, sich versammelten in der Erwartung, dieselbe müßte zur Zariña ausgerufen werden. Es mangelte den Soldaten nur ein Stimmführer, der ihnen diese Losung gegeben hätte. Verblüfft und mißmuthig kehrten sie in ihre Quartiere zurück, nachdem sie erfahren, daß von der Großfürstin Elisabeth keine Rede wäre, sondern, daß an der Statt Wiron's die Herzogin von Braunschweig, Anna Leopoldowna, die Regentschaft für den kleinen Zwan übernommen hätte. Der wirkliche Regent wurde Münnich mit dem Titel eines Premierministers, welcher dem Schwachmattikus Anton Ulrich die leeren Ehren eines Titular-Generalissimus gönnte. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erhielt der unvermeidliche, durch alle Klippen dieser russischen Palastrevolutionen aalgeschmeidig sich durchschlängelnde Ostermann, die Leitung der innern Verwaltung kam an Golowkin den Jüngern.

Die ganze Machenschaft währte nicht länger als 1 Jahr 16 Tage. Für Münnich nicht einmal so lange. Denn da er bald merken mußte, Ostermann und Golowkin wollten ihn auf die Leitung des Heerwesens beschränken, so forderte er im März 1741 trotzig seinen Abschied und war nicht wenig überrascht, als er, der sich für unentbehrlich gehalten, denselben vonseiten der Großfürstin-Regentin sofort erhielt. Man muß sagen, daß Anna Leopoldowna alles, was an ihr lag, that, um ihren unmündigen Sohn Zwan und sich selber zu Grunde zu richten. Träg und leichtfertig, wie sie war, hatte sie für nichts Sinn und Zeit als für ihre skandalvolle Liebshschaft mit dem Grafen Lynar, kurländischem Gesandten am russischen Hofe. Selbst ihrer Indolenz mußte sich freilich die Wahrnehmung und Besorgniß aufdrängen, daß die Großfürstin Elisabeth eine gefährliche Nebenbuhlerin um den Besitz der Macht wäre; allein zu mehr als zu einem gelegentlichen Ausschelten dieser Nebenbuhlerin vermochte sich die Regentin nicht aufzuraffen. Elisabeth war allerdings nichts weniger als besser denn Anna. Sie hatte die Laster ihrer Eltern vollmäÙig geerbt und war, der Draperie hofhistoriographischer Vertuschung und Schönfärberei entkleidet, eine Person von unzweideutigster Unsittheit, eine notorische Buhlschwester und Trunkenboldin. Aber sie war das einzige Kind Peters des Großen, welches noch am Leben, und das machte sie gefährlich. Ihre grenzenlose Faulheit hätte sie jedoch gewiß nicht zum handeln kommen lassen, falls nicht einer da gewesen wäre, der sie unablässig vorwärts trieb. Dies war der Marquis de la Chétardie, Botschafter Frankreichs in Petersburg, ein geschickter und energischer Verwirklcher der Pläne, welche der französische Premier Fleury und der Staatssecretär Amelot dazumal am russischen Hofe verfolgten.

Denn mit der kleinen Politik der beiden schlechten Weiber Anna

Leopoldowna und Elisabeth Petrowna verquidte sich die sogenannte große, welche von jener gar häufig nur durch ihre Dimensionen verschieden ist. Die „Staatsraison“ des Hofes von Versailles, welcher damals mit Friedrich von Preußen gegen die Habsburgerin Maria Theresia verbündet war, forderte gebieterisch eine abermalige russische Palastrevolution, weil die Regentin Anna, ihr Gemahl und ihr Cabinet für die Tochter Karls des Sechsten gestimmt waren. Das hatte ja auch den Sturz des Preußen zugelegten Münnich mitentschieden. Die „Braunschweiger“ sollten beseitigt und die Großfürstin Elisabeth, welche für die französische und folglich für die widerösterreichische Politik leicht zu gewinnen sein würde oder schon gewonnen war, an den Platz des unmündigen sechsten Zwan geschoben werden. Der Macher des zu diesem Zwecke gesponnenen Complots war La Chétardie, dessen an den König und an den Staatssecretär Amelot gerichteten Depeschen den Verlauf der unsauberen Geschichte Schritt für Schritt verdeutlichen*). Amelot wußte das Geld, womit der Marquis die neue Palastrevolution anzettelte und fütterte, in unauffälliger Weise nach St. Petersburg zu schmuggeln. Es waren übrigens keineswegs große Summen, denn Verräther und Verschwörer waren dazumal in Rußland sehr billig zu haben. Die Spießgesellen und Helfershelfer, deren La Chétardie sich bediente, waren der Leibchirurg Elisabeths Lestocq und ihr Kammerjunker Woronzow, weiterhin der Corporal Grünstein vom Garderegiment Preobraschensk und der Musikant Schwarz. Eine recht lumpige Gesellschaft, wie man sieht,

*) Bernhardi sagte 1875 in seiner „Geschichte Rußlands“ 2. Thl. 2. Abthlg. S. 156: „Die vollständige Geschichte dieser Revolution wird wohl nur da zu finden sein, wo man sie bis jetzt nicht gesucht hat und wo auch ich sie leider nicht habe suchen können, in den Archiven Frankreichs.“ Diesem Mangel wäre ja jetzt abgeholfen durch das Buch „Louis XV. et Elisabeth de Russie“, par Albert Vandal, Paris 1882, wo pag. 104—162 auf Grund der Correspondenz des Marquis das in Rede stehende Geschehniß eine einläßliche Darstellung erfährt. Aber was ist das Gesamtergebnis? Kein anderes als das, was unser vortrefflicher F. C. Schlosser schon vor langer Zeit kannte und kundgab, als er in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ (5. Aufl. Bd. 2, S. 49.) schrieb: „Die Seele des ganzen (Complots) war der Marquis La Chétardie, der auch das Geld (dazu) hergab.“ Das ist der Kern der Sache. Alles neue, was Vandal aus dem französischen Nationalarchiv beibringt, ist im Grunde nur nebensächlich. Es könnte scheinen, Vandal müßte die angezogene Stelle im Schlosser gefannt haben, als er seinerseits (l. o. 147) schrieb: „La Chétardie est l'âme de la conjuration.“ Er führt das dann also weiter aus: „Pour atteindre un but qui stimule son ambition, charme son coeur et pique sa vanité, il déploie une adresse infinie; n'est-il pas d'ailleurs dans son élément, chaque fois qu'il s'agit de mener avec entrain une intrigue compliquée, surtout lorsqu'une femme aimable (?) en est objet? A voir avec quelle aisance et quelle désinvolture il se joue au milieu des difficultés, on le dirait moins occupé d'une entreprise où il risque sa liberté et sa vie que de quelque galante aventure. Rien ne manque pour compléter la ressemblance, ni les rendez-vous mystérieux, ni les longues heures d'attente à l'endroit désigné, ni les coups d'oeil furtivement échangés, ni les billets écrits à mots couverts et en langage convenu.“

aber lauter Leute, wie gemacht, das schmutzige Geschäft zu verrichten, welches man ihnen auftrug. Weil das Haus Braunschweig mit dem Hause Brandenburg blutsverwandt war, ließ Ludwig der Fünfzehnte den König von Preußen durch den Marquis de Belle-Isle sondiren, ob ihm, was man gegen die Braunschweiger in Petersburg vorhätte, paßte oder nicht. Worauf Friedrich, seiner eigenen Bezeugung gemäß („Histoire de mon temps“, chap. 4), zur Antwort gab, als preußischer Monarch kenne er keine Verwandte, sondern nur Freunde oder Feinde. La Chétardie entwarf, um nichts zu versäumen, vorsorglich eine Proscriptionsliste der zu Opfern seines Vorhabens Ausersehenen und an der Spitze dieser Liste standen die Namen Münnich und Ostermann. Vergebens bestürmten der österreichische Botschafter Botta und der englische Gesandte Finch die Großfürstin-Regentin mit Warnungen, vergebens riefen sie der Gedanken- und Kraftlosen, die Prinzessin Elisabeth verhaften und einsperren zu lassen, wodurch den zu Gunsten derselben gesponnenen Ränken der Kern ausgebrochen wurde. Anna und ihr Gemahl Anton Ulrich ließen die Dinge gehen, wie sie wollten, und so gingen sie denn bis zu jener Nacht vom 24. auf den 25. November (5. auf den 6. December) von 1741, wo die Großfürstin Elisabeth, welcher La Chétardie zum Bedenken und Zaudern schlechterdings keine Zeit mehr ließ, sich entschließen mußte, selbsthandelnd die Vorbereitungen ihrer Mitverschworenen zum Ziele zu führen. An der Spitze von 300 preobraschenski'schen Grenadieren drang sie in den Winterpalast und bemächtigte sich der gesammten braunschweigischen Familie, während anderwärts die „Proscribirten“ verhaftet wurden. Von Widerstand nirgend eine Regung. Während Anna Leopoldowna und Anton Ulrich aus ihren Betten geholt und zu Gefangenen gemacht wurden, schlief der rechtmäßige Herr, Zwan der Sechste, ruhig in seiner Wiege. Die „gutmüthige“ Elisabeth nahm den Kleinen heraus, küßte ihn und sagte: „Armes Kind, du bist schuldlos, aber deine Eltern tragen um so größere Schuld“*). Elliche Tage darauf ließ die „gutmüthige“ Elisabeth der gefangenen Ex-Regentin sagen, sie werde dieselbe knuten lassen, wenn Anna nicht angeben wollte, wo ihre (Annas) Zuwelen versteckt wären.

Am Morgen vom 25. November (6. December) war Peters des

*) Es wird auch erzählt, daß am Morgen des Wintertages, wo ein Manifest erschien, welches verkündete, Elisabeth habe den ihr rechtmäßig zukommenden väterlichen und mütterlichen Thron bestiegen, und darum in den Kirchen von Petersburg jenes bekannte Tedeum gesungen wurde, allwomit eine hochwürdige Klerisei allzeit und überall gelungene Staatsverbrechen zu begrüßen pflegte und pflegt, auch die gesammte Soldateska der Hauptstadt jubelnd vor den Palast gezogen war, um der neuen Kaiserin ihre Huldigungen darzubringen, der kleine in der Wiege zum Gefangenen gemachte und entthronte Zwan in unbewußt-tragischer Selbstironisirung das Hurrah der russischen Prätorianer nachzustammeln versucht hätte. Da habe Elisabeth sich nicht enthalten können, zu sagen: „Du unschuldiges Kind, weißt nicht, daß dieses Geschrei dein Unglück ist.“

Großen jüngste Tochter Zarin und Selbstherrscherin von Rußland. Die Gardesoldaten hatten sie dazu gemacht, wie sie nachmals Katharina die Zweite auch dazu machten. Senat, Synod, Magnaten und Prälaten, Armee und Marine, Adel und Volk hatten dabei weiter nichts zu thun, als Ja und Amen zu sagen, und so thaten sie. Münnich, Ostermann, Golowkin und ihre „Mitverbrecher“ wurden zu martervollen Todesstrafen verurtheilt, auf's Schaffot geschleppt und erst angefaßt von Bloß und Beil, Galgen und Rad von der „gutmüthigen“ Zariſa „huldboll begnadigt“, nämlich zum Verlust ihrer gesammten Güter und Würden und zur Verstoßung ins sibirische Elend.

IV.

Der Säugling Zwan mußte, wie die Sachlage nun einmal war, der Triumphatorin vom 25. November 1741 schon in den ersten Stunden ihrer Zariſenſchaft sehr unbequem sein. So ein Kind von rechtmäßigem Zaren kann und muß sogar unter Umständen seiner Entthronerin gefährlich werden. Zudem war ja Elisabeth so „gutmüthig“! In Stunden, wo sie nüchtern, mochte ihr darum der Kleine in seiner Wiege vielleicht wie ein athmender Gewissensbiß vorkommen. Also weg damit! Aber wie?

Die Kaiserin beeilte sich, ihrem an Auskunftsmitteln so reichen Geheimrath La Chétardie die Frage vorzulegen, was seines Erachtens mit dem entthronten und gefangenen Kind-Zar angefangen werden sollte, und der Herr Marquis und Botschafter gab ohne Zögern die zwar etwas gewundene, aber immerhin verständliche Antwort: „Man kann nicht genug Sorgfalt anwenden, um jede Spur von der Kaiserschaft — (wörtlich *du règne*) — Zwans des Sechsten zu vertilgen. Das ist das einzige Mittel, um Rußland vor Gefahren zu bewahren, welche jezt oder später aus den Umständen hervorgehen könnten und welche in einem Lande, das einen falschen Demetrius erlebte, doppelt zu befürchten sind.“ Undiplomatisch ausgedrückt, hieß das: Laßt den Jungen verschwinden! „Expedirt“ ihn!

Dazu war jedoch die Zarin in der That zu „gutmüthig“. Während sie mit einer kindischen Wuth daran arbeitete, alle Erinnerungen an die „Regierung“ Zwans des Sechsten zu verwischen, und zu diesem Zwecke alle Denk- und Schaumünzen mit dem Bildniß desselben, alle im Namen Zwans erlassenen Ukase, alle genealogischen Handbücher, ja sogar alle Gebetbücher, in welchen die Namen der unter der Regentschaft bekannt gewesenen Personen vorkamen, confisciren und vernichten ließ, brachte sie es doch nicht über sich, den armen Jungen ohne weiteres „expediren“ zu lassen. Ihre Gutmüthigkeit ging, wenigstens zuvörderst, noch weiter. Sie überließ nämlich den entthronten Knaben seinen Eltern, welche sie als Gefangene in die Citadelle von Riga hatte schaffen lassen. Nach anderthalb Jahren wurde die unglückliche Familie im Geheimen von Riga nach Dranienburg gebracht, einem durch Menschikow unweit von Woronesch angelegten Ort. Während der Gefangenschaft Anton Ulrichs und Annas in Riga und Dranienburg

wurde der arme Iwan einigermaßen erzogen und unterrichtet, was namentlich der Herzensgüte des Herrn von Rorff zu verdanken war, welcher die Wachtmannschaft befehligte. Aber gerade darum wurde dieser Officier bald von seinem Posten abberufen, und als gar verlautete, ein Mönch hätte den Versuch gemacht, den entthronten Zaren zu entführen, natürlich zu Aufruhrzwecken, beschloß die „gutmüthige“ Kaiserin Elisabeth, noch strenger gegen die Braunschweiger vorzugehen.

Demzufolge wurden Anton Ulrich und Anna von Dranienburg nach Cholmogorj gebracht, einem elenden oberhalb Archangels auf einer Dwina-Insel gelegenen Ort. Aber sie durften ihr Söhnlein Iwan dorthin nicht mitnehmen; sondern der Knabe wurde seinen Eltern weggenommen und in die Schlüsselburg versperrt. Dies dürfte wohl ein zutreffender Ausdruck sein für die Art der Einkerkierung des Armen. Denn er wurde in der Schlüsselburg in eine Rasematte gethan, welche dem Tageslicht keinen Zugang gestattete. In dieser von spärlichem Lampenschimmer nur dämmernd erleuchteten Gewölbenacht verlebte der Entthronte 20 Jahre, ohne allen Unterricht zu einem gespenstig blassen, halb blödsinnig blickenden und murmelnden Jüngling aufwachsend, dem man die Seele tödtete, bevor man seinen Leib mordete. Zuweilen regte sich in dem armen jungen Gespenst eine dunkle Vorstellung, ein traumhaftes Bewußtsein von seiner Zarenschaft und seine ihm hiervon eingegebenen verworren-phantastischen Aeußerungen erregten dann das rohe Gelächter seiner Wächter. Zwei derselben, ein Hauptmann und ein Lieutenant von der Besatzung, mußten beständig bei ihm sein, waren mit ihm in die Rasematte eingeschlossen und händigten ihren sie ablösenden Kameraden die schriftliche kaiserliche „Ordre“ ein, welche sie selber beim Antritt ihrer Wacht empfangen hatten, den Befehl, sofort den entthronten Zaren zu tödten, falls etwa einmal zu Gunsten desselben eine Meuterei in der Festung ausbrechen sollte. Man sieht, die „gutmüthige“ Kaiserin hatte sich auf alle Fälle vorgesehen.

Rußland befand sich unter dieser Zarin, wie sich ein großes Reich unter der Regierung eines solchen Weibes befinden konnte, mußte. Am 5. Januar von 1762 n. St. taumelte sie in ihr Grab hinab — zur unsäglichen Freude Friedrichs von Preußen, welcher seit sechs Jahren jenes „Schauspiel für Götter“ aufgeführt hatte, den Kampf eines großen Menschen mit dem Schicksal. Er hatte manchen scharfen Epigramme-Pfeil auf „cette infame catin du Nord“, wie er Elisabeth zu nennen pflegte, abgeschossen und die Wohlgetroffene hatte sich dafür durch die Schlachten von Zorndorf und Rimersdorf gerächt, sowie durch eine Kriegsführung in Preußen, welche gräulich erwies, daß die Moskowiter mit Erfolg bei den Mongolen des Dschingis-Khan und des Batu-Khan in die Schule gegangen.

Ohne irgendwelche Weiterung folgte seiner Tante auf dem Zarenthron der Herzog Peter von Holstein, Sohn von Elisabeths älterer Schwester

Anna Petrowna. Dieser arme, wohlmeinende und wirklich gutmüthige, aber bornirte und querköpfige Peter der Dritte war genau 6 Monate und 5 Tage lang Zar und Selbstherrscher aller Russen. Dann ist er, wie allbekannt, auf Betreiben seiner Frau Katharina, welche sich von der kleinen Prinzessin von Anhalt-Zerbst rasch zur großen „Semiramis des Nordens“ auswuchs, verrathen, verlassen, entthront und gefangen wurde, um schließlich, von Drannidenbaum nach Kopscha geschleppt, durch Alexei Orlow und dessen Mitmörder gräßlich-martervoll ermordet zu werden.

Unter den vielen Zügen von Gerechtigkeitsgefühl, Erbarmen und Herzensgüte, welche der unglückliche Sechsmonatezar Peter mitten unter allen seinen Querköpfigkeiten bewährte, war einer der kennzeichnendsten der Besuch, welchen er im Geheimen, und zwar im März 1762, dem armen Zwan in der Schlüsselburg abstattete. Der Lebendig-Begrabene vermochte die gütigen Fragen seines Besuchers nur stammelnd zu beantworten. Er soll gestammelt haben, er sei der Kaiser Zwan. Dann wieder, der Kaiser Zwan wäre schon lange todt, aber dessen Geist sei in ihn gefahren. Es wird auch bestimmt versichert, der unglückliche Gefangene habe sich aus seiner Knabenzeit des gutherzigen Korff erinnert und sogar eine Ahnung gehegt und geäußert, daß sein Besucher der regierende Zar wäre. Wie dem sein mag, Peter der Dritte war von dem Jammerjal dieser Stunde tief ergriffen und faßte den Entschluß, das grausame Geschick des „geborenen Kaisers“ wenigstens insoweit zu mildern, als seine eigene Sicherheit es zu gestatten schien. Zwan sollte aus seinem Kerker hervorgehen und innerhalb der Umwallung der Schlüsselburg volle Freiheit genießen. Auch sollte ihm daselbst ein Haus mit zwölf Zimmern erbaut und ein prinziplicher Haushalt eingerichtet werden. Der Bau wurde in der That sofort begonnen, aber nicht vollendet; denn Katharina die Zweite war weit entfernt, die edelmüthigen Absichten ihres Gemahls in Betreff Zwans des Sechsten zur Ausführung bringen zu wollen. Sie, die Usurpatorin, welche nicht den Schatten einer Spur von Recht auf den Parentron besaß, bei dessen Erklimmung ihr der Leichnam ihres von ihren Mitverschworenen gemordeten Gemahls als Stufe gedient, sie hatte weit mehr Ursache, den armen Zwan als Prätendenten zu fürchten, denn Peter der Dritte gehabt, welcher als legitimer Enkel Peters des Großen ganz und gar als rechtmäßiger Zar sich hatte fühlen dürfen. Da nun aber für die „Semiramis des Nordens“ Gewissen und Moralgesetz nur Worte ohne Sinn und Bedeutung waren, so konnte es nicht wundernehmen, daß in den russischen Häftlingskreisen bald das Geräune umging, der Insasse der Schlüsselburger Kasematte werde wohl nicht mehr lange leben.

In der That, er lebte nicht mehr lange, der arme Junge. Nach zwei Jahren schon mußte der bleiche Kaisersthemer die Nacht seines Kerkers mit der des Grabes vertauschen.

Es ist bekannt, daß die Herrschaft der ebenso genialen als skrupellosen Thronanmaßerin Katharina mehr als einer Bedrohung und Erschütte-

rung ausgesetzt war. Wiederholt ging der Name ihres so schändlich gemordeten Gemahls Peter gespenstisch-dräuernd in Rußland um. Auch jener Pugatschew, welcher in den Jahren 1772—1774 gegen die Zarin den nach ihm benannten höchst gefährlichen Kosakenaufstand führte, trat in der Maske Peters des Dritten auf. Aber schon zehn Jahre früher war aus dem bislang noch ungelösten Dunkel einer anonymen Verschwörung eine wider Katharina's Zarizenschaft, sowie auch wider ihres Sohnes Paul Thronfolgeberechtigung gerichtete Feltzelung hervorgegangen. Diese Machenschaft gipfelte in der heimlichen Verbreitung eines angeblichen Manifestes Peters des Dritten, allmorin die Vergehungen Katharina's enthüllt wurden und ihr Sohn Paul als ein „Bastard“ von der Thronfolge ausgeschlossen war. Wer an die Stelle Pauls treten sollte, war nicht gesagt, allein die Zarin und ihre Anhänger konnten, mußten muthmaßen, daß die geheimnißvollen Verschwörer die Erinnerung an die rechtmäßige Kaiserschaft des Gefangenen von der Schlüsselburg wachrufen wollten.

Hat nun Katharina die Zweite, um sich vor weiteren Bedrohungen von jener Seite her ein- für allemal sicher zu stellen, die Vernichtung Zwans beschlossen und angeordnet? Oder ist der Zarenmord in der Schlüsselburger Kasematte mit oder ohne Vorwissen der Zarin durch diesen oder jenen ihrer Vertrauten in Scene gesetzt worden?

Wir wollen zur Beantwortung dieser beiden Fragen zuvörderst die zweifellos festgestellten Thatfachen vorführen.

Zu Anfang Julis 1764 machte Katharina die Zweite einen Ausflug nach Riga. Diesen Ausflug deutete man nachmals so, daß die Zarin dem, was in der Schlüsselburg geschehen sollte, hätte aus dem Wege gehen wollen. Kurz vor ihrer Abreise von Petersburg wurden zwei durchaus zuverlässige Officiere, der Hauptmann Wlassjew und der Leutnant Tschetin, nach der Schlüsselburg commandirt, um, mit der früher erwähnten, von der Zarin Elisabeth ausgestellten und jetzt neu eingeschärften „Ordre“ versehen, jede Regung und Bewegung des gefangenen Zwan Antonowitsch zu bewachen, zu welchem Zwecke sie wie die früheren durch sie abgelösten „Leibwächter“ mit dem Unglücklichen seinen Kerker theilen mußten. In der Stadt Schlüsselburg lag dazumal das Infanterieregiment Smolensk, von welchem der Reihe nach je eine Compagnie von 100 Mann den Dienst in der Citadelle that. Hierzu gehörte, daß immer acht Mann den Gang bewachten, welcher zu Zwans Kerkerkasematte führte. Im Regiment Smolensk stand der Leutnant Wassily Mirowitsch, welcher aus einer vormals begüterten und angesehenen Familie der Ukraine stammte. Sein Großvater war ein Parteigänger des berühmten Kosakenhetmans Mazeppa gewesen und in dessen Sturz mitverwickelt worden. Das hatte die Confiscation der Familiengüter zur Folge gehabt. Mirowitsch, von seiner Armuth gestachelt, sann auf Wiederherstellung des Glückes seines Hauses und reichte wiederholt Bittschriften bei der Zarin ein, dieselbe möchte ihm oder seinen Schwestern die eingezogenen

Familiengüter ganz oder wenigstens theilweise zurückgeben. Er wurde abschlägig beschieden, das zweitemal ungnädig. Daraufhin hätte auch dieser russische Leutnant, falls er nämlich Latein verstand und den Vergil kannte, sagen können: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo“ — oder auf gut russisch etwa: Will mir die Zarin keine Gnade erweisen, so will ich versuchen, eine Palastrevolution oder vielmehr zur Abwechslung mal eine Kerkerrevolution anzuzetteln und in's Werk zu richten. Ich wäre ja nicht der erste Leutnant, welchem im heiligen Rußland so etwas gelänge. Die Drlows waren auch nur Leutnants, dazumal, als Katharina zur Zarin und Selbstherrscherin gemacht und ihr Herr Gemahl „expedirt“ wurde.

Mirowitsch vergaß nur, daß die „Leutnants“ Drlow „dazumal“ Leute wie den Vicekanzler Panin, den Kosakenhetman Kasumowitsch, den Fürsten und Gardeoberst Wolkonski, den General Bekkoi, den Staatsrath Tschelow, den Erzbischof Setschin von Kownogorod, ebenso die an Schlaueit und Kühnheit alle diese Herren weit überbietende Fürstin Daschkowa und endlich die Dämonin Katharina selber hinter sich gehabt hatten. Nicht nur „Si duo faciunt idem“, sondern auch „Si duo volunt idem, non est idem“. Auch noch in anderer Beziehung. Denn der Plan, eine Katharina an der Stelle eines dritten Peters zur Kaiserin zu machen, hatte ganz andere Wahrscheinlichkeiten des Gelingens für sich gehabt, als das Project, den armen Halbspindel Iwan an die Stelle Katharinas zu setzen, haben konnte.

Ob Mirowitsch schon bei der Planentwerfung zu seinem verzweifeltsten Unternehmen Mitthilfer gehabt, ist mit voller Sicherheit nicht zu ermitteln. Erzählt wird allerdings, daß ein anderer Leutnant, Apollon Uschakow, von Anfang an sein Verschwörungsgenosse gewesen sei und daß die Beiden ihr Vorhaben, den eingekerkerten Iwan Antonowitsch zu befreien und auf den ihm zustehenden Jarenthron zurückzuführen, in der Kirche „Unserer lieben Frau von Kasan“ zu Petersburg mit Wort und Eid feierlich beschworen hätten. Allein Uschakow erkrankte zu Ende März 1764 auf einer Dienstreise in einem Flusse bei Porschow, und was noch weiter gemeldet wird von vorläufigen Versuchen des Mirowitsch, unter der Hofdienerschaft Einverständnisse zu gewinnen, ist ganz nebelhaft. Gewiß dagegen ist, daß der Leutnant zu Anfang Juli des genannten Jahres mit seiner Compagnie den Dienst in der Citadelle von Schlüsselburg hatte.

V.

Er ging nun sofort an's Werk, wobei es auffällig, daß der notorisch arme Leutnant reichlich mit Geld versehen war. Vor allem spähte er genau die Lage von Iwans Kasemattenkerker aus und versah den Eingang dazu heimlich mit einem Zeichen. Dann entwarf er eine Proclamation, welche nach der gelungenen Befreiung des Gefangenen veröffentlicht werden sollte. Weiter war er noch nicht gekommen, als seine Compagnie abgelöst wurde und er demnach mit derselben aus der Citadelle hätte abmarschiren sollen.

Unter welchem Vorgeben es ihm jetzt gelang, bei der neuaufrückenden Wachttruppe in der Festung bleiben zu dürfen, ist nicht festgestellt; aber es gelang ihm, was doch bei der Strenge, womit sonst die Dienstvorschriften gehandhabt wurden, wiederum sehr auffällig ist.

Seinen also verlängerten Aufenthalt in der Festung benützte Mirowitsch ohne Säumen zur Werbung von Helfern unter der Besatzung. Mittels klingender Beweisgründe gelang es ihm, drei Corporale und zwei Soldaten von der Rechtmäßigkeit seines Vorhabens zu überzeugen, d. h. ihre Mithilfe bei der Ausführung desselben zu erkaufen. Dagegen scheiterte er, als er einen höher hinauf zielenden Werbeversuch machte. Der Gegenstand desselben war der Hauptmann Wlassjew, also einer der Leibwächter Zwans. Der Hauptmann wies die Eröffnungen des Leutnants zurück, that aber sonderbarer Weise weiter nichts gegen diesen. Wenigstens nichts Unmittelbares. Mittelbar scheint er allerdings etwas gethan zu haben; denn Mirowitsch erfuhr durch einen der von ihm erkauften Unterofficiere, daß Wlassjew einen Eilboten an den Premierminister Graf Panin abgefertigt hätte. Darin erkannte der Leutnant ein zwingendes Signal, sofort zur That schreiten zu müssen.

In einer hellen Sommernacht, der Nacht vom 4. auf den 5. (15. bis 16.) Juli 1764, schritt er dazu. Mit Unterstützung der von ihm gewonnenen Corporale und Soldaten gelang es ihm, zwischen 1 und 2 Uhr die kleine Besatzung der Festung geräuschlos zu versammeln. Dann trat er vor die Mannschaft hin und las derselben einen erdichteten und angeblich von den Mitgliedern des Senats unterzeichneten Ukas vor, des Inhalts, die Kaiserin Katharina die Zweite sei es müde, über barbarische und undankbare Völker zu herrschen. Sie hätte daher den Entschluß gefaßt, das russische Reich zu verlassen, um sich im Auslande mit dem Grafen Gregor Orlow zu vermählen. Schon auf der Reise gegen die Grenze zu begriffen, wollte sie ruhen, dem unglücklichen Zwan die Jarenkrone zurückzugeben, und darum ertheile hiermit der Senat ihm, dem Wassily Mirowitsch, den Befehl, den eingekerkerten Kaiser alsbald frei zu machen und nach St. Petersburg zu bringen.

Die Menschen waren und sind, wie allbekannt, allzeit und überall, wo es sich um Wahrheiten handelt, Müdensüßer, aber Lügen gegenüber Kameeleberschlucker. Je dümmere gelogen wird, desto wahrscheinlicher sieht es aus; je frecher, desto glaubwürdiger. Die urtheilslose Menge will belogen und getäuscht sein, das gehört zu ihrem Wesen. Wer sie am unverschämtesten belügt und betrügt, der hat sie. Nämlich gerade so lange, bis ein noch schamloserer Lügner und Betrüger seinen Vorgänger überlügt und übertrügt. Das haben die Schwindler aller Zeiten gar wohl gewußt, beherzigt und bethätigt. Dauernden Erfolg hatten jedoch nur die großen, während die kleinen gewöhnlich halbwegs aufgehoben, gehentt oder sonst wie abgethan wurden.

Mirowitsch gehörte zu den kleinen, vorausgesetzt, daß er überhaupt ein Schwindler von eigener Mache gewesen und nicht vielmehr eine Marionette,

welche an einem Drahte tanzte, dessen lenkender Handgriff vielleicht in dem Ministerkabinete Panins, wenn nicht gar in dem Schlafgemach Katharinas zu suchen und zu finden gewesen wäre.

Wie dem sei, ob der Mann aus eigenem Antriebe oder ob er als bloßes Werkzeug handelte, sein jeder Streich schien einen Augenblick gelingen zu wollen. Etliche 50 Mann Unterofficiere und Soldaten glaubten an den von Mirowitsch vorgebrachten Ukas oder thaten so und stellten sich, ihre Waffen schwingend und laut jubelnd, unter seinen Befehl.

Wie er nun damit beschäftigt ist, sie zum Angriff auf den Kasemattenkerker Zwans zu ordnen, eilt der Festungscommandant Werednikow, durch den Lärm aufgeschreckt, herbei, fragt, macht einen flauen Versuch der Abwehr, läßt sich aber ohne viele Umstände durch den meuterischen Leutnant festhalten und verhaften, ohne daß Mirowitsch nöthig gehabt hätte, ihn erst mit einem Gewehrkolben niederzuschlagen, wie später behauptet worden ist. Der Leutnant stellt sich an die Spitze seiner 50 Mann und führt sie zum Sturm auf Zwans Kerker. Die in dem bedeckten Weg vor demselben postirten acht Mann leisten Widerstand, ohne daß es jedoch zum Schießen kommt und ohne daß Mirowitsch verhindert wird, bis zur Eingangsthüre der Kasematte vorzudringen. Als er nun Anstalt macht, dieselbe aufsprengen zu lassen — es soll sogar zu diesem Zwecke von einer nahen Basti eine Kanone herbeigeschleppt worden sein — ruft ihm von innen der Hauptmann Wlassjew zu, er und sein Mitwächter Tschekin könnten zwar das gewaltsame Eindringen der Angreifer nicht lange verhindern, aber sie würden empfangene Befehle im Nothfall vollstrecken und demnach würden die Eindringlinge den Gefangenen nur todt vorfinden.

Mirowitsch läßt sich durch diese Drohung nicht von seinem Vorhaben abbringen. Allein bevor es ihm gelingt, die Pforte zu sprengen, geht hinter derselben Furchtbareß vor. Als die Thüre in ihren Angeln bebt und dem Ansturm von außen zu weichen droht, ergreifen Wlassjew und Tschekin ihre Degen und werfen sich auf ihren Gefangenen, welcher ruhig schlummernd auf seinem Lager liegt, mit einem weißen Schafpelz bedeckt. In ihrer Aufregung unsicherer Hand, verwunden sie das Opfer erst nur am Arm und am Bein, dann aber durchbohren sie ihm mit festeren Stößen die Brust und treffen Herz und Lunge, nachdem der aus dem Schlaf also mörderisch aufgeschreckte Unglückliche etliche Augenblicke gegen die Mordwaffen sich gesträubt hat.

So starb, vierundzwanzigjährig, der rechtmäßige Zar Zwan der Sechste, nachdem er 22 Jahre lang in Kerkerlust vegetirt hatte.

Nachdem Wlassjew und Tschekin ihr schreckliches Werk gethan, schoben sie den Riegel der Pforte zurück und ließen die Stürmer ein.

Blutüberströmt lag der entseelte Zar auf dem Boden der Kasematte. Bei diesem Anblick rief Mirowitsch den Mördern zu:

„Elende! Fürchtet ihr nicht Gott? Warum habt ihr das unschuldige Blut dieses Mannes vergossen?“

„Wir thaten, was uns befohlen war,“ gaben die beiden Offiziere zur Antwort.

Die Soldaten wollten über die Zarenmörder herfallen und sie todtischlagen. Allein Mirowitsch verhinderte es mit den Worten: „Sie thaten ihre Pflicht; für uns aber gibt es keine Rettung mehr“ *).

Hier nun stoßen wir wieder auf eine jener Auffälligkeiten, an welchen die Geschichte dieses Zarenmordes reich ist. Wenn Mirowitsch auf eigene Hand gehandelt hatte, so mußte sich ihm jetzt, nach der tragischen Vereitelung seines Unternehmens, die Nothwendigkeit, den Folgen seines Beginns sich zu entziehen, unfehlbar aufdrängen. Warum floh er nicht? Er hätte das zweifellos gekonnt. Die Schlüssel der Citabelle waren ja in seiner Gewalt, auch gab er, nachdem der Mordanschlag gefallen, Befehle und traf Anordnungen, als wäre er der Festungscommandant. Er konnte demnach allein oder an der Spitze der Soldaten, welche ihm gefolgt waren, die Citabelle verlassen. Aber er dachte gar nicht an Flucht, und angesichts dieser Thatfache ist man wohl nicht unberechtigt, mit dem deutschen Geschichtschreiber Rußlands zu fragen: Konnte vielleicht auch Mirowitsch, ebenso wie die beiden Mörder, hinsichtlich dessen, was er gethan, auf „höhere Befehle“ sich berufen? **).

Statt zu fliehen, ließ er den Leichnam des Ermordeten auf ein Soldatenbett legen und auf diesem vor das Hauptwachstlokal tragen. Auf seinen Befehl stellte sich die gesammte Besatzung der Citabelle auf dem Platz vor der Hauptwacht auf und salutirte den Todten mit präsentirtem Gewehr. „Seht,“ sagte Mirowitsch zu der Mannschaft, „das ist unser Kaiser Iwan Antonowitsch“. Hierauf schüttelte er den Soldaten, die sich ihm angeschlossen hatten, die Hände, erklärte laut, nicht sie, sondern er allein sei schuldig und darum wolle er auch die Folge seines Thuns auf sich nehmen. Dies gesagt, gab er seinen Degen ab und überlieferte sich dem wiederfreigegebenen Festungscommandanten. Der ermordete Zar wurde, mit einem blauen, rohgesäumten russischen Bauernhemde bekleidet, den Tag über in der Festungskirche öffentlich ausgestellt. Was vom Volk anwesend war, umstand weinend den rohgezimmerten Soldatenfarg, in welchem der arme Iwan lag mit seinen feinen, wachsweißen Gesichtszügen und seinem röthlichen Bart. Am folgenden Tage wurde der Leichnam in aller Stille gen Nowgorod abgeführt und sodann in dem bei dieser Stadt gelegenen Kloster Tichwin (?) ohne weiteres Ceremoniell begraben.

Dies war so befohlen worden durch den Grafen Panin, welcher auch sofort, nachdem er Wlassjew's Eilbotschaft empfangen, die Verhaftung des Mirowitsch angeordnet hatte. Der Unternehmer des verunglückten schlüssel-

*) E. Herrmann, Geschichte des russischen Staats, V, 651.

**) Bernharbi, II, 2, S. 213, nach Kowalewsky: Graf Bludow und seine Zeit.

burger Kerkerputzsch war jedoch der Ausführung dieser Anordnung, wie wir gesehen, schon zuvorgekommen, indem er sich aus freien Stücken gefangen gegeben hatte.

Auf die Kunde von der nächtlichen Katastrophe in der Schlüsselburg hin kehrte Katharina die Zweite aus Sibirien nach Petersburg zurück. Nach ihrer Rückkehr wurde ohne Zögern zur Proceßirung des Gefangenen geschritten, welcher ein Verbrecher war, weil sein Unterfangen nicht geglückt. Die Kaiserin schickte eine Dreimänner-Commission zur Voruntersuchung nach der Schlüsselburg und diese Untersucher waren der Senator Replujew, der General Weymann, ein ergebener Handlanger Katharinas von früher her, und der Geheimrath Teflow, welcher am 17. Juli von 1762 den Mordritt des Alexei Orlow nach Kopscha mitgemacht hatte und bei der Ermürung Peters des Dritten mitthätig gewesen war. Mit der Proceßur selbst, der Urtheilsfindung und Urtheilssprechung beauftragte Katharina, nach Empfang des durch Weymann erstatteten Untersuchungsberichtes, kraft Manifests vom 17. (28.) August die Mitglieder des Senats und des Synods, die Präsidenten der höchsten Regierungscollegien und die Theilhaber der obersten drei Rangklassen *).

Die Haltung des „Verbrechers“ war während der ganzen Dauer des Verfahrens fest und würdig. Einigen Nachrichten zufolge soll sie aber nicht nur das, sondern auch die eines Mannes gewesen sein, welcher an einem glücklichen Ausgang der Sache gar nicht zweifelte und die Proceßur für nichts als für eine Komödie ansah. Sicher ist, daß er standhaft bei seiner ursprünglichen Angabe blieb, keinen Mitwisser und keinen Mitschuldigen gehabt zu haben. Ein höchst auffälliger Zwischenfall in dem Proceßgange war aber dieser. Als sich das Tribunal zur Urtheilsfällung anordnete, theilte der Oberprocurator des Synods Soymonow dem Baron Tscherkassow, einem der Richter mit, etliche geistliche Mitglieder des Gerichtshofs wären des Darsichhaltens, daß Mirowitsch gefoltert werden müßte, um ihn zu weiteren Geständnissen und zur Namhaftmachung von Mitschuldigen zu bringen, um dadurch überhaupt der ganzen räthselhaften Geschichte mehr auf den Grund zu kommen. Auf der Stelle schritt einer der Vertrauten der Kaiserin, der Fürst Wäsemski, in seiner Eigenschaft als Generalprocurator des Senats der oberste Wächter des Gesetzes, gegen dieses Ansinnen energisch ein, schnitt Soymonow das Wort ab und forderte Tscherkassow auf, zu erklären, ob man ohne weiteres zur Urtheilsfällung schreiten müßte oder nicht. Etwas

*) Eine Hauptquelle unserer Kenntniß von diesem Proceß, wie dazumaliger russischer Geschehnisse überhaupt, war bekanntlich lange und ist theilweise noch jetzt selbsts i. J. 1809 erschienenenes Buch „Russische Günstlinge“. Von Wichtigkeit für die Zwan'sche Episode sind die bezüglichlichen englischen Gesandtschaftsberichte in Raumer's „Beiträgen zur neueren Geschichte“, Bd. III. Bernhardi hat (a. a. O. 215), auf den Russen Warteniew („Das 18. Jahrhundert“, 3. Bd.) gestützt, verschiedene neue Züge dieser Episode beigebracht.

verbittert, stimmte der also Interpellirte mit Ja. Aber wieder mehr gefaßt, reichte er ein schriftliches Votum ein, worin er darlegte, Mirowitsch müßte trotzdem gefoltert werden, um ihm die Namen seiner Mitschuldigen oder Anstifter zu entreißen.

Dieser Tschersassow, welcher gegenüber dem deutlich genug erkennbaren Willen und Wunsch der Zarin und Selbstherrscherin, die ganze widerwärtige Sache möglichst rasch abgethan zu sehen, eine eigene Meinung zu haben und zu äußern wagte, macht einen geradezu phänomenalen Eindruck. Katharina, welche gar wohl wußte, daß in der Stadt ziemlich vernehmlich herumgeflüstert werde, die ganze gegen Mirowitsch angestrengte Procebur sei nichts als eine Posse, war schlau genug, gegen Tschersassow nicht ungnädig sich zu erzeigen. Aber sie wußte es einzurichten, daß der Zwischenfall keine weiteren Folgen hatte, dem Antrag Tschersassows nicht stattgegeben und Mirowitsch durch den Gerichtshof ad hoc ohne weitere Untersuchung als Reichsverräther und Rebell zum Tode und zwar mittels Enthauptung durch das Beil verurtheilt wurde.

Dieses Urtheil ist am 15. (26.) September auf dem Marktplatz der Rewa-Insel in Petersburg an ihm vollstreckt worden.

Wenn Helbig gut unterrichtet war — und er konnte es sein — so hätte Mirowitsch während der ganzen Procebur, bei der Urtheilssprechung und noch auf dem Schaffot ganz der Art sich benommen, als ob er überzeugt wäre, das alles wäre nur eine Komödie und könnte etwas anderes gar nicht sein. Er hätte noch gelacht, als er statt der zuversichtlich erwarteten Begnadigung den tödtlichen Beilschlag empfing*).

Seine Mitschuldigen, 28 Unteroffiziere und Soldaten, wurden zum Spießruthenlaufen, sibirischer Zwangsarbeit und dergleichen Russischem mehr verurtheilt. Den Mördern Swans des Sechsten, Blassiew und Tschefin, wurden Beförderungen zutheil und lebenslängliche Pensionen zugebilligt.

Somit war nach allen Seiten hin der „Gerechtigkeit“ genuggethan.

VI.

„Cherchez la femme!“ oder, wie die andere Lesart lautet, „Où est la femme?“ ist ein Satz, dessen Findung man bekanntlich dem König Jakob dem Ersten von Großbritannien zugeschrieben hat. Wenn mit Grund, so wäre das unbedingt das geschickteste Wort, welches dieser stammelnde und geisternde Tropf von König — „a king of shreds and patches.“ (Shakespeare) — jemals über seine Lippen brachte. Denn fürwahr bei allen unklaren, verwickelten, geheimnißvollen Geschichten thut man gut, vor allem der „Frau“ nachzufragen, weil eben im hintersten Hintergrunde solcher Geschichten immer das „Ewig-Weibliche“ oder wenigstens ein Stück davon zu suchen und auch wohl zu finden war, ist und sein wird.

*) „Russische Wünstlinge“, S. 316.

In unserem Falle heißt das Ewig-Weibliche selbstverständlich Katharina die Zweite.

Die bekannte criminalistische Frage: „Cui bono?“ ist hier gar nicht zu umgehen. Wem gereichte der Tod Zwans des Sechsten zum Vortheil? Der herrschenden Zarin. Daß sie in dem Gefangenen der Schlüsselburg einen Präkandidaten gesehen, welcher unter Umständen für sie gefährlich, sehr gefährlich werden könnte, ist ja schon dadurch erwiesen, daß sie den von der Zarin Elisabeth ausgestellten Mordbefehl erneuert hatte. Aber Katharina war „eigentlich“ nicht grausam, lispelt mit süßer Stimme die allerunterthänigste Jose Hofsistoriographie. Wirklich nicht grausam, diese Frau, welche sich keinen Augenblick befann, ganze Völker zu Boden treten zu lassen, wenn es galt, die Eingebungen ihrer grenzenlosen Ehr- und Herrschsucht zu befriedigen? Wirklich nicht grausam, diese Frau, welche hunderttausende und wieder hundert tausende russischer Kronbauern zu Leibeigenen machte, um diese „Seelen“ an ihre Liebhaber verschenken zu können? Wirklich nicht grausam, dieses Weib, welches am Tage, nachdem ihre Spießgesellen ihren rechtmäßigen Herrn und Gemahl gräßlich ermordet hatten, mit blasphemischem Hohn manifestirte: „Dieser unerwartete Todesfall ist als eine Wirkung der göttlichen Vorsehung anzusehen —?“

Das steht fest, Katharina die Zweite machte sich aus dem Leben des armen Zwans nicht mehr und nicht weniger als aus dem Leben einer Fliege. Sie würde demzufolge nicht einen Augenblick gezaudert haben, dieses Leben, falls es ihr irgendwie gefährlich schien, zu vernichten. Es entsprach auch nur jenem Zug kaiserlicher Falschheit und Heuchelei, welcher schwefelfarbig durch ihr ganzes Wesen ging, wenn die Semiramis des Nordens dafür sorgte, daß in das über Mirowitsch gesprochene Urtheil ein Satz hineinkam, welcher besagte, er, Mirowitsch, wäre eigentlich der Mörder Zwans, maßen durch sein Beginnen Blassjew und Tschekin zur Tödtung des Gefangenen veranlaßt worden.

Das mancherlei Auffällige, welches, wie wir sahen, im Verlaufe dieses Versuchs einer russischen Kerkerrevolution vorgekommen, hat schon frühzeitig zur Aufwerfung der Frage geführt: War Mirowitsch angestiftet und von wem? Bis zur Stunde jedoch ist es unmöglich geblieben, diese Frage mit Bestimmtheit zu beantworten, und es wird wahrscheinlich für immer unmöglich bleiben. An hypothetischen Antworten hat es freilich nicht gefehlt. Schlosser, welcher übrigens in seiner kurzen Darstellung der schlüsselburger Katastrophe sehr ungenau ist, sagt nur, Zwan sei „wahrscheinlich“ auf Befehl Katharinas umgebracht worden*). Herrmann meint, „man sehe nicht ab, wie Mirowitsch bis zum letzten Augenblick so zuversichtlich auf Begnadigung rechnen konnte“, falls er aus eigenem Antrieb sein verzweifelteres Spiel gespielt hätte — und fügt hinzu: „Der alte Großkanzler Bestuschew hielt Panin für den An-

*) Gesch. d. J. 18. Jahrh. 5. Aufl. II, 50.

ordner der Vollstreckung des kaiserlichen Willens*). Damit wäre also gesagt, Mirowitsch sei nur ein Werkzeug Panins gewesen, welcher den Wunsch Katharina's, von dem Schlüsselburger Kerkergepenst erlöst zu werden, zur That machen gewollt hätte. Bernharbi hält es der Erwähnung werth, daß es Leute gegeben, welche die Anstiftung des Mirowitsch zu seinem Unternehmen auf die Fürstin Daschkow zurückführten, welche „leidenschaftliche Frau nicht ruhen, sich nicht darein ergeben konnte, daß sie keine weitere Bedeutung im Leben haben sollte.“ Sodann führt Bernharbi die Behauptung des alten Gelbig an, Katharina selber sei es gewesen, welche, um sich Zwangs zu entledigen, den Mirowitsch zu seinem Befreiungsversuch habe verleiten und anleiten lassen, und zwar durch jenen Geheimrath Teflow, welcher, einer der Mörder Peter des Dritten, fraglos der verworfenste Mensch in Rußland und „allerdings dieser wie jeder Unthat fähig war“**). Nachdem der Mohr Mirowitsch seine Schuldigkeit gethan, habe man ihn, um das Geheimniß mit ihm zu begraben, processiren, verurtheilen und köpfen, aber bis zum Moment der Köpfung auf Begnadigung hoffen lassen. Dieser Annahme neigt sich auch Barthold zu, bemerkt aber vorsichtig: „Den räthselhaften Zusammenhang weiß der Allmächtige allein“***). Soviel wir bis jetzt wissen, sind Katharina, Panin, die Daschkow und Teflow hingegangen, ohne das Geheimniß — angenommen, es handelt sich um ein solches — zu enthüllen, und wir müssen uns also wohl oder übel mit den vorhandenen amtlich attestmäßigen Nachweisen begnügen.

Trotz der starkgefühlten Unzugänglichkeit derselben läßt sich viel daraus lernen. Die traurige Historie vom ermordeten Schattenzaren Zwan macht ja eine charakteristische Episode in der Geschichte jener abenteuerlichen Weiberherrschaften an, welche in Rußland vom Tode Peters des Großen mit zwei nur kurzen Unterbrechungen — Peter der Zweite und Peter der Dritte — bis zur Throngelung Pauls des Ersten gewährt haben. Diese wüßten Weiberherrschaften, welche alle Gräucl asiatischer Barbarei mit der raffinirten Frevelhaftigkeit der europäischen Cabinetspolitik des 18. Jahrhunderts verbunden, haben jene Kolossal Schuld von Veründigungen an der Menschheit und an dem eigenen Volk angehäuft, deren Wucherzinsen Zar Alexander der Zweite vergeblich mit der Aufhebung der Leibeigenschaft zu bezahlen versuchte. „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi“. Ach, der Vers des römischen Poeten war und ist allzeit eine traurige geschichtliche Wirklichkeit. Was immer die russischen Zaren und Zarizen im vorigen Jahrhundert gesündigt haben, das russische Volk büßt es im gegenwärtigen. Alle die Zuflüsse, welche zur erschreckenden Zerrüttung der russischen Gesellschaft in unsern Tagen zusammenrannen, lassen sich bis zu den Schlammpfützen

*) Gesch. d. russ. Staats, V, 652.

**) Gesch. Rußlands, II, 2, S. 213—14.

***) Ausgang des Zwan'schen Zweiges der Romanow und seiner Freunde, in Raumer's Histor. Taschenbuch für 1837, S. 156.

zurückverfolgen, welche vor hundert Jahren aus zarischen und zarischen Lastern und Verbrechen sich gebildet hatten. Die Katharinen, Annen und Elisabethen waren ja in ihrer Art schon richtige Nihilistinnen. Denn sie achteten alle Sazungen des Rechtes, der Sitte, der Ehre und der Menschlichkeit pro nihilo, für nichts, und rüttelten also frevelhaft an jedem Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft. Jetzt sind die Folgen da. Die Anhänger einer materialistisch-mechanischen Auffassung, Betrachtung und Darstellung der Geschichte mögen nach Rußland hinhorchen. Dort werden sie, falls sie nicht ganz taub sind, den Schritt der Nemesis vernehmen oder auch, wenn sie lieber wollen, die drastisch-thatsächliche Glossirung von jenem Ausspruch des russischen Dichters, Delabristen und Märtyrers Rylejew:

„Gott in der Weltgeschichte heißt Vergeltung!
Die läßt in Palme schießen Frevelfaat.“





Neue lyrische Gänge.

Von

Fr. Ch. Vischer.

— Stuttgart. —

Frühling.

Es ist ein Fest im ganzen Thal,
Was blühen kann, blüht allzumal,
Die ganze Stadt liegt weich und warm
Gebettet in des Frühlings Arm.
Heut', wo so lau die Lüfte wehen,
Laß' auch das Eis in dir zergehen,
Vergiß! . Vergiß!

Vergiß, wie oft in Einer Nacht
Der Frost ein Ende hat gemacht,
Als kreischten Teufelsstimmen drein:
Vergiftet muß der Segen sein!
Als müßt' auf ihrer Kinder Blüten
Erbozt die eigne Mutter wüthen.
Vergiß! Vergiß!

Und wenn du nach den Dächern schaust,
Vergiß, was dort im Dunkeln haust,
Am Boden kriecht, im Winkel spinnt,
Den Biedern spielt, auf Tüde sinnt,
Vergiß der Frechheit schöne Blöße,
Vergiß des Unrechts Messerstöße,
Vergiß! Vergiß!

In's Grüne schau', in's Weiße schau',
 Blick' auf zu diesem zarten Grau,
 Wodurch ein gold'nes Abendlicht
 Sich seine sanften Pfade bricht!
 An guter Menschen Kraft und Milde
 Gedenke bei dem reinen Bilde!
 Vergiß! Vergiß!

In glücklich blinder Jugendzeit,
 Da war's zur Freude nicht so weit.
 Jetzt lächle nur, daß selbst zur Lust
 Sich mahnen muß die schwere Brust.
 Heut', wo so lau die Lüfte wehen,
 Laß' auch das Eis in dir zergehen,
 Vergiß! Vergiß!

Der alte Todtengräber.

Er grub ein Grab mit müder Hand,
 Fast wollte die Kraft versagen.
 Für wen? Das war ihm unbekannt,
 Er pflegte nicht mehr zu fragen.

Er murrte nicht, es sei zu schwer,
 Er sumnte gemach und leise —
 Das helle Singen gieng nicht mehr —
 Eine alte Liederweise,

Ein Lied von Liebeslust und Leid,
 Es hatt' ihn stets erfreuet,
 Denn seiner Jugend Munterkeit,
 Sie hat ihn nie gereuet.

Bald wird die Arbeit fertig sein —
 Da sind ihm die Sinne geschwunden,
 Er sinkt und fällt in das Grab hinein,
 Da hat man ihn todt gefunden.

Sein friedlich Antlitz, Aug' und Mund,
 Erschien so unbeweg't,
 Als hätt' er in den kühlen Grund
 Sich wie in's Bett gelegt.

Auch etwas Schalkheit schien dabei
 Die Lippen zu umspielen
 Und auf den Raub, so tadelfrei
 Begangen, hinzuzielen.

Man hob ihn still und sacht' heraus,
 Als ob er sanft nur schlief,
 Man grub am dunklen Erdenhaus
 Noch bis zur rechten Tiefe.

Sein Todtenhemde muß' er nun
 Und seinen Sarg noch haben,
 Dann durst' er in dem Grabe ruh'n,
 Das er sich selbst gegraben.

Alte Jungfer.

Wie dauert mich ein Mädchlein,
 Das einsam sitzen bleibt,
 An das ein Werbebrieflein
 Kein Herzfreund schreibt!
 Du Arme!

Hätt' auch so gern ein Kindlein
 An ihrer Brust ernährt!
 „Wann stellt der brave Mann sich ein,
 Der mir's bescheert?“
 Du Arme!

Sie sitzt in ihrem Kämmerlein
 Und wartet Jahr um Jahr,
 Schon finden sich die Falten ein
 Und graues Haar.
 Du Arme!

Die Schwester hat schon Kinderlein,
 Als Tante hilft sie aus,
 Wie besser wär' es, Mutter sein
 Im eignen Haus!
 Du Arme!

Thut Manche groß und ist zu klein
 Zum schweren Uebergang,
 Sie schmeckt danach wie saurer Wein
 Ihr Leben lang,
 Die Arme.

Ein waches Herze muß es sein,
 Das dieses Weh verschmerzt,
 Und gern im Abendsonnenschein
 Auch wieder scherzt.
 Du Gute!

Komm', heit'res altes Jüngerlein,
 Und gönne mir zum Schluß
 Für diese sanften Verselein
 Noch einen Kuß
 Und lache!

In ein Stammbuch.

Ist sie auch geistreich? fragt ihr jetzt zumeist.
 Was wollt ihr denn? Herz heißt des Weibes Geist;
 Wird sie unendlich lieben können,
 Dürft ihr getrost sie geistreich nennen.

Spätlinge.

Ein Admiral! So spät noch ausgeschlüpft!
 Er sonnt sich; wähl'ig wiegt er seine Flügel,
 Auf schwarzem Sammtgrund weiß und roth gezeichnet,
 Im warmen Licht. Du arme Creatur!
 Nicht ahntest du die kalten Regentage,
 Den trüben Schluß des trübsten aller Sommer,
 Als dich ein tückisch-schmeichlerischer Blick
 Des Dämon föhn aus deiner Puppe lockte!
 Wenn's gut geht, wirst du noch aus ein paar Blümchen
 Geringe Labung dünnen Honigs saugen!
 Dort hängt sie schon, die schwere graue Wolke,
 Und morgen oder diesen Abend noch
 Liegt aufgelöst dein zarter Leib im Grase.

Ja, ja, so geht es manchem Erdenkind:
 In fremde Zeit wird es hineingeboren,
 Es kommt zu spät wie dieser arme Falter;
 Wohin? Wohin? Ringsum ist Greisenalter,
 Du willst dich regen und du bist verloren.

Schlußergebniß.

„Sage, was ist am Ende der Bahn
 Als das Wahre, das Beste dir erschienen?“
 Nachdem verblühen so mancher Wahn,
 Das Leben durch Arbeit abverdienen.

„Traurig.“ — Ich weiß nicht, mir ist dabei
 So heiter zu Muth wie in Jugendzeiten,
 Die Seele befindet sich hell und frei
 Im Dienste des Ganzen, im Meer, im weiten.

Im Gebirgsthal

am 2. September 1882.

Abendnebel spinnet und webet
Der stille Gebirgssee.
Heimkehrender Heerden Glodengeläute
Tönt nah und fern.
Frauen begegnen und grüßen in alter
Guter Sitte den Fremdling.

Einfalt wohnt noch in diesem grünen,
Heimlichen Thale,
Geborgen bin ich, geschützt vor der heißen
Hege der Welt,
Fern ist der städtische Schwarm,
Nicht ertragen muß ich den Unblick
Bebrillten Dünfels,
Der sich nach Luft und Duft und Unschuld
Sehnet und sie verlacht und verderbt.

Männer auch kommen geschritten,
Nervig die nackten Kniee bewegend,
Breitschultrige, hochgewachsne,
Kraftgefühl in den off'nen, hellen
Augen und Muth und Kampflust,
Riesen von altem, echtem
Gothischem Stamme.

Horch, ein Windstoß!
Die Tannen rauschen, der See wird laut,
Man hört ihn brausen, bewegter wallen
Ueber den Wogen die feuchten Nebel.
Wodan lebt noch und grüßet.

Hell wird's auf einmal, aufgetaucht
Hinter dem schroffen Felsenkamm
Leuchtet der Mond.
Brütend schimmert im Dunstgewebe
Sein Geisterlicht.
Mir ist, als hört' ich ein Flüstern dort
Im silbergrauen schwebenden Flor,
Ein Flüstern von Wasserfrauen,
Rauende Stimmen, die sich erzählen
Von fernen Schwestern an breiten Strömen,
Durch Rebhügel und Gartengelände
Prächtig ergoss'nen, wo sie am Ufer
Auf Felsen sitzen, die gold'nen Haare
Kämmen und singen, und von dem Volke,

Von den heitern und rasch bewegten
 Geschlechtern, die dort hausen, —
 Raunende Stimmen, die sich erzählen
 Von fernen Schwestern, Nigen der See,
 Der deutschen See, die an weißes Gestad,
 An sagenumwobenes waldiges Eiland
 Stürmisch in wilden Brandungen anschlägt,
 Und von den Männern, die dort wohnen,
 Von Nordlandsreeken, von Kerngewächse
 Der Friesen und alten Sachsen.

Von Walfüren auch raunen sie,
 Helmgekrönten, ringelgepanzerten,
 Beschwingten, auf blutdurchronnener Walstatt
 Eilig beflüß'ten.
 Gethürmt sind Leichen, viel ist der Arbeit,
 Siegreich gefallener Helden viel
 Gilt es zu tragen hinauf nach Walhall.

Du hast sie gespürt, die vereinte Kraft,
 Die wohlgeführte der Enkel des hehren
 Theodorich und seines ergrauten
 Waffenmeisters Hilbrand,
 Des jäh'n Wolfhart und des getreuen,
 Tapferen Spielmanns Volker,
 Des grimmen, schuldigen, seinem Schicksal
 Klaglos stehenden Hagen
 Und des redlichen, tugendreichen
 Jugendstrahlenden Siegfried, —
 Hast sie gespürt, die vereinte Kraft,
 Als sie dich enger und enger umschnüerte,
 Die unwiderstehliche wilde Jagd,
 In den erstickenden Todesring
 Drängend dich eintrieb,
 Als die erschreckende Werwolfslarve
 Dir vom erblaßten Antlitz fiel,
 Gespenstisches, welsches Scheinbild!
 Als du hervortrochst und vor der wahren
 Steigenden Größe
 Die gefallene hohle sank in's Knie.

Und in den Lüften über den Beiden
 Schwebte ein Geist, unsichtbar sichtbar,
 Sinnend, der Völker Schicksal wägend.

Heut ist der Tag. Still, einsam träumend
 Wollt' ich ihn feiern.

Geistesriesen auch sind noch
 Denkende Stirnen fehlen uns nicht,
 Lichteste, feinste Gebilde der dunkeln
 Urweltkraft in der Alpen Granitforn,
 In der Eichen und Föhren zähem Saft,
 In des langsamen, derben, nicht schnell zürnenden,
 Im Horne furchtbaren Volkes
 Eisenhaltigem Blute —
 Geistesriesen, Staaten- und Schlachtenlenker,
 Andere forschend in stiller Kammer,
 Nach der Dinge geheimnißvollem Grund
 Suchend und grabend mit Seherauge,
 Andere zaubern Wundergestalten,
 Unbekannte und doch bekannte,
 Traumgewobene, von des Entzückens
 Schauer umwehte
 Bilder des Lebens.

Mild wird die Luft. Die Stöße des Sturmwind
 Ruhen, ein weicher, lauer Hauch
 Streichelt die Wangen des Thals
 Und heißt mich gedenken all der Güte
 Und all des Mitleids, all der herzlichen
 Menschlichkeit,
 Die der Gemüther verborg'nen Kern
 Hinter der rauhen Schaale durchwärmt
 Und schmeidigt und süßet.
 Bist du es, der aus der silbernen,
 Goldgesäumten Wolke mit blonden
 Locken mir zunicht,
 Bist du es, Balder,
 Freundlicher, friedlicher, sanfter Gott,
 Der Götter und Menschen Liebling?
 Du bist's und bejahest.

Luftige Reigenweisen ertönen,
 Hinter beleuchteten Fenstern dort
 Huschen walzende Schatten vorüber,
 Jauchzen erschallt und kräftiges Stampfen
 tritt zu dem Wirbel den messenden Takt.
 Freuet euch! Heute bleib' ich fern,
 Vom gestrigen Abend schwebt ein Bild
 Mir vor den Augen jezt und immer,
 Als ich droben im ringsbeliebten
 Stattlichen Hause des Wirths zum Steinbock
 Dem Tanze zusah

Und als die großgebaute, schlanke
 Tochter des Bauern drüben am Bergjoch
 Sternleich unter den Dirnen glänzte,
 Als sie im Arme des braunen Burschen
 Mit leuchtenden Augen, lächelnden Lippen
 So leicht und feurig und doch so züchtig
 Sich drehte und wiegte und bog und neigte,
 Als ihr die silbernen Kettchen am Halse
 Schimmernd spielten und ich mich fragte:
 Woher der Adel? Woher in der schlichten
 Tochter des Volks die hohe Unmuth?
 Da meint' ich blinken zu sehen
 Der holden freien Halsband,
 Das ihr in unterirdischer Esse
 Die klugen Zwerge geschmiedet,
 Zaubersprüche zur Arbeit murmelnd,
 Einzuerleihen dem Götterschmuck
 Geheime Mitgift,
 Allbestegenden Liebesreiz. —

Bald muß ich hinab in's graue Reich
 Der Höl und willig geh' ich.
 Aber erfahren möcht' ich noch dürfen,
 Wissen dort unten, was ist und wird
 Da oben im Lichtreich,
 Ob der Drache noch lebt und wüthet, —
 Ich kenn' ihn und läugne mir nicht sein Gift —
 Der schneöde Lindwurm,
 Der, geheckt im Pfuhle der Zeit,
 Herzverdorrnden Schwefelgluthqualm
 Aushaucht über die Völker und, weh!
 Auch in die deutschen Markungen einbrach,
 Ob in der Lebenden Mitte nicht
 Aus der Tiefe sich etwas bewegt
 Und rührt und regt und steigend anschwillt
 Und zur lichten Gestalt sich bildet
 Und gewappnet hervorspringt,
 In der Hand ein blitzendes Geisterschwert,
 Und den scheußlichen Wurm durchbohrt,
 Der Drachentödter aus Vorwelttagen,
 Der Ahne Siegfried, —
 Ob mein geliebtes Volk geneset,
 Blühet und wächst und ob wir Alten
 Nicht vergeblich gerungen.



Friedrich Vischer als Poet.

von

Richard Meltrich.

— München. —



ine große Landschaft haben wir durchwandert. An ihren Wasserstürzen brauste und schäumte unser eigenes Lebensgefühl auf, im Schatten ihres Hochwalds fanden wir Rast und Ruhe und labten uns vor der Tagesglut, ihre Felsabhängen stiegen wir aufwärts, den Blick nach den Gipfeln gerichtet, von ihrem Pfad zur Höhe sicher geführt, in der reinen Luftkühle des Hochgebirges. Wir haben die Eindrücke einer majestätischen Natur, ihrer Herbheit auch und ihrer Härte, in uns aufgenommen. Jenseits der Paßhöhe ist eine andere Welt. Aber unser Weg und Plan führt uns des andern Tags durch eine Krümmung des Thales, zu dem wir niedergestiegen waren, in die nämliche Landschaft zurück, von der wir ausgegangen sind. Und jetzt ruht sie vor uns im späten Schein der Abendsonne. Wie ist sie verwandelt! Wie viel milder ist sie geworden, wärmer, von Düften der Erde durchhaucht, in ihrer Abklärung und Stille wie friedsam! Wie flimmern vom Goldton des Lichts die Spitzen der Bäume, wie glüht jene gestern nur graue Wand, wie scharf und rein zeichnen sich jetzt alle Contouren vom Himmel! Milder, heller; und doch auch wieder ernster. Denn der späte Schein ist's der Abendsonne.

Sei's erlaubt, in der Stimmung dieses Bildes und nicht ohne Herübernahme einzelner Züge ein Menschenleben vor dem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen; die Wanderer sind die Betrachter. Bild ist Bild; und jedes Bild hat Grenzen seiner Beziehungen zur Sache, hat aber auch ein dem directen Ausdruck oft unzugängliches Lichterspiel und überdies concentrirende Kraft. Es ist ergreifend genug, daß ein Mann, dessen Namen die Nation seit vierzig Jahren nennt, aber unter dem Zeichen der Aesthetik, der Philosophie, der Kritik, als systematischen Denker, daß derselbe Mann in

hohem Alter dem deutschen Volke einen lange gesparten, geheimen Schatz übergiebt, eine Zugabe, wie es auf den ersten Anblick erscheint, zu allen anderen Geistesgeschenken, den dichterischen Niederschlag seines Lebens. Denn als Gelegenheitspoesie im Sinne Goethes ist zunächst die Sammlung der Gedichte aufzufassen, welche unter dem Namen „Lyrische Gänge“ Friedrich Vischer erscheinen ließ. *) Und als einen Akt persönlicher Selbstoffenbarung darf man diese Production bezeichnen, als eine confessio, doppelt ergreifend in ihrer fast beispiellosen Ehrlichkeit und Offenheit. Hier verbirgt sich nicht mehr der Verfasser hinter den Romanschriftsteller, wird nicht mehr jener durch diesen bedingt; sondern das Erlebniß tritt in sein Recht und sein Ich ist's, das der Lyriker ausspricht. Und doch ist diese Sammlung sichtlich nicht herangewachsen in ursprünglicher Absicht einer Publication; nur der Gärtner ist's, der die Früchte geerntet hat, als sie in reifer Fülle am Baum hingen. In der ganzen Sammlung ist nichts Gemachtes, nichts, was gedichtet, damit es gedichtet und literarische Leistung ist. Aus dem Blute des Lebens, aus der Wahrheit des Mannes ist sie entsproßt.

Als der Bauvollender der Aesthetik auf Hegel'scher Grundlage, als das Haupt der modernen Aesthetik, als der erste Stimmführer der deutschen Kritik hat Friedrich Vischer in den Akten der Philosophie und Literatur seinen geschichtlichen Rang. Kein andres System spannt über das Gebiet ästhetischen Wissens den Bogen so weit, keines ist in sich so strenge gefügt, so durchdrungen zugleich von der Fülle realer Sachkenntniß, als das Werk Vischer's. Eine Arbeit des höchsten wissenschaftlichen Ernstes, erschwert es zwar durch die bekannte Eigenthümlichkeit seiner technischen Form, die Spaltung des Inhalts in Paragraphen und Anmerkungen, Genuß und Verständniß: aber Impuls und Richtung gab es dennoch dem gesammten ästhetischen Denken der Zeit. Indessen reicht Vischer's philosophische Gedankenarbeit durch zwei Generationen; und bei der Productivität und Lebensfrische seiner Natur ist er von dem Geistesproceß, der nach Ablauf der Hegel'schen Periode das Wesen des Schönen von neuen Ausgangspunkten her zu bestimmen versucht, nicht unberührt geblieben. Diese Frage im Geringsten zu verfolgen, wäre hier nicht der Ort; nur an den ästhetischen Systematiker sollte erinnert werden und an die unbestrittene Geltung dieser einen, großen Seite seiner Natur.

Als eine Art angewandter Aesthetik, praktischen Aesthetisirens neben dem theoretischen, kann man einen Theil der Arbeiten bezeichnen, welche Vischer in der Sammlung der „Kritischen Gänge“ und in den Hefen „Altes und Neues“ veröffentlicht hat. Um Shakespeare und Goethe gruppiren sich schwerwiegende Untersuchungen; dort dem Hamlet, hier dem Faust wendet die

*) Lyrische Gänge von Friedrich Theob. Vischer. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1882.

concentrirteste Theilnahme sich zu. Die Krone der Schriften dieser ganzen Gattung bildet das für sich publicirte Buch „Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts.“ Aber die „Kritischen Gänge“ und „Altes und Neues“ übersehen kaum eine Seite künstlerischen Lebens; sie haben nach allen Richtungen hin geholfen, geschichtliches Verdienst klar zu stellen, und wo es noth that, haben sie auch mit ihren Pfeilen verstecktes Geschwür producirender Gegenwart bloßgelegt. Eine von der tiefsten Empfindung für das Dichterisch-Schöne bewegte, überall auf das Geheimniß der Persönlichkeit und ihren ethischen Kern vordringende Interpretation, Wesens- und Werthbestimmung ist durch Vischer einer Anzahl von Autoren zu Theil geworden, von denen nur Jean Paul, Uhland, Mörike, Gottfried Keller hier einzeln aufgeführt werden sollen; für das Gebiet der bildenden Kunst aber mag an die Artikel über Rottmann, Alfred Rethel, über satirische Zeichnung erinnert sein.

Andere Abhandlungen reinwissenschaftlichen Charakters greifen über die ästhetischen Interessen hinaus, stellen den Fragen der Religion, Metaphysik, Psychologie sich zum Dienst. Dahin gehört die Studie über den Traum, welche es unternimmt, in die dunklen Tiefen des Seins hinabzutauchen, wo Natur in Geist verfließt und Geist in Natur; gehören ferner kritische Aufsätze über D. Fr. Strauß, Voltaire, über „Philosophie und Naturwissenschaft“. Neben diesen Schriften aber, eine besondere Sparte literarischer Production bildend, wenn auch ohne scharfe Abgrenzung, erscheinen Aufsätze, welche ein mehr publicistisches Gepräge tragen. In den Reiseschilderungen der „Kritischen Gänge“ und der Sammlung „Altes und Neues“ sieht und spricht zwar auch der Aesthetiker; aber wie nach der einen Seite hin doch Erzählung, Erlebnis, Darstellung empfangener Natureindrücke für sich Ausbreitung suchen, so wendet der Autor sich andererseits, mit der Tendenz, zu bessern und zu befehren, hinüber auf das Gebiet des politischen und des socialen Lebens. Und auch selbständige Abhandlungen essayistischer Art nehmen sociale Fragen in Angriff. Macht sich schon in den exclusiv-wissenschaftlichen Arbeiten, zumal den Monographien, zugleich mit dem Denker der Schriftsteller, der formende, componirende, von seinem Selbst hinzugebende, der Stylist — und Styl ist ja mehr als Form — als solcher geltend, so tritt innerhalb der zuletzt genannten Klasse von Schriften der Gelehrte völlig zurück. Auf das Gefechtsfeld socialer, sittlicher, politischer Kämpfe fordert die Schädiger ein freier Geist, dem um seines Volkes gesundes Mark und helles Denken das Herz erbangt oder die Ader des Zornes ergrimmt ist. Eine Natur tritt heraus, welche in ihrer polemischen Lust und ihrem polemischen Feuer, in Stoß und Drang um Wahrheit und Recht mit Ulrich von Hutten die Verwandtschaft verräth, wie mit Fischen durch Fülle des Witzes, durch Originalität, Kraft, Deutlichkeit der Sprache. Freilich pulsiren auch hier alle Kräfte neben einander fort; in der Einzelschrift „Mode und Cynismus“ z. B. verflechten sich die feinsten und strengsten dialektischen

Untersuchungen mit Ausfällen fast übermüthiger Sprachlaune, und das empörte Anstands- und Sittengefühl läßt die Schläge der Geißel niederregnen wie der empörte Geschmaß.

Ein Versuch, im Bisherigen die Geistesarbeit Wischers ganz flüchtig zu überschauen, konnte keinen andern Zweck haben als den der Vergewärtigung des Reichthums und der Vielseitigkeit seiner Natur. Und gerade die letztere Eigenschaft sollte deutlich heraustreten; die großen und starken Gegensätze, welche hier nach einer Vereinigung streben, sollten zum Bewußtsein kommen. Vom abstracten Denker philosophischer Observanz bis zum Autor von „Mode und Cynismus“ ist ein weiter Weg. Solche Gegensätze in sich zu schließen vermag immer nur eine starke und mächtige Individualität. Aller Contrast schriftstellerischer Production aber läßt sich bei Wischer darauf zurückführen, daß in ihm unter intensivem Kampf polare Grundtriebe des Geistes um Ausgleichung ringen, Erkennen und Wollen. Betrachten und Schaffen, Denken und Anschauung. Im Aesthetiker, dessen Naturanlage in einer Verbindung denkender und anschauender Geisteskraft überhaupt ruht, überwiegt doch allgemein die Richtung auf Begrifflichkeit und Reflexion, ist eigentliches Agens seiner Thätigkeit; bei Friedrich Wischer aber erhebt sich anschauender Geist zu selbständiger Bedeutung, läßt sich vom Denken zur Seite drängen, strebt aber auch entgegen und verlangt Raum für sich. Eine stahlharte Logik, im Dienste der Wahrheit die Konsequenzen zu ziehen, auf allen Punkten bereit; eine Dialektik von ungeheurer Gewalt, beweglich und schlagfertig, des Sieges gewohnt in Schrift und Rede; ein Abstraktionsvermögen, welches wie das scharfe Messer des Anatomen die Körperlichkeit der Dinge zertheilt und das feine Fadennetz der Begriffe bloßlegt: das ist die eine Seite. Die andere: ein für die Erscheinung höchst empfindliches Auge, ein immer lebendiger Sinn für das Concrete, eine warme und freudige Erfüllung mit der Realität. Inwiefern diese Kräfte und Triebe sich in einander verzahnen, kann hier nur angedeutet werden. Ein innerer Gesichtssinn, möchte man sagen, wirkt in den kritischen Schriften Wischers oftmals auch damit, wo es sich um rein logische, gedankenhafte Induction handelt; Wischer argumentirt am liebsten in Gesechsstellung; er sieht seine Gegner, fingirt sich ihr Bild, ihre Action, läßt sie herankommen, zu zweien, zu dreien, nimmt mit dem einen den Kampf auf, führt ihn bis zu einem gewissen Punkt, wendet sich ab, schlägt gegen den andern, den dritten, holt zuletzt gegen den ersten wieder aus: eine Beweisführung, deren Stadien zwar für den Leser nicht immer leicht zu verfolgen sind, welche auch Verwicklung und Schwierigkeiten zuweisen sich selber steigert; aber doch Bewegung in lauter Lebensfrische und Actualität. Ja, es entsteht der Anschein, als ob die vorhin genannte Einrichtung seines wissenschaftlichen Hauptwerkes ihre Ursache neben Anderm in einem unbewußten Compromiß hätte: mittelst der Fassung der Paragraphen zählt der Autor der Tyrannei der Abstraction das Lösegeld, um in den Anmerkungen befreiter seine Natur in die Realität, in die Welt des

Concreten zu ergießen. Sicherlich aber ist der berühmte Abschnitt über das Naturschöne ein glänzendes Zeugniß, daß in Vischers Darstellung eine auf jeden Hauch des Naturlebens, auf alles Linien- und Tonspiel der Erscheinung reagirende Thätigkeit der Seele den Ausdruck bedingt und formt.

Auch eine ungemeine Neigung zur Bildlichkeit durchbringt seine Sprache. Die Argumentation mag immerhin ohne das Bild ihren intellectuellen Zweck bereits erfüllt haben: es kommt doch, stellt sich ihm ein, als sinnlich greifbare Zusammenfassung und Wiedergeburt einer begrifflichen Vorstellung, als letzter Trumpf, der denn auch in seiner Deutlichkeit und Drahtigkeit allemal dem Leser einen Stoß giebt, ihn gewinnt, packt, überzeugt. Wer einmal eine Analyse der Schriften Vischers zu geben hätte, der fände hiefür Beispiele in Menge; und solchen Stellen merkt man an, daß in ihnen ein unmittelbares Lebens- und Productionsgefühl des Autors hervorspringt, daß er mit Lust die graue Theorie verläßt und mit Lust verweilt, wo ringsum „frische, grüne Weide“ ist. Er hat den Jägerblick für die Erscheinung, er greift mit dem Auge die Dinge; aber zum Bild selbst wieder verwandelt sich ihm innerlich das Gesehene, wird in solchem Proceß reproducirt, drängt so sich nach außen. Das verleiht ihm in eminentem Grade die Fähigkeit, in knapper Pointe, mit den schärfsten Umrisslinien, mit dem Schlaglicht aufleuchtenden Blicke Menschen und Dinge zu charakterisiren; eine Eigenschaft, welche in der Unmittelbarkeit des Gespräches noch reichlicher zu Tage tritt, als auf dem Wege schriftlicher Aeußerung. Aber individuell ist sein Styl durchaus, immer eine Herausgabe des inneren Menschen, eine Spiegelung des Gedankenprocesses; und indem ihn schon diese Intensität der persönlichen Bewegung vor verbrauchter Diction schützt, kommt ihm ferner zu statten, daß seine Ausdrucksweise den Zusammenhang mit dem Naturgrund der Sprache sich wahrt, daß Wortschöpfung ihm zu Gebot steht, sei es mittelst neuen Gusses oder durch Erfrischung an der Quelle des Dialektes und der älteren Sprache.

Nun, und wie weit wären wir denn mit allen zuletzt betonten Qualitäten, die doch nur in Einer Grundkraft ihre Wurzel haben, in der Phantasie, noch vom Dichter? Ich denke, wir sind in der Nähe. Nur darum scheint es sich zu handeln, daß jene Functionen einmal breiter ausladen, einer größeren Stofffläche sich bemächtigen, daß der Phantasie einmal die Selbstherrlichkeit und die Freiheit der Succession eingeräumt wird. Oder mit andern Worten, daß die Functionen der Phantasie innerhalb der bestimmten Umgrenzung eines Wortes poetischer Conception und poetischer Form sich sammeln. Nun hat ja Friedrich Vischer schon frühe sich als Dichter versucht; seine Novellen „Cordelia“ und „Freuden und Leiden des Scribenten Felix Wagner“ sind pseudonym im Jahre 1836 erschienen. Auch später hat poetische Production niemals ganz gestockt und dem von einem schlichten und treuherzigen Humor eingegebenen Heldenepisch „Der deutsche Krieg“ fehlte nicht eine sympathische Aufnahme. Aber dazwischen legte sich

die große Masse der wissenschaftlichen Thätigkeit Wischers, welche für immer die Kategorie abzugeben schien, innerhalb deren die wahre Bedeutung des Mannes gesucht werden müsse. Als nun vor nahezu vier Jahren der „Auch Einer“ an das Tageslicht kam, geriethen zwar alle kritischen Federn in Bewegung; aber das Urtheil schwankte und der philosophische Ruhm des Autors drängte der Schätzung des größeren poetischen Werkes sich entgegen. Man suchte ein Product der Reflexion; und aus den Kreisen der Herren vom Metier war zu vernehmen, daß das Buch Wischers zwar äußerst geistvoll, aber mit „stumpfem Handwerkszeug“ gearbeitet sei. Denn auch die Jünger Apollons, die liebenswürdigen, verfallen zuweilen in Kastengeist, und wenn einer eine Form sich auf den Leib geschnitten hat, so kommt er leicht zu dem Glauben, daß das die Form an sich, die Musterform sei, die für Alle zu passen habe. Im Uebrigen konnte die Dichtung wirklich nicht für Jedermanns Geschmack sein; ihr Thema, der Idealismus, liegt nicht unmittelbar auf der Oberfläche; die Composition bietet einen zuerst befremdlichen Anblick, und der Gedankengehalt ist in der That ein derartiger, um alle „leibbibliothekliche“ Verwerthbarkeit fraglich zu machen. Doch ich thue manchem Poeten und manchem Leser Unrecht; das Buch hat seine Gemeinde und sie besetzt sich.

Es ist ja richtig, der Bund so entgegengesetzter Geistesthätigkeiten, wie er vorhin aufgezeigt wurde, ist eine schwierige Ehe. Die „sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraction“, welche Goethe in Schillers Natur bemerkte, ist in der Art und Größe ihres Gegenkamps und in ihrem Zusammenwirken in der Literatur ohne Beispiel. Den Dramatiker hemmte sie auf seinem Weg; der Lyriker Schiller fand in den Momenten auf das höchste gesteigerter Production einen Ausgleich, freilich auf Kosten der angespanntesten seelischen Thätigkeit. Die Gedankenlyrik, deren engere Gattung er schuf, ist die goldene Frucht eines Ringens mit Riesenkraft, ist Aufhebung des Gegensatzes in einer höheren Einheit. Anders, scheint es, vollzieht sich im Ganzen und Großen der Ausgleich bei Wischer. Er empfindet wohl die Doppelseite seiner Natur, die Schwere getheilter Bestimmung. Das bezeugt er uns selbst. Am Sebalbusgrab in Nürnberg, als vom kunstreichen Erzfarb das Bild seines Ahnen, Peter Wischer, zu ihm herüberschaut, kommt der Widerstreit der Kräfte, die ihm das Innerste bewegen, zu Wort, preßt ihm die Seele. Von der Stimmung dieser Stunde erzählt ein Gedicht der „Lyrischen Gänge“; aber eben die vorliegende Sammlung giebt in der überwiegenden Mehrzahl ihrer Producte den mangellosen Beweis, daß bei Wischer in den Momenten des poetischen Schaffens die Kraft der Abstraction ruht, daß reine Trennung der Elemente zeitlich stattfindet. Ein Phantasiemensch lebt in ihm mit, ordnet der Herrschaft des Denkers sich unter, wenn dessen Aufgabe solches verlangt; aber schöpferisch stellt er sein eigenes Recht her, drückt die Gegengewichte zu Boden, erhebt sich in freier Entfaltung.

Und nun werde ich das Bild wiederaufnehmen dürfen, von welchem ich ausgegangen bin. Denn nun wirft ja die Poesie ihr Licht rückwärts auf ein langes Menschenleben, auf seine Vergangenheit und seine thätige Gegenwart. Und wie sie und alle Kunst überhaupt wirkende Sonne ist über den Dingen, über dem Dunkel und der Bruchhärte der irdischen Erscheinung: so sammelt sie hier Strahlen um einzelne Punkte geistiger Individualität, zeichnet sie schärfer, enthüllt ihre reine Form und macht ihr Inneres transparent. Von ihr her fällt aber auch ein Reflex auf die Gesamtarbeit, dessen einheitlicher Ton vermittelt, ausgleicht, Uebergänge herstellt; sub specie poetae verstehen wir den Aesthetiker und den Schriftsteller Vischer um ein gutes Theil besser. Und da vom Zwange, das innerste Leben des Gemüthes männlich zu verhüllen, die Dichtung, gleich der Liebe, entbindet; da es ihr Recht und ihre Pflicht ist, die Totalität der Seele freizugeben: so tritt nun auch persönliche Art und menschliches Wesen, in der Durchkreuzung der Linienzüge sich ergänzend und sich erklärend, in volle Helle. Eine Natur, für den öffentlichen Kampf wie geboren, ein Charakter, in sich gestählt, gefestigt und wetterhart, erlaubi es einmal, daß wir verdeckten Untergrund gewahr werden, weiche Güte des Herzens, sokratische Milde.

Die „Lyrischen Gänge“ bringen Gedichte aus allen Lebensjahren. Ein poetisches „Vorwort“ motivirt den Titel; dann folgen die Abtheilungen „Jugendjahre“, „Mittlere und spätere Zeit“, letztere wieder gegliedert in „Sehen, Leben, Leiden“, „Krieg 1870—1871“, „Auf und für Personen“, „Ehertz und trodener Ernst“, „Dem Ende zu“, „Geschichten und Sagen“. Der Gattung nach finden wir Lyrik im engeren Sinn neben Gedichten der Betrachtung, Rhapsodien, Balladen, gnomischen Gedichten. In den Gesängen früher Jugend ist das Element der Empfindung vorwiegend; aber die gestaltende Kraft wird in den späteren Jahren eher größer, die Sprache noch marktiger, die Form freier. Indessen scheint weder die chronologische Anordnung eine strenge zu sein, noch trifft jene Unterscheidung für alle Producte zu; dazu ist schon der Inhalt ein zu vielseitiger, die Gattung der Gedichte zu wechselvoll. Bei solcher Mannigfaltigkeit fällt allerdings eine gebrängte Charakteristik der Sammlung schwer; denn zumal in den späteren Particeen schließen zumeist nur wenige Gedichte sich zu bestimmteren Gruppen zusammen.

So sehr aber die Kunst die Momente des Lebens idealisirt, von ihrer Stofflichkeit befreit und alle Dinge in die Ferne einer geistigen Luftperspective rückt, so kann doch der Leser des Eindrucks sich nicht erwehren, daß in diesen Gedichten ein ungeheurer Ernst, die ganze Schwere des Menschenlebens, eine streitvolle Bewegung der Seele und eine nicht gerade selten in die düstersten Farben getauchte Stimmung niedergelegt ist. Nicht ohne Grund stellt das Lied „An den Leser“, welches den Reigen eröffnet, die Mahnung voran:

„Wer verliebt in's Himmelsblau,
Mag sich anderswo erlaben“,

nicht aus Laune folgt dann „das graue Lied“ und seine Malerei der Seelenstimmung einer Stunde, über welche geschäftig-trübe Geister einen den Lebensathem erstickenden Schleier geworfen haben. Zwar man würde irren, wenn man glauben wollte, in das Klagen der Sentimentalität, in das Spiel mit dem Weltschmerz verlöre sich der Dichter. Nein, der Troß eines Mannes, welcher sein ganzes Selbst gefaßt behauptet, bäumt sich auf, ringt, bleibt der Sieger. Und auch die hellsten Farben mischen sich in das Gemälde, die reinste Lust am eigenen Leben, am Werthe des Andern, an der Schönheit und dem unzerstörbaren Werthe der Welt. Und wie das Zeugniß erkämpften Friedens der Resignation, wie die Bürgschaft einer ihrer Ziele unbeirrbar bewußten und thatvollen Lebenskraft lautet die Schlußstrophe des einleitenden Gedichtes, das Siegel und Merkwort:

„Fuß über Gräften
Fest auf dem Festen,
Haupt in den Lüften,
So ist's am besten.“

Ein außerordentlich zartes Empfinden, in welchem die ganze Unschuld der Knabenzeit nachklingt, ihre fromme Sitte, ihr Glück und ihr erstes Leid, begegnet uns am Eingang der Sammlung, im ergreifend schönen Gedichte „Der erste Schnee“, im Gedichte „Die Nacht“. Daneben aber wirkt schon frühe das schwere Ringen um die nackte Wahrheit der Erkenntniß seine Schatten über die Seele; ein über den Abgründen des Gedankens, über dem Räthsel des Menschenlebens und dem Räthsel alles Seins brütender und erschreckender Geist haßt sich die Fragen, von welchen alle Creatur geängstigt wird. Denn wer den Schritt wagt zu den abseits gelegenen, geheimnißdunklen Pfaden philosophischer Wahrheit, dem bleiben die Schauer des Weges nicht erspart, nicht eine totale Durchschütterung des Bewußtseins durch vernichtende Stöße. Und selbstquälerische Jugend steigert sich leidenschaftlich die erste Verwirrung. Aus diesem Geiste sind die Gedichte „Scheinleben“, „Angst“, „Der Erste“, „Faust'sche Stimmen“ geschrieben, Zeugnisse eines Entwicklungsstadiums, doch auch noch mehr. Nur möchte man, indem man den poetischen Ausdruck verfolgt, meinen, zuweilen verlange die Kühnheit des Gedankens eine bewegtere, gewissermaßen auch härtere Form, als der Vierzeiler mit seinem Reimpaar sie gewährt. Das Schlußgedicht der „Faust'schen Stimmen“ aber, „Stille“, ganz traumhaft, ganz Lyrik, ist eine poetische Perle.

Weniger ansprechend als die bisher genannten Gedichte dürfte der Sonettenkranz wirken, welcher die Aufschrift „Doris“ trägt. Denn indem das letzte der Sonette die Ironie, in welche die Empfindung umgeschlagen ist, wieder aufheben möchte, vermögen wir uns von dem organischen Zusammenhang des Ganzen nicht recht zu überzeugen; ein so ideeller Ausgleich, wie er hier geschildert wird, läßt schwer sich nachempfinden, nachdem

einmal die Magenfrage, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, explicirt wurde. Dagegen möchte von den Producten der ersten Abtheilung noch hervorzuheben sein das schalkhaft-hübche Gedicht „Mädchens Abendgedanken“ und als ein absolut vollendetes Erzeugniß reinpoetischen Geistes, als ein Kunstgebilde von silberner Helle und Klarheit „Das Käplein“. Ton und Art slavischen Volkslieds ist hier auf das Vorzüglichste getroffen, die Sprache ist von der größten Zartheit und Grazie, und der Gedanke, an das schmiegsame Thier und seine weiche Bewegung die sehnüchtig träumende Vorstellung zu knüpfen, ein überaus glückliches Motiv. Ich darf dem Leser diese Probe nicht vorenthalten.

„Bog der junge Blaboslav, zu jagen,
Einst von seiner hohen Burg herunter.
Wie er durch ein Dörflein kam gegangen,
Kam ein weißes Käplein, das die Hunde
Aufgeschreckt, an ihm vorbeigesprungen.
Und er mochte nicht mehr jagen gehen,
Sondern mußte immer, immer hórchen,
Wie es sprach in seinem lieben Herzen:
Daß ich doch ein kleines Käplein wäre,
Das an deinem Bette jeden Morgen
Bettelnd steht und lang nach deinen Augen,
Nach den zugeschloss'nen lieben Augen
Harrend blinzl, bis du sie aufgeschlagen.
Wie das kleine Käplein das ersichet,
Schnurrt und spírrt es und die weichen Seiten
Drückt es schmeichelnd an des Bettes Pfosten.
Und du sagst dem Käplein guten Morgen.
Und du streckst die runden, weißen Arme
Aus dem Bett und nimmst die kleine Kaze,
Legst sie neben dich auf's linde Kissen,
Streichelst ihr die Stirne und den Rücken.
Und das Käplein auf dem linken Kissen
Liegt bei deinen weißen, warmen Brüsten,
Die in sanftem Athemzug sich heben
Und sich senken, wie zwei reine Lilien
Auf des Flusses grüner Welle schwebend
Bald sich tauchen unter sanfte Bogen,
Bald erscheinen mit den süßen Kelchen.
Und das Käplein auf dem linken Kissen,
Und das Käplein, das du schwägend streichelst,
Und das Käplein an den weißen Brüsten,
Die gleich Wasserkilien ruhig wogen,
Schnurrt und spinnt und drückt zu die Augen;
Daß ich doch dein kleines Käplein wäre!“

Ist das nicht reizend? Fürwahr, wenn einer nicht weiß, was Poesie, was ihr vergeistigender Hauch und ihrer Kunstmittel ausschließliches Eigenthum ist, hier könnte er's lernen. Wie knisterndes Feuer schlägt die Gluth des Liebenden aus diesen Versen hervor; aber eine keusche Entfernung der Realität liegt ja schon darin, daß das unschuldige Thier gewissermaßen

zwischen die Personen gestellt, daß, wie in einem Spiegel, rein als Bild, die Wirklichkeit und ihr Verlangen gesehen ist. Das Gedicht fordert in allen seinen Einzelheiten zu einer künstlerischen Analyse auf; doch will ich nur den Schluß, der in jeder Zeile ein Meisterstrich ist, hier hervorheben. Noch einmal genießt die Phantasie schöpferisch in seligem Spiele sich selbst, giebt verweilend in der Vorstellung bewegter Wasserlilien dem schönsten Bilde sich hin, gestaltet es aus in einer Sprache, welche das Athmen der Natur in sich aufnimmt; aber indem der ganze Zauber dieser Vorstellung den Geist ergreift und erregt, drängt näher und näher kommend das seelische Empfinden, von welchem alle innere Bildthätigkeit ausgegangen ist, zur Oberfläche, symbolisirt in dreimal wiederholtem Versanfang anschwellendes Bestreben, frei zu werden, taucht flüchtig noch einmal in das Gleichniß zurück und bricht mit dem letzten Laut des Gedichtes hervor in naivem Geständniß.

Wieder von anderer Seite, als Meister in der Beseelung der elementaren Natur, zeigt sich unser Poet im „Wasserfall“; dieses Gedicht trägt etwas vom Geiste Goethes in sich, ohne daß man gerade ein Parallelsproduct dazu nennen könnte. Die Succession eines Naturvorganges wird durch ein dramatisch lebendiges Gespräch zwischen Fels, Wasser und Thal auf das vortrefflichste zur Anschauung gebracht und dem Ausdruck dient eine mächtige, nicht von metrischem Schema sondern von den Dingen selbst, ihrem Gang und Klang, die Bewegung entlehrende Rhythmik.

Den Schluß der ersten Abtheilung, der „Jugendjahre“, bildet eine Reihe von Gedichten, welche ihren Ursprung italienischer Sonne verdanken. Gleich einem Geistesbade der tiefsten Erquickung muß der Anblick und das Erfassen italicischer Welt auf den Dichter gewirkt haben; Druck und Qualm in sich gepreßter, mit sich selber ringender Subjectivität und Gedanken schwere schwinden wie sich abwälzende Schatten dahin vor der Lichtfülle des Südens, vor der wunschofen Schönheit italienischer Kunst, vor der Größe weltgeschichtlicher Eindrücke. Der Dichter verschweigt diese Umstimmung nicht; in dem herrlichen, von Thau der Empfindung ganz durchtränkten Gesange „Perugia“ giebt er sich Rechenschaft, wird sich bewußt:

„Im tiefsten Kerne mahnt es mich
Nach so viel kranken Stunden,
Die Seele drängt und reget sich,
Sie will, sie will gesunden.“

Zwar die Erlösung vollzieht sich nicht ungehemmt, nicht ohne Gegenkampf düsterer Geister. Aber schon hat das sicherste Unterpfand der Gesundheit sich eingestellt, der Humor, der humoristische Scherz über eigenes Leben und Treiben; in der „Zwischenrede“ weist der Dichter unsere Sorge vergnüglich zurecht mit den frischlebendigen Versen:

„Ach, du hast ja Recht, mein Theurer,
Aber vorderhand sei froh,
Daß ich wieder Verse mache,
Taugen sie auch nur so so.“

Wenn ein Kranker will genesen,
Scheint er kränker als zuvor,
Aufgelöst durch alle Poren
Sucht das Uebel sich ein Thor.

So in meinen armen Versen
Seh' ich halbzufrieden schon
Eine treffliche, gesunde
Dichtertranspiration."

Und nun trinkt mit unendlichem Entzücken sein Auge das Licht, die Farbe, verfolgt die reinausgestaltete Erscheinung; man fühlt, wie er so ganz eigentlich auf das Sehen, auf das Auge organisiert ist. Und er grüßt den Boden, auf welchem er wandelt, mit heiliger Scheu; er erschrickt vor der Uebergroße der Eindrücke, ihrem Andrang; aber sein Geist gewöhnt sich sie zu umspannen, läßt sie wachsen und wirken im dankbaren Innern, baut in der Stille des Gedankens „sein Rom“ sich auf.

Soviel Regung neuen Glückes, Freude ewigen Gewinnes will sich mittheilen, verlangt nach Genossen. Durch Bergschluchten des Apennin, durch Gefilde der Campagna ist der Dichter gewandert; im alten Tivoli verweilt sein Fuß. Von dorthier aber trifft uns seine Stimme, sucht uns sein Lied:

„Rein! Der Himmel, sieh' und traue:
Nicht so böß hat er's gemeint,
Da so freundlich heut in's Blaue
Phöbos' Strahl'enaue scheint.

In der Bergschlucht tiefe Gründe
Schüttet, in des Sturzes Wut,
In der Grotten schwarze Schlünde
Anio die jähe Flut.

Triis schillert sanft gewoben
In der Fülle Silberschaum,
Und voll Grazie lacht oben
Vesta's Haus vom Felsensaum.

Ferne dehnt sich hingestreckt
Endlos der Campagna Felt,
Ihre ernsten Flächen bedekt
Trümmerschutt vergangner Welt.

Die Cypresse, die Olive,
Pinienwald und Berg und Au
Taucht sich in das himmlisch tiefe
Fleckenlose, duft'ge Blau.

Um die Wasser, um die Lande,
Näh' und Ferne weit und breit,
Legt der Himmel weitgespannte
Arme der Unendlichkeit.

Und so hält er in den Armen
Auch das edle Menschenbild,
Füllt es in den weichen, warmen
Liebesmantel still und mild.

Mag es oft im Innern toben
Wie des Bergstroms wilber Fall,
Bleib' ich ja doch aufgehoben
In dem großen Weltall.

Keinen hat er noch betrogen,
Zener Eine, große Geist,
Der des Wassersturzes Wogen
In die jähe Tiefe reißt,

Der den Aether, der die Strahlen
Ueber Thal und Hügel gießt
Und in tausend vollen Schalen
Alle tränkend überfließt,

Der im Busen oft die grellen,
Grauenhaften Qualen weckt,
Dann die hochempörten Wellen
Mit des Friedens Flügel deckt.

Und in Einem starken Herzen
Trag' ich Freude so wie Leid,
Trag' ich mit den tiefen Schmerzen
Auch die tiefe Seligkeit.

Die ihr auf beschneiten Wegen
 Setzt im Norden wandelt fern,
 Freunde, diesen Himmels Segen,
 O, wie theilt' ich euch ihn gern!

Seid begrüßt mit Herz und Munde,
 Kommet Alle, kommt zu Haus,
 Denn es thut mein Herz zur Stunde
 Seiner Liebe Kammern auf.

Kommt und höret auf zu klagen,
 Daß es hart und mürrisch ist,
 Ja, ich darf es redlich sagen,
 Reichher ist es, als ihr wißt."

Wie weich, wie warm ist dieses Gedicht, welche Tonfülle, welche Melodie ist seine Sprache! Wie ununterbrochen fließt hier der Strom der Empfindung, schlingt sich hinüber von Vers zu Vers, schwillt an, kehrt zurück zu beruhigten Ufern! Wahrhaftig, ein Geist des Friedens, der inneren Sättigung, der inneren Ueberfülle und herzlichen Hingabe gewann hier reine Form, trug den Rhythmus der Seele hinüber in den Klang, in die Folge, den Anschlag und den Takt dieser Verse. Und von welcher Schönheit, von welcher Kunst ist der Schlußtheil des Gedichtes! Das Gefühl eigenen Seins und seines Werthgehaltes ist ausgesprochen, ein ruhige mächtige Position im Gedanken und im Aufbau ist erfolgt, nachdem zuvor die erregte Stimmung pantheistischer Intuition die Grenzen der einzelnen Strophen überdrängte; jetzt, in der drittletzten Strophe, setzt der Anruf an die Freunde ein, und die Sprache selbst zieht diese heran, greift nach ihnen aus mittelst der geistigen Schlinge des vorangestellten Relativsatzes. Und da die Entfernten sogleich mit dem Contraste ihrer winterlichen Umgebung gesehen werden, so legen auf die Worte für diesen Begriff die beiden ersten Zeilen die Haupthebung des Tons. Aber der Hauptton der dritten Zeile fällt auf das erste Wort, auf den freudig gefundenen, lebhaft erfaßten Begriff „Freunde“; während die Schlußzeile die ungesparte, willig wiederkehrende Mittheilung symbolisirt durch die kürzeren und wiederholten Tonwellen, welche die Worte „theilt“ und „euch“ emporheben. Es ist nothwendig, solche Dinge in ihr Detail zu verfolgen, wenn man von den Wirkungen der Poesie, von den ihr eigenthümlichen Kunstmitteln sich Rechenschaft geben will; ein geistiges Notenlesen dieser Art hat die Kritik zu versuchen. Die einseitige Frage nach dem Gehalt kommt an das Wesen des Kunstwerks nicht heran; die Untersuchung auf Prosodie und Metrik bleibt leicht im Aeußerlichsten stehen, die Prüfung auf sogenannte Reinheit der Reime ist nicht viel mehr als eine abgeschmackte Pedanterie. In jenen Spuren aber offenbart sich in letzter Instanz das Zusammenrinnen von Form und Geist, unbewußtes Werk freilich des schaffenden Dichters, aber eben deshalb das Geschenk der Inspiration und die Signatur künstlerischen Altes.

Ein sehr interessantes poetisches Gemälde ist „Ein Tag in Sorrent“. Das Gedicht erzählt episch ein Erlebnis des Reisenden, führt uns durch eine Reihenfolge von Momenten, welche zeitlich und durch die Personen unter sich verknüpft sind; es fragt sich nur, ob auch die innere, die poetische

Einheit vorhanden ist. Man könnte sagen: sie liegt in einem physischen Proceß. Während nämlich das Naturelement, die wilde, rasende Meeressuth in ihrem ungeheuerlichen Gestaltenwechsel den kühnen Beschauer den Menschen zu überröchtigen, sein Bewußtsein zu unterjochen, mit seiner Phantasie zu spielen scheint, ist die Spur seiner Freiheit nicht nur in seinem Wagniß, sondern gerade in der Thätigkeit seiner Phantasie, in den Bildern, zu welchen der Geist die Naturvorgänge verwandelt, gewahrt. Und indem er elementarem Chaos sich entzieht, sich selbst sich zurück giebt, erobert er ganz die Freiheit seines Bewußtseins und stellt der Natur sein eigenes Recht, seine Schöpfung, die Idylle beseelten Lebens gegenüber. Aber freilich ist diese Einheit nicht so sehr eine organisch-poetische, als vielmehr Verbindung des Intellects; das Gedicht als Kunstwerk fällt in zwei der Gattung nach ungleichartige Hälften auseinander, welche episch nur lose verknüpft sind; dort ist Poesie der Anschauung, hier Poesie der Erzählung; dort Generelles, hier zufälliges Ereigniß. Immerhin ist innerhalb dieses Rahmens die phantasiekräftige Anschauung der Natur bewundernswürdig; wie andrerseits das Glück des Lebensgeföhls, das Glück auch und die Idylle des Reisens auf das Anmuthigste ausgesprochen ist. Dabei wirkt sehr wesentlich „Paolo“ mit, der kleine prächtige Bursche.

Von besonderer Zartheit, beseelt in jedem Laut und eine Regung deutscher Treue ist das letzte der italienischen Gedichte. Es trägt die Aufschrift: „Palermo. Am Hafen, nach Anblick des Sarges Friedrichs II. im Dom“.

„Rauh sind die Berge der Alb, fargförmig gestreckt und gebrochen,
Harte, gebiegene Kraft, selten ein Adel der Form.
Aber der Stausen, in schöngeschwungener Linie steigt er
Auf zum Gipfel und sinkt in die Gelände herab. —
Wenn du zum Hafen schrittst, in die lachende Bucht von Palermo,
Mächtiger Kaiser, Du sahst wahrlich ein schöneres Bild!
Lichtgetränkt erglänzte die Welt, ein himmlisches Blau lag
Ueber Tiefen und Höh'n, auf der beruhigten Flut,
Verg Pellegrino stieg und senkte zum Meere sich nieder,
Gleich als wäre sein Bau nach Melobieren gefügt.
Dennoch schwebet mir vor, es seien auch Stunden gekommen,
Wo verbliche Gestalt leiz in die Seele dir schlich —
War's am Abend etwa, wenn in der Dämmerung Schleier
Sanft und stille verschwamm alle die sonnige Pracht —:
Burg der Väter und Berg, wohl unter grauerem Himmel,
Doch mit röthlichem Licht krönt sie der neigende Tag;
Rauheres Volk umher, doch braves, — verlassen, auf seinen
Kaiser harrend und trüb' fragend: wo weilt er so lang?“

Die reichste Wechselwirkung der Töne begegnet uns in der zweiten Hauptabtheilung, in den Gedichten der „Mittleren und späten Zeit“. Lebensbetrachtung und Lebensweisheit gewinnen an Raum, actuell-lebendiges Erfassen der objectiven Welt giebt die Stimme ab in Fragen der Politik und Religion, Interessen des socialen und des geistigen Lebens verflcht eine scharfe

~~Konsequenz~~ Aber auch ein ruhiges Sichversenken in die Gegenständlichkeit und ihre innere Bewegung findet statt, spiegelt sich dichterisch in erzählenden Formen, in Rhapsodie, in Balladen. Doch immer wieder drängt vom Centrum der Gemüthskraft her die Welle der Empfindung, gießt gesättigt mit Welt und Leben sich aus, jekt eine überschwellige Fluth, jekt zitternd leises Berühren. Und zu Tage kommt ganz in seiner gottbegnadeten Helle und Herzlichkeit der Geist des Humors. Wir kennen ihn, in seiner Vertiefung ein höchst modernes Element, eine Errungenschaft der subjectiven germanischen Völker, als die Kraft, welche die Tragik des Lebens ausföhnt und den Gegensatz des einseitigen Idealismus und des einseitigen Realismus überwindet, durch Shakespeare, durch Sterne, Jean Paul. In Friedrich Vischers Sein und Art ist er ein aus der Betrachtung nie zu verlierendes Element, einer der stärksten und vitalsten Factoren. Vischer hat die Bahnen des Humors, seine Kreuz- und Querwege, seine Tiefen theoretisch, denkend, bewußt durchmessen; auch in dieser Richtung liegen unsterbliche Partien der Aesthetik. Aber ihm, der alle Intimität des Humors aufzuspüren und aufzuzeigen vermochte, rauscht dessen Quelle selbstschöpferisch in der eigenen Brust; eine Thatsache, die auch ihrerseits erweist, wie hoch die Natur zuweilen in der Einheit der Person, des Lebens theoretisch-denkende und poetisch-bildende Kraft verbindet.

Eben hier, in den Gedichten der „Mittleren und späten Zeit“, welche das Leben auf seiner Höhe zeigen, empfangen wir den Eindruck, daß wir einem im höchsten Grade individuellen Menschen in's Angesicht sehen. Nun heißt individuell sein Eigenart haben, Eigenart behaupten; das mag sich mitunter anfühlen wie schärfste Kante, mag schneiden. Aber die kräftige Ablehnung des Unsympathischen ziemt einem vornehmen Geist, und wie in allen Dingen die ganze Wahrheit zuletzt das Wohlthätigste ist, so ist auch hier das ganze Herausgeben der Persönlichkeit so tief erquickend, in seiner Totalität jeden Widerspruch überwindend, als Erscheinung der immer wahrhaftigen Natur überzeugend.

Nach diesen allgemeiner charakterisirenden Bemerkungen mag es versucht sein, abermals in die bunte Fülle des Einzelnen zu greifen und die poetische Behandlung da und dort zu prüfen. An erster Stelle aber möchte ich ein höchst originelles Product herausheben, welches Eigenthümlichkeiten der dichterischen Natur Vischers auf das Schlagendste vergegenwärtigt und von seiner Art, zu denken und zu sein, eine prägnante Fülle von Zügen in sich sammelt; es ist die Rhapsodie Ithias, „ein Heldengedicht in drei verkehrten Gesängen.“ Schon dieser Titelzusatz bereitet uns vor, daß wir es hier mit einer Dichtung zu thun haben, welche von einem humoristischen Grundton durchzogen ist. Aber Vischers Humor scheint in größeren Compositionen die Ueberraschungen zu lieben; wie sich der „Auch Einer“ erst im zweiten Theile des Werkes aufheißt, so erfahren wir auch hier erst spät, was das rothbackige, „gebildetem Stand“ sichlich nicht zugehörige Weib, mit welchem

der Leidende im Park zusammentrifft, zu bedeuten habe. Der nüchterne Verstand sieht sich vor einen barocken Einfall gestellt; aber der behaglich-frische Ton der Erzählung fesselt sogleich, und der halb wehleidige, halb vom Geiste der Schalkheit durchbligte Krankheitsbericht des Patienten, nebenbei die heißendste Satire auf ein paar Capitel der Medicin, hält die Spannung in Athem. Da besängt uns mit einem Mal seltsamer Vorgang, jagt die ersten Schauer uns über die Seele. Und in Zügen und Gestalt des Weibes geht eine Verwandlung vor sich; zur Riesin erwächst sie; ein Wesen von dämonischer Größe, von erschreckend erhabener Schönheit tritt in Erscheinung. Ihr Berühren heilt den Leidenden; die ewige Natur ist ihm begegnet. Aber nicht eher ist sie ihm gnädig und hilfreich, bis er Weichte bestanden, Bekenntniß abgelegt hat; sie droht dem Zögernden den jähen Tod, wenn er nicht volles Genüge leistet auf ihr Begehren:

„Noch einmal frag' ich dich, Erdensohn:
Bist du immer wahr gewesen?“

Diese Scene, von der Majestät der Verse an, welche die Umwandlung des Weibes schildern, bis durch den Verlauf der Weichte in Fragen und Antwort, ist vielleicht das Großartigste im ganzen Bestand der „Lyrischen Gänge“. Sie ist Shakespeare's würdig, ein grandioser Akt der Intuition, Mark des Lebens, Selbstprüfung auf Herz und Nieren, welche zu wagen den Wenigsten gerathen sein möchte. Hier, in der Weichte, vernehmen wir eine Sprache wieder, welche darum die gewaltigste ist, weil sie die schlichteste ist, unmittelbare Prägung des Geistes, in ihrer herben und ursprünglichen Kraft erinnernd an Luthers Bibelübersetzung. Einzelnes anzuführen, versagen wir uns schwer; aber hier läßt kein Glied vom andern sich ablösen, hier hebt und erklärt jeder Ton den andern, und Auswahl hieße wenig mehr als aus einem Gemälde einen Felsen farbiger Leinwand als Probe bieten. Nun aber, im Ueberblick des Ganzen, verstehen wir die Bedeutung aller Linien, mit welcher der Autor die Natur von ihrer ersten Einführung an geistreich gezeichnet hat, verstehen nunmehr die Dichtung auch in ihrem ethischen Kern. Denn in sich Einfuhr zu halten, ziemt ja dem von Leiden gequälten, durchmürbten Hiob, und ein Proceß der Seele ist nur nach außen verlegt kraft der Nothwendigkeit dichterischer Anschauung und in kühner Bewegung der Phantasie. So steigt diese Dichtung von halbburlesken und freundlich-milden Momenten zum erhabensten Ernste auf; sie verbindet mit souveräner Freiheit der Erfindung, mit grotesker Phantastik die schärfste Realistik des Ausdrucks; und sie offenbart auch ihrerseits einen centralen Punkt in Vischer's Wesen, seinen leidenschaftlichen Widerwillen gegen alle Naturlosigkeit in Sprache, Bildung und Sitte, gegen alle Lüge.

In der zweiten Abtheilung der Sammlung begrüßen wir gute Bekannte wieder, die Gedichte, welche im „Auch Einer“ zuerst veröffentlicht wurden: „Die Nagelschmiedin“, „Auf der Eisenbahn,“ „Das ersehnte Ge-

witter," „Breite und Tiefe", „Nun pluat", „Jugendthal", „Abschied". Sie alle sind echte Perlen. In den nämlichen Kreis gehört die Apostrophe an Jean Paul, eine vorzügliche Charakteristik des ostfränkischen Humoristen; und „Herr Olaf", eine der besten deutschen Balladen. Mehrere andere Balladen gesellen sich neu hinzu, das den Leser mit Geistererschauern packende „Banket" und, sehr anschaulich, in ihrer Knappheit, Gebrängtheit, ihrem raschen Herzschlag vortrefflich, „Das Kreuz am Inn".

Das Stimmungsgebidht ist bei Vischer aus allen Lebensperioden vertreten. Man wird nur unterscheiden müssen: Stimmungslieb, das unmittelbar dem Gesang sich nähert; und Stimmungsgebidht, das der Musik weniger entgegenkommt. Der Unterschied liegt, wenn auch nicht allein, vielleicht im rhythmischen Bau; der reinen Lyrik gehören beide Kategorien an; auch von Goethe, Mörike, von Martin Greif sind nicht alle „Lieder" der Composition zugänglich. Nach dieser gegen die Musik spröderen Seite hin liegt ein Theil der Vischer'schen Lyrik, nicht sein Talent überhaupt; eben bei mehreren Gedichten des „Auch Einer" hätte der Componist ein leichtes Spiel. Die Musik ist aber überhaupt keine Probe auf die poetische Lyrik; Poesie und Musik sind in ihrem innersten Wesen getrennt; sie können sich zufällig berühren; aber sie geben sich jeden Augenblick wieder frei; und wo Gewalt sie zusammenschweißen möchte, entsteht nur ein Bastard.

Als ein im engeren Sinne „lyrisches Product" muß hier das kleine Gedicht „Zu spät" genannt werden, fast nur ein Laut, aber heilig in seinem Schmerz und von der höchsten poetischen Vollendung. Der gleichen Gattung gehört „Am See" an, in der Einfachheit seines Baues fast hilflos; und wen gewünne nicht das zartgezeichnete Bild der „Rahnfahrt", nicht dieses Gedichtes seelenvoller Hauch:

„Es sinkt der Tag; still wird es weit und breit. —
Auf plüsternder, auf kühler Wasserbahn
Trägt leis zwei Menschen hin ein leichter Kahn,
Zwei stille Menschen, still vor Seligkeit.

Der Mann ergreift des Weibes zarte Hand
Und spricht, indem er nah' zu ihr sich bückt,
Der Stimme Bittern mühsam unterdrückt,
Mühsam die Thräne, die im Aug' ihm stand:

„O möge keines von uns Zweien doch
Je wiedersehn dies Land und diesen See,
Das Herz zerrissen von der Trennung Weh!
Schon war es Nacht. Wir schwiegen. Weißt du's noch?"

Zwei andere Gedichte lassen hier sich anschließen, durch die Schwere ihres Erkenntnißgehaltes über die Grenzen der lyrischen Gattung hinausdrängend, aber so ganz und gar eingetaucht in das Element der Stimmung, daß sie zu Kunstwerken ungemischten Charakters werden und die volle wie die eigenthümliche Begabung des Dichters erweisen: „Amselruf" und „An

meine Wanduhr“. Auch sie werden für ewig geschrieben sein; solche Trauslichkeit des Tones hat vielleicht nur noch Hebel; das Geplauder mit der Wanduhr — ich rede hier von den Stellen leichteren Gewichts — die Zusage an die alte Freundin und Lebenszeugin, das Trostwort an die heiser gewordene, daß ja bald der Schwarzwälder Landsmann — „Weißt, der wackre Uhren-Jakob“ — wieder kommen werde, sie zu curiren: das ist Alles so ächt, so gemüthvoll und liebenswürdig, wie dort in der „Ischias“, das Gespräch zwischen dem Kranken und dem Grafen Eberhard im Wart. Das Ticken der Uhr, das Schwingen des Pendels, den zitternden Schlag des Herzens hören wir wieder im Rhythmus; seine Behandlung ist meisterhaft. Aehnliches gilt vom „Amselruf“. Ein seliger Friede der Betrachtung liegt über diesem Gedicht, hat seine goldenen Schleier über Schatten der Behmuth gebreitet; Schwingung des tiefsten Gefühls erklingt wie von ferne. Dem besiederten Sänger lauscht der Dichter, ein anderer Walther von der Vogelweide; „miner swaere ich gar vergaz,“ sagt der Alte, als er in den Wald gegangen war, „dö der sumer komen was“, und „diu nahtegale sanc“; und Vogelweisheit lernt der Jüngere, zum Gesang wird ihm Erkenntniß:

„Und so hör' ich deine Weisen,
Höre diese weichen Klagen,
Diese Schelmenliederstückchen,
Trinke dieses Ohrenlabfal
Deiner Wasserorgellänge
Zust so froh, als hätt' ich ihnen
In der Urzeit schon gelauscht,
Zust so froh, als ob ich immer,
Zimmerbar sie hören dürfte.
Wer sich freuet, Jener oder
Dieser, wann sich Einer freuet
Und wie oft sich Einer freuet,
Bleibt sich völlig gleich; es freut sich
Eben jedesmal ein Jemand,
Und der Jemand bin für dießmal
Eben ich und darf mich freuen.
Ewigkeit besteht ja doch nur
Bediglich aus Augenblicken,
Schlägt in einen dieser vielen
Augenblicke denn ein heller
Amselruf herein, warum doch
Sollt' ich um die vielen andern
Augenblicke da mich grämen,
Wo ich nicht mehr bin und Andre
Dieses Wohllauts sich erfreuen,
Warum mich beschämen lassen
Von der heitern Vogelseele,
Die den Augenblick so lieblich
Füllet, formt und färbt und festet?

Horch! es jauchzt und klaget wieder
Süß und innig! Horch, es trillert
Schelmisch wieder! Ei, das Thierchen
Mag sich wohl darob auch freuen,
Daß ich seine weise Lehre
Nun so gut verstanden habe.

Nett wär's immerhin, gesteh' ich,
Wenn vor meinem letzten Hauche
Ich's noch einmal hören dürfte,
Diesen Ton noch einmal schlürfen.
Hört' ich ihn dann leiser, leiser,
Wie aus blauer Vergesshalde,
Wie bei Nacht im tiefen Walde,
Ganz verhallend, ganz von ferne:
Noch einmal so leicht und gerne
Wird' ich, von so manchen Wegen
Müde, dann auf's Ohr mich legen."

Die Saite selbstloser Güte, welche hier mittönt, giebt noch in einem andern Gedichte der „Lyrischen Gänge“ einen besonders hellen Klang: „Ein Augenblick“ ist so herrlich empfunden, als reizend geschildert. Auch dieses Gedicht ist eine Goldstufe. Selbstlos sein, selbstlos sich freuen, was hätte je eine Religion Höheres und Besseres zu lehren vermocht? Dies eben ist Religion, ist Religion Gottes, ist Humanität.

Und wie hübsch wieder, wie liebenswürdig, resignirt, ein wenig schalkhaft, und doch immer wurzelnd in festem und ernstem Grund findet der alte Herr sich in die herbstlichen Tage des Lebens! Ich kann nur verweisen auf die Gedichte „Fliegen-Drakel“, „Zmbiß“, „An Fr. L.“, „Weisheitszahn“, „Und doch“, „Greisenglück“, zum Theil Stimmungsbilder, und als solche ausgezeichnet durch treffenden, der Situation eigenthümlich zugehörigen Ton, zum andern Theil sentenzenartig, gnomische Poesie. Humor und Weisheit reichen sich in diesen Partien der „Lyrischen Gänge“ die Hand; Scherz und gute Laune feiern ihre Stunde, heller Blick über menschliches Leben, milde Nachsicht mit menschlicher Schwäche spricht schonendes Urtheil. Doch wird dem kategorischen Imperativ kein Punkt vergeben und hin und wieder stechen auch satirische Stacheln hervor. Das Gedicht „An die Trodenen“, ist eine poetisch vortreffliche Wahrung der Art und Weise gesund ruhender Kraft; sehr ergötlich wirkt das „Spiritistische Trunklied“. Ein Stammbuchvers, wie der für „Blanka E.“ geschriebene, ist Lebensnorm, kurzgefaßt, reichsten Inhalts, guter Wunsch und treuer Rath der Vernunft, wie kein Vater seinem Kind einen besseren mit auf den Weg geben könnte. Eine „Rache“, wie sie der Autor der „Lyrischen Gänge“ an den Kollegen von der Feder verübt hat, ist zu ertragen gewesen. Unheil aber erfährt ein journalistischer Blaustrumpf, ein mit Zucker verwöhntes Dämchen, dem jetzt im Gedicht „Einhart's Wander-schicksal“ eine nicht leckere

Pille gereicht wird*) Auch Hans Matart findet kein Compliment; und eine Menschenorte, die habituellen Ironiker, trifft in den Versen „Sie haben ihren Lohn dahin“ einer Klinge feingeführter und schneidiger Stoß.

Unter den Gedichten, welche auf Politik Bezug haben, steht mit der Aufschrift „Zwei Brüder“ der dreigliedrige Trauergefang voran, geweiht dem Andenken der Grafen Erich und Axel von Taube. Sie mähete der Tod dahin in Frankreich, in Champigny, sie sanken vereint, zusammen wurden sie begraben. Und im endlosen Leichenzuge wird der Dichter mitgeschritten sein, und was ihn bewegte, als ihre blühende Jugend in das Grab getragen wurde, das tönt nun wieder im Lied, in feierlich-ernster, gemessener Strophe, in rührender Klage, ihres Ruhmes Pfand, unseres Volkes Ehre, der Ueberlebenden Trost und Erhebung. Der aber, welcher unser Vaterland zu solchen Opfern zwang, von dem singt ein anderes Lied, nicht im Geiste eines erhabenen Trauermarsches, nein spottend, verpöffen, verächtlich, die Posse, die der Mann auf dem Welttheater spielte, herübernehmend in Wendungen der Sprachform, aber so, daß Pfeile dazwischen gemischt sind, die im Fleisch sitzen und brennen, daß bitterer Ernst und Anklage wie Funken hervorschlagen und dem Spas ein Ende machen. Ich meine das Gedicht „An einige große Häuser“. Aber die Großthat unseres Reichskanzlers zeichnet originell ein flottes Lied: „Burschenschaft und Corps“.

Auch Gedichte in antiker Metrik rühren an das politische Thema Es sei mir erlaubt, die Bemerkung voranzuschicken, daß in Vischers Distichen sich ein paarmal Verstöße gegen strengere Grundsätze der Metrik finden; sofern man nämlich vom deutschen Verse verlangt, daß er der Betonung der natürlichen Rede sich genau einfüge, daß nicht um des metrischen Schemas willen Wort- oder Satton eine Veränderung erleide. Ich meine solche Verse wie in „Grund zur Intoleranz“ den Pentameter: „Blut'ge Erinnerung nicht schlafe im Sarge der Zeit“, oder im Gedicht „An eine Quelle“ den Hexameter: „Hast du es so gemeint, daß dich die Herren vom Amte“; wo dort das „nicht“, hier das „dich“ in die Arsis gedrückt ist, während doch der Sinn des Satzes diesen Silben leichtere Betonung zuweist. Auch die Cäsur im Hexameter: „Wohl mir, daß ich im altprotestantischen Lande geboren“ ist zu beanstanden. Freilich finden sich auch hervorragende Schönheiten, und der Puls der Sprache schlägt überall voller und freier, wo ein wärmeres Empfinden oder das Pathos des Gedankens den Dichter fortreißt. Daß an das früher citirte Gedicht „Palermo“ kein Tadel sich wagen will, ist kaum nöthig zu sagen; von den Distichen „An eine Quelle“, seien die Verse, welche ein ungebrochenes Naturvoll schildern, besonders gerühmt; ebenso in der Serie „Sprache“ der Schluß des zweiten

*) Vgl. Vischer, „Altes und Neues“. 3. Heft, S. 347.

Gedichtes, nicht wegen der Form allein, sondern auch wegen des Gedankens, des klärenden Wortes über den Werth von Sprache und Dialekt:

„Kennst du es ganz, das Gut, wenn in Einer Sprache sich finden,
Sich empfinden, versteh'n sämtliche Stämme des Volks?
Kennst du des Gutes Werth? Er ist unendlich. Die Mundart,
Traulichem Lampenschein gleicht sie im wohnlichen Haus,
Über die Sprache, sie gleicht der Königlichen, der Sonne,
Wie sie in's Offne hinaus Meere des Lichtes ergießt.“

Politische Betrachtungen unter der Aufschrift „Konfession“ zu finden, wird heute Niemand befremden. Moderner Wissenschaft, modernem Staat hat die römische Kirche den Krieg erklärt; orthodoxer Protestantismus macht ihr den Handlanger, blind für die Einsicht, daß die Vernichtung protestantischer Gewissensfreiheit für Rom eine Machtfrage vom ersten Range ist, daß Rom schleichend dieses Ziel zu erreichen sucht wie vordem mit entfaltetem Banner. Und mit Hülfe staatlicher Institutionen, staatlicher Maschinerie bekämpft heute die Kirche ihren Gegner. Die Massen der Unmündigen, Verwirrten sammelt sie um sich, haucht ihnen Geist der Leidenschaft ein, nennt sie schmeichelnd und drohend „das Volk“, das Volk, das hinter ihr stehe. Gestützt auf die natürliche Majorität der Gedankenlosen und Unwissenden, auf die brutale Macht der Zahl, setzt sie ihre polternden Angriffe in Scene, um die Güter der Bildung zu vermindern, um den modernen Staat, der nichts anderes bedeutet als freie Entfaltung der culturellen Kräfte, zu fesseln. Uralte Finsterniß qualmt auf über junges Licht; es ist als ob die Arbeit eines Jahrhunderts vergebens geschehen, als ob vergebens die hellsten und edelsten Geister um Wahrheit, um das Wohl des menschlichen Geschlechtes ihr Leben dahingegeben hätten. Aber der Lauf der Welt müßte eine Pause sein, wenn der Kirche ihr Beginnen gelänge. Die kirchlich-religiöse Cultur des Mittelalters ist eine untergehende Schöpfung; mit derselben Nothwendigkeit wie der Ablauf einer geologischen Periode vollzieht sich ihr Sterbeproceß. Denn wie das Walten physikalischer Kräfte im Gange der Schöpfung unhemmbar ist, so ist in letzter Instanz auch die Evolution des Geistes eine Naturnothwendigkeit. Aber hier wie dort geht die Neubildung nicht so sehr auf dem Wege einer totalen Katastrophe, sondern langsam, stetig, mit Uebergängen, scheinbarer Wiederkehr der untergehenden Formen, letztem Aufblühen einer hinsiehenden Kraft vor sich. Wohl durchzieht ein gesteigertes religiöses Gefühl die Gegenwart. Schwere Erfahrungen, der Alpdruck ungelöster socialer Aufgaben lehren die Völker sich im Tiefsten zu prüfen; die materialistische Doctrin ist auch von der Wissenschaft aus für bankrott erklärt, das wüste Geschrei von Kraft und Stoff, vom Menschen, der „ist, was er ißt“, geht zu Ende. Aber nicht im Sinne der Kirche erneuert sich religiöses Bewußtsein. Die heutige Gesellschaft, soweit sie aus geistig lebenden Gliedern besteht, neigt im Ganzen und Großen zu einem rationalistischen Theismus; der einsame Denker sucht die wahrhaft philosophische Religion pantheistischer Lehre auf, die sich metaphysisch

psychologisch und ethisch mehr und mehr vertieft. Die Dogmatik der Theologie ist kritisch negirt; Mythenbildung ist nicht mehr möglich; über Mythenglauben hat die erlöste Vernunft gesiegt. Eine Erneuerung socialer Ethik ist der Menschheit tiefstes Bedürfnis; dies ist das praktische Ziel moderner religiöser Bewegung. Der sittlichen Höheit christlichen Geistes, wie er aus den Evangelien hervorleuchtet, in der Bergpredigt niedergelegt ist, wird keine Zukunft die Ehrfurcht verweigern; aber mit clerikaler Machtgier, mit wissenschaftlicher Blendung der Völker aus Zwecken der Selbstsucht, hat weder dieser Geist eine Gemeinschaft, noch irgend ein Akt der Vernunft.

Das junge deutsche Reich ist der Boden, auf welchem politisch-confessioneller Kampf am heftigsten tobt. Germanisches Volk wird zum dritten Male berufen sein, römische Weltherrschaft zu brechen. Auf daß es aber seinen Beruf erkenne, erhebt unser Dichter warnend und mahnend die Stimme; möchte über ganz Deutschland hinhallen das Wort des Patrioten:

„Verglichen Mitleids Hohn dem Volk der armen Bethörten,
Aber gründlichen Haß gegen die Pöleger des Wahns!
Denn sie hasset den Wahn, die Vernunft, sie muß ihn ja hassen
Muß ihn betrogen wie Phöbus Apollo die Nacht.
Kennst du in Lessing nur den milden Dichter des Nathan,
Nur zur Hälfte fürwahr kennst du den herrlichen Mann.
Lies du den „Antigone“ und sieh ihn wettern und blizen
Gegen des Pfaffenthums päpstliches Kegergericht.
Kennst du den heiligen Zorn auf Schillers leuchtender Stirne?
Siehst du in seiner Faust blinken das schneidige Schwert?
Kennst du das Gorgohaupt, von dessen Betrachtung er herkommt,
Unserer Lebenszeit blutiges, graßes Gespenst?
Dreißig Jahre des Kriegs mit jenen finsternen Mächten,
Der das gesegnete Land endlich zur Wüste verlehrt!
Glaubst du, er senkte sein Schwert und barg' es zahm in die Scheide,
Schwebte er heute zu uns nieder in's irdische Thal,
Säß' er am Ambos steh'n die schwarzen Gefellen und eifrig
Nägel, spitzig und lang, schmieden zum Sarge des Reichs?
Unseres deutschen Reichs, mit theurem Blute gekittet,
Daß wir als Nation endlich mit Ehren besteh'n,
Ja, mit Strömen des Bluts, wie einst es die Ähnen vergossen
Für des Gewissens Recht gegen die Ketten des Wahns —
Glaubst du, er senkte sein Schwert? Er zünd' es blizend und schläge
Fauend mit Geistermacht unter die Rotten des Feinds.
O, sie ruhen ja nicht, sie sorgen dafür, daß die graue
Blut'ge Erinnerung nicht schlafe im Sarge der Zeit!
Könnten sie nur, sie würden den Holzstoß schichten noch heute
Und die Opfer mit Lust sehen zur Asche verglüh'n.“

Ueber anthropomorphischen Gottesbegriff sich zu erheben, das Wesen der Religion mit Verzicht auf alle sinnlichen Bilder zu erfassen, ist Sache philosophischer Erkenntniß. Im Geiste derer, welche, um das Rechte zu wollen und das Gute zu suchen, einen transscendentalen Himmel und eine transscendentale Hölle nicht brauchen, ist ein Gedicht Vischers geschrieben, das in seiner düsteren Schwere und ehernen Härte dem sophokleischen Chor-

gesang sich gesellt, welcher die erschütternde Klage der Menschheit erhebt mit den Worten: „Nie geboren zu sein, ist der Wünsche größter.“ Doch nicht ganz im Dunklen und Hoffnungslosen verweilt unser Gedicht; die Kräfte der Liebe ruft es auf, die allheilenden, zu mildem Troste in schwerster Entsagung. Und es lautet:

„Wir haben keinen
Lieben Vater im Himmel.
Sei mit dir im Reinen!
Man muß aushalten im Weltgetümmel
Auch ohne das.
Was ich Alles las
Bei gläubigen Philosophen,
Lodt keinen Hund vom Ofen.
Wär' Einer droben in Wollenhöb'n,
Und würde das Schauspiel mitanseh'n,
Wie mitleidslos, wie teuflisch wild
Thier gegen Thier und Menschenbild,
Mensch gegen Thier und Menschenbild,
Wüthet mit Zahn, mit Gift und Stahl,
Mit ausgedenkter Folterqual,
Sein Vaterherz würd' es nicht ertragen,
Mit Donnerkeilen würd' er drein schlagen,
Mit tausend heiligen Donnerwettern
Würd' er die Henkerknechte zerschmettern.“

Meint ihr, er werde in anderen Welten
Hintennach Böz und Gut vergelten,
Ein grausam hingemordetes Leben
Zur Vergütung in seinen Himmel heben?
O, wenn sie erwachten in anderen Fluren,
Die zu Tod gemarterten Kreaturen:
„Ich danke!“ würden sie sagen,
„Möcht' es nicht noch einmal wagen,
Es ist überstanden. Es ist geschehen.
Schließ' mir die Augen, mag nichts mehr sehen.
Leben ist Leben. Wo irgend Leben,
Wird es auch eine Natur wieder geben,
Und in der Natur ist kein Erbarmen,
Da werden auch wieder Menschen sein,
Die könnten wie dazumal, mich umarmen —
O leg' in's Grab mich wieder hinein!“

Wer aber lebt, muß es klar sich sagen:
Durch dies Leben sich durchzuschlagen.
Das will ein Stück Nothheit.
Böhl dir, wenn du das hast erfahren,
Und kannst dir dennoch retten und wahren
Der Seele Nothheit.
In Seelen, die das Leben aushalten
Und Mitleid üben und menschlich walten,
Mit vereinten Waffen
Wirken und schaffen,
Trop' Hohn und Spott,
Da ist Gott.“

Kritisch ist zu bemerken, daß dieses Gedicht als „Anhang“ zu einer größeren Composition bestrebt; wohl ist es Endglied einer Gedankenreihe, aber für sich zu schwer, um nur im Gefolge zu erscheinen. Im Uebrigen wird ihm um seines Geistes und seiner poetischen Größe willen die Zeit die Stelle anweisen, welche ihm allein gebührt: neben dem genannten Choralied des Sophokles und neben Goethes „Prometheus“. Diese drei Dichtungen sind wie Brüder, in den Zügen sich ähnlich, doch individuell verschieden; die Wichtigkeit des Lebens spricht das antike Choralied aus, gramvoll, gebeugten Geistes; den erhabenen Troß der Menschheit, das Gefühl ihrer urenigsten Kraft „Prometheus“; schmerzlich resignirte Erkenntniß und aus ihr fließendes ethisches Wollen das Gedicht Vischers.

In die tiefsten Probleme des Bewußtseins führen uns auch die letzten Dichtungen der „Lyrischen Gänge“. Ihr Inhalt ist eine Reproduction der griechischen Mythe, in ihrer rhythmischen Form nähern sie sich den Goethe'schen Hymnen. Doch sind sie nicht gesangartig, sondern erzählende Darstellung von Visionen. Dies, glaube ich, ist vom Standpunkt der Poesie und des Kunstwerths aus das Wesentliche ihres Charakters. Der Dichter verweilt in Griechenland, und sein Fuß betritt Stätten, der Menschheit für immer geweiht, das Land von Mykene, die Schluchten bei Delphi, den Hain von Kolonos. Da weckt ein symbolischer Vorgang in der Natur oder ihr Lusthauch und ihre landschaftliche Stimmung, ein Vorgang der Reise ihm plötzlich das ganze Erinnern an alttheilige Sage, und sein Geist verliert sich in inneres Schauen und Traum. Die Schatten des Orestes und des Oedipus wandeln vor ihm und er spricht mit ihnen; die Gestalt ihres Lebens zieht an ihm vorüber. Und zwar in der Weise und Folge der Momente, wie sie der Griffel des Aeschylus und des Sophokles zum ewigen Erbe für die Menschheit gezeichnet hat. So sind diese Dichtungen zunächst Nachdichtungen, Ausbreitung der Stimmung und des Gedankens über poetisch bereits geformten Stoff; sie nehmen zuweilen längere Stellen der griechischen Tragödie in sich auf und sie rufen zuvor mit Ehrfurcht und Scheue die Manen des Aeschylus und des Sophokles an, nachstammelndes Wort zu vergeben. Zudem man sie unter diesem Gesichtspunkte, als Reproductionen, betrachtet, ist der erste Eindruck, daß sie die Hoheit und Würde der beiden großartigsten Mythen der alten Welt rein und ungefälscht zum Ausdruck bringen. Aber sie sind doch auch mehr als Nachdichtungen. Nicht nur die epische Form veranlaßt Umgestaltung; sondern eben ihre Genesis, das visionäre Schauen, giebt ihnen einen selbständigen Charakter, macht sie zum persönlichen Erlebnis und Eigenthum des Dichters. Und es ist eben doch ein modernes Bewußtsein, ein moderner Mensch, der sich in die antike Mythe und ihren geistigen Gehalt versenkt. Gerade deshalb ist im zweiten Oedipusgesang Vischers der religiös-sittliche Gedanke des Sophokleischen „Oedipus auf Kolonos“ noch mehr herausgearbeitet als bei Sophokles selbst, das Zwiellicht menschlicher Schuld, das Ethos, die Milde auch dieser Geisterwelt pointirter noch in das Be-

wußte gerückt. Dagegen kommt für die poetische Fassung des „König Oedipus“, für die Wirrung und Lösung des Schicksalsnetzes dem antiken Kunstwerk allerdings die dramatische Form und ihre Schlagkraft zu Statten; das ruhigere Geschehen des „Oedipus auf Kolonos“ eignet sich mehr für die Wiedergabe in Wischers epischer Form. Künstlerisch scheint mir der höchste Gipfel von Wischer da erreicht zu sein, wo die Vision ihrer Natur nach als ein rascheres Bild sich vollzieht und schließt; das ist im Gesang „Mykene“ der Fall; ihn wird man als ein Kunstwerk ersten Ranges zu nehmen haben. Im „Oedipus“ aber so gedankenschwer, so süß und mild diese Dichtung ist, beeinträchtigt das complicirte Detail der Handlung den Eindruck traumartigen Schauens; und wenn das Zukunftsbild von der Größe Athens vor dem Geiste des Oedipus sich aufrollt, so giebt die Erwähnung Platons, die Namensnennung, doch zu viel historische Helle. Indessen will mein Einwand wenig bedeuten; er trifft im Grunde nur die sprödere Aufgabe; und ihre Lösung ist auf alle Fälle so hochpoetisch, die Summe von Lebenserkenntniß, die in diesen Dichtungen ruht, ist so groß, ihre Sprache von Seele so ganz durchhaucht, daß jeder Kritik die bescheidenste Geste geziemt.

Der einheitliche Zug der Conception, welcher im Gesang „Mykene“ so fühlbar hervortritt, ist auch dem Gedicht „Marathon“ zu eigen, das nach Form und Genesis den genannten griechischen Dichtungen verwandt, nur als historisches Bild eine Sonderstellung behauptet.

Angesichts solcher Kunstgebilde, wie die Prüfung der „Lyrischen Gänge“ sie ergab, dem Autor das Prädicat eines vollgiltigen Dichters zuzuerkennen, ist nichts weiter als Pflicht der Wahrheitsliebe. Es mag sein, daß der poetische Ausdruck an ein paar Stellen Mühe des Ringens verräth, daß die poetische Empfindung nicht überall auf gleicher Höhe steht. Aber das letztere ist in keiner lyrischen Sammlung der Fall und oft genug sind von Wischer die höchsten Gipfel erreicht. Seine Dichtung hat das Merkmal der Eigenthümlichkeit; menschlich und poetisch ist sie Darstellung einer Individualität. Zu den griechischen Gedichten giebt es in deutscher Literatur kaum eine Parallele; in der „Ischias“ ist die Gestaltungskraft höchst originell; eine Art von Gedankendichtung, bei welcher Erkenntnißgehalt in lyrischer Stimmung volle Metamorphose erfährt, gehört dem Autor allein an, ist auch von didaktisch-polemischer Gattung, die daneben vertreten ist, völlig getrennt. Um so individueller Züge willen, nicht nur wegen der Mannichfaltigkeit der Producte, ist es schwer, den Dichter irgend einer literarchistorischen Gruppe anzuschließen. Von aller Form abgesehen, nach seiner poetischen und geistigen Grundstimmung nimmt er eine Stelle zwischen Jean Paul und Mörike ein; in der Art des lyrischen Empfindens steht ihm letzterer am nächsten; als Humorist, wobei des „Auch Einer“ immer wieder gedacht werden muß, ist er ein Nachfolger Jean Pauls, ohne von ihm abhängig zu sein. Auch Gottfried Keller ist im engeren Sinne ein Geistesverwandter; auch an diesem

künstlerischem Schaffen erfüllt sich der Satz: Trachtet am ersten nach der Wahrheit, so wird euch die Schönheit von selber zufallen. Damit ist ein klarer Gegensatz zu Formdichtern gegeben.

Nichts Süßliches, nichts Kokett-Anempfundenes begegnet uns in den „Lyrischen Gängen“, kein Klingklang, keine Declamation; sie sind Dichtung aus der Seele und Dichtung für Männer. Was aber immer in ihrem Rahmen vereinigt ist, behauptet auch, abgesehen von der poetischen Schätzung seinen Werth; denn eins wirkt mit dem andern zusammen als Ganzes, hilft uns einen ganzen vollen Menschen überschauen, dessen Reichthum von Jahr zu Jahr als unerschöpft sich erweist. Und von welcher Seite her wir auf den Grund seines Wesens vorzubringen versuchen, auf ein ehernes Fundament sehen wir immer und überall hindurch, auf die unbedingte Lauterkeit seiner Natur. Und der gewaltige Geist der Geschichte, der unseres theuren deutschen Volkes Sein und Leben wirkt, hat auch an ihm ein Exempel aufgestellt, an dem wir inne werden und fühlen, daß wahre Größe des Geistes in traurem Bund ist mit einfacher Güte des Herzens.

Nur zögernd spreche ich diese Worte aus vor einem Manne, dessen Größe eben darin ihr Bestes und Schönstes hat, daß sie schlichte Größe ist. Aber wer thätig wirkend ein langes Leben in das Greisenalter eingetreten ist, seine Mühen und seine Entsagung zu tragen bereit: der ist ehrwürdig genug, vom Kranze, den er sich verdiente, grüne Zweige mit Augen zu schauen. Ist doch auch das Alter selbst wie eine stille und lustreine Höhe; der Sturm der Leidenschaften liegt zu Füßen des Bergs und Streit und Lob der Menschen klingt aus der Tiefe kaum mehr heran. Aber da ich dieses Umstands noch einmal erwähnt habe; und da in einzelnen Dichtungen Vischers des Looses aller Zeitlichkeit auch in Beziehung auf ihn selber gedacht ist, nicht als ob den muthigen Geist dieser Ausblick beklemmte, sondern so, daß er uns die Trauer erweckt: so bleibt für mich, der ich den Eindruck seines Werkes zu schildern gewagt habe, nur übrig, die gewisse Hoffnung auszusprechen, daß er Nachtigallenschlag und Anselruf noch oftmals höre, daß er festgegründet noch lange stehe, ein Mann, gleich einem Fels inmitten der fluthenden Zeit.





Ein Roman für Erwachsene von einem jungen Mädchen.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Die Jugend von heut ist nicht sehr ansprechend; sie gleicht einem altklugen Kinde und ist unheimlich, weil unnatürlich, (Emil Marriot: Die Familie Gartenberg. S. 140.)



Neulich hörte ich, wie ein vierjähriges kleines Mädchen ihrem siebenjährigen Bruder, der sie eben geärgert hatte, mit dem Ausdruck der tiefsten Entrüstung zurief: „So etwas ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen!“ Ich kann nicht schildern, wie komisch und reizend dieser gar nicht ungewöhnliche Ausruf aus dem Munde des kleinen Lockentopfes klang. Vier Jahre! Und Das spricht von seinem ganzen Leben!

Eine ähnliche Empfindung wie als Zeuge dieser Kinderscene habe ich als Leser des Buches: „Die Familie Gartenberg, Roman aus dem Wiener Leben“ von Emil Marriot*), gehabt. Emil Marriot ist ein Pseudonym, hinter dem sich ein junges Mädchen versteckt. Dies Geheimniß braucht nicht mehr verrathen zu werden, und es ist keine Indiscretion, das Geschlecht und das Alter des Autors hier anzugeben, da dies in sämtlichen dem neuen Roman angehängten „Stimmen der Presse“ über ein früheres Werk Emil Marriots mit besonderer Absichtlichkeit betont wird. Es würde übrigens auch schwer gewesen sein, die Wahrheit zu verbergen. Denn daß dieses durchaus junge und durchaus mädchenhafte Werk von einem alten Griesgram herrühren könnte, würde wohl Niemand auch nur einen Augenblick haben annehmen können.

Ich mache nun kein Geheim daraus, daß ich mich mit jungen Mädchen

*) Berlin, F. u. P. Lehmann. 1883.

gern unterhalte, namentlich, wenn sie klug und mittheilhaft sind. Es gewährt mir ein ganz besonderes Behagen, wenn ich sie philosophiren höre, wenn sie mit Ernst und Ueberzeugung von ihren Beobachtungen und Erfahrungen sprechen. Mich wandelt dann zwar oft die Lust an, den unterhaltenden Vortrag mit irgend einer schönen Bemerkung zu unterbrechen, und ich besitze nicht immer die Selbstüberwindung, diesem Reize zu widerstehen und die Sprecherin nicht durch einen unerwarteten Einwurf aus dem Concept zu bringen; aber ich habe es bisher immer bedauert, weil ich dadurch gewöhnlich um die Fortsetzung gekommen bin. Diesmal ist mir, ohne daß ich mir einen Zwang hätte aufzuerlegen brauchen, die ungetrübte Freude beschieden worden, alles zu vernehmen, was ein junges Mädchen auf dem Herzen hatte. In einem Zuge erzählt uns E. Marriot die Geschichte der Familie Hartenberg; und sie benutzt den Anlaß, um ihre Ansichten über die Grundpfeiler des gesellschaftlichen Baues, über Ehe, Familie und dergleichen Kleinigkeiten uns anzuvertrauen, mit jener richtigen, heiteren Bestimmtheit, die jeden Widerspruch ausschließt, und mit jener muntern Schnelligkeit des Wortes, die uns als eine berechtigte Eigenthümlichkeit der Jugend so freundlich berührt. Während des Lesens dieser Geschichte ist das Lächeln nicht von meinem Gesichte gewichen — nicht das böshafte „sarkastische Lächeln“, das auf jeder dritten Seite dieses Romans um den scharfgeschnittenen Mund irgend eines der modernen Verkümmelinge spielt, sondern ein ganz gewöhnliches freundliches wohlwollendes Lächeln, — der Ausdruck einer behaglichen Stimmung; und je toller es in dem Roman zuring, desto behaglicher wurde es mir.

Was aufrichtig und echt ist, erfreut immer, und dieser Roman ist das echte Werk eines jungen Mädchens, das die ihm zugänglichen Seiten aus den kleineren Schriften Schopenhauers ganz genau kennt, das für Griesbachs erotische Dichtungen schwärmt und von Vacano als „ein wildstürmischer dichterischer Lebensfrühling“ in überschwänglicher Weise gefeiert wird. Ein kluges, nachdenkliches Mädchen, das mancherlei mit frühreifen Augen richtig beobachtet, mancherlei, was ihm bis zur Stunde hat verborgen bleiben müssen, instinctiv ahnt, mit selbständiger Kritik viel gelesen hat und mit der Sicherheit der Unreife alles sagt, was es sagen will.

Hören wir die Geschichte. Sie ist einfach. Sie spielt sich zwischen sehr wenigen Personen ab. Episoden sind fast gänzlich ausgeschlossen. Von der sogenannten Spannung ist nahezu vollständig Abstand genommen. Es ist eine schlichte, unerquickliche Geschichte. Daß Emil Zola als unjüchtbarer Berather neben dem Schreibtisch der jugendlichen Verfasserin gestanden, wird Jedem einleuchten, der auch nur wenige Seiten dieses Romans gelesen hat. Die Zeiten des idealisirenden Romans haben wir ja glücklich überwunden. Die Hauptfiguren sind nicht mehr die schönen thatkräftigen Helden von ehemals; wir sind jetzt bekanntlich Realisten, und wenn wir von einem Helden sagen, daß er eine schöne Nase besitzt, so müssen wir, um das glaubhaft zu machen, hinzufügen, daß der Held in diesem Augenblicke gerade an

einem starken Schnupfen leidet, der die Nase in unförmlicher Weise aufstreift, abgesehen davon, daß durch den häufigen Gebrauch des Taschentuches die Haut an der Spitze abgeschürft ist. Wenn wir das gelesen haben, glauben wir allerdings daran, daß die Nase in normalem Zustande ganz schön sein kann.

Die Familie Gartenberg, die in einem vertrießlichen alten Wiener Hause ungemüthlich zusammenwohnt, besteht aus lauter recht gründlich unangenehmen Persönlichkeiten. Das Haupt der Familie, der alte Gartenberg, ist ein widerwärtiger Greis. Das Alter, das gewöhnlich befänstigt und milde stimmt, hat ihn nur noch mürrischer gemacht. Er zankt über Alles und Jedes. Alle, die in seiner Umgebung sind, haben unter diesem verstimmennden, unangenehmen Herrn zu leiden. Seine gute Frau hat er zum Glück begraben, denn er hat sie Zeitlebens schlecht behandelt. Als Kaufmann hat er so thöricht gewirthschaftet, daß er sich von seinem kaufmännisch tüchtigeren Sohn aus dem Geschäft hat herausdrängen lassen müssen. Außerdem ist er noch ein Schwerenöthler. Er gehört, wie die Verfasserin uns sagt, „zu jener Klasse alter Herren, welche unter der Maske des Väterlichen immer Gelegenheit finden, junge Damen zu lieblosen“. Mit einem Worte: der alte Herr Gartenberg ist, um einen Ausdruck zu gebrauchen, der dem Norddeutschen bei der Besprechung dieses Romans aus dem Wiener Leben nicht verwehrt werden mag, ein „lieber Schneck“. Wie sich's gebührt, erfreut sich der brave Familienvater auch des allergeringsten Grades kindlichen Respectes. Von kindlicher Liebe ist auch nicht im Entferntesten die Rede.

Der Sohn, Alphons, ein abgearbeiteter, nervöser junger Mann, weiß ganz genau, daß er die Seele des Ganzen ist, und bei jedem Anlaß zeigt er seinem Vater gegenüber in einer Weise, die diesen nicht sehr freundlich berühren kann, seine völlige Ueberlegenheit. Er verbittet sich jede Einsprache in das, was er thut und läßt; und als sein Vater sich einmal herausnimmt, ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß Alphons eine kostspielige Maitresse unterhält, wirft ihm der liebevolle Sohn in gar nicht mißzuverstehenden Worten vor, daß der Vater nicht das Recht habe, mitzureden, da er Almosen von ihm empfangt. Alphons behauptet, daß er zu seiner Maitressenwirthschaft vollkommen berechtigt sei, und es gelingt ihm in der That, den Vater von der Richtigkeit seiner Beweisführung zu überzeugen: „der Alte machte sich hinterher im Geheimen Vorwürfe, solchen Mißklang zwischen ihm und seinem Sohne heraufbeschworen zu haben“.

Die älteste Tochter des Hauses, Emma, eine leibende, gelblich magere Frau, ist an einen langweiligen, über das Ausbleiben der Mitgift enttäuschten Mann, Namens Leberecht, mit einer unangenehmen, wie Blech klappernden Stimme, vermählt worden. Diese leidige, widerwärtige Person spielt in dem Romane nur eine unbedeutende Rolle.

Im Vordergrund desselben, neben Alphons, steht die jüngere Schwester,

Stephanie, ein eitles, gnußsüchtiges, verwöhntes und in dieser unerfreulichen Mitte selbstverständlich bis zum Tode gelangweiltes, unbefriedigtes, gähndes Geschöpf. Hier hat die Verfasserin dem Geschmade des Publikums in Beziehung auf die Neukerlichkeit ein Zugeständniß gemacht: Stephanie ist sehr schön. Die Verfasserin behauptet es, und wir müssen ihr natürlich glauben. Aber es wird mir schwer, nach den gegebenen Andeutungen mich von dem Vorhandensein dieser Schönheit zu überzeugen. Stephanie hat dunkelrothes Haar — das kann ich mir sehr schön denken; aber sie hat, wie auf Seite 55 zu lesen ist, „perlmuttergleichen Teint“, und das kann ich mir gar nicht schön denken. Eine Hautfarbe mit Fettglanz, die in Rosa und Grün und Hellblau schimmert — für Spielmarken und Hemdenknöpfe ist es ganz hübsch, aber auf den Wangen einer Jungfrau sehe ich lieber andere Töne und ein anderes Farbenspiel. Stephanie besitzt unzweifelhaft die lebhaftesten Sympathien der Verfasserin. Sie ist, oder vielmehr sie soll sein das wahre Mädchen aus dem Mittelstande, das unter unglücklichen Verhältnissen verwahrlost und unter dem Einfluß einer traurigen, freudlosen Umgebung zu Grunde geht. Sie hat, so versichert wiederum die Verfasserin, ein „größeres Herz“ als die Meisten ihres Geschlechtes. Ja, was man so ein „größeres Herz“ zu nennen pflegt! In Wahrheit erscheint mir diese Stephanie als ein ganz abentheuerliches Frauenzimmer. Sie ist faul, räfelt sich den ganzen Tag auf ihrem Sopha herum, raucht Cigaretten, hat keine Spur von kindlichem Sinn, ein ziemlich mattes geschwisterliches Gefühl für ihren Bruder, eine unverschämte Weltverachtung, zu der sie in ihrer geistigen Dürftigkeit durch nichts berechtigt ist, und fühlt sich, wie alle hübschen und trägen Mittelmäßigkeiten, mißverstanden und verkannt. Der gemeine Reiz, daß es reicheren Frauen besser ergeht, die sich mit kostbaren Kleidern schmücken können, nagt an diesem vielleicht „größeren“, aber sicherlich ganz öden Herzen. Kurzum, diese Stephanie ist eine Verkörperung der allerunangenehmsten Weiber, die unfertig und zugleich blasirt und abgelebt, bevor sie flügge geworden sind. Sie entwickelt sich denn auch ganz folgerichtig in dem weiteren Verlauf der Geschichte.

In demselben Hause lebt noch eine Verwandte, Marianne, die die häuslichen Geschäfte erledigt und Alphons unglücklich liebt; und zu Beginn der Geschichte kommt noch ein anderes weibliches Wesen hinzu: Olga, die blutjunge Wittwe eines nahen Anverwandten.

Die eigentliche Handlung ist nun ungemein einfach. Ein Freund von Alphons, Oskar Sturmfeldt, kehrt nach längerer Abwesenheit nach Wien zurück, sucht seinen Jugendfreund auf und ist von der Schönheit und dem eigenthümlichen Wesen Stephanies ganz geblendet. Stephanie hat den lebhaften Wunsch, sich zu verheirathen; aber Sturmfeldt hat nicht Geld genug, und sie behandelt ihn deswegen zunächst herzlich schlecht. Eines Abends begiebt sich die Gesellschaft in den Circus. Sturmfeldt gewahrt in einer Loge einen seiner Bekannten, den er begrüßen muß, einen hageren, vornehm aussehenden,

aber durchaus nicht schönen Aristokraten, den Baron Fernhorst, Kämmerer und Mitglied des Reichsrathes. Stephanie sieht diesen vornehmen und reichen Mann mit ganz andern Augen an als den unscheinbaren Sturmfeldt, und auch der Baron Fernhorst bemerkt die dunkelrothen Haare und den Perlmutterteint Stephanies. Er bittet seinen Freund, ihn der jungen Dame vorzustellen, und folgt ihm in die Gartenberg'sche Loge. Da entspinnt sich sehr bald zwischen den Beiden ein Gespräch. Stephanie äußert dabei, daß sie mit Vorliebe in den Nachmittagsstunden zwischen zwei und vier Uhr in dem einsamen Augarten spazieren gehe; das ist außerordentlich deutlich, und der Baron merkt es sich natürlich. Richtig, bei einem ihrer nächsten Spaziergänge trifft sie mit ihm zusammen. Er macht ihr nach allen Regeln den Hof und schenkt ihr einen Hund. Der Hund wird zum Verräther; denn Sturmfeldt sagt, als er den kleinen Köter sieht, er sehe genau so aus, wie ein Hund der Baronin Fernhorst. Also verheirathet! Und das hatte der Baron verschwiegen! Stephanie ist außer sich. Sie geht nicht mehr in den Augarten, sie beantwortet keinen der dringenden Briefe, sie benimmt sich mit einem Worte jetzt ziemlich correct.

Aber wie der Zufall spielt! — Eines Tages, als die Familie einen gemeinsamen Spaziergang unternimmt, trifft sie mit dem Baron, der Baronin und der ganzen Hundegesellschaft, die die kinderlose Baronin um sich zu vereinigen pflegt, zusammen; es gelingt dem Baron, mit Stephanie eine längere Auseinandersetzung zu haben. Sie macht ihm bittere Vorwürfe; er antwortet, daß er nie daran habe denken können, sie zu heirathen, das sei aber auch nicht nöthig; sie könne ja auch so an seiner Seite recht glücklich leben; sie werde im Ueberflusse schwelgen u. Stephanie ist über dieses Anerbieten höchlich entrüstet, aber sie läßt es sich doch gesagt sein. Sie nimmt die Einladung der Baronin an und geht unter dem Vorwande, die Baronin zu besuchen, sehr häufig und sehr lange aus. Eines schönen Tages kommt sie mit der unerwarteten Mittheilung, daß die Baronin sie auf ihr Gut in Steiermark eingeladen habe. Eine kostbare Reiseausstattung wird in's Haus gebracht, Stephanie reist ab und bleibt einige Monate vom Hause entfernt.

Inzwischen hat der liebe Alphons bemerkt, daß Olga, die kleine Wittwe seines verstorbenen Vaters, eine sehr hübsche, begehrenswerthe junge Frau ist, und er hat ihr ganz unzweideutige Anträge gemacht. Olga weist dieselben ebenfalls mit jener Entrüstung zurück, die Stephanies größeres Herz erfüllt hatte. Aber wie die Sachen gehen! Im Hause wird es immer langweiliger, Marianne und Emma ärgern die kleine Olga, und eines schönen Tages verläßt Olga die ungemüthliche Behausung der Gartenbergs und bezieht eine lustige, freundliche Cocottenwohnung, für deren Ausstattung der gute Alphons Sorge getragen hat. Sie zieht sich als Türkin an, raucht Cigaretten, ist unzüchtig und treufidel.

Nun kehrt Stephanie heim — vom Lande wollen wir einmal sagen. Aber „wie anders war Dir's, Gretchen, als Du noch . . .“ Für den Leser

unterliegt es keinem Zweifel, daß sie nicht als Unschuld vom Lande heimkehrt; und richtig, im steirischen Lande, im Lande der Zöbler, ist es lustig hergegangen mit dem Baron Fernhorst!

„Das war ein Gefos' und ein Gesched,
Da ist denn auch das Blümchen weg!“

Und nun verliebt sich Stephanie zu allem Unheil ernsthaft in Sturmsfeldt, was sie vorher ungleich bequemer hätte haben können. Sie verliebt sich nicht nur in ihn, sie verlobt sich sogar mit ihm, ohne der steirischen Episode mit einem Worte zu gedenken. Sturmsfeldt aber ist, wie man sich erinnert, Hausfreund beim Baron Fernhorst, und die Baronin, die sonst eine recht gute Frau ist, glaubt ihre Pflicht zu thun, wenn sie Sturmsfeldt die unangenehme Wahrheit mittheilt, um ihn rechtzeitig zu warnen. Sturmsfeldt ist von dieser plötzlichen und gewaltsamen Offenbarung wie niedergeschmettert. Er schreibt in einem herzzerreißenden Briefe an Stephanie, daß er ihr vergebe, daß er sie aber nicht heirathen könne. Inzwischen hat sich auch Alphons mit der lieben Olga, die sich mit unglaublicher Schnelligkeit von einer anständigen Frau zu einer Cocotte gewöhnlichster Art entwickelt hat, gezankt und mit ihr gebrochen. Gleichzeitig erkrankt der alte Hartenberg heftig und lebensgefährlich. Eine gute und dramatische Scene spielt sich ab in dem Zimmer neben dem Sterbezimmer; die Schwester beichtet dem Bruder das steirische Geheimniß ihres Lebens. Stephanie verläßt noch an demselben Abend das elterliche Haus unter dem Vorwande, bei ihrer verheiratheten Schwester die Nacht zuzubringen; sie geht auf den Kirchhof und erschießt sich auf dem Grabe ihrer Mutter. Ein Wachmann bringt die traurige Mittheilung nach Hause; der alte Hartenberg vernimmt sie gerade noch und haucht wenige Minuten darauf sein Leben aus. Beim Begräbniß geloben sich Sturmsfeldt und Alphons treue Freundschaft, und Olga, die sich hinter einem Gesträuch versteckt hielt, verspricht, sich zu bessern.

Das ist also die Geschichte der Hartenbergs, die Emil Marriot mit jener Leichtigkeit des Ausdrucks, die uns bei vielen österreichischen Schriftstellern angenehm auffällt, anschaulich und anspruchslos erzählt. Diese Geschichte ist ein bißchen stark, wie man sieht. Ein Mädchen, das zu den anständigen gerechnet wird, das sich ohne alle Leidenschaft, ohne alle Liebe, leblich, weil es sich langweilt, in seiner Häuslichkeit nicht wohl fühlt und schöne Kleider tragen will, also aus dem verwerflichsten Grunde, weil es bezahlt wird, einem uninteressanten Manne hingibt; ein junger Mann, der aus seiner Familie heraus sich seine Geliebte nimmt und seinem Vater gegenüber die Berechtigung dieser Handlung vertheidigt — es ist nicht gerade Zuckerwasser, das uns die Verfasserin reicht. Und wir können bei der ganzen Art des Vortrags niemals vergessen, daß uns das alles von einer jungen gebildeten Dame erzählt wird. „Ah, sapristi! est-ce qu'elles sont toutes comme ça, les rosieres d'Argenteuil?“ sagt der brave Bouchencoeur.

Der Grundgedanke, der sich durch das Ganze zieht, wird von Stephanie in dem Augenblicke ihrer größten Verzweiflung ausgesprochen: „Kein schlimmerer Fluch kann dem Menschen werden, als ein häßliches Familienleben“, sagt sie. „Dieser Bank und Haber, diese Disharmonie und Unzufriedenheit, welche zwischen unsern unglücklichen vier Wänden herrschen, waren die Treppe, welche mich in mein Verderben führte.“ Dieser Treppentwiz der Unsittheit ist gar nicht übel. Es steht dieser Stephanie in der That sehr wohl an, ihre Umgebung zu beschuldigen und sich über die Ungemüthlichkeit ihrer Familie zu beklagen. Als ob sie nicht vor allem dazu beigetragen hätte, die Familie zu einer ungemüthlichen zu machen! Als ob nicht gerade sie das Mittel in der Hand gehabt hätte, das Uebel, über das sie sich beklagt, zu mildern und vielleicht ganz auszurotten! Freilich hätte sie dann Verständniß besitzen müssen für die erste Aufgabe eines jungen Mädchens: Lust und Sonnenschein in's Haus zu bringen. Aber Das stiehlt dem lieben Gott in unverantwortlicher Weise den Tag ab, streckt sich auf's Lotterbett, raucht Cigarretten, liest Bücher, die es halb versteht, belügt die Seinigen, gibt sich aus Puffsucht und poesieloser Sinnlichkeit dem ersten besten hergelaufenen Menschen hin, der dafür genügend bezahlt, belügt und betrügt einen anständigen Mann, dessen Lebensglück durch diese Lüge vernichtet wird, habert dann mit der Welt und dem Schicksale und erhebt sich, anstatt unter der Last der Schuld zusammenzubrechen, als Ankläger gegen die Familie! Man braucht nur die Thatfachen zu verzeichnen, des Aufwandes von sittlicher Entrüstung bedarf es nicht. Stephanie ist ein unerfahrenes Mädchen, sie weiß nicht, was sie thut; und deshalb soll ihr auch nach einem der tiefsten und mildesten Worte der Schrift vergeben werden.

Wie in diesem Grundgedanken und wie in dieser Hauptfigur, so zeigt der Roman in allen wesentlichen Einzelheiten seinen weiblichen und jugendlichen Ursprung. Diese Bestimmtheit des Urtheils, bei dem es kein Besinnen, kein Schwanken giebt, dieser Drang, eine gelegentliche Beobachtung zu einer allgemein gültigen Sentenz zu verallgemeinern, diese Vorliebe für Aphorismen, die so klingen als ob sie irgend etwas wären, bei genauerer Prüfung sich aber nur darstellen als „Worte, nichts als Worte,“ diese holde Unbefangtheit des Unkundigen, diese Naivetät in der Schilderung von Verhältnissen, die ein junges Mädchen nicht kennen kann, dieser Hang zu übertreiben und da, wo ein kräftiger Anschlag erwünscht wäre, zu pauken, — Alles das ist eminent jugendlich und mädchenhaft, und man müßte ein griesgrämiger Gesell sein, um das nicht liebenswürdig zu finden.

Die zahlreichen Aphorismen, die die Verfasserin als objectiver Erzähler ausspricht oder den handelnden Personen in den Mund legt, erinnern mich lebhaft an den Ausspruch einer jungen Dame, welche mir einst auf einem Ball, während sie ein Stück Vortz aß, mit lächelnder Bestimmtheit, die gar keinen Einwand aufkommen ließ, sagte: „Aus der nachchristlichen Zeit mache

ich mir nicht viel.“ Ich hatte darauf nur das gerade damals geflügelte Wort zu erwidern: „Sie haben ja so recht!“ Aehnlich heißt es in diesem neuen Roman: „Ich stelle die Frau nicht allzu hoch.“ „Ich hasse das Familienleben. Nur in den Büchern geschilbert, nimmt es sich schön aus.“ „Langeweile ist der Grundton selbst des besten Familienlebens.“ „Fassen Sie doch die Ehe nicht so gewichtig auf!“ „Das elende Leben des armen Mannes bietet ihm nur zwei Genüsse: den Brantwein und die Liebe.“ Sehr wahr! —

„Der Brantwein, der Brantwein
Und die verfluchte Li-a-be!“ —

wie es in dem schönen Liebe heißt.

Für die Neigung der Verfasserin, eine hier oder da gemachte Wahrnehmung zu einer schlechtthin gültigen Wahrheit zu verallgemeinern, mag hier nur ein Satz angeführt werden. Das zweite Kapitel beginnt so: „Bei der Familie Hartenberg sah es am Abend genau so aus, wie bei allen Familienwenn das Souper vorüber ist. Man weiß nicht recht, was man thun soll, man spricht, schweigt, gähnt, sieht auf die Uhr, wundert sich, daß es nicht später ist — und freut sich im Stillen auf die nächtliche Ruhe.“ Also genau so sieht es bei allen, oder wie ich lieber sagen würde, in allen Familien aus, wenn das Abendessen abgetragen ist! In allen Familien, ohne irgend eine Ausnahme! —

Eine junge Dame braucht Sachen, die sich nur unter Männern abspielen können, nicht zu kennen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie bei der Besprechung derartiger Verhältnisse nicht ganz sachgemäß verfahren kann. Zum Beweise dafür braucht hier nur der Brief erwähnt zu werden, mit dem Baron Fernhorst die Herausforderung zum Zweikampf beantwortet. Das ist ein Beispiel; es könnten mehrere angeführt werden. Junge Damen, die Romane schreiben, müssen sich immer mehr oder minder zur Auffassung jenes Kritikers bekennen, der grundsätzlich die Bücher, die er recensirte, nicht las, weil ihm sonst die Unbefangenheit des Urtheils geraubt wurde.

Auch für die jugendliche Lebhaftigkeit mögen hier einige Belegstellen angeführt werden. Auf Seite 94 erweist sich Olga als Parterrefunktionärin: „Sie schleuderte den Hut weg und den zierlichen Sonnenschirm, warf sich auf den Boden hin und weinte und schluchzte wie ein verzogenes, getränktes Kind.“ Auf Seite 101 vergißt sich Marianne so weit, daß sie eines geringfügigen Wortwechsels halber Olga einen Kamm in's Gesicht wirft. Außerordentlich lebhaft ist auch der Austritt im Salon der Baronin, die dem unglücklichen Sturmselbst mittheilt, daß seine Braut, Stephanie, in Steiermark das eheliche Verhältniß discontirt hat. Da heißt es: „Ein rauher Schrei brach von den Lippen des jungen Mannes. Er sprang in die Höhe und stieß den Stuhl mit dem Fuß fort. Der Stuhl fiel polternd zu Boden. Vom Schlaf aufgeschreckt, sprang der Mops vom Sopha herab und fuhr laut bellend auf Sturmselbst los. Dieser versetzte dem Thier einen Fußtritt,

daß der Hund aufheulend davonhinkte und Schuß bei seiner Herrin suchte.“ Das ist in wenigen Zeilen ein bißchen viel Geräusch und Bewegung: erst schreit Sturmfeldt, dann springt er, dann stößt er; dann poltert der Stuhl, dann springt der Mops, dann bellt der Mops, dann stößt Sturmfeldt, dann heult der Mops. Ueberhaupt hat Sturmfeldt es auf die Stühle abgesehen. In derselben Situation und in demselben Salon, in dem er eben einen Stuhl umgestoßen hat, „ergreift er (S. 187) die Lehne des nächsten Stuhls und umklammert sie so wüthend, daß sie in Stücke geht.“

Stephanie hat wieder eine andere Vorliebe. Das fünfte Kapitel schließt mit den Worten: „Stephanie warf sich aufs Sopha und zerraupte sich das Haar;“ das dreizehnte schließt so: „Stephanie ging auf ihr Zimmer, warf sich auf den Boden hin und zerraupte sich das Haar.“

Trotz aller der Ausstellungen, die ich gemacht, trotz dieser Uebertreibungen und Unkenntnisse der rührenden Jugendlichkeit hat mich das Buch doch im Großen und Ganzen gefesselt. Es steckt Talent darin. Es ist einfach und recht gut componirt. Einige Scenen, wie das Lauschen Mariannes an der Thür, während Alphons Olga sehr unehrerbietige Anträge macht, wie das Geständniß Stephanies vor Alphons, während der alte Hartenberg im Nebenzimmer sein Nestchen Leben verzehrt, bekunden eine nicht gewöhnliche Erfindungsgabe. Die Verfasserin besitzt zudem ein gutes Auge für das, was auf der Oberfläche ist, wenn auch ihr Blick nicht in die Tiefe dringt. Und menschlich sollte sie recht vergnügt sein, daß sie nicht die Reise der George Sand und George Eliot besitzt; denn um welche Opfer an Jugend und Lebensfrische und Lebensfreudigkeit müßte diese Reise erkaufte werden! Es steht ihr ein leichter und natürlicher Ausdruck zu Gebote, der wohl der Schulung noch bedürfte, der sich aber oft in seiner Ungezwungenheit recht anmuthig gibt. Es wimmelt allerdings in diesem Roman von Auftriacismen; aber das sind ja Kleinigkeiten, die kaum in Betracht kommen. Einzelnes ist vortrefflich gesagt. Man kann das Gefühl, von dem Alphons befallen wird, als Stephanie mit ihrem Geständniß beginnt, als er die peinliche Wahrheit ahnt, aber noch nicht recht begreifen kann und begreifen will, nicht besser ausdrücken, als es Emil Marriot mit den Worten thut: „Was hast Du begangen?“ wiederholte er, von einem erkältenden Unbehagen erfaßt. „Erkältendes Unbehagen ist gut,“ würde Polonius sagen. Auch der Selbstmord Stephanies, und was darauf folgt, ist knapp und gut geschildert: „Sie kniete nieder und spannte den Hahn der Pistole. Muth! Muth!“ sprach sie von Schauer geschüttelt, „es ist ja bald geschehen.“ Die Regentropfen fielen dichter und dichter und durchnäßten das Kleid der auf dem Rasen hingestreckten Gestalt. Die aber fühlte die Nässe und Kälte nicht mehr. Sie lag auf dem Rücken, das Auge blickte starr und weitgeöffnet zum Himmel auf, die linke Hand hatte sie im Grase vergraben, und die rechte umschloß krampfhaft die kleine Pistole. Es war geschehen.“

Freilich, wenn sich die Verfasserin von der Schilderung des Thatäch-

lichen und Augenscheinlichen zur Schilderung des Psychologischen versteigt, wenn sie ihre Weltanschauung niederlegt und ihre Weisheit uns verkündet, so sieht es weniger erfreulich aus. Die Welt der Familie Gartenberg ist die bekannte denkbar schlechteste, über die man seit den Tagen des verstorbenen Hiob die klügsten Leute beständig hat klagen hören, und so wie sie sich darstellt in der Phantasie eines jungen, begabten und mit Mancherlei unzufriedenen Mädchens. Da soll man nicht schulmeisterliche Mahnungen vernehmen lassen, man soll vielmehr mit dem heitern und menschenfreundlichen Goethe sagen:

„Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet,
Es giebt zuletzt doch noch 'n Wein.“

„Die Kleine ist nicht übel“, sagt die Baronin einmal. „Sie belustigt mich mit ihrem Pessimismus und ihrer Menschenverachtung.“ Ich kann für die Empfindung, die mir die Verfasserin der „Familie Gartenberg“ eingeflößt hat, keinen zutreffenderen Ausdruck finden.





Illustrierte Bibliographie.



Kinderlust. Von Walter Crane. Leipzig, N. Tietmeyer.

Wir Deutschen müssen immer etwas nachzuahmen haben. Und immer muß die Mode aus dem Auslande eingeschleppt sein. So hat Kate Greenaway in Deutschland einen ganz unerhörten Erfolg gefunden, wie wohl keiner selbst unserer beliebtesten einheimischen Meister. Es mag zwei Jahre her sein, da tauchten ihre Kinderbücher in Deutschland zuerst häufiger auf, und bald waren sie in Aller Händen. Das war in gewissem Sinne verdient, denn ihre Zeichnungen waren in der That sehr hübsch, anmuthig und liebenswürdig, und ihre Geziertheit erhöhte eigentlich ihren Reiz, indem er ihren immerhin anspruchlosen Gegenständen einen Anflug von Laune zu geben schien. — So weit war die Sache ja gut. Nun aber regte sich im Deutschen der Missetrieb oder auch nur der Neid auf diese Beliebtheit, und es wurden Nachahmungen gefertigt. Es ist beschämend, aber es ist wahr, daß Zeichner von Ruf und von wirklichem Talent dieser beiden Eigenschaften, die doch auch eine Verpflichtung sind, und unsrer allgemeinen Ehre so weit vergaßen, um die neue Mode in einer Weise auszunützen, die mit einem Plagiate eine ganz verzweifelte Mähnlichkeit hatte. Noch heute werden solche Bücher aufgelegt. Und doch fehlt ihnen in Deutschland jegliche Voraussetzung. Unsre Kinder wachsen in Deutschland, Gott sei Dank, ganz anders auf, als die Babies drüben über dem Canal, und unsere Landschaft, unsere Geselligkeit, eine jegliche Erscheinung unseres Lebens bis herunter auf die Tracht stellt sich ganz anders dar als die entsprechende in England. Man braucht sich nur des ersten Eindrucks zu erinnern, den man von den Bilderbüchern Kate Greenaways empfangen hat: er war durchaus fremdartig. Niemand hatte bisher kleine Jungen mit so tollen Hüten oder kleine Mädchen mit so melancholischen Kleidchen gesehen: es war der reine Carneval. Und es war doch gelinde gesagt, Thorheit und überflüssig, diesen Carneval in Deutschland erst nachzuschaffen. Daß man die wirklichen Greenaway-Bücher sich aneignete, war ja etwas ganz anderes: sie waren einmal da, sie waren hübsch, und an ihnen vorüber zu gehen, wäre eine Einseitigkeit gewesen.

Die Himmlischen allein wissen, wie lange diese Mode noch anhalten wird. Vor der Hand scheint sie noch nicht im Schwinden begriffen zu sein: denn Alles, was man in den Schaufenstern unserer Buchhändler von neuen Kinderdrucken erblickt, sieht ganz

so aus, als müßte es eigentlich mit dem Namen Kate Greenaway abgestempelt sein. Vielleicht wird diese Erscheinung durch den Aufschwung begünstigt, den der Farbendruck gerade jetzt und gerade in Deutschland gewonnen — bekanntlich nehmen wir in diesem Felde unbestritten die erste Stellung ein, und England bezieht, wenn es wirklich gute Drücke haben will, dieselben aus Deutschland. Jedenfalls ist diese ganze Richtung vorwiegend auf den Farbendruck angewiesen.

Da wir uns nun einmal Kate Greenaway herübergeholt haben, war es nur natürlich, daß der Blick auf dem englischen Büchermarkte haften blieb, um zu sehen,



Kinderlust. (Verlag von A. Twietmeyer in Leipzig.)

ob sich nicht ein ähnliches hoffnungsvolles Talent da zeige. In Folge dessen sind deren wohl mehrere bei uns eingeführt worden: eines der ansprechendsten darunter ist Walter Crane, den wir heute unsern Lesern vorstellen. Der Verleger, der die Bearbeitung und den Vertrieb seiner Schöpfungen in Deutschland erworben hat, ist A. Twietmeyer in Leipzig. Die Proben, die wir in dieser Nummer geben, sind einem Heftchen entnommen, das in der deutschen Ausgabe den Namen Kinderlust führt. Sie zeigen einen Künstler, dessen Schaffensweise im Grunde der Kate Greenaways nahe verwandt ist, der aber äußerlich einigermaßen verschiedene Mittel anwendet. Er bildet nicht jene symmetrischen Gruppen, er zeichnet sehr viel naturgetreuer, und er stellt die todte Umgebung vor Allem nicht in jener gewissermaßen praeraportistischen Stilisierung dar. Es geschieht nicht ohne Absicht, daß ich diesen Aus-

druck aus der Sprache der Kunsthistoriker wähle. Auf den ersten Blick erkennt man, daß Vieles in der Manier aller dieser Kinderbücher mit jener krankhaften Richtung verwandt ist, die gegenwärtig einen so großen Theil der englischen Gesellschaft widerwärtig und lächerlich macht, mit dem aestheticism, mit dem too-too-Unwesen, das den dankbarsten, unerschöpflichen Stoff für die Zerrbilder des genialen Maurier hergiebt. Auch Walter Crane verräth, daß er davon angekränkt ist, obwohl dieser Zug bei ihm nicht so hervortritt. Wenigstens nicht in diesem Buche. Hier zeichnet er nur in anmuthigen Gruppen sehr hübsche Kinder, die allerdings auch alle den Eindruck machen, als wären sie verkleidet, als zierten sie sich ein wenig und nähmen sich sehr in Acht, damit nicht die kaum gebändigte Natur durch Grad und Robe durchbräche. Man kann diese muster-



Kinderlust. (Verlag von A. Zwickmeyer in Leipzig.)

hafte Artigkeit nicht recht ernst nehmen. Aber gerade dieses Gefühl hat etwas Befreiendes, und Cranes Gestalten entgehen so dem Schicksal jener unausstehlichen Tugenden in den moralischen Büchern — der abstoßenden Langweiligkeit. Man kann sich dieser artigen Kinder freuen, ohne sie zu bemitleiden. Und sie sind sehr hübsch: schöne Köpfe auf zierlichen Figürchen. Sie und da sieht man, daß der Zeichner seine Kunst doch nicht ganz beherrscht; dafür hat er aber ein Selbstvertrauen, eine sichere Flottheit im Striche, die mit den kleinen Fehlern in der Zeichnungen ausföhnen. — Die Bilder werden von Verschen begleitet, die freilich nicht Dichtungen ersten Ranges sind, die aber ihrem Zwecke, den betrachtenden Kindern vorgelesen zu werden, wohl entsprechen mögen.

Im selben Verlage sind noch einige andere Arbeiten desselben Künstlers erschienen. Die eine, König Glückskind, ist eine Art von Allegorie auf die zwölf Monate; und sie ist die einzige, deren Einbürgerung wir mit Kopfschütteln begrüßen müssen. Das Buch ist zu englisch. Diese Verkörperungen der einzelnen Monate entsprechen unserer eignen Lebensweise durchaus nicht; Gestalten wie jener Seemann sind weit davon ent-

fernt, für uns typisch zu sein, und andre stellen sich in einer Art dar, für die bei uns jede Vergleichung fehlt. Man sollte Kindern ein solches Buch nicht in die Hand geben. Wir Deutschen sind gar nicht so geartet, daß wir es vertragen könnten, schon in der Jugend in ganz fremde Lebensanschauungen eingeführt zu werden. Für die anderen Völker gilt das nicht in gleichem Grade. Es sind lauter Bearbeitungen deutscher Märchen: Blaubart, Dornröschen, Rothkäppchen, Prinzessin Wunderstern, die Hirschkuh im Walde. Natürlich sind auch sie nicht in die Fremde gegangen, ohne ausländisches Wesen anzunehmen, obschon unsere Märchen näher deutsch zu sein scheinen als wir Deutschen selbst. Bismlich am Schlimmsten ist Rothkäppchen gefahren, das dem Engländer arg modern gerathen ist. Besser geht es den andern, deren Handlung in das Mittelalter verlegt wird. Zwar ist es nicht



Kinderlust. (Verlag von H. Tietzmeier in Leipzig.)

unser Königssohn und unsere Königsstochter, was er da zeichnet: sie sehen auch ganz verdächtig nach Aestheticism aus. Aber darein kann man sich ja allenfalls finden. Und wenn für uns der Hauch ursprünglicher Poesie von diesen Gestalten abgestreift ist, so entschädigt dafür eine gar nicht unbedeutende Summe von Anschauungs- und Ausdrucksvermögen und sogar von gewissen archäologischen Kenntnissen. Die Trachten sind alle überraschend richtig, richtiger als in manchem deutschen Märchenbuche, wo der Zeichner nach der Regel jenes Meerschweinchen-directors lebt: „Nach Christus Ritterstiefeln, vor Christus nackte Beine!“ Das ist vielleicht ziemlich unvesentlich; aber eine größere Treue in dieser Beziehung entspricht nun einmal dem ganzen Wesen unsrer Zeit.

Meisterhaft ist die Ausführung aller dieser Hefte. Von der einfachen Nettigkeit der Holzschnitte geben unsre Proben eine hinreichende Vorstellung. Jene Einfachheit entspricht im Uebrigen den Anforderungen des Farbendrucks. Die ganze Art des Schnittes macht eigentlich den Eindruck, als sei die Arbeit in Deutschland oder wenigstens von Arbeitern ausgeführt worden, die sich nach deutschen Mustern gebildet hätten.

Der Engländer arbeitet etwas anders, als es hier geschehen. Der Farbendruck, dem ja die ganze Manier des Zeichners entgegenkommt, ist ganz vorzüglich ausgefallen, untadelhaft scharf. Papier und Druck sind nur zu loben. Und was das Beste ist: diese Hefte sind spottbillig, alle zusammen kosten sie kaum mehr als ein einziges mit Zeichnungen Kate Greenaways. Das ist doch ein Umstand, der gewaltig mitspricht; denn diese waren, obwohl unstreitig hübsch, viel zu theuer. Der Reichste soll für ein Buch, das er einem Kinde schenkt, und das von diesem doch in allen Fällen beschmußt und zerrissen, zum Mindesten achlos behandelt wird, nicht eine so große Summe ausgeben. Luxus in Büchern ist ein sehr gutes Ding; aber wenn wir ihn in Kinderbüchern treiben wollten, so hieße das die Sache, die wir doch erst anfangen, durchaus beim unrechten Ende anfangen. — ck.

Geschichte der fremden Literaturen. Zwei Bände (Band 3 u. 4 der Illustrierten Literaturgeschichte). Von Otto von Leizner. Leipzig, Otto Spamer.

Der Sohn des Schwarzwalds. Von Franz Otto. Leipzig, Otto Spamer.

Das Buch der schönsten Kinder- und Volksmärchen. Sagen und Schwänke. Von E. Lausch. Leipzig, Otto Spamer.

Pendragon. Von J. Mähly. Leipzig, Otto Spamer.

Wir haben schon im vorigen Hefte der obengenannten Bücher aus dem Verlage von Otto Spamer in Leipzig Erwähnung gethan. Wenn wir heute darauf zurückkommen, so geschieht es, um von den Illustrationen einige Proben zu geben. Aus Otto von Leizners Illustrierter Geschichte der fremden Literaturen heben wir eine Zeichnung heraus, die von dem berühmten französischen Schlachtenmaler A. de Neuville, dem Maler des Sturmes auf St. Privat her stammt. Allerdings ist jenes Buch zum größten Theile von den Hauskünstlern des Spamer'schen Verlags, von Vogel, Feine, Malin u. s. w. und zwar in recht wirkungsvoller Weise illustriert worden. Aber deren Art ist aus Hunderttausenden von Spamer'schen Werken in Deutschland schon hinreichend bekannt, mehr als die der meisten größeren Künstler. Dagegen bleibt es immer anziehend, die Art eines ausländischen Zeichners, dessen Werke man selten vor Augen hat, zu betrachten — geschähe es auch nur, um sie mit einheimischen Werken zu vergleichen. Das Bildniß, Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel ist einer illustrierten volkstümlichen Geschichte Frankreichs entnommen, deren von Neuville herrührende Illustrationen Spamer für Deutschland erworben hat. So kommt es, daß man in einigen von dessen Verlagswerken häufig Blätter findet, in deren Ecke das A. de N. flott hingeworfen ist. Man begegnet ihnen gern; denn in diesen Jugendarbeiten entfaltete der Franzose ein Talent, das eigentlich fast mehr verspricht, als er später gehalten. Auch auf ihn hat der Erfolg die verhängnißvolle Wirkung geübt, ihn in eine einseitige Richtung zu drängen. Hier dagegen sprudelt Alles noch frisch mit einem Uebermuth, der an die schönen Tage der französischen Romantiker erinnert. Diese beiden Bildnisse sind Muster ihrer Art, in der ausdrucksvollen Einfachheit ihrer Haltung und in der sicheren Ausführung, dem Treffen des Kennzeichnenden. Leizners Buch ist eine sehr fleißige Zusammenstellung. Gegen manche seiner Ansichten würde man eigentlich Widerspruch erheben müssen. Doch bei Arbeiten dieser Gattung scheint es nun einmal ohne kleine Ungerechtigkeiten nicht abzugehen. Und obwohl es unverkennbar ist, daß den meisten ihrer Leser die nöthige Urtheilskraft fehlen wird, um Wichtiges von weniger Wichtigem zu sondern, so wird man sich doch ein für allemal in solche kleine Uebelstände fügen müssen. Denn schließlich überwiegt doch der Vortheil, den ein solches gewiß vielfach befruchtendes Buch bringt, alle anderen Uebelken. Sehr schätzenswerth sind die beigegebenen Beispiele, Bruchstücke aus Uebersetzungen, die theilweise sehr schwer zugänglich sein mögen.

Der Sohn des Schwarzwalds ist, wie wir schon neulich bemerkten, Johann Peter Hebel. Zu dem, was wir neulich über das Buch gesagt, können wir kaum noch

etwas hinzufügen. Wir können nur die Hoffnung und den aufrichtigen Wunsch aussprechen, daß der biedere Hausfreund auch in dieser Gestalt willkommen geheißen und als ein geehrter Gast behandelt und behalten werden möge. Diese herrlichen Geschichten, das schlichte Rannitverstaß mit seinem vollen, rein ursprünglichen Humor,



Die Schildbürger von L. Wachstein.

Aus Lausch Märchenbuch. Leipzig, Otto Spamer.

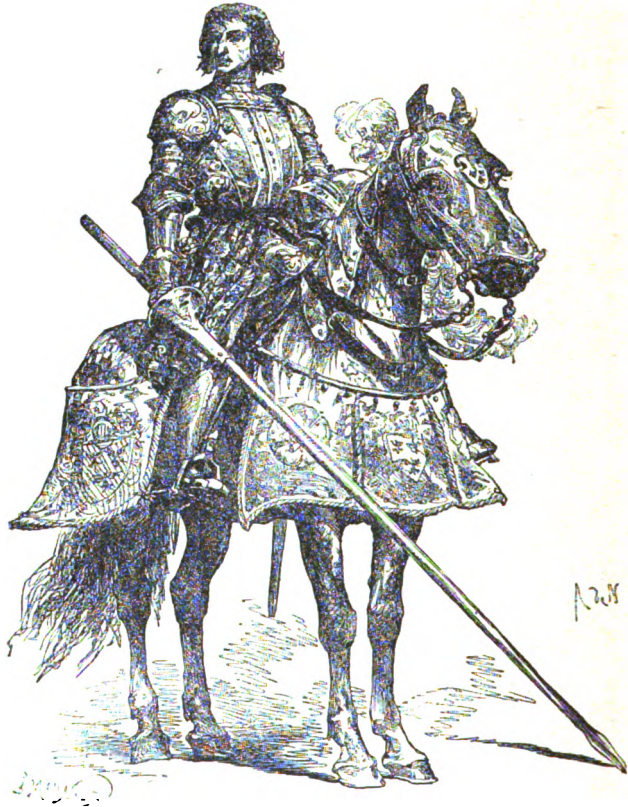
größten Wohltätigern unseres Volkes — nennt man den Einen, so denkt man unwillkürlich auch des Anderen.

Lausch Märchenbuch ist an dieser Stelle wohl gleichfalls schon hinreichend gekennzeichnet worden. Wie die Illustration zu der Hebel'schen Geschichte ursprünglich für die Stuttgarter Ausgabe gezeichnet ist, so ist die zu den Schildbürgern gleichfalls keine neue, sondern in einem älteren Märchenbuche, irren wir nicht, in einer der Ausgaben von Schwabs Volksbüchern, bereits gedruckt gewesen. Wir freuen uns, den liebenswürdigen Gestalter des deutschen Märchens, L. Wachstein, auf diese Weise einmal

die Streiche des Heiners und des rothen Dieters, dieser ganze Schatz einfacher Lebensweisheit darf unsrem Volke nie verloren gehen. Das Alles ist auch classisch; und wir wüßten in der neueren Zeit nicht einen einzigen Schriftsteller, der uns das ersetzen könnte. Hebel und Ludwig Richter, die beide auf verschiedenen Kunstgebieten dieselbe Richtung verfolgen und das nämliche Ziel erreichen, gehören zu den

wenigstens als Gast unsrer Zeitschrift begrüßen zu dürfen. Und wir betrachten es als einen großen Vorzug der Spamer'schen Verlagswerke, daß ihr Herausgeber das Gute nimmt, wo er es nur findet, und es sich nicht darauf ankommen läßt ob dasselbe vielleicht ursprünglich auf eines Anderen Ader gewachsen ist.

Pendragon endlich ist auch mit Blättern illustriert, deren Natur auf einen fremden Ursprung deutet. Da die Erzählung nach einem französischen Stoffe bearbeitet zu sein scheint, so darf man wohl auch in dem Zeichner einen Franzosen vermuthen.



Kahard. Von A. de Neubille.

Aus Leigner Gesch. der fremden Literaturen. Leipzig, Otto Spamer.

Auf unsrer Probe zeigt er auch ganz die Eigenthümlichkeit seiner vaterländischen Kunst: große Sicherheit und Redheit in der Nache und eine wohlüberlegte Einfachheit, die das Ergebniß nicht verächtlicher Arbeit ist. Die meisten dieser kleinen Umrißzeichnungen sind sehr wohl werth, daß man sie aufmerksam betrachtet. — Die Erzählung selbst ist ein Beitrag zu dem alten Stüd, das der Gründer des Verlages zwar nicht erfunden, aber in seinem Der große König und sein Rekrut wirklich zum Muster gestaltet hat — zu dem Stüd von dem großen Fürsten und dem jungen Abenteuerer, der mutzig, verschlagen, treu, stets an der Seite des Fürsten bleibt, an allen seinen Thaten theilnimmt und deren glücklichen Ausgang meist entscheidet. Eine bequeme Fabel, um Geschichte spielend zu lehren. Pendragon ist ein junger Kette (man

denke an den französischen Ursprung der Geschichte!), der sich dem Siegeszuge Alexanders anschließt, selbstverständlich die für die Franzosen schmeichelhafteste Rolle dabei spielt, gegen den trunksüchtigen, eigensinnigen, jähzornigen König auf das Vortheilhafteste abstimmt, schließlich den Helden selbst schlägt und in Indien ob seiner Tugenden zum König gewählt wird. Voilà! So bringen die Franzosen ihren Kindern Geschichte bei — und die Sache ist eigentlich so übel nicht. Das Buch ist lebendig geschrieben und gewährt ein recht anschauliches Bild der Zustände in der Alexander-Zeit. Der deutsche Bearbeiter, der



Die Schmähdicht. Von W. Claudius.

Aus Franz Otto, Der Sohn des Schwarzwaldes. Leipzig, Otto Spamer.

bekannte Philolog Wähly, hat sich bemüht, die französische Erzählung möglichst mit den Thatfachen in Einklang zu bringen und zu berichtigen. Nicht überall ist ihm das begreiflicher Weise gelungen. Er hat daher eine recht lezenswerthe Einleitung vorausgeschickt, die über alle Punkte, welche er vor seinem philologischen Gewissen nicht verantworten kann, Rechenschaft ablegt. — Der Spamersche Verlag hat oftmals solche Bearbeitungen herausgegeben und in einigen derselben außerordentlichen Erfolg erzielt. Es war eine besondere Stärke des Begründers der Handlung, solche glückliche Stoffe herauszufinden und in die rechten Hände zu geben; und darin besteht eine hervorragende Eigenthümlichkeit seines ganzen Wirkens. Er war wirklich einer, der wußte, was das deutsche Publikum verlangte; und seine Bearbeitungen waren in der Regel mehr als flüchtige Uebersetzungen, deren einzige Freiheit darin besteht, daß der Verfasser sprachlichen Schwierigkeiten geschickt aus dem Wege geht. Es waren wirkliche Arbeiten. Und zu dieser Gattung scheint unser Pendragon zu gehören. Wünschen wir ihm viel Glück! Er führt unsre Jugend in eine Zeit zurück, in der wir sie stets recht heimisch zu sehen wünschen. — ck.

Deutscher Kinder-Kalender 1883. Berlin, A. B. Auerbach.

Ein sehr hübsches Heftchen. Der Text stammt zum Theil aus den Federn unserer bekanntesten Schriftsteller; und für den Erwachsenen hat es einen eigenthümlichen Reiz, ein Märchen von Stettenheim oder ein Gedichtchen von Wilkenbruch zu

lesen. Auch Rosegger hat eine Geschichte beigezeichnet. Im Ganzen aber trägt das Werk ein durchaus norddeutsches, ja eigens Berliner Gepräge. Zahlreiche Bilder und sonstige Beilagen werden jedes Kinderherz erfreuen. — ck.

Jung Niese. Bilder aus einem Kinderleben von F. Werkmeister. Mit Reimen von Victor Blüthgen. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Entschieden eines der liebenswürdigsten Bilderbücher, die dieses Weihnachten an den Tag gerufen hat. Der Zeichner hat ein ganz eigenartiges Talent. Aber seine Blätter sind nicht nur sehr hübsch, sehr anmuthig, sehr geschickt gemacht, sondern sie üben auch eine gewisse seelische Wirkung aus. Sie haben einen solch portischen Reiz, der Auge und Sinn ungewöhnlich fesselt. Man sieht gern in diese Kinderaugen hinein und in dieses sonnige Lächeln von Kinderidylle. Es ist ein Buch mindestens so sehr für Erwachsene wie für Kinder. Ausschließlich für diese sind die Reime Blüthgens; sie sind von der bekannten Art. Die Bezeichnung Reim ist dafür ganz treffend, denn viel mehr ist an den Sachen nicht als Reime und Füllsilben daran — aber mehr ist ja wohl auch nicht von Nützen. — ck.

Russisches Künstler-Album. Dierzehn Original-Compositionen von Kammerlander, Lachner, Prestell, Kleffel, Rheinberger, Büllner, und Zeichnungen von Freytag, Traub u. Behme. Augsburg, B. Schmidt'sche Verlagsbuchhandlung (A. Manz).

Das vorliegende Album gehört zu jener Gattung von Prachtwerken — einer ziemlich neu aufgetommenen Gattung — die Text und Noten in unmittelbare Verbindung mit der Illustration setzen, indem zu Beginn jeder Composition auf Kopf und Rand eine Zeichnung gedruckt wird. Das ist jedenfalls eine schöne Idee und ein herrlicher Fortschritt gegen die kläglichen Bilder, die meist auf den Umschlägen beliebter Russiklände zu sehen sind, und die ihrem Werthe nach eigentlich auf Kisten mit schlechten Cigarren gehören. Das Album bietet durchweg Compositionen, die bisher noch nicht veröffentlicht worden sind — lauter Gesangsstücke. Die Gedichte sind geschmackvoll gewählt — das Urtheil über die Compositionen ist von einem anderen Stuhle herab zu fällen. Die Zeichnungen tragen die deutlichen Kennzeichen des süddeutschen Ursprungs: die eigenthümliche Mischung von Motiven aus der deutschen Renaissance und aus der allmodernsten Zeit und den großen Aufwand füllenden Weirerkes. Immerhin stellen sie sich recht stattlich dar, die Zinkotypen sind von G. Meisenbach sehr gut ausgeführt. — Uebrigens kann jedes der Lieder aus diesem Album auch einzeln bezogen werden. — ck.

Schillers Leben und Werke. Von Emil Palleste. Elfte Auflage. 2 Bde. 75 Bogen. Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart. Gebunden 6 Mk. 75 Pf.

Palleste's Schillerbiographie ist ein lieber alter Freund, den man nicht erst vorzustellen braucht. Wie Schiller's Werke der unerschöpfliche Vorn der Begeisterung für Jung und Alt sind, so möge auch dieses ebenso geistvoll als anziehend geschriebene Werk „Leben Schillers“ von Palleste immer noch weitere aufmerksame Leser finden. Diese neueste elfte Auflage ist mit einem vortrefflichen Generalregister versehen, das die Brauchbarkeit des Buches wesentlich erhöht, und empfiehlt sich durch äußere Ausstattung als werthvolles Geschenk.

Franz Liszt. Gesammelte Schriften, herausgegeben von L. Ramann. 4. Band. Auch unter dem Titel: Aus den Annalen des Fortschritts: Concert und Kammer-musikalische Essays. Lexikon-Format, VIII u. 273 S. Leipzig, 1882, Breitkopf und Härtel.

Der Band enthält: Berlioz und seine Harold-Symphonie — Robert Schumann — Clara Schumann — Robert Franz — Sobolewski's Binwela — John Field und seine Nocturnes. Sämmtliche Aufsätze datiren aus dem Jahre 1855, mit Ausnahme des letztgenannten. Alle legen sie von Neuem Zeugniß ab für die hohe künstlerische Geistesart ihres Verfassers, für seine neidlose Bewunderung der Verdienste Anderer und für sein ausgezeichnetes schriftstellerisches Talent. Die Aufsätze über Berlioz, Schumann und Franz sind bei Weitem das Beste, was über diese bedeutungsvollen kunstgeschichtlichen Erscheinungen bis zur Stunde geschrieben worden ist, insbesondere der Aufsatz über Schumann ist eine wahre Fundgrube von feinfühligem und treffenden Bemerkungen. Kein Musiker von Fach, oder wer mit musikalischer Kritik sich zu beschäftigen hat, darf Liszt's Schriften ungelesen lassen. — Die Uebersetzung ist sehr gelungen, die Ausstattung der Bände entspricht dem Namen der Verlagsfirma.

Karl Jr. Glasenapp. Richard Wagners Leben und Wirken. In sechs Büchern dargestellt. Supplement 1876—1882. Nebst einem Register über das gesammte Werk. 8. u. S. 479—558. Leipzig 1882, Breitkopf und Härtel.

Glasenapps Werk über Richard Wagner ist das umfassendste Werk, welches bis zur Stunde über das Leben und Wirken des „Meisters“ erschienen ist. Es hat viel dazu beigetragen, gewisse Vorurtheile zu zerstreuen, welche dem Wesen und Willen des großen Componisten entgegengetragen worden sind. Der Verfasser hat sich die redlichste Mühe gegeben, seinen weit-schichtigen Stoff zu bewältigen und er hat geboten, was gegenüber einer noch unter den Lebenden weilenden und in höchster Schaffenskraft thätigen Persönlichkeit zu bieten ist. Einer zweiten Auflage des Werkes, welches aus dem früheren Verlage in den von Breitkopf und Härtel übergegangen ist, wird es vorbehalten bleiben müssen, gewisse Irrthümer zu beseitigen und seit dem Erscheinen der ersten Auflage neu entstandene Gesichtspunkte zu verwerthen. Inzwischen hat das Buch durch das Supplement (mit den Capitel: das Londoner Festival, Composition des Parsifal, Religion und Parsifal) und durch zwei sorgfältig gearbeitete Register eine dankenswerthe Erweiterung erfahren, und noch mehr als zuvor wird es Keiner missen können, wer von dem Lebenswerke des Meisters mehr erfahren will, als seine Musikdramen uns erzählen.

Levin Schüding. Alte Ketten. Roman. Zwei Bände. Breslau und Leipzig 1883. S. Schottlaender. Mf. 6 —

Diese neueste Arbeit des so unermüdlich schaffenden Dichters ist in der rasch beliebt gewordenen 3. Mark-Bibliothek von S. Schottlaender erschienen. Auch ihr wird der gewohnte Beifall nicht fehlen, wir zählen sie mit zum Besten, was Schüding in den letzten Jahren geschrieben hat. Alte Ketten — das heißt: alte schuldvolle, von der Mitwelt ungelannte oder vergessene Verhängnisse, deren tragische Folgen noch immer gleich unsichtbaren Ketten drückend an den Fuß des Dahinschreitenden geschmiebet sind und von ihm nicht eher gelöst, beseitigt werden können, bis die Schuld auch wirklich gebüßt, der Fehltritt gesühnt ist. In dieser Weise hatten wir uns beim Lesen des zweibändigen Romanes die Bedeutung des Titels zurechtgelegt; aber auf einer der letzten Seiten finden wir folgende Worte der Heldin, die uns den Titel nach der Absicht des Verfassers anders zu erklären scheint: „Es giebt Verhältnisse und Bande, welche edle und reine Seelen für immer aneinander ketten. Schon das Bewußtsein der Gemeinsamkeit einer vollen und tiefen Glücksempfindung, das ihnen unverloren bleibt, oder der Gemeinsamkeit eines großen Schmerzes bindet sie und macht ihnen Treue zur Nothwendigkeit.“ Die Heldin des Romans, die Hofdame

Antonie von Rotbrecht, wird diesem ethischen Geseß untreu, indem sie einen von ihr in jungen Jahren begangenen Fehltritt durch Troß, Stolz, Härte gegen sich und ihre Umgebung, gegen ihre natürliche Tochter Johanna, gegen deren Vater, den Herzog, der vergeblich immer wieder durch die vorgeschlagene Ehe mit ihr die Schuld der Jugend aufzuheben begehrt, eigenwillig zu sühnen sucht. Eine ganze Kette schwerer Prüfungen belehrt sie endlich, daß ihre ganze schön gefärbte Tugend nur Grausamkeit und daß, wie sie selbst sagt, nicht ihre Schuld, sondern die Buße ihrer Schuld ihr Verbrechen war. Diese schöne, stolze, kühle Egeria des Herzogs ist eine psychologisch hochinteressante Gestalt, von Schüding mit Meisterhand gezeichnet. Nicht minder feßelt der Herzog, eine auch geistig vornehme Persönlichkeit, sammt dem übrigen meist aristokratischen Kreise, dessen Figuren sich lebensvoll in dem Rahmen des spannenden, auf deutschem und italienischem Boden spielenden Romanes bewegen. Die Erfindung ist eine glückliche, oft abenteuerliche und zum Theil von jenem geheimnißvollen Dufte umgeben, der zu Schüdings Eigenart gehört. Eine prächtige, höchst originelle Figur ist der Erbonkel aus Amerika, der durch Schaden erkennen muß, daß die wahre sittliche Kraft des Menschen nicht im Geldbesitz ruht, sonst aber seine gar nicht zu verachtenden Weltverbesserungsvorschläge höchst ergötzlich vorzubringen versteht. Das sichere Wurzeln des Dichters im modernen Zeitbewußtsein, das geistvolle und scharfsinnige Behandeln der lebendigen Fragen der Gegenwart wollen wir noch besonders rühmend hervorheben.

—r.

Carmen Sylva. Jehovah. Leipzig, 1882. Friedrich.

Der Titel sollte wohl richtiger: Ahasverus heißen, denn er, der ewige Jude, ist der Held dieser kleinen gedankenvollen, in schönen, wohlklingenden, reimlosen Versen geschriebenen Dichtung. Durch die ganze Welt, in Aegypten, Indien, Spanien, als Anachoret, Königsheld, Dichter — in der Neuen Welt als Fürst und König, in Italien als schaffender Künstler, unter starken Männern und bei schönen Frauen sucht er in brünstiger Sehnsucht Gott, ohne ihn zu finden. Eine Stunde im frühlingduftenden Wald belehrt ihn, endlich: Im Werden da ist Gott, Gott ist ewig Werden! Er betet an, preist und verschleidet. Man würde die nur in kurzen, knappen Zügen sich bewegende Dichtung mit Interesse und Anerkennung lesen, auch wenn man nicht wüßte, daß die pseudonyme Verfasserin die Königin von Rumänien ist. Auf S. 32 ist wohl statt: „Die er das Recht sich fühlte zu verachten“ — besser zu lesen: „Die er im Recht sich fühlte zu verachten.“ Aber auch dann klingt der Vers nicht sonderlich schön.

—r.

Woldemar Kadon, Pompejanische Novellen und andere. 8. 462 S. Stuttgart 1882. Adolf Bong u. Co.

Woldemar Kadon ist bei der deutschen Lesewelt mit Recht wohl accreditirt. Die schon ziemlich stattliche Reihe seiner vortrefflichen Bücher über das hesperische Zauberland, die ihm unmittelbar nach Gregorovius einen wohlverdienten Ehrenplatz in unserer Literatur einräumen, ist mit vielem Beifall aufgenommen worden und hat einen großen Leserkreis gefunden. Wir finden es nur begreiflich, daß, nachdem die italienische Novelle namentlich seit Paul Heyfes glänzenden Leistungen auf diesem Boden einen so nachhaltigen Erfolg und eine immer gleich freundliche Aufnahme bei uns gefunden hat, auch Kadon sich versucht gefühlt hat, sein Glück hier zu versuchen. Reiche Phantasie, glückliches Talent der Auffassung und Darstellung, eine genaue Kenntniß der localen Verhältnisse, wie man sie nicht oft findet, elegante edle Sprache, die nur in seltenen Ausnahmefällen die Feile vermissen läßt, alles das konnte ihn ja wohl den Ritt in's romantische Land der Novelle, der selbstschöpferischen künstlerischen Thätigkeit wagen lassen und es kam zuletzt nur darauf an, ob er auch die Fähigkeit, künstlerisch zu componiren, organisiren, gruppiren in sich finden werde. Der vorliegende, etwas umfangreich gerathene Band enthält fünf Stücke von ungleichen Größenverhältnissen

und von ungleichem Werthe, drei größere und zwei kleinere. Die Erzählung, die den Band eröffnet, ist die bedeutendste und gerade sie legt man am meisten unbefriedigt auf die Seite. Um es kurz zu sagen, diese Erzählung hat der Autor nicht fertig geschrieben, sie ist ein Torso, sie ist ein unvollendeter Roman, der plötzlich abbricht, weil der Autor vielleicht die Lust daran verloren hat, weil — wir wissen nicht warum. „In der Morgenröthe“ — die Erzählung spielt zur Zeit der ersten christlichen Gemeinde in Pompeji („Christi Blut hat die Welt erfüllt und sein purpurnes Leuchten ist Morgenröthe, welcher der Sonnenaufgang folgen wird,“ sagt ein Christener), beginnt mit der Ankunft des Apostel Paulus in Italien und schließt mit der glänzenden Schilderung des Auftretens Neros als Sänger im Amphitheater zu Neapel an demselben Tag, an welchem Pompeji zu Grunde geht — ist mit vollem Unrecht eine Novelle genannt. Sie ist ein breit angelegter historischer Roman mit vielen in einander verschlungenen und verwinkelten Handlungen, mit einer Menge von interessanten, bedeutenden Personen, aufgebaut und erfunden auf dem fast in erdrückender Detailfülle geschilderten Grund damaliger Zustände und Menschen, in deren grauenhafte, von Wollust und Verbrechen jeder Art durchzitterte, nachtdunkle Verworfenheit das Licht des neuen Evangeliums von der Liebe wie ein aufgehender Stern mildernd und süßend fällt. Das ist Alles sehr gut erzählt — einzelne Scenen sind von ergreifender Schönheit der Darstellung, so das Seergefecht der Gladiatoren und Sklaven auf dem Lacus Fucinus, wo man die vom Blutdunst zitternde Luft zu athmen glaubt; so die unvergleichlich poetische Schilderung der ersten Liebesbegegnung zwischen dem Maler Agathemenos und der Sklavin Chrysgene und vieles Andere. Aber zuletzt bricht die Erzählung plötzlich ab, wir erfahren Nichts von Paulus, Nichts von Seneca mehr; Nichts vom Haispriester und seinem zweiten Anschlag auf Cajus Sabinus, Nichts von dem, was eigentlich der geheimnißvolle Besuch der Kaiserin Poppäa bei den Christen zu bedeuten hatte, und so schwebt noch gar Manches, indem es keine Folge hat und nicht in eine weitere Erzählung weiter eingreift, völlig haltlos in der Luft — wie z. B. auch das ganze Spectakel im Amphitheater von Neapel. Der Verfasser hätte seine Erzählung künstlerisch zu Ende bringen müssen und wir hätten ihm dann ohne Zweifel ein Buch verdankt, das bei dem noch immer so absonderlich in die Alterthumsromane verfallenen Geschmack unseres Publikums mit Recht auf großen Beifall hätte zählen können. — Nummer zwei und fünf sind nur Skizzen, ja, Nummer fünf sogar ganz eigentlich nur „ein Novellenstoff von der Insel Capri“, höchst anziehend und beachtenswerth — aber warum hat der Novellist Rade diesen „Stoff“ nicht selbst behandelt? Der Novellist bietet doch seine „Stoffe“ nicht aus. Ueineschränktes Lob verdienen die beiden großen Novellen: „Des Ikarus Flügel“, wo nur die Einschachtelung der aus dem Italienischen übersehten Novelle „Die Lampe der Venus“ ganz überflüssig scheint, und „Aus den Frinterbergen“. Beide behandeln ein altes Motiv, die Liebe deutscher Künstler zu Töchtern des Landes, aber nicht in herkömmlichen Geleisen, sondern bedeutungsvoll, erschütternd und mit tragischer Kraft. Die wilde Leidenschaftlichkeit des Bergmädchens von Matri ist meisterhaft geschildert, die ganze Gestalt bewundernswert und hinreißend. — An den Herrn Verleger noch die bescheidene Anfrage: darf man einen fast dreißig Bogen starken Band, sonst vortreflich ausgestattet, ungeheftet in die Welt gehen lassen, so daß das Buch, aufgeschnitten, beim Lesen und Blättern in ungezählte Theile zerfällt? Ist nur in Deutschland möglich.

— r.

Jahrbuch der Berliner Börse. 1882—1883. Ein Nachschlagsbuch für Banquiers und Capitalisten. Herausgegeben von der Redaction des „Berliner Actionär“, J. Neumann und E. Freytag. 8. XXII und 403 S. Berlin, 1882, E. S. Mittler u. Sohn. Geb.

Tag für Tag hat die Börse mit den Ergebnissen der Ernte, mit der Thätigkeit unserer Industrie, mit der Verkehrs-Entwicklung auf unseren Transport-Anstalten,

mit der Wirksamkeit unserer Banken zu rechnen. Auf dem Verkehrsgebiete der Effecten-Börse zeigt sich eine erhöhte und sichtlich wachsende Bewegung: eine Anzahl neuer Papiere ist an den Markt gebracht, und für sie wie für die alten, soliden, oder in einem großen Theile durch einschneidende Finanzoperationen auf eine solidere Basis gestellten Werthe tritt fast täglich neuer Begehr hervor, erhöhen sich fast täglich die Course. Unter solchen Umständen bedarf der Banquier wie der Capitalist mehr wie je eines zuverlässigen Führers durch die verschlungenen Gänge des Courszettels, um die Grundlagen der Unternehmungen vollständig zu erkennen, denen er sein Vertrauen für den Zweck solider Speculation oder Capital-Anlage zuwenden will. Als ein solcher zuverlässiger Führer hat sich anerkanntermaßen dieses Jahrbuch bewährt, so daß eine neue, bis in den Monat August mit ihren Daten hinabreichende Ausgabe, die vierte, eine für den Börsenmann und Capitalisten gleichmäßig werthvolle Erscheinung bedeutet, die hiermit bestens empfohlen sei.

Julius Grosse. Gedichte in neuer, durchgesehener und vermehrter Auswahl, mit einer Zuschrift von Paul Heyse. 316 S. Berlin, 1882. G. Grote. M. 3.—, geb. M. 4.—

Julius Grosse, von Paul Heyse bevormortet und befürwortet — fürwahr, eine interessante Erscheinung auf dem diesjährigen Bücher- und Weihnachtsmarkt. Wie die dem Buche vorgesezte „Zuschrift“ Heyses an Grosse ergibt, hat der Erstere die ganze Sammlung aus dem ihm anvertrauten, theils schon gedruckten, theils noch ungedruckten Material zusammengestellt und schickt sie nun mit warmen Begleitworten in die Welt, die sein Verfahen dem Leser und dem doch schon für sich angesehenen und hochgeschätzten Dichter gegenüber rechtfertigen sollen. Diese „Zuschrift“ ist in mehr als einer Hinsicht interessant: zunächst weil sie ein schönes Zeugniß für die aufrichtige Freundschaft ablegt, welche die beiden Dichter miteinander verbindet, dann weil sie ein sehr bemerkenswerthes Streiflicht auf die Stellung wirft, welche Heyse zu der „Lyrik von heutzutage“ einnimmt. Man wird diesen Auslassungen jene Aufmerksamkeit und Beachtung schenken müssen, welche sie aus dem Munde einer solchen Autorität beanspruchen. Sie haben für uns nichts Ueberraschendes; um so mehr bedauern wir, bei dem eng begrenzten Raum hier nicht weiter darauf eingehen zu können, wir freuen uns nur, daß Heyse seinen ganzen Namen dafür einsetzt, den bis jetzt „von dem krasen Singtag unserer Tage“ überlörnten Gedichten seines Freundes Julius Grosse die verdiente Aufmerksamkeit der „wenigen Freunde der Poesie“ zuzuwenden. Es kam Heyse, wie er sagt, vor Allem darauf an, bei seiner Zusammenstellung die volle Dichterpersönlichkeit Grosse's zum Ausdruck zu bringen und diese tritt uns denn auch aus der vorliegenden Sammlung stolz und imponirend entgegen. Vornehmheit in der Wahl des Stoffs und in der Wahl der künstlerischen Formen ist das charakteristische Merkmal des Dichters, der sich uns hier als ein Lyriker im großen Stil zeigt, gedankenvoll, tief sinnig, von hinreißender Phantasie und mit Vorliebe jenen vornehmeren, glatten Formen zugewendet, welche ihren reichen Gedankeninhalt mit Selbstbewußtsein zeigen. So begegnen wir der Terzine, dem mit Meisterschaft behandelten Trimeter, dem ungereimten fünffüßigen Trochäus durch alle Abtheilungen des Buches, mögen sie den Freuden und Leiden der Liebe oder dem oft mit genialem Humor skizzirten Sitten und Menschen des heutigen Roms oder der Pracht und Herrlichkeit der bayerischen Alpenwelt gewidmet sein. Daß ihm auch die Gabe, im einfachen Volkston zu singen und zu sagen, nicht versagt ist, beweist der Liebercyklus „Emma“, der mit seiner Innigkeit und Treuherzigkeit der Empfindung, wie mit seiner Naivetät des Wortes neben den berühmten Frauenliedern Chamisso's ebenbürtig dasteht. Den Bestrebungen und Kämpfen der Gegenwart ist der Dichter mit Ernst, mit der ganzen Kraft seiner poetischen Individualität zugekehrt. Das zeigen seine politischen Lieder aus den Kriegsjahren, die mit einer an Verranger erinnernden glänzenden markigen Ausdrucksweise einem lebendigen Patriotismus volltönenden Ausdruck geben. Die poetischen Motive Grosse's sind niemals klein oder kleinlich und auch in

den epischen oder genrehaften Stücken immer bedeutend, immer von psychologischem Interesse. Der melancholische Zug, der dem Dichter zuweilen eigen ist und oft auch in bitterer Satire oder in stürmisch bewegter Klage sich ausströmt, wurzelt in dem tiefen Eitlichkeitsgefühl, das ihn beherrscht, in dem unbezwingbaren Haß gegen das Gemeine und Schlechte. Von tiefer Leidenschaftlichkeit erfüllt sind die Gedichte „an die Verlorene“, welche wie die Gestalt der abweisenden Geliebten stolz und marmorschön wie eine Recluse dahinschreitet, während die Abtheilung „Junge Myrten“ ein voll gewährtes und voll genossenes Liebesglück in reich dahinrauschenden Strophen feiert. Rüge die „Meine Gemeinde“, die Heyse seinem Freunde prophezeit, sich bald zu einer „großen“ erweitern und möge ihm diese den verdienten Antheil an Ruhm und Ehre zuwenden, der, wie ein römischer Poet schon sagte, der einzige Lohn und das einzige Ziel der „geheiligten Dichter“ ist.

—r.

M. P. V. Bouviers Handbuch der Delmalerei für Künstler und Kunstfreunde. 6. Auflage. Nach der fünften Auflage gänzlich neu bearbeitet von H. Erhardt. 8. XXVIII u. 476 S. Braunschweig, 1882, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 9.—

Diese neue Auflage des ausgezeichneten und seit Langem als ein solches bewährten Werkes ist gegen diese früheren Auflagen wesentlich vermehrt. Der Herausgeber, selbst ein Künstler von bedeutendem Ruf, hat das Buch Bouviers einer vollständigen Umarbeitung unterzogen. Das Handbuch soll zunächst denjenigen in erster Linie Rath, Belehrung und Unterweisung gewähren, welche die unmittelbare Anleitung eines guten Künstlers bei ihren Studien für die Delmalerei nicht genügend oder wohl gar nicht haben können. Aber die mitgetheilten Resultate all der aus sorgfältig angestellten Erfahrungen gemachten Versuche nicht nur über das Material, sondern auch über die Technik, ja über den Gang und die Art der Studien, wird auch Künstlern Belehrung und sehr wünschenswerthe Kenntnisse gewähren können. Außer den erprobten Anweisungen und Anleitungen für die ganz unkundigen Anfänger ist in dieser Auflage nach Anordnung und Inhalt alles neu, was sich auf die Delmalerei selbst und die dazu nothwendigen Kenntnisse, Studien und Arbeiten bezieht. — Die Ausstattung des warm zu empfehlenden Handbuchs ist sehr gut.

An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Aelschker, Edmund, k. k. Professor, Geschichte Kärntens. Lfg. 1. 2. Klagenfurt, Johann Leon sen.

Amystor, Gerhard v., Das bist du. Roman in vier Büchern. Berlin, Verlag von Friedrich Luckhardt.

Assmus, Rudolph, Die äussere Form neuhochdeutscher Dichtkunst. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind.

Baldi's Adrian, Altkleine Erdbeschreibung. Lfg. 7—16. Wien, Leipzig, Budapest, A. Hartlebens Verlag.

Barben, A., Victor Hugo und seine Zeit. Ins Deutsche frei übertragen von Otto Weber, Leipzig, Verlag von Fr. Thiel.

Becker, August, Mignons Eiertanz. Eine Adventgeschichte. Leipzig, Verlag von Fr. Thiel.

Bormann, Edwin, Schelmenlieder. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind.

Braun, Julius W., Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen 1773—1786. Berlin, Verlag von Friedrich Luckhardt.

— Schiller im Urtheile seiner Zeitgenossen 1801—1806. Berlin, Verlag von Friedrich Luckhardt.

Collection Spemann, Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek. Bd. 30: Alarcon, Pedro. A. de, Manuel Venegas. Bd. 31: Wächter, Oscar, Vehmgerichte und Hexenprocesse in Deutschland. Bd. 32: Bulwer, Eduard Lytton, Eugen Aram, übersetzt von Friedrich Notter, mit einer Einleitung von Ludwig Poescholdt. Bd. 33: do. Bd. II. Bd. 34: Tegnér, Esaias, Die Frithjofs-Sage, übersetzt von Edmund Lobedanz. Stuttgart, W. Spemann.

Dahn, Felix, Felicitas. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Dieltz, J., Die Wahl- und Denksprüche. Lfg. 2. Gürlitz, Verlag von C. A. Starke.

Dietrich, Karl, Hamlet, der Constabel der Vorsehung. Hamburg, Gustav Eduard Nolte.

Dietrichs, Hermann, u. Ludolph Parisius, Bilder aus der Altmark. Lfg. 6. Hamburg, J. F. Richter.

Ebers, Georg, u. H. Guthe, Palästina. Lfg. 21—39 & M. 1.50. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, vorm. Eduard Hallberger.

Eldrodt, Ludwig, Gold, Sammlung des Ursprünglichen und Genialen in deutscher Lyrik. Leipzig, Verlag von Fr. Thiel.

- Eckmann-Chatrian**, Ausgewählte Werke. Lfg. 25 bis 32. Stuttgart. Rieger'sche Verlags- handlung.
- Festgaben** aus dem Stuttgarter Verlag. Weih- nachten 1882. In Commission bei Gebrüder Kröner in Stuttgart.
- Fleischmann**, Otto, Reise-Bilder aus Spanien. Kaiserslautern, Hermann Kayser's Verlag.
- Godin**, A., Mutter und Sohn. Bd. I. II. Leipzig, Verlag von Ernst Keil.
- Götzinger**, Ernst, Real-Lexicon der deutschen Altertümer. Heft 18 u. 19, Schluss. Leipzig, Woldemar Urban.
- Goldammer**, Hermann, Das Buch vom Kinde 2.—6. Lieferung. Berlin S.W., Verlag von Carl Habel (C. L. Lüdertzsche Verlags- buchhandlung).
- Graefe**, Julius, Wahrheit in Dichtung. Gedichte. Leipzig, Rudolf Lincke's Verlag.
- Gross**, Ferdinand, Aus der Bücherei. Vorträge und Studien. Wien, Carl Konegen.
— Heut und gestern. Geschichten u. Skizzen. Wien, Carl Konegen.
- Historische Meisterwerke der Griechen und Römer**. Heft 7. 8. Lfg. 7. 8. Leipzig, E. Kempe.
- Hoff**, Carl, Künstler und Kunstschreiber. München, Theodor Strüfers Kunstverlag.
- Kármay**, Professor Samuel, Wissenschaftliche Vorträge etc. I. Heft, Pressburg u. Leipzig, Commissions-Verlag von Gustav Heckenast's Nachfolger.
- Kiel**, Friedrich, Dr. phil., Die Venus von Milo. Ein neuer Versuch ihrer Ergänzung, Er- klärung und Würdigung. Hannover, Hahn- sche Buchhandlung.
- Kirchner**, Lic. Dr. Friedr., Ueber das Grund- princip des Weltprocesses mit besonderer Berücksichtigung J. Froeschmayers. Koethen, Paul Schettlers Verlag.
- Knechtke**, Dr. Emil, Deutsche Lyriker seit 1850. Lfg. 4—7. Leipzig, Rudolph Lincke.
- Koner**, Professor Dr. W., Zeitschrift der Gesell- schaft für Erdkunde zu Berlin, Nr. 100, 101, Siebzehnter Band, IV. u. V. Heft. Berlin, Dietrich Reimer.
- Lafontaine's** Fabeln, übersetzt von E. Dohm, illustriert von Gustav Doré. Berlin, W. Moeser, Hofbuchhandlung.
- Laube**, Heinrich, Theodor Körners sämtliche Werke. Illustrierte Prachtausgabe. Lfg. 1. 2. Wien, Leipzig, Prag, Sigmund Bensinger.
- Lübke**, Dr. W., & Dr. C. v. Lützw., Denkmäler der Kunst. 1. Lieferung. Preis 1 Mark. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.
- Lützw**, Carl von, Die Kunstschatze Italiens. Stuttgart Verlag von J. Engelhorn.
- Musset**, Alfred de, Rola. Deutsch von Ludwig Ganghofer. Wien, Carl Konegen.
- Nord**, Paul, Auf der Woge des Lebens. Ge- dichte. Dresden und Leipzig, Verlag von E. Piersons Buchhandlung.
- Nordlandfahrten**, vierter (Ergänzungsband). 1. u. 2. Lfg. (25. 26. des Gesamtwerks.)
- Perty**, Professor Maximilian, Ohne die mystischen Thatsachen keine erschöpfende Psychologie. Leipzig, C. F. Wintersche Verlags- handlung.
- Peschkau**, Emil, Ein- und Ausfälle. Allerlei Humore. Frankfurt a. M., Verlag von C. Koenitzer.
- Friedberg, Zwei Tanten. Zwei Novellen. Frankfurt a. M., C. Koenitzer.
- Pletschmann**, Dr. Richard, Geschichte der Kunst im Alterthum. Lfg. 6. 7. Leipzig, F. A. Brock- haus.
- Raschig**, Eduard, Selbsterkenntnisse nach wissen- schaftlichen Principien. Leipzig, im Selbst- verlage des Verfassers.
- Revolution**, die elektro-technische, populär- wissenschaftlich dargestellt von einem Fachmann. München, Verlag von Georg Pollner.
- Richter**, Albert, Bilder aus der deutschen Ver- gangenheit. II. Bd., Lfg. 3—5. Leipzig, Friedrich Brandstetter.
- Rosario**, Streussand, Gedichte. Parchim, H. Wehdemann's Buchhandlung.
- Saar**, Ferdinand von, Drei neue Novellen. Heidelberg, Georg Weiss.
- Sacher-Masoch**, Das Testament Hasara Raba, Jlau. Der alte Castellau. Leipzig, E. L. Morgenstern.
- Schalks** Bücherei. Leipzig, Friedrich Thiel.
- Schramm**, Dr. R., Italienische Skizzen. Erfurt, Fr. Bartholomäus.
- Schwald**, Dr. Friedrich, Deutsche Dichter und Denker u. s. w. Lfg. 1. Altenburg, Oskar Bunde.
- Shakespeare-Galerie**, 2. Aufl., 1. Lieferung. Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Simson**, James, John Bunyan and the Gipsies. New-York, James Miller.
— Was John Bunyan a Gipsy? New-York, James Miller.
- Crane's**, Walter, Bilderbücher: Kinderlust. Planbart. Dornröschen. König Glückskind. Rothkäppchen. Prinzessin Wunderstern. Die Hirschkuh im Walde. Leipzig, K. Triet- meyer.
- Temme**, J. D. H., Erinnerungen. Herausgegeben von Stephan Born. Leipzig, Ernst Keil.
- Tenger**, Mariam, Tischler Feldmann. Berlin. Verlag von Friedrich Luckhardt.
- Uhrlaub**, Lilly, In einsamen Stunden. Lyrische Dichtungen. Stuttgart, E. Greinersche Ver- lagshandlung, Greiner & Pfeiffer.
- Verhandlungen** der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd IX., Nr. 8. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer.
- Widdigen**, Dr. F. H. Otto, Die Hohenzollern und die deutsche Literatur. Eine literar- historische Studie. Düsseldorf, L. Voss & Co., Kgl. Hofbuchdruckerei.
- Wir Juden**, Betrachtungen und Vorschläge von einem Bukowiner Juden. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt.
- Zöllner** Hugo, Die Deutschen im Brasilianischen Urwald. Berlin, Stuttgart, W. Spemann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . . 58²⁰ R.
 Mühlbrunn . . 44²⁰ R.
 Schlossbrunn . 44⁰⁰ R.
 Theresienbrunn 48²⁰ R.
 Neubrunn . . . 49³⁰ R.
 Markbrunn . . 39⁰⁰ R.
 Russ. Kronquelle 28⁰⁰ R.
 Felsenquelle . 47⁰⁰ R.
 Kaiser Karls-Qu. 34⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
 im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum München.

„Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, wesshalb ich es bestens empfehlen kann.“

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

„Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versand kommenden Mineral-Wässern vorthellhaft aus. 24. Dezember 1878.“

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ. Berlin.

„Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser, dessen chemischer Charakter es in hygienischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.“

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

„Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossen als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879.“

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

„Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.“

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg

„Eins der erfrischendsten Getränke und, sein Gebrauch, insoweit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswert. 23. März 1879.“



Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus

„Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden Einfluss auszeichnet. 5. April 1879.“

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 24. — Heft 71.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Februar 1883.

Breslau,
S. Schottlaender.

Februar 1885.

Inhalt.

	Seite
Rudolph Lindau in Berlin.	
Der Gast. Eine Novelle. Schluß.....	139
Wilhelm von Giesebrecht in München.	
Unsere Gymnasien. Pädagogische Briefe	176
Otto Gumprecht in Berlin.	
Robert Schumann.....	190
Gustav Meyer in Graz.	
Ueber Sprache und Literatur der Albanesen.....	211
Friedrich Althaus in London.	
Erinnerungen an Gottfried Kinkel.....	227
Paul Lindau in Berlin.	
Fedora von Victorien Sardou. Mit einigen Bemerkungen über die Bühnenfertigkeit französischer und deutscher Stücke.....	245
Bibliographie	264

Hierzu ein Portrait von Wilhelm von Giesebrecht, Radirung von
Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W 62, von der Heydstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

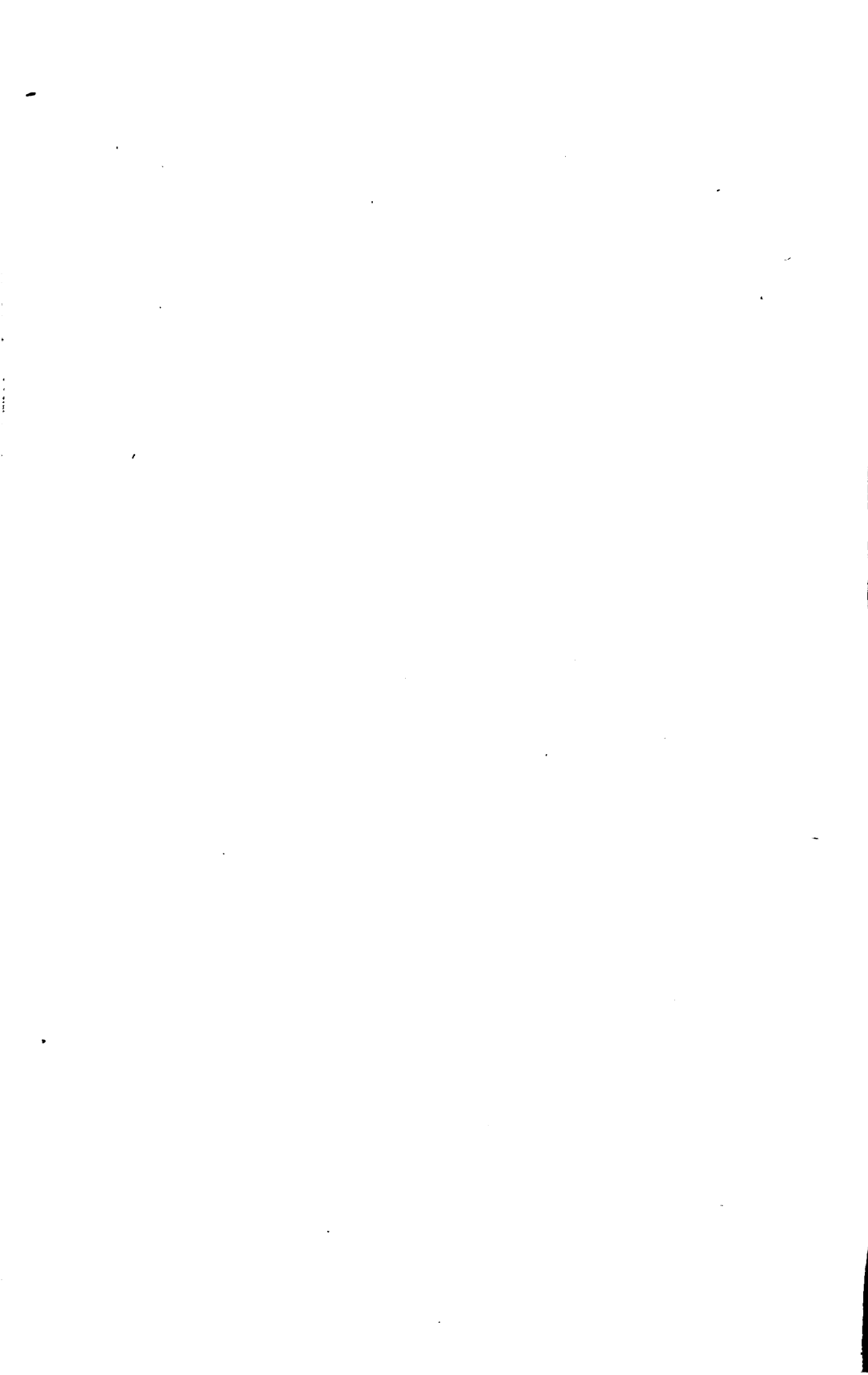
XXIV. Band. — Februar 1883. — 71. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Wilhelm von Giesebrecht.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Der Gast.

Eine Novelle

von

Rudolph Lindau.

— Berlin. —

(Schluß.)

Das Leben im Lower Norwood hatte sich, seitdem die regelmäßigen und geheimen Ausflüge Monias von Katharina beobachtet worden waren, nicht mehr verändert. Die Hausbewohner waren in verschiedene Gruppen getheilt, die eigentlich nur noch während der gemeinsamen Mahlzeiten zusammentrafen: Katharina und Harry, Monia und Nicolaus, John und Natalie. — Frau Monia, wenn sie zu Hause war, ging dort in ihrer gewöhnlichen, stillen Weise einher, machte sich etwas mit den Kindern, etwas in der Wirthschaft zu schaffen, oder las und ruhte. Sie ruhte viel, und es schien ihr vortrefflich zu bekommen: aus ihren tiefen, heißen Augen blickten Befriedigung und Freude am Leben; ihr schönes, bleiches Angeficht war wie ein Bild sicheren Seelenfriedens. — Von Ohlsen sah man wenig. Früher hatte er häufig mit Monia im Salon zusammen gegessen oder lange Spaziergänge in dem schattigen Park mit ihr unternommen; aber schon seit Johns Ankunft war eine gewisse Veränderung in dieser Beziehung eingetreten, und nachdem Katharina sich in der Villa niedergelassen hatte, waren die Begegnungen in Lower Norwood zwischen Monia und Nicolaus selten und kurz geworden. Nicolaus verbrachte den größten Theil des Tages auf seinem Zimmer. Was er, der weder ein viel lesender noch ein viel schreibender Mann war, dort thun mochte, um die langen Stunden auszufüllen, wußte Niemand. — Zwei Menschen kümmerten sich darum: Katharina und Natalie. Beide hatten Gelegenheit gefunden, darüber mit John zu sprechen; aber es war ihnen nicht gelungen, das, was sie wissen wollten, in Erfahrung zu bringen.

Katharina hatte mit Verwunderung bemerkt, daß John anscheinend nur geringen Antheil an dem Unglück seines Zwillingsbruders nahm. Jedenfalls

war er Frau Monia und Ohlsen gegenüber nicht von jener Entrüstung und Erbitterung beseelt, die das Herz der alten Schwester füllten. Es war deshalb auch eine gewisse Erkältung zwischen den beiden Geschwistern eingetreten. Katharina, die zwar Harry gegenüber an dem Vorhandensein eines Verhältnisses zwischen ihrer Schwägerin und Ohlsen noch zu zweifeln schien, war in ihrem Innern fest von der Schuld dieser Beiden überzeugt und sprach mit John davon wie von einer unbestreitbaren Thatsache. Dies wollte der Californier aber durchaus nicht gelten lassen.

„Es wird viel Schlechtes in der Welt über andere Leute geredet, woran nichts Wahres ist,“ sagte er.

„Aber hast Du denn keine Augen!“ fuhr Katharina entrüstet auf. „Oder willst Du nicht sehen?“

„Gerade weil ich Augen habe, und recht gute obendrein, glaube ich mich auf meine eigenen Wahrnehmungen verlassen zu dürfen. Ich sehe absolut nichts Verdächtigtes. Ohlsen wohnt hier im Hause, weil Harry ihn gebeten hat, sein Gast zu sein; Monia behandelt ihn freundlich und zukommend, wie dies als Wirthin ihre Pflicht und Schuldigkeit ist; die Beiden verkehren freundschaftlich miteinander, wie wir es Alle erwartet und gewünscht haben. — Ich sehe in alle dem keinen Grund zu irgend welcher Beunruhigung oder zu einem bösen Argwohn.“

„So!“ entgegnete Katharina mit schwer verhaltenem Ingrimm ob der Verstocktheit und Stumpfsinnigkeit ihres Bruders; „So! Du siehst nichts! — Willst Du mir sagen, was Herr Nicolaus Ohlsen hier zu suchen hat, weshalb er hier bleibt? Ist es etwa Harrys wegen, der sich nicht um ihn bekümmert? — Ist es um Natalie, das arme Kind, das sich in Liebe um ihn verzehrt? — Was in der Welt könnte ihn verhindern, um sie anzuhalten und sie heimzuführen? — Ist es Deinetwegen? — Wo seht Ihr Beide Euch, wann sprecht Ihr miteinander? — Du sagtest mir, er sei nach England gekommen, um sich zu verheirathen. Sucht er in diesem Hause eine Frau? — Nach Harrys Briefen hatte ich immer angenommen, es sei ein offenes Haus. Das muß sich aber seit der Ankunft des Fremden geändert haben, denn außer der französischen Schneiderin habe ich, seitdem ich hier bin, noch kein weibliches Wesen über unsere Schwelle treten sehen. — Nun, so antworte doch! . . . Was hält ihn hier? Er schleicht wie das böse Gewissen umher! Und er hat guten Grund dazu, der Elende! Scham, Schimpf und Schande über ihn! Weshalb zieht er nicht seiner Strafe? Ist die Welt nicht groß genug für Alle? Weshalb stört er unseren Frieden? — Ich sage Dir, nur Eines fesselt ihn hier: ein sündiges, schlechtes Weib. Ich hasse sie. Wenn ich ihre Blicke umherschweifen sehe, so muß ich an mich halten, um ihr nicht laut zuzurufen, sie solle die Augen niederschlagen und kein öffentliches Aergerniß erregen durch ihre Niedrigkeit. Ich möchte ihr einen Trank eingeben, der ihren Frieden zerstörte, der sie schwer und elend und krank machte, wie sie unsern armen Harry gemacht hat!“

John schwieg. Ihn hatte in dem Zornausbruch seiner Schwester vor Allem ein Satz berührt, der nämlich, in dem Katharina von Nataliens Liebe für Nicolaus gesprochen hatte. Er war darüber sehr nachdenklich geworden. Sie beobachtete ihn; sie hoffte, sein Vertrauen erschüttert zu haben, und besänftigter, zutraulicher fuhr sie fort:

„Ich glaube der Fremde bereut, was geschehen ist. Er ist Jahre lang Dein Freund gewesen, und ursprünglich war er vielleicht nicht schlecht. Er mag gekämpft haben, ehe er unterlegen ist; aber sie war zu stark für ihn mit ihrer Macht und ihrer List. Was ihn jetzt drückt, das ist, zu wissen, er darf einem Ehrenmanne nicht mehr in's Auge sehen. Könnte er Alles ungeschehen machen, er thäte es. Ich möchte schwören, daß er sie nicht mehr liebt — vielleicht hat er sie nie geliebt. Aber sie hält ihn, sie hat ihn sich erobert. Er ist ihr Eigenthum, sie giebt ihn nimmer frei. Sie hängt sich an ihn wie eine Klette! Deshalb, John, hört man nichts mehr von Eurer Reise nach Californien? Er wollte fort, und Du hattest ihm versprochen, ihn zu begleiten. — Wochen sind vergangen, seit Du von Eurer Abreise als nahe bevorstehend sprachst — jetzt ist nicht mehr die Rede davon. Es thut mir leid, mich schon wieder von Dir zu trennen, aber ich sage Dir: geh' und schaffe den untreuen Menschen aus dem Hause — um jeden Preis, auch um den unseres Zusammenlebens, das ich Jahre lang ersehnt hatte!“

„Er hat nicht wieder von der Reise gesprochen. Es ist richtig, daß ich in den letzten Tagen wenig von ihm gesehen habe,“ antwortete John zerstreut.

„Er hat nicht wieder davon gesprochen, weil sie es ihm verboten hat!“

„Unsinn! — Deshalb sollte er ihr gehorchen?“

„Hat sie nicht Gewalt über ihn? — Und wenn sie ihm gesagt hat. ‚Wenn Du gehst, so folge ich Dir, mir ist dann Alles gleich?‘ — Harry der sie kennt, sagte mir, sie sei Eine, die auch mit Schimpf und Schande leben könne, ohne unglücklich zu sein. Das könnte sie; aber Dein Freund kann es nicht. Er weiß in seiner tiefsten Brust, daß er ein Elender ist —, sich selbst täuscht er darüber nicht; — aber er will den Schein, daß er die Andern täuscht, aufrecht erhalten. Ihre Befehle allein halten ihn hier zurück, glaube mir!“

„Ich will ihn an die Rückreise nach Californien erinnern,“ sagte John noch immer auffallend zerstreut.

„Thue das . . . entferne ihn! — Du rettetest Harry das Leben.“

John begab sich schnurstracks auf Ohlens Zimmer. Er wußte nicht, wie er mit ihm sprechen sollte; jede Verstellung wurde ihm schwer; und da er von Nicolaus' Schuld nicht überzeugt war, so wollte er keinen Argwohn zeigen. — Aber auch auf die Gefahr hin, daß Katharina sich irrte, wollte er Ohlsen nun aus Lower Normwood entfernen. Da Harry und Katharina dem Gast mißtrauten, so war es unter allen Umständen gut, daß er aus dem

Hause verschwand. Auch für Natalie war es gut, daß er ging, wenn sie ihn liebte, und er ihre Gefühle nicht erwiderte oder nicht bekennen durfte. — Ja entschieden, auch für Natalie war es gut, daß Nicolaus ging!

Dhlsen war nicht auf seinem Zimmer. Er war überhaupt nicht in Lower Norwood. Der Gärtner sagte, er sei gegen zehn Uhr Morgens fortgegangen und nicht wieder zurückgekommen. — Es war drei Uhr Nachmittags.

Darauf suchte John Natalie auf, um mit ihr einen Spaziergang zu machen. Aber die Unterredung zwischen den beiden guten Freunden wollte diesmal nicht in das zutrauliche Geleise kommen, in dem John gewünscht hätte, sie sein ganzes Leben lang fortführen zu können. Er war mit dem Gedanken beschäftigt, daß Natalie eine unglückliche Liebe für Nicolaus hege. Er wollte sich Gewißheit darüber verschaffen; aber es fehlte ihm der Muth, eine grade Frage darüber an Natalie zu richten, und er war zu ungeschickt, um auf krummem Wege etwas aus ihr herauszulocken, das sie wie ein Geheimniß bewahren mochte. — Der große, starke Mann blickte bemitleidenswerth melancholisch auf das zarte, kleine Wesen herab, das an seiner Seite, anscheinend unbekümmert um sein Leid, leicht einherschritt; und seine breite Brust hob sich mehr als einmal zu einem Seufzer, den er nur zu unterdrücken vermochte, indem er sich selbst zurief: „Sack, alter Mann! — Sei kein Narr!“ — Aber er war ein Narr geworden, und Natalie, welche anfangs, sich unbehaglich zu fühlen am Arme des Freundes, der heute so eigenthümliche Manieren zur Schau trug, würde dies ohne Zweifel durch einige Fragen, die ihr auf der Zunge schwebten, entdeckt haben, wenn Beider Aufmerksamkeit nicht plötzlich durch das Läuten der Glocke des Gartenthors, dem sie sich genähert hatten, in Anspruch genommen worden wäre. — Es war halb vier Uhr Nachmittags.

Die Thür wurde geöffnet, und ein schwarzgekleideter Herr trat in den Park. John erkannte den Subdirector der Western-Bank, dem er von seinem Bruder vorgestellt worden war. Sicherlich, etwas ganz Außergewöhnliches und Wichtiges mußte vorgefallen sein, um diesen Mann zu veranlassen, während der Geschäftsstunden nach Lower Norwood zu kommen. John näherte sich ihm schnell und besorgt.

„Was giebt's, Herr Brent?“

Herr Brent sah verstört aus. Er ergriff Johns Hand und sagte mit auffallender Wärme:

„Es ist mir sehr lieb, daß ich Sie zuerst antreffe, Herr Maclean. — Wo ist Ihre Frau Schwägerin?“

„Was giebt's, Herr Brent?“

„Ihrem Bruder ist ein Unfall zugestoßen.“

John erbleichte, und seine Augen öffneten sich weit.

„Ist er todt?“ fragte er heiser.

„Nein, Gottlob! . . Aber er hat sich schwere innere Verletzungen zugezogen . . . Er ist überfahren worden.“

„Wo ist er?“

„Ich habe ihn durch einen Expresszug nach Lower Normood schaffen lassen. Der Doctor ist bei ihm. Er wird in einer Sänfte hergetragen. Er kann in wenigen Minuten hier sein. — Wo ist seine Frau?“

„Natalie, rufen Sie Ihre Mutter!“

„Sie ist ausgegangen.“

„Rufen Sie meine Schwester! . . Herr Brent, ich folge Ihnen.“

„Nein, bleiben Sie hier. Die Sänfte muß jeden Augenblick kommen und darf auf der Straße nicht angehalten werden.“

John Maclean räusperte sich. Sein Athem kam und ging schnell. Er schaukelte sich von einem Fuß auf den andern. Dann öffnete er die Gartenthür und blickte hinaus.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte Herr Brent theilnehmend; „es ist noch Hoffnung vorhanden.“

„Natürlich! . . natürlich! . .“ antwortete John.

Da eilte Katharina die Freitreppe der Villa herunter und stürzte auf ihren Bruder los. Sie sah erschrecklich aus mit ihrem bleichen Gesicht und den unheimlich blizenden, großen, schwarzen Augen.

„Wo ist Harry?“ rief sie mit wehklagender, herzerreißender Stimme.

„Er kommt, Kitty, er kommt!“

„O die Elenden! sie haben ihn ermordet!“

„Schweig, Kitty! — Ich beschwöre Dich: sei ruhig! Es ist ihm ein Unfall zugefallen! Er ist überfahren worden! . . Da ist er!“

Durch die offene Gartenthür trugen vier starke Männer eine schwere Bahre. Sie gingen langsam, festen, weiten Schrittes, im Takt, wie professionelle Leichenträger. Sie hatten gemeine, theilnahmlose Gesichter, die von der Anstrengung erhitzt und geröthet waren. Neben der Bahre schritt ein Herr mit ernstem, stillem Gesichte: der Arzt. Er begrüßte die Anwesenden und bat, ihm zunächst das Zimmer anzuweisen, in das der Kranke gebracht werden sollte.

Katharina, die plötzlich ganz ruhig geworden war, ging voran, und der Arzt folgte ihr. John und Herr Brent schlossen den traurigen Zug. Natalie war auf eine Gartenbank niedergesunken und schluchzte laut.

Der Kranke wurde in sein Schlafzimmer gebracht. Er war bereits verbunden und wurde nun unter der Leitung des Doctors von seiner Schwester sanft gebettet. Seine Augen waren geschlossen. Katharina warf einen langen, sehnächtigen Blick auf das bleiche Angesicht, auf dem ein Ausdruck tiefsten seelischen Schmerzes sich gelagert hatte. Ihre Nasenflügel öffneten sich weit, und sie athmete schwer und vernehmlich. Aber sie sprach kein Wort und schien nur darauf bedacht, die Anordnungen des Arztes auf das Beste auszuführen.

Dieser winkte ihr jetzt, sich vom Lager des Kranken zu entfernen, und sagte ihr dann leise, um die anscheinende Ruhe des Kranken nicht zu stören: „Es ist augenblicklich nichts zu thun. In einer Stunde werden Dr. Morris und Dr. Alisson hier sein, um sich mit mir über die Behandlung Ihres Herrn Gemahls zu berathen.“

„Er ist mein Bruder.“

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau; ich habe nicht die Ehre, Frau Harry Maclean zu kennen . . . Das einzige, was wir augenblicklich für Ihren Bruder thun können, ist, ihm vollständige Ruhe zu sichern. Das überlasse ich Ihnen. Ich werde unten auf meine Collegen warten. Falls der Kranke inzwischen aufwachen sollte, so bitte ich Sie, mich zu rufen. — Herr Brent, Herr Maclean, Sie folgen mir wohl! Je weniger Personen im Zimmer sind, desto besser für den Patienten.“

Die drei Männer entfernten sich.

Katharina blieb allein mit ihrem Bruder. Sie setzte sich an das Bett, und ihre Augen hefteten sich auf das Angesicht des Leidenden. Sie saß still, ohne sich zu rühren, ohne einen Laut von sich zu geben.

Bald darauf kam Frau Monia aus London zurück. Sie trat müden Schrittes in den Park, ruhebedürftig. Die erste Person, die sie dort sah, war die weinende Natalie.

„Weshalb weinst Du, mein Kind?“

„Ach, der arme Vater!“

„Was ist ihm zugestoßen?“ fragte Monia ängstlich und schnell.

„Er ist überfahren worden . . . Sie haben ihn eben auf sein Bett niedergelegt.“

„Doch nichts Gefährliches, hoffe ich?“

„Ich weiß nicht, Mama. Der Arzt ist im Salon mit Herrn Brent und Onkel John.“

Frau Monia beschleunigte ihre Schritte ganz bemerkbar, und würde die Stufen zur Freitreppe hinaufgelaufen sein, wenn ihre Kleider sie nicht verhindert hätten. Sie trat sichtlich aufgeregt in den Salon und ließ sich von dem Arzt, nachdem dieser ihr von Herrn Brent in üblicher Form vorgestellt worden war, bis in die kleinsten Einzelheiten Alles berichten, was dieser über den beklagenswerthen Vorfall wußte. Sie äußerte sodann den lebhaften Wunsch, den Verwundeten zu sehen, ließ sich jedoch, nach einigem Widerstand, vom Doctor überzeugen, daß es im Interesse des Kranken am besten sei, auf die Erfüllung dieses Wunsches vorläufig zu verzichten, da Herr Maclean der Ruhe bedürfe, und ihm die Aufregung erspart bleiben müsse, die der Anblick der Gattin hervorrufen könnte.

Darauf legte Frau Monia den Mantel ab, zog die langen schwedischen Handschuhe aus, was einige Zeit erforderte, da dieselben mit einer großen Anzahl von Knöpfen versehen waren, und ließ sich endlich auf einem bequemen Sessel nieder, auf dem sie schweigend und nachdenklich, mit sichtbarer Be-

kümmerniß in den Mienen, verharrete, bis Dr. Morris und Dr. Allison erschienen und mit dem bereits anwesenden Collegen zur Berathung in das Krankenzimmer traten.

Man hatte Harry in das gemeinschaftliche Schlafgemach gebracht. Es war dies auf Miß Katharinas Anordnung geschehen. Er wäre in jedem andern Zimmer ebenso gut, ja vielleicht besser aufgehoben gewesen, denn das Schlafgemach lag nach vorn heraus und war nicht so ruhig, wie einige andere Zimmer, an die Frau Monia dachte. Es war bedauerlich, daß die ersten Anordnungen nicht von ihr selbst getroffen worden waren; man hätte dann Manches zweckmäßiger einrichten können. Miß Maclean war zweifelsohne von der besten Absicht befeelt, aber man durfte nicht von ihr erwarten, daß sie den Hausstand in Lower Norwood so kenne, wie die Herrin desselben. Augenblicklich ließ sich nun aber an den getroffenen Anordnungen nichts mehr ändern, und es handelte sich nur darum, Harry dort, wo er war, möglichste Ruhe und jeden erdenklichen Comfort zu verschaffen.

Gegen halb sechs Uhr erschien Ohlsen. — Die Doctoren hatten sich bereits in das Krankenzimmer begeben. John war geräuschlos aus dem Salon verschwunden. Er wartete auf dem Flur, vor dem Krankenzimmer auf den Ausspruch der Aerzte. — Herr Brent hatte sich mit der Versicherung zurückgezogen, er werde am nächsten Morgen, ehe er auf die Bank ginge, wieder vorkommen, um Nachrichten über das Befinden des Directors einzuholen. — Frau Monia war allein im Salon, als Ohlsen dort eintrat. Sie erzählte ihm mit besorgter Miene, mit flüsternder Stimme, was vorgefallen sei, und sprach zum Schluß mit tiefer Inbrunst die Hoffnung aus, daß Alles gut vorübergehen möge; Harry stehe glücklicherweise im kräftigsten Mannesalter; er sei, seitdem sie ihn kenne, nie auch nur einen Tag krank gewesen. Unter solchen Umständen dürfe man von der Natur gute Hülfe erwarten.

Frau Monia tröstete ihre Umgebung; aber Ohlsen schien dafür wenig Verständniß zu haben, denn er entgegnete kein Wort, sondern schlich auf den Fußspitzen aus dem Salon die Treppe hinauf, um sich in sein Zimmer zu begeben. Frau Monia sah ihm nachdenklich nach, und ihre Züge blieben sorgenschwer, auch nachdem er gegangen war.

Auf dem Flur im ersten Stockwerk erblickte Nicolaus seinen Freund John, der mit kummervollem Gesicht vor der Thür des Krankenzimmers Wache stand. Ohlsen drückte ihm stumm und fest die Hand, und dabei traten ihm die Thränen in die Augen. Als er, auf seinem Zimmer angelangt, allein war, setzte er sich nieder und blickte mit blöden Augen wie Jemand, den ein schwerer Schlag betäubt hat, vor sich nieder und dann wieder in den Garten, dessen Blätter von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet wurden, wie an jenem Tage, da er mit Harry zum erstenmale in den Park von Lower Norwood getreten war.

XIV.

Der Ausspruch des Doctorencollegiums war nicht so ungünstig ausgefallen, wie John und Katharina es befürchtet hatten. Frau Monia, die Vernünftigste der Gesellschaft, hatte mit ihrem ruhigen Optimismus recht gehabt. Der Zustand des Verletzten war ein bedenklicher, aber kein hoffnungsloser; man durfte, wie Frau Monia ganz richtig bemerkt hatte, das Beste von seiner kräftigen Constitution erwarten.

Frau Monia ließ dem Gatten die aufmerksamste Pflege angedeihen. Ihr Benehmen ihm gegenüber war musterhaft, von unerschütterlicher Sanftmuth, unermüdlischer Wachsamkeit. Sie wäre am liebsten gar nicht von seinem Bette gewichen, wenn er selbst sie nicht wiederholt aufgefordert hätte, sich nicht zu sehr zu ermüden und sich durch John oder durch die unermüdetlich starke Katharina ablösen zu lassen. — Jedesmal, wenn sie dann das Zimmer verließ, folgte ihr ein langer, fragender, unruhiger Blick des Leidenden. Und doch hatte sie es an Weisen nicht fehlen lassen, daß sie zu jedem Opfer bereit sei, um von dem Kranken Beunruhigung fern zu halten. Ihren Stolz sogar hatte sie zum Schweigen gebracht, ja erniedrigt, nur um eine unerklärliche, kindische, wenn nicht krankhafte Laune Harrys zu befriedigen. — Dieser hatte sie, sobald sie das erstemal allein waren, und er sprechen konnte, mit schwacher Stimme gefragt, wo sie an dem Tage, an dem man ihn auf einer Bahre in das Haus getragen hatte, gewesen wäre; er erinnere sich, nur von seinen Geschwistern empfangen worden zu sein.

Frau Monia war wieder bei Valerie gewesen.

„In der That!“ antwortete er. Es war ein Zweifel in seiner Stimme; sie sah ihn erstaunt an.

„Bist Du davon nicht überzeugt?“ fragte sie im Tone großer Verwunderung. — „Würde es Dich beruhigen, wenn ich den Beweis brächte, daß ich Dir die einfache Wahrheit gesagt habe?“

Er lag eine Weile sinnend da, während der sie ihn kopfschüttelnd betrachtete, als stünde sie vor einem unlösbaren Räthsel.

„Ja,“ sagte er endlich trocken.

Sie stand schnell auf, trat an den kleinen Schreibtisch, der sich im Schlafzimmer befand, und schrieb hastig einige Zeilen. Dann näherte sie sich dem Bette wieder und sagte:

„Wenn es Dich ermüden sollte, selbst zu lesen, so will ich Dir vorlesen, was ich geschrieben habe.“

Er griff mit schwacher Hand nach dem kleinen Briefbogen, den sie ihm hinhielt, und las:

„Liebe Valerie! Ich weiß nicht, ob Du schon von dem Unglück gehört hast, das meinem armen Mann vorgestern, als ich bei Dir war, zugestoßen ist: er ist überfahren worden und liegt leidend im Bette. Ich muß mich für heute auf diese kurze Mittheilung beschränken, denn ich habe nicht die Ruhe, Dir ausführlich zu schreiben. — Ich hatte vorgestern verschiedene

kleine Einkäufe gemacht, die ich aber irgendwo vergessen habe. — Vielleicht bei Dir? Es war ein Packet in weißem Papier und enthielt unter Anderem drei Paar Handschuhe. Solltest Du es gefunden haben, so schicke es mir durch den Ueberbringer.

Deine Monia."

Das war Alles, was in dem unverfänglichen Billet stand. Harry las es aufmerksam durch. Dann reichte er es seiner Frau zurück, schloß die Augen und sagte in gleichgiltigem Tone:

"Du kannst es absenden, wenn Du willst."

"Soll ich etwas Anderes schreiben?" fragte sie hastig. "Sage mir: was?"

"Nein; es würde doch immer auf dasselbe herauskommen."

Er wandte sich müde ab. — Sie schien rathlos, aber sie schloß den Brief, klingelte und sagte dem Diener, der gleich darauf erschien, leise, jedoch so, daß ihr Mann jedes Wort verstehen konnte, der Diener solle den Brief sofort zu Fräulein Dibier tragen und Antwort zurückbringen. Die Sache habe Eile; er könne eine Droschke nehmen, um den Weg von der Station zu Fräulein Dibier schneller zurückzulegen. Er solle sich so einrichten, daß er mit dem Vier-Uhr-Zuge wieder zurück sei.

Während seiner Abwesenheit verließ Monia das Krankenzimmer nicht, wennschon Katharina und John sich erboten, sie in gewohnter Weise abzulösen. Sie schien jeden möglichen Verdacht, als ob sie hinter dem Rücken ihres Mannes mit Valerie correspondire, im Grunde ersticken zu wollen.

Der abgesandte Diener kam erst um fünf Uhr nach Lower-Morwood zurück. Er entschuldigte die Verspätung damit, daß er eine halbe Stunde bei Fräulein Dibier habe warten müssen. Er übergab ein sorgfältig eingewickeltes Packet, das Natalie nachlässig öffnete, doch so, daß Harry es sehen konnte, und das verschiedene Kleinigkeiten: Bänder, Knöpfe, Nadeln und auch die ausdrücklich erwähnten drei Paar Handschuhe enthielt. — Die Sache war in Ordnung. Auch der Brief ließ für Jedem, der nicht überall Arges wähen wollte, nichts zu deuten übrig. Er war etwas kurz für einen Brief, der die schreibselige und schreibkundige Valerie eine halbe Stunde beschäftigt hatte. Gewöhnlich waren ihre überschwenglichen Episteln an Monia zum mindesten acht Seiten lang und kreuz und quer beschrieben, mit zahlreichen Nachschriften versehen, dagegen ohne Datum. — Das vorliegende Billet lautete:

"Dienstag, 4. October.

Meine arme, beklagenswerthe Freundin, geliebte Monia! Ich bin durch die entsetzliche Nachricht, die Deine lieben Zeilen mir bringen, auf das Tiefste erschüttert. Ich eile heute Abend zu Dir, wenn auch nur auf wenige Minuten, um die Einzelheiten des graufigen Ereignisses aus Deinem Munde zu erfahren. — Anbei das kleine Packet, das ich gleich, nachdem Du gegangen warst, gefunden habe. Ich würde es Dir nachgeschickt haben, wenn ich nicht gehofft hätte, Dich in den nächsten Tagen wiederzusehen. —

Haßt Du neulich nicht den Zug verpaßt? Wir hatten uns verplaudert, und ich bemerkte erst, als Du gegangen warst, daß nur noch 'wenige Minuten an vier Uhr fehlten. Die zwei Stunden waren wie wenige Secunden hingeflogen. Ach, ich fürchte, geliebte Freundin, es wird lange dauern, bis ich wieder ein Plauderstündchen, die einzige Freude meines traurigen Lebens, mit Dir haben kann! Grüße Deinen lieben, lieben, armen Kranken und sei tausendmal umarmt von Deiner treuen Valeri:."

Harry las den Brief bedächtig durch, ohne eine Miene zu verziehen, von Anfang bis zu Ende, dann ließ er ihn gleichgiltig auf die Bettdecke fallen.

"Nun," sagte Monia, als sie sah, daß er nicht sprechen würde; „bist Du befriedigt?"

Er räusperte sich, als wollte er sprechen; aber dann schien er sich eines Anderen besonnen zu haben und sagte einfach mit müdem Ton:

"Ja."

Der Brief war in seinen Augen ein elendes, vorher abgekartetes Machwerk. Daß Valerie ihre einzige Stütze in der Welt, Monia, nicht zu Fall bringen würde, darüber war Maclean sich ganz klar. Die Französin hatte sich in Harrys Augen ganz und gar an Monia verkauft, für die Dienste, die sie von dieser erwartete. — Sie war, nach seiner Ansicht, auf den vorliegenden Fall vorbereitet worden und hatte den ihr gegebenen Anweisungen gemäß gewissenhaft gehandelt. Was hätte es genützt, diesen neuen Verdacht zu äußern? Monia wäre um eine Antwort sicherlich nicht verlegen gewesen. — Zug und Trug, mit einigem Scharfsinn gepaart, verfügen über viele Waffen. — Harry fühlte sich betrogen; aber er schwieg, wenn er den Betrug auch durchschaute. Er wußte sich der schlaun Monia unendlich überlegen; aber seine Verachtung für sie hatte nun den Grad erreicht, wo sie schweigsam wird und sich nur noch in einem willenlosen Zornausbruch äußern kann. Es gebrach dem kranken Mann an Kraft, sich zur hellen Entrüstung emporzuschwingen. Er war müde — müde, unbediente Schmach so lange getragen zu haben, müde, von einem untergeordneten Wesen belogen und betrogen zu sein. — „Wozu noch kämpfen?" sagte er sich. — „Wald ist Alles Eins;" — und die einzige Sorge, die ihm noch blieb, war die um seine Kinder, die vaterlos heranwachsen, und um seine Geschwister, die ihn beweinen würden. Sorgen um sich selbst hatte er keine mehr.

Zwei Wochen waren dahingegangen, ohne daß sich eine erhebliche Veränderung in dem Zustande des Kranken gezeigt hätte. Er war vielleicht etwas schwächer geworden — wenigstens glaubten Katharina und John das zu bemerken. Dem Arzt war es entgangen; auch Frau Monia sah es nicht. Aber sie hatte dessen ungeachtet ihre Sorgen — ernste, schwere Sorgen. — Sie fühlte sich vernachlässigt, vereinsamt. Ganz unmerklich, trotz ihrer aufrichtigen Bereitwilligkeit zu jeder Dienstleistung am Bette des Kranken,

war sie dort durch Katharina und John verdrängt worden. Die Weiden waren ihr an rein physischen Kräften erheblich überlegen. Die knochige Katharina handhabte den kranken Bruder wie ein kleines Kind, während Monia ihn beim besten Willen kaum bewegen konnte, wenn er in die Höhe gehoben werden oder seine Lage im Bett verändern wollte, um sich Linderung der Schmerzen zu verschaffen, die ihn nur selten verließen. Ihre schönen, weichen Hände waren dienstwillig genug, aber nicht diensttätig. — „Rufe mir Katharina oder John,“ sagte Harry, wenn er sah, wie sie sich mit Anstrengung aller ihrer Kräfte vergeblich bemühte, ihn emporzurichten. Und Katharina oder John waren immer in der nächsten Nachbarschaft, erschienen auf den ersten Wink und thaten mit Leichtigkeit, was der Kranke verlangte. Und wenn das geschehen war, dann blieben sie im Zimmer, und nach einer Weile tiefen Schweigens von allen Seiten empfand dann Monia stets, daß sie nicht nur entbehrlich sei, nein, daß sie störe. Und dann entfernte sie sich, nicht ohne die Empfindung eines gewissen eifersüchtigen Grams. Sie wäre so gern eine unübertreffliche Krankenwärtlerin für ihren Mann gewesen, an gutem Willen dazu fehlte es ihr nicht; aber sie hatte nun einmal nicht die Kräfte dazu. Dagegen ließ sich nichts machen.

Auch die Aerzte fanden bald heraus, daß die Geschwister die eigentlichen Pfleger ihres Patienten seien, und wandten sich vorzugsweise an diese, höchstens aus professioneller Höflichkeit auch an Frau Monia, um Weisungen über die Behandlung des Kranken zu erteilen. Selbst die zahlreichen fremden Besucher, wie Herr Brent zum Beispiel, schienen es natürlicher zu finden, Miß Katharina oder Herrn John Maclean nach dem Befinden des Bruders zu fragen als Frau Monia nach dem des Herrn Gemahls. — Monia fühlte sich verringert, und das kränkte sie. Sie konnte sich stundenlang auf dem Zimmer einschließen, das sie sich nach der Erkrankung Harrys für ihren Privatgebrauch eingerichtet hatte, ohne daß irgend Jemand ihre Abwesenheit zu bemerken schien. Alles ging, auch wenn sie nirgends eingriff, seinen ruhigen Gang. — Sie kümmerte sich um die Kinder, um wenigstens nicht ganz nutzlos zu sein; sie ging mit der stillen Natalie spazieren, um irgend welche Gesellschaft zu haben. — Katharina und John vermieden sie nicht gerade, aber sie suchten sie niemals auf; und dann waren sie stets durch die Sorge um den kranken Bruder beschäftigt. — Die Familie des Vatten war Frau Monia niemals sympathisch gewesen; die anwesenden Mitglieder derselben wurden ihr nunmehr geradezu antipathisch. — Sie verhehlte sich nicht, daß ihr die alles überwuchernde Geschwisterliebe der Macleans unangenehm, lästig werde. — Der Mann sollte zuerst der Frau gehören, so schickte es sich; so wollten es Religion, Gesetz, Gesellschaft! — Harry aber gehörte Katharina und John viel mehr als ihr. — War das recht? — Sie fühlte sich ungerecht, schlecht behandelt, tief verletzt! Sie war eine vernachlässigte Frau!

Von Nicolaus Dhlfen sah Frau Monia so gut wie nichts mehr. Es

konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß dieser sie absichtlich vermied. Niemals war er mit ihr allein, ja, sie konnte nicht einmal seine Blicke antreffen, wenn er ihr bei Tisch stumm und bleich gegenüber saß. Den Kranken hatte Ohlsen gar nicht gesehen. Die Aerzte hatten ausdrücklich befohlen, daß Niemand außer den Wärtern das Krankenzimmer betreten sollte. Jede Aufregung sei dem Leidenden schädlich, und es sollte deshalb auch die kleinste sorgfältig vermieden werden. — Ohlsen war fast nie mehr zu Hause. Er verließ Lower Norwood gewöhnlich mit frühem Morgen und kehrte erst zum Essen nach der Villa zurück. — Katharina und John vermisten ihn nicht. Sie waren zu sehr mit Harry beschäftigt. Auch war augenscheinlich eine gewisse Verstimmung zwischen John und Nicolaus eingetreten. — Gleich einem kalten, dunkeln Schatten erhob sich zwischen ihnen ein finsternes Geheimniß, das John mit der Zeit mißtrauisch gemacht und das Nicolaus schon vom ersten Tage ab sein altes, offenes Zutrauen zu John geraubt hatte.

John, der als schlichter Mann der That nur selten über seine Verhältnisse zu Andern nachgrübelte, sondern dieselben aufnahm, wie sie sich gerade gestalteten, legte sich von der Verstimmung nicht genau Rechenschaft ab. Ja, wenn er an Ohlsen dachte, so geschah dies noch immer mit alter Freundschaft, und er sagte sich sodann, daß die Geheimnißkrämerei, die seinen Freund augenblicklich von ihm entfernt halte, doch endlich einmal ein Ende nehmen, und daß das gute, offene Verhältniß, wie es zehn Jahre lang ungetrübt existirt hatte, dann wieder aufblühen werde. — Ohlsen aber schien unter der Behandlung, die ihm seit Harrys Erkrankung in Lower Norwood zu Theil wurde, empfindlich zu leiden. Eines Abends bemerkte er bei Tische, es sei wohl besser, wenn er das Haus zeitweilig verlasse. Er fürchte, daß seine Gegenwart störe.

„Unsinn!“ rief John.

„Wie können Sie fürchten, daß Sie stören?“ sagte Frau Monia. „Man hört und sieht Sie ja nicht. — Mein Mann würde lebhaft bedauern, wenn er erführe, daß er Sie aus dem Hause vertrieben hat. In seinem und in meinem Namen bitte ich Sie zu bleiben.“

Katharina war nicht gegenwärtig, als diese Unterredung stattfand. Sie saß wie gewöhnlich bei ihrem Bruder. Die arme, kleine Natalie, um die sich kein Mensch zu kümmern schien, und von der kein Mensch eine Aeußerung erwartete, sagte kein Wort, und Niemand bemerkte, wie schmerzlich es um den kindlichen Mund zuckte und bebte.

Nicolaus ließ die Unterhaltung fallen, aber nicht wie Einer, der in seinem Vorhaben wankend gemacht worden ist.

Frau Monia entfernte sich bald nach dem Essen, um nach dem kürzlich eingeführten Gebrauch Katharina am Krankenbette abzulösen und dieser Zeit zu geben, ihre Mahlzeit einzunehmen. — John leistete der Schwester dabei Gesellschaft. — Ohlsen trat auf die Veranda und zündete sich dort eine Cigarre an. Natalie gesellte sich still zu ihm. Da trat Nicolaus plötzlich

leise und scheu auf sie zu, als sei er im Begriff, eine böse Handlung zu begehen und flüsterte:

„Liebe Natalie, wenn ich gegangen sein werde, so bewahren Sie mir ein freundliches Andenken!“

Sie stand sprachlos, entzückt und verwirrt. Er erhob die Arme, als wollte er sie an seine Brust ziehen. Sie rührte sich nicht von der Stelle. Aber plötzlich machte er eine abwehrende Bewegung mit den Händen, und ehe Natalie sich von dem, was vorgegangen war, Rechenschaft abgelegt hatte, war er verschwunden.

XV.

Katharina und John hatten richtiger gesehen als die Aerzte und Monia. Harry war schwächer und schwächer geworden. Seit einigen Tagen war dies Allen aufgefallen, die ihn sahen, und die Doctoren machten bedenkliche Gesichter und zuckten die Achseln, wenn sie über den Zustand des Kranken befragt wurden. — „So lange noch Leben ist, ist noch Hoffnung“, sagte Dr. Morris. Das tröstliche Wort war nicht trostreich.

Eines Abends, zu später Stunde, nachdem der Kranke lange Zeit mit weitgeöffneten Augen schweigend dagelegen hatte, sagte er mit schwacher Stimme zu Katharina, die starr und still neben seinem Bette wachte:

„Liebe Schwester, rufe mir Monia. Und dann lasse mich mit ihr allein.“

Katharina erhob sich und ging. Bald darauf öffnete sich die Thür wieder, und Frau Monia trat herein. Sie war in weißem Nachtgewand. Ihre Lippen erschienen farblos bei dem fahlen Lichte der Lampe, die im Zimmer brannte; aber die großen Augen strahlten in dem stillen, weißen Gesichte in wunderbarer, tiefer Gluth. Sie trug um den feinen Hals, an einem schwarzen Sammetband, das mit schweren goldenen Stickereien seltsam verziert war, ein altes russisches Crucifix aus Ebenholz, mit der Gestalt des Gekreuzigten aus gebräuntem Silber. Es war seit ihrer frühen Kindheit ihre Gewohnheit, diese ehrwürdige Reliquie, die ihr von einer längst verstorbenen Urahne kam, des Abends anzulegen, unmittelbar ehe sie sich zur Ruhe legte. Sie versäumte dies niemals, und es war nicht eine gleichgiltige Gewohnheit, sondern die einzige feierliche Handlung ihres frivolen täglichen Lebens, ein religiöser Act, den sie knieend am Fuße ihres Bettes verrichtete, und mit dem sie lange Gebete und gewisse fromme Gebräuche der griechischen Kirche verband. Sie verfuhr dabei mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, denn sie war eine strenggläubige, orthodoxe Christin, ohne ein Atom von Skepsis, und für die Alles, was die Religion von der Vergeltung im Jenseits lehrt, unangezweifelte Wahrheit war.

In dem Krankenzimmer herrschte Todtenstille. Auf einem kleinen Tisch, neben dem Bett, standen in sauberer Ordnung Arzneiflaschen und erfrischende Getränke. Der Kranke saß halb aufgerichtet auf seinem Schmerzens-

lager. Sein bleiches, abgehagertes Haupt, von dunklen Haaren umrahmt, ruhte unbeweglich auf dem schneeweißen Kopfkissen; die tiefeingesunkenen, müden Augen waren sanft geschlossen. — Monia näherte sich dem Kranken unhörbar, leichten Schrittes. Er aber fühlte ihre Nähe und öffnete die Augen, sobald sie neben ihm stand. Er blickte sie lange wehmuthsvoll an, mit einem Ausdruck inniger Liebe, der seit Jahren in seinen Augen erloschen war, und sagte dann leise:

„Ich werde bald sterben, Monia; aber vor meinem Tode muß ich mich mit Dir versöhnen: Dir verzeihen, wenn Du gesündigt hast; Deine Verzeihung erbitten, wenn ich Dir Unrecht gethan habe. — Kannst Du bei dem heiligen Kreuze, das an Deinem Halse hängt, schwören, daß Du mir treu gewesen bist, wie die Frau es dem Manne sein soll, dann schwöre und reiche mir die Hand und verzeihe mir; denn dann habe ich in meinem Herzen schweres Unrecht an Dir gethan. — Kannst Du den Schwur nicht leisten — dann schweige. Ich aber will Dir die Hand reichen und Dir verzeihen, wie ich hoffe, daß der Herr, vor dessen Richterstuhl ich nun bald erscheinen werde, mir barmherzig verzeihen möge. — Nun sprich Monia, — oder schweig!“

„Wirst Du mir glauben?“ fragte sie bebend.

„Ich werde Dir glauben.“ Er kämpfte eine Secunde und dann setzte er feierlich hinzu: „So wahr mir Gott helfe!“

Die Zähne schlugen ihr wie im Fieberfroste im Munde zusammen; ihre Rippen bebten und zitterten. Langsam, zögernd, zitternd hob sie die Rechte und legte sie auf das Kreuz an ihrer Brust. Noch einen Augenblick schien sie zu kämpfen, und dann sagte sie mit erstickter Stimme:

„Ich war Dir treu!“

Er hatte jede ihrer Bewegungen ängstlich, aufmerksam verfolgt.

„Ich verstehe Dich nicht,“ sagte er mit einem schwachen Anflug von Ungebuld. „Sprachst Du? Wiederhole!“

„Ich schwöre . . . bei dem Wille des Gekreuzigten . . . ich war Dir treu.“

Die Worte entstrangen sich unendlich mühsam, aber klar und verständlich ihrer Brust.

„Dann verzeihe mir, Monia,“ sagte er milde.

Er streckte die kraftlose, abgemagerte Hand nach ihr aus, die sie mit ihren beiden Händen stürmisch ergriff und mit Küssen bedeckte und mit heißen Thränen benezte:

„O Harry, geliebter Mann, stirb nicht, daß ich Dir noch zeigen möge, wie ich lieben kann, wie ich Dich liebe!“

Er seufzte tief; dann schloß er ermüdet die Augen und blieb lange Zeit unbeweglich liegen. Endlich sagte er:

„Ich habe auch mit Katharina und mit John zu sprechen; und ich will die Kinder noch einmal sehen. Rufe zunächst meine Schwester. Auf Wiedersehen, liebe Monia!“

Sobald Katharina in das Zimmer getreten war, begann Harry zu sprechen, wie einer, der weiß, daß ihm kostbare Zeit karg zugemessen ist. Aber er sprach langsam und feierlich, und Katharina lauschte ehrerbietig, gebeugten Hauptes, überwältigt von der Majestät des gewaltigen Todes, dessen Nähe am Lager des Bruders sie schauernd empfand.

„Nähere Dein Ohr meinem Munde . . . Katharina, wir haben Monia Unrecht gethan . . . Sie war unschuldig.“

„Ja, lieber Bruder.“

„Du mußt allen Argwohn aus Deiner Brust verbannen und ihr liebevoll entgegenkommen und ihr treu zur Seite stehen, wenn ich gegangen bin.“

„Ja, lieber Bruder.“

„Der Schein trügt. Er hatte uns betrogen. Er zeugte falsch gegen Monia. Sie war treu.“

„Ja, lieber Bruder.“

„Kannst Du mir versprechen, ihr zur Seite zu stehen, in Freud' und Leid, willig ihr zu helfen und zu rathen, wenn sie Deiner bedarf?“

„Ja, lieber Bruder.“

„Du kannst sie niemals lieben, wie Du mich liebst; — aber willst Du sie lieben — um meinethwillen, Deines Bruderswillen?“

„Ja, lieber Bruder.“

Jammervoll, herzzerreißend kamen die Worte aus der Brust des armen Weibes.

„Dann küsse mich, Katharina, und rufe John.“

Sie legte ihr Haupt an das seine, das Gesicht in das Kissen gedrückt. Die beiden Köpfe lagen lange Zeit unbeweglich und stumm neben einander. Dann erhob sich Katharina wie nach einem stillen Gebet und verließ das Gemach.

Mit John, der seiner Schwester folgte, wechselte Harry nur wenige Worte.

„Ich bin müde,“ sagte er, „und wollte Dich sehen, ehe ich einschlafe. Gute Nacht, mein alter, treuer John!“

Er hatte vor drei Wochen, bald nach dem Unfall, aber als er sich noch verhältnißmäßig stark fühlte, in geschäftlicher Weise — „zu seiner Beruhigung“ wie er damals sagte — Verfügungen über sein Vermögen nach seinem Tode getroffen und Herrn Brent und seinen Bruder zu seinen Testamentsvollstreckern und zu Vormündern seiner unmündigen Kinder ernannt.

„Wegen der Kinder bin ich ruhig,“ sagte er.

„Natürlich!“

Der Californier hatte viele Menschen sterben sehen. Er wußte, daß der Mann, den er am meisten auf der Welt geliebt hatte, den Niemand, weder Mann noch Frau, ihm jemals wieder ersetzen konnte, ihn nun bald und auf immer verlassen würde. Bitterer Schmerz füllte seine Brust; aber er blieb stark.

„Noch Eins,“ fuhr Harry fort. „Ich habe Deinen Freund, Herrn Ohl . . .“ Er hielt inne und legte die Hand auf das Herz, wie um einen Schmerz zu besänftigen. Dann wiederholte er den angefangenen Satz, aber in veränderter Form: „Ich habe unsern Gast Nicolaus nicht mehr sehen können. Grüße ihn von mir!“

Die Kinder, die aus den Betten geholt worden waren, wurden jetzt von Monia und Natalie hereingetragen. Der Kranke küßte die schlaftrunkenen Köpfschen, die ihm hingehalten wurden, und legte seine Hand segnend darauf.

Und jetzt, da alle seine Lieben um das Lager versammelt waren, faltete er die Hände, und während seine bleichen Lippen sich lautlos bewegten, wanderten seine Augen langsam von Einem zum Andern, bis seine stummen Lippen sich schlossen. Dann, nach einer kleinen Pause, sagte er leise, doch vernehmbar: „Gute Nacht!“ und schloß die Augen; worauf Alle, bis auf Monia, sich lautlos entfernten.

Diese saß geisterbleich an dem Bette des Gatten, während der langen Stunden der unheimlichen Nacht. Es war drei Uhr Morgens. Ein Schauern des Frostes durchrieselte sie. Sie erhob sich und nahm ein großes Tuch, das auf einem Stuhl lag, um sich darin einzuhüllen. Ihre Bewegungen waren kaum hörbar leise gewesen; aber eben so leise schwang die Thür, und Katharina erschien auf der Schwelle.

„Ich hörte, daß Sie sich bewegten,“ sagte sie. „Wie geht es Harry?“ „Er schlummert.“

Katharina blieb vor Monia stehen. Es schien, als kämpfe sie mit einem Entschluß; aber nicht lange; dann streckte sie dieser die Hand entgegen, die Monia zögernd ergriff und dann krampfhaft festhielt.

In diesem Augenblicke öffnete Harry Maclean die Augen. Die beiden Frauen standen am Fuße des Bettes: Hand in Hand. Ein Lächeln des Friedens verklärte das Antlitz des Sterbenden.

„Das ist gut!“ sagte er.

XVI.

Harry war nicht wieder aus dem Schummer erwacht, in den er gesunken, nachdem er seine Frau und seine Schwester Hand in Hand am Fuße des Bettes stehend erblickt hatte. — „Das ist gut,“ waren seine letzten Worte gewesen, Worte des Friedens. — Katharina hatte sie in ihre Brust gegraben. Nicht eine Miene, geschweige denn ein Wort verrieth, daß sie Frau Monia noch vor kurzem gehaßt und bei ihrem Bruder John gleiche Gefühle zu erwecken versucht hatte. Sie vermied ihre Schwägerin nicht mehr, wie dies während der Krankheit Harrys geschehen war, sondern ging ihr milde und friedfertig bei den traurigen Geschäften und Arbeiten zur Hand, die zwischen dem Sterbe- und dem Begräbnistage verrichtet werden mußten. Zwei ihrer Schwestern, Geraldine und Maria, die telegraphisch

von dem Abscheiden Harrys benachrichtigt worden waren, hatten sich in Lower Norwood eingefunden, um der Bestattung des Bruders beizuwohnen: große, hagere, ernste Frauen, mit versteinerten, edigen Gesichtern, die in ihren einfachen, gänzlich schmucklosen Trauerkleidern aussahen, als seien sie aus einem alten Bilde herausgetreten. Sie hatten Frau Monia bei ihrer Ankunft ohne ein Wort der Klage oder des Beileids begrüßt und waren seitdem für diese wieder unsichtbar geworden.

Die vier Geschwister saßen am Abend jenes Tages in Katharinas Zimmer. Diese hatte den Neuangekommenen soeben einen kurzen aber vollständigen Bericht über die letzten Augenblicke des dahingegangenen Bruders erstattet.

„Seine Frau war gut und treu zu ihm, sagtest Du?“ fragte Maria.

„Das war sie“, antwortete Katharina bestimmt.

„Gott segne sie dafür“, sprachen darauf Geraldine und Maria gleichzeitig.

John warf seiner ältesten Schwester einen verwunderten Blick zu; — aber er schwieg.

„Als ich ankam“, fuhr Katharina fort, „da glaubte ich die Schwägerin auf eitlen Tand allein bedacht, und konnte ihr nicht freundlich gesinnt sein. Aber nun weiß ich, daß sie nur anders ist als wir, nicht schlechter; und in meinem Herzen habe ich ihr Abbitte gethan ob meines raschen Urtheils.“

John stand leise auf, um sich zu entfernen. Katharina hielt ihn nicht zurück. Sie kannte ihn und wußte, daß es keiner Unterweisung von ihr bedurfte, um ihn zu warnen, den Schwestern den alten Verdacht gegen Frau Monia zu offenbaren. Er würde davon nicht sprechen, dessen war sie sicher.

John ging in den Park. Ob Monia schuldig oder unschuldig war, kümmerte ihn in diesem Augenblick nicht. Sein Herz war ganz voll des wehen Gefühls, den Menschen, der ihm am nächsten gestanden hatte, verloren zu haben. Er konnte an nichts denken, nicht einmal an den Verlust, den der erlitten hatte; er fühlte sich schwer, müde und sehnte sich nach Dunkelheit und Einsamkeit. — In einer Allee des Parks setzte er sich auf eine Bank nieder, und dort, unter dem herbstlichen Himmel, von Niemand gesehen, löste er den Zwang, den er sich bis dahin auferlegt hatte, und ließ seinen Thränen freien Lauf. Sie rannen lange und still über seine Wangen und gewährten seinem Herzen, das nicht Trostes bedürftig war, ja das Trost wie eine Kränkung zurückgewiesen haben würde, Erleichterung. — John Maclean wußte, daß er sich männlich in sein Schicksal zu fügen hatte, und daß er dies auch thun werde. Er verzweifelte nicht am Leben oder am Glück, weil er das Theuerste verloren hatte; aber der Schmerz um den Verlust war das Einzige, was ihm jetzt noch von seinem Bruder blieb; er wollte diesen Schmerz wahren und pflegen wie etwas Kostbares, und Niemand sollte ihm dessen Schwere verringern. Er war Mann, sie zu tragen.

Da hörte er in der dunklen Allee langsame Schritte. Eine Gestalt näherte sich, ohne ihn, der unbeweglich auf der Bank saß, zu bemerken. — Es war Ohlsen. — John ließ ihn vorübergehen. Er hatte das Gefühl, daß er ihn erschrecken würde, wenn er ihn beim Namen rief. Als aber die Schritte sich in der Entfernung nur noch schwach vernehmen ließen, stand er auf und folgte ihnen. Er hatte seinen Bruder verloren. Es blieb ihm ein Freund. Er hatte plötzlich den Entschluß gefaßt, sich Klarheit darüber zu verschaffen, ob er auch diesen verlieren müsse. Weit ausschreitend schlug er die Richtung ein, die Ohlsen genommen, und bald hatte er diesen so weit überholt, daß er die langsam vor ihm herwandelnde Gestalt wieder erkennen konnte. Ohlsen hatte die schweren Schritte hinter sich gehört und war stehen geblieben.

„Wer geht da?“ fragte er unwillkürlich, alter californischer Sitten eingedenk, da er in den Minen wie in Feindesland gelebt und vor jeder fremden Annäherung im Dunkeln auf seiner Hut gestanden hatte.

„Freund!“ antwortete John zurück.

Darauf vereinigten sich die Beiden und gingen eine Weile ohne zu sprechen neben einander her. Dann sagte Maclean:

„Wir haben uns seit Harrys Tode noch nicht allein gesprochen. Ich habe einen Gruß von ihm für Dich.“

Und er berichtete von seiner letzten Unterhaltung mit dem verstorbenen Bruder.

Ohlsen hörte schweigend zu. Die Beiden hatten jetzt eine kleine Lichtung erreicht. Ueber ihnen breitete sich ein trüber Nachthimmel aus. Der Mond, durch ein graues Wolkenlager verschleiert, hinter dem er blaß hervorschien, spendete ein kaltes, glanzloses Licht. Die entblätterten Bäume, welche die Lichtung einfaßten, streckten ihre nackten Aeste wie lange, schwarze Geisterarme in die Herbstnacht hinaus. Es war ein trauriger Platz, und es herrschte dort eine unheimliche Stille, die nur durch den fernen, kläglichen Schrei eines Nachtvogels unterbrochen wurde. — „Hin ist hin!“ so klang der Ruf des Vogels in Nicolaus' Ohren. — „Hin ist hin!“ — Dort blieb Maclean stehen und sagte kurz entschlossen:

„Ohlsen“ — seit langen Jahren war es das erste Mal, daß er ihn so anredete, und die ungewohnte Ansprache hatte in seinem Munde etwas Feierliches — „wir haben, seit wir uns kennen, als Freunde nebeneinander gestanden. Ich hatte nie anders gedacht, als daß es so bleiben müsse, bis der Tod uns scheidet. Aber diese Zuversicht habe ich nun verloren, und — Du weißt es — nicht durch meine Schuld. Du hast etwas Fremdes zwischen uns geschoben. Aber wenn es nicht etwas ist, dessen Du Dich zu schämen hast, so wird die Zeit es beseitigen, und vielleicht entschließt Du Dich später, mir zu sagen, wie ich dazu helfen kann. Ich verlange keine Geständnisse von Dir; und ich verlange keine feierlichen Erklärungen. Ein Mann, ein Wort! Wem ich nicht traue, dem glaube ich nicht, auch wenn er tausend Eide schwört. Nicolaus, dies ist eine reine Hand, . . .“

Er streckte die Rechte, die Finger weit ausgespreizt, Ohlsen entgegen.

„... die Hand des Zwillingbruders von Harry Maclean, neben dem ich unter einem Herzen geruht und vierzig Jahre lang in ungetrübter Liebe und Eintracht gelebt habe. Sie ist Blut von seinem Blute. Wenn Du sie jetzt berührst, so berührst Du die Hand des Todten. Darfst Du das nicht — dann Ohlsen verschwinde! Hast Du das Recht, sie zu ergreifen, dann nimm sie! — Da ist sie!“ — er streckte sie ihm mit heftiger Bewegung entgegen — „Sie ist Dein, und dann, bei Gott! auf Leben und Tod!“

Ohlsen ergriff, ohne ein Wort zu sagen, die dargebotene Hand, deren Finger sich in zermalnendem Druck um die seine schlossen.

Dann gingen die Beiden weiter; aber schon nach wenigen Schritten blieb Ohlsen plötzlich stehen, stieß einen kurzen, schwachen Klagelaut aus und fiel mit dem Gesicht nach vorn zur Erde, als hätte ihn eine Kugel getroffen.

Maclean raffte den leblosen Körper auf und erreichte mit ihm keuchend und in Schweiß gebadet Ohlsens Zimmer, wo er den noch immer Bewußtlosen auf das Bett legte. Dort kam der Leidende nach kurzer Zeit wieder zu sich. Nachdem er sich mühsam und schwerfällig entkleidet, wobei Maclean ihm hilfreiche Hand geleistet hatte, bat er leise, ihn allein zu lassen; Ruhe würde ihm wohlthun und wäre Alles, dessen er bedürfte.

Am Nachmittag des nächsten Tages sollte die Beerdigung des Directors stattfinden. Vom frühen Morgen ab war die Leiche in dem von liebenden Händen ausgeschmückten, offenen Sarg ausgestellt, auf daß die Angehörigen und Freunde bis zum Letzten das Antlitz des Dahingeshiedenen schauen möchten. Es war ein schönes, durch den Tod wunderbar verklärtes Angesicht, voll heiligen, sanften Friedens und himmlischer Versöhnung. Die Geschwister kamen und gingen unausgesezt, ohne sich an demselben satt sehen zu können. Auch Frau Monia erschien jede Stunde und kniete dann, in tiefem, langem Gebete versunken, am Fuße des Sarges nieder, ohne jedoch das weiße Gesicht auch nur ein einziges Mal zu erheben, um in das noch weißere vor ihr zu schauen.

Nicolaus trat zu früher Stunde in das Todtengemach und verweilte dort geraume Zeit. Er war allein. Er näherte sich dem Sarge und blickte festen Auges in das Angesicht des Verbliebenen. Die Versöhnung und der Friede, die darauf lagen, schienen auch in seine Seele zu bringen, und seine starren Züge wurden sanfter und weicher.

Die Hände des Todten waren über dem Bahrtuche fromm zusammengefalt: wachsgelbe, makellos reine, fleischlose Hände mit bläulichen Nägeln, von schneeweißen Manschetten umfaßt. Ohlsens Augen, die lange Zeit unversandt auf dem Gesichte des Todten geruht hatten, fielen jetzt darauf. Der Anblick schien ihn mit Grausen zu erfüllen, denn er begann zu zittern, und kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Er wandte zurück und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Er wurde nicht ohnmächtig, aber seine Sinne umflorten

sich. Er lag mit weitgeöffneten, starren Augen, — und doch wie in einem Traum.

Er befand sich im Getöse einer großen Stadt. John, und wiederum nicht dieser, dessen Doppeltgänger, ergriff vertraulich seine Hand und führte ihn nach einem stillen Park, in dessen dunkeln, enbloßen Gängen sie dahinwandelten. Hinter den Bäumen blickte in hellem Sonnenschein ein weißes Haus hervor; und von diesem herab schwebte ihm eine lichte Erscheinung entgegen: ein Weib mit sehnächtigen Augen und liebend geöffneten Armen. — Da wurde es plötzlich dunkel und schaurig, und die verfinsterte, eisige Luft war nur noch durch das fahle Licht des Mondes erhellt. — Er stand auf einem freien Platze, von unheimlichen, drohenden Gestalten umringt, die ihre nackten, schwarzen Geisterarme nach ihm ausstreckten. Eine furchtbare Angst packte ihn. Er wollte schreien — und er hörte einen Schrei; aber nicht aus seiner eigenen Brust. Aus weiter Ferne, voll unendlichen, trostlosen Jammers, zog es wehklagend durch die Luft: „Hin ist hin! . . . Hin ist hin!“ Der Doppeltgänger stand noch immer neben ihm; aber nicht mehr vertraulich, freundschaftlich hielt er ihn. Die Finger hatten sich wie eiserne Klammern um seine Hand gelegt und drückten dieselbe zum Zermalmen. Ohlsen riß sich wüthend los; der Andere taumelte zurück, die Hand zitternd, mit weit ausgepreizten Fingern gegen ihn ausgestreckt, und dann fiel er zu Boden und lag da, regungslos, auf einem mit Blumen und Palmen geschmückten Sarge, das Antlitz feierlich und still, die reinen Hände fromm und ergeben über der Brust gefaltet.

Ohlsen stöhnte wie unter dem Druck eines Alps. — Mit einer furchtbaren Anstrengung riß er sich empor aus der Betäubung, in die er versunken war. Licht und Leben kam wieder in seine Augen: trauriges, hoffnungsloses Leben. Er erhob sich und wankte der Thür zu mit einem letzten scheuen Blick auf den Todten im offenen Sarge. —

XVII.

Die Villa in Lower Norwood leerte sich schnell nach dem Begräbniß des Directors. Der Erste, der verschwand, war Ohlsen, und dies geschah in einer Weise, die für Alle, bis auf John, ein unaufgeklärtes Geheimniß blieb. Als dieser nämlich nach dem Begräbniß in sein Zimmer trat, fand er auf dem Tische einen Brief liegen. Er erkannte die Handschrift Ohlsens, der noch vor einer halben Stunde auf dem Kirchhofe neben ihm gestanden hatte. Nicolaus schrieb:

„Lieber Jack! Ich scheide von Dir. Du hast mir gestern zum letzten Male die Hand gedrückt. Du wolltest mir damit einen Beweis von Vertrauen geben. Aber es war Mißtrauen darin. Das konntest Du nicht ändern. — Du bleibst mir der liebste Freund. Aber ich will Dich niemals wiedersehen. Ich gehe jetzt nach Californien, um dort meine Angelegenheiten zu ordnen. Gib mir dazu drei Monate Zeit, und bleibe bis dahin in

Europa. Nachher gehört Dir die ganze Welt. Lebwohl, alter Kamerad! R. D.“

Maclean's großes Herz war „gesättigt“. Es empfand keinen neuen Schmerz mehr. Er faltete den Brief sorgfältig wieder zusammen, steckte ihn in eine große Briestafche, in der er werthvolle Documente aufbewahrte, und die er, nach alter californischer Art, stets bei sich trug, und gesellte sich sodann zu seinen Schwestern, mit denen er zu Mittag aß und den Abend verbrachte. — Monia hatte ihr Zimmer nicht verlassen, seitdem die Leiche aus dem Hause getragen worden war.

Am nächsten Tage reisten die drei Schwestern nach Edinburg zurück. Geroldine und Maria nahmen in förmlichster Weise Abschied von Monia. Sie war ihnen stets eine Fremde geblieben, und der Tod Dessen, der sie im Leben hätte vereinen können, näherte sie einander nicht. — Katharina aber hatte, ehe sie ging, ja ehe sie sich überhaupt entschloß zu gehen, eine Unterredung mit Monia. Sie suchte diese in ihrem Zimmer auf und fragte in dem Tone und mit den Worten Jemandes, der aufrichtig wünscht, daß seine Anerbieten angenommen werden, ob sie sich auf irgend eine Weise im Hause nützlich machen könnte — vielleicht bei den Kindern, die sie ja liebgewonnen hätten. Monia lehnte dankend ab, keineswegs unfreundlich, aber doch bestimmt. Katharina würde im Hause herzlichst willkommen sein, so lange sie bleiben wollte, und sie, Monia, würde sich glücklich schätzen, wenn es ihrer Schwägerin recht lange in Lower Norwood gefiele; aber sie selbst habe keine andere Freude mehr im Leben als die, sich um ihre Kinder zu kümmern, und diese einzige Freude könne sie mit Niemand theilen, auch mit einer so lieben Verwandten nicht, wie Katharina. — Darauf sagte diese: „Wenn Sie je meiner bedürfen, so schreiben Sie mir, und ich werde kommen.“ Monia dankte. Es sei ihr ein großer Trost zu wissen, daß sie nicht ganz allein dastehe in der Welt. — Und dann umarmten sich die Beiden in köstlicher Weise, indem sie die Wangen gegen einander drückten, und schieden von einander.

Auch John Maclean fand nur wenig zu thun, um als einer der Testamentvollstrecker den letzten Willen seines Bruders zu erfüllen. Die Verhältnisse desselben waren vollständig geordnete gewesen. Das Testament, von einem Rechtskundigen aufgesetzt, war kurz und bündig, mit den in England üblichen Bestimmungen die Wittve und die hinterlassenen Waisen betreffend. Die Kinder waren noch zu jung, als daß es Maclean möglich gewesen wäre, seine Fürsorge für sie in dem Augenblicke thatsächlich zu beweisen. Sie mußten noch während langer Jahre der Mutter anvertraut bleiben. Die Verwaltung ihres Vermögens übernahm der zuverlässige und sachverständige Director Brent. Nachdem John dies Alles festgestellt hatte, that er, wie seine Schwester gethan. Er suchte Frau Monia auf und stellte sich dieser bereitwillig und ganz zur Verfügung; auch erhielt er denselben Bescheid wie Katharina. — Monia erklärte, sie sei in der That tief gerührt

von so viel Liebe und Freundschaft, aber sie bedürfe keines Beistandes. Ihre Lebensaufgabe sei ihr vorgezeichnet. Sie wolle sie zu lösen versuchen, indem sie ihre Kinder zu glücklichen und guten Menschen mache.

„Herr Brent wird stets wissen, wo ich zu finden bin,“ bemerkte darauf der Californier. „Wenn ich Ihnen oder den Kindern nützen kann, so rufen Sie mich.“

Ähnliche Worte hatte Katharina gebraucht. Es war, als ob die Beiden sich verabredet hätten, dasselbe zu sagen. GERALDINE und MARIA würden zweifelsohne auch so gesprochen haben, wenn sie Gelegenheit gefunden hätten, MONIA ihre Dienste anzubieten.

JOHN hatte den Tag seiner Abreise festgestellt. Am Vorabend desselben fand noch eine Unterredung zwischen ihm und NATALIE statt. Es war nun stiller geworden, und die Thüren, die zur Veranda und in den Park führten, waren verschlossen. Im Kamin prasselte ein gutes Kohlenfeuer. Frau MONIA hatte sich, wie sie es häufig that, gleich nach dem Essen auf ihr Zimmer zurückgezogen, um erst zum Thee wieder zu erscheinen. NATALIE und JOHN waren allein. Da sagte Dieser:

„Ich gehe nun morgen fort von hier, Gott weiß! auf wie lange Zeit. Da muß ich Sie noch etwas fragen, und Sie können mir unverhohlen antworten; denn wie Ihr Bescheid auch ausfallen möge, er wird mir Geseß sein . . . Ich habe die traurigste Zeit meines Lebens hier verlebt; aber sie war nicht freudenleer, weil ich Sie hier kennen gelernt habe. — Ich habe Sie lieb gewonnen, so lieb, daß glaube ich, wie ein Mensch einen andern lieb haben kann. Sie sind weit jünger als ich, und Sie sind so schön und gut, daß der Beste im Lande glücklich und stolz sein müßte, wollten Sie ihm Ihre Hand reichen. Und doch werbe ich darum . . . weil ich glaube, daß Niemand mehr darauf bedacht sein wird, Sie glücklich zu machen, als ich. — Wollen Sie sich mir anvertrauen?“

NATALIE antwortete nicht. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und begann zu weinen.

„Warum weinen Sie?“ fragte JOHN.

„Sie sind so gut,“ antwortete NATALIE unter Thränen, „weit besser als alle anderen Menschen, die ich kenne; und ich habe sie von Herzen lieb, aber was Sie von mir verlangen, das kann ich nicht!“

„Das dachte ich mir,“ sagte der Californier ruhig und geschäftsmäßig. „Nur mußte ich sprechen: auch Ihre wegen, weil ich immer denken werde, daß ein Anderer nicht so für Ihr Glück sorgen kann, wie ich es gethan haben würde. — Aber davon wollen wir nicht weiter sprechen! — Und noch Eins: Ich möchte nicht, daß Sie ganz aus meinem Leben verschwänden. — Wollen Sie mir schreiben?“

„Gern, gern werde ich es thun.“

„Sehr wohl. Meine Adresse ist leicht zu behalten: Bank von Californien in San Francisco. Sollten Sie das vergessen: Director Brent weiß, wo ich zu finden bin. — Soll ich Ihnen schreiben?“

„Ach bitte, thun Sie das!“

„Es soll geschehen! — Und wenn Sie einen Freund brauchen, — ich bin immer da, das vergessen Sie nicht! Und nun geben Sie mir die Hand wie ein guter Freund — und als guter Freund nehme ich von Ihnen Abschied.“

Sie reichte ihm die Hand, die er sanft drückte und dann langsam wieder freigab.

Am nächsten Tage war John Maclean gegangen, und nun war die Villa in Lower Norwood in der That ganz still und öde geworden. Auch auf den Kindern schien das Unglück des Hauses zu lasten. Man hörte sie nicht mehr lachen, und sie wurden still und ernst und sahen eingeschüchtert aus, wie Kinder, die von gelaufenen Händen gepflegt werden. Monia gab sich große Mühe, um sie aufzuheitern — aber es gelang ihr nicht. Ja, die Herzen der Kleinen schienen sich von ihr abzuwenden. Sie waren gern mit Natalie, ruhig und freundlich, wenn diese oder die Mägde sich mit ihnen beschäftigten; aber vor der eigenen Mutter schienen sie Furcht zu haben, und wenn sie eine kleine Weile mit ihr zusammen gewesen waren, so baten sie mit befremdlicher, ängstlicher Artigkeit, die Mutter möge ihnen doch erlauben, mit Tasha zu spielen.

Monia bemerkte diese Zurücksetzung, ohne darunter zu leiden. Die Kleinen seien, wie die meisten Kinder, launenhaft und unberechenbar. Mit den Jahren würden sie von selbst herausfinden, daß die Mutter ihnen unvergleichlich näher stände, als alle anderen Menschen, und würden sich ihr dann dem entsprechend anschließen. — Frau Monia hatte ihre kühle Objectivität nicht verloren; aber sie war seit dem Tode des Directors eine andere Frau geworden: zunächst nachdenklich, dann unruhig, endlich schwer-müthig.

Als ihr erster Mann, der Grieche Antoniades gestorben war, hatte ihre Mutter noch gelebt. Sie war zu ihr gezogen, und das Haus der jungen, schönen Wittve hatte sich bald wieder mit Bewunderern und Freunden gefüllt. Sie hatte in vielen Bliden das Verlangen gelesen, sie zu trösten, und hatte sich, nach Ablauf der üblichen Frist, von Herrn Director Maclean trösten lassen. Ihre erste Ehe war eine kurze gewesen. Sie war in der schönsten Jugend aus derselben herausgetreten, und das ganze Leben hatte damals noch vor ihr gelegen. — Jetzt war Alles anders. Sie war fünfunddreißig Jahre alt, sie besaß eine erwachsene Tochter, zwei Kinder, die heranwuchsen. Sie hatte bis dahin nie an ihr Alter gedacht. Ihre Schönheit stand auf dem Höhepunkt der Reife und Vollkommenheit. Jetzt kam sie sich plötzlich alt vor — und sie wurde alt. Kleine, zunächst kaum bemerkbare Fältchen lagerten sich um die Augen und den Mund; und eines Nachts, als sie vor dem Schlafengehen ihr Haar ordnete, erblickte sie im Spiegel ein schneeweißes Haar an ihrer Schläfe. Es mußte im Laufe des Tages weiß geworden sein. Sie hatte es am Morgen nicht bemerkt.

Es war ganz still in dem warmen Gemach; und auch draußen herrschte feierliche Ruhe. Frau Monia blieb vor dem Toilettentisch sitzen, auf dem zwei Kerzen brannten, die ihr Spiegelbild hell beleuchteten. — Das weiße Haar kümmerte sie nicht; aber die Gedanken, die langsam, unwiderstehlich in ihr aufstiegen und ihr ganzes Wesen wie in einen kalten Nebelmantel einhüllten, lagerten düstere Schatten auf ihre Stirn. — Was sie im Leben noch nicht erreicht hatte, das würde sie nun auch nicht mehr erreichen! — Und was hatte sie erreicht? Wohin hatten sie die tausend Erfolge, nach denen sie so heiß gerungen hatte, auf die sie stolz gewesen war, nun geführt? — Sie war die unbekannte Wittve eines zu seinen Lebzeiten hochgeachteten, nunmehr bereits vergessenen Mannes. — Ihr Haus war seit seinem Tode vereinsamt. — In den ersten Tagen nach dem Trauereigniß waren zahlreiche Visitenkarten bei ihr abgegeben worden mit dem üblichen „p. c.“ in der eingeknickten Ecke. Einige näher stehende Bekannte hatten der Wittve persönlich ihre Aufwartung gemacht; — aber seit Wochen ließ sich Niemand mehr im Hause blicken. Sie mußte sich eingestehen, und sie that es mit dem bitteren Gefühle verletzten Stolzes, daß der schlichte, wortfarge, pedantische Mann, um den sie sich seit Jahren kaum noch bekümmert hatte, weil er „schwer“ war, weil er sie langweilte, den Niemand in Gesellschaften zu bemerken schien, wo sich Alles um sie, die Schönste der Schönen, drängte, daß dieser Mann es gewesen war, dem sie Alles verdankte, was sie im Leben erfreut hatte. Sie fühlte jetzt, da sie allein blieb, was sie mit Harry Maclean verloren hatte. — Wo waren die Freunde des Hauses geblieben? — Verschwunden! Und ihre Freunde? — Sie hatte nie Freunde gehabt. — Sie dachte an Katharina und John, aber nur einen Augenblick; dann machte sie entmuthigt eine abwehrende Bewegung mit der Hand; an Valerie, die Getreue? — Sie lächelte bitter. Die liebenswürdige Schneiderin war ihr mit ihren überschwänglichen Ergebenheitsversicherungen plötzlich unangenehm geworden. Sie hatte ihr nicht etwa die Thür gewiesen, sie zeigte ihr, wenn sie kam — was häufig geschah — ein möglichst freundliches Gesicht, und ihre Trauerkleider waren im „Hause Didier“ gemacht und wie gewöhnlich übermäßig theuer und sofort bezahlt worden; — aber mit der Liebe für die Jugendfreundin war es wohl zu Ende, denn zweimal schon hatte Monia sich, wenn auch in der schonendsten, vorsichtigsten Weise, vor der treuen Valerie verleugnen lassen. Sie konnte doch am Ende nicht die Schneiderin Mademoiselle Didier zum Grundpfeiler des gesellschaftlichen Gebäudes machen, in dem sie in Zukunft hausen wollte! — Wenn sie sich wieder verheirathete? Sie dachte als Freier an Diesen und Jenen, die Jahre lang zu ihren Füßen gelegen und wiederholentlich zu verstehen gegeben hatten, daß sie mit Freuden ihr „Herzblut“ für sie hingeben würden. Aber Dieser kam nicht und wäre möglicherweise nicht gekommen, auch wenn sie ihn gerufen hätte, und Jenen, der die Hand der reichen Wittve wohl bereitwillig ergriffen haben würde, wenn sie sie ihm gereicht hätte, Jenen wollte sie nicht.

Frau Monia hatte den Liebes- und Freundschaftsbetheuerungen ihrer Anbeter, auch der ausgezeichnetsten unter ihnen, niemals vollen Glauben beigemessen, aber daß das angebotene „Herzblut“, das sie in Gedanken oftmals berauscht hatte, ein so elender, nüchterner Saft sei, wie sie nun erkannte, das hatte sie doch nicht erwartet, und das quälte sie. — Blieb ihr denn Nichts, nachdem Harry, der ihr so wenig gewesen, gestorben war?

Ein neuer Gedanke, nagender, bitterer als alle anderen, schien in ihr aufzusteigen, denn ihre Mienen verfinsterten sich, und sie preßte die kleinen, blaumeißen Zähne scharf zusammen. — Aber von diesem Gedanken mußte sie sich befreien: er war unerträglich. — Sie stand hastig auf und trat in das Nebenzimmer, in dem Natalie schlief. Sie hatte, unmittelbar nach dem Tode ihres Mannes, das Schlafzimmer ihrer Tochter neben das ihrige verlegt. Die Einsamkeit der Nacht war ihr beängstigend gewesen; sie hatte kein lebendes Wesen in ihrer Nähe wissen wollen. — Natalie schlummerte sanft. Frau Monia beugte sich vorsichtig zu ihr hinab und drückte einen leisen, langen Kuß auf ihre Stirn. Sie trat beruhigter wieder in ihr eigenes Gemach zurück und vollendete ihre Nachttoilette, wobei sie um den feinen nackten Hals nichts als ein leichtes, seidnes Tuch schlang. Dann begab sie sich ohne Weiters zur Ruh', nachdem sie, in dem Augenblick, wo sie sich niederlegte, hastig das Zeichen des Kreuzes geschlagen hatte.

XVIII.

John Maclean hatte seit dem Tode seines Bruders noch drei Monate in Edinburg bei seinen Schwestern verlebt und dann die Rückreise nach San Francisco angetreten. Er hatte dort eigentlich wenig zu suchen, aber er fand dort alte Genossen und möglicherweise irgend Etwas zu thun. Jedenfalls durfte er hoffen, in Californien schneller mit den langen Tagen fertig zu werden, als ihm dies in Schottland, in der ermüdenden, stillen Einförmigkeit des Hauses seiner Verwandten, möglich gewesen war. — Vor seiner Abreise schrieb er an Frau Monia und an Natalie, und von Beiden empfing er mit umgehender Post Antwort auf seine Briefe. — Frau Monia schrieb ganz kurz: Glückliche Reise, beste Wünsche, hoffentlich baldiges Wiedersehen, herzlichste Grüße, auch an die Schwestern, namentlich an Katharina. — Nataliens Brief war länger und wärmer, aber viel besagte derselbe auch nicht. — John Maclean war jedoch nicht anspruchsvoll. Die Briefe, die er schrieb, waren Geschäftsbriefe, und er erwartete auch keine anderen als solche. Nataliens Brief, mit Nachrichten über die Kinder und ihr eigenes Befinden, mit der Versicherung, daß sie ihren „guten Freund, Onkel John“ schmerzlich vermisse, und ihn „recht, recht bald“ wiederzusehen hoffe, befriedigte ihn, wenschon er beim Lesen desselben ein recht wehes Gefühl empfand.

Die Trennung von den „Mädchen“ wurde dem Californier nicht leicht; aber diese thaten ihr Bestes, um den Abschied nicht zu erschweren. —

„Adieu, lieber John! Möge es Dir gut gehen! Auf Wiedersehen!“ — Das waren die letzten Worte, die er mit auf den Weg nahm, als er ihnen auf dem Perron der Eisenbahn die Hände zum Abschied drückte. Er blickte noch einmal zum Wagensfenster hinaus, als der Zug sich bereits in Bewegung gesetzt hatte. Da standen die vier schwarzen, großen Gestalten, in Reih' und Glied und blickten ihm nach! Er winkte mit der Hand. Sie antworteten in derselben Weise. Und dann verschwanden sie hinter einem Pfeiler, und John Maclean empfand mit einem Gefühl schmerzlicher Leere im Herzen, daß er wieder losgelöst sei von Allem, was er auf Gottes Erde liebte, und was ihn liebte. — Aber er wurde nicht schwach.

„Niemals sag': Alles ist verloren!“ sprach er vor sich hin. Und dann warf er sich in eine Wagenecke und schloß die Augen, wie um zu schlafen.

Während der Ueberfahrt von Liverpool nach New-York knüpfte Maclean freundschaftliche Beziehungen an mit einem gelbhaarigen, blauäugigen, langen, hageren, sehr gesprächigen Herrn Thomas Derrid, dem ersten Ingenieur des Schiffes, mit dem er manches Glas starken, heiße Grog leerte, und der in ihm einen ernsten und aufmerksamen Zuhörer seiner Theorien und Erzählungen fand. Herr Derrid stellte ihm dafür, den anderen Offizieren des Schiffes gegenüber das Zeugniß aus, er sei ein sehr vernünftiger Mensch, mit dem sich ein ruhiges Wort sprechen lasse. Diese sahen sich Herrn Maclean darauf näher an und gestellten sich später zu ihm, als ob er einer der Ihrigen gewesen wäre, so daß John, als er das Dampfboot in New-York verließ, wohl ein Duzend Paare harter, wettergebräunter Hände zu schütteln hatte, deren Besitzern er, ohne Ausnahme, die Phrase wiederholte: „Troph Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Wenn Sie nach San Francisco kommen, dürfen Sie nicht vergessen, mich aufzusuchen. Bank von Californien! Nie zu vergessen!“ — Er selbst erreichte seine Bestimmung wohlbehalten, ohne daß ihm das geringste Reiseabenteuer zugestoßen wäre, und ohne sich unterwegs aufgehalten zu haben. Er war ungeduldig, californischen Boden zu betreten. Er hoffte, dort Nachrichten von Nicolaus vorzufinden, von dem er seit dem Tode Harrys nicht wieder gehört, und an den er seit seiner Ankunft in Amerika häufig und liebevoll gedacht hatte.

Maclean fand in San Francisco in der That Nachrichten von Ohlsen, und dieselben waren überraschend. Der Director der Bank von Californien überreichte ihm ein großes, sorgfältig verschlossenes Couvert, das sein „Partner“ für ihn zurückgelassen hatte. Dasselbe enthielt verschiedene, weit-schweifige Schriftstücke; aber nur die Unterschriften waren von Ohlens Hand. Es waren Schenkungsurkunden, die von dem ersten Juristen San Franciscos in unantastbarer Form aufgesetzt waren, und die über den größten Theil des Ohlenschen Vermögens unwiderruflich verfügten. — Nicolaus hatte von dem, was er besaß, 25000 Dollars für sich behalten, und diesen

Betrag aus der Bank von Californien entnommen. Das Uebrige hatte er in drei gleichen Theilen Natalie und deren zwei Halbgeschwistern, Harry Macleans Kindern geschenkt. Für John war ein Kästchen bestimmt, welches die wenigen Schmucksachen enthielt, die Ohlsen seit Jahren getragen hatte. Sonst war in dem Couvert nichts als die eine Zeile:

„Noch einmal, Lebewohl! M. D.“

Es schien, als habe Ohlsen sein Testament gemacht, als habe er sterben wollen. Was jedoch Maclean in dieser Beziehung beruhigte, war der Umstand, daß Nicolaus 25000 Dollars in baarem Gelde mit sich genommen hatte. Maclean bemühte sich eifrigst, in Erfahrung zu bringen, was aus dieser Summe und deren Besitzer geworden war; aber seine Nachforschungen blieben erfolglos.

Nach geraumer Zeit — es mochte wohl ein Jahr dahingegangen sein — drang ganz zufälliger Weise das Gerücht zum Director den Bank von Californien, daß Macleans früherer Partner sich unter einem angenommenen Namen in Blighton-Bar, einem neuen Minenlager im Nordwesten von Californien, aufhalte. Herr Whitley, ein alter Kunde der Bank, der nach Blighton-Bar gereist war, um zu sehen, ob dort vielleicht in „Gruben-Actien“ etwas zu verdienen sei, glaubte sich Ohlsen dort gesehen und erkannt zu haben. Sicherheit darüber hatte er sich jedoch nicht verschaffen können, da der muthmaßliche Ohlsen ihm aus dem Wege gegangen war, anscheinend absichtlich, denn er hatte sich während Herrn Whitleys Anwesenheit in Blighton-Bar nicht wieder vor diesem blicken lassen. Herr Whitley, ein alter Goldgräber, war nicht neugierig. Er hatte das vermuthete Incognito respectirt. Ohlsen schuldete ihm nichts, und wenn er ihm aus dem Wege ging und unter einem angenommenen Namen lebte, so war das seine Sache.

Der Bankdirector, dem Macleans Nachforschungen nach Ohlsen bekannt waren, theilte dem Schotten mit, was Whitley ihm erzählt hatte. Dieser und Maclean kannten sich seit langen Jahren; ihre Hütten hatten nebeneinander gestanden in dem Lager, in dem Maclean und Ohlsen Freundschaft geschlossen hatten. Der alte Goldgräber war einem Genossen aus jenen Tagen gegenüber mittheilsamer als dem Bankdirector; aber viel Neues erzählte Maclean nicht von ihm, nur daß Whitley nun mit Bestimmtheit versicherte, Ohlsen gesehen zu haben.

„Ich würde doch nicht Ohlsen nicht mit einem anderen verwechseln!“ sagte er. „Ich kenne doch seinen Gang und seine Schultern, wenn ich ihn von hinten sehe. Er war es, so sicher wie ich Bob Whitley bin. Aber er wollte mich nicht kennen.“

„Wie sah er aus?“

„Gealtert, abgemagert, wie Einer, der die Fieber gehabt hat. Er hatte sich den ganzen Bart wachsen lassen und die Haare kurz geschnitten. Er sah mich eine Secunde an — gerade — so —“ Herr Whitley blickte Herrn Maclean scharf in das Weiße der Augen — „dann wandte er sich ab und ging — aber ich hatte ihn erkannt.“

„Wie nannte er sich?“

„Daß habe ich vergessen, alter Mann! Ich wußte nicht, daß die Sache Sie kummerte; hatte Nick seit drei, Sie seit zwei Jahren nicht gesehen. „Daß Compagnie-Geschäft muß wohl aufgelöst sein“, dachte ich mir. Ich wunderte mich darüber, denn Ihr war't ja seiner Zeit mächtige Freunde. Aber ich forschte nicht weiter nach. Gefährliche Sache, Wißbegierde, mit Burschen wie Nick; und ich, offen gesagt, habe, seitdem ich verheirathet bin, kein Vergnügen mehr an Auseinandersetzungen.“

„Schien er in Blighton-Bar ansässig, bekannt?“

„Ja, sicher! Man zeigte mir seine Hütte.“

„Und Sie können sich auf seinen Namen nicht besinnen?“

„Ich hörte ihn nur ein einziges Mal und forschte nicht weiter. Der Vorname war „Georg“; aber ich will verdammt sein, wenn ich mich besinnen kann, unter welchem Familiennamen er segelte.“

Mit diesen Nachrichten machte sich John Maclean unverzüglich auf den Weg nach Blighton-Bar. Dhlfen hatte in London geschrieben, er wollte ihn, Maclean, niemals wiedersehen, aber das war für John ohne Bedeutung. Er wünschte seinen alten Nick wiederzusehen! Achtzehn Monate waren nun seit der Flucht aus Lower Norwood vergangen. Die Zeit hatte möglicherweise ihre Wirkung gethan, und Nicolaus war von seiner schwermüthigen Laune geheilt. Dann sollte er wieder nach San Francisco zurückkehren und dort mit seinem alten Kameraden wie ein vernünftiger Mensch leben.

Maclean langte an einem heißen Juni-Tage in dem neuen Goldlager an. Er war mit den Gebräuchen derartiger Ansiedelungen von Alters her wohl bekannt, und sein ganzes Auftreten zeigte den „Jungen“, die vor der Schenke des Ortes die Ankunft der Post abwarteten, daß sie einen „Alten“ vor sich sähen. — Der Wirth begrüßte ihn dem entsprechend mit einem gewissen Respect und fragte, was zu seinen Diensten stände. — Maclean begnügte sich damit, seinen Reisekoffer in Verwahrsam zu geben, da er sich zunächst im Lager etwas umzusehen wünschte. Er hatte nämlich seinen Feldzugsplan gemacht. Er wollte, ohne an irgend Jemand eine Frage zu richten, die wenigen Hütten und Arbeitsplätze des kleinen Lagers absuchen und, wenn er Nick gefunden hatte, ihm die Hand auf die Schulter legen, als wäre er ein Constabler, und ihm sagen: „Junger Mann, Sie sind mein Gefangener! Sie werden mich sofort nach San Francisco begleiten.“ — Dieser Plan hatte Herrn Maclean während des ganzen Weges beschäftigt und ihn verschiedene Male vergnüglich lächeln machen.

Als Maclean die letzte Hütte des Lagers erreicht hatte, ohne bis dahin auf Dhlfen gestoßen zu sein, schickte er sich an, die Arbeitsplätze zu besuchen. Er bedurfte zu dem Zwecke eines Führers, und sah sich nach einem solchen um. Da erblickte er vor sich, auf einer kleinen Anhöhe, im Schatten eines Baumes, ein abgerissenes Individuum, das, auf dem Bauch ausgestreckt, den

Kopf auf beide Händen gestützt, mit sichtlichem Wohlbehagen eine kurze Pfeife rauchte und dabei die große, ruhige Landschaft in Augenschein nahm, die, im Sonnenschein gebadet, zu seinen Füßen dalag. — Maclean rief ihn an.

„He! Sie Mann dort oben!“

Der Gerufene wandte die Augen nach rechts, um den Störenfried zu sehen, aber er rührte sich sonst nicht.

„Wollen Sie ein paar Dollars verdienen? dann bemühen Sie sich herunter zu mir!“

„Es ist nicht weiter von unten nach oben, als von oben nach unten!“ scholl es zurück; und dann wandten sich die Augen des Ruhenden wieder dem Pfeisendampf zu, der sich ergötzlich in der stillen, hellen Luft kräuselte.

Maclean mußte, daß er nachzugeben hatte, wenn er sich mit dem Mann verständigen wollte, und kletterte den Hügel empor. Da erblickte er in der Ebene, die sich unübersehbar weit vor ihm ausstreckte, in geringer Entfernung einen Reiter, der in gestrecktem Galopp dahinslog. Es war unmöglich, die Gestalt, die ihm den Rücken zulehrte, zu erkennen; aber die Art und Weise, wie sie sich, etwas nach vorn gebeugt, im Sattel hob und senkte, geschmeidig den Bewegungen des dahinsprengenden Pferdes folgend, erregte Macleans Aufmerksamkeit. — Neben dem Pferde jagten in langen, leichten Sprüngen zwei große Hunde, in denen Maclean schottische Windhunde zu erkennen glaubte.

„Halloh! Wer ist das?“ rief er.

Der Liegende, dem er sich jetzt auf kurze Entfernung genähert hatte, hob die Augenbrauen und musterte ihn von der Fußsohle bis zum Scheitel, wie etwas Außerordentliches, Sehenswerthes.

„Wer ist der Reiter dort?“ wiederholte Maclean aufgeregt.

Der Liegende veränderte darauf langsam seine Position. Er richtete den Oberkörper halb in die Höhe, wobei er sich nachlässig auf die linke Hand stützte, und nahm mit der rechten die Pfeife aus dem Munde, um zu sprechen. — Aber „der Fremdling“ bereitete ihm zunächst noch eine neue Ueberraschung. Dieser hatte nämlich plötzlich beide Hände an den Mund gesetzt, und wie Trompetenton schmetterte aus seiner breiten Brust ein langgezogener, wilder Schrei: „Haia—o—hih!“

Die stille Luft trug den Schall weit hinaus in das Land, bis zu dem fernen Reiter. Die beiden Windhunde stuften im Sprunge, lückten zusammen, wandten die Köpfe dem Hügel zu und setzten dann in langen Sätzen ihren wilden Lauf fort. Aber den Reiter schien der Schrei wie eine Kugel getroffen zu haben. Man sah deutlich, wie er sich schnell und tief auf den Hals des Pferdes beugte, das einen mächtigen Sprung machte, als sei es wüthend gespornt worden, und dann mit rasender Schnelle weiterflog.

Maclean, dessen Augen unverwandt auf den Fliehenden gerichtet gewesen waren, hörte jetzt neben sich sprechen.

„Wollen Sie mir sagen, Fremdling“, so begann das sitzende Individuum, „wer Sie eigentlich sind, der Sie rufen, als wären Sie ein Eingeborener, Leute anreden, denen Sie nicht vorgestellt worden sind, und Fragen an sie richten, als wären diese in der Welt nur dazu da, um Ihnen Auskunft zu geben.“

„Wollen Sie zehn Dollars verdienen?“ fragte Maclean schnell.

„Das ist wieder eine Frage; aber darauf antworte ich: ja!“

John zog zwei Goldstücke aus der Börse und reichte sie dem Mann.

„Wer ist jener Reiter?“ fragte er sodann.

Der Befragte beschattete seine Augen mit der einen Hand und blickte nach dem Fliehenden, dessen rasch dahinziehende Gestalt mit jeder Minute undeutlicher wurde.

„Wenn ich Georg Gilmore nicht vor einer Viertelstunde noch auf der Post gesehen hätte, so würde ich antworten: Georg Gilmore. Das ist sein Sitz. — Und richtig: er ist es! Fly und Panther sind bei ihm. Sehen Sie nicht die beiden Hunde?“

„Hier sind noch zehn Dollars,“ sagte Maclean ungeduldig; „aber nun antworten Sie mir schnell! Wohin führt jener Weg?“

„In die Prairien.“

„Wissen Sie, wohin Gilmore reitet? Und könnte man ihn wieder einholen, um ihm eine gute Nachricht zu geben?“

„Wohin er reitet, das weiß ich nicht“ — war die Antwort. „Er hat es mir nicht gesagt. Aber vielleicht können wir etwas darüber auf der Post oder in seiner Hütte erfahren. Kommen Sie, Fremdling! Ich werde Ihnen den Weg zeigen. — Ihn einzuholen aber, daran ist nicht zu denken. Er hat das einzige gute Pferd im Lager und ist der beste Reiter.“

Der Mann war jetzt aufgestanden und ging gelassen, aber weit ausschreitend voran. Maclean folgte ihm. Nach wenigen Minuten blieb er vor einer Hütte stehen, deren angelegte Thür er öffnete, und die er sodann von der Schwelle aus aufmerksam in Augenschein nahm.

„Ja, er ist gegangen,“ berichtete er, sich an Maclean wendend, der hinter ihm stehen geblieben war; „und wohl auf einen weiten Weg. Er hat seine „Henry-Kiste“ und die großen Satteltaschen mitgenommen. Er scheint auch noch gekramt zu haben, ehe er ging. Sein Koffer ist offen und halb geleert.“

Maclean trat in die Hütte und sah sich dort um. Außer einigem Sattel- und Reitzzeug aus der besten Londoner Werkstatt, das der Besitzer sich aber sehr wohl in San Francisco angeschafft haben konnte, war in der Hütte nichts zu sehen, als was zur rationellen Ausstattung eines Goldgräbers gehört. An einem Nagel hing eine Zoppe und ein Beinkleid und darunter standen ein Paar starke, hohe Stiefeln. „Der Anzug würde Ohlsen gepaßt

haben“, dachte Maclean, und in seinem Geiste sah er Nicolaus darin stehen, wie vor zehn Jahren, einen herzhaften, lebensmuthigen Mann, der sich damals stark genug gefühlt hatte, den Kampf mit der ganzen Welt aufzunehmen. Und nun war er zu Boden geschlagen, wahrscheinlich durch ein Paar weiche Frauenhände!

Auf der Post, der Hauptschenke von Blighton-Bar, erfuhr Maclean im Gespräch mit einigen der Honoratioren des Lagers, daß sein Begleiter den harmonischen Namen von Jim Croker führe und ein großer Freund berauschender Getränke, sonst aber ein nichtsnutziges, wenn auch harmloses und friedfertiges Individuum sei; aber auf seine Mittheilungen über Georg Gilmore dürfe man sich verlassen, denn er kenne diesen besser als ein anderer Mann im Lager, da Gilmore Herrn Jim Croker mehrere Male zu Dienstleistungen in seinem Stall und in seiner Hütte benützt, für die er ihn wahrscheinlich immer sehr gut bezahlt habe, denn Jim sei darauf regelmäßig drei Tage hinter einander vollständig betrunken gewesen. — Maclean erschien den Goldgräbern als eine vertrauenswürdige Person. Man glaubte ihm auf's Wort, als er erklärte, er hätte Gilmore gern getroffen, um ihm etwas Angenehmes mitzutheilen, und man war nicht wortkarg in der Berichterstattung über den Verschwundenen.

Georg Gilmore hatte in Blighton-Bar ein zurückgezogenes Leben geführt, auch nicht viel gearbeitet, wiewohl man ihm, beim ersten Spatenstich, den er that, angemerkt hatte, daß es eine „alte Hand“ sein müßte. Er hatte jeden Tag die Post abgewartet, aber sich nie nach einem Brief erkundigt, auch nie einen bekommen oder geschrieben. Es wäre so seine Gewohnheit gewesen, und Niemand würde daran gedacht haben, sich auf seinen Platz zu stellen, am Pfeiler, am Ende der Veranda; denn obgleich er niemals ein Wort lauter als das andere gesprochen, so hätte doch Jedermann vermieden, sich ihm unangenehm zu machen; es wäre etwas Eigenthümliches in seinem Blick gewesen, das jede Vertraulichkeit zurückgewiesen hätte.

„Trank er, spielte er?“ fragte Maclean.

„Nein.“

„Was that er während der langen Abende? Er konnte doch nicht allein in seiner Hütte sitzen?“

„Run, er trank und spielte natürlich; aber nicht was man trinken und spielen nennt. Er that es ohne Freude. Er nahm keine Bank, auch war er niemals betrunken. David O'Connor, der spielt; hat gestern wieder Alles, bis auf seinen letzten Cent, verloren; und Jim Croker, der trinkt. — Nein! Gilmore spielte nicht und trank auch nicht. — Er war ein Mann, Herr Maclean, der Einem leid that. Nicht, daß er jemals geklagt hätte, aber er sah aus wie Jemand, dem Etwas am Herzen nagt, das ihm jede Freude abrißt. Wir haben manchmal unter einander über ihn geredet und calculirt, daß er jenseits des Wassers etwas verübt oder verloren haben mußte, was ihm Ruhe und Frieden raubte. — Wissen Sie, wie wir ihn

nannten? Peter Schlemihl, den Mann, der seinen Schatten verloren hat. Denn etwas Außergewöhnliches, Geheimnißvolles war es um Gilmore. Ein einfaches Verbrechen hatte er nicht begangen. Man hat ja in seinem Leben schon Mörder und Räuber und Fälschmünzer gesehen! Aber diese Leute, auch wenn sie den Sheriff auf ihren Fersen wußten, sahen nicht so trostlos aus wie Georg Gilmore. — Peter Schlemihl war der richtige Name für ihn.“

Maclean blieb noch drei Tage in Blyhton Bar. Vor seiner Abreise übergab er dem Postmeister für Georg Gilmore einen Brief, der nach sechs Wochen an Maclean zurückgesandt werden sollte, falls es bis dahin nicht gelungen wäre, den Adressaten aufzufinden.

Der Brief gelangte wieder in Macleans Hände. Gilmore, so berichtete der Postmeister in einem freundschaftlichen Schreiben, sei im Lager nicht wieder aufgetaucht und auch sonst nirgends zu entdecken gewesen.

Um dieselbe Zeit empfing Maclean einen unerwarteten und angenehmen Besuch, nämlich den seines flachshaarigen, gesprächigen Freundes Thomas Derrid, mit dem er vor Jahr und Tag die Reise von Liverpool nach New York gemacht hatte. Derrid war auf eine andere Linie versetzt worden und fuhr jetzt zwischen Panama und San Francisco. Er hatte Maclean gleich nach seiner ersten Reise aufgesucht, aber nicht angetroffen und auf der Bank von Californien erfahren, daß Jener auf einige Tage in das Innere gegangen sei und voraussichtlich bald wieder nach San Francisco zurückkehren werde.

„Wann war das?“ fragte Maclean.

„Am 18. Juli,“ antwortete der Ingenieur.

Er war des Datums sicher, denn das Dampfboot, auf dem er diente, hatte einen Postcontract und mußte stets innerhalb bestimmter kurzer Fristen seine Reisen vollenden.

„Am 18. Juli war es,“ wiederholte er. „Wir blieben eine Woche hier und fuhren am 25. nach Panama zurück.“

„Das stimmt,“ sagt Maclean. „Ich war um die Zeit im Nord-Westen, auf der Suche nach einem verlorenen Freunde.“

Und da John Maclean und Thomas Derrid mittlerweile beim vierten großen Glase starken, heißen Grogls angelangt waren, und der Schotte das Bedürfnis fühlte, von dem zu sprechen, was ihm schwer auf dem Herzen lag, so erzählte er dem Gaste die Geschichte seiner Expedition nach Blyhton Bar, ohne jedoch Dhlsens wahren Namen zu nennen.

„Wie sah der Mann aus?“ fragte Thomas Derrid.

Maclean gab eine genaue Beschreibung von Dhlsens Aeußerm.

Derrid strich sich den Bart, schaute nachdenklich in das vor ihm stehende Glas, nahm einen tiefen Zug daraus und sagte sodann:

„Ich habe Ihren Mann.“

„Wie? — was?“ rief Maclean aufgeregt.

„Er nannte sich Alexander Allen,“ fuhr der Ingenieur ruhig fort,

„aber ich will mich hängen lassen, wenn er nicht Ihr Georg Gilmore war . . . Also hören Sie . . . Als die ‚Goldene Rüste‘ — dies war der Name des Dampfers, auf dem Herr Derrid jetzt fuhr — „bereits von der Boje los war, und die letzten Boote das Schiff verlassen hatten, näherte sich noch ein kleines Gg. Die Treppe war schon aufgezo- gen; aber der Passagier, der in dem Boote saß, nahm ein Seil, das ihm hingereicht wurde, und schwang sich an Bord wie ein Vootse. — Er führte nur einen kleinen Handkoffer mit sich, der ihm nachgereicht wurde. Er sah jedoch aus wie ein geborener Gentleman, nahm sein Billet zur ersten Kajüte und zahlte dafür in Gold. Mir war es aufgefallen, wie gut er an Bord kam, um so mehr, als ich bei seinem elenden Aussehen nicht so viel Entschlossenheit bei ihm vermuthet hatte; und als das Schiff unterwegs war, und ich am Abend auf dem Deck spazieren ging, rebete ich ihn an. — Er hatte sich von den anderen Passagieren abgefondert und saß hinten am Steuer, eine Pfeife rauchend. Er antwortete mir zunächst ziemlich einsilbig. — Ja, er käme von San Francisco; ja, er hätte den Dampfer um ein Haar verfehlt. — Ich sagte, ich hätte San Francisco erst vor Kurzem kennen gelernt: es wäre eine hübsche Stadt. — „Ja.“ — Ich besäße dort nur einen einzigen Bekannten. — „So?“ — Ob er, Herr Allen, ihn vielleicht kenne? Sein Name sei John Maclean. — „Ich kenne einen Mann des Namens: groß, stark, schwarze Haare, schwarze Augen, glatt rasirt, gute Zähne.“ — „Stimmt,“ sagte ich. — Und dann erzählte ich, daß wir vor fünfzehn Monaten auf einer Reise von Liverpool nach New York zusammen gewesen wären. Er schien sich für Sie zu interessiren. Er fragte, wie Sie ausgesehen, wie Sie sich auf der Fahrt gehalten hätten; und als ich darauf antwortete, Sie wären guter Dinge gewesen, da sagte er, das freue ihn. Als ich dann aber hinzufügte, wir hätten uns angefreundet, ich würde Sie bei meiner nächsten Reise in San Francisco auffuchen, ob ich Grüße oder Bestellungen von ihm ausrichten sollte, da erwiderte er, nein, er danke; Sie würden ihn gar nicht kennen; er wisse nur zufälligerweise, wer John Maclean sei. — Aber er kam in unseren späteren Unterhaltungen immer wieder auf Sie zurück und wurde nicht müde, zuzuhören, wenn ich von Ihnen sprach. — Ich fragte ihn, ob er in Panama bleiben werde, dann könnten wir dort einmal einen vergnügten Abend zusammen verbringen. Er lehnte ab, indem er sagte, er beabsichtige, sich nur kurze Zeit auf dem Isthmus aufzuhalten und nach Costa Rica zu gehen. — Nachdem er das Boot verlassen hatte, sah ich nichts mehr von ihm. — Deshalb er sich Alexander Allen nannte und nicht unter seinem wahren Namen Georg Gilmore reiste, das müssen Sie besser wissen als ich; aber daß er Ihr Georg Gilmore war, darauf möchte ich schwören und sogar wetten. — Ihre Freunde in Brighton Bar hatten ganz recht: — Peter Schlemihl war der Name für ihn. Er ging einher, wie Einer, der etwas Unerseßliches verloren hat.“

Es war John Maclean unerklärlich, weshalb Gilmore sich wie ein

geächterter Verbrecher vor ihm und der Welt verbarg. Der Ingenieur bemerkte darauf sentenziös, daß Lumpe, Lügner und Verräther genug in der Welt umherliefen, welche die Stirn hätten, wie Ehrenmänner aufzutreten, und daß es deshalb nicht gar zu sonderbar erscheinen dürfte, wenn es einem anständigen Menschen einmal gefiele, sich wie ein Verräther zu verstellen. Es gäbe eben unaufgeklärte Geheimnisse in der Natur, die ja bekanntlich von Zeit zu Zeit sehr sonderbar spielte. Herr Derrick war, als er diese sinnreiche Bemerkung von sich gab, soeben mit einem „allerletzten“ Glase Brod' fertig geworden, und äußerte nun mit etwas schwerer Zunge den Wunsch, an Bord „gesehen zu werden,“ da er zu der vorgerückten Stunde und in der unbekannten Stadt den Weg zum Hafen verfehlen könnte.

Macleane begleitete den Ingenieur darauf bis an sein Boot, das an Landungsplätze auf ihn wartete, und ging dann nach Hause, nachdenklich über das, was er im Laufe des Abends über Nicolaus Ohlsen erfahren hatte. — Es war das Letzte, was er je von seinem alten Kameraden hörte. Er sagte sich, daß er nicht das Recht habe, ihn ferner zu verfolgen, der sich so ängstlich bemüht zeige, sich ihm zu entziehen. — Der Tod seines Bruders hatte ihn tief geschmerzt, aber er hatte den Schmerz überwunden; es wurde ihm schwer, auf seinen Freund verzichten zu sollen, aber er verzichtete auf ihn und lebte weiter und fand, hie und da, anfänglich mit einem Gefühl von Reue, auch wieder Freude am Dasein. — Thomas Derrick, der ihn regelmäßig alle sechs Wochen besuchte und in ihm einen gelehrigen Schüler für die tiefe Lebensphilosophie fand, die er sich während seiner langen Ueberfahrten auf dem Stillen Ocean angeeignet hatte, erklärte ihm, seine Reue habe keinen sittlichen Werth; es sei unphilosophisch dieselbe zu cultiviren.

„Uebrigens,“ so schloß er eine lange Abhandlung „müssen Sie bedenken, daß es für Ihren Bruder ein großer Schmerz gewesen wäre, wenn Sie vor ihm gestorben wären; und daß Sie ein Leid tragen, das einer von Ihnen Weiden nothwendigerweise tragen mußte. — Ich habe keine Geschwister und bin nicht verheirathet; ich habe nur noch meine Mutter auf der Welt. Wenn die stirbt, bin ich ganz allein. Aber ich hoffe, ihr die Augen zuzubrüden, und daß der alten Frau der Schmerz erspart bleibe, mich zu überleben.“

„Da haben Sie ganz Recht,“ sagte John Maclean, diesmal vollständig überzeugt.

Macleane's Trübsinn schwand von diesem Zeitpunkt an ziemlich schnell. Er war einundvierzig Jahre alt, aber fühlte sich noch jung, und er nahm sich vor, noch einmal seine Netze auszuwerfen und zu versuchen, sein Glück zu fangen. — Seine Verbindung mit der Heimath war nicht unterbrochen worden. Er empfing ganz regelmäßig Nachrichten von seinen Schwestern, von Herrn Brent, dem gewissenhaften Vormund seines Neffen und seiner Nichte, und auch von Natalie. Diese Briefe, die sich gegenseitig ergänzten, erzählten mit zahlreichen Details, was in der Familie in England vorging.

Die beiden kleinen Kinder waren wohl; sie wuchsen und gediehen.

Auch von Natalie trafen erfreuliche Nachrichten ein. Sie war bereits mehrere Male und auf längere Zeit zum Besuch bei den Schwestern in Schottland gewesen, die sich mit ihrer Schönheit und ihrem fremdartigen Wesen ausgesöhnt hatten und ihr das Zeugniß ausstellten, sie sei ein gutes, stilles, vernünftiges Mädchen. Sie war mit den Kindern nach Edinburg gekommen, um nicht allein mit ihnen in Lower Norwood zu bleiben, während ihre Mutter auf Reisen ging. — Ueber diese lauteten die Nachrichten traurig. — Nach Nataliens Verichten war sie immer leidend, namentlich quälte sie Schlaflosigkeit. Sie fand nirgendß Ruhe. Sie hatte alle möglichen Kurorte und alle möglichen Arzneien versucht. Am besten hatte ihr noch eine Reise nach Kiew gethan, der alten heiligen russischen Stadt, wo sie nahe an drei Monate geblieben war. Heilung ihres peinigenden Leidens hatte sie jedoch auch dort nicht gefunden. Gefunden, natürlichen Schlaf konnte sie gar nicht mehr. Sie versank vor übergroßer Ermattung von Zeit zu Zeit in einen leichten Schummer, aber nicht selten erwachte sie daraus mit einem Gefühl großer Befängstigung. Sie durfte deshalb auch niemals allein sein, und während der ganzen Nacht mußte Jemand bei ihr wachen. Eine russische fromme Schwester verrichtete diesen schweren Dienst. Die Mutter hatte sie aus Kiew mitgebracht. Sie war eine ganz zuverlässige Person, die aber kein Wort Englisch verstand, so daß sie mit Niemandem im Hause als mit der Mutter verkehren konnte. — Fräulein Valerie Dibier, deren sich Onkel John wohl noch erinnern werde, wäre gern bereit gewesen, Wärterdienste zu leisten, aber die Kranke habe dies nicht zugeben wollen. Ueberhaupt habe sie Fräulein Dibier in letzter Zeit nicht mehr gesehen. Sie, Natalie, könne sich aber auch nicht nützlich machen. Die Mutter ziehe vor, von Fremden gepflegt zu werden, weil sie häufig nervöse Krisen habe, durch die sie ihre Kinder und Verwandten — denn auch Katharina habe sich ihr zur Verfügung gestellt — nicht erschrecken und unnütz aufregen wolle.

„Sie würden meine arme Mutter nicht wiedererkennen,“ schrieb Natalie in ihrem letzten Briefe. „Sie ist abgemagert zum Skelett, und ihre schönen Haare sind ganz weiß geworden.“

Die nächste Post brachte einen Brief von Katharina, aus Lower Norwood datirt. Harrys Frau war gestorben, „versehen mit den heiligen Sacramenten der Kirche“ besagte die officiële Todesanzeige.

Katharinas Brief setzte hinzu, sie sei durch eine Depesche Nataliens nach Lower Norwood gerufen worden, und habe dort ihre Schwägerin bereits sterbend gefunden.

„Sie war noch bei Bewußtsein, als ich mich ihrem Bette näherte. Ich hätte sie nicht erkannt, wenn ich nicht gewußt hätte, wer sie war. Ich habe Viele sterben sehen, aber Keinen, der sich vor seinem Tode so verändert hätte. Sobald sie mich erblickte, sagte sie mit matter Stimme: ‚Liebe Katharina, Sie verzeihen, was ich gesündigt habe.‘ — Darauf antwortete ich: ‚Liebe Schwester, ich weiß nicht, was ich Dir zu verzeihen hätte. Aber woran Du auch in diesem Augenblicke denken magst, ich ver-

zeige es Dir von ganzem Herzen. Gott sei Deiner armen Seele gnädig! — „Amen!“ sagte sie inbrünstig, und das war ihr letztes Wort. Aber sie verschied erst am nächsten Morgen. Sie ist unserm Harry schnell gefolgt. Sie hing mehr an ihm als wir geglaubt hatten; und sie hat einen schweren Tod gehabt. Friede ihrer Asche!“

Bald darauf trafen auch Briefe von Natalie und Herrn Brent in San Francisco ein, aus denen hervorging, daß die verwaisste Familie nach Schottland übersiedeln werde. Herr Brent hatte sich in seiner Eigenschaft als Vormund darüber mit der ältesten Miß Maclean verständigt, die er als eine ganz hervorragende Person bezeichnete, von der mit Sicherheit anzunehmen sei, daß sie die Erziehung der beiden Kinder in der besten Weise leiten werde. Auch Fräulein Antoniades werde zweifelsohne in dem Hause ihrer Tante besser aufgehoben sein, als irgend wo anders. Er habe das junge Mädchen, das nun in kurzer Zeit selbständig sein werde, natürlich um ihre Ansicht gefragt, aber nicht nöthig gehabt, dieselbe zu beeinflussen; denn Fräulein Antoniades habe als selbstverständlich angenommen, daß sie zu ihren Tanten nach Edinburg ginge. Herr Brent fügte hinzu, Fräulein Natalie sei sehr schön geworden, jedoch sehe sie ihrer Mutter nicht ähnlich. Ihre Schönheit sei, so zu sagen, milderer Art, sei nicht so auffallend und stolz, wie es die der verewigten Frau Harry Maclean zur Zeit ihrer Blüthe gewesen sei. Auch mache Fräulein Antoniades durchaus den Eindruck einer sanften und gutmüthigen Person, was man doch von ihrer Mutter nicht habe sagen können, wennschon damit keineswegs etwas Unverbindliches gegen die Verstorbene ausgesprochen werden solle.

James Maclean hielt es für seine Pflicht, sich einen schwarzen Flor um den Hut zu binden; aber in seinem Herzen war keine Trauer. Dagegen dachte er viel an die überlebenden Kinder. Es war als Vormund seine Schuldigkeit, jetzt doppelt für die Kleinen zu sorgen, und er correspondirte darüber lebhaft und regelmäßig mit Natalie und mit seiner Schwester Katharina. Seine Briefe an diese beschäftigten sich aber vorzugsweise mit Natalie, und Katharinas Antworten thaten ein Gleiches. Eines Tages schrieb sie ihm, seine Anfrage, ob Natalie noch an Herrn Ohlsen denke, beantworte sie entschieden mit nein; wenigstens denke Natalie nicht mehr an den jungen Mann in der Weise, die John allein meinen könne. Sie sei vor vier Jahren noch ein Kind gewesen; sie habe sich damals in Ohlsen verliebt, und sein Verschwinden mit aufrichtigem und tiefem Schmerz empfunden. Aber solche Wunden seien jungen Herzen nicht tödtlich; die meisten heilten gründlich davon, und dies sei zweifelsohne auch bei Natalie der Fall. — Ohlsen habe sich vergessen machen wollen, und dies sei ihm gelungen. Nataliens Herz sei frei, und da John das junge Mädchen liebe, was sie, Katharina, ja längst erkannt habe, so könne sie ihm nur anrathen, sein Glück zu versuchen und Muth zu haben; dann würde es ihm wohl auch glücken, die Braut heimzuführen. —

Darauf stand in der nächsten, in den Zeitungen veröffentlichten Passagierliste der „Goldenen Küste“ auch der Name von „John Maclean, Esq.“ von San Francisco via Panama nach England“.

Ein einsamer Mann, der eine kleine Hafenstadt in Centralamerika bewohnte, las diese Anzeige und begab sich bald darauf nach Californien: aber nicht mit dem Dampfschiff „Goldene Küste“, auch nicht nach San Francisco sondern nach Sacramento. Er deponirte dort auf einer Bank unter dem Namen von Georg Gilmore eine Summe von zwanzigtausend Dollar und zog sodann in das Innere als „Projector“, d. h. als einer jener furchtlosen Abenteurer, die in neuen, noch nicht erforschten Gebieten nach Gold suchten. Von Zeit zu Zeit lehrte er nach Sacramento zurück, um Mundvorrath und Munition einzukaufen. Er schien keine Bekannte zu haben und auch keine Verbindungen zu suchen. Er verbrachte seine Zeit im Lesezimmer, wo er alte und neue Zeitungen durchblätterte. Bei einer solchen Gelegenheit fand er eines Tages unter der Ueberschrift „Heirathen“ die kurze Notiz:

„John Maclean Esq.“ aus San Francisco (Californien) mit Natalie Antoniades aus Lower Normood (England) im Hause der Misses Maclean in Edinburg (Schottland)“.

Dabei stieg dem Leser das Blut in das Gesicht, und das Herz schlug ihm. Aber sein Blick wurde bald darauf freudiger. Er zeigte fortan ein weniger scheues Wesen und begann, sich an der „Bar“ an der Unterhaltung der dort zahlreich versammelten Gäste zu betheiligen. Wenige Tage darauf verließ er Sacramento wieder, um eine neue Erforschungsweise anzutreten. Es sollte die letzte sein, sagte er dem Wirth. Dieser möchte ihm einen kleinen Handkoffer aufheben, der einige Kleidungsstücke enthalte, die ihm augenblicklich unnütz seien; wenn er zurückgekehrt wäre, so wolle er sich in Sacramento niederlassen; er sei des Lebens in den Prairien und Bergen müde.

„Es ist ein einsames Leben und ein gefährliches Leben,“ sagte der Wirth. „Es wird mich freuen, Sie wiederzusehen. Glückliche Reise, Herr Gilmore! Ihre Sachen nehme ich in guten Verwahr, bis Sie dieselben wieder abfordern.“

Aber diese Sachen wurden nicht wieder abgeholt, und nach Jahr und Tag nahm der Wirth an, der Besitzer derselben müsse wohl im Schnee verloren gegangen oder Indianern in die Hände gefallen und dabei um's Leben gekommen sein. Der Koffer wurde in Beisein eines Beamten geöffnet; er enthielt jedoch nichts, was über die Herkunft Georg Gilmores Auskunft gegeben hätte. Sein Name stand darauf noch eine Zeit lang im Amtsblatt, in der „Liste der Vermissten“, nach der üblichen Frist wurde er wieder daraus entfernt, und damit verschwand sodann die letzte schwache Spur des Verlorenen und Vergessenen.

Felgoland im September 1882.



Unsere Gymnasien.

Pädagogische Briefe

von

Wilhelm von Giesebrecht.

— München. —

1.

Lieber Freund! Du verwunderst Dich, daß mir jene lebhafteste Theilnahme an dem Gedeihen unserer Gymnasien, die Du in der Jugend an mir kanntest, noch im Alter geblieben ist, obwohl mir doch schon lange das Glück — ja ich sage das Glück versagt ist, an ihnen zu wirken. Aber ich meine, diese Theilnahme ist sehr begreiflich. In den Mauern einer altberühmten Klosterschule geboren, habe ich dort meine Kindheit und die ersten Jünglingsjahre verlebt, und nicht viel später bin ich dann wieder in die Räume einer nicht minder gepriesenen Fürstenschule eingezogen und habe dort, freudig schaffend und arbeitend, zwanzig glückliche Jahre zugebracht. Tausend Erinnerungen knüpfen sich so für mich an Schulmauern, und noch ganz anders, als es bei den Meisten geschieht, ist mein Leben durch die Schule bestimmt worden. Auch später, als ich nicht mehr ein Lehramt an einem Gymnasium bekleidete, bin ich doch stets mit den höheren Lehranstalten amtlich in Verbindung geblieben, und jede amtliche Thätigkeit war mir da zugleich wahre Herzenssache; denn ich fühlte mich da wie in meinem rechten Lebenselemente. Vieles ergreift man ja in einem langen Leben bald aus freiem Entschluß, bald durch mächtige Einflüsse gebrängt, hält es eine Zeit lang fest und läßt es dann fallen; aber Eines pflegt doch für jeden Menschen das Eigenste zu sein, aus dem sein ganzes Leben gleichsam erwachsen und wieder mit ihm verwachsen ist, und das ist für mich das eigenartige Wesen unsrer gelehrten Schulen.

Auch darüber verwunderst Du Dich, daß ich, wenn die alte Liebe in mir nicht erkaltet, in dieser Zeit, wo die Gymnasien so erbitterten Angriffen ausgesetzt sind, nicht ein Wort der Vertheidigung für sie fände; ich ließe,

wirfst Du mir vor, hier meine Feder ruhen, während ich sie oft für Dinge ansetzte, die weit weniger das allgemeine Interesse berühren. Der Vorwurf mag nicht unberechtigt sein. Und doch geht es Dir gewiß wie mir, daß Du über Sachen, die Du zu verstehen meinst, nicht gern sprichst, wenn sich die Menge darüber ereifert. Und wollte man auch reden, man wüßte kaum ob man etwas Neues zu sagen hätte. Denn wer möchte sich rühmen, jedes Wort zu kennen, welches im Widerstreit der Meinungen bereits gefallen ist? Und dann — glaubst Du wirklich, daß mit jener pädagogischen Schriftstellerei, wie sie an der Tagesordnung ist, viel gewonnen wird? Ich gestehe, so anziehend mir immer die pädagogische Praxis erschienen ist — denn sie greift mitten hinein in das reiche Leben der Menschheit, in das frische Treiben der Jugend — so lehrreich mir oft Mittheilungen erfahrener Schulmänner über ihre Thätigkeit gewesen sind, an theoretischen Erörterungen über normale Schulen, normale Lehrer und normale Schüler habe ich stets wenig Gefallen gefunden. Die wichtigsten Reformen des Unterrichtswesens sind mehr durch energische Schulregenten, als durch gelehrte Tractate herbeigeführt worden, und auch von der heutigen pädagogischen Tagesliteratur, in welcher freilich weniger Gelehrsamkeit als Superfluität belästigt, erwarte ich nicht viel Heilsames. Manches in dieser Literatur mahnt mich an das Spiel der Kinder mit Seifenblasen, und das Kinderspiel schickt sich kaum noch für mein Alter.

Müßte ich reden, so würden überdies meine Worte vielleicht selbst denen nicht gefallen, die mit mir unsern alten Gymnasien noch eine lange Zukunft wünschen. Denn so groß meine Liebe zu denselben ist, bin ich doch fern von der Meinung, daß sie in jedem Betracht vollkommen und über alle Ansehung erhaben seien. Es giebt keine absolut beste Schule, wie keinen besten Staat, und wie nur der Staat gut ist, der in sich die Möglichkeit fortwährender Verbesserung seiner Institutionen trägt, so ist auch nur die Schule gut, in welcher das Bewußtsein lebt, daß sie in stiller unverdrossener Arbeit sich zu reformiren habe. Und wenn jedes einzelne Gymnasium so an sich zu bessern hat, so wird auch das gesammte Gymnasialwesen, so lange es Lebenskraft in sich hat, im Laufe der Zeit mehr oder minder durchgreifende Reformen erfahren müssen. Was Dünkel und Standallust, was Privat-, Standes-, und Parteiinteresse an ihm bemängelt, fällt nicht schwer in das Gewicht, aber Forderungen, welche von den einsichtigen Männern der Nation, welche namentlich von weitblickenden Schulmännern selbst gestellt werden, können nicht auf die Dauer unberücksichtigt bleiben.

Was nicht veralten soll, muß sich verjüngen. Auch unsere Gymnasien sind öfters regenerirt worden, ohne daß dabei ihr innerstes Wesen berührt wurde, und sie werden, hoffe ich, noch manche solche Regeneration erfahren. Wann aber wäre ihr innerstes Wesen bedroht? Einerseits wenn man die humanistischen Studien beseitigte, oder so abschwächte, daß sie nur eine oberflächliche Wirkung üben könnten; andererseits wenn man die Gymnasien zu

Specialschulen für gewisse Fachwissenschaften herabsetzte. Ehe das eine oder das andere geschieht, mag man ihnen lieber das Lebenslicht ausblasen und ihnen den Retrolog schreiben, in welchem man wenigstens das ihnen nachrühmen wird, daß sie Jahrhunderte lang die Pflanzstätten der höheren Bildung in unserer Nation gewesen sind und zu Allem, was Deutschland groß gemacht, mitgewirkt haben. Wir haben aber in einer Zeit, wo der Zudrang zu ihnen ein fast erschreckender ist, wohl am wenigsten Aenderungen zu fürchten, die ihrer Vernichtung gleich kämen, und wer in der Zuvorsicht ihrer gesicherten Existenz gelassen dem Ansturm gegen sie zusieht, nützt vielleicht mehr als Mancher, der im Uebereifer eine gute Sache schlecht vertheidigt.

Ohne Deine Herausforderung hätte ich dies Alles nicht geschrieben; denn was soll ich Dir Dinge sagen, die Du viel besser übersiehst als ich. Längst höre ich Dich klagen: *Sat prata biberunt!* Aber wer die Schleuse aufgezo-gen hat, darf über die einbrechende Fluth nicht klagen, und so hast Du zu verantworten, wenn ich redselig geworden bin, um mich gegen den Vorwurf zu verwahren, daß ich aus Theilnahmslosigkeit nicht für die Gymnasien eintrat.

2.

Du betheuerst, lieber Freund, daß Dir die Absicht fern liege, meine Cirkel verwirren zu wollen, sprichst aber zugleich den Wunsch aus, mindestens Dir über die brennenden Fragen des Gymnasialwesens meine Meinung nicht zu verhehlen, da ich, wie Du meinst, in der Lage sei, ruhiger diese Fragen zu erwägen, als mancher Andere. Zunächst willst Du wissen, einmal was ich von den Leistungen der Realgymnasien halte, und dann, ob auch nach meiner Meinung eine Ueberbürdung unserer Gymnasiasten mit Arbeiten stattfinde, wie sie so vielfach im Publikum und sogar von medicinischen Autoritäten behauptet wird. Ich glaube nicht, daß ich Dir da irgend Neues bieten kann, aber es würde unfreundschastlich sein, Deinen Wunsch nicht zu erfüllen.

Also die Realgymnasien! Wenn man von ihnen reden soll, erscheint es als ein Glück, daß sie, nachdem sie früher mit den verschiedensten Einrichtungen bestanden und deshalb so schwer in ihrem eigentlichen Wesen zu erkennen waren, neuerdings in den meisten deutschen Staaten eine feste Gestalt gewonnen haben. Konnten sie früher mehr als Fachschulen erscheinen, so sehen sie jetzt gleich den alten Gymnasien ihre Aufgabe darin, eine höhere allgemeine Bildung zu geben, nur daß sie zum Theil mit anderen Mitteln diese Aufgabe zu lösen suchen. Der wesentlichste Unterschied ist nunmehr, daß sie den Unterricht im Griechischen ausfallen lassen, und dadurch Raum gewinnen, die modernen Sprachen und die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen in größerem Umfange zu betreiben. Mag so in ihren Einrichtungen auch jetzt noch Einzelnes auf ihre näheren Beziehungen zu gewissen technischen Fächern hinweisen, in der Hauptsache stehen sie doch fortan in ausgesprochener Concurrrenz mit unseren alten Gymnasien.

Man kann es beklagen, daß so eine Zerspitterung in das Gymnasial-

wesen gekommen ist, daß die alten Gymnasien, um ihre Besonderheit gegenüber den Realgymnasien zu kennzeichnen, das humanistische Element schärfer zu betonen und sich als humanistische Gymnasien zu bezeichnen genöthigt sind, aber man schafft damit nicht Lehranstalten aus der Welt, die doch mit einer gewissen Nothwendigkeit sich entwickelt und die Concurrenz aufgenommen haben, man bejeitigt damit nicht den Kampf, der mit Nothwendigkeit aus der Concurrenz entsteht.

Die Vortheile der Concurrenz sind oft genug gepriesen worden; man rühmt nicht mit Unrecht, daß von dem Wettstreit verschiedener Kräfte die Gesammtheit zu gewinnen pflege. Auch von der hier in Rede stehenden Concurrenz wird man manche Vortheile erwarten, aber es ist mindestens fraglich, wie weit solche bisher zu Tage getreten sind.

Zu kurze Zeit bestehen die Realgymnasien in fester Gestalt, um über ihre Leistungen schon ein sicheres Urtheil zu fällen. Was ich bisher von solchen kennen gelernt habe, hat mich günstig für diese Anstalten gestimmt, aber ich wage doch nicht aus vereinzelter Erfahrung weitgehende Folgerungen zu ziehen. Wenn man, auf statistisches Material gestützt, nachgewiesen hat, daß die Zöglinge der Realgymnasien bei solchen Lehramts- und Promotionsprüfungen, wo sie neben Schülern der humanistischen Gymnasien zugelassen werden, im Durchschnitt Gleiches oder Besseres als diese geleistet haben, so verdient dies gewiß volle Würdigung; aber man darf dabei nicht außer Betracht lassen, daß ein Wissen, wie es für Prüfungen beschafft und in ihnen producirt zu werden pflegt, für die gewonnene höhere Bildung keinen zureichenden Maßstab giebt. Freilich giebt es keine Bildung ohne Wissen, aber man kann viel wissen und doch in höherem Sinne ungebildet sein.

Um so mehr wird man jene Leistungen schätzen müssen, als die Realgymnasien mit nicht geringer Behinderung in die Concurrenz eingetreten sind. Denn es ist ohne Zweifel ein schwerer Nachtheil für sie, daß ihren Abiturienten zur Zeit die meisten Universitätsstudien unmöglich gemacht sind und deshalb Eltern, welche begabten Söhnen die Wahl des Berufs möglichst frei halten wollen, genöthigt sind, dieselben den humanistischen Gymnasien zuzuführen. Wohl ist es zu wünschen, daß man den Schülern der Realgymnasien den Zugang zu allen Facultätsstudien eröffnede, damit diese so den Wettkampf mit den anderen Gymnasien unter völlig gleichen Bedingungen aufnehmen könnten und so ein sichereres Resultat gewonnen würde, aber ich begreife, daß viele Bedenken einem Experimente entgegenstehen, bei welchem nicht nur das Lebensglück Einzelner, sondern auch wichtige Staatsinteressen in Frage stehen.

Wie die Dinge liegen, kann der Kampf, der hoffentlich immer mit ritterlichen Waffen geführt werden wird, sich lange hinziehen: aber endlich wird er doch zu einer Entscheidung führen müssen, welche den Sieg auf der einen, die Niederlage auf der anderen Seite in sich schließt. Denn unent-

bar scheint mir, daß das Endergebniß darin bestehen sollte, daß die höhere, für die Spitzen des Volks- und Staatslebens beanspruchte Bildung in gleich vollkommener Weise auf diesem oder jenem Weg zu gewinnen sei. Befestigt sich die Meinung auf Grund unumstößlicher Thatfachen, daß die Realgymnasien den besseren Weg eingeschlagen haben, so sind sie die Gymnasien der Zukunft und die humanistischen Studienanstalten verlieren ihre Bedeutung, andernfalls behaupten die Letzteren die Stellung, welche sie früher inne gehabt haben und die ihnen erst in neuester Zeit bestritten ist, und die Realgymnasien werden wieder Vorbereitungsanstalten für gewisse technische Fächer, wie sie es ursprünglich waren.

Der Propheten sind heutigen Tages so viele, daß ich ihre Zahl nicht vermehren möchte. Aber verhehlen kann ich nicht, daß mir der schließliche Sieg der Realgymnasien wenig wahrscheinlich ist. Denn in ihrem innersten Wesen scheint mir ein Uebelstand zu liegen, der schwer, ja fast unmöglich zu beseitigen sein dürfte. Bei der Rücksicht, die sie auf die praktischen Bedürfnisse des modernen Lebens zu nehmen haben — denn recht eigentlich aus ihnen sind sie erwachsen, — sind sie genöthigt worden, eine so große Zahl von Disciplinen einzuführen, daß die Zahl der obligaten Lehrstunden vermehrt und zugleich die Concentration des Unterrichts erschwert werden mußte. Die noch ziemlich weit verbreitete Ansicht, daß der Durchgang durch die Klassen leichter in den Realgymnasien sei, als in den humanistischen, ist überaus irrig. Nun werden aber jene praktischen Bedürfnisse, an sich unbestimmter Natur, im Laufe der Zeit gewiß noch wachsen, und man wird dann neue Anforderungen an die Realgymnasien stellen; der Unterricht wird damit noch mehr zersplittert, die Zahl der Lehrstunden noch vergrößert werden. So wird eine Ueberspannung der geistigen und Ueberbürdung der körperlichen Kräfte der Schüler eintreten, bei denen ein geregelter, gesunder Fortschritt derselben unmöglich ist.

Gerade die Ueberbürdung der Schüler wird ja heute besonders den Gymnasien zum Vorwurf gemacht, und an diesem Vorwurfe werden die Realgymnasien wohl schwerer als die humanistischen zu tragen haben. Und damit wäre ich bei der Ueberbürdung angelangt, über welche Du gleichfalls meine Meinung hören wolltest. Aber indem mir schon alle Schrecken der Ueberbürdung vor die Augen treten, werde ich mich hüten, durch eine weitere Fortsetzung dieser ohnehin zu langen Epistel Dich und mich selbst zu überbürden.

3.

Lieber Freund! Du willst es mir nicht erlassen, daß ich auch über die angebliche Ueberbürdung der Gymnasiasten meine Meinung sage, und so muß ich den bitteren Kelch, den Du mir credenzst hast, wohl bis auf die Reige leeren.

Mir ist es immer so erschienen, als sei an unseren alten Gymnasien im Laufe der letzten Jahrzehnte kaum Wesentliches geändert worden, als seien

sie von den Zeitbewegungen weniger berührt worden, als die meisten anderen Lehranstalten. Trete ich jetzt in die Räume eines Gymnasiums, so meine ich noch von derselben Luft dort umweht zu werden, wie in meiner Jugend. Und doch muß ich mich in einem schweren Irrthum befinden, wenn jene Klagen über Ueberbürdung der Schüler vollauf begründet sind, wie sie jetzt von allen Seiten ertönen; dann muß jetzt ein Geist des Unmuths da verbreitet sein, wo früher der Uebermuth, oft nur zu laut, sich hervorthat.

Es wird Dir, wie mir, erinnerlich sein, daß früher Klagen der Eltern nicht selten waren über nicht ausreichende Beschäftigung ihrer Söhne außer der Schulzeit. Allerdings kamen wohl auch zuweilen Beschwerden der Eltern und noch mehr der Schüler vor, daß sie momentan mit häuslichen Arbeiten überhäuft seien, und solche Beschwerden waren meist begründet; die Uebelstände waren bald durch ein zufälliges Zusammentreffen verschiedener Hausaufgaben, bald durch Ungeschick einzelner Lehrer herbeigeführt worden und ließen sich leicht durch einen verständigen Director oder durch Verständigung unter den zunächst theilhaftigen Lehrern beseitigen. Jedenfalls waren aber Klagen, wie sie jetzt verlauten, wonach eigentlich das ganze Gymnasialwesen als eine systematische Unterdrückung des jugendlichen Geistes bezeichnet wird, früher unerhört.

Es setzt mich in der That in das höchste Erstaunen, wenn ich jetzt von wissenschaftlichen Autoritäten unverhohlen ausgesprochen finde, daß die körperliche und geistige Gesundheit unserer Jugend in einer das Gemeinwohl beeinträchtigenden Weise durch die überspannten Anforderungen der Gymnasien gefährdet werde. Man beruft sich dabei auf statistisches Material *), freilich

*) Besonders Gewicht pflegt man auf die statistischen Nachweisungen über das Zunehmen der Kurzsichtigkeit unter der Schulsjugend in Deutschland zu legen und spricht die Befürchtung aus, daß die Kurzsichtigkeit geradezu zu einem deutschen Volksgebrechen sich auswachsen könne. Man beruft sich dabei auf die auffällige Erscheinung der vielen Brillenträger in unseren Schulen, während in Frankreich von den Schülern weit weniger, in England fast gar keine Brillen getragen werden. Ich erinnere mich sehr wohl, daß in meiner Gymnasialzeit auch unter meinen Mitschülern die Brillenträger sehr selten und ein Gegenstand allgemeinen Mitleidens waren, während ich jetzt mit Schrecken die Hälfte der Schüler in den Oberklassen mit Augengläsern sehe. Die Sache wird dadurch noch befremdender, daß wir höchst unbequeme Subsellien hatten, die Beleuchtung in den Schulstunden mangelhaft war und die häuslichen Arbeiten meist bei einem kläglichen Talglöcht angefertigt wurden. Man behalf sich eben, und Viele, die heute die Brille nicht würden entbehren können, behalfen sich auch ohne solche. Mir scheint unzweifelhaft, daß die Zahl der Brillenträger mit der Ausbildung der Augenheilkunde und der Vermehrung der Augenärzte in gleicher Progression gewachsen ist; aber eine Statistik, welche daraus folgern würde, daß die Augenärzte die Zahl der Augenkranken gemehrt hätten, würde einfach der Absurdität angeklagt werden. Die Folgerung, daß die Schulen eine so rapide Steigerung der Augenkrankheiten veranlaßt haben, ist jedoch kaum besser begründet. Es liegt doch sehr nahe, sich die auffällige Thatsache dadurch zu erklären, daß man mehr und mehr auf die Augenleiden aufmerksam geworden ist und ihnen schon im Entstehen zu begegnen gesucht hat. So sind die Brillenträger gewachsen, und die immer steigende Sorgfalt der Augenärzte wird hoffentlich dahin

schüchtern; denn es befestigt sich doch allmählich die Ueberzeugung, daß die Statistik oft unzulässige Folgerungen aus unsicheren Prämissen zieht. Man beruft sich überdies auf eigene Erfahrungen, nach denen, wenn sie untrüglich, unsere Gymnasien Spitäler sehr ähnlich sehen müßten. Uebten die Gymnasien wirklich auf den Nachwuchs in den höheren Ständen unseres Volks eine so zerstörende Wirkung, wie behauptet wird, dann bliebe den Regierungen allerdings kaum etwas andres übrig, als sie möglichst bald sämmtlich zu schließen; denn mit allen jenen armseligen Reformen, die vorgeschlagen werden, würde doch wenig oder nichts geholfen werden.

Sehe ich nun zunächst auf die humanistischen Gymnasien, denen doch vorzugsweise der Angriff gilt, so frage ich mich — und Andere werden dieselbe Frage sich stellen: wie ist erklärlich, daß Schäden, früher kaum bemerkt, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer Gefahr herangewachsen sein sollen, welche die ganze geistige Stellung unserer Nation bedroht? Es wird um so unerklärlicher, als bei den Gymnasien kaum so durchgreifende Veränderungen in den letzten Jahrzehnten eingetreten sind, daß man aus diesen die behaupteten verderblichen Wirkungen ableiten könnte. Der Lehrplan ist im Wesentlichen der frühere, die Zahl der Lehrstunden ist eher gemindert als erhöht worden, die Forderungen für die Abiturientenprüfung sind nicht unerheblich herabgesetzt, und so muß es doch mehr als fraglich erscheinen, ob die Arbeitslast der Schüler wirklich über Gebühr gesteigert wurde. Es mag ja sein, daß einzelne ungeschickte oder noch unerfahrene Lehrer den Schülern der Schüler mehr auferlegen, als sie tragen können, aber man wird zwischen solchen überspannten Anforderungen Einzelner und den Anforderungen der Gymnasien selbst zu unterscheiden haben.

So weit meine Beobachtungen reichen, kann ich nicht finden, daß die jetzt die Universität beziehenden jungen Leute an geistiger und körperlicher Frische früheren Generationen wesentlich nachstehen. Indessen vereinzelte Wahrnehmungen gelten wenig gegenüber ärztlichen Gutachten, welche eine Abnahme der Körper- und Geisteskraft bei den Schülern der höheren Lehranstalten im Allgemeinen behaupten. Auch wer geneigt ist, derartige allgemeine Behauptungen mit einiger Skepsis aufzunehmen, wird zugeben müssen, daß ihnen Erfahrungen zu Grunde liegen müssen, die ernste Besorgniß einflößen. Nur fragt es sich, ob jene Abnahme der Kräfte, die man bei der Jugend der höheren Stände bemerkt haben will, die Gymnasien allein oder nur in der Hauptsache verschuldet haben.

Die meisten Gymnasien sind in größeren Städten belegen, wo das

führen, daß die Kurzsichtigkeit nicht ein Erbübel der Nation wird, sondern stetig abnimmt. — Auch die traurigen Selbstmorde der Schüler hat man mit Ueberbürdung motiviren wollen. Während ich auf dem Gymnasium war, erschossen sich zwei meiner Mitschüler, Knaben von 13—15 Jahren. Beide hatten sich nie mit Arbeiten überlastet; der eine hatte sich den Kopf mit der Lectüre von Räuberromanen erfüllt, der andre sollte in eine alberne Liebesgeschichte verwickelt sein.

öffentliche Leben sich in den letzten Zeiten freier entwickelt hat. Es ist unmöglich die Schüler von demselben ganz abzusperren, auch die häßlichen Auswüchse dieses städtischen Treibens bleiben ihnen nicht nur nicht verborgen, sondern erregen besonders ihre Aufmerksamkeit. Wer wüßte nicht, welchen verführerischen Reiz das Wirthshausleben, sittenlose Komödien und die Schmutzliteratur gerade für die halberwachsene Jugend haben? Dazu kommt, daß in den höheren Ständen unsrer Nation das Leben reicher und mannigfaltiger, zugleich aber auch genußsüchtiger und läppiger geworden ist. Von dem Luxus der Eltern lassen sich die Kinder nicht ganz ausschließen, und er übt auf die Jungen eine entnervendere Wirkung, als auf die Alten. Es wäre wahrlich nicht zu verwundern, wenn so Vergnügungen und Zerstreuungen, die Erholung gewähren sollten, oft zu einem schleichenden Gift für unsere Jugend werden. Und will man einmal durchaus die beklagten Uebelstände auf Ueberanstrengung der Jugend zurückführen, so richte man doch sein Augenmerk auf die Last, welche die Eltern selbst ihren Söhnen nur zu häufig durch Privatunterricht aufbürden, sei es durch die Nachhilfe sogenannter Instructoren für die Schule, sei es durch Unterweisung in Lehrgegenständen, welche der öffentliche Unterricht ausschließt. Wenn man dem Knaben, der kaum von der Schulbank aufgesprungen, gleich wieder zu Hause in die Arbeitsstube einschließt, dann freilich tritt eine heillose Ueberbürdung ein, aber man wird sie der Schule sehr mit Unrecht heimeffen. Unaufhörlich kämpfen die Gymnasien gegen jene betrübenden Einflüsse des socialen Lebens auf die Jugend, wie gegen die Ueberanstrengung derselben durch Privatunterricht, und doch bleibt man blind gegen diese für das Gedeihen der Jugend so nachtheiligen Mißstände und mißt die üblen Nachwirkungen derselben gerade den öffentlichen Lehranstalten bei, die vielleicht allein noch wirksame Abhilfe gewähren können.

Wie übertrieben gewiß die den Gymnasien gemachten Vorwürfe sind, es würde doch gewissenlos sein, wenn nicht alle dazu Verurtheilten ernstlich prüfen wollten, ob sie nicht doch in irgend etwas begründet seien. Sollte sich da, wie ich glaube, herausstellen, daß unsere Schulordnungen keinerlei Schuld an den beklagten Uebelständen tragen, so würde dies noch keineswegs ausschließen, daß wirklich Ueberbürdungen der Schüler eintreten. Wie alle anderen menschlichen Ordnungen können auch die der Schulen mißbraucht und mißachtet werden, und ich muß dies um so mehr befürchten, als ich nicht selten neuerdings auch von einsichtigen Eltern Klagen gehört habe, daß ein Uebermaß von häuslichen Arbeiten den Schülern auferlegt werde, uamentlich zu viel memorirt werden müsse. Der letzte Grund solcher Ueberbürdungen wird denn kein anderer sein, als daß manche Lehrer nicht begreifen wollen, daß ihre Hauptaufgabe ist, den Lehrstoff in der Schule selbst der Jugend mitzutheilen und durch didaktische Kunst zum vollen Verständniß zu bringen, die Hausaufgaben dagegen wesentlich keine andere Bedeutung haben, als das in der Schule Erlernte zu wiederholen

und anzuwenden. Kein Zweifel, daß es manche nachlässige und ungeschickte Lehrer giebt, die in den Schulstunden nur oberflächlich unterrichten, im Uebrigen die Schüler auf das Compendium verweisen und sich dann damit begnügen, zu controliren, wie weit sich der Schüler in häuslicher Arbeit das Lehrbuch zu eigen gemacht hat. Da wird dem Schüler allerdings mehr zugemuthet, als er leisten kann, und mit der Ueberspannung der Kraft wächst die Unlust an der Arbeit und der Widerwille gegen die Schule.

Wie in allen pädagogischen Dingen, liegen die Mißstände auch hier mehr in den Personen als in den Einrichtungen, und die Mißstände werden in der letzten Zeit sich um so fühlbarer gemacht haben, als die Behörden bei dem Lehrermangel nicht immer die strengste Auswahl bei der Anstellung treffen konnten. Leider giebt es gegen schlechte oder fahrlässige Lehrer kein radicales Mittel, aber man kann die Jugend doch möglichst gegen sie schützen. Dies ist vor Allem die Sache der Rectoren, und mir scheint es die wichtigste Pflicht jedes Schulregiments, welches die Gymnasien in heilsamem Stande erhalten will, an die Spitze derselben Männer zu stellen, welche die Aufgabe der Gymnasialbildung richtig erfaßt haben und die Energie besitzen, dieselbe selbst unter vielen und großen Hindernissen glücklich durchzuführen. Solche Rectoren werden auch die angemessenen Mittel finden, durch kräftigende Geistesarbeit die Jugend vor entnervenden Einflüssen zu wahren und sie andererseits vor Ueberbürdung durch unkluge oder gewissenlose Lehrer zu schützen.

Wenn man vorgeschlagen hat, die Arbeitsstunden in gleicher Weise zu normiren, wie es bei den öffentlichen Lehrstunden der Fall ist, so scheint mir ein solcher Vorschlag von sehr zweifelhaftem Werthe. Eine Controle der häuslichen Arbeitsstunden ist schwer zu üben, überdies das richtige Maß für dieselben schwer zu finden; denn der begabte Schüler bringt in einer halben Stunde fertig, wozu einem anderen zwei Stunden nicht ausreichen. Und sollte es auch durch eine solche Normirung wirklich gelingen, die Arbeitszeit erheblich zu verkürzen, wer bürgt dann dafür, daß die so gewonnene Freizeit nicht vielfach zu Erholungen angewendet wird, die für Körper und Geist verderblicher sind, als zu strenge Arbeit?

Aber genug und übergenuß! Die Feder eilt im Fluge dahin, und ich bemerke nicht, daß ich Dinge schreibe, die gewiß tausendfach gesagt sind und die Niemand besser kennt, als Du. Wie gefährlich war es, an dem Schreiben zu rütteln, in dem ich meine pädagogischen Sorgen so lange still verborgen hielt.

4.

Du willst nicht zugeben, lieber Freund, daß es Dich reut, mich zu meinen pädagogischen Herzensergießungen verführt zu haben. Du verlangst sogar ihre Veröffentlichung. Denn in einer Zeit, wo *contra gymnasia* so viel declamirt würde, dürfe ein Wort *pro gymnasiis* nicht verloren gehen,

und meine Bemerkungen, so fragmentarisch und aphoristisch sie seien, könnten vielleicht um so eher nützlich werden, als das Publikum sich über Streitfragen der Zeit meist lieber aus der leichten Literatur der Journale, als aus dilettantischen Büchern zu unterrichten pflege. So sehr es nun auch meiner Neigung widerspricht, die pädagogische Literatur auch nur mit einem Blatte zu vermehren und so wenig ich glaube, irgend etwas Neues gesagt zu haben, würde ich es doch für unverantwortlich halten, mich Deinem Verlangen zu widersetzen, wenn Du meinst, daß durch die Veröffentlichung meiner Briefe irgend etwas genützt werden könne. Sollen Sie aber in weitere Kreise gelangen, dann muß ich ihnen noch ein Postscript beifügen; ich darf über meinen Lehrgegenstand nicht schweigen, dessen Pflege mir besonders am Herzen liegt und der trotz seiner anerkannten Bedeutung doch vielfach vernachlässigt wird. Ich brauche Dir kaum zu sagen, daß ich den Geschichtsunterricht meine.

Ich denke zunächst an die Weise, wie die Geschichte an den Gymnasien gelehrt wird, aber es wird an den anderen höheren Bildungsanstalten, Realgymnasien, Realschulen, höheren Bürgerschulen und wie sie sonst sich nennen, eher schlechter als besser um diesen Unterricht stehen, und so dürften meine Bemerkungen auch auf diese analoge Anwendung finden.

Die Bedeutung des Geschichtsunterrichts für unsere höheren Lehranstalten wird kaum Jemand bestreiten. Abgesehen davon, daß es unumgänglich nöthig ist, den Jüngling, der seine geistige Nahrung vorzugsweise aus der Literatur alter Zeiten empfängt, auch über die Verhältnisse, aus denen jene Schriftwerke erwachsen, zu orientiren, daß ihm ferner der Zusammenhang der Vergangenheit mit der Gegenwart, in deren Leben er selbst eingreifen soll, zum Verständniß gebracht werden muß, soll alle höhere Bildung doch vor Allem die Befestigung des sittlichen Willens, die Gewöhnung an sittliches Handeln in das Auge fassen, d. h. Charakterbildung sein, und unter allen Lehrgegenständen ist nächst dem Religionsunterricht keiner geeigneter, sittliche Vorstellungen und Impulse zu wecken, als die Geschichte; vornehmlich ist der Unterricht in der vaterländischen Geschichte das beste Mittel, patriotisches Gefühl zu nähren und zu patriotischem Handeln anzureizen.

Auch haben es die Schulbehörden nicht daran fehlen lassen, auf die Wichtigkeit des Geschichtsunterrichts hinzuweisen und besonders hervorzuheben, wie er die patriotische Gesinnung in der Jugend pflegen und beleben soll. In allen wichtigen Wendepunkten unserer Geschichte hat man die Schulen durch Verordnungen an die Pflege der vaterländischen Geschichte gemahnt. Ueber die Zahl der diesem Unterricht zuzuweisenden Lehrstunden, über den Umfang des Lehrstoffes, über die an das Wissen des Lehrers zu stellenden Forderungen hat man vielfach Verfügungen erlassen. Trotzdem hat es nie an Klagen über mangelhaften oder geradezu schlechten Geschichtsunterricht gefehlt, und man darf bezweifeln, ob durch alle jene Anordnungen, so gut

sie gemeint waren, viel erreicht wurde, ja ob überhaupt auf diesem Wege eine durchgreifende Besserung zu erzielen ist.

Nicht selten haben mir Männer, die auf Gymnasien gebildet, noch in ihrem Alter mit wahrer Begeisterung von ihrem Geschichtslehrer gesprochen, dem sie nicht nur einen reichen Schatz von fruchtbaren Kenntnissen, sondern auch ihre ganze Lebensrichtung zu danken hätten, während ich nicht minder häufig von Anderen habe hören müssen, wie ihnen ein geistloser Unterricht in der Geschichte das Interesse für diese Wissenschaft auf immer genommen habe. Wir erleben es ja auch täglich, daß von den zur Universität übergehenden Jünglingen die Einen sich mit Eifer zu historischen Studien drängen, die Anderen sich mit Unlust von ihnen abwenden — ohne Frage Nachwirkungen des auf dem Gymnasium genossenen Unterrichts; denn von Natur herrscht in jedem Menschen ein historischer Trieb. Ich kann aus solchen Wahrnehmungen keinen anderen Schluß ziehen, als daß die Wirkung des Geschichtsunterrichtes hauptsächlich von der Person des Lehrers abhängt. Mehr oder weniger wird das ja bei jedem Lehrgegenstand der Fall sein; nur tritt es hier, wo sich eine feste Methode weniger ausgebildet hat und auch nach der Natur der Sache weniger ausbilden kann, besonders scharf hervor. Die volle Bedeutung der Geschichte tritt den Schülern gleichsam erst in der Bedeutung des Lehrers entgegen.

Liegt nun so viel wie Alles an der Person des Lehrers, so wird es vor Allem nothwendig sein, den Geschichtsunterricht nur in die Hände solcher Lehrer zu legen, welche ihm die rechte Wirkung zu geben vermögen. Da ist es nun ein großer Irrthum zu meinen, solche Lehrer würden sich nur unter den gelehrten Geschichtsforschern finden. Es ist ja selbstverständlich, obwohl in der Praxis leider noch immer nicht allgemein anerkannt — daß Niemand in der Geschichte unterrichten sollte, der nicht ein umfassendes und gründliches Wissen in dieser Sache besitzt; aber damit ist noch nicht die Forderung erhoben, daß er sich als ein gelehrter, selbständiger Forscher bewährt habe. Wollte man derartige Ansprüche an die Gymnasiallehrer stellen, so würde man bei der herrschenden Specialisirung der wissenschaftlichen Forschung bald zu einer Fachzersplitterung an den Gymnasien kommen, bei der sie dem sicheren Untergang zueilten; schon jetzt macht es sich übel genug bemerklich, daß in einzelnen Disciplinen das Fachlehrerwesen übermäßige Geltung gewonnen hat. Viel wichtiger, als eine profunde Gelehrsamkeit, ist für den Geschichtslehrer, daß er die Einsicht besitzt, aus dem reichen Stoff das auszuwählen, was den Schülern verständlich ist und sie fesselt, daß er eine lebendige Anschauung der geschichtlichen Vorgänge und eine solche Rede-gabe besitzt, seine Anschauungen den Schülern in klarer und anziehender Weise darzulegen; er muß endlich durch seine würdige Haltung in der Jugend die Ueberzeugung zu erwecken vermögen, daß es ihm in dem Urtheil über geschichtliche Personen und Vorgänge einzig und allein um Wahrheit und Gerechtigkeit zu thun ist. Nur in der Hand eines solchen Lehrers kann der

Unterricht bewirken, daß der historische Stoff nicht allein vom Gedächtniß äußerlich aufgenommen, sondern innerlich erfaßt wird, daß ein Interesse für die Geschichte gewonnen wird, welches weit die Schulzeit überdauert, daß dieser Unterricht eine sittliche Wirkung auf die Jugend übt, die das ganze spätere Leben mitbestimmt.

Es giebt ohne Zweifel nicht wenige Geschichtslehrer an unseren Schulen, welche die erwähnten Eigenschaften besitzen und in der segensreichsten Weise den Unterricht erteilen. Daneben giebt es aber leider Andere, die nur aus diesem oder jenem äußeren Grunde den Geschichtsunterricht übernommen haben, für den sie weder besondere Beanlage noch die nöthige Vorbildung, ja nicht einmal ein inneres Interesse besitzen, und deren Unterricht deshalb wesentlich im Lesen eines Lehrbuchs, Aufgeben eines Memorirstoffes aus demselben und Abhören des Memorirten besteht. Die heillosste Ueberbürdung mit sinn- und zweckloser Arbeit entsteht da für den Schüler und erweckt in ihm einen Abscheu gegen alle Beschäftigung mit der Geschichte, der sich oft nie wieder verliert. Ein solcher Unterricht ist es, von dem einst ein hervorragender bairischer Schulmann sagte, er schade viel mehr, als er nütze. Man hat sogar, auf die traurigen Resultate solchen Unterrichts hinweisend, die wunderliche Meinung laut werden lassen, es sei besser auf den Gymnasien gar keine Geschichte zu treiben und die Pflege derselben ganz den Universitäten zu überlassen.

Vielleicht wird gefragt, was denn die Schulbehörden, wenn die Wirkung des historischen Unterrichts so sehr von der Person der Lehrer abhängt, für die Hebung desselben zu thun vermögen. Die geeigneten Persönlichkeiten könnten sie nicht schaffen, und eine ausreichende Zahl solcher würde sich überhaupt kaum finden lassen. Das mag sein, aber ich glaube doch, daß Manches geschehen könnte, um junge begabte Leute, die Neigung zum historischen Studium und zugleich Neigung zum Lehren haben, in größerer Zahl für das Lehramt an Gymnasien zu gewinnen und so eine Pflanzschule für tüchtige Geschichtslehrer zu erhalten. Vor Allem wäre freilich dann nothwendig, daß der Geschichtslehrer, der seine Aufgabe wirklich erfüllt, auch in dem Lehrercollegium die volle ihm gebührende Stellung fände, sich in keiner Weise in seiner Laufbahn behindert sähe, wie es thatsächlich noch häufig der Fall ist. Es entmuthigt natürlich junge Leute, die sonst alle Eigenschaften für das Lehramt besitzen, sich dem Gymnasialunterricht zu widmen, wenn sie dabei in der Gefahr stehen, immer gleichsam Gymnasiallehrer zweiter Klasse zu bleiben.

Es ist mir durchaus nicht zweifelhaft, daß der tüchtige Historiker dem Gymnasium vollkommen gleiche Dienste leistet, wie der tüchtige Philologe, und deshalb auch völlig gleiche Stellung beanspruchen darf. Man wende nicht ein, daß die Verwendbarkeit des Historikers am Gymnasium eine geringere sei. Die Geschichtswissenschaft greift so vielfach in andere Gebiete hinüber, ist namentlich mit den philologischen Disciplinen so mannigfach ver-

bunden, daß eine ganz einseitige Sachausbildung für den Historiker fast unmöglich ist. Es ist deshalb auch gerechtfertigt, daß in den meisten Prüfungsordnungen für das höhere Lehramt vom Historiker auch der Nachweis von Kenntnissen in anderen Wissenschaften verlangt wird, wenngleich in niederem Maße, als von solchen, die diesen Wissenschaften ein eigentliches Fachstudium zugewendet haben. Die Geschichtslehrer werden deshalb an den Gymnasien auch für andere Disciplinen verwendet werden können, und es fehlt nicht an Beispielen, daß dies mit dem besten Erfolge geschehen ist. Die Anforderung freilich an jeden sich dem Gymnasiallehramt widmenden Historiker zu stellen, daß er auch die volle Sachausbildung des Philologen haben müsse, wäre eben so unbillig, als von dem Philologen verlangen, daß er ein nach allen Seiten durchgebildeter Historiker sei. Es giebt ja Einzelne, bei denen Beanlage und Reigung für philologische und historische Fachstudien die gleiche ist und die deshalb diese Studien in gewisser Verbindung treiben, aber es wäre ganz thöricht eine solche Verbindung allgemein zu verlangen, wobei nur die Oberflächlichkeit und Aeußerlichkeit des Studiums gefördert werden würde.

Aber die Thätigkeit der Behörden hat sich nicht allein darauf zu richten, die geeigneten Kräfte für den Geschichtsunterricht zu gewinnen, sie hat auch das Lehrziel für denselben angemessen zu stellen und dafür zu sorgen, daß nicht mehr gelehrt wird, als der allgemeine Zweck der Schulen verlangt und den Kräften der Schüler zugemuthet werden kann. Und da ist nur dankbar anzuerkennen, daß in diesen Beziehungen in letzter Zeit sehr erspriessliche Verordnungen ergangen sind.

Es ist bekannt, einen wie maßgebenden Einfluß auf den Geschichtsunterricht in den deutschen Gymnasien die von dem westfälischen Provinzialschulcollegium i. J. 1830 erlassene Instruction für denselben geübt hat, welche für die unteren Klassen einen biographischen, für die mittleren einen ethnographischen und schließlich für die oberen einen universalhistorischen Cursus vorschrieb. Man wollte von dieser Instruction eine neue Ära für den Geschichtsunterricht datiren, und es läßt sich auch nicht leugnen, daß sie in manchem Betracht anregend gewirkt hat. Dennoch wird man jetzt wohl allgemein überzeugt sein, daß sie weit über das richtige Ziel hinausgeschoss, indem sie ein universalhistorisches Wissen von den Schülern beanspruchte. Denn wir leben einmal nicht mehr des naiven Glaubens, daß, wenn viel gelehrt, auch viel gelernt wird, und es ist uns andererseits der Begriff der Universalgeschichte selbst immer flüchtiger und unbestimmter geworden, während zugleich die Erkenntniß lebendiger wurde, daß unserer deutschen Jugend doch vor Allem Bekanntschaft mit der deutschen Geschichte nothwendig sei.

Diese Erkenntniß drückt sich auch deutlich in der Schulordnung für die bayerischen Studienanstalten von 1874, wie in dem jüngst bekannt gewordenen Lehrplan für die preussischen Gymnasien aus. Beide beschränken, im Wesentlichen übereinstimmend, ohne die Zeit für den Geschichtsunterricht zu kürzen, nicht unerheblich den Lehrstoff; sie ordnen einen doppelten Cursus desselben

an, einen niederen, mehr elementaren, für die Schüler von etwa 12 bis 15 Jahren, und einen höheren für die letzten vier Jahre der Gymnasialzeit, und bestimmen, daß in den Mittelpunkt des Unterrichts für das Alterthum die Geschichte der Griechen und Römer, für die mittlere und neuere Zeit die deutsche Geschichte zu treten hat. Diese Bestimmungen sind leicht zu controliren und werden sicher eine Vertiefung des Geschichtsunterrichts in seiner Beschränkung herbeiführen. Möchten nur auch die anderen wohlgemeinten Vorschriften, welche in jenen Verordnungen enthalten sind, gleich des Erfolges sicher sein! Ich meine jene Vorschriften, daß der Geschichtsunterricht in einer dem Verständniß der Schüler angemessenen und das sittliche Gefühl anregenden Weise ertheilt werden und sich nicht auf die Einübung eines gegebenen Memorirstoffes beschränken solle.

In diesen Verordnungen wird von dem Geschichtsunterricht nicht mehr verlangt, als gefordert werden muß und geleistet werden kann. Freilich wird es, wie man sich nicht verhehlen darf, doch nur von tüchtigen Lehrern geleistet werden, und so wird jede wirkliche Besserung doch immer wieder von der Anstellung solcher Lehrer abhängig sein. Gelingt es, sie überall heranzuziehen, so werden bald die Klagen verstummen, daß der Geschichtsunterricht für unsere Gymnasiasten eine drückende Last sei; er wird vielmehr sie geistig erfrischen und kräftigen, und nicht nur auf die Jugend unserer höheren Stände, sondern auf unser gesamtes Staatsleben sittlich hebend wirken.





Robert Schumann.

Don

Otto Gumprecht.

— Berlin. —

Bach und Beethoven sind die Väter der musikalischen Romantik. Während Weber und Schubert nur vom Geiste des Letzteren befruchtet worden, gesellt sich zu seinem Einfluß auf Mendelssohn und Schumann noch als anderer Factor die Hinwendung zu dem in unserem Jahrhundert neu entdeckten protestantischen Altmeister. Wenn jede bereits auf eine lange thatenreiche Vergangenheit zurückblickende Kunst mehr und mehr ablenkt vom Allgemeinen, Einheitlichen, Objectiven, immer angelegentlicher in die Darstellung des Besonderen, Einseitigen, Subjectiven sich vertieft, so tritt dieser Verlauf nirgend sinnfälliger zu Tage, denn innerhalb der durch keine Beziehung zur äußerlich wahrgenommenen Welt beschränkten, durch keine Abhängigkeit von einem vorgefundenen Naturschönen gezügelten Musik. Aus Lust und Unlust, Harmonie und Dissonanz, aus der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben sind alle jene geheimnißvollen Vorgänge in unserem Gemüth zusammengesetzt, die wir als Gefühle, Stimmungen, Seelenzustände bezeichnen. Ihre Mannigfaltigkeit, bedingt durch das Mischungsverhältniß der in ihnen verbundenen Elemente, ist uner schöp flich. Die Sprache läßt sich aber auf die feineren Abstufungen und Unterschiede der in dem rastlos geschäftigen Mikrokosmos sich kundgebenden, hier gleich dem Bogen der Brandung ewig einander drängenden und ablösenden Erscheinungen gar nicht ein, sondern faßt ganze Gruppen unter einem gemeinschaftlichen Wort zusammen. Vorzugsweise Dienerin des Verstandes, hat sie weder ein Interesse noch überhaupt die Fähigkeit, Besitz zu ergreifen von dieser unendlichen Fülle individuellster Gefühlschattirungen, jede einzelne bei ihrem Namen zu nennen. Was solchergestalt dem dichterischen Ausdrucksvermögen sich gänzlich entzieht, gerade das offenbart uns die in

den verborgensten Tiefen des Gemüths heimische Musik. Ohne sie, die ein Ohr hat für den leisesten Herzschlag der Empfindung und den Mund, das heimlich Erlauschte zu künden, würde ein wesentlicher Theil der menschlichen Natur gar nicht zu schöner, von seinen elementaren Erscheinungen abgelöster Gegenständlichkeit, mit einem Wort zu künstlerischer Darstellung gelangen können. Der Zug nach dem Subjectiven ist den Tönen eingeboren und jenen Weiden, aus deren Schöpfungen er mit siegreichster Beredsamkeit zu uns spricht, sollte darum die Zukunft gehören. Nicht verwundern darf aber, daß die Werke des jüngeren Meisters den Schaffenden wie den Genießenden früher in Saft und Blut übergegangen, als die des älteren, daß erst Beethoven dem Verständniß Bachs die Wege gebahnt hat. Dieser, obschon gleich dem anderen echterer Seelenkündiger, stand doch zu ausschließlich unter der Herrschaft einer specifisch kirchlich gefärbten Lyrik und der durch sie bedingten streng contrapunktischen Formen, um Sinn und Gemüth der Massen für die Aufnahme der von ihm gespendeten Schätze bereit zu finden. Verräume Zeit mußte verstreichen, bevor die allgemeine musikalische Bildung in der rauhen Schale den köstlichen Kern entdeckte, oder sagen wir lieber, dahin gelangte, das scheinbar so graue, wirre, polyphone Gewebe als die organische Entfaltung des reichsten, beseligendsten Inhalts, als ein von wärmstem Leben erfülltes Adern- und Nerbengeflecht zu begreifen und zu bewundern.

Mit Vorbedacht sind hier Bach und Beethoven als die Väter, also nur als die Vorläufer unserer Romantiker bezeichnet worden. Was sie von diesen selber scheidet, ist der Umstand, daß sie keine der beiden Eigenschaften je verläugnet, die das Wesen des klassischen Kunstwerks ausmachen. Ein solches bringt uns nämlich immer einen großen, bedeutsamen, allgemein gültigen Inhalt vor die Seele. Symbolisch im Goethe'schen Sinne veranschaulicht es irgend einen Grundzug der menschlichen Natur. Die klassische Kunst verschmäh't alles Zufällige, Absonderliche. Im einzelnen Beispiel das Walten der ewigen Gesetze versinnlichend, thut sie kund, was stets war, stets ist, stets sein wird. Und zu dieser Urbildlichkeit des Inhalts gesellt sich die vollendete Form. Idee und Erscheinung, Empfindung und Ausdruck durchdringen sich in dem Maße, sind so sehr bloß in- und miteinander, daß keine Seite auch nur den geringsten Mangel oder Ueberschuß aufweist. Dem Schöpfer eines klassischen Gebildes bleibt darum nichts Unausgesprochenes auf der Seele, er verschwindet hinter dem Werke, das er zwar mit seinem Herzblute genährt hat, das aber, zu goldener Reife gediehen, mit jeder Faser von ihm abgelöst ist, nun selber ganz und voll für sich einsteht. Diese zum ästhetischen ABC gehörenden Sätze gelten für alle Kunst, welchen Stoff sie auch ergreifen mag. Wie unsere klassischen Meister sich nie hinabgebückt zu dem Kleinkram spielseltiger Empfinderei, wie man sie auf das vornehme Wort der Juristen: *minima non iurat praetor* anwenden darf, eben so wenig haben sie je für sich und ihre Musik erborgter Krücken und Stelzen bedurft, um Früchte zu pflücken, die ihnen sonst zu fern und hoch gehangen. Der Kraft,

dem Reichtum, der Gesundheit des Stimmungsgehaltes entspricht denn auch hier überall die Fülle, Weite, Festigkeit der Gestaltung. Ganz anders die Romantik, die im Streben nach bisher noch nicht erschöpften Möglichkeiten des Ausdrucks entweder für ihre eifrige Klein- und Feinmalerei nur die winzigsten, embryonischsten Formen brauchen kann, oder bei ihren großen Würfen immer wieder den Versuch machen muß, das von ihr als äußerer Zwang empfundene musikalische Causalitätsgesetz zu durchbrechen. Aber Mendelssohn, wird man einwenden, was hat er zu schaffen mit irgend welchem revolutionären Sturm und Drang, kam es ihm je in den Sinn, an den Formen zu rütteln, sich aufzulehnen gegen den in den Tönen waltenden Trieb nach organischer Entfaltung? Darauf ist zu erwidern, daß der Componist des Sommernachtsstraums nur ein halber, verschämter Romantiker gewesen, eben so wie sein theologischer Doppelgänger Schleiermacher ein halber, verschämter Pantheist. Es soll das keineswegs zur Verkleinerung der Beiden gesagt sein, sondern viel eher zu ihrem Ruhme. Durch Naturanlage und die ganze geistige Entwicklung zur Mittlerrolle berufen, haben sie sich dieser unterzogen und wahrlich nicht ohne reichen Segen. Mendelssohns romantische Neigungen fanden ihren Ausdruck in der Freude an der mondbeglänzten Zaubernacht, an der wunderbaren Märchenwelt. Gern floh er aus dem wirren Getümmel des Lebens in ein von keiner menschlichen Leidenschaft beunruhigtes, freilich darum auch wesenloses Traumreich der Phantasie. Ihr buntestes Spielzeug, den ganzen, unendlich kleinen, unendlich feinen Hausrath der Elfen und Feen, lauter Schätze, welche die klassische Kunst so gut wie unberührt gelassen, breiten seine Töne vor uns aus. Er hat indessen weder die gesammte Kraft und Zeit auf diese Dinge gewandt, noch sie überhaupt recht ernsthaft genommen. Die Beschäftigung mit ihnen konnte ihn nicht abhalten, von der Vollenendung seiner eigensten Lebensaufgabe, von der Erneuerung des Oratoriums.

In ungleich tieferen, durstigeren Zügen haben Schumanns Werke den während des ersten Drittels unseres Jahrhunderts die ganze geistige Atmosphäre erfüllenden Blüthenduft der Romantik eingesogen. Gemein ist beiden die ungezügelte Richtung auf das Subjective und, was damit aufs Engste zusammenhängt, die aufgehobene oder wenigstens gestörte Harmonie zwischen Empfindung und Erscheinung, eine Art der Darstellung, die das letzte Wort schuldig bleibt, in Räthseln zu uns redet, den mitzutheilenden Inhalt mehr versteckt als offenbart, weil seiner erschöpfenden Rundgebung die endliche Natur jedes Ausdrucksmittels sich versagt. Die Romantik gipfelt aber im Weltschmerz, dieser höchsten Spitze der Subjectivität. Das einzelne Ich dünkt sich hier viel zu groß und bedeutend, zu vornehm und edel, um auf die schlechte Wirklichkeit sich überhaupt einzulassen. Es findet bloß noch einige Befriedigung in dem Genuß seiner selbst, in unersättlicher Gefühlschwelgerei. Auf's Stärkste sehen wir darum das Wesen Schumanns beeinflusst von der weltenschmerzlichen Grundstimmung seiner Zeit, vor Allem von Byron, ihrem

berufensten poetischen Zeugen. Wie mit Jean Paul so hatte er sich schon an der Schwelle des Jünglingsalters mit dem britischen Dichter auf's Innigste vertraut gemacht. Diesem ist nicht allein die ihm ausbrüchlich gewidmete Manfred-Musik, sondern so manches trostlos in sich hineinbrütende Adagio, so manches wilde, trohige Scherzo zugeeignet. In allen nicht ganz weiblich und weichlich gearteten Naturen hat der Esel vor der Welt eine ironische Rehrseite. Die niedrige, frassenhafte Wirklichkeit, aus der wir in unser hohes, reines Innere flüchten, wäre sie denn auch nur eine einzige Thräne werth? Nothwendig schlägt daher das Gefühl der Trauer, das sie erlauchten Geistern zuerst einslößt, in den Uebermuth der mit Menschen und Dingen spielenden Willkür um. Weil indessen die Ironie eine Tochter des Verstandes, also heimatlos im Tonreich ist, tritt hier an ihren Platz der aus dem tiefsten Grunde des Gemüths hervorquellende Humor. Dieser hat zwar manches mit jener gemein, aber der Verneinung mischt sich bei ihm doch immer ein positives Element bei. Während er das Lächeln auf den Lippen trägt, sind ihm die Augen feucht, sein Herz blutet, wie laut auch der Mund lacht, der zur Schau gestellte Haß ist nur eine durchsichtige, stets sich verschiebende Maske heißester Liebe. Daß Schumann selbst in den frühesten, unreifsten Schöpfungen etwas Besseres gewesen, als der Sänger „Blöder Jugendeserei“, als nur der Vertraute sentimentaler Mädchen und schwärmerischer Jünglinge, verdankt er der ihm in so reichem Maße verliehenen Himmelsgabe des Humors. Zwei Seelen haben in seiner Brust gewohnt, Zwiesprache in seinen Tönen gehalten: Eusebius' thränenfelige Empfindsamkeit und der Feuergeist Florestans. Um zu wissen, welche Verwandniß es mit dem musikalischen Humor hat, um ihm so recht in's lebensvolle Antlitz zu sehen, muß man ihn an der Quelle, d. h. in den Beethoven'schen Instrumentalwerken auffuchen. In ihnen ist er nun freilich mit sehr wenigen Ausnahmen nie das Letzte und Höchste, vielmehr löst sich seine Zwiespältigkeit in der hellen, siegreichen Consonanz der aus dem inneren Widerspruch neugeborenen Bejahung des Willens zum Leben. Der Schumann'sche Humor führt nicht zu solcher Befreiung und Versöhnung, seine Dissonanz bleibt unaufgehoben, er stüthet zurück in seinen Ursprung, den Weltschmerz. Zu dem Beethovens verhält er sich darum wie etwa der Byron'sche zum Shakespeareschen. Immer und überall sind es die singenden und klingenden Wellen der Romantik, die in den Gebilden unseres Tondichters auf- und niederrauschen. Wohl durfte er von sich bekennen: „Ach ja — von den Schmerzen und Freuden, die die Zeit bewegen, der Musik zu erzählen, dies fühl' ich, ist mir vor vielen Anderen zuertheilt worden.“ Er hat das innigste Verständniß für den poetischen Pulsschlag der Periode gehabt, in die sein Tagewerk gefallen. Hoffmanns tolle Phantastik, Heines dissonanzreiche Lyril sind ihm nicht minder vertraut als die mit Walbesgrün betränzte Muse Eichendorffs und Chamisso's keuscher Frauen- und Minnedienst. Bald träumt er mit Uhland an den von Moos und Epheu umspinnenen Burgen

des Mittelalters, bald pflückt er mit Rüderl köstliche Rosen. Wie uns der Wind von jeder Blume Kunde bringt, die er unterwegs gestreift, ebenso Schumanns Musik. Sie gleicht jenem lieblichen Kind der Lüfte, der holden Peri, die, um der köstlichsten Gabe und mit ihr der Erlösung theilhaftig zu werden, ruhe-, frie- und heimathlos durch die Welt schweift.

Was unserer ganzen über sich hinausstrebenden romantischen Tonkunst wie ein Alp auf dem Herzen liegt, ist nichts Anderes als das für ihre Zwecke unzulängliche Ausdrucksvermögen des von ihr ergriffenen Stoffes. Sämmtliche Räthsel, die sie sich und uns aufgibt, finden einzig ihre Lösung in dem Alles deutenden Worte. Weil aber dasselbe dem Munde der Instrumente ver sagt ist, muß hier eine den Tönen äußerlich angeheftete Erklärung des in sie hineingeheimnißten Inhalts den Mangel ersetzen. Immer wieder haben unsere Componisten zu dieser verzweifelte n Auskunft gegriffen, um jedoch auch stets von Neuem nicht nur die Erfahrung zu machen, daß sie damit die Hörer auf eine Felsbrücke geführt, sondern auch inne zu werden, daß die vermeintliche Befreiung der Musik auf einen Selbstmord hinausläuft. Wo eine Tonschöpfung wirklich zu ihrem Verständniß eines Programms bedarf, da besiegelt es nur entweder die Unfähigkeit ihres Autors, oder die Unnatur der von ihm gewählten Aufgabe. Mehr als pedantisch wäre es nun sicherlich, jede mit einer Ueberschrift versehene Composition als musikalische Contrebande zurückzuweisen. Weitau s die meisten Duvertüren würden damit verurtheilt sein, so vieler Frühling s-, Meer-, Landschafts-Sinfonien, zahlloser Fantasie- und Charakterstücke für das Clavier gänzlich zu geschweigen. Warum sollte es dem Tonsetzer verwehrt bleiben, gelegentlich ein Wort über die Eindrücke fallen zu lassen, die ihn zum Schaffen angeregt? Wer wüßte nicht, mit welcher äußersten Strenge und Gewissenhaftigkeit Mendelssohn auf die Reinheit seiner Kunst gehalten! Fürwahr, man könnte ihn weit eher einen musikalischen Puritaner nennen, als ihm den Vorwurf machen, die Grenzsteine zwischen den verschiedenen Darstellungsgebieten des Schönen verrückt zu haben. Dennoch trug er kein Bedenken, uns zu verrathen, wie sehr es ihm der Shakespeare'sche „Sommer-nachtstraum“, das Goethe'sche Gedicht „Meeresstille und glückliche Fahrt“, „die schöne Melusine“, die „Fingalshöhle“ angethan.

Nicht leicht ist es, Schumanns Stellung zur Programmmusik genau zu definiren. Wenn Freunde wie Gegner dieser problematischen Gattung sich auf ihn berufen, so thun sie es fast mit dem gleichen Rechte. Denn nicht nur hat sein Verhältniß zu ihr mannigfache Wandlung erfahren, es ist auch stets ein unklares und schwankendes gewesen. Als Vollblutromantiker konnte er sie unmöglich ganz verdammen, ebenso wenig als echter Musiker über ihr schielendes Antlitz, ihren zweideutigen Charakter, kurz über ihre Zwitternatur sich täuschen. In seinen Worten und in seinen Werken tritt dieser innere Widerspruch offen zu Tage. Deutlich verräth er sich z. B. in der folgenden, den Phantasie stücken op. 12 geltenden oratio pro domo: „Was überhaupt

die schwierige Frage, wie weit die Instrumentalmusik in Darstellung der Gedanken und Begebenheiten gehen dürfe, anlangt, so sehen hier Viele zu ängstlich. Man irrt sich gewiß, wenn man glaubt, die Componisten legten sich Feder und Papier in der elenden Absicht zurecht, dies oder jenes auszudrücken, zu schildern, zu malen. Doch schlage man zufällige Eindrücke und Einflüsse von Außen nicht zu gering an. Unbewußt neben der musikalischen Phantasie wirkt oft eine Idee fort, neben dem Ohre das Auge, und dieses, das immer thätige Organ, hält dann mitten unter den Klängen und Tönen gewisse Umrisse fest, die sich mit der vorrückenden Musik zu deutlichen Gestalten verdichten und ausbilden können. Je mehr nun der Musik verwandte Elemente die mit den Tönen erzeugten Gedanken oder Gebilde in sich tragen, von je poetischerem oder plastischerem Ausdrucke wird die Composition sein, — und je phantastischer oder schärfer der Musiker überhaupt auffaßt, um so mehr sein Werk erheben oder ergreifen wird. Warum könnte nicht einen Beethoven inmitten seiner Phantasieen der Gedanke an Unsterblichkeit überfallen? Warum nicht das Andenken eines großen gefallenen Helden ihn zu einem Werke begeistern? Warum nicht einen Anderen die Erinnerung an eine selig verlebte Zeit? Oder wollen wir undankbar sein gegen Shafespeare, daß er aus der Brust eines jungen Dondichters ein seiner würdiges Werk hervorrief, — undankbar gegen die Natur und leugnen, daß wir von ihrer Schönheit und Erhabenheit zu unseren Werken borgten? Italien, die Alpen, das Bild des Meeres, eine Frühlingsdämmerung, — hätte uns die Musik noch nichts von alle Diesem erzählt?“ Das letzte Wort hat jedoch nicht der begeisterte Tonmaler und Tonpoet, der in seinen Notizen die ganze Herrlichkeit der Welt einfangen möchte, sondern der bedächtige Tonkünstler, während derselbe die Gewissensrettung hinzufügt: „Die Hauptsache bleibt, ob die Musik ohne Text und Erläuterung an sich etwas ist, und vorzüglich, ob ihr Geist innewohnt.“ Ein den 5. September 1839 an Dorn gerichteter Brief spricht sich in dem nämlichen Sinne aus: „Un- geschickteres und Bornirteres ist mir nicht leicht vorgekommen, als es Meßstab über meine Kinder-scenen geschrieben. Der meint wohl, ich stelle mir ein schreiendes Kind hin und suche die Töne dann danach. Umgekehrt ist es. Doch leugne ich nicht, daß mir einige Kinderköpfe vorschwebten, beim Componiren; die Ueberschriften entstanden aber natürlich später und sind eigentlich weiter nichts als feinere Fingerzeige für Vortrag und Auffassung.“ Schumann ist sicherlich in seinem Recht, wenn er die jenen genialen Tonbildchen beigegebenen poetischen Stichwörter, die von ihm nur als leise, dem Spieler zugestützte Ausdrucksbezeichnungen gemeint waren, für durchaus unverfänglich erklärte. Aber nicht immer geht es bei ihm so harmlos her. Die ursprünglich „Florestan und Eusebius“ betitelte Fis-moll-Sonate op. 11 enthält wirkliche Programmmusik, desgleichen die Phantasie mit dem Schlegelschen Motto (op. 17), deren drei Sätze der Componist, „Ruinen“, „Triumphbogen“, „Sternenfranz“ zu nennen gedachte. Wille und That, Empfindung und Ausdruck, Darzustellendes und Dargestelltes

beden sich hier keineswegs, beide Werke würden uns ohne die anderweitig erlangte Kenntniß, von der ihnen zu Grunde liegenden Absicht großentheils unverständlich bleiben. Statt Licht auszustrahlen, muß solches die Tonsprache von außen borgen. Was ihr an eigner Logik, an innerem Zusammenhang abgeht, soll das Programm ergänzen. Dasselbe dient als eine dem Verständniß voranleuchtende Fadel, als ein die Lücken und Risse der Gestaltung verkleisternder Kitt. Die geringere oder größere Redseligkeit derartiger Belehrungen macht in der Sache selbst gar keinen Unterschied, sondern zeugt bloß von dem besseren oder schlechteren Geschmack des Componisten. Stets hat der feinsühlige Schumann auf ganz kurze, gleichsam verschämte Ueberschriften und Bemerkungen sich beschränkt und sie, wo es nur thunlich war, bei späteren Ausgaben, so bei den 1850 neu aufgelegten „Davidsbündlertänzen“ (op. 6) gestrichen. Er wollte dem vierten Satz seiner Rheinischen Sinfonie zuerst als Erläuterung beifügen: „Im Charakter der Begleitung einer feierlichen Ceremonie“, nahm aber davon Abstand, indem er meinte: „Man muß den Leuten nicht das Herz zeigen, ein allgemeiner Eindruck des Kunstwerkes thut ihm besser: sie stellen dann wenigstens keine verkehrten Vergleiche an.“ Dem Frühling sollte ursprünglich die B-dur-Sinfonie zugeeignet werden, auch jeder einzelne Satz seine besondere Ueberschrift empfangen. Man darf wohl behaupten, daß Schumann von Haus aus der Programmunist zugethan gewesen, weiterhin sich aber mehr und mehr von ihr abgewandt hat. Keines Künstlers Tagewerk verläuft indessen so geradlinig wie die von einem speculirenden Philosophen oder Mathematiker beschriebene Gedankenbahn. Wir wollen uns darum nicht wundern, daß auch noch der gereifte Mann und Meister einer Gattung manchen freundlichen Blick geschenkt, an der einst die Seele des Jünglings gehangen. So bekennen sich zu ihr unverhohlen die im December 1848 entstandenen „Bilder aus Osten“, eine Reihe vierhändiger Clavierstücke, angeregt durch Rückerts „Makamen des Hariri“. Es heißt in dem beigegebenen Vorwort: „Des Buches wunderlicher Held, Abu Said, — wie auch die Figur seines ehrenwerthen Freundes Gareth wollten dem Tonsetzer während des Componirens nicht aus dem Sinn kommen, was denn den fremdartigen Charakter einzelner der Musikstücke erklären mag. Bestimmte Situationen haben übrigens dem Componisten bei den fünf ersten Stücken nicht vorgeschwebt, und nur das letzte könnte vielleicht als ein Wiederhall der letzten Makame gelten, in der wir den Helden in Reue und Buße sein lustiges Leben beschließen sehen. Möchte denn dieser Versuch, orientalische Dicht- und Denkweise, wie es in der deutschen Poesie schon geschehen, annähernd auch in unserer Kunst zur Aussprache zu bringen, von Theilnehmenden nicht ungünstig aufgenommen werden.“ Auch ändert es an dem eigentlichen Wesen der Es-dur-Sinfonie, der Rheinischen, nichts, daß sie ihr Programm nur im Herzen, nicht auf den Lippen trägt. Ganz unverfänglich sind dagegen die malerischen und dichterischen Neigungen der B-dur-Sinfonie; weil sie einem durchaus musikalisch gearteten

Stimmungsgehalt gelten, könnte doch das Titelblatt so ziemlich jedes frischen, fröhlichen Tonwerks getroffen die Frühlingsflagge aufhissen.

Wer es unternimmt, von Schumann zu reden, dem drängt sich immer von Neuem der Name Mendelssohn auf die Zunge. Beide haben so viel Gemeinsames, sind in dem Maße der echte, treue Ausdruck alles gedeihlichen Lebens und Strebens, das während des zweiten Viertels des Jahrhunderts in der musikalischen Production des deutschen Volkes sich geregt, daß sie in unserer Liebe wie in dem Zeugniß und Befund des nach künstlerischer Erkenntniß trachtenden Verstandes unzertrennlich verbunden sind. Diese Zusammengehörigkeit schließt aber keineswegs mancherlei kleinere und größere Gegensätze aus. Denn nie lassen sich zwei wirkliche Charakterköpfe unter einen Hut bringen, und zwar um so weniger, je bedeutender sie sind. Nur die vorurtheilvollste Befangenheit wird jedoch der Behauptung Spittas nicht beipflichten, daß von einem principiellen Gegensatz zwischen Mendelssohn und Schumann in Wirklichkeit kaum etwas bestand, daß die Verschiedenheit eine persönliche gewesen. Mit einem stolzen, prächtigen Gartengewächs kann man die Muse des einen, mit einem wunder- und geheimnißreichen Kinde des Waldes die des anderen vergleichen. Jener ist mehr in die Vergangenheit, Dieser mehr in die Zukunft gewandt. Je größer und anspruchsvoller die Formen, je mannigfaltiger und gehäufte die Darstellungsmittel sind, die es zu bewältigen gilt, um so glänzender bewährt sich das Vermögen des Ersteren. Nicht als Führer des Orchesters oder der mit diesem vereinigten Chormassen, sondern am Clavier, im Liede, in der Kammermusik hat uns dagegen der Letztere fein Bestes gesendet. Von zartester Kindheit an war Mendelssohns künstlerische Erziehung auf Plan- und Zweckmäßigste geleitet worden. Die klugen Eltern hatten ihren Liebling mit aller nur erdenklichen Sorgfalt umgeben, ihn unter die Obhut der strengsten, tüchtigsten Lehrer gestellt, seine unerfahrene Jugend vor jeder Zeit- und Kraftvergeudung behütet, dazu fügte die Gunst der Verhältnisse den bildenden Einfluß eines vielfach bewegten großstädtischen Tonlebens. Schon das Ohr des Knaben hatte sich geschult und geläutert im unausgesetzten Verkehr mit dem Chor der Berliner Sing-Akademie und mit den erlesensten Kräften der königlichen Capelle. Wie von selbst, gleich dem Gebrauch der Muttersprache, war dem jungen Meister die Herrschaft über sämtliche Factoren der Musik zu Theil geworden. Nichts ist uns indessen geschenkt, auch die beneidenswertheste Glücksgabe hat ihre Rehrseite. Allgewandte Technik, wachsame Kritik, heller Kunstverstand leisten gewiß bei den Werken der Phantasie die unschätzbarsten Dienste. Jedem dieser gar nicht zu missenden Gehilfen wohnt indessen die Neigung inne, selbst den Herrn zu spielen, das geheimnißvolle Walten der im dunkelsten Schachte des Gemüths thätigen Kräfte zu stören, der künstlerischen Production jene köstliche, allem Individuellen eigene Naturfrische abzustreifen, von der die Wirkung nicht minder abhängt, als von dem glatten, festen Gefüge, dem flügerechten Ausdruck, der ungetrübten Reinheit der Erscheinung. Nun

wäre es sicherlich eine Absurdität, gegenüber Mendelssohn von gemächlicher Routinen- und Schablonenarbeit oder von akademischer Kühle und Nüchternheit zu reden. Wohl hat er aber eine nahezu unüberwindliche Scheu gehabt, uns sein Innerstes zu zeigen, die höchste Lust, das tiefste Weh zu künden, den naturgewaltigen Beherrscherinnen der Herzen, den Leidenschaften, die feurigen Zungen zu lösen. Ueber allem charakteristischen Vermögen der Musik stand ihm doch noch die harmonische, still in sich befriedigte Schönheit. Er zog es darum stets vor, sobald nach der einen oder anderen Seite ein Opfer gebracht werden mußte, die Kraft und Unmittelbarkeit des Stimmungsgehaltes abzuschwächen, statt der Eurythmie der Gestaltung auch nur das Geringste zu vergeben.

Fern dem großen Kunstgetriebe in einer stillen kleinen Bergstadt am einsamen Clavier war Schumann aufgewachsen. Von keinem väterlichen Auge überwacht, von keines Lehrers Hand geführt, durfte der Knabe und Jüngling nach Herzenslust umherschweifen in den Zaubergärten der Phantasie, bis zur Unerfättlichkeit schwärmen und schwelgen in der ihn auf Schritt und Tritt umwogenden Fülle von Duft, Farben, Gestalten, jede holde Blume, jede goldene Frucht pflücken, die sein Verlangen gereizt, bloß die ihm genehmen Wege einschlagen, auch wohl die gebahnten Pfade gänzlich verlassen, um irgend einem wunderbaren Falter in's dunkle Dickicht zu folgen, kurz völlig ungestört durch die Außenwelt seinen Träumen und Idealen leben. Wer könnte die hiemit verbundenen Gefahren verkennen! Unser Tondichter selbst hat später die durch solche unregelmäßige Erziehung bedingten Lücken und Mängel aufs Schmerzlichste empfunden, auch unablässig und wahrlich nicht ohne Erfolg getrachtet, das in der Jugend Versäumte nachzuholen. Seine Phantasie war seinem Kunstverstand wie seinem technischen Vermögen weit vorangeeilt, schon längst mündig geworden, während die Weiden anderen noch in den Kinderschuhen steckten, und aufs engste hängt damit die überwiegende Richtung auf das Subjective zusammen, welche auch die reifsten Schumannschen Werke nicht gänzlich verläugnen. Wie aber Diamanten nur auf Kosten ihres Gewichts den kunstreichen Schliff erhalten, so bezahlten wir die Wohlthaten der Bildung mit einem Theil unseres Wesens. War das Eigenartige dieser genialen Persönlichkeit zunächst ein Gnadengeschenk der freigebigen Natur, so blieb es, Dank der immer bloß das Homogene ergreifenden autodidaktischen Entwicklung, bis zu einer Zeit durchaus unberührt, in der keine fremden Einflüsse mehr seinen Stempel verwischen konnten. Wonach die musikalische Welt am meisten lechzte, wurde ihr darum hier in Fülle und Fülle geboten: thaufrische Originalität.

Wir alle erfreuen uns heutigen Tages an den Schöpfungen der beiden hier so oft nebeneinander genannten Meister, aber die Mendelssohnianer und die Schumannianer, die einst ihren lauten Hader in die Concertsäle, die Presse, die Salons getragen, sind bis auf einen kleinen, nahezu verschwindenden Rest ausgestorben. Das Erstere steht mit dem Letzteren in

ursächlichem Zusammenhang. Kampf ist die Lebensbedingung aller Parteien, aus dem Gefühl ihres Gegensatzes zur herrschenden Meinung schöpfen sie ihre Kraft. Sobald der gesunde Theil ihres Glaubensbekenntnisses einmal Gemeingut geworden, gehen sie selber, von einigen wunderlichen Kläuzen abgesehen, auf in der großen Masse der Unbefangenen. Diese weiß jetzt genau, was sie an Mendelssohn, was sie an Schumann besitzt. Statt den Einen auf Kosten des Anderen zu erheben, hat unsere Liebe vollen Raum für Beide. Der vermeintliche principielle Gegensatz, in welchem man sie ehemals durchaus wider ihren eigenen Willen gestellt, ist der klaren Erkenntniß gewichen, wie sehr sie zusammengehören und sich ergänzen. Möchten wir etwa das Paradies und die Peri, die Musik zu Faust, zu Manfred entbehren, obwohl keines dieser Werke mit dem Paulus, dem Elias, der Walpurgisnacht sich messen kann, oder auf die lieblichen krysthallen Lieder und Clavierstücke Mendelssohns verzichten, weil die Schumann'sche Lyrik uns einen noch weit reicheren tieferen Empfindungsgehalt vor die Seele bringt. Gewiß ist das Abwägen, Vergleichen, Gruppiren recht eigentlich die Aufgabe der Aesthetik, und dennoch sieht sie sich zuletzt immer wieder zu dem Geständniß gedrungen, daß wirkliche künstlerische Individualitäten, im Grunde genommen, incommensurabel sind.

Als Schumanns phantastische Erstlinge — der hochsymbolische Name von op. 2 „Papillons“ paßt in der That auf alle diese aus verborgenster, lichtscheuester Innerlichkeit zu farbenprächtigen Schmetterlingen entpuppten Ton- und Stimmungsbilder — hinausflogen in die Welt, da war man zunächst weit entfernt, sich von ihnen in der gewohnten Tagesordnung stören zu lassen. Mit wenigen Ausnahmen gingen entweder die zünftigen Pianisten kopfschüttelnd den bunten, seltsamen Räthseln aus dem Wege, oder sie ergossen die volle Schale ihres Bornes über den alle Regeln und Satzungen der Claviertechnik sträflich mißachtenden Componisten. Schweres Uergerniß nahmen sie an den weitgriffigen Accorden, den gewagten Sprüngen, dem scheinbar so verworrenen, fingerwidrigen Figurenwerk, der verschwenderischen Verwendung des Pedals, dem wunderlichen Ueber- und Durcheinander der Hände. Und nicht bloß die hier geforderte völlig neue Spielart, auch der unerhörte Stimmungsgehalt befremdete und verblüffte höchlich; war doch jene nur durch diesen bedingt, das ihm einzig gemäße Darstellungsmittel. Die Leute vernahmen eine von Leidenschaft glühende, in den äußersten Gegensätzen und Superlativen umher getriebene, allem Conventionalen abgewandte, lediglich der gebieterischsten subjectiven Nöthigung Folge leistende Ton-sprache und fühlten sich dadurch in der süßen Gewohnheit ihres künstlerischen Empfindens und Genießens aufs Zudringlichste beunruhigt und gestört. Aehnliches war ihnen zwar schon von Beethoven gesagt worden, aber die Wenigsten hatten ihn verstanden, und dann verhielt es sich mit ihm doch noch anders. Seiner stets aufs Große gerichteten Natur entsprachen allein die organisch sich entfaltenden Formen, der breite, stolze Aufbau des klassischen Stils. Schumanns

ungleich subjectiver geartete Lyrik fand dagegen ihren Ausdruck in scharf zugespitzten Pointen, in aphoristischen Antithesen, in einzelner aus tiefstem Dunkel aufzuckenden Gefühlsblicke, kurz in der musikalischen Interjection. Sie ist gewiß mit dem wärmsten Herzblut ihres Autors getränkt, aber keineswegs von ihm so gänzlich abgelöst, daß ihr nicht ein rein persönlicher Rest, ein geheimnißvolles, dem Mittheilungsvermögen der Töne sich entziehendes Etwas anhaftet. Der Componist selber ist der Letzte gewesen, der sich hierüber getäuscht. An Koszmały schrieb er den 5. Mai 1843: „Mit einiger Scheu lege ich Ihnen ein Paquet älterer Compositionen von mir bei. Sie werden, was unreif, unvollendet an ihnen ist, leicht entdecken. Es sind meistens Widerspiegelungen meines wild bewegten früheren Lebens; Mensch und Musiker suchten sich immer gleichzeitig bei mir auszuspochen; es ist wohl auch noch jetzt so, wo ich mich freilich und auch meine Kunst mehr beherrschen gelernt habe. Wie viele Freuden und Leiden in diesem kleinen Häuflein Noten zusammen begraben liegen, Ihr mitfühlendes Herz wird es herausfinden.“ Ein am 15. Juni 1838 an Henriette Voigt gerichteter Brief enthält das folgende Geständniß: „Daß Sie sich meiner Phantasiestücke so warm annehmen, ist mir schon recht. Ich bedarf solcher Amazonen. Die Musiken mancher Componisten gleichen ihren Handschriften: schwierig zu lesen, seltsam anzuschauen; hat man's heraus aber, so ist's als könne es gar nicht anders sein; meine Handschrift gehört zum Gedanken, der Gedanke zum Charakter u. s. w. Kurz, ich kann nicht anders schreiben und componiren, als Sie mich einmal kennen, meine liebe Freundin.“ In einem Brief an Reiserstein vom 19. Februar 1840 heißt es: „Und dann denke ich doch auch, meine Musik hat nichts vom Handwerk an sich und kostet dem Herzen mehr, als man ahnen mag.“

Unter unseren Klassikern haben vor Allem Bach und Beethoven dem subjectiven Empfinden und damit zugleich dem Ausdrucksvermögen des Claviers die Zunge gelöst. Kein anderes musikalisches Werkzeug gehorcht so widerstandslos jedem Gebote der Phantasie, wie dies durch seinen Reichthum und kaum minder durch seine Armuth zu den unschätzbarsten Diensten befähigte Instrument. In die Hand des Einzelnen giebt es die gesammte, ihres blühenden sinnlichen Lebens jedoch entkleidete Tonwelt. Je körperloser der von ihm dargebotene Stoff ist, um so fügsamer erweist er sich dem künstlerischen Willen. Daß gerade das Clavier mit photographischer Genauigkeit die feinsten, subjectivsten Gefühlsmischungen wiederzuspiegeln vermag, verdankt es nicht zum geringsten Theil dem schattenhaften Grau in Grau seiner Töne. Bloß auf leise Andeutungen beschränkt, mit seiner Geistersprache weit mehr an die Seele als an das Ohr sich wendend, ist es, sobald es nur seinen Prospero gefunden, der Ariel unter den Instrumenten. Ihm haben denn auch unsere Romantiker ihre zartesten, verschämtesten Geheimnisse in den Mund gelegt. Schumann konnte sich bis zum dreißigsten Jahr gar nicht von den geliebten Tasten trennen, das erste Viertelhundert seiner ver-

öfentlichten Werke besteht lediglich aus Claviercompositionen. Sie geben uns das getreueste Abbild ihres Autors mit allen seinen Vorzügen und Schwächen. Rund thut sich in ihnen quellende Fülle und unangetastete Frische der Erfindung, aber auch zügellose Willkür und Leidenschaft, stetes Hinausgreifen der entseffelten Innerlichkeit über die Darstellungsmittel, eine umsonst nach Erlösung und Versöhnung ringende Zwiespältigkeit. Es sind Bekenntnisse persönlichster Art, man möchte sagen Ohrenbeichten, dem Alles verstehenden, Alles mitfühlenden Genius des Claviers abgelegt. Den in ihnen fast insgesammt nach Ausdruck ringenden Stimmungsgehalt trägt das der Phantasie op. 17 beigeigte Schlegel'sche Motto auf den Lippen:

Durch alle Töne kommt
Im bunten Erdentraum
Ein leiser Ton gezogen
Für den, der heimlich lauscht.

Was hier als leiser, bloß dem feinhörigsten Ohr vernehmbarer Ton bezeichnet worden, heißt sonst bei den Romantikern die blaue Blume, die ihren Anblick und ihren Duft nur den Sonntagkindern gönnt. Die Lyrik des jungen Clavierpoeten gemahnt in mehr als einem Betracht an die Lenau's, des Lieblingsdichters jener Periode. Gemein haben beide den welt-schmerzlichen Grundzug, das Sprunghafte der Empfindung, das ruhelose Hin und Her zwischen wilder, ins Dede starrender Verzweiflung und toller, ihre Sache auf nichts stellender Lust, das Ringen mit dem Stoff und der Form und die damit zusammenhängenden Schärpen des Ausdrucks, endlich daß bei dem einen wie bei dem anderen das ihnen drohende Verhängniß schon lange seinen Schatten vor sich her geworfen. Wenn Otto Ludwig gemeint, seit Beethoven sei die Musik gemüthskrank geworden, aus jedem Blumenstrauch stecke die furchtbar schöne Schlange Wahnsinn die spielende Zunge, so hat er Schumann und dessen Schule im Auge gehabt.

In dem schon oben citirten Brief vom 5. Mai 1843 heißt es auch: „Gerade in den Versuchen liegen oft die meisten Reime der Zukunft“ und erfüllt hat sich dies hoffnungsreiche Wort an dem, der es gesprochen. Bei der Jugend, der Trägerin der Zukunft, sollte er zuerst offene Ohren und Herzen finden. Während Moritz Hauptmann „hübsche, curiose Säckelchen die alle keine rechte Mitte hatten, aber sonst interessant waren,“ die Frühlingsgaben des Schumann'schen Genius genannt, mußte in ihnen das heranwachsende Geschlecht Blut von seinem Blut und Geist von seinem Geist erkennen. Zum guten Theil paßt auf sie das Lob, das ihr Autor einem Anderen gesendet, wenn er ausrief: „Schubert wird immer der Liebling der Jugend bleiben, er zeigt, was sie will, ein überströmend Herz, kühne Gedanken, rasche That, erzählt ihr, was sie am meisten liebt von romantischen Geschichten, Märchen und Abenteuern, auch Witß und Humor mischt er bei, aber nicht so viel, daß dadurch die weichere Gemüthsstimmung getrübt würde.“ Kann man wohl Treffenderes von

Schumann sagen, hat er nicht unbewußt sich selbst damit charakterisirt? Er erklärte von seinen Novelletten op. 21., sie seien „größere zusammenhängende abenteuerliche Geschichten“. Gehören jetzt eben diese Novelletten, die Phantasiestücke op. 12, die Kinderscenen op. 15 zu unserem musikalischen Hausschatz, der Carneval op. 9, die Etudes (symphoniques) en forme de variations op. 13, die Kreisleriana op. 16 zum eisernen Bestand unserer Concertprogramme, so hat die Gegenwart die Hinterlassenschaft aus Schumanns erster Periode doch nur cum beneficio inventarii angetreten. Ueber die Sonate „Florestan und Eusebius“ Fis-moll op. 11 urtheilt sie ungefähr noch ebenso wie einst Moscheles, welcher das ihm von Clara Wied vorgeführte Werk interessant, aber schwer zugänglich und verworren gefunden. Alle Geister der Romantik, die guten und die bösen, sind hier entfesselt, desgleichen in der „Phantasie“ (C-dur op. 17), für deren Zerrissenheit und Maßlosigkeit mancherlei poetische Züge im Einzelnen keinen Ersatz gewähren. Der Genius wird geboren, aber Uebung macht den Meister. Unsere tief sinnige Sprache ehrt darum mit diesem Namen den Künstler wie den Handwerker, wenn nur beide ihre Sache verstehen. Bloss sehr allmählich gelangte Schumann dahin, zur Fülle natürlicher Begabung die gewandte Herrschaft über die Formen und Darstellungsmittel zu fügen. Die geistigen und technischen Fertigkeiten, welche die meisten seiner Berufsgenossen als wohlgesicherten Besitz aus der Schule mitzubringen pflegen, hat er sich zum guten Theil nachträglich mühsam erwerben müssen. Viele der ersten Periode angehörige Arbeiten verrathen uns deutlich die Art ihrer Entstehung. Sie sind nicht bloss für's Clavier, sondern auch am Clavier gemacht worden, ein Verfahren, das später der Componist durchaus verworfen. „Gewöhnen Sie sich ja — (schrieb er den 10. Mai 1852 an Debrois von Bruch) vorausgesetzt, Sie wären anders gewöhnt — Musik frei im Geist zu denken, nicht mit Hilfe des Claviers, nur auf diese Weise erschließen sich die inneren Quellen, kommen in immer größerer Klarheit und Reinheit zum Vorschein.“

Von ungleich höherem Werthe als die in breiten Formen angelegten und ausgeführten Frühwerke sind die im engsten Rahmen gehaltenen Stimmungsbilder. Während jene etwas Unfertiges, Brüchiges, Mosaikartiges haben an die Stelle der organischen Entwicklung vielfach das lockere Band der bloßen Gedankenassociation tritt, decken sich zumeist in diesen scenischen Miniaturgemälden Absicht und That, Inhalt und Erscheinung, Empfindung und Ausdruck auf's Allerglücklichste. Wie manche Chopin'sche, Schubert'sche, Beethoven'sche, Bach'sche Einflüsse das Schumann'sche Charakterstück auch in sich aufgenommen, es ist und bleibt doch die eigenste Schöpfung seines Autors. Dieser selbst hat sich über die vom Altmeister des Claviers empfangenen Anregungen ausgesprochen: „Hier haben Sie meine Bekenntnisse. Daß Bach und Jean Paul den größten Einfluß auf mich geübt in früheren Zeiten, finden Sie wohl ohne meine Anmerkung heraus.“ Die Verwandt-

schafft mit dem Beethoven'schen Scherzo verräth sich uns aber deutlich durch die allen Erscheinungsformen des Humors gemeinsame Zwiespältigkeit der Grundstimmung. An Chopin gemahnt nicht selten das Technische der Clavierbehandlung, ihr Duft und Schmelz, das verschwimmende Hell Dunkel des Colorits. Schon sehr früh hat Schumann die Herrschaft über die Variationenform sich angeeignet. Seine zu dieser Gattung zählenden Arbeiten sind fast ohne Ausnahme Meisterwerke. Besonders ragen unter ihnen hervor die bereits erwähnten von Geist sprühenden sinfonischen Studien op. 13 — sie sind offenbar angeregt durch die Beethoven'schen Variationen über einen Diabelli'schen Walzer — und die nicht minder genialen, aber noch ungleich liebenswürdigeren Variationen für zwei Claviere (op. 43), die ihre Entstehung der glücklichsten Zeit im Leben unseres Tondichters verdanken. Der erste unscheinbare Keim des Themas steckt im Trio der vierhändigen D-moll-Polonaise von Schubert. Wie stets die schöpferischen Künstler die Erzieher der darstellenden sind, so auch in unserem Falle. Mit der Wiedergabe der nämlichen Compositionen, die einst für äußerst danklos, widerhaarig, nahezu für unspielbar gegolten, feiern die heutigen Pianisten ihre glänzendsten Triumphe.

„In Ihrem Aufsatz über das Lied hatte es mich ein wenig betrübt, daß Sie mich in die zweite Klasse setzten. Ich verlangte nicht nach der ersten; aber auf einen eigenen Platz glaub' ich Anspruch zu haben“, so schrieb Schumann den 9. Mai 1841 an Noßmayr und er ist mit der letzteren Forderung unzweifelhaft in seinem Recht. Aber wenn doch einmal verglichen werden soll — und die Aesthetik kann sich dessen gar nicht begeben — müssen wir ihm dennoch die zweite Stelle anweisen. Reichthum und Gesundheit der melodischen Erfindung, sinngemäßer, namentlich auch in der Deutlichkeit und Feinsüßigkeit der Begleitung sich kundthuernder Ausdruck sind die obersten Werthmesser des Liedes. Was die schöpferische Urkraft der Phantasie anlangt, überragt Schubert sicherlich um mehr als eines Hauptes Länge alle seine Nachfolger. Keine graue, sorgenvolle Reflexion beunruhigt, keine subjective Zuthat überschleiert bei ihm die aus unverstümmtem Vorrath emporquellende Fülle der Melodie. Mit nachtwandlerischer Sicherheit führt uns seine Tonsprache den innersten Stimmungsgehalt der von ihr ergriffenen Dichtung zu Gemüthe. Sie vertieft sich nicht auf Kosten des Gesamteindrucks in die Ausdeutung des Einzelnen, und zwar gilt das ebenso wohl von der Clavierbegleitung wie von der Singstimme. Gewiß begegnen uns unter den ein halbes Tausend übersteigenden Schubert'schen Liedern eine Menge welker farb- und duftloser Blüten, aber daneben vollendete Muster der Gattung in staunenswerthester Zahl und Mannigfaltigkeit. Auch Schumann hat uns eine ganze Reihe herrlichster Gesänge gesendet, ich zähle zu ihnen, um nur einige zu nennen „Schöne Wiege meiner Leiden“, den „Rußbaum“, die „Frühlingsfahrt“, „Waldeggespräch“, „In der Fremde“, fast den gesammten Cyclus „Frauenliebe und -Leben“. Allein

mit der königlichen Freigebigkeit des Vorgängers kann sich die seinige nicht messen. Die Gesundheit aller dem Wort angeschmieglten, es deutenden Musik hängt natürlich zum guten Theil von der Beschaffenheit der poetischen Unterlage ab. Ein herzkranker Text muß nothwendig die mit ihm in Freud und Leid unzertrennlich verbundenen Töne anstecken. In solchen Fällen wäre mit dem Componisten bloß wegen der Wahl seiner Aufgabe zu rechnen. Der Vorwurf nach pathologisch gearteten Stoffen die Hand ausgestreckt zu haben, kann nun freilich dem Sänger der Winterreise nicht gänzlich erspart werden. Während aber bei ihm die kränkelnde Empfindung immer aus der ungesunden Dichtung entspringt, steht es um Schumann doch wesentlich anders. Seine Phantasie ist von Haus aus weltschmerzlich gefärbt und hat darum die Neigung, mit dem eignen Weh jeden von ihr berührten Gegenstand zu umfloreu. Man vergleiche z. B. sein „durch den Garten, durch die Lüfte“ und Schuberts „Die Linden Lüfte sind erwacht.“ Beide Lieder bringen uns eine gemischte Stimmung, das durch den Frühling geweckte Hoffen und Sehnen eines schwer verwundeten, nach Friede und Erlösung ringenden Gemüthes vor die Seele, aber wie sehr überwiegt in dem einen die Verneinung, in dem anderen die Bejahung des Willens zum Leben! Unbedeutende Texte finden sich häufiger bei Schubert, fränke dagegen weit mehr bei Schumann. Bewunderungswürdig ist gewiß in des letzteren „Löwenbraut“ die Kraft und Treue des Ausdrucks; sich überhaupt mit derlei Dingen zu befassen, widerspricht jedoch schnurstracks dem befreienden und erlösenden Beruf der Kunst. Durch die viel tiefer als das Wort in unsere Brust sich eingrabende Musik wird die Sache noch schlimmer. Die erste Schuld trifft darum den sonst so keuschen, feinfühlenden Chamisso, die zweite, größere, den nicht minder hochsinnigen Tonbildner. Verführt hat eben Beide der Drang, ihr charakteristisches Vermögen an einem recht ausgiebigen Stoffe zu bethätigen. Hier nur noch ein Beispiel von übel berathener Texteswahl. Das Lied: „Ein Jüngling liebt ein Mädchen“, das erste des Heine zugeeigneten Cyklus: „Dichterliebe“, bietet im Grunde genommen dem Componisten eine unmögliche Aufgabe. Dieser erkünstelte Gleichmuth der Stimmung, die so absichtsvoll zur Schau getragene Blasirtheit, die gesuchte Trivialität des Ausdrucks, alles hat nichts zu schaffen mit dem innersten Wesen der Musik, die es stets treu und ehrlich meint, immer das Herz auf der Zunge trägt.

In Rücksicht auf Reichthum und Tiefe des Empfindungsgehalts und die dadurch bedingte Fülle und Mannigfaltigkeit der Gestaltung steht die Lyrik Schumanns der Schubert'schen ungleich näher als die Mendelssohn'sche. Die letztere verbannt ihre krystallhelle Klarheit vornämlich dem enger gemessenen seelischen Modulationsumfang. Sie erweist sich viel einfacher im Melodischen und Harmonischen, in der Behandlung der Singstimme und in der Begleitung. Gehäufte und gesteigerte Darstellungsmittel bedürfen freilich Solche, denen das Herz übertollt ist von Seligkeit oder Jammer,

und die es ganz vor uns ausschütten möchten. Schubert und Schumann haben darum in ihren Liedern das gesammte, durch die Beethoven'sche Sonate dem Clavier gewonnene Ausdrucksvermögen verwandt. Ihre Vor-, Zwischen-, Nachspiele sind von höchster scenenmalerischer Bedeutung. Bei keinem der Beiden fehlt es übrigens an Gesängen, deren Schlichtheit sich der Volksweise nähert. Man denke nur an des Einen „Knabe sah ein Röslein stehn“, an des Anderen „O Sonnenschein“. Das Schumann'sche Lied ist nicht minder heimisch in der Natur und deren phantastischem Widerspiel der Märchen-, Feen- und Elfenwelt, als in den verborgensten Tiefen der menschlichen Brust. Es kennt die geheimnißvolle Sprache des Waldes, der Blumen, des Windes, der Wellen, aber auch alle Trunkenheit der glücklichen, alle Qualen der unerwiderten oder verrathenen Liebe. Ein Ton, den Schubert nur leise und gelegentlich angeschlagen, hat in Mendelssohn's und Schumann's Runde vollen Klang gewonnen. Der Frauen ewig Oh und Ach ist Beiden ein unerschöpfliches Thema. Mehr von seiner anmuthigen Seite hat es Jener, mehr von seiner mystischen Dieser gefaßt. Weber war der erste, der in seinen Liedern wie in seinen Opern dem specifisch weiblichen Empfinden die Zunge gelöst. An seinen holden Mädchengestalten ist Alles echt jungfräulich und zugleich echt deutsch. Das damit der Musik erschlossene Ausdrucksgebiet haben die zwei jüngeren Romantiker metzeisend erweitert und bereichert. Der bevorzugte Träger der Schubert'schen Lyrik ist der Tenor, der Mendelssohn'schen und Schumann'schen der Sopran. Frauenliebe und -Leben zieht nicht bloß in dem so geheißenen Lieder-Cyklus an uns vorüber, auch „Paradies und Peri“, „Der Rose Pilgersfahrt“ breiten den nämlichen Inhalt aus. Wahre Cabinetstücke der Gattung sind Mendelssohn's und Schumann's Frauenbucette, desgleichen die Gesänge für gemischte Stimmen. Unter sämmtlichen der Dresdner Periode angehörigen Schöpfungen nimmt das „Spanische Liederpiel“ eine der ersten Stellen ein. Alles, was Ohr und Herz erfreut, kommt in dieser buntschimmernden, vom Localcolorit leise angehauchten Perlenkette meist zwei- und vierstimmiger Stücke zu Worte: süßer Wohlklang, lässige Grazie, schalkhafte Pöfetterie, aber auch warme, das Gemüth sättigende Innigkeit. Man spürt den sonnig heiteren Tönen — das Vorbild der Brahms'schen Liebeswälder ist wohl hier zu suchen — deutlich an, wie leicht und fröhlich dem Componisten dabei zu Muth gewesen. „Etwas in der Art, wie das Spanische Liederpiel ist“ (heißt es in einem Brief vom 18. September 1849), habe ich, glaube ich, noch nicht geschrieben. Sehr glücklich war ich, als ich daran arbeitete.“

Wie im Liebe so scheint mir Schumann auch innerhalb der Kammermusik nach Schubert der Nächste zu sein. Der Beethoven'sche Einfluß reicht bei ihnen doch noch viel weiter und tiefer als bei Mendelssohn. Die reinste vergeistigste Blüthe der Kammermusik ist das Streich-Quartett und darum auch unseren deutschen Meistern recht eigentlich an's Herz gewachsen. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zu dieser Stunde, von Haydn bis

auf Brahms haben sie es auf's Liebevollste gehegt und gepflegt. Gerathen die Schubert'schen Werke der Art nicht selten der Sinfonie in's Gehege, so lassen die Schumann'schen deutlich erkennen, daß ihr Autor am Clavier groß geworden. Gelegentlich über die Stilgrenzen zwischen den einzelnen Gattungen hinaus zu schweifen steht nun einmal aller Romantik im Blute. Mit welcher unendlichen Liebe Schumann an seinem Beethoven gehangen, hat er vielleicht nirgend so laut und rückhaltlos gestanden, wie im A-moll-Quartett. Ist es da nicht, als ob uns der jüngere Meister vor das Antlitz des älteren führte und leuchtenden Auges ausriefe: „Blicket hin, das ist der Inbegriff alles Hohen, Edlen, Schönen.“ Mit Ausnahme der an Mendelssohn gemahnenden ersten Hälfte des Scherzo zeigt sich die Tonsprache gänzlich erfüllt und beseelt vom Beethoven'schen Geiste. Gleich die präludienartige Einleitung hält durch ihren sinnenden Ernst, ihre träumerisch in sich gekehrte Empfindung den Hörer mit sanfter Gewalt fest. Auf's Wirksamste bereitet sie das so ausdrucksvolle, die verwandte Durtonart ergreifende Hauptmotiv des Allegro vor. Adagio und Finale des A-moll-Quartetts verhalten sich ähnlich zu einander wie Nacht und Tag. • Giebt jenes dem mit der Eigenthümlichkeit des Componisten noch nicht völlig vertrauten Ohre manche Räthsel auf, so sind in diesem alle Wege dem Verständniß geebnet. Huldigend neigt sich das erstere vor dem entsprechenden Sage der Neunten Sinfonie, wogegen das Letztere dem Humor freiesten Spielraum gönnt. Wir besitzen von Schumann nur die drei Streich-Quartette aus dem Jahre 1842. Das in A-dur läßt an die Stelle des herkömmlichen Scherzo ein Thema mit Variationen treten. Reiches Leben breitet sich in dem Sage aus, der freilich den Darstellungsmitteln hin und wieder mehr abfordert, als sie freiwillig gewähren. Selbst die meisterhafteste Ausführung kann uns darüber nicht hinwegtäuschen. Von den vier Instrumenten ächzt und stöhnt bald das eine, bald das andere unter dem Zwang der ihm aufgebürdeten Noten. Diese Variationen zeigen übrigens einen wesentlich anderen Charakter als die Beethoven'schen Muster der Gattung. Während hier das Thema seinem innersten Entwicklungsdrange, einer, man möchte sagen, logischen Nothwendigkeit gehorchend, in die einzelnen Elemente sich zerlegt, um stets neu geboren aus deren Mischung und Wandlung wieder hervor zu gehen, und solcher-gestalt gleichsam durch alle Stadien einer musikalischen Seelenwanderung seinen Inhalt in immer geistigeren, verklärteren Formen ausspricht, bildet es bei Schumann nur das feste Gerüste, welches die tonbildende Phantasie mit ihren frischesten Blüten schmückt. Auch das Finale reiht nach Schubert'scher Weise allerlei bunte Bilder zu einem wechsel- und stimmungsvollen Ganzen zusammen. In jedem Takte bekennet sich dagegen das Adagio wieder zum Beethoven'schen Einfluß. Das F-dur-Quartett, ebenso knapp in der Form wie klar und mittheilend im Ausdruck, zählt zu den heitersten Schöpfungen des Componisten. Meisterhaft gerathen sind namentlich die Variationen. Das flotte, rührige Finale erinnert an den entsprechenden Satz der Schumann'schen und der Beethoven'schen B-dur-Sinfonie.

Von allen der Kammermusik angehörigen Werken unseres Tonichters hat sich das Es-dur-Quintett für Clavier und Streichinstrumente am frühesten und festesten in der Gunst des großen Publikums eingebürgert. Reichthum und Neuheit der Gedanken, warmblütige Frische des Ausdrucks, markige Gedrungenheit der Formen, fesselnder Reiz des Klangcolorits vereinigen sich hier zur glücklichsten Gesamtwirkung. Namentlich können die ersten beiden Sätze, das von Kraft und Leben strotzende Allegro und Andante, halb Trauermarsch, halb Ballade, als Muster ihrer Art gelten. Das Es-dur-Quartett für Klavier und Streichinstrumente (op. 47) steht nicht auf gleicher Höhe, auch in ihm spricht sich eine poetisch angeregte Innerlichkeit aus, aber sie gelangt zu keiner plastischen Erscheinung. Unter den drei Claviertrios ist das in D-moll (op. 63) das bedeutendste. Sein erster Satz hat kaum genug Raum für den überschwänglichen harmonischen und modulatorischen Reichthum. Etwas trocken läßt sich das Scherzo an, dem ein mit warmer Empfindung getränktes Adagio folgt. Wie so oft in der Schumann'schen Instrumentalmusik bezeichnet auch hier das Finale den Umschlag der Stimmung aus träumerisch brütender, weltfremder Versunkenheit in dem kräftigen Entschluß, sich frisch und fröhlich dem Leben und seinen Ansprüchen hinzugeben. Leichter gewogen, aber dabei doch nicht arm an erfreulicheren Tongestalten ist das F-dur-Trio op. 80. Das in G-moll (op. 110) bereits in die Düsselborfer Zeit fallend, enthält dagegen nur graues Gedanken-ge-spinnst der grübelnden Reflexion. In den so massenhaften Erzeugnissen jener letzten Periode ist die Kammermusik noch durch eine Menge Arbeiten vertreten. Der von ihnen geweckte Eindruck ist darum so peinlich, weil wir deutlich gewahren, wie ihr Autor vor dem Dämon in seinem Gemüthe Zuflucht bei den Tönen gesucht, wie er nur um so eifriger geschaffen, je mehr ihm die Kraft versiegte, immer weniger darauf achtend, daß die rastlose Hand nicht wie ehemals eine Fülle goldner Früchte, sondern bloß noch welkes Laub vom Stamme der Kunst geschüttelt. Eine Ausnahme machen die Märchenbilder für Clavier und Viola (op. 113), die gleich verschwimmendem Abendroth ein leuchtender Widerschein der ehemaligen Herrlichkeit umfließt.

Unter den Sinfonien ist die in B-dur nicht bloß der Entstehungszeit, sondern, wie mich dünkt, auch dem Werthe nach die erste. Der Componist hat sich in keiner anderen so unumwunden ausgesprochen. An das Quintett gewöhnt die Frische des Stimmungscolorits, die durchsichtige Klarheit der knapp und straff zusammengehaltenen Formen. Das Werk sollte ursprünglich, wie schon berichtet worden, auch auf dem Titelblatt zum Frühling sich bekennen, dessen erquicklichen Sonnenschein und duftigen Athem es eingefogen. Bereits in der Einleitung, hier um eine Terz höher gelegt, kündigt sich das Hauptmotiv des ersten Satzes an. Aufgeleimt ist es aus jenem süßen Gesang des Horns, der Schuberts C-dur-Sinfonie eröffnet. Besonderen Reiz übt das zweite Thema mit seiner ausdrucksvollen Gliederung in Frage und Antwort, wie mit dem milden nachdenklichen Anhauch der seinen

Inhalt weiter entfaltenden orgelmäßigen Figuration. Der schwächste Satz ist nach meinem Gefühl das Andante, ein überschwängliches Lied ohne Worte, durch Melodie, Harmonie und Klangwesen narcotisch auf den Hörer wirkend. Gleich mit dem Eintritt des dem Vorgänger unmittelbar sich anschließenden Scherzo — es wirft dem Menuett der Mozart'schen G-moll-Sinfonie einen Liebesgruß zu — wird wieder ein heller, reiner Ton angeschlagen. In verschwenderischer Fülle sind hier überall Züge des Geistes und der Laune ausgestreut. Das doppelte Trio ist eine auch in manchen anderen Schumann'schen Werken uns begegnende Eigenthümlichkeit. An Rundung und Einheit steht das Finale hinter dem ersten Allegro zurück. Allerlei leicht beschwingte Wesen, unter welchen auch ein paar Mendelssohn'sche Elfen ohne Mühe zu erkennen sind, schlingen um uns ihren munteren Reigen, lassen sich auch nicht irre machen durch die ernsten Stimmen, die wie abmahnend dazwischen rufen. Der Schwerpunkt des ganzen Satzes liegt im Anfange des zweiten Theils mit dem so machtvoll emporstrebenden Geherden der Contrabässe. An die wichtige Durchführung reiht sich eine jener artigen Redereien, wie sie in den Haydn'schen Finals dem Wiedereintritt des Hauptthemas voranzugehen pflegen. Schumanns erste Orchestererschöpfung hat noch nichts gemein mit den Beethoven'schen Spätwerken. Wie Schubert und Mendelssohn zog er es hier vor, sich auf dem Gebiete anzubauen, dessen Grenzstein die vierte Sinfonie des gewaltigen Meisters bezeichnet. Ihr Einfluß giebt sich der aufmerksamen Betrachtung vielfach kund.

Höher hinaus will die D-moll-Sinfonie, thatsächlich die zweite, die aber gegenwärtig als vierte und letzte zählt, weil ihr Autor eingedenk des Horazischen *nonum prematur in annum* sie zehn Jahre lang im Kulte behalten und erst 1851 nach gründlicher Umarbeitung veröffentlicht hat. Ich konnte nie zu ihr ein näheres Verhältniß gewinnen trotz redlichsten Bemühens. Nicht, als ob sie mit dem Hörer Verstecken spielte, ganz im Gegentheil, nur zu sehr verräth sich dem achtamen Ohr die auf thematischen Reichthum und Tieffinn gerichtete Absicht und zugleich die Klust zwischen Wollen und Vollbringen. Das Werk hat das Besondere, daß seine vier Sätze ohne Pause einander folgen, also ein auch äußerlich zusammenhängen Ganzes bilden sollen. Motive aus den früheren werden in den späteren wiederholt angeschlagen. Die von Schumann als „Ouverture, Scherzo und Finale“ bezeichnete Miniatur-Sinfonie gehört zu seinen lebenswürdigsten Orchestergebilden. Es gilt das wenigstens von den ersten Beiden, aus dem frischesten Born der Erfindung geschöpften Sätzen. Rätselnde Glückseligkeit schlägt da allenthalben ihr helles Kinderauge zu uns auf. Nur Unschuld und Frieden athmen diese Klänge, ein ewig blauer Himmel spiegelt sich in ihnen ab, segnend scheinen über sie Haydn und Mozart ihre Hände zu breiten. Dabei gebietet es keineswegs an den zarten, phantastischen Reizen moderner Romantik, an den geheimnißvollen Grüßen aus jener bunten Zauber- und Märchenwelt, die uns Weber und Mendelssohn erschlossen.

Freilich senkt die Tonsprache im Finale die Schwingen. Seinen contrapunktischen Velleitäten haftet ein doctrinärer Beigeschmack an, die Gestaltung hat etwas Gefuchtes, Mühseliges, man vermißt den einheitlichen, freiwillig gewährenden Fluß und Guß. In der C-dur-Sinfonie gebührt der Preis den beiden mittleren Sätzen, besonders dem köstlichen Scherzo, dessen erste Hälfte aus dem nämlichen Stoff geformt ist, wie das Beste in dem eben betrachteten Werke. Auch hier mögen dem Componisten eine Reihe lieblicher Kinderköpfe als Modell vorgeschwebt haben, blieb doch stets sein Herz mit verständnißvollster Theilnahme der Jugend zugewandt. So manches dieser ausdrücklich gewidmete Genrebild — man denke an die „Kinderszenen“ op. 15, an das „Weihnachtsalbum“ op. 68, an den „Kinderball“ op. 130 — erzählt uns, wie sehr er vertraut gewesen mit ihren kleinen Freuden und Schmerzen. Das Scherzo der C-dur-Sinfonie weist wieder zwei Trio's auf, die beide charakteristisch sind. Auch der seelenvolle Gesang, mit dem das Adagio anhebt, weckt im Gemüth bekräftigenden Wiederhall. Schwer drückt auf das Finale die über Gebühr in die Breite gequollene Coda, eines seiner Motive erinnert sinnfällig an Beethovens: „Nimm sie hin die kleinen Lieder.“

Der erste Satz vertieft sich zu geßiffentlich in alle nur erdentliche Möglichkeiten thematischer Dialektik. Er gleicht darum mehr einer Studie, als einem ausgereiften Organismus.

Die Es-dur-Sinfonie heißt die Rheinische, nicht nur weil sie in Düsseldorf entstand, sondern weil der Componist auch ein Stück rheinischen Lebens und Wesens in sie hineindichten wollte. Was seine Seele beim Anblick des Kölner Doms wie bei den Festlichkeiten bewegte, welche die Erhebung des Erzbischofs Weißel zum Cardinal begleiteten, gab ihm die künstlerische Stimmung und Anregung zu diesem Werke, bildete gleichsam die geistige Substanz, aus der er es geschaffen. Daß der so befremdlich zwischen Andante und Finale eingeschobene vierte Satz ursprünglich die erläuternde Ueberschrift empfangen sollte: „Im Charakter der Begleitung einer feierlichen Ceremonie“ wurde schon berichtet. Schumann meinte, volksthümliche Elemente müssen in der Musik vorwalten und glaubte, es sei ihm damit gelungen. Im menuettartigen Scherzo zieht denn auch etwas wie eine pastorale Idylle an uns vorüber. Mit dem durch Reiz der Motive und des Klangcolorits den Hörer aufs Freundlichste ansprechenden Satze kann sich indessen keiner der vier übrigen messen. Die Es-dur-Sinfonie ist immerhin die bei weitem gewichtigste Instrumentalschöpfung aus der Düsseldorfer Zeit. Von den dieser Periode angehörigen fünf Ouvertüren sind mir drei im Concertsaal begegnet: die zu Shakespeares „Julius Cäsar“, zu Goethes „Hermann und Dorothea“ und zum „Faust“. Ueberall tritt hier die Abnahme des productiven Vermögens unverkennbar zu Tage. Statt aus dem Vollen und Ganzen zu strömen, fidert die Erfindung stockend und mühselig. Ihre in's Rebelhafte zerfließenden Gebilde, das eintönige Grau in Grau

des Klangwesens thun dem Ohre nichts Anderes kund als müde Abkehr von der Welt und dem Leben.

Ich kann unmöglich von den Instrumentalwerken unseres Meisters scheiden, ohne hier noch mit zwei Worten des Clavierconcerts zu gedenken, einer Composition, die auf ihrem Gebiet alle späteren ebenso sehr überragt, wie das Mendelssohn'sche Violinconcert auf dem seinigen. Wer sähe es dieser aus Schumanns glücklichster, productionskräftigster Zeit stammenden, bei bewegtester Mannigfaltigkeit im Einzelnen durch den gemeinsamen Stimmungscharakter aufs Festeste zusammengehaltenen Arbeit an, daß die letzten beiden Sätze vier Jahre später entstanden, als der erste. Zu quellendem Reichthum der Phantasie, blühender Gesundheit des Ausdrucks, innigstem Einvernehmen zwischen dem Solo-Instrument und dem Orchester gesellt sich jene wohlgenuthe, dem Ohre mittheilsam entgegengeneigte Sinnlichkeit, auf die nun einmal die Gattung zählt. Wie bei Beethoven sind die Grenzen zwischen dem Concert- und dem Sinfoniestil mit feinfühligster Hand gewahrt. Obgleich der Tondichter an Alles eher gedacht als an den Vortheil des Spielers, ist diesem doch die dankbarste Aufgabe geboten, nur muß er nicht bloß fingerfertiger Virtuose, sondern auch Seelenmaler auf den Tasten sein.

(Schluß folgt.)





Ueber Sprache und Literatur der Albanesen.

Von

Gustav Meyer.

— Graz. —



Als ich im Herbst 1880 von Foggia nach Neapel fuhr, hatte ich das Vergnügen, mir durch die Unterhaltung mit einem jungen, eleganten Advocaten aus Bari die Zeit zu verkürzen. Er war im Laufe des Gespräches so liebenswürdig, sich nach dem Zwecke meiner Reise zu erkundigen, und ich sagte ihm, ich ginge nach Sicilien, um die nähere Bekanntschaft der dort lebenden Albanesen zu machen. Diese Mittheilung verfehlte nicht bei meinem Gefährten großes Erstaunen hervorzurufen. Zunächst mußte er gar nichts davon, daß in Sicilien Leute wohnten, die nicht italienisch redeten; dann kam ihm aber die dunkle Erinnerung, daß auch in Unteritalien, nicht weit von seinem Aufenthaltsorte, Albanesen existirten. Aber was könnten mich die besonders interessieren, sie sprächen doch nur ein verdorbenes Griechisch. Glücklicherweise fuhr der Zug gerade in den Bahnhof von Caserta ein, wo Herr Negri ausstieg, und ich wurde dadurch der Nothwendigkeit überhoben, ihm eine kleine Eisenbahnvorlesung über den Unterschied von Albanesisch und Griechisch zu halten.

In Palermo wurde ich öfters an diese Lücke in der Bildung meines Advocaten erinnert. Wenn ich in den Läden der Buchhändler und Antiquare mich nach etwa vorhandenen albanesischen Drucksachen erkundigte, so wurden mir mit seltener Bereitwilligkeit sämtliche griechische Schulbücher, die der Betreffende gerade auf Lager hatte, zur Verfügung gestellt. Die Albanesen heißen in Palermo allgemein Greci, das Dorf bei Palermo, in dem ein großer Bruchtheil von ihnen angesiedelt ist, trägt den Namen Piana dei Greci.

Erinnere ich außerdem noch — wenn es erlaubt ist Großes neben so Kleines zu stellen — an die „durch keinerlei Sachkenntniß getrübe Unbefangenheit“ jenes Diplomaten auf dem Berliner Congreß, der zwischen

Albanesen und Slaven nicht einmal einen nothdürftigen Unterschied herzustellen wußte, so dürfte die Annahme nicht allzu unberechtigt sein, daß auch unter den Lesern dieser Blätter mancher in Verlegenheit käme, wenn man ihn fragte, welche Sprache die Albanesen sprechen.

Das ist nun freilich kein sehr bedeutendes Unglück; und es ist auch nicht sehr merkwürdig. Die Helbenzeit Albanien's, wo es unter Skanderbeg von Kroja ein Bollwerk der abendländischen Christenheit gegen das sieghafte Vordringen des Halbmondes war, ist längst vergangen und wird zudem in unsern Geschichtsbüchern, welche die heldenhafte Verteidigung Wiens doch genugsam zu rühmen wissen, mit unverdienter Gleichgiltigkeit behandelt. Der letzte große Mann aber, den Albanien hervorgebracht hat, ich meine Ali von Zannina, lebt in der Vorstellung des Occident's nur als rebellischer türkischer Pascha, nicht als albanesischer Nationalheld. In den letzten Jahrzehnten haben die Schlipetaren ganz für sich in ihren Bergen gelebt, und wenn sie sich unter einander die Häse abschnitten, so geschah dies, ohne daß sie bei dieser so beliebten Beschäftigung die Zustimmung der europäischen Großmächte nachsuchten, oder daß diese sich veranlaßt sahen, sich darum zu kümmern. Neuerdings ist das anders geworden. Die langsame Vivisection der Türkei hat auch in ihren albanesischen Gebietstheilen das Verlangen nach Autonomie geweckt, und die albanesische Liga, in trugvollem politischem Gaukelspiel von der Pforte geschaffen, hat ihre Tendenzen gegen diese selbst gelehrt. Seit Mehmed Ali niedergemeßelt worden und seit die Westmächte ihre Schiffe auf der Höhe von Dulcigno von der Bora durch einander werfen ließen, ist der Name der Albanesen häufiger als je in den Spalten der Zeitungen zu finden. Es liegt mir fern, hier in eine politische Discussion einzugehen; trotzdem kann ich mich nicht enthalten, eines zu bemerken. Wer wie ich, davon überzeugt ist, daß das Slaventhum der einzige gefährliche Feind des Friedens und der Cultur in Europa ist, der muß wünschen, daß bei dem unvermeidlichen Zusammenbruch der osmanischen Herrschaft Vorsorge getroffen werde gegen das Weitervordringen des slavischen Einflusses. Durch das fortwährende Schöntun mit den Großmächtsgeleuten des montenegrinischen Zaunkönigs und durch die Aufrichtung des Fürstenthums Bulgarien sind schon genug Fehler in dieser Beziehung gemacht worden. Nur die Griechen und die Albanesen, Beide von alteingewurzeltstem Stammeshaß gegen die Slaven erfüllt, können ein wirksames Gegengewicht gegen die allmähliche Slavisirung der Balkanhalbinsel abgeben. Gern gönne ich den Griechen jede Erweiterung ihres Königreiches; aber es ist nicht anzunehmen, daß sie jemals im Stande sein würden, sich die wilden Bergstämme der Diwra und Matja, der Malisoren und Mirbitten zu assimiliren, die auch von der Pforte immer nur dem Namen nach abhängig waren. Ein selbständiges Albanien aber könnte der Freund und Bundesgenosse des stammverwandten Hellenenvolkes werden, das ja seit langer Zeit eine ganz beträchtliche Anzahl Bewohner albanischen Stammes sein eigen nennt.

Es ist bekannt, daß eine große Menge Albanesen in der Diaspora lebt, ohne ihre Sprache und ihre sonstigen nationalen Eigenthümlichkeiten aufgegeben zu haben. In Attika und den benachbarten Inseln des Golfes von Salamis ist die Landbevölkerung ausschließlich albanesisch, aber auch in anderen Theilen des Königreichs Hellas, besonders in Böotien, Argolis, Korinth und im südlichen Arkadien bilden sie einen nicht unbedeutenden Procentsatz der Bevölkerung, im Ganzen gewiß nicht viel unter zweihundert Tausend. Matrosen und Soldaten der griechischen Marine bestehen fast nur aus Albanesen, vorwiegend und von den Inseln Hydra und Spezia, die auch die meisten der Seehelden des griechischen Befreiungskrieges zu ihren Söhnen rechneten. Auf etwa hunderttausend Seelen beziffert sich die albanesische Bevölkerung des Königreichs Italien. Die ersten kamen zu Sclaverbegs Zeiten als Hilfsstruppen der arragonesischen Könige nach Neapel und Sicilien; als nach seinem Tode sein Stammland den Türken dienstbar wurde, fanden zahlreiche Flüchtlinge auf italienischem Boden gastfreundliche Aufnahme und haben sich durch lange Zeit hervorragender Privilegien zu erfreuen gehabt. Zahlreiche Dörfer in Calabrien, der Capitanata, Basilicata und der Terra d'Otranto haben bis heute die alte Eigenart in Sprache und Sitte bewahrt; ihre Namen findet man vollständig in den *Studi linguistici* von Biondelli (Mailand 1856) Seite 59 u. ff. und danach in den albanesischen Studien von Hahn S. 315. In Sicilien war die erste Niederlassung Contessa, von Georg Neres 1450 auf den Trümmern des Araberschlosses Kalat-Nawrû gegründet; es folgten 1481 Palazzo Adriano, 1488 Piana dei Greci, jetzt 8000 Einwohner zählend, die aber nicht alle albanesischer Abstammung sind, und 1490 Mezzojuso; Santa Cristina ist eine im siebzehnten Jahrhundert angelegte Zweigniederlassung von Piana. Auf österreichischem Gebiete ist endlich das vor den Thoren von Zara gelegene Dorf Borgo Grizzo zu erwähnen, wo sich im vorigen Jahrhundert auf Veranlassung eines venetianischen Provveditore Grizzo gegißte Albanesen angesiedelt haben, die zwar in Tracht und Sitte fast Alles von den umwohnenden Slaven angenommen, aber ihre Sprache mit anerkennenswerther Reinheit bis jetzt bewahrt haben.

Alla mia nazione divisa e dispersa ma una — so schrieb ein patriotischer Albanese Italiens, Vincenzo Dorja, als Widmung vor sein 1848 in Neapel erschienenen Buch *dagli Albanesi, ricerche e pensieri*. Die italienischen Albanesen, die an Cultur ihren Stammesgenossen in Epirus längst voraus sind, haben das Gefühl der geistigen Zusammengehörigkeit mit ihnen niemals verloren, trotzdem daß ihnen nichts ferner liegt als irgend ein panalbanischer Gedanke. Aber die Einheit der Egiptetaren des Stammlandes selbst in politischer, religiöser und sprachlicher Beziehung läßt noch sehr viel zu wünschen übrig. Politisch in eine Anzahl Clans von verschiedener Größe und verschiedenem Einfluß zersplittert, deren gegenseitige, durch die Blutrache fast immer in Athen gehaltene Rivalität Gopčević in seinem Buche über Ober-Albanien in lebendigen Farben geschildert hat, religiös durch den Gegen-

saß des Christenthums und des Islam und den womöglich noch schrofferen des Katholicismus und der griechischen Orthodogie aus einander gehalten, haben die Albanesen auch noch an der Verschiedenheit der Sprache zu leiden, die den Nordalbanesen, den Gegens, für den südlichen Tosken nur schwer verständlich macht. Zwischen diesen beiden Hauptmundarten, deren Grenze etwa der Fluß Schkumb bildet und die natürlich in eine große Menge von Local- und Uebergangsdialekten zerfallen, besteht ein Unterschied, doch ungefähr so groß wie zwischen Hochdeutsch und Plattdeutsch. Die in Griechenland und Italien gesprochenen Mundarten tragen wesentlich den toskischen Typus.

Es darf niemanden Wunder nehmen, daß unter einem Volke, bei dem Lesen und Schreiben höchst seltene Luxusartikel sind und wo die Plinte — und was für eine alte, ehrwürdige Steinschloßplinte! — häufig den kostbarsten Besitz des Einzelnen bildet, noch kein Dante oder Luther aufgetreten ist, um ihm die Wohlthat einer Schriftsprache zu schaffen. Die armen Albanesen sind noch weit schlimmer daran; sie haben nicht einmal eine allgemein angenommene Lautbezeichnung. In Nordalbanien, wo die christlichen Albanesen durchweg römisch-katholisch sind, herrscht der Einfluß des italienischen Clerus; für ihn hat die Propaganda in Rom ein paar grammatische und lexikalische Hilfsbücher compiliren und einige geistliche Tractätchen in's Albanesische übersetzen lassen. Sie sind nach italienischer Lautbezeichnung gedruckt; für die dem Albanesischen eigenthümlichen Laute sind ein paar neu erfundene, nicht sehr geschmackvoll aussehende Zeichen gebraucht, die schon der Geistliche Blanchus (ein geborener Albanese) in seinem 1635 erschienenen Wörterbuche zugewendet hatte. Auch die italienischen Albanesen schreiben mit lateinischen Buchstaben; nur der Sicilianer Demetrio Camarda hat in seiner Grammatik und seinen Texten sich des griechischen Alphabets bedient. Wo, wie im Süden Albaniens, das griechische Element das geistig herrschende ist, überwiegt auch der Gebrauch griechischer Lautzeichen; mit solchen ist z. B. eine im Jahre 1827 in Corfu erschienene Uebersetzung des Neuen Testaments gedruckt. Indessen kommt selbst unter den Albanesen des Königreichs Griechenland vereinzelt der Gebrauch lateinischer Schrift vor, wie die mir vorliegende Correspondenz des verstorbenen Dr. Reinhold in Athen beweist. Von den fremden Gelehrten vollends, die sich mit albanischer Sprache beschäftigt haben, hat so ziemlich jeder seine Besonderheiten in der Wiedergabe der einheimischen Laute; Kylander und von Hahn brauchen griechische, Miklosich und Dozon lateinische Buchstaben, im Einzelnen weichen alle vielfach von einander ab.

Es liegt auf der Hand, daß die Schöpfung einer einheitlichen Schrift die Grundbedingung ist für Herstellung eines geistigen Bandes zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der Schkipetaren. Patriotische Männer haben daher zu verschiedenen Zeiten verschiedene Versuche dazu gemacht. Herr von Hahn machte in Elbassan die Bekanntschaft eines aus zweiundfünfzig Zeichen bestehenden nationalen Alphabets und hat im ersten Theile seiner

„Albanesischen Studien“ ausführlich darüber berichtet. Ich glaube nicht, daß Jemand heute noch seine Meinung theilen wird, daß dasselbe ein uraltes, parallel mit dem griechischen aus dem phönizischen Alphabete entwickeltes Denkmal pelasgischer Cultur sei; der griechische Schulmeister Theodor, an dessen Namen die Tradition dasselbe knüpft, wird wahrscheinlich für den Urheber desselben zu gelten haben. Dann ist es gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zusammengestellt worden. Verbreitung über Elbassan hinaus hat es nicht gefunden; selbst dort beträgt die Zahl der Personen, die desselben kundig sind, nicht über fünfzig. Aus einer kleinen, in Samia 1861 gedruckten Schrift erfahre ich, daß ein gewisser Naum Bithlukli (auf deutsch „Rothbaum“) das Albanesische mit slavisirten Buchstaben schreiben wollte; etwas Näheres über seine Methode habe ich nicht erkundet. Jedenfalls berührt sich dieser Versuch mit dem des bekannten Linguisten Kopitar, der in einem für die damalige Zeit geradezu vortrefflichen Aufsatz in den Wiener Jahrbüchern der Literatur von 1829 (Seite 59—106) über die rumänische, bulgarische und albanesische Sprache in ihren gegenseitigen Beziehungen handelte und dabei eine albanesische Sprachprobe (die Parabel vom verlorenen Sohn aus dem Lucas-Evangelium) mittheilte, in der er den Text mit lateinischen Buchstaben unter Zuhilfenahme cyrillischer Zeichen schrieb. Vom griechischen Alphabete sind mehrere Vorschläge ausgegangen, die ein für Vergangenheit und Zukunft seines Volkes in etwas confuser Weise begeisterter Toske in einer 1860 in Samia begründeten Zeitung machte. Der erste Jahrgang derselben hat mir durch die Güte des Herrn Gymnasialdirectors Dr. Stier in Zerbst vorgelegen, dessen freundlicher Mittheilung ich die Einsicht in mehrere ältere albanische oder albanologische Bücher verdanke. Ob mehr erschienen ist, weiß ich nicht — das Gegentheil wäre jedenfalls weder für die Menschheit im Allgemeinen noch für die Albanesen ein Verlust. Das Wissen des Herrn Pylaios — so heißt der Herausgeber — steht mit seiner Vaterlandsliebe nicht auf gleicher Höhe, und obwohl man bei der Beschäftigung mit den dilettantischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Albanologie gegen Unsinn allmählich etwas abgestumpft wird, so überschreitet das hier Gebotene bedeutend das sonst übliche Maß. Die hier angewendeten oder empfohlenen Schreibweisen haben ebenso wenig Verbreitung gefunden wie eine in der athenischen Zeitung „Elpis“ vom 15. November 1860 befürwortete. Ohne Zweifel ist der Gebrauch des durch einige Zeichen ergänzten lateinischen Alphabetes nicht nur für wissenschaftliche Zwecke das einzig Richtige, sondern auch in praktischer Hinsicht vernünftig, da ja doch die meisten Völker Europas sich desselben bedienen. Daher haben auch diejenigen Versuche zur Schöpfung eines nationalen Alphabetes, die eine reellere Unterlage haben, als die angebliche pelasgische Urverwandtschaft mit den Hellenen, die lateinische Schrift zum Ausgangspunkte genommen. Es sind ihrer zwei: den einen hat Herr Kristoforidis aus Elbassan unternommen, ein gebildeter und wissenschaftlich thätiger Albanese, dem der französische Consul Dozon die Einführung in seine Muttersprache zu danken hatte und

der ein reichhaltiges Wörterbuch derselben im Manuscript liegen hat. In einer gegißten Uebersetzung des Neuen Testaments, so wie in einer Bibel und einem Abriß der biblischen Geschichte hat er ein durchaus rationelles System der Schreibung angewendet, lateinische Buchstaben mit diakritischen Zeichen, wie sie bei uns in wissenschaftlichen Werken üblich sind und wie sie z. B. die Tschechen in ihrem auffallend vernünftigen Alphabete gebrauchten. Der Fremde würde noch die Hinzufügung von Accentzeichen wünschen, aber die sind freilich dem Einheimischen entbehrlich.

Ich weiß nicht, warum ein zweiter, neuerdings gemachter Anlauf sich von dieser Methode des Herrn Kristoforidis so weit entfernt hat. Durch die Freundlichkeit des Herrn Professor Comparetti in Florenz ist mir vor Kurzem ein im Jahre 1879 in Konstantinopel gedrucktes Schriftchen zugekommen, welches die Statuten einer Gesellschaft enthält, die sich zu dem Zwecke gebildet hat, Bücher für das albanesische Volk in albanesischer Sprache drucken zu lassen. Die achtundzwanzig patriotischen Albanesen, die am Schluß unterzeichnet sind, gehen in einer kurzen Vorbemerkung von der Erwägung aus, daß alle aufgeklärten und gebildeten Völker diese Aufklärung und Bildung lediglich durch Bücher in ihrer Sprache erlangt hätten, daß dagegen jedes Volk, das seine Sprache nicht schreibe und keine Bücher in derselben besitze, in Finsterniß und Barbarei lebe. Die Albanesen hätten sich bis jetzt in dieser Lage befunden, und daher habe sich eine Gesellschaft gebildet, um durch Druck und Verbreitung von Unterrichtsschriften den Albanesen die Möglichkeit zu eröffnen, ihre Muttersprache lesen und schreiben zu lernen. Die einzelnen Bestimmungen der in albanesischer Sprache abgefaßten Statuten sind nicht von weitergehendem Interesse. Zugleich mit ihnen habe ich ein von dem Verein bereits herausgegebenes Abc-Buch erhalten, das außer den Uebungen zum Lesen und Schreiben kurze Abrisse der albanesischen Geschichte, der Erdkunde, der Elemente der Naturlehre, der vier Species und dergleichen wissenschaftliche Dinge mehr enthält. Die Schreibung steht der von Herrn Kristoforidis angewandten an Einfachheit und Klarheit bedeutend nach, da die Buchstaben mit diakritischen Zeichen durch solche mit willkürlicher Veränderung der ursprünglichen Form oder durch willkürlich verwendete griechische Zeichen ersetzt sind.

Zunächst ist es noch nicht sehr viel, was die Albanesen mit diesem oder einem andern Alphabet, über das sie sich etwa einigen sollten, drucken können. Ich will von dem, was man albanesische Literatur nennen könnte, zunächst die schon oben berührten Uebersetzungen ausschließen, welche die Propaganda veranstaltet hat. Es liegen mir eine ganze Menge solcher kleiner Hefte im gegißten Dialekte vor. Der enge Anschluß an Wort- und Satzfügung des Italienischen hat naturgemäß dem Geiste der anderen Sprache allzu häufig Gewalt angethan, als daß wir erwarten dürften, in diesen Uebersetzungen, die ja von keinem Schlegel oder Heyse herrühren, einen getreuen Ausdruck echter und unverfälschter albanesischer Sprechweise

zu finden. Für die Grammatik und das Wörterbuch haben sie trotzdem einen gewissen Werth. Dasselbe gilt von den Bibelübersetzungen. Die bereits genannte toskische Uebersetzung des Neuen Testaments, die im Jahre 1827 in Corfu erschienen ist, wurde 1858 in Athen neu gedruckt; sie war für die grammatischen Arbeiten der Herren Kylander und von Hahn eine ausgiebige Fundgrube. Wir sind außerdem noch ein paar neuere Uebersetzungen bekannt geworden. Die vier Evangelien sind 1878 und 1879 der Psalter schon 1868 in Konstantinopel in albanesischer Sprache mit griechischen Lettern gedruckt worden; die Mundart ist hier wiederum die toskische. Uebersetzer Herr Kristoforidis. Weit interessanter sind aber die von demselben verfaßten, 1872 in Konstantinopel erschienenen Uebersetzungen des ganzen Neuen Testaments und der Psalmen in den weit weniger bekannten nordalbanischen oder gegischen Dialekt. Endlich hat der durch seine linguistischen Bestrebungen besonders auf dem Gebiete italienischer und baskischer Mundarten bekannte Prinz Lucian Bonaparte das Matthäus-Evangelium in die Mundarten der Albanesen von Piana dei Greci in Sicilien, von Grassano in Calabrien und von Scutari übertragen und in sehr zierlichen Ausgaben in London 1868—70 drucken lassen. Die hier angewendete Schreibung des Albanesischen ist die einfachste und beste, die ich kenne; die Büchlein sind leider nur in einer sehr kleinen Auflage gedruckt worden und daher wenig bekannt, ich verdanke Exemplare derselben der Freundlichkeit des Herrn Comparetti in Florenz, sowie des Prinzen Bonaparte selbst.

Wenn ich zunächst von den Literaturbestrebungen der Albanesen Italiens einige Worte sage, so geschieht das darum, weil hier wirklich seit längerer Zeit ein reges geistiges Leben herrscht, das unter uns gänzlich unbekannt, kaum in Italien selbst sehr beachtet ist. Die gebildeten Albanesen nehmen durchaus Theil an der politischen und literarischen Entwicklung ihres Vaterlandes — der bekannte und vor nicht langer Zeit viel genannte Deputirte Crispi ist ein sicilianischer Albanese, — ohne deshalb doch eine warme Anhänglichkeit an ihre Nationalität aufzugeben. Bei der Ausnahmestellung, die den italienischen Albanesen in kirchlicher Beziehung noch immer reservirt ist — sie sind römische Katholiken mit griechischem Ritus — und dem daraus hervorgehenden Bedürfniß, durchweg nationale Priester zu haben, darf es nicht wundern, wenn eine große Anzahl geistig strebsamer Männer sich dem Priesterstande zugewendet hat und wir unter den literarisch Thätigen vorwiegend Geistlichen begegnen. Wer sich im Einzelnen über diese seit dem Anfang dieses Jahrhunderts niemals erloschenen Bestrebungen unterrichten will, den kann ich auf einen Aufsatz der Fürstin Helena Ghika verweisen, die unter dem Schriftstellernamen. Dora d'Istria Mehreres über die Balkanvölker geschrieben und überall ein feines Verständniß für das Nationale und Volksthümliche an den Tag gelegt hat. Er ist in der *Indépendance hellénique* erschienen und von Herrn M. Camarda als besonderes Büchlein in's Italienische übersetzt worden (*Gli scrittori albanesi dell' Italia meridionale*, Palermo 1867). Das hier gesammelte

Material ist vollständiger als in der älteren Abhandlung von G. Stier „Die Albanesen in Italien und ihre Literatur“ in der Allgemeinen Monatsschrift von 1853, Seite 864—874, der sich im Wesentlichen bloß auf die schon früher erwähnte Schrift von Vincenzo Dorfa stützen konnte. Ich will den Leser weder von Giulio Variboba unterhalten, der, wie der Mönch Diefried, in die heilige Geschichte hineingriff und ein gereimtes Gedicht über das Leben der Jungfrau Maria schrieb, noch von Antonio Santoro, der 1848 einen begeisterten Hymnus an die Freiheit dichtete und als Verfasser von Novellen und einem Drama genannt wird, oder von Anderen, deren Werke entweder niemals gedruckt wurden oder mir nicht vor die Augen gekommen sind. Ich beschränke mich darauf, einige Worte über den thätigsten und hervorragendsten Poeten der italienischen Albanesen zu sagen, über Girolamo de Rada. Er stammt aus San Demetrio in Calabria citeriore und seine Familie wird schon im sechzehnten Jahrhundert erwähnt. Seine Dichtungen, die vor 1848 entstanden sind, aber bis in die neueste Zeit mehrfach in Neapel gedruckt wurden, behandeln Stoffe aus der Heldenzeit Albaniens unter Skanderbeg im fünfzehnten Jahrhundert. Rada ist von eigenthümlichen ästhetischen und literargeschichtlichen Anschauungen beherrscht, die ihn in der Composition seiner Dichtungen sich gänzlich haben vergreifen lassen. Er hat seine Impulse von den Volksliedern empfangen, wie sie unter seinen Stammesgenossen immer noch gesungen werden, und hat in seinen Gedichten die Form dieser Volksdichtung für die Kunstdichtung zu verwenden gesucht. Das heißt eine Form, wie er sie sich vorstellt und künstlich zurecht gelegt hat. Nach seiner Ansicht existiren unter den Albanesen seiner Heimath noch solche Liedercyklen, wie sie die gelehrte Forschung als Vorstufe und Grundlage der Homerischen Dichtungen und anderer älterer Epen mit mehr oder weniger Berechtigung anzunehmen pflegt. Er hat später — im Jahre 1866 — solche albanesische Volkslieder herausgegeben, die er „Rhapsodien eines albanischen Gedichtes“ betitelt hat. Es ist nicht zweifelhaft, daß diese Sammlung echte und wirkliche Volkspoesien enthält; aber ebensowenig zweifle ich daran, daß wir es im Großen und Ganzen mit etwas Aehnlichem zu thun haben wie mit dem Macpherson'schen Ossian. Nicht nur die ganze Anordnung der einzelnen Stücke rührt von dem Herausgeber her, sondern er scheint auch als Interpolator aufgetreten zu sein, um Verbindungen zwischen den einzelnen Liedern herzustellen, und Ton und Darstellung des Ganzen ist hier und da von seiner überarbeitenden Hand beeinflusst worden. Ganz in die nämliche Form, die de Rada hier für die Volkspoesie der calabrischen Albanesen herzustellen gesucht oder vielmehr in sie hinein getragen hat, sind seine eignen Dichtungen gekleidet. Lyrische Ergüsse wechseln mit kurzen erzählenden oder dialogischen Fragmenten, und die wirklichen poetischen Schönheiten, die sich zerstreut finden, besonders in descriptiver Beziehung, können Niemanden für den Mangel einer fest durchgeführten, einheitlichen Handlung, für die nebelhafte Charakteristik der Personen, für die allzu häufig

geschraubte und dunkle Darstellungsweise entschädigen. Gut gemeinter Patriotismus ist auch so ziemlich das Einzige, was der italienische Literaturhistoriker Cesare Cantu an diesen Gedichten zu rühmen fand, und Lamartine, dem de Rada seinen *Milosao* mit italienischer Uebersetzung zusandte, fand als Anerkennung dafür nichts als ein paar billige Phrasen. Deutsche Leser, die sich eine Vorstellung von der Eigenart dieser Schöpfungen machen wollen, finden eine Probe davon übersetzt von Herrn G. Stier in einer 1856 erschienenen Wittenberger Gratulationschrift.

Der hervorragendste Kunsstdichter, den das eigentliche Albanien hervorgebracht hat, ist Nesim Bey aus Premet. Von seinen Gedichten, die niemals gedruckt worden sind, ist nur wenig bekannt. Sie sind in gegischer Mundart verfaßt und der Dichter erfreut sich eines großen Renommées unter seinen Stammesgenossen. Herr von Hahn hat acht Lieder von ihm in seine Sammlung albanesischer Volkspoesien aufgenommen; im Besitze eines Beys von Elbassan soll sich eine mit türkischen Buchstaben geschriebene, sehr dicke Sammlung der Dichtungen Nesims finden. Die paar von Hahn mitgetheilten Gedichte sind meist im Geiste der üppigen und maßlosen orientalischen Erotik gehalten und werden dadurch unserem Geschmacke nicht näher gerückt, daß sie nicht an eine Geliebte, sondern an einen Geliebten gerichtet sind. Diese Art von Liebeslyrik, bei uns trotz Shakespeare und Platen befremdlich, entspricht durchaus einer nationalen Eigenthümlichkeit des Gegen. Jeder Nordalbanier hat vor seiner Verheirathung ein sehr leidenschaftliches, wenn auch durchaus platonisches Verhältniß zu einem andern Jüngling, der ihn so schlecht behandelt, als dies bei uns eine tugendhafte oder coquette Geliebte nur irgend thun kann; zahlreiche kleine Volkslieder geben von der Grausamkeit des Geliebten, von der Bewunderung und den Qualen des Liebenden Kunde. Dem nach der Türkei und nach Persien hinweisenden Geiste der Dichtungen Nesims entspricht auch die sprachliche Form; den albanesischen Worten ist ein so starker Procentsatz von türkischen, beziehungsweise persischen und arabischen Vocabeln beigemischt, daß nur ein der orientalischen Sprachen kundiger diese Poesien zu verstehen vermag. Ich theile eines der einfacheren Lieder Nesims in freier Uebersetzung mit:

Deinem Eclaven, denn ich bin es,
Schaffe durch den Tod Erlösung,
Wenn Du nicht durch Liebeszeichen
Ihm gewähren willst Genesung.
Stets vergieß ich heiße Thränen
Und verhaßt ist mir das Leben;
Loß zu werden dieses Sehnen,
Müch! ich selbst den Tod mir geben.
Nicht ein einzig freundlich Wörtchen
Bringt mir für mein Leid Genesung;
Darum fleht Dich an Dein Eclave:
Schaff ihm durch den Tod Erlösung.

Kann somit von nationalem Schriftthum auf dem Boden Albaniens

keine Rede sein, so finden wir dafür hier das Volkslied um so reicher entwickelt. Alle die verschiedenen, auf der Balkanhalbinsel neben und unter einander wohnenden Stämme, die Serben, Bulgaren, Albanesen und Griechen, erfreuen sich einer sehr reichen Volkspoesie, in welcher im Gegensatz zu andern Völkern das epische Volkslied ganz besonders cultivirt erscheint. Es ist eine für die Völkerpsychologie ganz besonders interessante Aufgabe, das Gemeinsame, das den Liedern dieser vier Völker eigen ist, heraus zu suchen und darzustellen. Die feinsinnige Fürstin Helena Ghika (Dora d'Istria) hat in der Revue des deux mondes vom 15. Mai 1866 die albanische Nationalität nach den Volksliedern in einem geistvollen Aufsatz zu charakterisiren versucht. Freilich könnte man heute über diesen Gegenstand mehr sagen, denn seitdem die Verfasserin schrieb, ist eine große Anzahl von Volkspoesien aus diesen Gegenden neu bekannt geworden. Ein Theil ist von dem französischen Consul August Dozon in seinem Manuel de la langue chkepe (Paris 1879) veröffentlicht worden; die meisten aber stehen in einer sehr reichhaltigen Sammlung, die ein in Aegypten lebender Toske, Herr Mitkos, im Jahre 1878 in Alexandrien unter dem Titel „Albanische Liene“ herausgegeben hat. Was man früher wohl bezweifelt hat, ist durch dieses Buch festgestellt worden, nämlich daß die Erinnerung an manches Ereigniß der Nationalgeschichte auch bei den Albanesen im Liede lebt. Freilich nur aus neuerer Zeit; vergebens sucht man auch in dieser Sammlung nach dem großen Nationalhelden des Mittelalters, nach Georg Kastrioti Skanderbeg. Nur bei den italienischen Albanesen wird noch heute von ihm gesungen, wie die oben erwähnten „Rhapsodien“ des Herrn von Nada dathun. In Italien ertönt auch heute noch ein tief empfundenes Abschiedslied an das schöne Morea, wie es die Väter sangen, als sie zum ersten Mal an fremder Küste ihre Schiffe gelandet hatten. Dagegen stehen in den Liedern bei Herrn Mitkos die Kriege Ali Paschas im Vordergrund; doch auch neuere Ereignisse, wie die Kriege in Bosnien und mit den Bewohnern der Schwarzen Berge haben der Volkspoesie Stoff geboten. Daß sich, wie Biondelli berichtet, unter den epirotischen Volksliedern ein bis in die Zeiten des Pyrrhus reichendes Kriegslied befinde, erlaube ich mir um so mehr zu bezweifeln als es auch Biondelli unbekannt geblieben ist. Die große Verwandtschaft, die zwischen diesen albanesischen Liedern und den griechischen Klestenliedern auf Epirus besteht, wird Niemandem entgehen. Ich setze als Probe ein altes sehr verbreitetes Lied auf den Tod eines jungen albanesischen Söldners in der Uebersetzung von D. L. B. Wolff her:

Jenseits von Kjabes Brücke
 Fiel ich durch des Feindes Lücke.
 Sagt der Mutter, o Gefährten,
 Die zwei Ochsen zu verwerthen
 Und das Geld dafür zu geben
 Meiner Liebsten, meinem Leben.
 Wenn die Mutter fragend quälet,

Sagt, ich hätte mich vermählt;
Wenn sie fragt, wer meine Lust,
Sprecht: drei Kugeln in die Brust,
Sechs in meine Arm' und Beine;
Fragt sie dann, wer zum Vereine
Sei des Hochzeitsmahls gekommen,
Sagt: die Krähen und die Raben
Kamen als Verwandte, haben
Alles fressend fortgenommen.

Das erotische Volkslied der Albanesen läßt im Ganzen die Einfachheit und Zartheit vermissen, welche das griechische in so hohem Grade auszeichnen. Die Sinnlichkeit ist roher und die Darstellungsweise überladener, mehr dem Geiste des Morgenlandes sich zuneigend. Das hindert nicht, daß mancher feine und geistreiche Gedanke sich darin findet, zumeist in den vierzeiligen Improvisationen, die mit einem türkisch-arabischen Worte *Beit's* genannt werden. Sie repräsentiren hier wie überhaupt die älteste Form des volksthümlichen Liebesliedes und lassen sich den italienischen Vierzeilen und den griechischen Liebesdistichen vergleichen, die nur scheinbar zweizeilig sind, da ja jeder der die ganze griechische Volkspoesie beherrschenden „politischen“ Verse in zwei Hälften von selbst zerfällt. Des eigenthümlichen Umstandes, daß ein großer Theil der albanesischen Erotik einem geliebten Jüngling gilt, geschah schon Erwähnung. Hier einige Beispiele in prosaischer Uebersetzung. Auf der Straße bleibt der Liebende stehen und sendet zärtliches Mienenspiel nach dem Fenster des Geliebten:

Ich blieb wie ein Stein auf der Straße stehen — und jeder stößt an mich mit dem Fuße; — die Rose steht in ihrem Topfe — und wir wechseln zärtliche Blicke. Die Schönheit des Geliebten scheint im Winter den Frühling vorzuspiegeln: Hyacinthen und Narzissen — hab' ich niemals im Winter gesehen; — verrathe mir, wo du sie gepflückt hast —, denn sie haben uns den Frühling gebracht.

Der Liebende fleht den Geliebten um ein einziges freundliches Wort an:

Geliebter, ich will Dir ein Wort sagen — aber magst Du es erhören! — Du kennst, o Geliebter, meine Leidenschaft — sprich und rede ein Wort mit mir.

Aber dieser ist grausamer als die rauen Berge:

Diese schneebedeckten Berge — wie weinen sie über meinen Kummer! — Was hast Du, o Geliebter, daß Dein Mund stumm bleibt? — Mögest Du von Gott bestraft werden!

Und doch ist er der einzige Gedanke des Anbeters, den in die Moschee und bis in den tiefsten Traum sein Bild verfolgt:

Als ich in die Moschee gekommen war, — warf ich meine Augen nach allen Seiten; — wie sehr ist mein Verstand schon zerstört! — Die Thränen flossen mir von den Wangen.

Selbst während des Schlafes, den ich schlafe — verzehrt mich fortwährend die Liebe zu Dir; — bis sie mich mit Erde zudeckt; werde ich mich von Dir, o Gebieter, nicht scheiden.

Ich will nichts von albanesischen Sprichwörtern und Räthselfragen sagen und nur noch eine Seite der Volksliteratur kurz berühren, das Märchen. Herr von Hahn hat in seinen „griechischen und albanesischen Märchen“ (Leipzig 1864) neun albanische Märchen in Uebersetzung mitgetheilt: vier-

undzwanzig stehen im Urtext in dem Buche des Herrn Dozon, der eine französische Uebersetzung derselben vorbereitet,*) und ein weiteres Duzend in der „Albanischen Wiene“ des Herrn Mitkos. Wir begegnen den bekannten Märchenstoffen, die sich seit den Forschungen der Brüder Grimm als bei allen europäischen Völkern verbreitet herausgestellt haben, auch hier wieder dem Schneewittchen (in zwei Versionen, Fahn Nr. 103, Dozon Nr. 1) dem in ein Lämmchen (hier Ziege) verwandelten Brüderchen (Mitkos 1), den Brüdern mit den wunderbaren Gaben (Dozon 4, Mitkos 10), dem Fortunatusmärchen (Mitkos 9) u. s. w. Ich will zum Beweise, daß auch die Darstellungsweise dieser Märchen häufig eine ganz geschickte ist, das Schneewittchenmärchen in der Fassung bei Dozon übersetzen; der Leser mag es mit den sicilianiſchen Märchen in der Sammlung von Laura Gonzenbach Nr. 2 bis 4 und den von Reinhold Köhler in der Anmerkung dazu angeführten anderer Völker vergleichen, zu denen jetzt noch das griechische Rodia-Märchen gekommen ist, das in der „Deutschen Rundschau“ vom Juli 1881 und bei Legrand Contes populaires grecs Seite 133 ff. überſetzt iſt, während in dem Märchen bei Bernhard Schmidt, Griechiſche Märchen, Sagen und Volkslieder Nr. 17 unser Märchen mit dem von dem Mädchen mit den abgeſchnittenen Händen combinirt erſcheint.

„Es waren einmal drei Schwestern; die jüngste von ihnen, welche Fatime hieß, war schöner als die beiden andern. Eines Tages erhoben sie sich und fragten die Sonne: ‚Sonne, liebe Sonne, welche von uns ist am schönsten?‘ ‚Fatime.‘ Da überlegten die beiden andern, was sie ihr anthun könnten, und sprachen untereinander: ‚Morgen wollen wir uns stellen, als ob wir nach Holz gingen, und wir wollen uns früher aufmachen als Fatime und zu ihr sagen: wo wir die Kürbiſſlaſche aufhängen, da kannſt Du uns finden.‘ Das beſchloſſen ſie, und am folgenden Tage ſprachen ſie zu Fatime: ‚Kehre das Haus, wir wollen Holz ſchneiden und Du findeſt uns dort, wo wir die Kürbiſſlaſche aufhängen.‘ Die Schwestern gingen fort, und als Fatime das Haus gekehrt hatte, ging ſie dorthin, wo die Kürbiſſlaſche hing. Sie ſuchte hier, ſie ſuchte da, aber ſie konnte die Schwestern nicht finden, denn dieſe waren auf einem andern Wege nach Hauſe zurückgekehrt. Da ging ſie nach allen Seiten durch den Wald um einen Weg zu finden, aber ſie fand keinen. Unterdeſſen wurde es Nacht, und ſie ſtieg auf den Gipfel eines Baumes. Da ſah ſie von weitem ein ſchwaches Licht, ging ihm nach und trat unter vielen Gebeten in ein Haus.

Dies Haus aber war die Wohnung von vierzig Räubern, welche in der Nacht auf Raub ausgingen und bei Tage in dieſes Haus einkehrten. Nach ihrer Gewohnheit kamen ſie auch an dieſem Tage in das Haus, ſchlugen mit einem Gewehr an die Thür, ſo daß ſie aufging, und traten herein. Als ſie bei Tiſch ſaßen, merkten ſie, daß die Speiſen nicht von der Hand ihres Dieners zubereitet waren. Dieſer nämlich hatte Fatime beauftragt,

*) Sie iſt im vorigen Jahr in Paris bei Leroux erſchienen.

die Speisen zu bereiten, da er sich rasch in sie verliebt hatte. Sie sprachen zu dem Diener: „Hast Du Jemand im Hause?“ Er wollte anfangs nichts gestehen, endlich aber sagte er ihnen die Wahrheit. Hierauf wollte ein Jeder sie zur Frau nehmen, um aber keinen Streit anzufangen, gaben sie sie dem Diener. Und seit der Zeit ging auch der Diener mit ihnen aus, und die vierzig Räuber liebten Fatime wie ihre Schwester und brachten ihr tausend schöne Dinge mit nach Haus.

Ihre Schwestern aber erfuhren, daß Fatime lebe und sich verheirathet habe. Darüber ärgerten sie sich sehr und beschloßen sie auf irgend eine Weise zu tödten. Eines Tages schickten sie ihr durch eine Dienerin ein goldenes Halsband, das sie vergiftet hatten, damit sie stürbe, wenn sie es umgelegt. Die Dienerin ging hin, bot ihr, wie es ihr die Schwestern befohlen hatten, Gruß und Heil und gab ihr das Halsband; und sowie jene es umgelegt hatte, starb sie. Die Räuber kamen und schossen ihre Gewehre ab, damit sie, wie gewöhnlich, die Thür öffne; endlich aber, als keine Antwort kam, schlugen sie sie mit Gewalt ein und traten ein. Da sahen sie Fatime ausgestreckt in der Mitte des Zimmers liegen. Sie schüttelten sie von allen Seiten, zuletzt nahmen sie ihr das Halsband ab und sogleich wurde sie wieder lebendig. Hierauf erzählte sie ihnen, wie sie gestorben war, und wie sie das hörten, geboten sie ihr, sie sollte ein anderes Mal nichts von ihren Schwestern annehmen.

Als die Schwestern am folgenden Tage hörten, sie sei nicht todt, schickten sie ihr durch dieselbe Dienerin ein Sieb voll Goldstücke. Fatime ließ sich bethören, und als sie die Goldstücke in ihr Kleid ausgeschüttet hatte, starb sie wieder. Die Räuber kehrten sammt ihrem Mann vom Rauben heim, und da sie sie wieder todt fanden, durchsuchten sie sie wieder von allen Seiten und fanden die Goldstücke, die sie in ihren Busen geschüttet hatte. Da schärfsten sie ihr noch eindringlicher ein, sie sollte nichts annehmen, was ihr die Schwestern schickten; aber sie ließ sich wieder bethören, denn am dritten Tage schickten ihr die Schwestern, die gehört hatten, sie sei wieder nicht todt, einen Ring, Fatime nahm ihn und starb wiederum, als sie ihn an den Finger gesteckt hatte. Die Räuber kamen vom Raube zurück und fanden sie wieder todt; sie suchten hier und da, aber es kam ihnen nicht in den Sinn, an der Hand zu suchen, und so fingen sie an um sie zu weinen.

Hierauf legten sie sie in einen Sarg, deckten ihn zu und setzten ihn auf einen Baum, an dessen Fuße eine Quelle war. Eines Tages kam ein Stallknecht des Königs zu dieser Quelle um seinem Pferde Wasser zu geben; als aber das Pferd sich der Quelle näherte, floh es und vermochte nicht zu trinken, denn im Wasser erschien das Abbild des Sarges. Der Stallknecht kehrte zum Könige zurück und erzählte ihm den Vorfall; da ging der König selbst hin, und wie das Pferd floh, sah er nach dem Wasser und erblickte das Abbild des Sarges. Er befahl denselben herunter zu nehmen, und da er eine so schöne Frau darin sah, nahm er ihn an sich und verschloß ihn in eins seiner Gemächer. Als nun Fatime längere Zeit todt lag, begann sie

mager zu werden, und da fiel ihr der Ring vom Finger und sie wurde lebendig und der König nahm sie zur Frau. Sie wurde alt und lebte glücklich.“

Es wäre voreilig aus der Gemeinsamkeit der Märchenstoffe auf eine Verwandtschaft der Albanesen mit den andern indogermanischen Völkern, die in Europa wohnen, zu schließen. Denn diese Märchen sind durch nachbarlichen Verkehr allenthalben hingewandert und finden sich bei gänzlich unverwandten Stämmen wieder. Wir haben indessen ein anderes, zuverlässigeres Mittel, um die Zugehörigkeit der Albanesen zu der großen Völkerfamilie, der auch wir entstammt sind, darzuthun, nämlich die Sprache. So lange das, was man Anthropologie nennt, nicht ein wissenschaftlicheres Ansehen gewonnen hat, wird die Sprachwissenschaft in Fragen nach der Abstammung der Völker immer noch die gewichtigste Stimme beanspruchen dürfen. Nur wo sicher beglaubigte historische Thatfachen zur Verfügung stehen, wird sie ihr Votum modificiren müssen. So sind die Bulgaren, die heut eine durchaus südslavische Sprache reden, nachweislich ein türkisch-tatarischer Stamm, der seine slavische Redeweise erst in seiner jetzigen Heimath angenommen hat. Für die Albanesen liegt nichts vor, was eine derartige Annahme rechtfertigen könnte. Sie sind, wenn nicht Alles trügt, uralte Bewohner des Landes, in dem sie heute wohnen, und wenn der Name Autochthonen in der Ethnologie überhaupt Sinn hätte, so haben sie ein Anrecht darauf. Die Illyrer und Epiroten des Alterthums sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Vorfahren der Schkipetaren gewesen; Pyrrhus von Epirus zeigt bereits den Typus eines verwegenen und begabten albanesischen Földnerführers, und wenn wir der Ueberlieferung trauen können, so ist auch in den Adern des großen Alexander von Macedonien von mütterlicher Seite her schkipetarisches Blut geflossen. Allem Anschein nach hat dieses illyrische Volk vor der Einwanderung der Griechen ein bedeutend ausgebreiteteres Gebiet bewohnt als später. Trotzdem wird man gut thun, mit ethnologischen Schlüssen auf Grund der wissenschaftlich noch wenig durchforschten albanesischen Sprache vorsichtig zu sein, und vor Allem ist es nicht räthlich, die Frage nach dem Wesen der berücktigten Belasger damit zu vermengen.

In den Jahren 1496—1499 zog ein biederer deutscher Rittersmann, Herr Arnold von Harff, von Köln aus nach dem Osten. Er hat seine Pilgerfahrt durch Italien, Syrien, Aegypten u. s. w. in treuherziger Weise selbst erzählt; sie ist im Jahre 1860 von E. von Groote in Köln neu herausgegeben worden. Bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Durazzo hat er ein paar Duzend albanesische Vocabeln und Redensarten gesammelt. Sie sind das Aelteste, was von albanischer Sprache auf uns gekommen ist. Heute haben diese unbehilflichen Aufzeichnungen den Werth, daß sie beweisen, wie die Sprache der Schkipetaren sich in diesen vierhundert Jahren so gut wie gar nicht verändert hat. Es wäre sehr übereilt, daraus schließen zu wollen, daß wir in ihr überhaupt eine sehr alterthümliche Sprache vor uns

haben. Im Gegentheil. Wenn auch die türkische Herrschaft ziemlich spurlos an der Sprache vorübergegangen ist und nur eine große Anzahl türkischer Lehnworte derselben zugeführt hat, die besonders im gegischen Dialekt reichlich vorhanden sind, und deren Eliminirung gegenwärtig mehrfach von Puristen angestrebt wird, so hat dagegen die Zeit der römischen Herrschaft einen um so intensiveren Einfluß auf das Albanesische geübt. Es ist nicht zweifelhaft, daß die albanische Sprache um ein Haar der Romanisirung gänzlich erlegen wäre, nicht anders wie das Keltische in Frankreich. Nur mit schwerer Schädigung seines Laut-, Wort- und Formenbestandes ist es aus dieser Periode hervorgegangen. Nicht nur, daß eine große Menge lateinischer Lehnwörter alte albanesische Bezeichnungen für immer verdrängt hat, selbst für Begriffe, wo sonst fremder Einfluß gewöhnlich machtlos ist. Auch romanische Lautneigungen haben zahlreich den alten Formvorrath alterirt und selbst die Beugung der Wörter ist nicht ganz unberührt geblieben von römischer Gewohnheit.

Dieser Umstand macht die Beschäftigung mit der albanesischen Sprache zu einer ebenso schwierigen als dankbaren Aufgabe. Vorläufig läßt sich zweierlei constatiren. Das Eine ist, daß das Albanesische unzweifelhaft dem indogermanischen Sprachstamme zugehört. Das hat schon Franz Bopp in einer bekannten Abhandlung nachgewiesen, deren Hauptresultat unzweifelhaft ist, wenn auch das Einzelne in dieser Arbeit des berühmten Begründers der vergleichenden Linguistik wenig gelungen erscheint. Das Zweite ist weniger allgemein zugegeben: das Albanesische repräsentirt einen durchaus selbstständigen Zweig innerhalb der arischen Völkerrfamilie. Man hat es schon früh in ein dialektisches Verhältniß zum Griechischen setzen wollen, und besonders hat sich ein fleißiger italienischer Gelehrter albanesischer Abstammung, der jüngst verstorbene Don Demetrio Camarda in Livorno, in diesem Sinn bemüht. Ich darf aussprechen, daß weder er noch Andere diesen Beweis erbracht haben; und ich glaube, Albanesen und Griechen dürfen sich freundschaftlich die Hände reichen, ohne daß ihre Sprachen näher unter einander verwandt sind als mit den anderen Sprachen von indogermanischem Typus. Was sich von speciellen Uebereinstimmungen zwischen Albanesisch und Griechisch etwa findet, das erklärt sich nach dem allgemeinen Satze, den zuerst Schuchardt ausgesprochen hat, daß Sprachen benachbarter oder einst benachbart gewesener Völker stets gewisse nähere Verührungen zeigen, ja in den Grenzgebieten häufig allmählich in einander übergehen. Das Albanesische oder Myrische, einst in der Mitte gelegen zwischen Griechisch und Slavisch-Litauisch, zeigt noch weit auffallendere Uebereinstimmungen mit dieser letzten Sprachengruppe, ohne daß es Jemand darum zu einer slavischen Sprache stempeln dürfte.

Ich kann nicht aufhören von der albanischen Sprache zu reden, ohne den Einfluß zu erwähnen, den sie selbst auf benachbarte Sprachen gehabt hat. Das Bulgarische und das Rumänische, jenes eine slavische, dieses eine romanische Sprache, zeigen eine Reihe auffallender Uebereinstimmungen, die,

wenn nicht Alles trägt, vom Albanesischen ausgegangen sind. Ich will eine hervorheben. Während der Franzose für „der Mann“ l'homme sagt, der Italiener l'uomo, beides aus dem lateinischen ille homo entstanden, heißt es im Rumänischen omul, das ist homo ille. Diese Nachsetzung des Artikels, auf romanischem Sprachgebiete sonst unerhört, findet sich auch im Bulgarischen, das damit wiederum unter den slavischen Sprachen eine Sonderstellung einnimmt. Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß diese Eigenthümlichkeit, die der albanesischen Declination ein so besonderes Gepräge giebt, von hier aus in jene beiden anderen Sprachen übergegangen sei.

So hat die Sprache der Schkipetaren in ihrem Verhältniß sowohl zu altindogermanischen wie zu modernen Sprachen des Merkwürdigen genug, um sie zu einem interessanten Problem für die Wissenschaft zu machen, wie das Volk selbst wahrscheinlich in der nächsten Zukunft ein interessantes Problem für die Politik sein wird. Ich will demselben gern wünschen, daß die Ansätze zur Pflege nationaler Sprache und nationaler Cultur, wie sie patriotische Männer gegenwärtig machen, einen gedeihlichen Fortgang nehmen mögen. Davon hängt Alles ab — und der Weg ist noch ein sehr weiter und beschwerlicher. Die lächerliche Phrase von der ungeschwächten Jugendlichkeit, welche die Partei des Herren Askafow so gern in Bezug auf die Slaven im Munde führt, werde ich mich hüten auf die Albanesen anzuwenden, denn sie sind ebenfalls ein altes, wahrscheinlich sehr altes Volk. Aber wer einmal albanesische Krieger mit dem edelgeschnittenen Antlitz und der siegesbewußten Haltung gesehen hat, der giebt sich nur ungern dem Glauben hin, daß diese Leute in alle Zukunft nichts anderes thun sollten, als in unnützen Blutrachefehden ihr Pulver und ihre Kraft zu vergeuden oder als Söldner für fremde Gebieter Schlachten zu schlagen.





Erinnerungen an Gottfried Kinkel.

Von

Friedrich Althaus.

— London. —

I.

Die Nachricht von dem Tode Gottfried Kinkels hat wohl in mancher Seele alte Erinnerungen wieder erweckt, die unter der Hülle der großen Ereignisse der letzten Jahrzehnte mehr oder weniger vergessen geschlummert hatten. Keinen ernstern Mahnruf an die Vergangenheit eines Menschen giebt es als seinen Tod, und Kinkels Leben hatte einst mit zu weiten Kreisen der zeitgenössischen Geschichte in Zusammenhang gestanden, seine Persönlichkeit hatte auf die Phantasie der Zeitgenossen einen zu tiefen Eindruck hervorgebracht, als daß dieser endliche Abschluß seiner Laufbahn auch in unserer raschlebigen Epoche ohne eine Theilnahme hätte vorübergehen können, die zu der Bedeutung des Dahingeshiedenen in einer Art von angemessenem Verhältniß stand. Die Schlußperiode seines Lebens, nach seiner Rückkehr aus der Verbannung, entsprach schwerlich ganz seinen früheren Hoffnungen; denn im Grunde hatte er ja das Exil in England nur mit einem neuen Exil in der Schweiz vertauscht, und so wohl er sich am Fuße der Alpen, unter dem Bürgerrecht der Republik fühlte, so war er im Grunde doch wohl nie ganz mit dem Schicksal ausgesöhnt, in dem neuen Deutschland nicht als Bürger zu leben, sondern nur gelegentlich als gern gesehener Gast zu erscheinen. Ich kann nicht mit Bestimmtheit über diesen Punkt sprechen; aber aus mehrfachen Andeutungen und aus meiner Kenntniß seines Charakters schließe ich, daß Kinkel den Mangel an öffentlicher, oder richtiger gesagt, an officieller Anerkennung in dem neuen Deutschland tief empfand, wem schon er nie oder selten davon rebete. Dennoch war er im innersten Kern seines Wesens eine zu rüstig thätige und zugleich eine zu edel und harmonisch angelegte Natur, um sich durch eine Vernachlässigung verbittern zu lassen, von der er sich gestehen durfte, daß er sie nicht ver-

diene. Mit ungebrochener Manneskraft war er aus der Verbannung zurückgelehrt, mit den reichen Gaben seines Geistes und Charakters schuf er sich, trotz schwerer Enttäuschungen, in der schweizerischen Republik einen neuen sympathischen Wirkungskreis und in der Mitte seines Wirkens, auf der Höhe des Lebens, ereilte den noch ungebeugten, rastlos thätigen Mann ein schneller Tod. Johannes Scherr hatte ganz recht, wenn er in seiner Gedächtnisrede in der Frauenkirche in Zürich, im Kreise derer, die bis zuletzt Zeugen seines Lebens gewesen waren, und die sich nun versammelt hatten zu seiner Todtenfeier, Kinkel wegen dieses Todes glücklich pries und die Worte Goethes über Winkelmann auf ihn anwandte: daß er ohne eine Abnahme der Geisteskräfte, ohne die Gebrechen des Alters erfahren zu haben, von dem Gipfel des Daseins zu den Seligen emporgestiegen und im Andenken der Nachwelt den Vortheil genießen werde, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Seit ich Kinkel zuerst kennen lernte, seit ich ihn zuletzt sah, sind viele Jahre verflossen. Aber als ein Kräftiger und Tüchtiger erscheint er auch jetzt in meiner Erinnerung. Ich sehe wie in alter Zeit den männlich geistvollen Kopf vor mir, dessen Schönheit nur noch charaktervoller hervortrat durch das im Kerker früh ergraute Haar, die hohe stattliche Gestalt, die sich um eines Hauptes Länge über jede gewöhnliche Umgebung erhob und mit so mächtigen Schritten dahin wanderte; ich höre den vollen Glodenklang seiner Stimme, mit dem reich modulirten Redefluß, dem tiefen ernstesten Wort, dem hellen, fröhlichen Lachen; und indem ich an die Ereignisse und den Inhalt seines Lebens zurückdenke, kann ich nicht umhin zu glauben, daß er auch im Andenken der Nachwelt hoch über viele Mitlebende hervorragten und als „ein Tüchtiger und Kräftiger“ fortleben wird. Er war nicht ohne seine Fehler — wer ist dies? — und wie andere öffentliche Männer hat er die Schärfe öffentlicher und privater Kritik, den Haß der Parteien, den Wankelmuth der Volksgunst in reichem Maße erfahren. Aehnlich ist es der großen geschichtlichen Bewegung ergangen, in deren Verlauf er in einem entscheidenden Moment handelnd auftrat. Noch immer scheint es in Deutschland Mode, auf diese Bewegung mit einer Art von bedauerlichem Achselzucken herabzublicken, als wäre sie weiter nichts gewesen als eine sinnlose Verirrung. Das wird schwerlich das Endurtheil der Geschichte bleiben. Denn die Revolutionsjahre 1848 und 49 hatten nicht blos ihre nothwendige Begründung in drei Jahrzehnten der Reaction nach 1815, sie waren auch eine nothwendige Vorbedingung der Siege von 1866 und 1870. Neben vieler Unreife, Selbstsucht und Gemeinheit förderte der Sturm dieser arg geschmähten Jahre auch viel Edelsinn, Charakterstärke und Opfermuth zu Tage und unter den Episoden, in welchen diese Elemente vorwiegen, wird die Geschichte Kinkels, des Gelehrten, des Dichters, des Politikers, sein Kampf in der politischen Arena und im Felde, seine Gefangenschaft, seine Befreiung und sein Exil, wohl immer einer hervorragenden Beachtung sicher sein. Wenn er kein Gelehrter, kein Dichter und kein Politiker ersten Ranges war, so

vereinigte er doch ohne Frage jene drei Charaktere zu einer Gesamterscheinung, die neben andern ähnlichen Gestalten der deutschen Geschichte in selbständiger Eigenthümlichkeit dasteht. Unter den Dichtern und Kämpfern der Freiheitskriege und der diesen folgenden Reactionszeit erinnert an ihn vielleicht am meisten Arndt, von den Dichtern der revolutionären Epoche wird wohl Freiligrath immer mit ihm zusammen genannt werden. Aber die bloße Erwähnung dieser Namen genügt, die außerordentliche Verschiedenheit ihrer Träger anzudeuten. Auch will ich keine Vergleiche anstellen. Nur an die allgemeine Stellung Kinkels in der neueren deutschen Geschichte sollte in einigen großen Zügen erinnert werden, ehe ich mich den persönlichen Erinnerungen an ihn zuwende.

I.

Vor der Revolution.

Ich sah Kinkel zuerst im Herbst 1847, als ich in Bonn die Universität bezog. Er war damals, nachdem er die theologische Facultät verlassen, seit zwei Jahren Professor der Kunst- und Literaturgeschichte und hatte sich durch seine glänzenden Vorträge, besonders über Kunstgeschichte, ein Fach, das, vor seiner Anstellung, in Bonn nicht vertreten war, einen großen Zuhörerkreis und einen gefeierten Namen erworben. Auch als Dichter war er schon bekannt. Dennoch würde ich mein erstes Semester wohl kaum mit einem Colleg über Kunstgeschichte begonnen haben, hätte ich nicht schon früher viel von Kinkel gehört. Mein Bruder Theodor war zu Anfang der vierziger Jahre in der Kirchengeschichte und Exegese Kinkels Schüler gewesen und wie manche seiner Schüler, angezogen durch den Geist und die geniale Lebenswürdigkeit des jungen Docenten, in nähere persönliche Beziehungen zu ihm getreten. Nach Studentenweise erzählte mein Bruder, wenn er in den Ferien nach Hause kam, viel von der Universität und, da er während seines Aufenthaltes in Bonn keiner Verbindung angehörte, besonders viel von den Professoren. Bei seinem Talent für Charakterdarstellungen, machten diese Bilder aus einer Welt, in die ich selbst nach nicht zu langer Zeit einzutreten hoffte, mir einen bedeutenden Eindruck. Noch jetzt schweben gewisse porträtähnliche Züge der Theologen Nitzsch, Saak und Blenk mir mit so frischen Farben vor der Seele, daß ich sie malen könnte; aber mit der wärmsten Neigung wurden die Erscheinung, das Auftreten, die Redeweise, die Lebensverhältnisse und die Aussichten Kinkels besprochen, der aus den Schilderungen meines Bruders eben so sehr als das Ideal eines akademischen Lehrers, wie einer jugendlich-männlich schönen Persönlichkeit hervorleuchtete. Spätere Correspondenzen und Besuche in Bonn hielten die so angeknüpften Beziehungen wach. Wir erfuhren zu Hause von allen wichtigen Begebenheiten in Kinkels Leben: von seinen Beziehungen zu Johanna Matthieur, von seiner Verheirathung, von den Kämpfen und Verleumdungen, welche diese Ehe ihm Seitens der bigotten Theologen und der respectablen Bonner Ge-

seilschaft zuzog, von seinem Austritt aus der theologischen Facultät, von seinen Erfolgen als Kunsthistoriker und auch von der politischen Wendung, welche seine Gedanken seit dem Jahre 1846 zu nehmen anfangen. Mein Bruder machte inzwischen eine ähnliche Entwicklung, von der Theologie zur Politik, durch. Auch ihn trieben später die Revolutionsstürme von 1848 in die active Theilnehmung an dem politischen Leben, und es war ihm vorbehalten, während Kinkel im Zuchthause in Naugard schmachtete, selbst als Gefangener im Staatsgefängniß zu Hildesheim dem Freunde ein Denkmal zu setzen, das beiden Männern zu gleicher Ehre gereicht. Noch in diesen Tagen las ich von Neuem die Charakteristik Kinkels in dem 1850 erschienenen Buche meines Bruders „Aus dem Gefängniß“, und vortrefflicher wurde meiner Ansicht nach weder vorher noch nachher Kinkels Entwicklungsgang und innerstes Sein und Wesen dargestellt als in diesem Charakterbilde. Um die Zeit, als ich nach Bonn kam, träumte man aber kaum von der Nähe so ernstlicher Ereignisse. Ein Hauch von Hoffnung zog durch die Welt und in hoffnungsvoller Stimmung begab auch ich mich, bald nach meiner Ankunft in Bonn, mit einem Empfehlungsschreiben meines Bruders auf die Wanderung zu Kinkel, auf dessen persönliche Erscheinung ich nach allem Vorangegangenen ebenso gespannt war wie auf seine Vorlesungen.

Er wohnte damals am Stiftsplatz. Ich fand ihn zu Hause, und wurde sehr freundlich empfangen. Die Einzelheiten unseres Gesprächs habe ich vergessen, doch erinnere ich noch, daß ich aus gewissen Aeußerungen schloß, er müsse mit seiner theologischen Vergangenheit vollständig gebrochen haben. Außerdem fiel mir besonders das leicht bewegliche Ueberspringen von einem Gegenstand zum andern, von ganz persönlichen Fragen zur Kunst, von der Kunst zur Geschichte, von der Geschichte zur Politik, auf — ein freier Conversationsston, der mir in dieser Form neu war und, getragen von der schönen stattlichen Erscheinung und dem klangvollen Organ des Redners, einen bedeutenden Eindruck machte. Wilhelm Meister kam mir dabei in den Sinn. Und dies Wilhelm Meister'sche Kunst- und Culturelement bildete in der That einen der Grundzüge in Kinkels Natur, der mir auch bei späterem Verkehr immer wieder wahrnehmbar wurde. Zugleich erlebte ich, ohne es zu wissen, einen Beweis jener tief gewurzelten Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe, die ein anderes Grundelement seines Wesens war. Ich erwähnte gegen ihn, daß ich beabsichtige, bei Welter das Colleg über griechische Mythologie zu hören. Hierauf erwiderte er mit einem wahrhaft begeisterten Lobe dieser Vorlesungen, als in der ersten Reihe des Besten, was die Universität Bonn zu bieten habe. Ich schätzte mich im Stillen glücklich über so viel verheißende Aussichten und erfuhr erst später, daß Welter zu Kinkels abgesagten Gegnern zählte, wie denn überhaupt auch um jene Zeit seinen Erfolgen der dunkle Hintergrund des Neides, der Eifersucht, der hämisch absprechenden Kritik keineswegs mangelte. Kinkel war mit diesem feindlichen Gerede, das nicht bloß unter seinen Collegen, sondern auch in

gewissen studentischen Kreisen umging, vollkommen vertraut und äußerte sich darüber gelegentlich nicht ohne Bitterkeit; doch das vorherrschende Gefühl bei ihm war immer das Bedürfniß der neidlosen Anerkennung des Vortrefflichen, auch bei gehässigen, ungerechten Gegnern. In Bezug auf Welters Mythologie hatte er vollkommen Recht; Mancher aber würde in seinem Falle ganz anders geredet oder geschwiegen haben, wenn der Gegenstand zur Sprache gekommen wäre.

Einige Tage nach dieser ersten Zusammenkunft nahmen Kinkels Vorlesungen über Kunstgeschichte ihren Anfang. Ich war begeistert von diesen glänzenden Vorträgen, die mir Alles verwirklichten, was ich von akademischer Lehre und Beredsamkeit geträumt hatte, und einen gleich hinreißenden Eindruck empfing ich während meiner nachfolgenden Studienjahre nicht wieder, so manche ausgezeichnete Männer ich in Bonn, in Leipzig und in Berlin auf dem Katheder hörte. Karl Rosenkranz und Runo Fischer waren, so viel ich nach den Erzählungen von Freunden urtheilen kann, wohl die einzigen Zeitgenossen, die in dieser Hinsicht Gleiches oder Aehnliches leisteten. Kinkel sprach nicht vollständig frei, wenigstens hatte er ein Heft auf dem Katheder, in das er gelegentlich hinein sah; aber sein Vortrag brachte ganz den Eindruck freier Rede hervor und floß dahin mit einem schönen Strom und Schwung, dessen Nachwirkung die Kathedereigenthümlichkeiten mancher seiner Collegen in Bonn um so auffallender empfinden ließ. Je seltener eine solche Rednergabe auf dem Katheder ist, um so mehr wurde sie ihm beneidet. Es sei, so wurde versichert, wenig mehr als Ton und Klang in seinen Vorlesungen, er verstehe im Grunde nichts von Kunst, diese Behauptung sei falsch, jene Annahme unerwiesen, u. s. w. Eine derartige Kritik begegnete mir unter anderm in einem Studentenkreise, mit dem ich seit dem ersten Beginn meines Aufenthaltes in Bonn viel verkehrte: in der Burschenschaft Frankonia. Ich vertheidigte Kinkel nach Kräften gegen seine Angreifer, hatte jedoch Anfangs einen harten Stand, bis ein Frankone auf meine Seite trat, der ohne Frage von allen Verbindungsmitgliedern der bedeutendste war. Ich hatte ihn schon früher bemerkt. Gleich beim ersten Sehen war er mir aufgefallen durch die charakteristische Physiognomie des von langen braunen Locken umwallten Kopfes, durch seine schlanke, anmuthige Gestalt, durch die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen und durch die überlegene Ruhe, wie durch den heiter treffenden Geist und Witz seiner Unterhaltung. Es war Karl Schurz. Ich vergesse, ob er schon früher in Kinkels Colleg gewesen war, oder durch meine Erzählung zu einem Besuch veranlaßt wurde. Sicher ist, daß wir uns eines Abends in Kinkels Auditorium trafen und beim Hinausgehen in der Begeisterung über das Gehörte begegneten. Unser Gespräch führte zu einem langen Spaziergang, der damit endete, daß ich Schurz in seine Wohnung, er mich in meine Wohnung begleitete und daß wir gemeinsame geschichtliche Studien verabredeten. Schurz war nur wenige Monate älter als ich und hatte nur ein Semester vor mir voraus. Wir studirten beide

Geschichte und Philologie und entdeckten in allen unsern Grundansichten und Neigungen eine gegenseitige Uebereinstimmung. Auch wurde jener Plan gemeinsamer Studien während des größten Theils des Wintersemesters 1847—48 ausgeführt. Abwechselnd fanden in seinem und in meinem Hause an bestimmten Abenden Zusammentünfte statt. Gelegentlich wurden auch eigne Arbeiten, ja selbstverfaßte Gedichte vorgelesen und ich erinnere mich noch eines Abends, als Schurz mich durch mehrere Scenen eines Dramas „Ulrich von Hutten“ überraschte, die ein ganz Shakespeare'sches Gepräge trugen. So viel ich weiß, wurde dies Drama nie beendet. Dem jungen Dichter war ein dramatisches Leben beschieden. Er hatte selbst Etwas von dem Hutten'schen Geiste in sich, der Hutten'sche Wahlspruch: „Ich hab's gewagt!“ wurde der Wahlspruch seines eigenen Lebens und setzte, früher als wir es ahnten, seinen friedlichen Studien in Bonn ein Ziel. Mit Kinkel war er damals noch nicht persönlich bekannt. Aber wenn von nun an in studentischen Kreisen die Rede auf Kinkels Vorlesungen kam, standen Schurz und ich gewöhnlich als Widersacher seiner Widersacher zusammen.

Ich besuchte noch ein anderes, ebenfalls sehr anziehendes Colleg bei Kinkel: die Redebübungen. An diesem nahm Schurz nicht Theil. Das Colleg war äußerst charakteristisch, ja, nach meiner akademischen Erfahrung, einzig in seiner Art. Es war ein Versuch, die Studenten mit dem Professor und untereinander in nähere persönliche Beziehung zu bringen, sie zuerst an freie Discussion gegebener Themata, dann an freie Vorträge zu gewöhnen, kurz die Uebung der Rede zu fördern, unter dem Vorß eines Mannes, der die Redekunst studirt hatte und verstand, und vor einer Zuhörerschaft, die, wennschon weniger erfahren, darum doch nicht minder kritisch war. Einmal stellte Kinkel selbst ein Thema, entwickelte in einigen großen Zügen die Disposition und leitete damit eine Debatte ein, an der die Zuhörerschaft sich in freier Weise theilnahmte und die zuletzt von ihm mit einem zusammenfassenden Ueberblick beschlossen wurde. Ein anderes Mal wurden einem oder mehreren Studenten bestimmte Gegenstände zu rednerischer Bearbeitung aufgegeben. Jeder las dann seine Arbeit vor und ein kritisches Nachspiel über Vortrag und Behandlung des Themas folgte. Die letzte Stufe der Uebungen bestand in der improvisirten Rede. Außerdem wurden Gedichte frei recitirt und ein Drama mit vertheilten Rollen gelesen. An einem Abend las Kinkel die Schiller'sche Uebersetzung des zweiten Buchs der Aeneide mit großem Effect vor. Ich kann nicht sagen, daß ich sein Lesen ebenso sehr bewunderte wie seinen freien Vortrag; wie mir schien, kam jenes diesem an charakteristischer Mannigfaltigkeit der Modulation nicht gleich. Dennoch war die Wirkung an den leidenschaftlich bewegten Stellen bedeutend und Alles in Allem fügte der frische, anregende Ton dieser Versammlungen dem akademischen Leben einen eigenthümlichen Reiz hinzu.

Wenn Kinkel in den „Redebübungen“ über den herrschenden Universitätsgebrauch hinaus ging, indem er eine Verbindung der Wissenschaft mit dem

Leben versuchte, so schritt er in dieser Richtung noch weiter durch seine Theilnahme an dem öffentlichen bürgerlichen Gesellschaftsverkehr Bonn's, der während jener vorrevolutionären Tage seinen charakteristischsten Ausdruck fand in den Carnevalsbelustigungen. Zur Leitung dieser musikalisch-rednerischen Reunionen heiterer Ausgelassenheit, die um Neujahr anfangen und in einem großen öffentlichen Local ihren Mittelpunkt hatten, wurde ein Bürger-Comité ernannt und Kinkel hielt es nicht unter seiner Würde, sich in eine Behörde wählen zu lassen, auf welche die officiële akademische Welt mit mehr oder weniger vornehmer Geringschätzung herabblückte. Er that das eben sowohl aus der natürlichen Neigung eines zu harmloser Gemüthlichkeit gestimmten Geistes, wie aus dem tiefwurzelnden Gefühl seiner Zusammengehörigkeit mit dem Volksleben der Heimath. Neben diesen echt rheinischen Elementen erfüllte ihn aber wohl auch der Wunsch, einen Protest einzulegen gegen den Gelehrtenstolz und das „respectable“ Cliquentwesen, von dem ihm persönlich in seinen bürgerlichen Verhältnissen so manche bittere Erfahrung bezeugt gewesen war. Er selbst war von diesem Stolz völlig frei. Sein Verkehr mit den Bürgern war durchaus ungezwungen und auf der Schätzung dieser naturwüchsigten Sympathie eines Mannes, der ihnen an Bildung und Wissen überlegen war, beruhte auch die Popularität, deren Kinkel schon lange vor dem Ausbruch der Revolution sich unter den Bürgern Bonn's erfreute. In die humoristisch-burlesken Reden und Gesänge der Carnevalsgesellschaften mischten sich manche politischen Anspielungen; in der That bildeten diese eine Hauptwürze jener Carnevalscherze, und Kinkel ließ es sich nicht nehmen, diese Würze reichlich einzustreuen, wenn er einmal mit einem Vortrage auftrat. Seine politischen Ansichten hatten damals noch keine demokratische, aber eine entschiedene liberale Färbung. Zugleich erkannte man ohne Mühe in seiner Unterhaltung, daß die Ereignisse der politischen Welt nicht bloß Erscheinungen waren, die er außerhalb seines wissenschaftlichen Berufskreises wahrnahm und würdigte, sondern lebendige Mächte, welche die Saiten seiner Seele in Schwingungen der Hoffnung und der Furcht, des Hasses und der Liebe ertönen ließen. In Bezug auf seinen politischen Instinct erinnere ich mich einer Thatfache, die mir großen Eindruck machte. Ich besuchte ihn eines Tages zu Anfang Februar 1848. Wir sprachen über verschiedene Dinge. Dann fragte Kinkel plötzlich, was ich über die Vorgänge in Paris denke. Ich meinte, es sei Nichts als eine der vielen französischen Efferveszenzen, besondere Wirkungen seien nicht zu erwarten — worauf er den Kopf schüttelte und erklärte: „Nein, nein! Ich sehe etwas Ernstes dahinter. Ich glaube, wir stehen am Vorabend einer neuen Revolution.“

Wie bekannt, brach wenige Wochen später die Februar-Revolution in Paris aus. Dieser folgten in kurzen Zwischenräumen die März-Revolutionen in Deutschland, und im Zusammenhang mit den großen Ereignissen jener Zeit nahm Kinkels Leben eine entscheidende Wendung. Ehe ich indeß zu den Erinnerungen an das Sturmjahr 1848 übergehe, muß noch eines andern,

friedlich schönen Kreises gedacht werden, in den kein störender Lärm der Außenwelt eindrang, und in dem ich vor der Revolution Kinkel öfter begegnete. Durch meinen Bruder hatte ich früher viel von einem literarischen Kränzchen in Kinkels Hause, dem Mailäferverein, gehört. Dieser Verein existirte nicht mehr als ich nach Bonn kam. Aber an seine Stelle war ein Gesangsverein unter Johanna Kinkels Leitung getreten und ich hatte die Ehre und das Vergnügen, in diesen letzteren aufgenommen zu werden. Er bestand aus Damen und Herren, jüngeren und älteren, Privatdocenten und Studenten, und versammelte sich jeden Sonnabend Nachmittag in Kinkels Wohnung. Das schöne große Gesellschaftszimmer, das nach dem Stiftsplatz hinaus ging, eignete sich vortrefflich zu diesen Zusammenkünften. Johanna Kinkel führte an ihrem Erard'schen Flügel den Vorsitz und sowie sie mit einigen vollen Accorden präludirte und die Blicke sich ihrer bedeutenden charaktervollen Erscheinung zuwandten, fühlte man sich schon in die richtige künstlerische Stimmung versetzt. Wir übten eine Reihe verschiedener Gesangstücke ein, Klassisches und Modernes, Händel und Mendelssohn, und oft hatte ich dabei Gelegenheit, das rasche scharfe Ohr, den edeln hochgebildeten Geschmack unsrer Dirigentin zu bewundern. Kinkel nahm an diesen Uebungen keinen Theil. Er liebte die Musik und besaß ein kritisches Urtheil über musikalische Leistungen; aber trotz seines schönen Organs hatte er keine Gesangstimme und überhaupt keine ausübenden musikalischen Talente. Dennoch fehlte er bei jenen Sonnabend-Nachmittagen nicht ganz. Gegen das Ende der Gesangsübungen erschien er gewöhnlich in unserer Mitte. Wenn dann die Notenhefte bei Seite gelegt waren, setzte man sich um den Tisch vor dem Sopha. Wein und leichte Erfrischungen wurden aufgetragen und es begann eine lebhaft Unterhaltung, in der die Kunst, die Universität, die Arbeiten und Schicksale gemeinsamer Bekannten und Freunde, politische und kirchliche Dinge frei besprochen wurden. Kinkel war bei diesen Gelegenheiten ganz der lebenswürdige Wirth. Ernste Worte und heitere Scherze flossen von seinen Lippen. Den Damen hatte er meist etwas Angenehmes zu sagen. Wenn er sich besonders behaglich fühlte, fiel er mitunter in seinen gemüthlichen rheinischen Dialekt. Alles in Allem schien er sehr glücklich. Gelegentlich setzte seine Frau sich wohl auf besonderen Wunsch noch einmal an den Flügel und trug mit ihrer seelenvollen Altstimme eine Arie, oder mit ihren Künstlerhänden ein Musikstück vor, die der Zusammenkunft einen harmonischen Abschluß gaben.

II.

Die Revolutionszeit.

In dieses friedlich glückliche Leben schlug die Revolution mit ihrem Wetterstrahl, mit dem Donner ihrer Explosionen, ihrer Erschütterung des ganzen alten Zustandes der Dinge ein. Sie traf Kinkel nicht unvorbereitet. Lange hatte er nicht bloß das Unhaltbare in der politischen Lage Deutsch-

lands, sondern die Nothwendigkeit großer socialer Verbesserungen erkannt, und so heimisch er sich in der idealen Welt der Kunst und der Poesie fühlte, mit so warmer Sympathie schlug sein Herz für die rechtlosen Classen, die, von den Privilegien des Bürgerthums wie von den Freuden höherer menschenwürdiger Bildung ausgeschlossen, ein trübes Dasein der Noth und der Arbeit dahinschleppten. Ich erinnere mich keiner besonderen Aeußerungen von ihm aus jenen stürmischen Frühlingswochen des Jahres 1848, aber ich weiß, daß er voll ernstbegeisterter Hoffnung war, und als die Wellen der Revolution nun auch nach Preußen hinüberschlugen, als die Revolution in Berlin selbst den Sieg davon trug, erschien in Bonn Kinkel gleichsam naturgemäß an der Spitze der Bewegung. Außer ihm wurden noch zwei andere Männer genannt: Arnbt und Dahlmann. Aber beide waren Vertreter der Vergangenheit. Man huldigte ihnen als den altbewährten Führern der Opposition in einer trüben, nun entschundenen Epoche, und schön und ehrenvoll wie der Instinct war, der am 20. März 1848, nachdem das königliche Patent bekannt geworden, in den die Straßen Bonns durchwogenden Volksmassen den Ruf: zu Arnbt! zu Dahlmann! ertönen ließ, so bewegten doch offenbar die Brust der Gefeierten andere Gefühle. Sie waren zu alt geworden, um durch die Begeisterung des Augenblicks hingerissen zu werden, sie waren zu conservativ bedächtig, um sich der revolutionären Aufregung gegenüber hoffnungsvoll oder behaglich zu fühlen. Wie die Demonstration bei Arnbt verlief, kann ich nicht als Augenzeuge berichten. Vor Dahlmanns Hause dauerte es lange, ehe der Professor sich auf dem Balcone zeigte und über die versammelte Menge hin einige unverständliche Worte redete; noch länger, ehe er bewogen werden konnte, sich dem Zuge zur Rückkehr in die Stadt, auf den Markt, anzuschließen. Noch jetzt sehe ich ihn dahin schreiten, das berühmte „essigsauere“ Gesicht, dessen tiefgezogene Falten auch in jenem Frühlingssturm zu keinem Ausdruck von Heiterkeit aufthauten, gedankenvoll zur Erde gewandt. Der bedeutendste Vorgang des Tages ereignete sich auf dem Markt, wo Kinkel, an der Spitze einer ansehnlichen Deputation von Bürgern, auf der Höhe der Rathhaustreppe stehend, dem Oberbürgermeister von Bonn eine große schwarzrothgoldene Fahne überreichte, als das Symbol der neu aufgehenden Freiheit des deutschen Volkes. Er begleitete diese Ceremonie mit einer schwungvollen Rede, die dem hoffenden und dem mahnenden, dem patriotischen und dem kosmopolitischen Geist jener Märztage in charakteristischen Tönen Ausdruck verlieh. Der Oberbürgermeister konnte nicht umhin, die deutsche Fahne dankbar anzunehmen und mit einem Anflug von officieller Zustimmung auf Kinkels Rede zu erwidern. Beide Reden begrüßte der Beifallsturm der umherwogenden Volksmenge. Wenn man sie freilich am nächsten Morgen in der Zeitung verglich, so enthüllten sie schon klar genug die Gegensätze der Parteien, deren Repräsentanten nur für einen stürmisch erregten Augenblick unter den wehenden Falten der schwarzrothgoldenen Fahne vereinigt waren. Aber in der Begeisterung jenes

Augenblicks dachte man nicht an den nächsten Morgen. Das Jubelfest der errungenen Freiheit schloß in Bonn mit einem großen Fackelzug der Bürger und der Studenten, mit einer allgemeinen Illumination, welche die Stadt und die Ufer des Rheines taghell erleuchtete.

Die eben erwähnte Rede Kinkels war die erste eigentlich politische Rede, deren ich mich von ihm erinnere. Wenige Tage nachher erreichte das Semester sein Ende und ich ging in die Ferien nach Hause, von wo ich erst gegen Mitte Mai wieder nach Bonn zurückkehrte. In der Zwischenzeit hatte Kinkel an der politischen Bewegung einen hervorragenden Antheil genommen. Er hatte Programme an die Wähler des Bonner Wahlkreises zu dem deutschen und dem preussischen Parlament veröffentlicht, die eine entschieden demokratische Färbung trugen; und er hatte einen Handwerker-Bildungsverein begründet, durch den er auf die politische Aufklärung der arbeitenden Klassen zu wirken suchte. Ich fand ihn in sehr aufgeregter Stimmung. Er schien von den Mittelklassen in Bezug auf die Sicherung der Resultate der Revolution wenig mehr zu hoffen, glaubte schon eine beginnende Reaction zu erkennen und meinte nur das entschiedenste Auftreten für den vollen Inhalt der populären Forderungen könne den drohenden Gefahren einigermaßen begegnen. Auch die Studentenschaft war von lebhafter Gährung ergriffen. Öffentliche Versammlungen wurden gehalten, wo man die Abschaffung der akademischen Gerichtsbarkeit, die Bewaffnung der Studenten und ihren Eintritt in die Bürgergarde, die Begründung eines allgemeinen Studentenvereins, statt der, oder neben den bestehenden Corps und Burschenschaften erörterte. In diesen Versammlungen machte Schurz sein erstes Debüt als politischer Redner. Auch ich nahm eifrigen Theil daran und wir beide wurden in ein Comité gewählt, das einen Bericht über die verlangten Reformen ausarbeiten sollte. Die Bewaffnung der Studenten kam wirklich zu Stande. Wir hatten Exercirübungen, und noch erinnere ich mich einer schönen Mondscheinnacht, in der ich mit Schurz und Anderen in der Umgegend der Poppelsdorfer Allee auf- und abpatrouillirte. Ebenso wurde ein allgemeiner Studentenverein zur Erörterung studentischer und politischer Fragen gebildet. Derselbe hielt seine Sitzungen in einem der Hörsäle der Universität. Die einzige Scene daraus, die mir im Gedächtniß geblieben, ist ein Rede-Zweikampf zwischen Schurz und Ernsthausen, dem nachmaligen Gouverneur des Elsass, damals Senior irgend eines Corps. Ernsthausen vertrat die conservative, Schurz die demokratische Seite der Sache. Es war ein Vergnügen, diese Beiden kämpfen zu sehen. Keiner blieb dem Andern einen Schlag schuldig, doch führte Schurz, wie mir schien, eine Waffe von schärferem Stahl, und seine Hiebe trafen mit genialerem Lichtglanz, als der gewichtige Cavallierfäbel seines Gegners. In der That schlug während der späteren Geschichte dieses Vereins, der bis zum Frühling 1849 fortbauerte, Schurz alle Gegner aus dem Felde, und wurde das unbestrittene Haupt desjenigen Theils der

Bonner Studentenschaft, der überhaupt an der Debattirung öffentlicher Fragen theilnahm.

Doch die Studenten, obgleich die jüngsten und schnellfüßigsten Mitglieder des Bonner Gemeinwesens, liefen den übrigen Gesellschaftsklassen den politischen Rang nicht ab. Schon ehe der eben erwähnte Verein ins Leben trat, hatte Kinkel mit mehreren Bürgern und Studenten den demokratischen Verein begründet, dessen Laufbahn am 27. Mai eröffnet wurde. Mein Name stand mit unter dem zur Gründung dieses Vereins erlassenen Aufruf, ich war unter Kinkels Vorsitz dessen erster Secretär und hatte während der folgenden Monate häufige Gelegenheit, unseren Präsidenten zu sehen und zu hören. Die Mitgliederzahl des Vereins belief sich auf einige Hundert. Wie natürlich, waren sehr extreme Ansichten darin vertreten, aber bei alledem herrschte im Ganzen ein vortrefflicher Ton und soweit meine Erinnerung reicht, fehlte es vollständig an lärmenden Auftritten und Zänkereien. Kinkel war ein ausgezeichnete Präsident. Seine Reden trafen in Gehalt und Vortrag die echt volksthümliche Mitte. In zweifelhaften Fällen entschied seine Autorität, die auf der Achtung vor seinen Talenten und seinem Charakter ruhte. Damals traten auch Kinkel und Schurz zuerst einander näher. Nach der Sitte der Zeit führten wir alle den „Titel“ Bürger und wenn ich an jene Sommermonate des Jahres 1848 zurückdenke, klingt das „Bürger Kinkel“, „Bürger Schurz“ mir noch oft in den Ohren. Und wie gewisse Dinge sich dem Gedächtniß unauslöschlich einprägen, so höre ich auch noch Kinkels Stimme, wie er eines Abends spät, als ich, durch überlange Reden gewisser demokratischer Mitbürger gelangweilt, mich zum Fortgehen anschickte, laut hinter mir herrief: „Bürger Althaus, wo wollen Sie hin?“ Ich fühlte, daß es ihm selbst keine geringe Ueberwindung kosten mußte, auszuhalten, und so hielt denn auch ich an jenem Abend aus, bis zum Ende der Sitzung. Die Thätigkeit unseres Vereins beschränkte sich indeß nicht auf die Stadt Bonn. Gelegentlich begaben wir uns auf die Wanderung in die umliegenden Dörfer, um das Landvolk über die großen Fragen der Zeit aufzuklären. Eines solchen Ausfluges erinnere ich mich noch besonders deutlich. Eine Anzahl auswählter Vereinsmitglieder war in dem betreffenden Dorfe angelangt, und hatte in dem großen Zimmer des Wirthshauses auf dem Bureau Platz genommen. Das Zimmer war mit Handwerkern und Bauern gefüllt. Die für den Beginn der Verhandlungen festgesetzte Zeit war vorüber, aber wir konnten nicht anfangen, weil unser Präsident fehlte. Da er meist sehr pünktlich an Ort und Stelle war und versprochen hatte, zugegen zu sein, wurde beschlossen, noch eine Weile zu warten — doch er kam nicht. Endlich erschien athemlos und aufgeregte ein Bote, der den Vicepräsidenten bei Seite winkte und geheimnißvoll mit ihm flüsterte. Das Gesicht des Vicepräsidenten nahm eine bedeutungsvolle Miene an. Er erhob sich in der Mitte des Bureaus und kündigte der Versammlung an: Bürger Kinkel sei plötzlich und unvermeidlich verhindert, heute zu erscheinen. Es

sei in seiner Familie ein Ereigniß eingetreten, das man weder ungewöhnlich noch betrübend nennen könne, das ihm jedoch nicht gestatte, sich weit von Hause zu entfernen; die Debatte werde daher während seiner Abwesenheit stattfinden. Ein verständnißvoller Beifall antwortete auf diese Rede und am nächsten Tage erfreute uns die Nachricht, daß dem Bürger Kinkel ein Sohn geboren sei.

Ich muß gestehen, daß gegen das Ende des Semesters mein Eifer als Mitglied des demokratischen Vereins einigermaßen erkaltete. Es war etwas in diesem ganzen Treiben, das mich weniger befriedigte als meinen Freund Schurz. Die Wissenschaft erschien mir öfter in meinen politischen Träumen und deutete mit ernst erhobenem Finger auf die vernachlässigten Bücher. Ganz bei den Sitzungen zu fehlen, ging indeß nicht an. Es kamen gewisse Momente, in denen das Interesse an der Sache und an den Personen über alle anderen Rücksichten den Sieg davon trug. So hatten wir große Debatten über eine Adresse an die Nationalversammlung, worin diese aufgefordert wurde, der neuen deutschen Verfassung eine demokratisch-republikanische Form zu geben; ein Beschluß, welcher die rednerischen Kräfte des Vereins zu besonders effectvoller Geltung brachte. Dann errang unser Verein einen seiner größten Triumphe bei einer Gegendemonstration der Conservativen von Bonn, die ein allgemeines Meeting der Bürgerschaft in der Reithahn ausgeschrieben, um gegen die Einführung demokratisch-republikanischer Formen in die neue Verfassung zu protestiren. Mehrere conservative Professoren standen an der Spitze dieser Demonstration und das ganze politische Bonn befand sich in Aufregung über die kommende Debatte und deren wahrscheinliches Resultat. Mindestens tausend Personen aus beiden kämpfenden Parteien drängten sich in die Reithahn zusammen. Die conservativen Professoren thaten ihr Bestes. Einer von ihnen (ich glaube es war der Jurist Dr. Sell) machte durch eine geläufige wohl berechnete Rede wirklich Eindruck. Aber die Versammlung wurde hingerissen durch die Gegenrede Kinkels, der die Argumente der Antragsteller triumphirend über den Haufen warf und die Ablehnung des Antrages herbeiführte. Es war die glänzendste rednerische Leistung Kinkels, deren ich mich überhaupt erinnere. Er sprach mit einer Leichtigkeit, einer Selbstbeherrschung, einem Humor, einer überzeugenden Kraft und Leidenschaft, vor deren vereinter Wirkung nichts Fremdes Stand halten zu können schien. Als er schloß, wollte der Beifallsturm nicht enden. Nach der Abstimmung geleitete eine Schaar seiner Freunde vom demokratischen Verein ihn nach Hause und das Beifallsrufen erneuerte sich dort noch einmal, ehe man in siegesfroher Stimmung auseinander ging. Im Freundeskreise besprachen wir später diese glänzende Improvisation. Wir alle standen unter dem Eindruck, Kinkels Rede sei ein Werk der Begeisterung des Augenblicks gewesen. Um so größer war die Ueberraschung, als Schurz uns sagte, Kinkel habe ihm auf eine ähnliche Bemerkung hin mitgetheilt: er habe seine Rede sorgfältig vorbereitet. Weidese, die Thatsache selbst und die Offenheit des Geständnisses

waren charakteristisch genug, um nicht leicht vergessen zu werden. Sie werfen auf Kinkels Leistungen und Erfolge als Redner ein interessantes Licht. Unzweifelhaft besaß er in hohem Maaße die Gabe der Improvisation, der schlagfertigen Erwiderung, der Anpassung an die Erfordernisse des Augenblicks. Aber wenn es sich um bedeutendere Reden handelte, verließ er sich nicht auf diese durch vielseitige Uebung gleichsam zur Gewohnheit gewordenen natürlichen Vorzüge, sondern gab denselben feste Grundlagen und Stützpunkte in dem vorhergängigen Durchdenken und Schematisiren und, wenn möglich und wünschenswerth, auch in der detaillirten Bearbeitung seines Gegenstandes. Bekanntlich war das die Art und Weise der meisten bedeutenden Redner in alten und neuen Zeiten; aber nicht alle waren wohl in einem Augenblick des Triumphes offen genug für ein solches Geständniß.

III.

Rastatt, Naugard und Spandau.

Nach jenem Meeting in der Reitbahn sah und hörte ich Kinkel noch bei mehreren Veranlassungen; etwas Wesentliches über meine Erinnerungen an ihn während dieses Zeitraums wüßte ich indeß dem schon Gesagten nicht hinzuzufügen. Ich verließ Bonn im August 1848 und traf dann Kinkel erst nach mehr als fünf Jahren in London wieder. In der Zwischenzeit vollzog sich jene dramatische Episode seines Lebens, die ihn mehr als alles Vorhergegangene aus dem verhältnißmäßig beschränkten rheinischen Kreise seines Wirkens zu einem der repräsentativen Charaktere der deutschen Revolutionszeit erhob und in jeder Hinsicht den späteren Gang seines Schicksals entschied. Zu Ende des Jahres 1848 zum Mitglied der preussischen gesetzgebenden Versammlung gewählt, that Kinkel, nach der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. und nach der Auflösung des preussischen Parlaments im Frühling 1849, den verhängnißvollen Schritt aus der friedlichen Agitation in den bewaffneten Aufstand, in dem er das letzte verzweifelte Rettungsmittel der bedrohten Freiheit des deutschen Volkes und zugleich der Mannesehre erkannte, welche sich gedrungen fühlt, ihre Ueberzeugungstreue durch die That zu bewähren. Man mag über diese That urtheilen wie man will, man mag sie bedauern, verdammen oder bewundern, selbst der Parteihaß konnte und kann ihr keine unedeln Motive unterchieben, denn es war „ein reichbetränktes Leben“, das der aufständische Mann „in den Opferbrand warf“, und schwer büßte er, wenn er irrte, seinen Irrthum. Näher auf die Ereignisse jener Zeit, auf die Theilnahme Kinkels an den Kämpfen in der Pfalz und in Baden, auf seine Verwundung und Gefangennahme, seine Haft in den Kasematten von Rastatt, seinen Proceß und seine Verurtheilung einzugehen, ist hier nicht der Ort. Von allen in die badisch-pfälzische Katastrophe von 1849 verflochtenen persönlichen Schicksalen erregte wohl keines allgemeinere und tiefere Theilnahme als das Schicksal des zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilten Gelehrten und Dichters Gottfried Kinkel. Ein kleiner Trost

war es für die Freunde des Bonner Kreises von 1847—48, daß Schurz, der seinen Lehrer und Freund in die Pfalz und nach Baden begleitet hatte, unverfehrt in die Schweiz entkommen war. Ich meinerseits hatte mit Schurz correspondirt bis kurz vor der Zeit, ehe er Bonn verließ und sah ihn auch, wie weiterhin bemerkt werden wird, viel früher wieder als Kinkel und zwar unter Umständen, die auf Kinkels Schicksal von entscheidendem Einfluß waren. Ueber Kinkels Leben und Leiden im Zuchthause hörte man während der Jahre 1849 und 1850 gelegentlich aus den Zeitungen. Außer der unzweifelhaften Thatfache, daß er Wolle spulen mußte, ist indeß, so viel ich weiß, nur wenig Authentisches über seine Haft in Naugard und Spandau bekannt geworden. Es wird daher wohl den Lesern nicht unwillkommen sein, wenn ich die gegenwärtige Veranlassung benutze, diese Lücke einigermaßen auszufüllen. Ich bin dazu in den Stand gesetzt durch die Gefälligkeit einer gemeinsamen Freundin, die eine der Wenigen war, welche mit Kinkel während seiner Zuchthaushaft Briefe wechselten, und deren aus Naugard und Spandau von Kinkel empfangene Briefe mir zur Benutzung vorliegen. Es sind nur Auszüge, die ich mittheilen werde, aber Auszüge, in denen das Wesen des Mannes sich klar spiegelt und die, wenn man die Umstände bedenkt, unter welchen sie geschrieben wurden, sein Charakterbild durch mehr als einen interessanten Zug ergänzen.

Der erste dieser Briefe ist datirt: Naugard, 7. December 1849, also nach mehr als zwei Monaten seit dem Beginn von Kinkels Zuchthaushaft. Er schreibt der Freundin:

„Sie haben auf wunderbare Weise meine Stimmung in der Haft errathen: bis jezt hat das All mich noch keinen Tag ohne erfrischende und geiststärkende Eindrücke gelassen, und von den blauen Reflexen, die ein klarer nordischer Himmel auf den blendenden Schnee wirft, von den bunten Granitfundamenten, auf denen unser Palaß des Schmerzes aufgebaut ist, bis zu den hohen und fernen weißen Wolken, die an den Van Eyck'schen Himmel auf dem Genter Altarbild erinnern, weht und schwebt Vieles, was einem betrachtenden Gemüth Nahrung gibt. Jezt kommt es mir manchmal zu Gute, daß ich ein liebend Herz habe — liebend nicht wie die Frommen, die das All verachten, sondern liebend wie ein Denker, dem jede Offenbarung des Allgottes ein Gruß von ihm, jeder Ton, jede Farbe ein Kuß auf den düsteren Menschengeist geworden ist. Jene hassen mich, weil ich frömmere bin als sie: so haben die Heiden den ersten Christen den sonderbaren Vorwurf des Atheismus gemacht! Uebrigens bin ich hier vom ersten Tage an gütig behandelt worden und auf die Dauer kann ja doch kein Mensch mir böse bleiben, und wenn er sich auf den Kopf stellte. So nähre ich die Hoffnung, bald auch wieder mich mit Büchern erquiden zu können, worauf denn alles Uebrige, wenn's auch etwas rauh anfakt, schon erträglich bleibt. Ich danke Ihnen also, daß Sie so ehrenb und richtig von mir gedacht haben; ich danke für Alles, was in Ihrem Briefe steht, und auch für den Frühling, den ich aus ihm herauslese.“ —

Hierauf folgen theilnahmevolle Aeußerungen über Verwandte und Freunde, Rathschläge an die Freundin in Bezug auf die Fortsetzung ihrer künstlerischen Studien, Hinweise auf sein früheres Leben. Der Brief schließt mit den Worten:

„Es wird in Ihrem und meinem Interesse sein, daß von diesem Briefe Niemand erfährt. Daß Ihnen die „Erzählungen“ gewidmet werden sollten, wissen Sie, es geschah aus ähnlichen Gründen nicht. Wenn meine Segel wieder schwellen, ruß ich um so öffentlicher Ihnen den Freundesgruß zu.“

In dem nächsten, vom 4. Februar 1850 aus Naugard datirten Briefe bemerkt Kinkel, das achtungsvolle Urtheil der Freundin über den Buchthausdirektor bestätigend:

„Meine Lage ist eine viel gelindere, als sie in den ersten, allerdings schweren Wochen, sich voraussagen ließ. Ich bestrebe mich, der warmen Theilnahme des Vaterlandes, meiner Freunde, so vieler herrlicher Frauen, unter denen Sie in erster Linie stehen, durch Standhaftigkeit und geistige Klarheit Ehre zu machen; an sich ist eine Lage erträglich, die uns nur eine Aufgabe stellt: das Dulden, und uns dafür vom Handeln dispensirt. Die Gewohnheit ist denn auch eine große Göttin, die Betrachtung lindert Vieles, und jeder abrollende Tag bringt der Freiheit näher. Das ist ein Trost, selbst wenn man dabei an die Freiheit des Grabes denken müßte, die mir indeß sehr wenig in den Sinn kommt; denn ich glaube an mein Fatum so fest wie der gottseligste Türke. Für zwei Briefe habe ich Ihnen zu danken, zunächst für die erbetenen Notizen aus meinem Hause. Das Meiste habe ich frischweg in meinen Lebenslauf aufgenommen*), und es sind mir aus diesen Zeiten wieder mit düsterer Wahrheit die Bilder meiner zerquälten Jugend aufgestiegen. Sehr freute mich Ihr Zeugniß, daß ich nie vom Christenthum verhärtet worden bin. Daß ich Sie als über Ihre Jahre behandelte, ist ein alter Grundfaß bei mir, denn es ist pädagogisch das beste Mittel, ein Kind zum Fortschritt zu spornen. Daß etwas „Fremdes“ nach der Rückkehr von Berlin in meinem Wesen lag, ist wahr, doch war es damals nicht Frömmigkeit, wovon später der Theil meines Lebenslaufs, der über Berlin handelt, Sie überzeugen wird. Sondern ich war damals in meiner selbst auferlegten Schule, ein Redner zu werden, und da kommt man zur vollen Kunstleistung nicht, ohne in Sprache, Ausdruck und Haltung durch die Affectation hindurch zu gehen. In Rastadt habe ich am 4. August 1849 gespürt, daß jene Selbstquälerei denn doch Nutzen gebracht hat: nur wer Schule besitzt, ist im Leben unerschütterlich, selbst wenn man ihn, wie mich, ohne vorherige Anzeige zum Urtheil über Leben und Tod aus dem Bette holt und ihm nicht Zeit gönnt, vorher etwas zu essen. Dafür habe ich denn am Tage nach dem Kriegsgericht den Entschluß gefaßt, bei wiedererlangter Geistesfreiheit eine Theorie der Redekunst zu schreiben. Ebenfalls freute ich mich, daß Sie, die mich so genau kennt, meine Entwicklung consequent finden; das könnte aber jeder Unbefangene so gut wie Sie, denn 1847 war ich kein Anderer, als 1849, und darum vermieden schon damals Männer wie Dahlmann meinen Umgang und ich drängte mich auch nicht an sie. Consequent sein ist freilich keine bequeme Sache. — Von Herzen danke ich Ihnen für die Nachrichten von meiner Frau, die mich wahrhaft erquickt haben. Sie trafen da, wie immer, gerade das Rechte, dem Herzen Wohlthuende. Wenn meine Familie und die wenigen Freundschaften, auf die ich Werth lege, nicht während meiner Haft decimirt werden, wenn ich in den Besügen meines Herzens beim Austritt aus dem Kerker noch an die Vergangenheit anknüpfen kann, dann hoffe ich neben dem Schaffen und Leisten auch noch auf Glück und Lebensgenuß, wie ich beides nach einem bis jetzt nur kampferfüllten Leben billig noch einmal vom Schicksal fordern darf.

In der Zwischenzeit zwischen diesem und dem folgenden Briefe lag Kinkels Abführung von Naugard nach Köln (April 1850), wo der schon mit lebenslänglicher Buchthaushaft Bestrafte sich vertheidigen sollte gegen eine

*) Kinkel schrieb damals auf Veranlassung des Buchthausdirectors seine Selbstbiographie.

neue Capitalanlage, die Anlage auf einen beabsichtigten Angriff gegen das Zeughaus in Siegburg, von der jedoch die rheinischen Geschworenen ihn nach einer meisterhaften Verteidigungsrede freisprachen. In Folge eines Fluchtversuchs auf der Rückfahrt und vielleicht auch weil man argwöhnte, daß er in Naugard nicht streng genug behandelt werde, wurde er nun in das sicherer gelegene und bequemer zu controlirende Zuchthaus zu Spandau gebracht, und von dort schrieb er am 8. Juli 1850 der Freundin seinen nächsten Brief.

„Von mir,“ sagte er nach einigen einleitenden Bemerkungen über ihm zugegangene Briefe der Freundin, „berichte ich nichts. Johanna kann Ihnen ungehindert das Wenige erzählen, was jetzt mein äußeres Leben bildet. Uebrigens habe ich auch nicht viel darüber mitzutheilen. Ich weiß ja kaum, ob ich große Erleichterungen meiner Lage wünschen soll; denn in dem Maße wie man mich besser behandelt, wächst die Wahrscheinlichkeit, daß man mich wieder in ein anderes Gefängniß verpflanzt und das Spulen nebst Andern frisch wieder anfängt. Das kann ich Ihnen versichern, daß ich meine Gesundheit noch nicht erschüttert fühle und, soweit man das selbst beurtheilen kann (was freilich schwer ist), habe ich auch im geistigen Leben durch die jahrlange Haft noch keine Schwächung erlitten. Ein Jahr freilich und zwar von allen das schöpferkräftigste, das Beste, ist unwiederbringlich verloren: indessen habe ich doch auch früh zu leben und zu wirken angefangen und so compensirt's sich noch allenfalls.“

Hierauf folgen lange Auseinandersetzungen über die Malerei der Gegenwart, über die Anfänge der gothischen Baukunst in Deutschland und besonders über den Dom in Basel, den die Freundin eben gesehen und über den sie dem Gefangenen ihre Eindrücke beschrieben hatte. Wenn an dieser Stelle Kinkels außerordentliche Kenntniß nicht bloß allgemeiner Entwicklungsgänge, sondern der reichhaltigsten Details künstlerischer Anschauung auffällt, welche der von allem Verkehr mit der Außenwelt Abgeschlossene wie aus einer wohlgeordneten geistigen Vorrathskammer hervorholt und zu einem Ganzen gruppirt, so liefert das dann Folgende einen merkwürdigen Beweis der seltenen Parteilosigkeit und Gerechtigkeitsliebe, die schon oben als einer seiner Charakterzüge hervorgehoben wurde und deren Schwungkraft auch die Bitterkeit des Eclaventhums ihm nicht raubte.

„Was Sie mir über Burdhardt erzählen,“ fährt Kinkel im Anschluß an seine Bemerkungen über den Dom in Basel fort, „hat mich gar nicht frappirt. Er ist quoad mōs der lebenswürdigste Mann, den ich je gekannt habe. Absolut Historiker, sieht er in Allem das Positive, ganz wie sein großer Lehrer Ranke. Auf diesem Standpunkt kann man nicht Partei nehmen, nicht hassen, nicht sich begeistern, denn ein Recht haben alle Parteien, sonst beständen sie nicht. Nun ist Burdhardt daneben ein Virtuos des Genusses, ein feinsten Kenner des Aesthetischen: er beutet die ganze moderne Culturwelt zu seiner geistigen Bereicherung aus, ohne je von ihr genirt zu werden — wie ich z. B. nicht glaube, daß er je die Sorgen einer Ehe auf sich nehmen wird. Eigentlich stellt er sich zu aller Cultur gerade so nonchalant wie, nach Ihrem Brief, zur Baseler Gesellschaft; aber Stolz ist das nicht, sondern nur die Kühle einer am Ariadnecyklus der Geschichte jedes Labyrinth moderner Verhältnisse lächelnd durchschreitenden, ganz reifen, ganz ruhigen Bildung. Denn Burdhardt weiß Alles: er weiß, wo am Comer See die süßesten Trauben reifen und sagt Ihnen zugleich aus dem Kopfe, welches die Hauptquellen für das Leben des Nostradamus sind. Er schreibt eine lateinische Abhandlung über Kriegszüge des Karl Martell in der Eifel, von denen

bisher keine sterbliche Seele etwas wußte; dann setzt er sich auf's Sopha, raucht ein Duzend seine Manilla-Cigarren und schreibt, gleich in's Reine, eine poetisch-phantastische Erzählung von der Liebchaft eines Kölner Kurfürsten mit der Tochter eines Alchymisten. Wer kann verlangen, daß solch ein reiches, genußvolles Leben sich enthusiastisch zwischen die Bajonette der modernen Geschichte werfe? Burdhardt haßt schon im Freundesleben jeden Streit, geht in der Wissenschaft den Controversen aus dem Wege und hat seinerzeit in seinem Blatte Jesuiten und Sonderbund vertheidigt, bloß damit es von Bern her nicht zum Klappen käme, wie es denn freilich doch trotz allen Burdhardt's gekommen ist. Ich kann seine Freundschaft, so lange Er sie mir nicht aufkündigt (und dazu hat er die Seelenstärke niemals) nimmermehr aufgeben, denn ein Mensch, der Alles kann, ist allzu unschätzbar, und die Stunden, bei ihm verbracht, sind unter den köstlichsten meines Lebens. Daß er Sie nicht besuchte, lag einfach darin, daß er mit Ihnen jetzt über mich nicht sprechen wollte — und ich bin so wenig Fanatiker, daß ich ihm, wie nun einmal seine Natur ist, das nicht verdenke.“

Der ganze nächste Brief (Spandau, 5. August 1850) ist auf vier eng geschriebenen Seiten angefüllt mit kunstgeschichtlichen Notizen, als Vademecum für die Freundin, die eine Reise über Würzburg und Nürnberg nach München beabsichtigte, und von Neuem staunt man über die Lebendigkeit des Wissens und der Phantasie, mit welcher die künstlerischen Individualitäten der verschiedenen Städte bis in die geringsten Einzelheiten dem gefangenen Manne gegenwärtig sind. Ohne Zweifel hielt, neben der Hoffnung, daß, trotz seiner scheinbar verzweifelten Lage, eine nicht zu ferne Rückkehr in die Freiheit ihm beschieden sei, vor Allem das Leben in jenen Reichen des Geistes seinen Muth aufrecht. Dennoch kamen Stunden und Tage, wo das Gefühl grenzenlosen Glends ihn fast überwältigte, und welche Tiefen des Schmerzes auch unter seinen heitern und gefaßten Worten verborgen lagen, zeigt der letzte Brief an die Freundin aus Spandau, vom 13. October 1850, mit dem er auf zwei empfangene Briefe, darunter einen zu seinem Geburtstag, erwiderte. Nach einigen einleitenden Bemerkungen schreibt Kinkel:

„Sie fragen mich nach meinem Befinden und fordern Nachrichten von mir. Kind, es giebt Wunden, die man nicht berühren soll: sie brennen so scharf, daß sie uns die Hände mit entzünden. Entehrt, wirkungslos, leibeigen — lassen Sie jeden dieser Begriffe sich in seiner ganzen Schärfe vor Ihrem Geiste krystallisiren und wenden Sie dann jeden, einzeln, auf mein Wesen an, wie Sie dies Wesen seit 15 Jahren kennen, so ahnen Sie was ich leide. In die Tiefen einzelner Momente des Schmerzgefühls taucht die Phantasie des in freier Luft Lebenden nie hinab, und Ihrer Frage gegenüber drang mir im Stillen mehr als einmal das Wort aus der Seele:

Was weißt Du vom Thurme?

Was weißt Du vom Wein?

Vom Grauel im Sturme

Weiß Klingsohr allein!*)

Vorigen Sonntag erhielt ich drei Briefe zusammen: Johanna schrieb mir von Rolandseck, Sie von Achensee, Marie Brüningk von Isola Bella und dem Markusplatz; im Humboldt las ich von der Palmzone. So viel Luft und Licht in der Welt, so viel Möglichkeit eines harmlosen, liebevollen Wirkens in fremden Erdtheilen und dem gegenüber lebendig vergraben mit noch jugendlicher Kraft. Der furchtbare Schmerz, mit dem ich besonders an meine Kinder denke, zerrüttet mir oft selbst die

*) Vers aus Zimmermanns „Merlin.“

Möglichkeit freien klaren Forschens, und ich fühle gleichsam Stellen der Seele, wo es wie Vermoderung beginnt. So viel denn von mir, weil Sie es gefordert haben. — Trotzdem lebe ich, und wünsche zu leben und heute den Moment nach Vermögen aus, um für künftige Thätigkeit in der Freiheit als Lehrer oder Pflanze irgendwo nördlich oder südlich von Mexiko breitere Grundlagen zu gewinnen. Es sind mir wissenschaftliche Bücher gestattet: ich lese nichts aus meinen früheren Gebieten, z. B. gar nichts von Kunst und Literaturgeschichte. Absichtlich, denn am meisten erfrischen einen thatlosen Geist ganz neue Anschauungen. Ich lese römische Historiker und Naturwissenschaftliches, jetzt Humboldts Kosmos; ein früh meiner Natur eingepflanzter Drang, alle Erkenntnißgebiete zu übersehen, den man mir, so lange ich Theolog war, oft verdachte, schlägt jetzt noch einmal stark bei mir durch. Wenn ich den Kerker verlasse, ehe die Spannkraft der Seele mir zerbricht, so hoffe ich wenigstens viel neu Gelerntes aus ihm mitzutragen. Daß ich einige Erleichterungen genieße, besonders bezüglich der Arbeit, wird Johanna Ihnen mittheilen können.

„Ich bin wie die Geister der Gestorbenen, die zum Beschwörer sagen: ‚Gott‘ ich doch erst gesprochen!“ — und froh, von mir selber loszukommen, folge ich Ihrem frischen Lebenszuge in die schönen Hallen von Bier-Althen.“ . . .

Dieser Brief, der traurigste von allen, die er um jene Zeit an die Freundin schrieb, war aber auch der letzte aus dem Kerker. Nur wenige Wochen sollten noch verfließen, ehe der auf Lebenslänge verurtheilte Leibeigene der Freiheit zurückgegeben wurde. Meine Erinnerungen an das Wie seiner Befreiung und an das neue Leben, das er in England anfang, spare ich für das nächste Heft auf.





Fedora von Victorien Sardou.

Mit einigen Bemerkungen über die Bühnensfertigkeit französischer und deutscher Stücke.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Fedora gehört zu jener Gruppe der Schauspiele von Victorien Sardou, in denen, wie in „Seraphine“, „Andrea“, „Dora“, „Odette“ und ähnlichen, der Dichter alle Strahlen der Handlung in einem einzigen Brennpunkte, dem Geschick eines Weibes, sammelt hat. Alle diese Schauspiele haben nur eine Heldin, der ganz unzweifelhaft die erste Stelle gebührt, und die fast ausschließlich die Theilnahme der Zuschauer in Anspruch nimmt. „Fernande“ möchte ich nicht ohne weiteres dieser Gruppe beigesellen. Da schwanken wir, ob wir dem unglücklichen Mädchen, das, in der Schande aufgewachsen, das Opfer der verderblichen Einflüsse ihrer Umgebung geworden ist, und wie Börne einmal sagt, die „anatomische Unschuld“ wohl verloren, aber die Reinheit der Seele sich gerettet hat, oder der in ihren besten Gefühlen tiefbeleidigten und durch diese Kränkungen zu unversöhnlichem Haß und erbitterter Rache aufgestachelten Gräfin jene erste Stelle anweisen sollen. Bei den andern eben aufgeführten Schauspielen Sardous kann uns ein solcher Zweifel nicht beschleichen. Seraphine, die in ihren reifen Jahren eine alte Betschwester geworden ist, nachdem sie in ihrer blühenden Jugend genau das gewesen war, was die alten Betschwestern nach dem bekannten Sprüchworte in ihren jungen Tagen oft gewesen sein sollen, und die ihren Fehltritt dadurch sühnen will, daß sie das Haus ihrer verheiratheten Tochter zum Herde der Wigotterie macht und ihre jüngere Tochter in ein Kloster sperrt; Andrea, die anmuthige Frau

eines pflichtvergeffenen Mannes, die vergeblich, sogar mit Hülfe der Polizei, gegen den unverbesserlichen und unverzeihlichen Leichtsinns des ihr angetrauten Gatten ankämpft; Dora, das heitere junge Mädchen und die reizende Frau, auf die der Verdacht eines schmähligen Verraths gewälzt wird, eines Verraths, der um so schmähliger ist, als alle mildernben Umstände der Liebe und Leidenschaft völlig ausgeschlossen sind, und die in Folge einer verhängnißvollen Verwicklung von Verhältnissen nicht in der Lage ist, ihre Unschuld beweisen zu können; Odette, die schulbige Gattin und Mutter, die in die Tiefe der Verkommenheit versinkt und von dort aus plötzlich aufbliden muß zu der unbewußten und strahlenden Reinheit ihres eigenen Kindes — alle diese Frauengestalten der Sardou'schen Dichtungen sind im wahrsten Sinne des Wortes „Helbinnen“ von Schauspielen. Sie stehen im Mittelpunkt und im Vordergrunde der Handlung; von ihnen allein geht fast eine jede Regung aus, und beinahe jedes der gesprochenen Worte hat unmittelbaren Bezug auf sie. Aber so bedeutend die Aufgaben auch sein mögen, welche Sardou in diesen Schauspielen seinen Helbinnen anweist, in keinem derselben ist die weibliche Hauptrolle so anspruchsvoll, mächtig und allbeherrschend, wie in „Fedora“. Fedora erdrückt ihre ganze Umgebung. Sie tritt auf, nachdem der Vorhang sich kaum gehoben hat, und bleibt mit ganz geringfügigen Unterbrechungen auf der Bühne, bis sich der Vorhang zum letzten Male senkt. Es ist ein langes dramatisches Solo, das erst gegen den Schluß des Stückes durch ein Duett, in dem sie noch immer die dominirende Stimme beibehält, abgelöst wird.

In Bezug auf theatralische Fertigkeit möchte ich „Fedora“ trotz „Zerkhande“ und den anderen so überaus wirkfamen Bühnenwerken des scharfsinnigen, findigen und mit allen Geheimnissen des Bühnenräderwerks vertrauten Verfassers für die gelungenste Arbeit von Victorien Sardou halten. Die Klarheit der Exposition, die Kunst des Aufbaues, die sichere Steigerung bis zum Höhepunkt, die Kraft, bis zur Auflösung die Theilnahme in unverminderter Fülle zu erhalten, — alle diese Vorzüge des erfolgreichsten der modernen französischen Bühnendichter kommen hier in wahrhaft glänzender Weise zur Geltung und flößen demjenigen, der das Stück einer aufmerksameren Prüfung unterwirft, respectvolles Erstaunen ein.

Dem Bühnendichter stehen zur Veranschaulichung der dramatischen Handlung, wenn man von den feineren Unterscheidungen absieht, drei verschiedene Wege offen: er kann den Vorgang auf die Bühne selbst verlegen, das Ereigniß vor den Augen des Zuschauers sich zutragen lassen — unter den modernen Dichtern ist es vornehmlich Scribe, der auf diese Weise die unmittelbare Wirkung auf die Zuschauer angestrebt und erzielt hat; das Ereigniß kann hinter die Coulissen verlegt werden, wo es sich entweder eben abgespielt hat oder noch in dem Augenblice abspielt, in dem wir die Wirkung bei den auf der Bühne befindlichen Personen wahrnehmen — die

Beschaffenheit der antiken Bühne macht es schon erklärlich, daß die alten Tragödiendichter sich vorzugsweise dieses Mittels bedient haben, und wenn ein Beispiel angeführt werden sollte, so brauchte nur etwa auf die Verzweiflung des Oedipus beim Tode der Jokaste hingewiesen zu werden, in der neueren dramatischen Dichtung auf das Ende von „Wallensteins Tod“; endlich kann auch die Handlung in der Erzählung sein, in dem Bericht über schon Geschehenes — als unerreichtes Muster wäre hier die „Frauenshule“ von Molière anzuführen, die nichts anderes ist als ein ununterbrochener Bericht über Dinge, die sich schon ereignet haben, und die dem Zuschauer verborgen geblieben sind, ohne daß das Lustspiel deswegen an Eintörmigkeit litte, und die komische Wirkung irgendwie beeinträchtigt würde.

Sardou bedient sich mit Vorliebe des zweiten Mittels. Wir sehen den Reflex der gleichzeitigen oder soeben erst abgeschlossenen und uns unsichtbaren Handlung sichtbar in den auf der Bühne befindlichen Personen, und die Wirkung, welche die Ereignisse auf diese ausüben, überträgt sich auf den Zuschauer selbst. In „Fedora“ wendet er dieses Mittel sogar fast ausschließlich an, wie sich am besten aus der Wiedergabe des Inhaltes des neuesten Schauspiels erkennen lassen wird.

* * *

Fedora gehört einer der ersten Familien ihres Vaterlandes an. Sie ist eine Fürstin Romazoff. Zu ihren Ahnen von mütterlicher Seite zählt sie die berühmte Sophie Potocka, deren anmuthiges, in zahlreichen Reproductionen sehr verbreitetes Pastellbild von Greuze aus dem Berliner Museum die reizenden mädchenhaften Züge dieser schönen Person allbekannt gemacht hat. Ihr Vater, der alte Fürst Romazoff, war durch und durch Russe, ein wahrer Kosak, und von ihm hat Fedora mancherlei geerbt, — eine gewisse Gewaltthätigkeit, die sich bei vielen Gelegenheiten in etwas drastischer Weise äußert. So läßt sie einen Neugierigen, der ohne Erlaubniß ihre Dampfnacht besteigt, von den Bootsleuten einfach über Bord in's Wasser werfen. Sardou hebt diese und andere bezeichnende Züge ganz besonders hervor, um von vornherein den Vorwurf zu entkräften, daß Fedoras Handlungen nicht allein unweiblich, sondern unmöglich seien — unmöglich für eine Französin, unmöglich für sonst eine gebildete Dame irgend eines Culturvolkes, das würde er allenfalls zugeben; bei Fedora, diesem eigenthümlichen Geschöpf einer launischen Racenkreuzung, bei dieser ganz merkwürdigen Person, in deren Adern sich das Blut des hellenischen Kaiserthums mit dem des kosakischen Stodrussenthums vermischt, soll man sich aber der unwahrscheinlichsten Dinge versehen dürfen.

Ihren ersten Mann, einen uninteressanten Trunkenbold, an den sie von ihrem gewaltthätigen Vater verheirathet worden ist, hat sie ohne Schmerz begraben. Sie ist schön, sie ist reich, sie ist jung. In den gesellschaftlichen Vereinigungspunkten von Petersburg: in den Salons der Aristokratie und

auf dem Eise der Netwa macht sie die Bekanntschaft des vornehmen und sehr verführerischen jungen Lebemanns, Wladimir Andrejewitsch Jarißkin. Die Beiden verloben sich im Geheimen, und ganz im Stillen werden die vorbereitenden Schritte zur Vermählung gethan.

Der erste Aufzug spielt in Wladimirs Wohnung. Wir erblicken als vorderen Raum ein behagliches und reiches Innngesellenzimmer, an welches das Schlafzimmer anstößt. Auch dieses ist durch die breite Thür im Hintergrunde zu erblicken, ebenso sieht man, da der vordere Raum ein Octogon bildet, durch die abgestumpften Ecken des Hintergrundes das an das Schlafzimmer anstoßende Toilettenzimmer. Es ist schon ziemlich spät. Der Kammerdiener wartet auf seinen Herrn. Inzwischen verplaudert er die Zeit mit einem großen Juwelier, bei dem Wladimir im Laufe des Abends vorsprechen wollte, den er aber vergeblich hat warten lassen. Der Herr kommt nicht. Anstatt seiner erscheint Fedora, die sich in großer Aufregung und Beunruhigung befindet. Auch ihr hat Wladimir seinen Besuch für den Abend angekündigt, und auch bei ihr ist er nicht gewesen. Die Angst der verliebten Frau ist um so erklärlicher, als der Anfang des Stüdes gerade in die Tage der allgemeinen Verwüstung fällt: der Zar ist vor einigen Tagen ermordet worden, hinter jeder Thür lauert das schreckhafte Gespenst des Nihilismus. Die Luft ist mit allerlei unheimlichem Zündstoff und dem Staub der explodirten Minen ganz erfüllt, und Wladimir ist der Sohn einer der verhaßtesten Persönlichkeiten von Petersburg, der Sohn des Generals Jarißkin, des obersten Polizeichefs. —

Die Minuten der qualvollen Erwartung werden Fedora entsetzlich lang. Sie öffnet das Fenster, sie blickt auf die Straße, Wladimir kommt noch immer nicht. Endlich wird die Klingel gezogen. Wie befreit athmet sie auf; aber eine furchtbare Enttäuschung harret ihrer. Der Polizeiaгент Gretsck betritt hastig das Zimmer, gefolgt von mehreren seiner Leute. Er bringt Wladimir, von einem Schusse tödtlich verwundet. Der herbeigerufene Arzt erscheint. Wladimir wird im Schlafzimmer auf sein Lager gebettet. Alle machen sich um den Sterbenden zu schaffen. Während die Vorhänge geschlossen werden, wird im vorderen Raume sofort das Verhör begonnen. Ein Zeuge ist gleichzeitig mit Gretsck erschienen: Herr de Siriez, Attaché an der französischen Botschaft. Durch Vernehmung des Kutschers wird festgestellt, daß sich Wladimir, wie in letzterer Zeit schon mehrfach, nach einem entlegenen Stadtviertel hat fahren lassen, wo der Schlitten vor dem Gitterthor, das zu einem ziemlich abgeschlossenen, von öden Gärten umgebenen Häusercomplex führt, gehalten hat. In der Nähe befindet sich ein Schießhaus. Der Kutscher hört, bald nachdem sein Herr den Schlitten verlassen hat, zwei aufeinander fallende Schüsse. Freilich wundert er sich darüber, aber er erklärt es sich eben durch die Nähe des Scheißenstandes. Einige Minuten darauf kommt Jemand schnell auf den Schlitten zu. Der Kutscher meint, es sei sein Herr; der Unbekannte schlüpft indessen schnell vorüber, ohne sein Gesicht

zu zeigen, und entfernt sich hastig. Der Kutischer steigt vom Bod und sieht nun im Schnee Blutspuren. Er ruft um Hilfe, ein Wagen fährt vorüber und hält; diesem entsteigt Herr de Sirieg. Die Beiden folgen nun den Blutspuren, die sie in ein Gartenhäuschen führen. Dort finden sie auf der obersten Stufe der Treppe Vladimir in seinem Blute, im Nebenzimmer einen Revolver, den der Kammerdiener auf das Bestimmteste als die seinem Herrn gehörige Waffe recognoscirt. Er war in letzter Zeit beständig bewaffnet ausgegangen, da er durch einen nihilistischen Drohbrieff um seine Sicherheit besorgt gemacht worden war. Da sich in der Brieftasche Vladimirs alle Werthpapiere unverfehrt vorfinden, gilt es als zweifellos, daß die Nihilisten ihre Drohung ausgeführt haben. Es ist festgestellt worden, daß das Haus acht Monate vorher für einen Studenten, der dort anatomische Präparate herzustellen vorgegeben hat, durch eine Frauenzperson, die etwa wie eine Handelsfrau ausgesehen hat, gemiethet worden ist. Die Miethe ist vorher geregelt worden, man hat den Miether nie gesehen. Als bei dem Verhör des Frauenzimmers gedacht wird, meldet sich der Kammerdiener und sagt, daß ihm jezt erst einfallt, wie sein Herr im Laufe des Abends, gerade als er sich anschickte auszugehen, einen Brieff erhalten habe, der ihm durch ein Frauenzimmer, das den Eindruck eines Dienstboten oder einer Handelsfrau gemacht habe, überbracht worden sei. Der Graf hat der Person mündlich den Bescheid gegeben: „Es ist gut, ich werde kommen!“ und darauf den Brieff in die halbgeöffnete Schublade seines Schreibtisches geworfen. Der Kammerdiener hat das ganz genau gesehen und betheuert auf das allerbestimmteste, daß der Brieff unbedingt noch da sein müsse. Aber der Brieff ist nicht da. Auf die weiteren Fragen des Polizeiagenten meldet Vladimirs Groom, der kleine Dmitri, daß allerdings im Laufe des Abends während der Kammerdiener gerade eine Besorgung machte, ein Herr, der früher bisweilen den Grafen besucht habe, sich nach ihm erkundigt, und nachdem er gehört, daß er ausgegangen sei, erklärt habe, er wolle einige Worte aufschreiben. Der Groom hat ihn in das Cabinet geführt, der Herr hat sich an den Schreibtisch gesetzt, ist aber, während der Groom das Kaminfeuer in Ordnung brachte, sofort wieder aufgestanden mit dem Bemerken, er wolle Vladimir doch lieber sprechen, und hat darauf mit auffälliger Hast das Haus verlassen.

Für Fedora und Gretsich ist nun Alles sonnenklar: Vladimir ist in einen Hinterhalt gelockt worden, die Person, welche den Brieff überbracht, hat gesehen, wie er diesen in den Tischkasten geworfen, und hat die Verschwörer davon benachrichtigt. Einer derselben hat, um den einzigen Gegenstand des Verdachts zu vernichten, den Brieff entwandt. Es handelt sich also nur darum, die Persönlichkeit des Brieffdiebes festzustellen, der wahrscheinlich mit dem Mörder identisch sein wird. Vergeblich bestürmt man den kleinen Dmitri, sich auf den Namen des Mannes zu besinnen, der nach seiner Aussage mehrfach im Hause gewesen ist und dessen Namen er auch

kennt, inzwischen aber wieder vergessen hat. Der Kleine kann sich nicht besinnen. Plötzlich fällt ihm indessen ein, daß der Gesuchte an einem bestimmten Sonntage sich längere Zeit vor dem Hause mit Wladimir unterhalten und sich bei der Gelegenheit vom Hauswart Feuer für seine Cigarre hat geben lassen. Nun wird der Portier vernommen, und dieser bezeichnet als die von Dmitri gemeinte Persönlichkeit den Grafen Boris Spanoff.

„Spanoff!“ bestätigt der Groom mit voller Bestimmtheit. Und Spanoff wohnt gerade gegenüber; man kann die Fenster von diesem Cabinet aus sehen. Sie sind dunkel. Gretsch besinnt sich nicht lange und will sofort zur Verhaftung Spanoffs schreiten. Er begibt sich mit seinen Leuten in das bezeichnete Haus. Mit fieberhafter Aufregung verfolgen die im Cabinet Zurückgebliebenen die Vorgänge im Hause gegenüber: Fedora, Sirieg und die Diensthoten. In den Zimmern wird es hell; man sieht Schatten hin- und herhuschen. Plötzlich sammeln sie sich. „Sie haben ihn!“ ruft Fedora aus. Da wird sie sanft vom Doctor abgerufen. Der Sterbende hat nach ihr verlangt. Sie stürzt in das Schlafgemach, sie ruft ihrem Geliebten einige herzzerreißende Worte zu, dann schreit sie entsetzt auf: Wladimir hat seinen letzten Athemzug gethan. Fedora ist am Sterbebette niedergefunken, die Diener knien nieder, Gretsch kommt zurück, um zu melden, daß Spanoff entflohen ist, und entblößt das Haupt, als ihm bedeutet wird, daß er vor einer Leiche steht. Damit endet der erste Act.

* * *

Der zweite Aufzug spielt in Paris im Salon der reizvollen, geistreichen, oberflächlichen, lasterhaften und anmuthigen Gräfin Soularess, die alle möglichen interessanten Leute empfängt, also auch Nihilisten, und diese sogar mit einer gewissen Vorliebe, — also auch Boris Spanoff, der glücklich aus Petersburg entkommen ist. Fedora gehört ebenfalls zu den Gästen der Gräfin. Sie hat das Gerücht aussprengen lassen, daß auch sie verbannt sei, weil sie hofft, als Genossin des Exils das Vertrauen Spanoffs leichter zu gewinnen und ihm wo möglich ein Geständniß zu entlocken. Sie hat nur noch eine Lebensaufgabe: den Tod ihres Geliebten zu rächen; sie hat ihren Racheplan mit grausamem Scharfsinn ausgearbeitet und sieht im Begriff, ihn in's Werk zu setzen. Sie will Boris Spanoff in sich verliebt machen, um ihn dem Henker zu überliefern. Alles scheint ganz nach Fedoras Wunsch zu gehen. Boris verliebt sich in der That in die schöne, originelle und geistvolle Fürstin. Aber auch Fedora soll erfahren, daß das Spiel mit dem Herzen nicht ganz gefahrlos für sie ist — auch sie fängt an, sich in sehr bedenklicher Weise für den jungen und schönen Boris zu interessieren. Sie schämt sich freilich dieses Gefühls, das sich ihr gewaltsam aufdrängt, und diese Beschämung steigert ihren Rachedurst noch mehr; aber sie gesteht doch selbst Herrn von Sirieg, der ihr vertrauter Freund geworden ist, daß es der innigste Wunsch ihres Herzens wäre, wenn sie sich von der Anschulb

Ipanoffs überzeugen könnte. Wie jedoch die drückenden Verdachtgründe, die gegen Loris sprechen, beseitigen? Gleichwohl wird sie nichts gegen ihn unternehmen, bevor sie sich nicht die völlige Gewißheit verschafft bevor sie nicht aus Ipanoffs eigenem Munde vernommen, daß er Wladimir getödtet hat. Ipanoff selbst wird von russischen Polizeispionen, welche die Regierung des Caren in Paris zur Ueberwachung der Nihilisten unterhält, und die unter dem Befehl von Gretsich stehen, auf das strengste beobachtet. Indessen ist es der Polizei bis jetzt nicht gelungen, irgendwelchen Zusammenhang zwischen Ipanoff und den Nihilisten festzustellen.

Im Salon der Gräfin Olga treffen also Loris und Fedora zusammen, und während die übrige Gesellschaft im anstoßenden Zimmer einer musikalischen Aufführung bewohnt, entspinnt sich zwischen den Weiden eine sehr bewegte Scene. Loris gesteht Fedora seine leidenschaftliche Liebe. Fedora will diese Leidenschaft, die sie im Innern theilt, auf's Aeußerste steigern, um ihm in der zügellosen Aufregung der Sinne das Geständniß seiner Schuld zu entlocken oder den unwiderleglichen Beweis seiner Unschuld zu gewinnen. Sie sagt ihm also, daß sie morgen abreißen werde, da ihre Begnadigung eingetroffen sei. Loris ist verzweifelt. Fedora tröstet ihn. Sie besitzt in Petersburg Einfluß genug, um sicher zu sein, daß sie auch seine Begnadigung durchsetzen werde. Loris entgegnet, er stehe unter dem Verdacht, den Sohn des Polizeimeisters Jarißkin ermordet zu haben, und er werde niemals auf Gnade hoffen dürfen. „Und wenn Du Deine Unschuld beweisen könntest?“ fragt Fedora. „Denn Du bist doch nicht schuldig?“ Loris erklärt sich für unschuldig, aber von Fedora bedrängt, spricht er das Wort aus: „Ich habe allerdings Wladimir getödtet, habe das Strafgericht an ihm vollzogen.“ Er kann dem verzweifeltsten Weibe in dieser Umgebung und zu dieser Stunde die nothwendige Aufklärung nicht geben, aber er wird ihr Alles sagen, sie wird Alles begreifen und Alles verzeihen. Fedora kennt diese Phrasen des Nihilismus. Sie giebt ihm noch für denselben Abend ein Stelldichein in ihrer Wohnung, dort will sie ihn anhören, dort will sie auch ihre Rache vollziehen. Mit dieser Verabredung und mit diesem Gelübde Fedoras schließt der zweite Act.

* * *

Um die mitternächtige Stunde sitzt Fedora in dem eleganten Salon ihres Hotels und brütet und wartet; „und was sie sinnt, ist Schrecken, und was sie schreibt ist Blut.“ Sie schreibt an den General Jarißkin, daß Loris Ipanoff sich zur Ermordung Wladimirs bekannt hat. Durch die von Säulen getragene Vorhalle sieht man den Garten, der im vollen Mondenschein friedlich daliegt. Wie gewöhnlich stellt sich um diese stille Stunde auch Gretsich ein, um ihr über das, was er im Laufe des Tages ausgerichtet und ausgekundschaftet hat, Bericht zu erstatten. Heute zum ersten Mal hat Gretsich etwas Verdächtiges ermittelt. Ein gewisser Platon Sokoleff ist aus

Petersburg mit einer schriftlichen Mittheilung von Valerien Zpanoff, dem Bruder von Loris, eingetroffen. Fedora öffnet ihren Brief wieder und schreibt die Namen der Weiden hinein: Platon Sokoleff und Valerien Zpanoff. Gretsck weiß ferner, daß Sokoleff schon am andern Tage nach Petersburg zurückkehren werde. Fedora theilt dem Agenten mit, daß ihr Tag ergiebiger gewesen ist, daß Loris ihr Alles gestanden hat. Sie hat ihn hierher gelockt, und da die französische Regierung sich weigert, politische Verbrecher auszuliefern, wird sie selbst die Aufhebung Zpanoffs in's Werk setzen. Gretsck und seine Leute halten sich im Garten, den Loris durchschreiten muß, versteckt, das Hotel liegt an der Seine. Fedora hat eine kleine Dampfyacht gekauft und schon verschiedene Vergnügungsfahrten auf derselben mit guten Freunden unternommen. Die zur Bedienung des Schiffes gehörigen Bootsleute werden ebenfalls den Befehlen von Gretsck unterstellt, auch sie sind im Garten untergebracht. Die Diensthoten Fedora's werden zu Bett geschickt, der Portier wird angewiesen, fest zu schlafen und sich nicht zu rühren und zu regnen, wenn er auch verdächtig's Geräusch im Garten hören sollte. Es wird Folgendes verabredet: Sobald Zpanoff das Zimmer verläßt und durch den Garten den Quai gewinnen will, stürzt sich Gretsck mit seinen Leuten auf ihn, knebelt ihn und läßt ihn an Bord der Yacht schaffen, wo er in der untersten Cabine in Sicherheit gebracht wird. Dort verbleibt er bis zum hellen Tage. In der Frühe wird der Kessel geheizt, nicht in der Nacht, da dies Verdacht erwecken könnte, und am Morgen fährt die kleine Yacht die Seine hinunter nach Havre, wo eine russische Fregatte vor Anker liegt und die Ankömmlinge erwartet. Sobald Loris auf der russischen Fregatte ist, ist er auf russischem Grund und Boden, und die französische Polizei hat ihre Rechte verloren. Alle diese Vorbereitungen werden mit größter Pünktlichkeit ausgeführt.

Mitternacht ist vorüber, es ist Alles still, da hört man leise die Gartenthür anlegen, der Fies im Garten knirscht, Gretsck zieht sich schnell zurück, und harmlos geht der leidenschaftlich verliebte Loris in die Falle. Ohne Umschweif bringt Fedora das Gespräch auf die Ermordung Wladimirs. „Ein Act politischer Rache?“ — Aber schon bei dem ersten Wort, das Loris antwortet, erstarrt ihr das Blut. „Keineswegs, eine Liebesgeschichte.“

Und unter dem steigenden Grausen Fedoras erzählt nun Loris die verhängnißvolle Wahrheit. Loris hat sich wider den Willen seiner alten gelähmten Mutter und wider den Willen seines Bruders Valerien mit der Vorleserin seiner Mutter, einer Polin Namens Wanda, im Geheimen vermählt. Wanda hat in Petersburg neue Bekanntschaften angeknüpft, unier andern auch mit Wladimir Wariskin. Loris hat bemerkt, daß Wladimir seiner Frau bedenkliche Aufmerksamkeiten erweist, und er hat Wanda gebeten, den Verkehr mit dem jungen leichtsinnigen Lebemann aufzugeben. Wanda hat ohne Weiteres in den Wunsch ihres Vatters gewilligt, und die flüchtige Bekanntschaft, die sich zwischen Loris und Wladimir auch in Folge der Nachbarschaft ihrer Wohnungen geknüpft hatte, hat sich schnell wieder gelöst. Um die Weihnachts-

zeit will Loris zum Besuche seiner Mutter auf's Land reisen. Auf der Bahn bemerkt er, daß er einige wichtige Sachen, die er für seine Mutter zu besorgen hatte, in seinem Zimmer hat liegen lassen. Er kehrt um, um die Sachen zu holen, und wird den nächsten Zug benutzen. Im Augenblick, als der Schlitten vor seiner Thür hält, bemerkt er, wie die Kammerzofe seiner Frau aus dem Hause Wladimir's tritt, und als sie ihn erblickt, sich schnell zu entfernen sucht. Er setzt ihr nach und bringt sie auf sein Zimmer. In der äußersten Verwirrung gesteht sie ein, daß sie von ihrer Herrin einen Brief an Wladimir gegeben, den dieser in ihrer Gegenwart in den Tischkasten geworfen habe. Sie gesteht, immer unter der Bedrohung ihres Lebens und in der äußersten Angst, daß ihre Herrin öfter heimliche Zusammenkünfte mit Wladimir in einem verlassenen Gartenhäuschen der entlegenen Vorstadt gehabt habe. Das Häuschen sei im Uebrigen nicht bewohnt gewesen. Sie sei an den Tagen der Zusammenkünfte hingegangen, um Lichter und Feuer anzuzünden, den Weiden das Haus zu öffnen, und habe sich dann entfernt. Loris befiehlt der Kammerzofe, genau nach der üblichen Vorschrift zu handeln. Sie soll heute wie an den früheren Tagen Licht und Feuer anzünden. Er schließt sie indessen zunächst ein, geht in Wladimir's Wohnung und verschafft sich unter dem Vorwande, Etwas aufschreiben zu wollen, Eintritt, findet den Brief an der bezeichneten Stelle und begiebt sich nun mit dem Mädchen nach dem einsamen Hause. Er hält sich hinter dem Treppenvorsprunge versteckt, den Revolver in der Hand; das Mädchen neben ihm. Er befiehlt ihr zu öffnen und erklärt, daß er sie bei dem ersten Zeichen oder dem ersten verdächtigen Worte niederschießen würde. Zur angegebenen Zeit wird geläutet, Wladimir kommt zuerst, fragt, ob die gnädige Frau schon da sei, und auf die verneinende Antwort steigt er die Treppe hinauf. Loris hört, wie er ungeduldig auf- und abgeht. Nach einer kleinen Weile kommt Wanda, fragt, ob der Herr schon da sei, und huscht, nachdem das Mädchen die Frage beantwortet hat, vergnügt an den Weiden vorüber, die Treppe hinauf. Loris wirft dem Mädchen seine Börse zu und gebietet ihr, spurlos zu verschwinden. Er wartet einige Augenblicke, geht auch hinauf, öffnet die Thür, welche die Schuldigen nicht einmal geschlossen hatten, und steht mit blizenden Augen den Weiden gegenüber, den Revolver in der Faust. Wladimir, der ihn bewaffnet sieht, zieht seinerseits den Revolver und feuert. Gleich darauf schießt auch Loris. Loris wird leicht verwundet, Wladimir getödtet. Loris entkommt. Er verbirgt sich einige Tage bei seinem Freunde Boroff und kommt dann in Verkleidung unbehehligt über die Grenze. Es ist ihm nicht faßbar, wie die Polizei sofort auf seine Spur hat kommen können.

Das Alles erzählt Loris Fedora, und er beweist ihr die völlige Wahrheit seiner Aussage, indem er ihr Briefe von Wladimir an Wanda vorlegt, die über das strafbare und ruchlose Verhältniß der Weiden nicht den geringsten Zweifel lassen. Wladimir spricht darin mit äußerster Mißachtung von der

reichen Frau, die er heirathen müsse, um seine zerrütteten Vermögens-Verhältnisse wieder aufzubessern. Und das Alles liebt Fedora mit eigenen Augen! Und der Mann, den sie liebt, den zu rächen sie sich zur Lebensaufgabe erkoren hatte, enthüllt sich ihr in seiner ganzen Erbärmlichkeit als Lügner, Ehebrecher und Schuft! Und um dieses Menschen willen steht sie im Begriff, den edlen, unglücklichen Mann, den sie nun von ganzer Seele leidenschaftlich liebt, dem Henker zu übergeben! Ja, sie hat es schon gethan, denn Gretsck wartet vor der Thür, und Gretsck hat vom General Jarißkin die Weisung erhalten, die Sache nun endlich zum Abschluß zu bringen! Das heißt: Boris lebendig oder todt dem Moloch der russischen Gerechtigkeit vorzuwerfen.

Es ist spät geworden. Boris darf nicht länger verweilen, wenn er die Fürstin nicht compromittiren will, er darf auch nicht länger verweilen, um seiner eigenen Ruhe willen; denn er liebt die Fürstin leidenschaftlich. Sie sind allein in der zauberischen Mondesnacht, ihre Sinne sind in äußerster Erregung; er zittert bei ihrer Berührung, er muß gehen! Fedora bittet ihn, beschwört ihn zu bleiben; sie schmiegt sich an ihn, sie hält ihn gewaltsam zurück; er wehrt sie ab, er muß gehen! Nein, er darf nicht gehen! Sie weiß ja, wenn er dies Zimmer verläßt, ist er ein Kind des Todes. Alle Mittel der Beredsamkeit sind von ihr erschöpft, ihr bleibt nur noch ein letztes, um ihn zurückzuhalten: sich ihm hinzugeben. Und sie schwankt nicht — Boris bleibt.

* * *

In den nächsten Wochen erzählt man sich in den Pariser Salons eine lustige Geschichte. Die Lasterzungen sind in eifrigster Thätigkeit: Die schöne Fürstin Fedora Komazoff hat ein offenkundiges Verhältniß mit dem interessanten Flüchtling Boris Spanoff angeknüpft. Die beiden haben in der reizenden Dampfnacht eine lange Vergnügungsfahrt gemacht, ganz originelle und entzückende Flitterwochen zu Wasser durchlebt.

Während sie so in seliger Verschollenheit ganz ihrer Liebe leben, haben sich in Petersburg wichtige Dinge ereignet. Jarißkin ist in Ungnade gefallen und wegen einiger schreiender Gewaltacte schnell von seinem Amte entfernt, und Boris Spanoff, für den sich sein Freund Boroff energisch vermandt hatte, ist begnadigt worden. Siriez meldet diese gute Nachricht Fedora. Aber Siriez ist nicht nur der Ueberbringer dieser guten Nachrichten, er bringt auch bitterböse. Die Gewaltmaßregeln, die den Sturz des alten Generals Jarißkin vor Allem herbeigeführt haben, treffen Boris und mit ihm Fedora in ergreifendster Weise. Jarißkin hat einen gewissen Platon Sotoleff ergreifen, unter dem Vorwande, ihn zu verhören, in sein Cabinet bringen lassen, und Niemand weiß seitdem, was aus ihm geworden ist; er ist auf russische Weise beseitigt worden. Er hat ferner den Bruder von Boris, Valerien Spanoff, unter dem Vorwande, daß dieser an der Ermordung

Wladimir's mitschuldig sei, in einen unterirdischen Kerker der von der Nawa umspülten Festung geworfen, die Nawa ist in der Nacht gestiegen, das Wasser ist in die Zelle gedrungen, Valerien ist ertrunken.

Als Fedora diese graufigen Nachrichten vernimmt, wird sie fast wahnsinnig vor Verzweiflung. Sie selbst hat die Namen von Platon Sokoleff und Valerien Spanoff in den Brief an Jarißkin gesetzt; sie kann nicht daran zweifeln, daß sie die intellectuelle Urheberin dieses fürchterlichen Doppelmordes ist. Und nun kommt Loris zu ihr, ausgeräunt, heiter und guter Dinge, glücklich, um die Briefe in Empfang zu nehmen, die sein Kammerdiener während der anticipirten Hochzeitsreise in der Wohnung der Fürstin abgegeben hat.

Es sind mehrere Briefe und eine Depesche. In Fedoras Gegenwart selbst will Loris Kenntniß von deren Inhalt nehmen. Fedora schaudert. Er öffnet zunächst die Depesche von Woroff; „Du bist begnadigt! Jarißkin ist gestürzt, ich habe den Brief. Treffe Donnerstag fünf Uhr in Paris ein.“ „Also heute . . . in einer halben Stunde! — Aber welchen Brief?“ fragt Loris. Er durchsucht die Briefe und nimmt nur den einen heraus mit dem Petersburger Poststempel, sonderbarerweise nicht von seinem Bruder Valerien, von dem er Nachrichten erwartet. Der Brief ist von Woroff; er ist einige Tage vor der Depesche geschrieben. Woroff theilt ihm darin mit, welche Schritte gethan sind, um eine Begnadigung zu bewirken. Woroffs Vater, ein Freund des Zaren, hat sich auf das Lebhafteste für Loris vermandt. Der Kaiser hat Jarißkin zu sich beschieden, Jarißkin hat auf das Bestimmteste versichert, daß er die Beweise in Händen habe, wie Loris zu den Nihilisten gehöre und Wladimir getödtet habe. Er habe den Beweis in einem Briefe, den eine in Paris lebende Russin an ihn gerichtet habe. Woroffs Vater wird alles Mögliche thun, um in den Besitz dieses Schriftstückes zu gelangen. In einer Nachschrift meldet Woroff das entsetzliche Ende von Platon Sokoleff und Valerien Spanoff. Damit noch nicht genug. Die alte gebrechliche Frau Spanoff hat die Erregung der fürchterlichen Tage nicht überlebt. Die Verbannung ihres ältesten Sohnes, der schauerliche Tod ihres jüngsten hat auch sie getödtet.

Loris bricht zusammen. Sein tiefster Schmerz findet bald einen schauerlichen Ausdruck in dem unmenschlichen Haffe gegen die elende Person, die all' dieses Unheil angerichtet hat. Und Fedora ist Zeugin dieses wahnsinnigen Ausbruchs und hört die Verwünschungen, die der Geliebte in seiner besinnungslosen Verzweiflung gegen sie, die ihm noch Unbekannte, schleudert. Aber er wird sie ja kennen lernen! Woroff hat den Brief, und Woroff ist eben eingetroffen, wie der Kammerdiener meldet. Fedora feilscht mit jeder Minute. Um einige Augenblicke zu gewinnen, überredet sie Loris, noch zu bleiben, Woroff kommen zu lassen, in fünf Minuten kann er da sein, und sie will diese Gelegenheit noch benutzen, um ihn wo möglich versöhnlicher zu stimmen, um ihm zu erklären, was ihm unerklärlich erscheinen muß, um

ihn zu überzeugen, daß sie nichts Böses gewollt hat, daß sie Wladimir haßt, daß sie ihn liebt. Sie wagt erst schüchtern, dann von der Angst gepeitscht, immer zuversichtlicher die Unbekannte zu verteidigen. Vielleicht ist sie doch keine gemeine Spionin, keine feile Denunciantin, vielleicht hat ein edleres Motiv mitgewirkt, vielleicht hat sie Wladimir geliebt, nicht gewußt, weshalb er gefallen ist, hat in Spanoff nur einen erbarmungslosen Mörder dessen gesehen, der ihr das Thuerste gewesen ist. Sie spricht wärmer, die Todesangst macht sie unvorsichtig, Loris schöpft Verdacht und spricht seinen Argwohn aus. Sie gesteht. Er will sie niederschmettern. „Es ist nicht nöthig,“ sagt sie. Sie hat die Kapsel eines byzantinischen Kreuzes, eines Familienstücks, das sie stets an ihrem Halse trägt, geöffnet und in demselben Augenblicke, da Woroff gemeldet wird, den Inhalt in die Tasse Thee entleert und das Gift getrunken. Woroff findet eine Sterbende, und nach einigen Augenblicken haucht Fedora, der Loris noch vergeben hat, ihre Seele aus.

* * *

Das ist der Inhalt dieses erschütternden Schauspiels, das mit der Darstellerin der Heldin steht und fällt. Betrachtet man dasselbe vom Standpunkt der Technik etwas genauer, so wird man bemerken, wie Sardou die Hauptwirkung dadurch erzielt, daß er die wesentlichen Factoren der Handlung hinter die Coulissen verlegt und uns in den auf der Bühne befindlichen Personen die Wirkung dieser unsichtbaren Vorgänge veranschaulicht. Wir sehen nicht den todtten Wladimir, wir sehen nur das Entsetzen, das sein Tod verbreitet; wir wohnen der Haussuchung bei Loris nicht bei, aber wir sehen alle Einzelheiten derselben durch die Augen Fedoras und ihrer Umgebung. Wir leiden mit Fedora, während sie aus dem Munde ihres Geliebten die verhängnißvolle Wahrheit vernimmt, weil wir wissen, daß der Fenster vor der Thür steht, daß Bretsch und seine Gesellen im Gebüsch versteckt auf den armen Loris lauern; wir machen die furchtbaren Seelenkämpfe Fedoras im letzten Aufzuge mit, weil Woroff unterwegs ist, Woroff mit dem Brief, der jeden Augenblick eintreten und die Schuldige entlarven muß.

Wenn uns in allen diesen Scenen die Erfindung und das Geschick des berühmten Schriftstellers in wahrhaft glänzender Weise entgegenreten, so staunen wir doch noch mehr über die Sauberkeit der Ausführung und die völlige Fertigkeit der Arbeit. Da ist kein Wort zuviel, da ist nichts dem guten Glück überlassen, es ist Alles bis auf das Pünktchen über dem i so ausgeführt, wie der Dichter es gewollt hat. Alle Neußerlichkeiten, die Unordnung des Mobiliars, die Stellungen, die Art und Weise, wie die Personen aufstehen, sich setzen, die lebenswahren Unterbrechungen, die dem Laien gar nicht auffallen, in denen aber der Mann von Fach und jeder bühnenkundige Leser die bewußten Neußerungen eines bemerkenswerthen Kunstverständes, die sehr absichtlich angebracht worden sind, um Längen zu vermeiden, um die Theilnahme aufzufrischen und zu beflügeln, erblicken muß — alle diese Einzelheiten, die dichterisch von geringerem Werthe sein mögen,

aber für den Bühnenerfolg eines Werkes von großer Wichtigkeit sind, ja sogar entscheidend mitwirken können, sind hier in wahrhaft meisterhafter Weise durchgeführt. Das ist es, was auch in diesem Stücke einem Jeden, der für die deutsche Bühne schreibt, am meisten auffallen und was ihm zugleich das betrübende Geständniß entlocken muß: diese Sauberkeit und diese Fertigkeit sind bei uns gar nicht zu erreichen!

Es ist wohl möglich, daß ein Stück von poetischerem Werthe in Deutschland geschrieben werden kann, ein so bühnensicheres und theaterfestes Stück kann hier nicht geschrieben werden.

Es kann überhaupt nirgends geschrieben werden, es kann nicht am Schreibpult entstehen, es kann sich nur auf der Bühne selbst bis zu dieser völligen Fertigkeit entwickeln. Wir besitzen kein auch nur annähernd so fertiges Theaterstück wie „Fedora“, und werden auch keines besitzen, so lange die Verhältnisse bei uns bleiben, wie sie sind.

• Es würde im höchsten Grade lehrreich sein, wenn man einen Einblick in das Manuscript Sardous thun und die Veränderungen sehen könnte, die in dem Manuscript vorgenommen worden sind von dem Tage an, da er zum erstenmal auf der Probe erschienen ist, bis zum Tage der ersten Aufführung. Man würde staunen, über das, was auf diesem langen Wege abgestoßen und hinzugefügt, gemildert und verstärkt worden, wie in das Ganze Leben und Bewegung gekommen, wie das Schwerfällige beflügelt, das Steife gelenkig gemacht, das Farblose charakteristisch geworden ist. Wäre dasselbe Stück, das nun die Pariser in helle Begeisterung versetzt, so oder ungefähr so, wie es der Dichter in seiner Arbeitsstube geschrieben hat, zur Aufführung gekommen — es wäre vielleicht ausgegähnt oder ausgelacht worden, weil es eben damals noch ganz unfertig war!

Die stärkste Anschaulichkeit reicht nicht aus, um dem Dichter die Bühnenwirkung wahrhaftig zu verbürgen. Wie wäre es sonst erklärlich, daß sich Dichter und Bühnenkundige, Männer wie Laube und Dingelstedt nach Kenntnißnahme des Manuscriptes oft auf das gröblichste hätten täuschen können, daß sie und alle Andern, die ein Stück aus dem Buche kannten, Dinge übersehen haben, die am Abend der ersten Aufführung einem jeden beliebigen Gevatter Schneider und Handschuhmacher sofort als unmöglich erschienen sind? Ein Bühnenwerk will mit leiblichen Augen gesehen sein, und die französischen Dichter sind in der glücklichen Lage, daß ihnen diese Möglichkeit geboten wird, bevor noch das Publikum zum Zeugen geladen ist, während die deutschen Bühnenschriftsteller ihr Stück thatsächlich zum erstenmal am Abend der ersten Aufführung sehen. Das ist der gewaltige Unterschied! Die viel günstigeren Bedingungen, unter denen ein französisches Stück entsteht, erklären vollkommen die souveräne Ueberlegenheit, deren sich die Franzosen in der Handhabung aller theatralischen Mittel mit Recht rühmen dürfen.

Wenn einer der bekannten französischen Bühnendichter, wenn Augier,

Sardou, Dumas oder ein Anderer dem Theater ein neues Stück bringt, so wird er mit offenen Armen aufgenommen und mit den Ehren eines Fürsten behandelt. Sein Wort ist maßgebend, sein Wunsch Befehl. Ehe noch das Stück in die Hände der Schauspieler gelangt, ist über alles Wesentliche und Unwesentliche nach eingehenden Berathungen das Einvernehmen erzielt, über die Besetzung der Rollen, die Decorationen, die Costüme und Möbel. Sachkundige Männer werden herangezogen, es werden erforderlichen Falls Localstudien gemacht, nicht die geringfügigste Einzelheit bleibt unberücksichtigt. Und erst, nachdem Alles gewissenhaft erledigt ist, beginnen die Proben.

Und was für Proben!

Wochenlang ist das Theater, während am Abend das übliche Repertoirestück gespielt wird, im Laufe des Tages ausschließlich den Proben des einen Stückes zur Verfügung gestellt. Dreißig, vierzig Proben werden abgehalten, und eine jede bringt etwas Gutes, etwas Neues, Förderndes, und was heute unbemerkt vorüberging, stört morgen, wird übermorgen durch etwas Neues ersetzt, das am folgenden Tage vielleicht wieder abgethan wird, bis endlich das Rechte am rechten Fleck steht. Daß aber die Summe von Unwesentlichem auf der Bühne Wesentliches ergibt, weiß Jedermann, der nur einmal mit der Bühne zu schaffen gehabt hat. Eine glückliche Wendung ist im Stande, das bisher Leblose zu beleben; ein kleiner Strich, ja, die Beseitigung eines unüberlegten Wortes kann entscheidend sein für eine ganze Scene. Und wie hilft der Zufall dabei und der Rath der Schauspieler, die da erklären, daß ihnen dies oder jenes „schlecht liegt“, daß sie es lieber anders machen möchten; und wie zeigt sich nun, daß zu diesem oder jenem eine andere Umgebung als diejenige gewählt werden muß, welche dem Dichter vorgeschwebt hatte, — daß dieser Effect, der nach des Verfassers Ansicht gar nicht fehlgeschlagen konnte, völlig verpufft, und etwas Anderes, das dem Verfasser nebensächlich erschienen war, auf der Bühne plötzlich eine ungeahnte Wichtigkeit erlangt. Das alles kann nun gebührend berücksichtigt werden. Die französischen Dichter haben ja Zeit, und der Regisseur steht nicht mit der Hezweitsche hinter ihnen, um ihnen zu sagen, daß am so und so vielen das Stück unbedingt gegeben werden muß!

Es ist auch natürlich, daß dieses stete und ununterbrochene Zusammenarbeiten mit den Schauspielern auf der Bühne dazu beiträgt, die Rollen für die betreffenden Darsteller individueller zu gestalten; wenn die Rolle aber, um den landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, einem Schauspieler „auf den Leib geschrieben“ ist und diesem einen völlig paßt, so paßt sie auch dem andern, weil sie eben lebenswahr ist.

Für Theaterstücke ist der Schreibtisch nichts anderes als die graue Theorie, die Bühne selbst des Lebens goldner Baum; und weil die französischen Dichter des unberechenbaren Vorzugs genießen, ihre Stücke selbst auf der Bühne vollenden zu dürfen, werden sie —, ich meine nicht als Dichter, aber als Theaterschriftsteller — den Deutschen immer überlegen bleiben, so lange

diese sich nicht desselben Vorzugs zu erfreuen haben werden. Ein französischer Bühnenschriftsteller, dem man zumuthete, sein Stück unter den Bedingungen, die bei uns die allein maßgebenden sind, zur Aufführung zu bringen, würde dem Director in's Gesicht lachen, er würde ihn kaum für zurechnungsfähig halten. Der französische Bühnenschriftsteller beansprucht seine dreißig bis vierzig Proben und während der Proben die Alleinherrschaft auf der Bühne.

Wie aber sind die Verhältnisse in Deutschland? — Ich spreche natürlich nicht von den ersten besten Provinzialbühnen, ich spreche von den maßgebenden Kunstanstalten, die berufen sind und berechtigt wären, sich den vornehmsten Pariser Theatern an die Seite zu stellen; ich spreche auf Grund von Erfahrungen, die ich am Burgtheater unter Dingelstedt — über Wilbrandts leitende Thätigkeit steht mir ein Urtheil nicht zu — am Wiener Stadttheater unter Laube und am Berliner Schauspielhause habe machen können. Die Verhältnisse sind an diesen drei Bühnen, die man wohl als ungefähr maßgebend für Deutschland betrachten darf, nahezu dieselben. In den beiden von hervorragenden Schriftstellern geleiteten Wiener Theatern zeigte man wohl den Autoren ein größeres Entgegenkommen und brachte deren bisweilen etwas unregelmäßigem Eingreifen eine wärmere Theilnahme entgegen, als dies bei dem starren Ordnungssinn an der von früheren Schauspielern, Hein und Deek, geleiteten Berliner Hofbühne als zulässig erschien; aber auch dort herrschte im Großen und Ganzen die Auffassung, daß sich die Thätigkeit des anwesenden Verfassers auf den Proben darauf zu beschränken habe, irrige Auffassungen im Einzelnen zu verbessern, nothwendige Striche vorzunehmen, geringfügige Hinzufügungen zu machen, mit einem Worte, jene Arbeit, die man als „Retouche“ zu bezeichnen pflegt, zu verrichten, — immer unter der Voraussetzung, daß dadurch keine zeitraubende Störung eintrete, daß das vorgeschriebene Pensum in der vorgeschriebenen Zeit richtig abgehospelt werde, und daß schließlich die Entscheidung nur dem Director zustehe. Die Möglichkeit einer gründlicheren Umgestaltung, die sich auf den Proben vielleicht als nothwendig herausstellen könnte, ist auch dort ausgeschlossen. Und wenn der Director etwa einen Strich vornimmt, der dem Verfasser unberechtigt oder gar unzulässig erscheint, so bleibt dessen Protest gleichwohl kraftlos. Man erinnert sich eines von den Zeitungen gemeldeten Vorfalls, der sich zwischen dem früheren Director des Burgtheaters und dem jetzigen, zwischen Dingelstedt und Wilbrandt, als dieser noch in dem einfachen Verhältniß eines Dichters zum Burgtheater stand, abgespielt hat. Zwischen den Beiden kam es bei den Proben zu dem Wilbrandt'schen Schauspiel „Die Töchter des Herrn Fabricius“ zu einer heftigen Auseinandersetzung, da Dingelstedt eine Stelle gestrichen hatte, die Wilbrandt für wichtig und nothwendig hielt. Wilbrandt verließ die Probe und wollte das Stück zurückziehen. Schließlich gab er aber doch dem Drängen und der Vermittlung der Schauspieler nach. Das Schauspiel, wurde so, wie es Dingelstedt gewollt hatte, aufgeführt, und der Director hatte seinen Willen durchgesetzt.

Aber gleichwohl ist die dem Autor eingeräumte Mitwirkung an der Ausführung seiner Stücke in Wien eine viel erheblichere als in Berlin. Es ist ja ganz natürlich, daß die Beziehungen zwischen Schriftsteller und Schriftsteller innigere sind als die zwischen dem Schriftsteller und dem früheren Schauspieler, der, sobald er Director des Schauspielhauses ist, sich als Beamter fühlt und über den Anforderungen an seine künstlerische Thätigkeit auch die des königlichen Dienstes niemals aus den Augen läßt.

Im Allgemeinen ist das Verhältniß in Deutschland so: bei uns fühlt sich der Autor, der in Frankreich Hausherr ist, während der Proben seiner Stücke auf der Bühne als Gast — und nicht immer als ein willkommener Gast, oft als geduldeter, den man hat einladen müssen, weil es eben nicht gut anders geht. Seine Bemerkungen werden fast ohne Ausnahme mit deutlicher Zurückhaltung, oft sogar mit unverhohlenem Mißtrauen aufgenommen. Man bestreitet ihm zwar nicht die Fähigkeit, ein Stück zu schreiben, aber die Fähigkeit, bei dessen Verwirklichung auf der Bühne thatkräftig mitzuwirken, wird ihm nur in sehr beschränktem Maße zuerkannt; und wenn er das Recht hat, für die Bühne zu arbeiten, sein Recht, auf der Bühne zu arbeiten, wird stark angezweifelt und wird ihm in jedem Streitfall sogar einfach abgesprochen. Mit dem Augenblicke, da er das in seiner Arbeitsstube abgeschlossene Stück aus den Händen giebt, begiebt er sich nach den hiesigen Auffassungen des Rechtes der weiteren Einwirkung darauf. Er ist ungefähr in der Lage des Vaters, der sein Kind verheirathet hat; so lange es im Hause war, war er der Vater, von dem Augenblicke an, daß es den Bund mit der Direction eingegangen ist, ist er der Schwiegervater, der nicht immer gern gesehen wird.

Der Regisseur oder Director, oder wie er sonst heißen mag, der das Stück in Scene setzt, hegt gegen den etwas unbequemen Nachbarn, den neben ihm am Regietische sitzenden Autor, ein argwöhnisches Gefühl, daß dieser in seine unveräußerlichen Rechte eingreifen könnte. Wenn der Autor nach den Auffassungen des Regisseurs eine zu umfangreiche Thätigkeit entwickelt, so muß er es sich gefallen lassen, daß er von diesem in die Schranken des herkömmlichen Wohlverhaltens zurückgewiesen wird; und ist der Autor, der sich während dieser Vorbereitungszeit in einer sehr erklärlichen nervösen Ueberreiztheit befindet und es nicht vergessen kann, daß man schließlich doch sein Werk da verarbeitet, nicht so nachsichtig und sanftmüthig, wie der Regisseur es wünscht, kommt es zwischen den Beiden zum Austritt, so endigt dieser damit, daß der Verfasser das Haus verlassen muß, und der Regisseur in den ungestörten Vollbesitz seiner Befugnisse wieder eintritt. Es spielt keine Rolle, daß der Verfasser an seinem eigenen Werke doch einen ungleich größeren Antheil hat als derjenige, der es zur Aufführung vorbereitet — es ist lediglich eine Frage des Hausrechts und des Hausfriedensbruches.

Der verstorbene Director des königlichen Schauspielhauses, Hein, war gewiß ein in mannigfachen Beziehungen befähigter Mann, und er hatte auch

viel gelernt; aber ich glaube mich an dem Todten nicht zu verjündigen, wenn ich erkläre, daß er doch in jeder Beziehung recht viel unbedeutender war als Gukow. Nun, bei dem letzten Stücke, das von Gukow hier aufgeführt worden ist, „Der Gefangene von Mek“, ereignete sich zwischen den Beiden ein derartiger, ebenso betrübender wie lehrreicher Zwischenfall, dessen sich Hein noch in späteren Jahren mit besonderem Wohlgefallen rühmte, und der mir im vollen Umfange von Gukow selbst bestätigt worden ist. Gukow, der nebenbei bemerkt auch selbst als praktischer Dramaturg durch lange Jahre thätig gewesen ist, war bei den Proben seines Schauspiels zugegen. Der berühmte Dichter machte, wie dies doch sein unzweifelhaftes Recht war, hier und da Ausstellungen, ertheilte, wenn auch unerbetene Rathschläge und bemühte sich mit einem Worte, daß sein Schauspiel in einer Weise zur Aufführung käme, die seinen Absichten am meisten entsprechen würde. Hein wurde durch dieses beständige „Dareintreden“, wie er es nannte, aufgeregt; er befürchtete, daß seine Autorität erschüttert würde, wenn die Schauspieler sähen, wie noch ein Anderer als er ein Wort mitzusprechen hätte; er verwies Gukow sogar in ziemlich barscher Weise zur Ruhe, und als dieser sich die Zurechtweisung nicht gefallen lassen wollte, entspann sich ein Streit, der damit endete, daß Hein Gukow mit dünnen Worten aufforderte, die Bühne zu verlassen. Man überdenke die Situation: Hein, der Gukow bei der Einstudirung eines Gukow'schen Werkes zum Tempel hinauswirft! Man übertrage sie nach Frankreich und frage sich, ob der Fall möglich wäre, daß Sardou bei der Einstudirung eines seiner Stücke an die Luft gesetzt würde von — ja, von wem? Wie heißt der französische Hein? Keiner von uns kennt seinen Namen. Und das ist geschehen und ist von den öffentlichen Blättern vermerkt worden, ohne daß sogar das theilhaftige Theaterpublikum ein besonderes Interesse an den Tag gelegt hätte, oder daß dem Director Hein daraus irgend welche Unannehmlichkeit erwachsen wäre. In Frankreich wäre ein derartiger Vorfall nichts anderes gewesen als die große Tagesfrage für den „Figaro“, als der „scandale d'hier“.

Aber ganz abgesehen von der gründlichen Verschiedenheit in den Verhältnissen des französischen und des deutschen Autors zu den Schauspielern und der Regie werden die deutschen Autoren und deren Werke vor allem durch die völlig ungenügende Vorbereitung geschädigt. Von den Provinzialbühnen spreche ich nicht, denn da sind die Verhältnisse geradezu fürchterliche, ich spreche immer noch von den begünstigten ersten Theatern, wo es den fleißigen Schauspielern vergönnt ist, wenigstens Herren des Wortes zu sein, „fertig zur Probe zu kommen“, wie sie es nennen.

Für ein deutsches Schauspiel, das keine größeren scenischen Schwierigkeiten darbietet als etwa die Schauspiele von Augier, Sardou, Dumas, werden bei uns in der Regel fünf Proben anberaumt; nur in Ausnahmefällen wird noch eine oder werden gar noch zwei Proben hinzugefügt.

Gewöhnlich ist der Verlauf der — nehmen wir an, daß es sich um

ein Schauspiel in vier Acten handelt —: am ersten Tage werden die beiden ersten Acte sorgfältig durchprobirt, die Auf- und Abgänge werden festgestellt, die Stellungen geordnet, wichtige Scenen werden wiederholt, bisweilen sogar ein ganzer Act, und dann ist die Zeit soweit vorgerückt, daß die Probe geschlossen werden muß. Am zweiten Tage wird mit der anderen Hälfte des Stückes ebenso verfahren. Am dritten Tage wird das Stück zum erstenmal durchgespielt. Der Regisseur richtet an diesem Tage an den Verfasser gewöhnlich die höfliche Bitte, nicht zu unterbrechen, damit man sich eine Vorstellung von dem Ganzen machen könne. Gleichwohl sind die Unterbrechungen noch ziemlich zahlreich, da die Schauspieler noch nicht sicher sein können und die schwierigeren figurenreichen Scenen noch durchaus nicht klappen wollen. Mit demjenigen Acte, welcher diese schwierigeren Scenen enthält, wird am vierten Tage gewöhnlich begonnen, weil da die Schauspieler noch am frischesten sind, also sagen wir mit dem dritten Acte. Darauf folgt dann der erste, dann der zweite, und wenn alles gut geht, auch noch der letzte. An diesem Tage sind Unterbrechungen in der That schon mißlicher und von irgend welchen erheblichen Veränderungen kann nicht mehr die Rede sein, da die Schauspieler nur dann ihr Bestes geben können, wenn ihnen der mechanische Wortlaut gar keine Schwierigkeiten mehr bereitet, eine jede Veränderung aber, selbst die geringfügigste, ein kleiner Strich, ein umgestellter Satz die Darsteller befangen macht, ängstigt und verstimmt. Mit trüben Gedanken verläßt der Autor die Probe am vierten Tage. Er sieht, wie es noch an allen Ecken und Enden hapert, wie noch Lücken klaffen, die ausgefüllt werden müßten, und Längen schleppen, die auszumerzen wären; aber er kann nichts mehr thun, und der Director, der die so beliebte Routine besitzt, tröstet ihn und sagt: „Es wird schon Alles gut werden; morgen bei der Generalprobe werden Sie Ihre Freude haben.“ Und dann kommt die Generalprobe, bei der gar nicht mehr unterbrochen werden darf, und dann kommt die Aufführung! Jetzt, da das Stück eben aus dem Rohsten herausgearbeitet worden ist, da die eigentliche Arbeit erst beginnen sollte, — jetzt ist sie schon gethan. Der französische Autor hat nun noch fünfundzwanzig bis dreißig Proben! Es wäre doch unbegreiflich, wenn ihm während dieser fünfundzwanzig Tage reizvoller, anregender Arbeit in Gemeinschaft mit intelligenten und willigen Künstlern nichts mehr einfallen sollte, wenn diese lange, gewissenhafte Arbeit dem Werke nicht in jeder Beziehung förderlich wäre. In dem Augenblicke aber, da der französische Bühnendichter die eigentliche feine Ausarbeitung anfängt, hat der Deutsche die seinige bereits abschließen müssen!

Ist es bei solchen Verhältnissen zuviel gesagt, wenn die Behauptung aufgestellt wird, daß wir in Deutschland unter Umständen zwar gute dramatische Dichtungen, aber nach Lage der Dinge kein einziges fertiges Theaterstück besigen können?

Die deutschen Bühnenschriftsteller, die von der Unzulänglichkeit der

vorbereitenden Arbeiten tief durchdrungen sind, suchen dem Schaden, unter dem Alle zu leiden haben: die Directoren, das Publicum und sie selbst, so weit es eben thunlich ist, abzuhehlen. Die sogenannten „Probirbühnen“ sind so ein dürftiges Surrogat für den Ausfall der nothwendigen Proben. Der Autor, der sich eigens nach einer kleinen Residenz oder größeren Provinzialstadt begiebt, um dort sein Stück einzustudiren, darf von vornherein einer freundlichen Aufnahme gewiß sein; und wenn es gestattet ist, hier eine persönliche Bemerkung einzustreuen, so möchte ich erwähnen, daß ich da die angenehmsten Erfahrungen gemacht habe: dreimal in Weimar unter Baron Voß und Otto Devrient, in Dessau unter v. Normann und Schönfeldt, in Hamburg unter Pollini und Varnay, habe ich am dritten Tage den Gang der Probe unterbrochen, wesentliche Veränderungen, die ich als nothwendig erkannt hatte, vornehmen und auch nach der Aufführung noch Erhebliches umgestalten können, so daß ich den wichtigen Hofbühnen ein, ich bin weit entfernt zu sagen: theaterfertiges, aber doch nicht ganz und gar unfertiges Stück einreichen durfte. Es erscheint mir demnach auch nicht billig, wenn in den hauptstädtischen Blättern, wie dies neuerdings sehr oft geschehen ist, laute Beschwerde darüber erhoben wird, daß die deutschen Bühnendichter mit ihren Stücken erst über alle andern deutschen Bühnen ziehen, bevor sie es dem Urtheil der Hauptstadt unterbreiten. Es erscheint mir als völliges Verkennen der wahren Verhältnisse, wenn man darin den mangelnden Respect an der Competenz des hauptstädtischen Publicums erblickt. Es ist im Gegentheil nur ein Beweis der schuldigen Achtung und ein Zeugniß für das begreifliche Verlangen des Schriftstellers, seinen wichtigsten Richtern, die schließlich die maßgebende Stimme haben, eine möglichst geäußerte und abgeschlossene Arbeit zu bieten.

Brauche ich noch besonders hervorzuheben, daß diesen Zeilen eine jede reformatorische Tendenz fernliegt? Nichts wäre undankbarer als den unfruchtbaren Entwürfen zur Hebung des deutschen Theaters noch einen neuen hinzuzufügen und eine Reform zu predigen, die sich, wie die Dinge bei uns liegen, gar nicht durchführen ließe. Unser Theaterpublicum ist im Verhältniß zu Paris ein geringes, oder vielmehr: bei uns zerplittert sich die Schaulust in viel größerem Maße. Unsere Bühnen müssen, wenn sie sich lebensfähig erhalten wollen, daher ungleich mehr Neues bieten als die Pariser, und die Mannigfaltigkeit und der beständige Wechsel des Repertoires schließt bei uns schon die Möglichkeit aus, auf die Einstudirung der einzelnen Stücke dieselbe Sorgfalt zu verwenden, die in Paris darauf verwandt werden kann. Aber diese Zeilen bezwecken allerdings, den Leitern unsrer Bühnen die ihnen freilich nicht ganz unbekannte Wahrheit in's Gedächtniß zurückzurufen, daß gar nicht oft und gar nicht gründlich genug probirt werden kann, die deutschen Zuhörer aber milder zu stimmen und es ihnen erklärlicher zu machen, wenn das theatralische Können ihrer dramatischen Schriftsteller Stückwerk ist und bleibt.



Illustrirte Bibliographie.



Amor und Psyche. Episches Gedicht von H. Hamerling. Mit Illustrationen von Paul Thumann. Leipzig, A. Tise.

Schon in einem früheren Hefte haben wir auf dieses Prachtwerk hingewiesen, dessen Inhalt ja auch im Uebrigen den Lesern dieser Blätter nicht ganz fremd ist. Haben doch diese erst vor einigen Monaten ein Bruchstück aus der Hamerling'schen Dichtung veröffentlicht.

Den Inhalt derselben könnten wir ohne hin als bekannt voraussetzen. Hamerling hat sich fast ganz treu an das Märchen des Apulejus gehalten. Und er hat weise daran gethan. Denn trotz aller Entstellungen, die der ursprünglich wohl volksthümliche Stoff in der gelehrten Bearbeitung der Alten zu erdulden gehabt hat, sind auch dort die lieblichen Grundzüge so vollkommen und rein erhalten, daß Erfindung kaum daran verbessern kann.

Das Märchen von Amor und Psyche ist eines der sprechendsten Beispiele von der unvergänglichen Lebenskraft der echt dichterischen Vorbürfe. Den Wandel der Zeiten, die Verpflanzung von Volk zu Volk, den Umsturz

aller Culturen, aus denen es entstanden, und der Religionen, denen es sich angeschmiegt — Alles das hat es überdauert, und noch heute braucht der Dichter blos darauf zu hauchen, und alle verrotteten Guthaten schwinden und das rein Menschliche tritt in unübertrefflicher Frische prangend hervor.

Robert Hamerling ist ein wirklicher Dichter: das braucht der Welt nicht erst gesagt zu werden. Er hat lärmende Erfolge gehabt, anerkennenden Widerspruch erfahren, und nachdem das Alles verrauscht, ist uns seine Gestalt bekannt und lieb geblieben, und die echten Züge derselben sind uns immer deutlicher entgegengetreten. Er besitzt eine scharfe Eigenthümlichkeit, die sich dem Gedächtnisse leicht einprägt; er weiß das auch sehr wohl und sucht meist gerade seine Besonderheiten hervortreten zu lassen. In dieser Dichtung indeß hat er eine Ausnahme gemacht und hat sich dem Stoffe völlig unbefangen hingegeben. So erreicht er ziemlich nahe den einfachen Ton,



(Aus Hamerlings „Amor und Psyche“, Leipzig, A. Tzsch.)

der sich für den Gegenstand schickt, und die Schönheiten stellen sich ihm doch ein, auch ohne daß er sie sucht. Ueber dem Ganzen liegt wirklich ein Glanz antiker Einfachheit, der nur selten durch Modernes unterbrochen wird. Hamerling ist nicht zum ersten Male in die antike Welt eingetreten. Seine Aspasia, wenn sie auch als Roman von nur mäßigem Interesse ist, schätzen wir Alle wegen des feinen Verständnisses und der wohlthuenden Begeisterung, womit das Alterthum geschildert wird. Hier befindet sich Hamerling auf demselben Boden und zeigt auf ihm dieselben edlen Eigenschaften. Das wirkliche Leben behandelt er hier allerdings mit einer gewissen Scheu, die der Stoff wohl gebietet. Der paphische Dienst, an dessen Gebräuche das Märchen anknüpft, ist mit orientalischen Gebräuchen so zersezt, daß man zu ihm freilich keine Neigung fassen kann. Aber dadurch erhält dieser Eingang des Gedichts, da Hamerling wohl begriffen, er dürfe auch nicht gegen jene Gebräuche eifern, etwas Trodenes, Kaltes, es klingt wie eine akademische Rede: der Mann geht um den Kern der Sache

herum und glaubt uns mit Nebelblumen für seinen Mangel an Aufrichtigkeit entschädigen zu können. — Das soll nicht hart klingen. Der Punkt ist sehr zart und jedes Wort legt ihn in eine starre, nie ganz passende Form. Hamerling ist sicherlich durchaus ehrlich zu Werke gegangen, und was sich dem Stoffe abgewinnen ließ, das hat er auch gewonnen: wenn man sich nicht befriedigt fühlt, so muß man sich eben über den Stoff beklagen, den der Dichter begreiflicher Weise auch nicht umändern mochte, und nicht über diesen. So wie Psyche von der Windsbraut ergriffen und fortgeführt wird mitten in die Märchenwelt hinein, geräth auch der Erzähler sofort



(Aus Hamerlings „Amor und Psyche“, Leipzig, A. Litz.)

in das frischeste Fahrwasser. Dieses seltsame Gemisch von hellenischer Empfindung und orientalischen Zuthaten, die das Märchen auf dem üppigen Boden Kleinasiens, dem Orte seiner endgültigen Fassung angenommen, sagt Hamerlings Wesen außerordentlich zu. Die Schilderungen von dem Zauberorte und dem verschleierten Liebestraum sind von großer Schönheit und von keuschestem Reize. Diese natürliche, ungekünstelte Zartheit der Behandlung ist der höchsten Anerkennung werth. Hamerling hat hier den sichersten Geschmack bewiesen, indem er es vermied, irgendwie die Sinnlichkeit in seine Dichtung hineinspielen zu lassen. Der ganze Charakter des Stoffes verbot das auf das Entschiedenste, und das Körperlose der Handelden giebt der Handlung erst den eigentlichen Zauber, der das Märchen glaubhaft macht.

Wir können den Dichter nicht durch alle Theile seines Werkes begleiten. Es genüge zu sagen, daß sie alle gleich werthvoll sind, ja daß bei der Schilderung der Schwester-

richen Mänke, des hereinbrechenden Unglücks, der Zerrfährten und der endlichen Erlösung Psyches die Schönheiten sich eigentlich steigern. Der wohlklingende Vers, die schwingvolle Sprache und die poetische Kraft — alles Eigenschaften, die bei Hamerling nicht erst betont zu werden brauchen, geleiten den Leser rasch bis zum Ende. Nur zwei Bemerkungen seien hier noch gemacht. Die eine trifft das Spielen mit dem Namen Psyche. Hamerling ist sonst Allem, was nach Allegorie schmeckt, sorglich aus dem Wege gegangen. Aber oft genug braucht er die Anrede „Mein Seelchen“. Und wenn man nicht jedesmal darauf achtet, so erinnert man sich doch bisweilen, daß das



(Aus Hamerlings „Amor und Psyche“, Leipzig. A. Tzsch.)

die Uebersetzung von Psyche ist, und obwohl man es Hamerling gewiß nicht zutraut, daß er seine Leser mit Tiefdeutigkeit und Geheimnißkrämerei behelligen will, so wird man doch zerspreut, wäre es nur durch eine flüchtige Erinnerung an allen den mystagogischen Unsinn, zu dem dieses Märchen hat herhalten müssen. Aber das ist eine Kleinigkeit. Die andere Ausstellung ist dagegen ernsthafter. Es ist entschieden störend, wenn Hamerling in seinen leichtgeschürzten Olymp auf einmal die ernsthafte deutsche „Minne“ einführt. Hat er das Märchen dadurch zu vertiefen geglaubt? oder ist es nur ein unglücklich gewähltes Wort? Sicher ist, daß es gar nicht hierher paßt, und daß es kaum besser wirkt, als der Schluß eines platten Stammbuchreimes.

An dem vorliegenden Buche hat ein zweiter Künstler mitgewirkt, der allmählich zu einem der Lieblinge des deutschen Volkes zu werden scheint. Man kann die Straßen unsrer Städte nicht mehr durchwandeln, ohne fast auf Schritt und Tritt einem Werke Humbanns zu begegnen. An dieser Ecke steht uns, in Oel gemalt, einer seiner schönen Frauentöpfe entgegen, in der nächsten Auslage treffen wir gleich eine ganze Reihe von Lichtdrucken seiner Zeichnungen zu Chamisso's Gedichten, in einem dritten Laden einige große Photographieen — kurz, überall wird man an ihn erinnert, und

er ist einem so gegenwärtig, daß man auf große Entfernung schon, wenn man nur die ehlen Umrisse eines Kopfes und Nackens dargestellt sieht, „Thumann!“ sagt und sicher ist, sich nicht geirrt zu haben. Vereidenswerther Künstler, dessen Werke uns überall auf der Gasse entgegentreten und von Jedermann freundlich begrüßt werden. Und das mit Recht. Denn seine Kunst ist nicht die gefällige Dirne, die sich ein Allersüßstes zurechtgeschminkt hat, sondern ein frisches Mädchen von ungekünstelter Anmuth, hinter dessen Lächeln keine Berechnung lauert. Wenn irgend Jemand, so war Thumann berufen, gerade dieses Buch auszuschnüden. Für die liebliche Psyche und den holden Gros hätte kein Anderer die zarte Linie gefunden. Auch wer diese Blätter noch nicht gesehen hat, wird von vornherein keinen Zweifel daran hegen; und die Proben, die diese Zeilen begleiten, sollen diesen Satz nicht erst bestätigen. Thumanns



(Aus Hamerlings „Amor und Psyche“, Leipzig, A. Tzsch.)

Ausdrucksvermögen ist vielleicht gar nicht sehr umfangreich, aber innerhalb seiner Grenzen ist es beinahe vollkommen. So wollen wir nicht daran mäkeln, daß sein Olymp eine ziemlich wunderbare Versammlung ist, die eigentlich den Offenbach herausfordert, daß seine Aphrodite der Hoheit entbehrt — vielleicht ist es ihm eben nicht gegeben, Derartiges darzustellen. Aber abgesehen von diesen zwei Blättern hat man eine rechte Herzensfreude, völlig ungetrübt, an diesem Werke. Auch Thumanns Humor (wir rechnen dahin das Blatt mit dem Satyr) ist durchaus glücklich. Und im Ganzen erhält man aus diesen Zeichnungen den stärksten Eindruck von dem Können des Meisters. Neben der reinen Linienführung drängt sich die Sicherheit und Kraft und Vielseitigkeit, womit er die Bewegungen ausdrückt, der Bewunderung auf. Wir haben Thumann schon so manchen genussreichen Augenblick zu danken gehabt, aber noch nie die aufrichtige Freude über seine Leistungen und die Achtung vor seiner Fertigkeit so stark empfunden wie vor diesem Werke.

Anerkennung scheint dem Buche nicht zu fehlen, denn in diesen Tagen erscheint bereits die dritte Auflage. Die Ausstattung des Ganzen ist übrigens der beiden Namen, welche das Titelblatt zieren, würdig. Wir können es uns ersparen, von dem Einbände, dem Papier, dem Drucke zu reden. Das Alles entspricht ziemlich genau der Ausstattung von Frauen-Liebe und Leben und von all' den gleichartigen Prachtwerken, die in Tzsch's Verlage erschienen sind, und die wir seiner Zeit nach Verdienst gerühmt haben. Es ist reich, gediegen und geschmackvoll. Nur ein Wort sei der Illustration gewidmet. Sie ist in den Bruckmann'schen Werkstätten ausgeführt worden und beansprucht das höchste Lob. Zur Rechtfertigung desselben, so weit es die Holz-

schnitte betrifft, können wir auf unsere Proben verweisen. Aber wenn wir von den Lichtbruden, die wir ja hier nicht wiedergeben können, sagen, daß darin wieder einmal das Höchste geleistet ist, nicht nur bezüglich der Treue, sondern auch der Schönheit an sich, so wird uns das Jeder wohl glauben, der die Leistungen jener berühmten Werkstätten kennt.

Rafaella. Novelle von G. zu Puttliß. Stuttgart, Richter und Kappeler.
Die liebenswürdige Erzählung von Puttliß hat sich rasch die Herzen erobert. Er



(Aus Puttliß „Rafaella“, Stuttgart, Richter & Kappeler.)

that mit ihr einen Schritt aus seiner eigentlichen Gewohnheit heraus. Denn gewöhnlich führt er uns auf heimischen Boden; und dahin folgen wir ihm auch am liebsten, denn hier fühlt er sich am sichersten, und hier weilen wir gern. Aber gerade eine Ausnahme zu machen, lohnt sich häufig auf das Beste. Das hat er erfahren, als er diese seine italienische Novelle schrieb. Ihre Gattung gehört zwar im Grunde zu den überwundenen, und wir verzeihen es fast nur noch dem Meister Heyse, uns von der lieben Heimath weg in das Belsche zu versetzen. Aber Puttliß hat das Glück gehabt, nicht mit dem platten Novellisten, die ihre Begeisterung erst unter blauerem Himmel suchen müssen, zusammengeworfen zu werden. Seine Novelle ist auch etwas Besseres, als diese Abkochungen der Unfähigkeit. Für sie ist Italien wirklich der natürliche Boden, und sie ist dabei anziehend genug, das Lesen zu lohnen. Im Uebrigen kämen

wir wohl zu spät, wenn wir heute von einem Buche, das Jedermann kennt, ausführlich reden wollten. Es ist eine anmuthige, fesselnde, wahre Erzählung, mit großer Kunst dargestellt — das wissen wir ja Alle, und Niemand wird es bestreiten. Wir haben heute das Buch nur genannt, um zu erwähnen, daß es in einer illustrierten Ausgabe erschienen ist. Von den Bildern geben wir eine Probe. Sie sind durchaus geeignet, den Reiz des Werkes zu erhöhen, und wenn sie ihm nicht neue Freunde zuführen (was wohl nicht erst nöthig ist), so werden sie den alten eine Freude bereiten. ck.

Alexei. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel.

Dieser Alexei ist Jaar Peters unglücklicher Sohn, dessen dunkles Schicksal schon so Mancher mit seiner Dichtung aufzuhellen versucht hat. Das Kruse zu diesem Stoffe verlockt hat, ist indessen wohl schwerlich die Anekdote, die doch immer eine dürftige Unterlage für ein Schauspiel bleibt. Er hat wohl gleich von vornherein den scharfen Gegensatz des Wesens zwischen Vater und Sohn aufgefaßt und daraus die Dichtung entwickelt. Nach seiner Art — und sie ist wohl die gute — ist er dem geschichtlichen Gergange möglichst genau gefolgt; er hat ihn nur dichterisch lebendig gemacht, indem er ihn aus den Charakteren entwickelt. Und auch diese sind im Großen geschichtlich. Aber man muß sehen, wie er sie beleuchtet! Peter rastlos und rücksichtslos, das eingeseifte Zielbewußtsein, Mentschikoff, den gemein verwegenen Sklaven, ein Abbild der allmächtigen Freigelassenen aus der Cäsarenzeit, Alexei kränkelnd, ruhebedürftig, voll schlummernder Poesie, und die selbstlose Afrosimja, die ihn zum Mann zu ergänzen trachtet. In dieser Schärfe der Charakteristik ist Kruse unerreicht. Sie zeigt sich auch in den Nebenfiguren, in dem feingeforderten Höslingspaare Tostoi und Kumanzow, in Katharinin, und vor Allem in Charlotte von Braunschweig, Alexeis Gattin. Das ist auch eine Gestalt, die Schwächer und Dichter genug in Athem gehalten hat; aber ihrer Keiner hat sie so wahr, so liebenswürdig gesehen wie Kruse, der frei von aller Empfindseli sie menschlich fehlen sieht. Ihre wenigen Auftritte sind Muster realistischer Kraft und Schönheit. Vor Allem der Abschied der Sterbenden von Peter, eine wahre Perle der Charakteristik. Man fühlte sich versucht, die ganze Scene hieherzusetzen; allein das verbietet sich eben. Die rührenden Bitten Charlottens und Peters Tröstungen: das ist Alles so einfach und wahr und darum so schön. Machen wir uns doch klar, wie viel der Dichter verwerfen mußte, um zu dieser Einfachheit durchzudringen. Seine Kunst ist eine gewisse Selbstentäußerung, ein Verzicht auf das Blendende zu Gunsten des Echten. Den Gang der Handlung darzulegen, ist nicht der Ort. Wer ihn genau betrachtet, wird sich überzeugen, daß die Straffheit, die man anfänglich daran vermißt, nur anscheinend fehlt. Auf der Bühne müßte dieses Stück, das zugleich ein mächtiges Geschichts- und Volksbild ist, von großer Wirkung sein. Die Schwierigkeiten: der häufige Wechsel des Schauplatzes und die große Zahl der Handelnden, sind doch nur scheinbare. Doch bei der Zurückschätzung, womit unsere Bühnen Kruse behandeln, ist kaum Aussicht, das Stück so bald zu sehen. Man lese es aufmerksam und unbefangen, und man wird finden, daß er mit einer Menschenstimme redet, die schöner ist als das tönende Erz, das einem so manchmal von der Bühne entgegen donnert.

Auf Reisen. Briefe eines Dilettanten. 373 S. Wien, 1882. Carl Konegen.

Es ist schade, daß der Verfasser der hier anzuzeigenden, geistreich und lebhaft geschriebenen Reisebriefe sich nicht genannt hat. Gar mancher Reisebeschreiber, namentlich gar mancher aus Italien heimkehrender Reisebeschreiber, hat seinen Namen ungeschämt vor ein Buch gesetzt, das viel schlechter war, als das vorliegende, oder, um mich höflicher auszudrücken, nicht entfernt die Vorzüge dieses letzteren erreichte. Es ist immerhin ein Kunststück, die bald nicht mehr übersehbare Geschichts-, Kunst- und Touristenliteratur des von Reisenden jeder Sorte überschwemmten Italiens noch um

ein weiteres interessant geschriebenes Buch zu vermehren. Aber unser „Dilettant“ — M. v. W. unterzeichnet er seine Widmung an einen Freund und scheint seines Zeichens Maler oder verglichen zu sein — schildert lebhaft, plaudert geistreich, beschreibt gut und ist — die Hauptsache — ein Mann von jener gründlichen, positiven Bildung, ohne die überhaupt Niemand einen Reisepaß gerade nach Italien erhalten sollte. Im Anfang des Buches nehmen die Schilderungen und Anpreisungen gewisser Gemälde, die dem Verfasser das Herz besonders mit Freude und Entzücken füllen, einen wohl etwas zu großen Raum ein. Aber das gleicht sich später aus und wir folgen mit Vergnügen der weiteren Fahrt des „Dilettanten“ nach Rom, Neapel, Sicilien, an die Riviera und nach Spanien. Wer diese Länder schon gesehen, wird sich die Erinnerung daran gern durch diese „Reisebriefe“ wieder auffrischen lassen. Bei Rom hätte hervorgehoben werden können, daß Goethe vom römischen Carneval im Grunde nichts weniger als entzückt war, worüber man die einschlägigen Stellen seiner italienischen Reise selbst nachschlagen möge, und in der Spanien behandelnden Abtheilung hätten die vielen Fremdwörter — z. B. *Atetablo*, *Azulejos*, *Agraz* u. s. w. — vermieden oder durch beigefügte deutsche Wörter erklärt werden können. Sie klingen zwar sehr vornehm und schmuckreich, aber gar mancher Leser — und in letzter Linie wenden sich die „Reisebriefe“ hier doch an das größere Publikum — weiß Nichts damit anzufangen.

—r.

Joseph Kohler, aus dem Lande der Kunst. 86 S. 8. Würzburg. 1882. Stahel. 1 M. 60 Pf.

Unser geschätzter Mitarbeiter Felix Dahn (man vergl. „Nord und Süd“, Heft 67 S. 143) wird sich freuen: der Autor dieser kleinen, aber gehaltreichen Schrift aus dem Lande der Kunst ist ein Jurist, ist ein bayerischer Jurist, ist ein Würzburger Jurist, ein Mann, der sogar tief rechtsgelahrte Bücher schreibt — zu schreiben scheint, wollen wir beifügen, denn wir schließen diez nur aus einem Passus der Einleitung — und doch noch Zeit und Lust behält, ein dithyrambisches Buch „aus dem Lande der Kunst“ in die Welt zu schicken. Denn ein wirklich dithyrambischer und darum auch oft etwas überschwänglicher Zug geht durch die vorliegende Schrift, die vom Lande der Kunst zwar nur ein sehr kleines Partikeln behandelt, dafür aber das Geschaute in Kunst und Natur in großen Zügen, begeisterten Worten schildert und wiederzugeben sucht, Alles sprunghaft und fast aphoristisch, aber durchzogen von geistvollen, originellen, manchmal barocken Einfällen über Welt, Leben, Tod, Liebe, Musik — kurz, was an bedeutendem der Betrachtung würdigem Stoff dem Autor nur in die Hände fällt. Zahlreiche Citate bezeugen eine fleißige, mit Geist und Geschmack gewählte Lectüre — die poetischen Dreingaben hätten wir im Interesse des sonst so tüchtigen Büchleins, des Autors, des Lesers lieber unterdrückt gesehen. Es verflecht und kann eben doch nicht Jeder Alles, und ist denn der Dichtung, auch noch als „Dichter“ zu glänzen, gar so schwer zu widerstehen?

—r.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernhard Erdmannsdörffer, Th. Flathe, Ludw. Geiger, K. Gofke, Gust. Herzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, W. Kugler, E. Lefmann, W. Oden, W. Philippson, E. Ruge, Th. Schiemann, Eberh. Schrader, B. Stabe, H. Stern, Otto Valk, Ed. Winkelmann, Adam Wolf. Herausgegeben von Wilhelm Oden. Lexikon-Format. 51.—57. Abtheilung. Berlin, 1882, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Subscriptionspreis per Abtheilung M. 3.

Das rüstige Fortschreiten dieses nationalen Geschichtswerkes muß mit lebhafter Genugthuung begrüßt werden: es ist ein Werk groß und edel in der Anlage und seinem inneren Werthe entsprechend äußerlich gestaltet. Jede neue Abtheilung liefert dafür einen erneuten Beweis, mag auch gegen die Vertheilung des Stoffes oder die

Auswahl der Illustrationen hier und dort diese oder jene Ausstellung zu machen sein. Die Abtheilungen 51 und 52 setzen Martin Philipppsons „Geschichte von Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV.“ fort. Diese Theile zeichnen sich durch einen besonders reichen und interessanten Illustrations Schmuck aus. Wilhelm Ondens „Zeitalter Friedrichs des Großen“ ist mit der 53. Abtheilung bis zum 22. Bogen des 2. Bandes gebunden. In der 54. Abtheilung beginnt Prof. G. F. Herzberg seine „Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reichs bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts“. In der 55. Abtheilung wird Ludwig Geiger's „Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland“ bis zum 27. Druckbogen weitergeführt; „die bedeutsamsten Erscheinungen in der Geschichte des Humanismus treten in lebensvoller Gestaltung vor uns hin. Die 56. Abtheilung setzt Sophus Ruge's „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen fort, ein Werk, dem man kein besseres Lob spenden kann, als das, es vermöge neben dem gleichnamigen klassischen Werke Oscar Beschels voll zu bestehen. Adam Wolf, einer der bewährtesten Kenner der österreichischen Geschichte des vorigen Jahrhunderts, beginnt in der 57. Abtheilung mit der Geschichte Oesterreichs unter Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II. (1740—1792). Die zahlreichen Portraits des Bandes verleihen ihm, neben dem rein historischen, auch ein besonderes Interesse.

G. W. Richter, Aus der Messias- und Werther-Zeit. 8. VII u. 199 S. Wien, 1882, L. Rosner.

Diese neueste Arbeit des wohlaccreditirten Forschers in literarhistorischen Dingen bringt Nachrichten über die Wirkung und Verbreitung der Werke Klopstocks und Goethes in Oesterreich. Sie wird deshalb in Deutschland Allen willkommen sein, welche gern von den persönlichen Beziehungen, wie auch von dem Einflusse der beiden Dichter auf Bildung und Gesittung eines Volksstammes lesen, der ein Jahrtausend lang ein wichtiges Glied der deutschen Nation in ihrer politischen Vereinigung gewesen und seinen geistigen Zusammenhang mit Deutschland auch jetzt noch aufrecht erhält. Deutsch-Oesterreich nimmt an dem deutschen Culturleben durch eigene Production, wie nicht minder durch das geschichtliche Bewußtsein regen Antheil. Das letztere wird durch Arbeiten von der Art der in dem Buche Richters enthaltenen, wachgerufen, und so darf dieses Buch warmer Theilnahme bei uns und besonders in Deutsch-Oesterreich sich versichert halten, wo mehr als jemals von Deutschthum und Verehrung für Kaiser Joseph — gesprochen wird. Diese Abhandlungen geben, ohne irgend welche politische Tendenz an der Stirne zu tragen, dem Deutschthum ein historisches Fundament, sie knüpfen an die jetzt so lebendige Josephinische Tradition an, und so dürfen sie wohl auf freundschaftliches Interesse rechnen. Speciell die Freunde der Geschichte der Stadt Wien finden darin eine Schilderung des geistigen Lebens der Stadt, die damals einen regen Antheil nahm an allen Erscheinungen der deutschen literarischen Production und in ihrem Denken und Empfinden sich als eine deutsche Stadt darstellt. „Klopstocks Wiener Beziehungen“ und „Der junge Werther in Wien und Wien in der Werther-Epoche“ sind die Titel der beiden in dem sorgfältig ausgestatteten Bande enthaltenen Studien.

—r.

Faust. Ein Fragment von Goethe. Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger.

Die Originalausgaben des Faust-Fragments — es ist deren eine überraschend lange Reihe erschienen — sind schon recht selten geworden, und so kommt dieser Neudruck sehr gelegen. Denn gerade mit dem Verhältniß des Fragments zu der späteren Ausfuhrung beschäftigt sich die Goetheforschung gegenwärtig angelogentlicher als je, um die interessantesten Schlüsse daraus zu ziehen. Die Arbeiten Scherers und Schröbers zwingen jeden ihrer Leser, sich mit diesem Verhältniß eingehend bekannt zu machen.

Wer nicht so glücklich war, eine der alten Ausgaben zu besitzen, war darauf angewiesen, sich den Bestand des Fragments aus derjenigen letzter Hand zusammenzusuchen — eine Arbeit, die mühselig genug war, wenn man sich wirklich Alles recht anschaulich machen wollte. Diesem Uebelstande ist durch die vorliegende Ausgabe auf das Wirksamste abgeholfen. Ja, wir befinden uns in der Lage, gegenwärtig zwischen zwei Neudrucken des Fragments die Wahl zu haben, denn auch Holland hat einen solchen unter dem Titel: *Goethes Faust, ein Fragment in der ursprünglichen Gestalt*, neu herausgegeben (Freiburg i. B. u. Tübingen, F. C. B. Mohr). Beide Neudrucke unterscheiden sich nur unwesentlich von einander. Man möchte es eigentlich bedauern, daß nothwendig eine der andern Abbrüche thun muß. Sollte es nicht möglich gewesen sein, sich darüber zu verständigen? — Die Einleitung Seufferts weist unter Anderm aus Wielands Gedichten an Psyche nach, welche Theile des Faust 1775 schon ausgeführt gewesen sein müssen; ein anderer Theil der Einleitung vergleicht Wielands „Wahl des Perikles“ mit dem Faust. Seuffert schließt hier auf eine starke Beeinflussung Goethes durch Wieland, und in der That sprechen viele der Anklänge, die er gefunden, beinahe zwingend für seine Behauptung. Daß jene Beeinflussung stattgefunden, ist demnach wohl nicht zu verkennen; wie weit sie sich erstreckt, und ob Seuffert bisweilen nicht doch über das Ziel hinausschießt, ist eine Frage, die sich schwerlich allgemein, sondern nur für Jeden nach eigenem Ermessen wird entscheiden lassen. Stimmt man Seuffert bei, so erhält man allerdings werthvolle Gründe für die Datirung einzelner Bruchstücke. Anziehend sind solche Untersuchungen immer. Als eine Curiosität sei hier angeführt, daß der Scufzer:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!

sich über Wieland bis auf Xenophon hinaus verfolgen läßt: Wieland wenigstens zieht einmal den betreffenden Ausdruck an. Für ein dichterisches Bild ein recht ehrwürdiges Alter!

Die Venus von Milo. Ein neuer Versuch der Ergänzung, Erklärung und Würdigung von Friedrich Kiel. Mit einer Holzschnittafel. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung.

Die Ergänzung unserer lieben Frau von Melos scheint die Köpfe fast ebenso zu beschäftigen, wie beispielsweise die Frage der Denkbarkeit des Lustschiffes. Und trotz allem angewandten Scharfsinn scheint bisher weder für diese noch für jene etwas recht Erhebliches geschehen zu können. Erst jüngst freilich hatte ein Gelehrter auf Grund anatomischer Betrachtungen die ursprünglichen Handstellungen der Göttin nachweisen zu können geglaubt, und seine Ansicht war um so lothender, als er sich auf eine ganz ähnliche Bronze berufen konnte. Nun wird sein Ergänzungsversuch von Kiel bereits wieder verworfen und durch einen neuen ersetzt. Allein wenn dieser möglicherweise noch geistreicher und gelehrter ist, so spricht etwas gegen ihn, was entscheidet: er ist nicht schön. Nach ihm stützt sich die Göttin mit beiden Armen auf einen Speer. Dadurch werden die herrlichen Linien ihres Leibes, recht der Reiz des geliebten Bildes, so fleischermäßig zerschnitten, daß man Angesichts dieses letzten Versuchs am liebsten alle die tiefen Untersuchungen für ewig bei Seite werfen und sich für die alte Vermuthung entscheiden möchte, der Künstler habe es überhaupt nicht gewagt, seiner Schöpfung Arme zu geben.

Ludwig Ronne, Georg von Frundsberg. Roman aus der Reformationszeit. 2 Bde. 202 und 203 S. Götzt, 1882. F. A. Bertels. M. 6. —

Der Roman schildert aus dem Leben des berühmten Feldhauptmannes Georg von Frundsberg die Jahre 1521—25. Mit seinen Kriegs- und Wanderzügen verschlingt sich die interessante und spannende Geschichte des Fräulein Claire von Bocage, einer Halbschwester des Kaisers Karl V., die Frundsberg unter schweren Gefahren aus der Picardie von ihren Verfolgern rettet und sie in seine Heimat Mindelheim führt, um sie wie seine Tochter zu halten. Für die von Ueberkraft schäumende und gährende Refor-

mationszeit scheint Ludwig Ronne der rechte Epiker zu sein. Auch in seinem neuen Roman mag man noch die durchaus nöthige Concentration vermissen, aber mit lebendiger Anschauung und Gestaltungskraft führt er uns die handelnden Charaktere vor! Allen voran der wadere Grundsberg. Aber auch die Art der „frommen“ Landsknechte und ihrer Hauptleute, der aus ihrer Verbumpfung erwachenden Mönchswelt, des gesunden deutschen Hauses — alles ist mit großer Naturwahrheit dargestellt. Und zu dieser intuitiven Art, historische Personen in ihrer Wahrheit zu erfassen, kommt bei Ronne die Gabe, jeder Scene die richtige Localfarbe zu geben. An jedem Orte, der er uns in seiner Erzählung vorführt, von den Ardennen bis tief in Italien hinein, ist er selbst gewesen, und aus diesen Erinnerungen quillt jene Wahrheit. Nicht minder verdient die Sprache Lob. Einfach und sachlich schlägt sie überall den rechten Ton an; mit eigenen Reflexionen des Dichters uns verschonend, geht sie immer nur darauf aus, das Object in seiner Wesenheit darzustellen.

[An die Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Amyntor**, Gerhard von, Der neue Romanzero. Hamburg, J. F. Richter.
- Für und über die deutschen Frauen. Hamburg, J. F. Richter.
- Ashers** Collection of English Authors. Vol. 200. Hamburg, Carl Graedener & J. F. Richter.
- Carriere**, Moriz, Agnes, Liebeslieder und Gedankendichtungen. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Chattopadhyaya**, Nisikanta. Indische Essays. Zürich, Rudolphi & Klemm.
- Corvus**, M. In omnibus charitas. 3 Mark-Bibliothek Bd. VII. Breslau u. Leipzig, S. Schottlaender.
- Dahl**, C. F., Möckelberge Geschichten. Ludwigslust, Carl Hinstorff.
- Deutscher Humor in Wort und Bild**, Text-Auswahl von August Sturm. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.
- Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts**. In Neudruck herausgegeben von Bernhard Seuffer. Nr. 9: Carl von Burgund, ein Trauerspiel von J. J. Bodner. Heilbronn, Gebr. Henninger.
- Dieltz**, J., Die Wahl- u. Denksprüche. Lfg. 3—4. Görlitz, Verlag von C. A. Starke.
- Erk**, Ludwig, Deutsche Liedertafel. Berlin, Chr. Fr. Enslein.
- Franko**, Julius Heinrich, Die Liebe als Weltprincip, Probeheft. Berlin, C. Wortmann'sche Buchhandlung.
- Franzoe**, Carl Emil, Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich. Leipzig, Druck u. Verlag von Breitkopf & Härtel, Wien, Manz'sche K. K. Hofverlags- und Universitäts-Buchhandlung.
- Frauen-Brevier für Haus und Welt**. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.
- Goldammer**, Hermann, Das Buch vom Kinde. Lfg. 7—10. Berlin, S.W. Verlag von Carl Habel, Lüdertz'sche Verlagsbuchhandlung.
- Gräfe**, Julius, Wahrheit in Dichtung. Gedichte. Leipzig, Rudolph Linckes Verlag.
- Hinrichsen**, Adolf, Wahre Geschichten. Ludwigslust, Rostock, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.
- Hitz**, Luise, Gedichte. München, Theodor Ackermann, Kgl. Hofbuchhändler.
- Kneeschke**, Dr. Emil, Deutsche Lyriker seit 1850. Lfg. 8—10. Leipzig, Verlag von Rudolph Lincke.
- Koppmann**, Dr. Carl, Hansische Wisbyfahrt. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss.
- Lübke**, Dr. W. u. Dr. C. von Lützow, Denkmäler der Kunst. Lfg. 2. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.
- Lützow**, Carl von, Die Kunstschatze Italiens. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn.
- May**, Sophie, Unsere Ellen. 2 Bd., 3 Mark-Bibliothek. Bd. VIII, IX. Breslau und Leipzig, S. Schottlaender.
- Melhardus**, Dr. Otto, Der historische Kern der Hameler Rattenfängersage. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung.
- Meyer**, Hermann, Katechismus der Nationalökonomie. Königsberg i. Pr., Ferdinand Beyers Buchhandlung.
- Mikowicz**, Herr Taddaus, Uebersetzt von Siegfried Lipiner. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.
- Nordlandfahrten** (Ergänzungsband. Lfg. 3—27 des Gesamtwerkes). Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.
- Oberlaender**, Richard, Fremde Völker. Lfg. 17 bis 24. Leipzig, Wien, Julius Klinckhardt.
- Putlitz**, Gustav zu, Rafaella, Novelle. Stuttgart, Richter & Kappler.
- Rein**, Wilhelm, Das Leben Dr. Martin Luthers. Leipzig, Georg Reichardts Verlag.
- Rosengger** Ausgewählte Schriften. Lfg. 71—80. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
- Schweiger-Lerchenfeld**, Die Adria. Lfg. 18—25. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
- Schwier**, K., Deutscher Photographen-Kalender. Weimar 1882. Verlag der Deutschen Photographen-Zeitung.
- Vogt**, Carl, u. Specht, Die Säugethiere. Lfg. 2. Friedrich Bruckmanns Verlag.
- Waldstein**, Max, Bekenntnisse eines Hoftheater-Directors.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Königlich Sächs. Hoflieferanten.

Wir empfehlen hiermit allen Rauchern unser reichhaltiges Lager von

Cigarren aus importirten Tabaken

laut entstehender Preistabelle und bemerken, dass die von uns offerirten

Probekisten von 25 Stück per Sorte

einen Versuch ausserordentlich erleichtern. — Wir wollen auch in diesem Artikel suchen, unseren Kunden das Beste und Preiswürdigste zu liefern, und bitten um Versuchsaufträge.

Name der Cigarre.	Façon der Cigarre.	Charakter der Cigarre.	Preis:			
			per Kiste v. 25 St.	per Kiste v. 100 St.	Bei Abn. v. 1 Mille	Stück
Punch	gross	mittelkräftig	1	3	75	50
El Floron	mittelgross	"	1	15	4	39
La Unidad	"	"	1	25	4	50
Loreley	gross	"	1	25	4	50
El Salido	mittelgross	kräftig	1	20	4	30
El Gusto	kurz, dick	ziemlich leicht	1	30	4	60
El Damiento	Tabacos-Façon	mittelleicht	1	30	4	60
La Dativa	vollus Façon	mittelkräftig	1	30	4	60
MI Pasion	"	leicht, mittelkräftig	1	40	5	49
Felleitas	kleines	"	1	40	5	49
La Claridad	mittel	"	1	40	5	49
La Partura	vollus	mittelkräftig	1	50	5	25
Titania	grosses	leicht und mild	1	50	5	50
La Corona	lg., gross.	"	1	60	5	50
El Brillante	mittel-	mittelkräftig	1	75	6	59
El Globo	"	"	1	75	6	59
Las Elfas	kl.schlck.	leicht und piquant	1	80	6	59
El Universo	mittel-	voll und kräftig	1	75	6	59
La Patria	dickes	leicht	1	80	6	59
Laura	gr. Kneif.	mild und mittelkr.	1	85	6	25
Graciosidad	mittel-	fein, mild	2	7	7	69
La Mariposa	kleines	ziemlich kräftig	2	7	7	69
La Cancion	"	fein piquant	2	7	7	69
La Resulta	"	mittelkräftig	2	7	7	69
Casa de Campo	längl. gross Façon	voll und kräftig	2	25	8	78
El Rico	mittel-Façon	fein, mittelkräftig	2	25	8	78
La Driada	längl. kleines Façon	fein piquant	2	40	8	50
El Picarillo	kleines dünnes	sehr piquant	2	50	9	88
La Importancia	kleines Façon	mittelkräftig	2	75	10	97
El Verano	mittel-	sehr piquant	2	80	10	50
La Estafetta	"	mittelkräftig	3	30	12	117
El Regalo	gr. Londres-	kräftig	4	15	—	145
			per Kiste von 50 St.			
La Heroína	kurz, dick. Façon	mittelkräftig	2	50	4	75
La Conveniencia	gross, voll.	"	2	60	4	75
La Historia	Regalia-Façon	mittelkr. zieml. voll	2	60	4	75
Intimo	gross Regalia-Façon	mittelkräftig	3	5	5	75
La Autoridad	mittel-F. spitz. Kopf	fein piquant	3	25	6	115
Armida	kleines mittel-Façon	mild	3	75	7	135
La Nobleza	dickes Conch.-	mittelkräftig	4	50	8	50
La Corona de España	Regalia-Façon	mittelkr. zieml. voll	5	25	10	190

Die Cigarren sind sämtl. in den Grundfarben Claro, Colorado claro, Colorado u. Maduro am Lager.

Rabatt kann auf Cigarren nicht bewilligt werden, dagegen führen wir Aufträge darauf von 20 Mk. an portofrei aus: innerhalb Deutschland, der Schweiz, Belgien Holland und Dänemark.

Der Millepreis tritt ein, wenn mindestens 1000 Stück Cigarren in 1/10 Packung, resp. 1/20 Packung bei denjenigen Sorten, die wir nur in 1/20 Packung anbieten, wenn auch in verschiedenen Preislagen, auf einmal entnommen werden.

Als ganz vorzügliche Cigarrenspitzen empfehlen wir:

Nicotin-Aufsauge-Spitzen

(Wechselrohr mit Bernstein-Mundstück). Per Stück 1 Mark, per 1/2 Dutzend 5 Mark.

Diese Cigarrenspitze besteht aus zwei zusammengeschraubten Theilen, die auseinander genommen werden können. In die ausgebohrte Röhre legt man dann täglich ein orsengrosses Stück weisse Watte, welche die Feuchtigkeit des Rauches aufsaugt, und daher verhindert, dass dieselbe bis in den Mund kommt.

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig,
Königl. Sächs. Hoflieferanten.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum
München.

*"Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk,
weshalb ich es bestens empfehlen kann."*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

*"Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner
Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versanda-
kommenden Mineral-Wässern vorthellhaft aus. 24. Dezember
1878."*

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d.
Univ. Berlin.

*"Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafel-
wasser, dessen chemischer Charakter es in hygienischer und
diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter
Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar
1879."*

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

*"Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossen
als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvermischt oder auch
mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879."*

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

*"Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt
nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Ran-
ge ein. 16. März 1879."*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg

*"Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insbe-
sondere bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswert.
23. März 1879."*

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus

*"Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasser,
das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden
Einfluss auszeichnet. 5. April 1879."*

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 24. — Heft 72.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

März 1885.

Breslau.
S. Schottlaender.

Meister 25

März 1883.

Inhalt.

	Seite
Christian Elster.	
Eine Kreuzträgerin. Erzählung. Aus dem Norwegischen überseht von Emma Klingensfeld.....	275
Georg Winter in Marburg.	
Die Katastrophe Wallensteins. Nach der neuesten archivalischen Publikation	293
Carl Abel in Berlin.	
Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter	320
Heinrich Seidel in Berlin.	
Gedichte	338
Otto Gumprecht in Berlin.	
Robert Schumann (Schluß).....	341
J. Hermann Baas in Worms.	
Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens	357
Ludwig Pietsch in Berlin.	
Gabriel Mag	374
Adam Müller-Guttenbrunn in Wien.	
Die Frau Hofrätthin. Eine wahre Geschichte	391
Bibliographie	405

Hierzu ein Portrait von Gabriel Mag, Radirung von Wilhelm Rohr
in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstablage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die
Redaction nach Berlin W 62, von der Heydtsstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —



An unsere Abonnenten!



Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXIV (Januar bis März 1883), wie auch zu den früheren Bänden I—XXIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umfehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Erpl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX.,
X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII.,
XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII.,
XXIV.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. —
pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. —
pro Band

do. Hest 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18,
19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48,
49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63,
64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72
zum Preise von M. 2. — pro Hest

Einbanddecke zu Band XXIV. (Januar bis
März 1883)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII.,
VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI.,
XVII., XVIII., XIX., XX., XXII., XXIII.,
XXIV.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gef. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

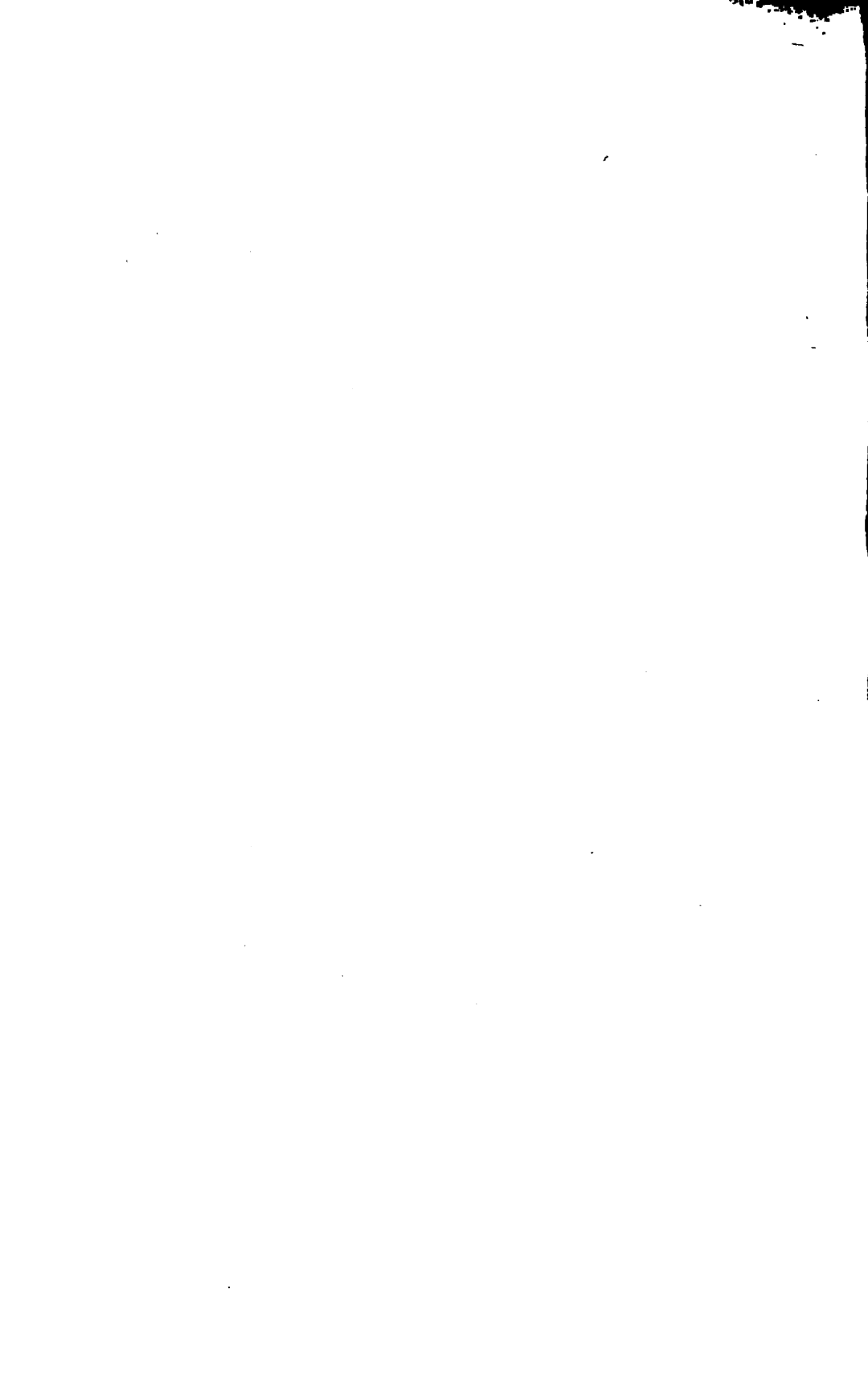
XXIV. Band. — März 1883. — 72. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Gabriel Max.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Eine Kreuzträgerin.

Erzählung

von

Christian Elster.

Aus dem Norwegischen übersezt von Emma Klengenfeld.

Auf den grassbewachsenen Abhängen der wilden Grenzberge, zwischen denen die norwegischen Kirchspiele zerstreut liegen, finden sich einzelne Bauernhöfe. Liegen diese Ansiedelungen außerhalb, der großen Verkehrswege, welche die verschiedenen Landestheile verbinden, so ist eine wüsten-schaurige Einsamkeit über ihnen ausgebreitet, die Denjenigen erschreckt, der nicht gewohnt ist, Menschenwohnungen zwischen den Regionen der Gletscher und des Berghaidekrautes zu sehen.

Kommt man von niedrigeren, reicheren Gegenden, unmittelbar vom menschlichen Culturleben, wo die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen uns die gewaltige Gedankenkraft zeigt, die darin wirksam ist; oder befände man sich etwa (wie es während der Belagerungszeit von Paris vorkam) in einem Luftballon, der nach dieser eiskalten Gegend verschlagen worden, und gewahre solchergestalt den schärfsten Gegensatz: das Bild des aufgeregtesten Weltlebens und die öde Einsamkeit des Gebirgslebens — dann sucht der Gedanke eine Weile nach einem Anhaltspunkte dafür, daß hier wie dort dieselben Grundkräfte das Menschenleben regeln. Denn vor unserm Glauben will das große Wort von gemeinsamem Ursprung, gemeinsamen Grundbedingungen, und gemeinsamer Lebenshoffnung alles Menschendaseins nicht Stich halten; wir wähnen, vor einem abgefrorenen Gliede der Schöpfung zu stehen, und wir sind in Versuchung, zu fragen: Warum wurde dies geschaffen? —

Und so lange Jemand nur das äußere Leben hier oben betrachtet, löst sich sein Glaube auch nicht aus dem Starrfrost, der ihn, gleichwie die ganze unabsehbare Strecke, umfängt.

Kommt man zur Winterzeit herauf, wenn die Schneestürme himmelweit über die Hochebene dahinbrausen, wenn Alles rings weißer Rauch ist, tausende Schneewehen, welche zu Lawinen anwachsen, die Mann und Pferd begraben und die Häuser bis zum Vordach in Schnee hüllen; steht man mitten in diesem rasenden Winter, der über dem oberen Ende des Thales tobt, während das untere seine Hoffnung vom Meer begraben sieht; und findet man als einziges Lebenszeichen, außer dem Geheul des Windes und dem eigenthümlich kalten Rauschen einer rutschenden Schneeschicht, einen schwachen Lichtschimmer aus einem Hause drunten in der Schneetiefe — dann wird auch unsere Hoffnung auf einen Zusammenhang dieses abgeschiedenen Lebens mit dem reicheren Leben in niedrigeren Himmelsstrichen nur ein unsicheres Flackern in Schnee und Sturm. Und sehen wir am nächsten Tage Menschen, die nur Haut und Knochen sind, hervorkommen und sich ein Loch graben, damit Licht und Luft zu ihnen eindringe — dann dünkt uns, selbst das Seelenleben hier oben könne nicht weiter gedeihen, als sich ein Luftloch zu bohren, hinaus in den lichten Tag, um für eine neue Nacht unter dem Schnee Luft einzulassen.

Kommt dann der Frühling, so scheint man hier oben nichts weiter von ihm zu haben, als die ungestillte Sehnsucht bei dem Gedanken, daß er nun drunten im Thale seinen Einzug hält. Denn hier oben ist noch die ganze Fläche von Schneerinnen durchfurcht; hier tragen noch die Wasser schwere Eiskübeln im Schooß und sind nur längs des Strandes aufgethaut. In dieser Zeit kommen wohl Leute über's Gebirge, besonders Handelsleute, die von einem Kirchspiel zum andern hinüberwollen; doch ist keine Möglichkeit für sie, die Wege zu befahren, wenn ihnen nicht die Leute auf den Gehöften mit ihrem Vieh durch die Schneemassen hindurchhelfen.

Wenn der Sommer längst die harten Winterspuren drunten im Thale aufgethaut hat, und Reisende auf Dampfsern und in Booten die Fjorde aus- und einfahren, da beginnt es auch endlich auf den Berghalben zu sprießen und zu grünen, während der größte Theil der Hochebene die weiße Schneefarbe nur mit der braunen des Haidekrautes oder der grauen des Mooses vertauscht. Nun kommen mehr Leute in die Gegend, und die Bewohner selbst reisen wohl auch des Sommers hinunter; doch, gleichviel ob Winter oder Sommer: der Verkehr mit der Außenwelt besteht meistens nur in Erzählungen, welche in der oft seltsamen Gestalt, die sie unterwegs annehmen, ihren Einzug in die Gedankenwelt der Gebirgsbewohner halten, und welche ihre abenteuerliche Form nicht abgestreift haben, wenn sie im nächsten Sommer ihre Nachfolger begrüßen.

Und doch kann man hier oben in dem inneren Leben, das, vom Tode bedroht, in dieser Einsamkeit verläuft, eine Menschenspur finden und fühlen, daß dieselbe Sache vor Gott geführt wird, sowohl in der Gebirgseinde als dort, wo die Natur ihre Gaben mit vollen Händen ausstreut. Wohl entwickelt sich das Seelenleben oft seltsam unter solchen Verhältnissen: man

findet die verwachsenen Formen der Zwergbirke wie auch ihr hartes Holz; doch Niemand kann daran zweifeln, es sei dieselbe Noth, die hier das Leben verwüftet wie überall, dasselbe Leid, das seine Schwermuth darüber ausbreitet, und dieselbe sonnige Hoffnung, die das Leben hier grünen und gedeihen läßt.

Und vernehmen wir von den großen Kampfpätzen Erzählungen voll Wildheit und Blutdurst, so finden wir dieselben wilden Regungen auch hier; und wird draußen von dem großen Weltlager eine Heldenthat mit tausend Zungen ausgerufen: so finden wir auch hier denselben Heldenthum, ob auch seine einzige That nur ein stiller Gang unter der Last des Kreuzes sei, wovon Niemand spricht.

Eine solche prunklose Geschichte aus dem einsamen Hochgebirg ist es, die ich nun erzählen will.

Auf den Bergabhängen des Rhythals zwischen zwei angrenzenden Thälern liegt der Gebirgshof Sklet. Vor vielen Jahren zogen zwei junge Eheleute aus dem Thal hier heraus. Der Mann, Gest Tvislaven, war in seiner Jugend der wildeste Bursche gewesen, von dem die Leute ringsum zu erzählen mußten.

Jede Gegend pflegt eine Kunstfertigkeit zu haben, worin ihre Bewohner sich vor anderen auszeichnen. In dem einen Bezirk versteht man Boote zu bauen, die weit berühmt sind; ein anderer ist bekannt durch seine trefflichen Schützen; in einem dritten werden die jungen Leute in den verschiedenen Kniffen des Pferdehandels unterwiesen. Oft sind es die Ortsverhältnisse, denen ein gewisser Erwerbszweig sein Entstehen verdankt; oft aber liegen auch rein zufällige Umstände zu Grunde, wie z. B. daß Einer von dem Sprengel einmal in die Fremde kam und dies oder jenes Gewerbe erlernte, das seine Mitbürger nun wieder ihm abjahen; oder es geht wie bei Jenem aus Warthal, der Holzschuhe machte, Anfangs nur als kleinen Behelf für sich und seine Familie, und es so weit brachte, ein Geschäft zu gründen, das nun die Warthaler Holzschuhe über das ganze Land, ja bis nach Schweden und Dänemark sendet.

In dem Bezirk, zu dem Gest's Gut gehörte, war fast Jeder Pferdehändler, und Gest begann frühzeitig, dieselbe Beschäftigung zu treiben, und zog auf seinen Handelsreisen hinunter bis an die Ostmark.

Von seinen Streifzügen brachte er Erzählungen in Hülle und Fülle mit von fremden Leuten und fremden Sitten, Geschichten, Lieder und Sprüche, hinreichend, um das ganze Dorf damit zu versorgen, neue Tänze und neue Kleider, aber auch neue Handelskniffe, eine lose Hand und eine lose Zunge, Lust am Trinken und an wilden Gelagen, und viel Geld, seine Lust zu befriedigen.

Doch als Gest in die zweite Hälfte der Zwanzig kam und die wildeste

Sitze weggetanzt und sich durch Handel und Händel einen genügenden Ruf erworben hatte, ward er friedlichem Sinns und bekam Lust, sich häuslich niederzulassen. Er sah sich nach einer Frau um, und eine alte Erinnerung tauchte in ihm auf und winkte von dem Nachbargehöfte seines Vaters.

Dort wohnte ein Mädchen, Namens Salborg, mit der Gest manches Kinderspiel auf den grünen Hügeln vor ihren Elternhöfen gespielt hatte. Doch währte das Zusammenleben der Beiden nicht lange: eines schönen Tages sagte Gest dem Heimathsort Lebewohl, und seitdem sah Salborg ihn nur noch zu Pferde vorüberstreifen. Doch sie vergaß ihn nicht, wie er in jener Abschiedsstunde in die Stube ihres Vaters getreten war, zwanzig Jahre alt, schlank wie eine Kerze, gebräunt und blauäugig, voll Muth, voll Fröhlichkeit und voll stolzen Selbstbewußtseins. Sie saß still und schweigsam, als unheimliche Gerüchte von seinem Lebenswandel nach dem Gehöft drangen; doch niemals erlöschte das kleine Licht, das sie in ihrem Innern für seine Heimkunft angestekt; und als Gest endlich auf den Spielplatz seiner Kindheit zurückkam, fand er jede Erinnerung bewahrt und gehütet.

Da verstand er, daß sein ganzes Leben ein Nitt hinweg von ihr von ihrer Liebe gewesen, und daß all' das Verschmerzte Schritt für Schritt wieder erworben werden müsse. Lange Probejahre kamen für seine Gest und als die Wartezeit um war, setzte Salborg noch die Bedingung, daß er den Gebirgshof Eklet, der gerade feil war, kaufen sollte. Viele wunderten sich wohl darüber, daß Salborg die milden Laubhügel ihrer Heimath mit diesem unbewaldeten Windstrich vertauschen wollte; doch Gest merkte, daß sie beabsichtigte, ihn von der verführerischen Macht des Verkehrslebens fernzuhalten, und ohne Bedenken willigte er ein.

So zogen sie denn nach den Bergabhängen des Nythals und lebten viele Jahre in Ruh' und Frieden. Wenn der Frühling anbrach, kam wohl zuweilen die alte Wanderlust über Gest, doch mit den Jahren schien er gefeßteren Sinnes zu werden, und bald zog er nur noch über das Frühlingseis, wenn ein bestimmtes Anliegen ihn dazu veranlaßte.

Sie hatten ein einziges Kind, einen Knaben, der nach dem Willen der Mutter Jon (Johannes) getauft wurde; „denn,“ sagte sie, „wer in einer Einöde wohnt, wie wir, kann sich nicht fest genug an Gottes Wort halten.“

Jon wurde groß und stark, aber er erschien schwerfällig und schläfrig, und jeder bestimmte Ausdruck verschwand hinter den groben Zügen. Doch tief unter der breiten Stirn lagen ein Paar laßengraue Augen, die gewöhnlich schloffen wie der ganze Mensch, die aber zuweilen in raslosem Umherirren nichts Gutes von den Thaten kündeten, die in diesem lauerten.

Des Sommers hütete er Ziegen, Jahr aus Jahr ein, auf demselben Flecke, mit derselben öden Aussicht. Wenn Jon draußen saß, war über ihm dieselbe leblose Ruhe wie über der Natur; er lag mit geschlossenen Augen im Haidekraut und sandte nur hie und da einen stumpfen Blick nach

den Kühen und Ziegen. Doch wenn er Abends heimkam und sich am Herdfeuer getrocknet und gewärmt hatte, erwachten die Lebensgeister in ihm. Dann setzte sich der Vater zu ihm hin, und die Beiden konnten den ganzen Abend beisammen sitzen und mit einander flüstern; sie machten sich etwas zu schaffen, oder sie saßen auch müßig und sorgten nur dafür, daß das Feuer nicht ausging.

Der Vater erzählte von seinen Streifzügen in alten Tagen, und er flüsterte, damit Salborg es nicht hören solle.

Doch sie wußte gut, wovon sie sprachen; und mit Entsetzen gewahrte sie, wie alte Erinnerungen und alte Lüste wieder in Gestalt erwachten, während er erzählte. Sie hat ihn, es zu unterlassen; er versprach es auch; aber wenn Jon hereinkam und ihn in Versuchung führte, indem er nach Dem und Jenem fragte oder that, als hab' er etwas nicht genau behalten oder falsch verstanden — dann konnte der Vater nicht widerstehen und vergaß Salborg und sein Versprechen. Und Jon lauschte und zwinkerte unablässig mit den Augen; es war, als ob er jene häßlichen Bilder nicht durch's Gehör in sich aufnehme, sondern sie in sich hineinblinze mit unersättlichem Durst nach mehr. Und während der Vater erzählte, sah Jon die weite, unbekannte Welt vor sich wie einen einzigen großen Handelsplatz mit einem grenzenlosen Tumult von Pferden und einem unheimlichen, aber verlockenden Schwirren von Stimmen drinnen in halbdunkeln Schänkstuben, wo betrunkene Männer mit gezogenen Messern sich zwischen bängen, doch neugierigen Weibern umhertummelten.

Und wenn der Vater die Geige von der Wand nahm und ein paar Striche that, kam Alles, was der Knabe dort drunten sah, in rasender Jagd vom Thal herauf in's Gebirge gezogen: da setzten Pferde, riesig wie die fernen Berggipfel, in Blitzeschnelle, mit fliegender Mähne über den Abhang; und Volkshaufen, undeutlich verschwommen wie die Nebelbänke, die sich manchmal am Berge lagerten, wälzten sich ihnen nach.

Aus den Erzählungen lernte er, daß das größte Heldentück im Leben sei, beim Pferdehandel zu betrügen, in jedem Dorf ein Mädchen zu haben und bei jedem Jahrmarkt ein Merkzeichen seines Messers auf der breitesten Brust und in den härtesten Schädeln zu hinterlassen.

Der Vater besaß eine Peitsche mit schwerem Stiel, ein Messer mit Messinggriff, und eine Brieftasche mit Bleistift an silberner Kette. Auf diese Dinge blickte Jon mit Ehrfurcht und mit erwachender Lust nach dem Leben, an das sie gemahnten.

Doch der Weg zu all' diesen Herrlichkeiten war Geld; und darum war Geld frühzeitig Jons ständiger Gedanke.

Salborg bemerkte, daß ihr Sohn, selbst nachdem er erwachsen war, eine eigenthümliche Freude an allem Schimmernden und Glimmernden hatte: an blanken Geldstücken, farbigen Kleidern und Tüchern, Metallknöpfen und Messern, aber auch in besonderem Grade an Geldscheinen, Sätteln und Peitschen.

Wenn Leute über's Gebirge kamen, war Jon immer bei der Hand, zupfte an ihren Kleidern und zwinkerte mit den Augen. Anfangs glaubte Salborg, es sei nur das Fremde und Seltene, was seine Bewunderung erzeuge; aber als es hie und da vorkam, daß fremde Leute Dies oder Jenes vermißten — und immer Sachen von Werth — und als sie die Gegenstände später in Jons Besitz fand, da bangte der Mutter vor der Natur, die sich in diesen Zügen offenbarte. Manchmal hatte er das fremde Gut geradezu entwendet, manchmal aber hatte er es auch eingetauscht. Wenn er gestohlen hatte, züchtigte der Vater ihn; wenn er aber gehandelt hatte, und besonders wenn er einen guten Handel gemacht, das heißt, die Leute gepreßt hatte, dann lächelte Gest bloß. Doch kamen die Eigenthümer und beschuldigten Jon, das Vermißte zu haben, so leugnete er nie, sondern gab die Sachen augenblicklich zurück, um das nächste Mal klüger zu Werke zu gehen.

So wuchs Jon auf unter der wachsamten Sorge der Mutter und unter der Zucht, aber auch dem heimlichen Beifall des Vaters. Als er confirmirt werden sollte, erkundigte die Mutter sich nach ihm beim Pfarrer und erhielt den Bescheid: einfältig sei Jon nicht, aber er habe kein ausgeprägt Gefühl für Recht und Unrecht.

Die Eltern hörten übrigens nichts Böses von ihm in dieser Zeit; doch nannte man ihn „den Halbverrückten“, weil er die Gewohnheit hatte, Jedermann anzuglohen, und weil er, wenn er Pferde, schöne Bäume und Sättel oder Geldscheine sah, sich in deren Anblick so vertiefen konnte, daß er weder Auge noch Ohr für andere Dinge hatte.

Nach der Confirmation begann Jon davon zu sprechen, daß er sich auf den Pferdehandel verlegen wolle, wie einst sein Vater. Salborg hatte erwartet, daß diese Stunde einmal kommen würde; aber nun blieb sie felsenfest gegenüber den Bitten des Sohnes und dem Wunsche des Vaters. Eh' ihr Sohn sich auf das ruchlose Treiben der Pferdehändler einlasse, eher sollte er sein Leben unthätig hier oben verbringen. Und Jon kannte seine Mutter gut genug, um zu wissen, daß, wollte er jetzt hinaus in die Welt, er auf sich allein angewiesen sei.

Einige Zeit verging, ohne daß weiter über die Sache gesprochen wurde, und Salborg gab sich schon der Hoffnung hin, daß sie diesen Brand im Keime erstickt habe. Da begab es sich eines Frühlings, daß ein fremder Handelsmann über die Mythaler Berge kam, um drüben auf der andern Seite Pferde zu kaufen und zu verkaufen. Dies war der Mann von der rechten Sorte. Er hatte, schon seit er ein halbwüchsiger Knabe war, dies herumstreichende Leben geführt; er trug gelbe Lederhosen und einen blauen Kittel mit Achtschillingstücken als Knöpfen, klimperte mit seinem Gelde und schnitt fürchterlich auf; und an dem Tage, als er in Sklet einkehrte, saßen die beiden Männer des Hauses lang' über Mitternacht mit ihm beisammen.

Von dieser Zeit an war Jon auffallend still und saß häufig in tiefem Nachdenken. Oft traf ihn die Mutter, wie er mit der Peitsche des Vaters

da stand und sie in der Hand wog. Sie hörte ihn auch häufig den Vater fragen, ob er nicht glaube, daß der fremde Handelsmann bald zurückkomme; und die Mutter fürchtete, daß Jon beabsichtige, sich ihm anzuschließen. Als es gegen den Sommer zuing, hatte Gest eine Besorgung drunten in der nächsten Ortschaft, und just an demselben Tage kam der Pferdehändler zurück. Er hatte gute Geschäfte gemacht, zeigte sein Geld vor und schänkte Jon aus einer kleinen Reiseflasche ein. Als er am nächsten Morgen seines Weges zog, begleitete ihn Jon; aber da dieser keine besondern Reisevorbereitungen getroffen, war Salborg feinetwegen unbesorgt.

Jon kam spät Abends zurück und beantwortete die Fragen seiner Mutter mürrisch und wortkarg. Er schien sehr unruhig, ging unablässig aus und ein, zwinkerte mit den Augen und wollte sich nicht zur Ruhe begeben. Am nächsten Morgen sah die Mutter ihn das Boot hinausrudern, obgleich Gest gesagt hatte, daß man es nicht anrühren solle, bis er heim komme.

„Das Holzwerk müsse quellen,“ sagte Jon, als die Mutter ihn fragte, warum er es losgelöst habe.

Als Gest bald darauf zurückkehrte, begann wieder das alte Geflüster zwischen Vater und Sohn; und bald war es offenkundig vor Salborg, was im Werke sei. Eines Tages äußerte nämlich Gest, er glaube, nun könne es nichts mehr nützen, Jon länger vom Fortgehen abzuhalten. Salborg fragte: „Giebst Du ihm Geld dazu?“

„Er sagt, er könne sich selbst fortbringen,“ antwortete Gest.

„Woher sollte er die Mittel haben?“

„Das kümmert mich nicht,“ versetzte Gest und ging.

Doch in Salborg begannen schwere Gedanken aufzusteigen wie Scebögel vor einem Unwetter; und mit Sorge sah sie die beiden Männer sich gegen ihren Willen verbinden. Da tauchte plötzlich im Sommer ein häßliches, unheimliches Gerücht auf, daß ein Mann im Gebirge verschwunden sei — derselbe Mann, der zweimal im Frühling hier oben auf dem Hofe übernachtet hatte. Später kamen Leute aus dem Thal, um nach ihm zu forschen, und sie kamen auch nach Sklet. Sowohl Vater wie Sohn begleiteten sie, um ihnen suchen zu helfen; doch keine Spur von dem Vermißten war zu finden. Die Leute meinten, er müsse sich hinaus auf das lockere Frühlingseis gewagt haben und hinuntergestürzt sein.

Es war nicht zum ersten Mal, daß Salborg von Jemand hörte, der im Gebirge verunglückt war; aber diesmal erfüllte die Nachricht sie mit einem Entsetzen, dem auf den Grund zu kommen ihr graute. So lange wie möglich versuchte sie sich des Gedankens zu erwehren; aber immer wieder stiegen in ihrer Erinnerung Anklagen auf gegen Einen, den Niemand im Verdacht hatte. Abend für Abend legte sie sich voll Angst nieder, und keine Nacht schlief sie mehr ruhig; so oft sie einschlummerte, hatte sie schreckliche Träume, und sie erwachte, in kalten Schweiß gebadet. Sie war bange bei jedem Worte, das gesprochen wurde; sie versteckte sich, wenn Leute kamen;

sie zitterte, wenn sie ein fremdes Kleid erblickte, und jedes Geldstück, das sie anfaßte, erschien ihr wie glühend.

Indessen ging der Sommer zu Ende, ohne daß man weiter von dem Pferdehändler hörte. — Eines Tages hatte Salborg im Feld zu thun, und ihr Weg führte sie an einer tiefen Schlucht unweit des Hofes vorbei. Da hatte sie plötzlich einen Anblick, der seitdem nie mehr aus ihrem Gedächtniß wich.

Drunten in der Tiefe kauerte ein Mann und beugte sich über Etwas, das vor ihm auf der Erde lag. Ihr eigener Sohn war's, den sie dort sitzen sah. Er wühlte in einem Beutel, zählte gierig das Geld und zwinkerte mit den Augen. Sie hörte ihn murmeln:

„So, nun muß der Beutel denselben Weg!“

Sie kannte sowohl den Beutel wie die Brieftaschen daeben, und der Anblick all' dessen, sowie der steilen Felswand, die über den Burschen und seinen Raub sich hinüberneigte, war für sie wie der Anblick des Bösen selbst, der mit tiefen, kalten Augen auf ihren Sohn lauerte. Der Schrecken machte sie starr. Sie wollte fliehen, doch die Füße trugen sie nicht; sie wollte schreien, doch die Stimme versagte ihr. Sie mußte stille stehen und den Sohn zählen und zählen sehen; und als er fertig war und die Höhe wieder erklimmen hatte, sah sie ihn einen langen Umweg nach dem Fjord machen und dann hinausrudern und Etwas ins Wasser versenken — nun wußte sie, warum er damals das Boot losgelöst!

Noch lange stand sie, es durchschauerte sie kalt; doch in ihrer Seele brannte es desto wärmer. Und als sie endlich wieder Macht über sich gewonnen hatte, streifte sie lange rastlos umher, als vermöchte sie Dem, was sie gesehen, zu entfliehen. Doch worauf sie auch ihre Gedanken und Blicke richtete — immer sah sie denselben Felsvorsprung vor sich und dieselbe Gestalt darunter kauern, und die ganze Strecke war mit gelben und blauen Geldscheinen überstreut.

Als sie nach Hause kam, erzählte Gese ihr, daß der Sohn ihm soeben mitgetheilt habe, er wolle nun in die Welt hinausziehen. Sie sah ihn an, als wollte sie in den innersten Falten seiner Seele lesen; und soviel sah sie, daß er eine Ahnung davon haben mußte, hier liege ein Unrecht vor. Sie bat, sie weinte, sie rief ihm all' das ins Gedächtniß zurück, was er und sie durch seine eigne wilde Jugend gelitten hatten. All' seine Bethuerungen beschwor sie herauf, damit sie gegen ihn zeugten: alle Mächte rief sie zu Hilfe, von denen sie glaubte, er würde sich ihnen beugen; und als er noch immer stumm, unerschütterlich vor ihr stand, brach sie in die Worte aus: „Lieber sah' ich ihn als Leiche vor mir liegen, als daß er jetzt von uns zieht! Um unseres Erlösers Willen, laß' ihn jetzt nicht reisen, Gese!“

Doch Gese antwortete kalt, daß der Sohn selbst über sich zu bestimmen habe.

Da ging sie zu Jon. Zuerst erinnerte sie ihn mild an die Lehren, die sie ihm in seiner Kindheit gegeben; und als dies keinen Eindruck auf ihn machte, drohte sie ihm mit der Strafe Gottes, und endlich sagte sie, daß sie seine Sünde kenne.

Da hatte es einen Augenblick den Anschein, als ob er schwankte, und sie glaubte schon, gewonnen zu haben.

„Ja,“ fügte sie hinzu, „niemals sollst Du vor mir sicher sein, wenn Du mir nicht gehorchst!“

Da aber zerriß er das letzte Band und rief:

„Nun ist ja doch kein Frieden mehr im Hause; nun reis' ich erst recht, und sollt' ich unsern Hof und Euch nie wiedersehen!“

Es war eine sorgenvolle Nacht, die diesem Tage folgte. Draußen stürmte es, und das erste Schneegestöber sauste um's Haus. Salborg vernahm Stimmen, die sie riefen; sie lag auf den Knien und sandte brünstige Gebete um Hilfe zu Gott. Endlich schlummerte sie vor Müdigkeit ein und träumte, Alles sei nur ein böser Traum — sie erwachte und wußte, daß es wirklich geschehen war und betete von Neuem; doch all' ihre Bitten und all' ihre Thränen fielen als fruchtbarer Regen auf einen einzigen Gedankenkeim in ihrem Innern — und dieser wachsende Gedanke war selbst kalt wie Eis.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Sie bat die Männer, mit ihr zur Kirche zu gehen, aber sie wollten nicht. So ging sie allein.

Auf dem Weg und vor der Kirche begegneten ihr viele Bekannte, die sich alle darüber wunderten, wie bleich und höhlwangig sie war. Das mußte das Hochgebirgsleben mit sich bringen.

Das sei möglich, sagte sie. Es begebe sich da droben so Mancherlei, was Einem schwere Gedanken mache. Dann lenkte sie das Gespräch vorsichtig auf den Vermißten, und bald merkte sie, daß keine Seele Jemand von den Ihrigen im Verdacht hatte. Die Sache konnte also in ewiges Dunkel begraben werden.

Sie trat in die Kirche, bebend wie ein Sünder, der die Stätte mit seinen unreinen Gedanken entweicht. Der Prediger sprach von der Pflicht des Menschen, die verirrtten Seelen auf den rechten Weg zu leiten. Nicht Jeder sei dazu berufen, sagte er, als Priester und Verkünder des Wortes vorzutreten; aber sei ein Mann oder ein Weib in der Gemeinde sich deutlich bewußt, daß es ihm geboten sei, das Wort zu sprechen oder die That zu üben, die einen Sünder zur Bekehrung führen könnten — dann weh ihm, oder ihr, wenn sie dem schweren Gebot nicht gehorchen!

Salborg war es, als ob diese Worte allein für sie gesprochen seien und als ob der Priester sie vor der ganzen Gemeinde bezeichnet habe. Denn sie war ja diejenige, an die ein solches Gebot ergangen, und die nicht gehorchen wollte. Ihr war, als müßten Alle es ihr ansehen, und sie wagte weder sich zu rühren, noch die Augen aufzuschlagen. Doch als der Gottes-

dienſt zu Ende war, fand ſie Alle unverändert; und war ihnen ja etwas aufgefallen, ſo war es ihre tiefe Andacht.

Sie legte den Weg durch's Thal wieder zurück, doch lief ſie wie verſolgt. Denn nun hatte ſie ja ein Zeichen bekommen; und ſie unterhandelte mit ſich ſelbſt, ob nicht das Wort des Prieſters anders gelautet haben könne, als wie ſie es gehört. Als ſie auf die Höhe kam, fiel das bleiche Nachtlicht des Mondes über die todtenſtille Fläche.

In ſolchen Nächten gehen die Verſtorbenen um, dachte ſie, indem ſie weiterschritt. Doch wer ein gutes Gewiſſen hat, ſieht nichts von böſem Spuk, tröſtete ſie ſich. Dann aber ward ihr wirklich bange; denn wenn ſich nun doch etwas begeben ſollte, ſo wäre dieſs abermals ein Zeichen. Sie war gerade auf der ödeſten Stelle im ganzen Umkreis; der einzige Laut war das Knirſchen des Schnees unter ihren Füßen und das Einzige, was ſich von der Einſörmigkeit der weißen Fläche abhob, war ihr Schatten, der mit ihr über den Berg eilte.

Horch! — Erſcholl nicht ein Laut hinter ihr? Nein! es mußten ihre eignen Gedanken geweſen ſein. Aber konnten ſie ſo laut ruſen? Konnten ſie wie Pferdegeſtamp, wie ſauſende Peitſchenſchläge ſchallen? — Näher und näher kam es heran; ſie hörte nicht nur, ſie ſah leiſchhaft vor ſich einen Zug Pferde, die, halb verborgen vom Schneebunſt, blau gefärbt vom Mondlicht, wild dahinjausten, ohne daß ſie einen einzigen Hufſchlag vernahm. Sie ſprengten vorüber, und während ſie vorbeijagten, ſah Salborg den ermordeten Pferdehändler. Er ritt rückwärts auf einem Kappen, ſein Haar und ſeine Kleider hingen voll klappernder Eiſzapfen; er ſah ſie mit gebrochenen Augen an und deutete mit ſeiner Gerte nach dem Waſſer. Da warf ſie ſich nieder in den Schnee bei dem entſetzlichen Anblick und rief: „Ich will! ich will!“

Als ſie ſich wieder erhob, war Alles bleich und ſtille wie zuvor; ſie aber ging nicht länger wie gejagt; denn nun wußte ſie, was ſie wollte. —

Zon rüſtete ſich eilig zur Reiſe — er wollte den Winter benützen, um „zu einem bekannten Pferdehändler in die Lehre zu gehen“. Der Vater half ihm, doch heimlich; denn ſowohl er wie der Sohn waren bange, Salborg unter die Augen zu treten. Sie verlor kein Wort mehr an Beide; doch im Ausdruck ihres Geſichtes lag eine ſchreiende Anklage, die ſchwerer zu ertragen war, als die härteſte Rebe. Geſt fühlte, daß ihre ſtummen Bitten niemals aufhörten, ihn zu verfolgen, und Zon hatte keinen Augenblick Frieden vor den bleichen Spuſtgeſtalten ſeiner eignen Unthat.

Salborg wurde nimmer müde, zwiſchen ihnen umherzugehen, immer auf dieſelbe ſtumme Weiſe mahnend und beſchwörend, bittend und drohend, und immer hoffend, daß die letzte Friſt, welche ſie ſich geſtellt, nicht vorübergehen werde, ohne daß ſie den Sieg gewinne. Doch Tag für Tag wurde ihre Macht geringer, und von Tag zu Tag trafen die Männer ihre Anſtalten offenkundiger, weil ſie allmählich die ſtumme Mahnerin gewohnt waren — und Salborg fühlte, daß die Stunde der Entſcheidung nun gekommen ſei.

An einem Mondscheinabend, still und klar wie damals, als Salborg jene Erscheinung gehabt, sah Jon, der in dem offenen Schuppen arbeitete, seine Mutter plötzlich vor sich stehen. Er hieb drauf los, daß die Spähne um ihn flogen, um einer Unterredung mit ihr zu entgehen; doch mußte er wider Willen die Art fallen lassen, da sie die Hand auf seine Schulter legte und fragte: „Jon, getraust Du Dich heut' Abend mit mir außs Eis zu gehen?“

„Was wollt Ihr auf dem Eise?“

„Es ist spiegelglatt über dem Wasser gefroren; heut' Abend kann man Alles sehen, was darunter liegt.“

„Ihr redet irre.“

„Getraust Du Dich mit mir zu gehen und nachzuschauen, ob nicht vielleicht ein Mann hinuntergeworfen ist?“

Er hieb die Art in den Holzpflöck, richtete sich auf und rief: „Nein, das halt' ich nicht aus! Ist kein Frieden mehr im Hause zu haben, so soll das, so wahr ich lebe, die letzte Nacht sein, daß ich hier Ruhe suche!“

„Wann aber wird die letzte Nacht sein, daß Du Ruhe suchst vor dem bösen Gewissen?“

Er riß die Art wieder heraus und stand wild der Mutter gegenüber. „Schweigt, Mutter, oder — Gott straf' mich! — ich thue Euch und mir ein Unglück an!“

„Dann wär' es eine Erlösung für mich, Jon! Wüßt' ich nur, daß Du bereuist, so — Gott ist mein Zeuge! — würd' ich froh sein, wenn diese Stunde meine letzte wäre. Kein Gang soll mir zu schwer werden, wenn Du Dich nur befehren willst.“

„Ihr seid von Sinnen.“

„Jon, die Frist ist kurz; bald ist die Stunde der Gnade vorüber. Nicht ich bin's, die Dir jetzt rath — ein Stärkerer waltet über uns. Zum letzten Mal ist's, daß Dich Jemand so mild ermahnt, zum letzten Mal, daß die Thür der Erlösung sich vor Dir aufthut — gehorchst Du diesmal nicht, dann fällt Gottes Hand schwer auf Dich, wenn er Dich das nächste Mal ruft.“

„Aus dem Wege, Mutter! Hier steht die Jugend, und die will vorwärts; die Alten mögen daheim sitzen und plärren!“

Damit schob er sie beiseite und war draußen. Doch Salborg saß einsam drinnen im Schuppen und weinte über den Gang, der ihr nun bevorstand. —

Tags darauf war sie wieder auf dem Wege nach dem Kirchdorfe. Der Schnee fiel dicht in schweren Flocken, die in der windstillen Luft langsam niederwehten und hohe, flaumige Schichten über Bäume, Zäune, Häuser und Wiesen legten. Wenn sie durch einen Wald ging, war es, als ob sie in ein Schneehaus trete, das hie und da einen Ausblick in die freie Luft habe. An allen Häusern hing der Schnee von den Dächern über die Fenster herab;

Wände und Gesimse waren weiß überstreut; Alles lag schlummernd in dem weichen Schneebette.

Als Salborg hinunter in's ebne Dorf kam, war Alles dunkel, nur einzelne Lichter blinkten. Sie schlug den Weg nach dem Pfarrhose ein, und da das Gefinde eben hineingerufen wurde, stand sie allein in der Vorflur. Der Pfarrer war zu Hause; man wies sie eine hohe Treppe hinauf. Als sie durch den Gang schritt, öffnete sich die Thür zur Wohnstube, worin die Frauen des Hauses um einen Tisch saßen. Salborg konnte kaum einen Blick hineinwerfen, so schloß die Thür sich wieder; aber da war ihr Fuß schon beim Treppenabstieg angelangt, und ihre Hand ruhte auf dem Geländer.

Dieser schmale Lichtstreif aus einem warmen, friedlichen Heim, der auf ihren kalten Winterweg fiel, machte ihren Vorsatz wanken. Was sie zu thun im Begriffe stand, war ja nicht mehr noch minder, als — vielleicht für ewig — den Riegel vorzuschieben vor ihr eignes Heim, so daß sie niemals mehr seine Wärme in ihren Gedanken oder in ihrem Herzen fühlen konnte. Sollte sie hier umkehren, so dicht am Ziele, sich hinwegschleichen, wieder durch's Thal zurückwandern, daß der Winter seine hohen Schneehügel über sie und ihr Geheimniß lege?

Eine Treppe war zu ersteigen — durch eine Thür zu fliehen, um zum einen oder zum andern Ziel zu gelangen. Nur diese wenigen Schritte zwischen zwei Leben? — Sie ging schon in Gedanken hinaus durch die Vorflur, hinaus zur Thür und trat den Rückweg an; die Lichter im Thal erloschen hinter ihr, Flur und Wald verloren sich mehr und mehr in der Tiefe: vor ihren Füßen lag die freie Höhe, und mitten darauf stand ihr Heim!

Aber was erwartete sie dort? Erinnerungen, die sich nie mehr auflösen ließen. Mufe von Verstorbenen jede stürmische Nacht; vielleicht noch neue Gräueltthaten — ja, barmherz'ger Himmel, das war das Schlimmste — vielleicht noch neue! Denn sie hatte ja die bösen Triebe in Vater und Sohn aufsteigen sehen wie eine Fluth, und sie wußte, lief es diesmal gut ab, dann gab es für die Weiden kein Band mehr, das sie hemmen konnte. Und inmitten all' dieser Qualen sollte sie leben mit einem friedlosen Gewissen? Rein! war sie so manchen schweren Gang gegangen, hatte sie so manche einsamen Stunden durchwacht, so manche lichte Hoffnung von sich geschleudert, um ihren Mann von den bösen Mächten, die in ihm schlummerten, befreit zu sehen — so mußte sie auch noch diesen letzten Kreuzgang versuchen! Und — da stand sie in der Stube des Priesters.

An einem Tisch vor einer Lampe saß der Priester und las. Es war ein kurzes, rundes, hitziges Männchen, das Alle, die ihm zu ungelegener Zeit kamen, mit einem Schwall von heftigen Worten überschüttete. Aber wenn er nach Herzenslust gescholten, die ärgste Hitze ausgepustet und ausgeschwigt und sich in seiner vielgeplagten Stellung gehörig selber bemitleidet hatte, und wenn selbst der letzte Nachhall des Unwetters sich in ein endloses, leises

Knurren aufgelöst: dann war er ein ernster und auch hilfreicher Mann, der sich seiner Berufspflicht nie entzog.

Als er diese Frau aus dem Hochgebirg bleich und durchschneit in seiner warmen Stube stehen sah, begriff er sofort, daß er in seiner gemüthlichen Stimmung gründlich gestört werden würde. Er sprang auf und fragte barsch: „Was wollt Ihr? Habt Ihr ein Anliegen an mich?“

„Ja.“

„Wer schickt noch so spät zu mir? Von wem habt Ihr Auftrag?“

„Von mir selbst.“

„So!“ Nun konnte nicht einmal die Rede davon sein, die Sache hinauszuschieben. — Der Priester ging auf und ab und fuhr sich durch die Haare.

„Wie kann Sie einen Auftrag von sich selbst haben?“

„Ich wollte den Priester um einen Rath bitten.“

„Da haben wir's!“ pläzte er los. „Rath will Sie? Ich glaube — Gott verzeih' mir den sündigen Gedanken! — diese Leute bilden sich ein, der Priester sei ein Mann, der einen Kramladen hat — oder besser eine Apotheke voll Seelenpflaster in Büchsen und Schubladen; und daß er Nummer so und so viel herunterhole, je nach Bedarf davon abwäge und billig verkaufe. — Rath? Ist Sie bei Trost? Was für einen Rath soll ich armer Mann geben, der kein einziges Stündchen Ruhe hat? Tag und Nacht soll die Apotheke offen stehen, selbst mitten im Winter, wenn der Schnee haushoch liegt und die Leute sich Gott befehlen, ihre Thüre schließen und zu Hause bleiben sollten. — Rath? — Was wird's denn sein? Hat der Bräutigam Eurer Tochter die Verlobung gelöst und verlangt die Brautgeschenke zurück? Sie hätt' es bleiben lassen können, Gaben anzunehmen, das ist mein Rath, das ist einer von den billigen; oder jene hätt' es bleiben lassen können, sich zu verloben; das ist einer von den theuern, aber sicheren“.

Er hielt plötzlich inne.

„So! Ihr habt ja keine Tochter.“

„Nein.“

„Nein, ganz richtig, Ihr habt keine Tochter — und doch braucht Ihr Rath? Was für eine Art Noth ist's denn, die Euch betroffen?“

„Die schwerste, in die ein Mensch gerathen kann.“

Der Zorn des Priesters begann sich zu legen; denn es lag Etwas über der Frau, die hier in der Ecke stand und so kurz und bestimmt sprach — ein Etwas, das die Luft in der Stube kalt machte. Der Pfarrer schritt zum Ofen, setzte sich davor und schürte nach.

„Hm, es giebt mancherlei Noth, und Wenige können sagen, daß sie die schwerste erprobt haben. — Erzählt!“

Salborg bedachte sich eine Weile, dann sagte sie: „Jemand hat eine große Missethat begangen, und ich bin die Einzige, die darum weiß.“

Nun brach der Priester wieder los: „Du mein Schöpfer! Ihr kommt

doch nicht, um mir das zu erzählen? Was soll ich mit Eurer Missethat? Sie in mein Archiv niederlegen und dann in meiner eigenen Stube nicht mehr schlafen können vor lauter Thaten der Finsterniß in meinen Schränken?"

Und nun ergoß er sich in die ungereimtesten Klagen über die Frau und die ganze Welt, die nur daran dächte, alles Böse von sich abzuwälzen und es in der Stube des Priesters zu verbergen, damit sie selber es gut habe. Doch Salborg kannte ihn und wußte, daß man ihm Zeit lassen mußte, sich auszutoben. Sie schwieg, bis wieder Windstille eintrat und der Priester ihr das Zeichen gab, daß sie nun fortfahren könne.

„Ich weiß nicht, ob ich es verheimlichen darf,“ sagte sie.

„Aber das wißt Ihr, daß ich es wissen soll — he? Doch ich will es nicht wissen, ich will es nicht wissen!“ — Er ging wieder auf und ab. „Verheimlichen — hm — verheimlichen? Habt Ihr irgend eine Verpflichtung, es zu sagen?“

„Ich fürchte, zweier Seelen Seligkeit geht verloren, wenn ich schweige.“

Im Nu war der Priester verwandelt. Er hielt in seinem ungeduldigen Hin- und Herrennen inne, faltete die Hände vor sich und sagte: „Frau, nun wird es ja ernsthaft. Herr, Du mein Gott, welche Noth zeugt nicht zu Dir empor von dieser jämmerlichen Erde! — Seht Euch, Ihr werdet müde sein.“

„Ich bin nicht müde.“

„O nein, ist die Noth so groß wie Ihr sagt, so habt Ihr wohl keine Zeit, müde zu sein. — Es wird Euch schwer fallen, die Sache zu offenbaren?“

„Schwerer als ich sagen kann.“

„Der Thäter steht Euch vielleicht nahe?“

„Es ist mein eigener Sohn!“

„Gott stärk Euch! — Ist die Strafe so groß, falls die That bekannt wird?“

„Es gilt gewiß das Leben.“

Der Priester fuhr zurück: „Weib, Weib, wollt Ihr Euern eignen Sohn vom Leben scheiden?“

Zum ersten Mal während des ganzen Gespräches regte Salborg sich, zum ersten Mal brach all' der Jammer, der sie beschwerte, hervor durch die Verschlossenheit, die feste, fast strenge Art, die sie bisher in ihrem Gebahren und ihrer Rede an den Tag gelegt. Denn all' die Schneehügel, die dieses Unglück in ihrem Sinn aufgehäuft, begannen nun in lebendigen Frühlingsquellen hinzuschmelzen, welche die Sorge mit sich nehmen wollten; und unter der gefrorenen Schicht duftete das grüne Gras, und die sonnige warme Luft legte sich mit tausend tröstlichen Gedanken über die neuaufgeschossenen Reime in ihrem Innern. Ihre Stimme bebte sanft und flehend, und ihre Augen schienen sich in die geheimsten Gedanken des Priesters einzubohren, als sie fragte: „Meint Ihr, ich darf es verheimlichen?“

Der Priester kam wieder zur Besinnung. „Ihr sagtet, es gelte Zweier Seelenheil?“

„Ja.“

„Wer ist der Zweite?“

„Der Vater.“

„So übtet sie Beide das Verbrechen?“

„Nein; aber er muß merken, daß Unrath im Wege ist, und doch will er mir nicht helfen.“

„hm, er ist seinerzeit ein wilder Geselle gewesen — nun fürchtet Ihr, die alten Laster könnten schlimmer wiederkommen, wenn dies ungestraft abläuft?“

„Ja.“

„Habt Ihr ihnen in's Gewissen geredet?“

„Ich ließ nichts unberührt, wovon ich mir Hilfe versprach.“

„Doch es nützte nichts?“

„Nein.“

„Ja, hier gilt es das Leben, wie Ihr sagt — in doppeltem Sinne das Leben. Nun wißt Ihr nicht, was Ihr wählen sollt. Ja, ja, das ist der Menschen Loos von Tag zu Tag; soll ich das Leben wählen, das der Tod ist, oder den Tod, der das Leben ist? — Erzählt mir Alles!“

Salborg erzählte kurz und wahrheitsgetreu, und als sie zu Ende war, saß der Priester still und nachdenklich da. Nun war das Gehörte in sein Inneres eingedrungen und wurde von seinem Gewissen gewogen. Nach langem Schweigen fragte er: „Glaubt Ihr selbst, daß Gott von Euch begehrt, Ihr sollt es anzeigen?“

„Das zu fragen, kam ich zu Euch,“ versetzte Salborg fast unhörbar.

„Aber glaubt Ihr es selbst?“

Ein leises, aber festes „Ja“ kam von den Lippen der bleichen Frau.

Der Priester ging auf und ab, offenbar in schwerem Streite mit sich selbst. Salborg stand und wartete auf seinen Schiedsspruch. Mehrmals that er einen Schritt auf sie zu, aber immer wieder kehrte er sich ab.

Doch plötzlich trat er dicht vor sie hin, sah ihr fest in die Augen und sagte fast barsch: „Betet um Gottes Beistand und geht den Weg, den er Euch gehen heißt!“

Dies war der Artstreich, der Salborgs letzte Hoffnung niederschmetterte. Das Entscheidungswort war gesprochen, Das, was noch übrig blieb, war: nur blind gehorchen!

Kein ferner Sonnenstrahl erglänzte mehr, der ihr Auge aufleuchten ließ; kein milder Frühlingsregen fiel, der Das erweichen konnte, was erstarrt und begraben war, und keinen Scheideweg gab's mehr, der ihren Fuß zaudern machen konnte. Sie stand wieder da, ganz auf sich selbst angewiesen; sie hatte ihr Haus geschlossen und war reisefertig.

Der Priester aber sah sie fast flehend an, als hab' er ihr ein großes Unrecht abzubitten. Er nahm sie bei der Hand und redete ihr zu, dazubleiben;

sie solle sich erwärmen und trocknen und etwas genießen. Doch da sie nicht warten wollte, erbot er sich, an ihrer Stelle zu gehen; und da sie auch dies Anerbieten ablehnte, wollte er sie wenigstens begleiten. Er stand vor ihr, bemüht, seine thänenersflickte Stimme für überströmende Barschheit und kalte Herzlosigkeit auszugeben. Doch Salborg bedurfte nicht der Fürsorge eines Andern in dieser Stunde und antwortete, nun könne sie sich selbst helfen. Aber als sie Abschied nahm, flüsterte der Priester ihr zu: „Weib, diese Stunde wird Gott Euch nicht vergessen am Tage des Gerichts!“

Als der Priester wieder allein in seiner Stube saß, dachte er, dies sei eine Mahnung für ihn gewesen, weil er gerne behaglich zu Hause sitzen wollte und nicht an die Tausende dachte, die draußen unter der schweren Last des Kreuzes einherwandeln.

Salborg war im Innern ihrer Sache gewiß; doch als sie in die dunkle Nacht hinaustrat und im Schneegefüher weiter wanderte, konnte sie doch an keinem Hause, aus dem es ihr frieblich und hell entgegenblickte, vorbeigehen, noch Jemand begegnen, den keine Sorge zu brücken schien, ohne daß es in ihr flüsterte: „Noch könntest Du zurücktreten, noch könntest Du Dich und die Deinen schonen!“ Doch sie watete weiter, immerzu, bis sie den Hof des Schulzen erreicht hatte.

Als sie die Thür desselben hinter sich geschlossen, war sie fertig.

Sie trat in's Amtszimmer — der Schulze war nicht zu Hause. Dies war eine neue Prüfung. Noch eine Nacht der Versuchung! dachte sie, als sie hinausging, und doch war es, als ob diese Frist Erlösung bringen könne. Sie ging in die andere Stube, um sich ein Nachtlager anweisen zu lassen; aber sie fühlte, daß Jemand, der die Sorge im Geleite bringt, Keinem ein willkommenener Gast ist.

Hunderte von Fragen laß sie in den Gesichtern, die sie umgaben, obwohl Niemand weiter nachforschte, was eine so ferne Wohnende zu dieser Zeit hinunter in's Thal getrieben haben konnte. Die Kinder verkrochen sich hinter die Erwachsenen und stierten mit ängstlichen Mienen auf die fremde Frau mit dem bleichen Gesicht und den scharfen, kohlschwarzen Brauen; und sie merkte, daß selbst die Erwachsenen scheu waren, weil sie nicht wußten, wen sie beherbergten, und doch fühlten, daß etwas Unheimliches an der Fremden haften. Was würden sie erst sagen, wenn sie wüßten, um was es sich handelt, dachte Salborg; und schon sah sie die Thren und sich als die Gebrandmarkten, die Jeder scheute.

Man bettete sie allein in eine kleine Kammer; doch hörten die Frauen, die im Nebenzimmer schliefen, sie stöhnen und leise beten. Als sie beim ersten Morgengrauen aufstanden, war die Fremde schon verschwunden. Nach einer Weile sah man sie aus dem Schulzenhof gehen und wieder thalaufwärts schreiten. Doch eh' es noch lichter Tag geworden, wußte man, was ihr Anliegen gewesen: den Sohn des Mordes anzuklagen.

Als Salborg heimkehrte, folgten ihr zwei Männer, um Jon zu holen. Vater und Sohn waren bei ihrer Ankunft zu Hause. Gest saß auf der

Bank. Sobald er ihr Begehren hörte, fühlte er, daß er noch der Mann sei, dessen Faust einst gefürchtet war; und als er lautlos, wie wenn er den Boden nicht berührte, mit einem einzigen Sprung vor den Männern stand und sie anschrte: „Wer hat ihm das nachgesagt?“ dachte Jeder dasselbe, denn Keiner antwortete.

Als er aber zum zweiten Male, heftiger begann: „Ich frage, wer ihm das nachgesagt hat?“ blickten die Männer auf Salborg; Gest folgte ihren Augen — und als er der vollen Wahrheit von Angesicht zu Angesicht gegenüber stand, da verließ ihn seine Kraft, sowohl in den Füßen als auch im Sinne, er stürzte sprachlos zu Boden.

Von raste wie ein wildes Thier. Er schlug um sich, bat und fluchte: so lang' er konnte; doch als er sah, Alles sei vergeblich, schwieg er trotzig und sprach nicht ein Wort mehr, bis er vor Gericht verhört wurde und gestand.

Bei allen Verhandlungen war Salborg als Zeuge zugegen. Man sah sie kein einziges Mal fehlen, so lange das Verhör dauerte, und auch nicht, als das Urtheil gefällt wurde, das über ihren Sohn lebenslängliches Gefängniß verhängte, aber ihren Mann freisprach, weil man ihm keine Schuld nachweisen konnte.

Jedemal ging sie die weite Strecke hin und zurück — und sie ging auch heim nach der letzten Sitzung.

Sie schritt vorbei an ihrem alten Vaterhaus, wo sie ihren Frühlings-
traum unter den hellbelaubten Birken geträumt hatte, ohne nun einen Seufzer auszustößen, daß der wilde Herbststurm all' die Blätter abgestreift. Aber als sie hinauf zu dem Bergabhang kam und ihre Heimstatt sah und daran dachte, daß jetzt der Schnee nicht nur hoch um dies Haus lagere, sondern auch um ihr Leben: da sank sie todmüde am Wege nieder — da sah sie mit einem einzigen Blick die ganze Debe, die vor ihr lag, und da fühlte sie bis in ihr Innerstes die Eiskälte des Lebens, das ihr nun bevorstand. Sie hatte ihre eigene Lebenshoffnung zu Grabe geleitet; jetzt blieb ihr Zeit, den Verlust zu betreinen.

Dies ist meine Geschichte aus dem einsamen Hochgebirg. Sie erzählt von jener Art Heldenthat, die keine glänzenden Bilder in unseren Gedanken weckt, und die nicht zur Sage im Volksmunde wird. Man senkt eine solche Sage still in die Erde.

Doch dieser Muth und diese Bereitwilligkeit, sein Kreuz zu tragen, wenn es gilt, ist die einzige erlösende Macht in der Stunde der Noth. — Jene Gluth, die oft Tausende anseuert, sich selbst zu vergessen in einer großen Stunde, kann verdunsten wie Morgennebel; aber dieser siegesstarke Wille hält aus.

Bei jeder Sage, die zur Schmach oder Ehre eines Volkes entsteht, ist's diese Kraft, die schläft oder kämpft; wenn Gott großes Unglück sendet, so ist's diese Kraft, die er wecken will; und diese Kraft ist es auch, von der

wir Alle hoffen müssen, daß in der Stunde der Gefahr, wenn das Nordlands-Volk den Kampf aufnehmen soll für Land und Heimath, dieses seinen alten Heldenruhm bewahren werde.

Doch Gott tröste den, der einsam mit seiner Sorge auf der kalten Bergeinöde wohnt!

Christian Elster ist am 4. März 1841 in Rindalen in Norwegen geboren, wo sein Vater damals Vogt war. Später siedelte die Familie nach dem Søndfjord über, und hier wuchs er auf, bis er in seinem 15. Jahre nach Christiania kam, um daselbst die Schule zu besuchen. Indes wollte es mit dem Latein nicht gehen. Er fühlte selbst, daß er zu spät begonnen hatte. Dazu kam, daß Elster, unter einer starken innern Gährung, die verschiedenartigsten Werke las und binnen Kurzem Bekanntschaft mit der ganzen neueren vaterländischen, wie auch mit einem guten Theil der ausländischen Literatur machte. In seinem neunzehnten Jahre schrieb er ein Schauspiel; gleich danach debütierte er auf dem Theater in Christiania. Sein Stück wurde von verständigen Männern gelobt; und das einstimmige Urtheil über sein Spiel war, daß er großes mimisches Talent habe. Dessenungeachtet zog er, als die Saison begann, wo er auftreten sollte, sich zurück — nicht weil er an seinem Talente zweifelte, sondern weil die Gährung, unter welcher er sich entwickelte, ihn unklar über sich selbst und seine Aufgabe machte. Beim examen artium fiel er durch. Elster lebte nun in Christiania als Correspondent und Mitarbeiter für verschiedene Blätter. In dieser Zeit schrieb er auch mehrere Erzählungen, die, trotz mancher Mängel, großes Talent verriethen und dem jungen Autor Lob und Aufmunterung von Denen einbrachten, welche sich für die nationale Dichtung interessirten. Denn Christian Elster war und blieb norwegisch. Da er jedoch die Studien nun aufgegeben hatte, reiste er 1858 nach Deutschland, um sich als Forstmann auszubilden. 1868 lehrte er zurück und machte sein Examen, wonach er wieder mit seinen literarischen Arbeiten begann. Den Winter 1872—73 brachte er in Kopenhagen zu; dies war (außer seinem Aufenthalt in Deutschland) die einzige Reise in's Ausland, welche er unternahm. Im Herbst 1873 erhielt er die Anstellung, die er bis zu seinem Tode behielt: die Stelle eines Forstassistenten im Drontheimischen mit einem jährlichen Gehalt von 1200 Kronen, der in den sieben Jahren, welche er diente, bis zu 1600 stieg. Im Frühling 1881, gerade während sein sechstes Buch „Gefährliche Leute“ in Kopenhagen gedruckt wurde, erkrankte Elster; und am 11. April starb er an einer Lungenentzündung nach dreitägigem Krankenlager. Er hinterläßt eine Wittve und drei Knaben. Es war eigentlich erst sein sechstes Buch, das völlig zeigte, welch' großes und ungewöhnliches Talent Elster besaß. Wie etwas Unklares über seiner ganzen Entwicklung liegt, so daß er den einen Lebensplan nach dem andern aufgab, bis ihm endlich die bescheidene Stellung eines Forstassistenten zu Theil wurde, so geht ein gleicher Zug durch die hervorragendsten Figuren in seinen Erzählungen. Sie sehnen sich nach etwas Großem, Hohem und Fernem. Aber das Leben umgibt sie mit engen, kleinlichen Verhältnissen; und vornehmlich in diesem Gegensatz läßt Elster seine lebendigen Gestalten sich bewegen, läßt sie zu Grunde gehen oder sich hindurchkämpfen. Er selbst sehnte sich ja nach größern, freieren Verhältnissen; er hatte sicher selbst die Empfindung, daß sein Talent der Aufmunterung und Befruchtung bedürfe, welche ein Aufenthalt in der Fremde verleiht. Um so mehr ist es zu bewundern, daß er nicht verblüht wurde, daß er seinen frischen Humor und die Liebe zu seinem Land und Volk bewahrte; daß sein dichterisches Talent im Kampfe mit der knappen Lebenslage nicht verflümmerte, sondern im Gegentheil sich stets reicher entfaltete. Und um so tiefer ist es zu beklagen, daß er sterben mußte, gerade als die Anerkennung ihm endlich in vollem Maße zu Theil wurde.



Die Katastrophe Wallensteins.

Nach der neuesten archivalischen Publikation.

Von

Georg Winter.

— Marburg. —



Es giebt Erscheinungen in der Weltgeschichte, welche dem belebenden Lichte der Sonne vergleichbar ein ganzes Zeitalter erleuchten und erwärmen, deren Schöpfungen gleich denen des Weltenraums unvergänglich zu sein und das Leben der Menschheit in neue Bahnen zu lenken scheinen. Solche Erscheinungen bewundern wir vor Allen in dem Schöpfer der christlichen Religion, dann in Männern wie Luther, Newton, Kepler, Karl dem Großen. Neben ihnen aber zeitigt das vielgestaltige, proteusartige Leben der Völker andere Gestalten, welche meteorartig plötzlich aus dem Nichts entstehen, die Welt mit ihrem übernatürlichen und doch nicht wohlthätigen Glanze erfüllen, um dann eben so schnell wieder in dem Nichts zu verschwinden, aus dem sie hervorgegangen. Es sind Persönlichkeiten, wie Attila und vor Allem Napoleon I., an die wir denken.

Wallenstein nimmt zwischen ihnen gleichsam die Mitte ein; auch er tauchte aus dem Dunkel der Unbedeutendheit plötzlich hervor und wurde bald glänzend in seiner Erscheinung, bedeutend in seinen Schöpfungen, ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung: auch ihm ist es begegnet, daß er von der schwindelerregenden Höhe, welche er erstiegen, jäh herabstürzte in den Abgrund, der sich unsichtbar und unbemerkt vor ihm eröffnet hatte. Ist aber diese furchtbare Katastrophe wirklich von ihm verschuldet gewesen? Ist er, dem Meteor ähnlich, an seinem eigenen verzehrenden Glanze zu Grunde gegangen? Das sind Fragen, welche die historische Forschung von dem Augenblicke an, wo die unerwartete Katastrophe eintrat, immer und immer wieder aufwarf, ohne doch eine definitive Antwort zu finden, bis dann in

unseren Tagen der Altmeister deutscher Geschichtsschreibung, Leopold von Ranke, dem erstaunten Geiste der Nachwelt mit genialer Klarheit zum Bewußtsein brachte, daß es bei der Lösung dieses historischen Problems nicht so sehr auf die Frage ankomme, ob Wallenstein nach den Gesetzen der Moral und des Rechtes schuldig gewesen sei, daß es vielmehr Aufgabe der Geschichtsschreibung sein müsse, die eigenthümliche Combination historischer und politischer Thatfachen und Beziehungen klarzulegen, denen der wunderbare Mann erlegen ist. Denn so sehr auch der berühmte Satz, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei, bis zu einer gewissen Grenze eine unbestreitbare Wahrheit in sich schließt, so grundverschieden ist doch das Verfahren und die Methode des Historikers von der des Richters. Während dem letzteren die unmittelbare Wahrnehmung, der persönliche Verkehr und die persönliche Unterredung mit den Betheiligten als Quelle seiner Erkenntniß dienen, während er es mit der unmittelbaren, gleichsam noch fortlebenden Gegenwart zu thun hat, in der und mit der er selbst lebt und webt, muß der Historiker die objective Wahrheit aus den Zeugnissen längst vergangener Zeiten zu gewinnen suchen: ihm fehlt die persönliche Berührung mit dem Gegenstande seiner Forschung: er muß daher nachzuweisen suchen, welche Stellung eine Persönlichkeit oder ein Ereigniß in der fortschreitenden Bewegung der Geschichte der gesamten Menschheit eingenommen, welchen Werth sie für die Entwicklung derselben gehabt haben.

Und in diesem Sinne kann das Urtheil über Wallenstein nur günstig lauten. Nicht seinen eigenen Ideen und Plänen ist er erlegen, sondern vielmehr der eigenthümlichen Constellation der politischen Verhältnisse, der Sinnes- und Anschauungsweise seiner Zeit und vor Allem dessen, der ihn auf seinen hohen Platz gestellt hatte. Es liegt eine furchtbare und doch tief in dem Wesen der Menschennatur begründete Wahrheit in dem Satze, welchen der Dichter unserm Helden in den Mund legt:

Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt.
Und morgen glüht, weil's heute hat gegolten.

Eben an dem Kampfe gegen dieses „ewig Gestrige“, in welches sich seine gewaltige Natur nicht hineinsinden konnte, ist Wallenstein zu Grunde gegangen.

Suchen wir uns die historische Lage zu vergegenwärtigen, welche Wallenstein vorfand, als er im Frühjahr 1632 zum zweiten Male das Generalat übernahm.

Schon einmal hatte er im Jahre 1625 den Kaiser aus drohender Gefahr errettet: damals hatte der Dänenkönig Christian sich an die Spitze der deutschen Protestanten gestellt und ein mächtiges Heer aufgebracht, mit welchem er den Kaiser zur Nachgiebigkeit gegen die Protestanten hatte zwingen wollen. Der Kaiser selbst war nicht in der Lage gewesen, ihm ein seinem unmittel-

baren Befehle untergebenen Heer entgegenzustellen; denn Tilly stand im Solbe der Liga, deren Interessen mit denen des Kaisers doch keineswegs überall zusammenfielen. Da war Wallenstein mit dem merkwürdigen Anerbieten an Kaiser Ferdinand herantreten, ihm auf eigene Kosten ein Heer von 50,000 Mann anzuwerben, welches nur dem Kaiser selbst zur Disposition stehen, dessen Oberbefehl aber dem Felbherrn allein vorbehalten bleiben sollte.

Der Kaiser hatte anfangs geschwankt, ob er das Anerbieten, dessen bedenkliche Seite ihm nicht verborgen bleiben konnte, annehmen sollte. Die Noth aber überwog diese Bedenken. Wallenstein erhielt in der That die verlangte weitgehende Vollmacht und — löste das gegebene Versprechen, dessen Ausführung man fast für unmöglich gehalten hatte, ein. Die Welt war voll von Bewunderung über die beispiellos kühnen Kriegsthaten, die er dann an der Spitze dieses selbstgeworbenen Heeres vollbrachte. Aber als er seine Aufgabe gelöst hatte, als der Dänenkönig und die deutschen Führer der Protestanten geschlagen, ja fast vernichtet waren, als durch den Frieden von Lübeck die von Dänemark drohende Gefahr beseitigt war, da erhob sich von allen Seiten ein dichtes Gewebe von Intrigen und Verdächtigungen gegen den großen Felbherrn, dessen Glanz und Macht naturgemäß den Neid und die Eifersucht der deutschen Kurfürsten geweckt hatte. Der Kaiser war schwach genug, seinen Ketter den Machinationen seiner offenen und heimlichen Gegner preiszugeben. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan; er konnte gehen. Auf dem Kurfürstentage von Regensburg ward Wallenstein seiner Würde entsetzt: er nahm die Nachricht hiervon, so sehr sie ihn auch verletzen mußte, ruhig entgegen und entließ die Abgesandten, welche sie ihm überbracht hatten, mit fürstlichen Geschenken. Scheinbar ruhig zog er sich von der bewegten Bühne des politischen Lebens zurück und schien sich in dem ruhigen friedlichen Glanze seiner reichsfürstlichen Stellung zu gefallen.

Aber schon war der Schwedenkönig in Deutschland erschienen und legte, gleichsam wie eine Windsbraut über die nördlichen Gegenden unseres Vaterlandes dahinbrausend, Alles, was dem Kaiser anhing, hinweg. Die Eroberung und Zerstörung Magdeburgs durch Tilly war nur ein vorübergehender Erfolg der kaiserlichen Waffen. Wenige Monate später erlitt Tilly die furchtbare Niederlage bei Leipzig und Breitenfeld, die Gustav Adolph den Weg nach dem Rhein und Süddeutschland eröffnete. Während die nunmehr mit Gustav Adolph verbündeten Sachsen unter einem Schüler Wallensteins, Arnim, in Böhmen eindrangen und Prag besetzten, rückte der Schwedenkönig in unaufhaltsamem, glänzenden Zuge durch Thüringen und Franken nach dem Rheine, nahm Würzburg ein, besetzte Mainz und rückte in Bayern ein. In diesem Momente stand für den Kaiser Alles auf dem Spiele: er war verloren, wenn es ihm nicht gelang, ein mächtiges, von einem tüchtigen Führer geleitetes Heer dem Schwedenkönige entgegenzustellen. In dieser höchsten Noth wandte er sich wiederum an den Mann, der ihn schon einmal aus schwerster Bedrängniß gerettet hatte, an Wallenstein.

An diesen trat nun die schwerwiegende Erwägung heran, ob er seine Kräfte noch einmal dem Kaiser zur Verfügung stellen solle, der ihn trotz der großen Verdienste, welche er sich um ihn erworben, der Eifersucht der Kurfürsten aufgeopfert hatte. Mußte Wallenstein nicht eine Wiederholung dieser Entwicklung fürchten, zumal seine politischen Pläne, wie wir sehen werden, in geradem Gegensatz zu den Anschauungen der Kurfürsten standen? Konnte es für ihn nicht zweckmäßiger erscheinen, sich dem neuauftretenden Gestirn des Schwedenkönigs anzuschließen? Es ist bekannt, daß religiöse Motive bei Wallenstein nie in hervorragender Weise mitgewirkt haben: er hat immer in seinem Heere, ja in den Reihen seiner höheren Offiziere eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Protestanten gehabt. Ja, die ganze Richtung seiner Politik, seine ureigenste Anschauung war immer auf eine Ausöhnung mit den Protestanten gerichtet. Er hat dem Kaiser schon während seines ersten Generalats einmal geäußert: und wenn er zehn Schlachten gewinne, so sei dieser Krieg damit doch noch nicht beendet. Aus diesem Grunde hatte er im Jahre 1629 energisch gegen das Restitutionsedict, welches die Protestanten in ihren eigensten Interessen tödtlich verletzen mußte, protestirt.

Und daß die Wahl der Politik nach seiner Absetzung völlig in seiner Hand lag, ebenso wie das bei den übrigen deutschen Fürsten der Fall war, kann keinem Zweifel unterliegen. Nicht nur in seiner Eigenschaft als Herzog von Friedland war er souveräner Fürst des Reiches, er war von dem Kaiser auch mit den mecklenburgischen Landen, deren Herzöge man geächtet hatte, belehnt worden. Er stand den souveränen Fürsten Deutschlands, deren einige bereits in ein Bündniß mit Gustav Adolph getreten waren, ebenbürtig zur Seite.

In der That hat denn auch Wallenstein, bevor ihm von Seiten des Kaisers der Antrag zur Wiederübernahme der obersten Feldherrnwürde gemacht wurde, in Verbindung mit dem Schwedenkönige gestanden. Wir besitzen über den Gang und den Inhalt der Verhandlungen ein wichtiges und in der Hauptsache authentisches Zeugniß in den Aufzeichnungen des schwedischen Unterhändlers, der den Verkehr der beiden großen Feldherren vermittelte. Zwischen diesem, Adam Tetzka und Wallenstein hat dann eine Unterredung in einem Gartenhause des Grafen Maximilian Wallenstein stattgefunden, in welcher Wallenstein seine Anträge näher formulirte: aber eben die Grundforderung des Friedländers, der Schwedenkönig solle ihm 12,000 Mann seiner Truppen überlassen, wollte und konnte dieser, der seine Kräfte nothwendig zusammenhalten mußte, nicht eingehen.

Und eben als sich die Verhandlungen mit dem Schwedenkönige auf diese Weise zerschlugen, erschien der Abgesandte des Kaisers, Fürst Eggenberg, in Znaim, um Wallenstein zu der Annahme des Generalats zu bewegen. Es war vorauszu sehen, daß Wallenstein auf diesen Antrag nur eingehen würde, wenn ihm für die Gedanken, mit denen er sich trug und die eben auf eine Versöhnung der sich widerstreitenden Gegensätze gerichtet waren,

völlig freie Hand gelassen wurde. Wenn der Kaiser darauf, wie wir sehen werden, einging, so leitete ihn hierbei vor Allem der Gesichtspunkt, daß er selbst sich in Bezug auf Sachsen mit Gedanken trug, welche mit denen Friedlands zusammenfielen. Er hoffte zu erreichen, daß Sachsen, mit dem er so lange eng verbunden gewesen war und das sich nur nothgedrungen und fast wider Willen dem schwedischen Bündnisse angeschlossen hatte, wieder auf seine Seite trete. Und eben hierzu erschien Wallenstein, der mit dem sächsischen Feldherrn Arnim früher in einem engen persönlichen Verhältnisse gestanden hatte, als der geeignete Mann. Der Kaiser hat sich, eben um Sachsen und auch Brandenburg wieder auf seine Seite herüberzuziehen, sogar Wallenstein gegenüber zu dem Versprechen einer Aufhebung des Restitutions-edictes verstanden. Und eben in diesem Sinne hatte Wallenstein dann weiter operirt.

War so in Bezug auf die vornehmste Frage ein Einverständniß erzielt, so konnte Wallenstein nunmehr ernstlich daran denken, auf den Antrag des Kaisers einzugehen. Er that es, aber nicht bedingungslos. Er wußte sehr wohl, was er dem Kaiser war oder werden konnte. Und wenn er sich als souveräner Fürst des Reiches dazu verstand, noch einmal in ein directes Dienstverhältniß zum Kaiser zu treten, wer wollte es ihm verargen, wenn er sich die Unabhängigkeit seiner Entschlüsse, die ihm, wenn er den Antrag des Kaisers nicht annahm, beizuwohnen, auch bei der Uebernahme des Obercommandos zu sichern bestrebt war?

Aber so natürlich dies Bestreben an sich auch war, so liegt doch eben darin der Knoten der dann folgenden tragischen Verwicklung. Eben dies mit voller Unabhängigkeit verbundene Dienstverhältniß trug die Keime eines späteren Conflictes mit der souveränen Gewalt des Kaisers schon in sich.

Die Capitulation, auf Grund deren Wallenstein den Oberbefehl wieder übernahm, ist niemals in völlig authentischer Form bekannt geworden: zum Theil sind die Bedingungen nur mündlich vereinbart worden. So viel aber steht doch fest, daß dem Oberfeldherrn nicht nur das volle und völlig unabhängige Commando über das neuzuschaffende Heer übertragen, des Kaisers eigener Sohn ausdrücklich von jeder Theilnahme am Oberbefehl ausgeschlossen wurde, sondern daß dem Feldherrn auch die Leitung der Politik, die Einleitung und Führung der Friedensverhandlungen überlassen wurde. Und lag hierin nicht in der That ein innerer unlösbarer Widerspruch? Konnte eine solche absolute Feldherrngewalt mit der Souveränität des Staatsoberhauptes vereinbart werden? War es schon bedenklich für einen souveränen Fürsten, sich der obersten Heeresleitung zu entäußern, so muß die monarchische Gewalt in der That illusorisch werden, wenn sie auch auf das Recht der Verhandlung mit fremden Mächten verzichtet. In dem Augenblicke, in welchem der Feldherr von dieser ihm verliehenen Gewalt thatsächlich Gebrauch gemacht hätte, wäre ein unheilbares Zerwürfniß mit dem Kaiser eingetreten. Es ist eingetreten, noch bevor der Feldherr bis an die äußerste Grenze des nach dieser Capitulation Erlaubten vorging.

Daneben erscheinen dann die Bedingungen, welche Wallenstein für seine spätere Stellung im Reiche forderte, so wichtig sie an sich sein mögen, fast unbedeutend. Wir wissen schon, daß der Kaiser ihn mit dem Herzogthum Mecklenburg belehnt hatte. Dies aber war gegenwärtig von den Feinden befehlt: der Kaiser verlieh ihm in Folge dessen das Fürstenthum Glogau und versprach ihm, falls Mecklenburg nicht wiedergewonnen werden sollte, ein vollständiges Aequivalent für diesen Verlust. Seine Stellung als deutscher Reichsfürst wollte sich Wallenstein auf keinen Fall entziehen lassen: denn erst durch diese gewann er auch nach der eventuellen Beendigung des Krieges eine Stellung, in welcher er seine unabhängigen und selbständigen politischen Pläne weiter führen konnte: denn in den politischen Fragen, welche die Welt bewegen, vermag das Recht nicht immer oder nur sehr selten allein zu entscheiden. Es muß mit der erforderlichen Macht gepaart sein, welche ihm seine Durchführung erst ermöglicht.

Von dem Momente an, in welchem Wallenstein die Führung des kaiserlichen Heeres wieder übernahm, suchte er nun, wie ihm dies seine Capitulation gestattete, auch die Fäden der europäischen Politik in seiner Hand zu concentriren. Sein vornehmster Gedanke war dahin gerichtet — und damit befand er sich zunächst in voller Uebereinstimmung mit dem Kaiser — das zwischen Schweden und Sachsen bestehende Bündniß zu lösen, die Sachsen auf die Seite des Kaisers herüberzuziehen.

Biel nützte Deutschland meine Mäßigung,
Wär mir's geglückt, das Bündniß zwischen Sachsen
Und Schweden, das verderbliche, zu lösen,

läßt Schiller Wallenstein dem kaiserlichen Abgesandten Questenberg entgegen.

Man hat Wallenstein in neuerer Zeit wohl den modernen Fabius Cunctator genannt, der durch zögernde und vorsichtige Kriegsführung den Staat gerettet habe. Nicht ganz mit Unrecht. Zunächst aber war doch das gewünschte Ziel auf gütlichem Wege allein nicht zu erreichen, der Gewalt der Waffen mußte die Entscheidung anvertraut werden.

Wallenstein wandte sich zunächst eben gegen den Feind, den er zu sich herüberzuziehen beabsichtigte. Indem er die Sachsen aus Böhmen vertrieb, Prag eroberte und in Sachsen einzudringen sich anschickte, hoffte er entweder den Schwedenkönig, der bereits in das Herz des Bayernlandes vorgedrungen war, von dort wegzuziehen oder den Kurfürsten zu einem Separatfrieden zu vermögen.

Das konnte doch eben wieder nur geschehen, wenn man den Sachsen in den religiösen Fragen Zugeständnisse machte. Und darauf liefen die Anerbietungen, welche Wallenstein dem sächsischen Felbherrn Arnim, noch während er ihn bekriegte, gemacht hat, hinaus. Freiheit der Religion und voller Besitz der geistlichen Güter sollte gewährleistet, Brandenburg zum Beitritt aufgefordert werden.

Aber so ohne weiteres wollte sich doch der Kurfürst von Sachsen von Gustav Adolf, der ihn eben noch vor Tilly's Schaaren gerettet hatte, nicht trennen. Dessen Gedanken aber waren neben einer Ausgleichung der religiösen und ständischen Gegensätze, wie sie Wallenstein in Vorschlag brachte, noch auf eine territoriale Entschädigung Schwedens in Pommern gerichtet. Brandenburg, welches durch seine alten Erbverträge Anspruch auf die Nachfolge in diesem Lande hatte, meinte er durch Säkularisationen geistlicher Güter zu entschädigen. Sehr bezeichnend für Wallensteins Gesinnung ist es doch, daß er auf diese Präentionen der Schweden auch in späteren Tagen nicht einzugehen gewillt war. Nachdem sich einmal seine Verhandlungen mit Schweden zerschlagen hatten, stand er diesen immer mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber. Die Schweden für seine Zwecke zu gebrauchen hätte er wohl kein Bedenken getragen, aber ihnen deutsche Länder zu überlassen, dagegen sträubte sich sein Nationalgefühl. In seinem ersten Generalat hat er wohl daran gedacht, dem Kaiser der kurfürstlichen und ständischen Macht gegenüber eine absolute Gewalt zu verschaffen: die Intactheit des deutschen Reiches hat er nie aus den Augen verloren. Zu Grunde ist es in der That ein Ausdruck seiner wahren Ueberzeugung, wenn der Dichter ihn aufrufen läßt:

Was geht der Schwed' mich an? Ich hass' ihn, wie
Den Pöhl der Hölle, und mit Gott gedenk' ich ihn
Bald über seine Ostsee heimzujagen.

Doch irrte Schiller, wenn er annahm, daß Wallenstein in der That mit den Schweden schon lange vor seiner Katastrophe heimlich verhandelt habe. An eine Verbindung mit den Schweden hat er erst gedacht, als er bereits die Nachricht von seiner zweiten Absetzung erhalten hatte: bis dahin hat er mit ihnen, wenn überhaupt, nur vorübergehend und nie heimlich, unterhandelt: wir werden sehen, daß er den Kaiser über seine sämmtlichen Verhandlungen mit fremden Mächten stets auf das Genaueste informirt hatte. An Verhandlungen ohne Vorwissen des Kaisers hat er bis in den December des Jahres 1633 nie gedacht. Die Gründe seiner Absetzung und seiner Ungnade beim Kaiser sind ganz andere gewesen. Wenn die Anhänger des Kaisers solche heimliche und „hochverrätherische“ Verhandlungen als den Grund seines Sturzes angeben, so haben sie, und das ist das epochemachende Resultat der jüngsten unparteiischen Publicationen, wissentlich oder unwissentlich eine Unwahrheit ausgesprochen.

Da nun der Kurfürst von Sachsen auf eine Verhandlung, welche in einem bewußten Gegensatz zu den Intentionen Gustav Adolfs gestanden hätte, nicht eingehen wollte, so mußte zunächst mit den Waffen weiter gekämpft werden.

Es ist bekannt, wie Wallenstein dann mit seinem und dem von Maximilian von Bayern geführten ligistischen Heere Gustav Adolph gegenüber bei Nürnberg ein befestigtes Lager aufschlug, wie Gustav Adolph den Versuch

machte, dasselbe zu erstürmen, aber von Wallenstein zurückgeschlagen wurde. Die Welt wurde inne, daß sich hier zwei Kräfte mit einander maßen, die einander völlig gewachsen waren.

Eine große Versuchung muß es doch für Wallenstein gewesen sein, als ihm nun der Schwedenkönig eine persönliche Unterredung behufs eventueller Friedensunterhandlung anbot. Ging Wallenstein auf das Anerbieten ein, und verständigte sich mit Gustav Adolph, so hätten beide vereint das Schicksal Europa's entscheiden können. Er widerstand der Versuchung und theilte den schwedischen Antrag Maximilian von Bayern mit, der dann dafür war, daß man den Kaiser hierüber entscheiden lassen müsse. Und in der That war der kaiserliche Hof geneigt, auf Verhandlungen mit den Schweden einzugehen. Aber die Grundlage für dieselben, die er in Vorschlag brachte, Aufhebung des Restitutionsedictes für Sachsen, Brandenburg und Dänemark einerseits, Integrität der kaiserlichen Erblande andererseits, hätte doch nur die deutschen Protestanten, nicht aber den Schwedenkönig zufriedenstellen können. Die Verhandlungen zerfielen, ehe sie noch recht in Gang gekommen waren.

Währendem waren die Sachsen, die durch den Zug Wallensteins nach Bayern freie Hand bekommen hatten, in Schlesien eingefallen, Gustav Adolph selbst in das südliche Bayern vorgebrungen in der Hoffnung, daß Wallenstein ihm folgen werde. Dieser wendete sich aber vielmehr gegen Sachsen und drang siegreich bis in das Herz dieses Landes vor. Er berechnete, daß der Schwedenkönig seinem Bundesgenossen zu Hilfe eilen werde und daß es in Sachsen zu einer definitiven Entscheidung kommen müsse: darum hatte er den Kurfürsten Maximilian von Bayern aufgefordert, mit nach Sachsen zu ziehen: ohne Erfolg: Maximilian wollte sein Erbland nicht schuplos den Waffen des Feindes preisgeben und blieb in Bayern. Wallenstein aber hatte richtig gerechnet: Gustav Adolph folgte ihm in der That nach Sachsen: bei Lützen kam es am 16. November zu einer der fürchterlichsten Schlachten jenes traurigen und Deutschland zerrüttenden Krieges. Die Schweden waren Anfangs im Nachtheil: als der König nach dem rechten Flügel eilte, um die schwankende Schlachtordnung wiederherzustellen, wurde er von mehreren feindlichen Kugeln erreicht und brach zusammen. Erst über seiner Leiche entbrannte dann der fürchterlichste Kampf, der auf beiden Seiten mit beispielloser Wuth und Tapferkeit geführt wurde: nicht eigentlich geschlagen, mußte sich doch Wallenstein entschließen, den Befehl zum Rückzuge zu geben. Zum Theil war auch die Stimmung der Landeseinwohner Veranlassung zu diesem Entschlusse. Schon hatten die Fuhrleute, welche die Bespannung der Geschütze gestellt hatten, ihre Pferde fortgeführt: man mußte eine allgemeine Empörung des Landvolkes befürchten.

Gleichwohl wurde der Tag von Lützen von dem Kaiser und seinen Anhängern als ein großer Sieg gefeiert: man wußte wohl, — und Wallenstein war der Letzte, sich dieser Einsicht zu verschließen, — was es zu bedeuten hatte, daß dieser eine Mann nicht mehr war.

Und vielleicht ist es für den weltgeschichtlichen Ruhm Gustav Adolfs selbst ein Glück gewesen, daß er eben jetzt einen ehrenvollen Tod fand. Noch stand und steht sein Bild rein und ungetrübt vor den Augen der Mit- und Nachwelt. Wohl ist es wahr, daß sein Eifer für die protestantische Sache nicht der einzige Beweggrund seiner Landung in Deutschland war, daß auch dynastische Interessen, namentlich der Unwille über die Absetzung der ihm verwandten mecklenburgischen Herzoge, mit im Spiele waren. Noch gingen aber seine Anforderungen, wie wir gesehen haben, über eine billige Entschädigung für seine Gefahren und Anstrengungen nicht hinaus: noch konnte man ihn als den edlen und ritterlichen Retter der protestantischen und antiösterreichischen Ideen in Deutschland bewundern und verehren. Wenn man behauptet hat, er habe sich zum Kaiser von Deutschland machen und somit seine eigenen dynastischen Interessen zu seinem leitenden Gesichtspunkte machen wollen, so läßt sich hierfür ein irgend stringenter Beweis nicht erbringen. Aber hätte er der Versuchung auch bei ferneren Erfolgen der schwedischen Waffen widerstanden? Hätte ihm nicht bei der großen Verehrung, die ihm von Seiten der deutschen Protestanten immer allgemeiner entgegengebracht wurde, der Gedanke aufsteigen sollen, diese für seine persönlichen Zwecke zu benutzen? Aus einem Retter der protestantischen Religion wäre er dann ein nationaler Feind Deutschlands geworden. Auch in dieser Beziehung ist die Schlacht bei Lützen von unermesslicher historischer Bedeutung gewesen.

Zunächst aber war für Wallenstein, dessen Heer durch die furchtbaren Anstrengungen und die beiden blutigen Schlachten schwer gelitten hatte, die Nothwendigkeit gegeben, aus Feindesland zu weichen und seine Winterquartiere in dem durch den Krieg schon völlig ausgefogenen Böhmerlande zu nehmen. Daß ihm hieraus ein begründeter Vorwurf nicht zu machen ist, ersieht man aus dem Bericht, den der kaiserliche Abgesandte Questenberg am 20. December 1632 aus Prag nach Wien erstattete. Hier heißt es: „Die campagna hat dies Jahr lang gewährt, die Soldateska ist mit der Proflant über die Maßen schlecht gehalten und bei der zweiten fürgegangenen Treffen übel zugerichtet, da in dem letzten in wehrender Schlacht von Freund und Feinden der bagaglio, darin des Soldaten ganze Substanz consistirt, spolirt worden.“ Deshalb habe der General beschlossen, den Winter über den Krieg mit Praktiken zu führen, d. h. von Neuem Unterhandlungen mit dem Feinde, namentlich mit Sachsen, das er nach Gustav Adolfs Tode auf seine Seite zu bringen hoffe, anzuknüpfen, und erst im Sommer wieder die kriegerische Operation mit voller Kraft zu eröffnen. In demselben Sinne berichtete Wallenstein selbst an den Wiener Hof: so äußerte er sich auch zu dem Grafen von Wartensleben, der von dem Dänenkönig als Friedensvermittler nach Wien geschickt war und auf dem Rückwege von dort Wallensteins Lager in Prag berührte: „er fühle jetzt, daß er alt werde; er sei von Krankheiten geplagt, der Ruhe bedürftig. Niemals habe er größere Vor-

vereilungen zum Kriege gemacht, aber doch niemals heißere Begierde gehabt Frieden zu machen.“*)

In der That begannen Friedensverhandlungen eingehendster Art schon im März 1633 unter Vermittelung des Landgrafen Georg von Hessen, der mit ausdrücklicher Genehmigung des Kaisers in Weimeris erschien und dort mit den kaiserlichen Abgesandten, an deren Spitze der Bischof Anton von Wien stand, verhandelte. Die kaiserlichen Abgesandten erwiesen sich noch nachgiebiger als früher: nicht nur die Aufhebung des Restitutionsedictes, sondern selbst die völlige Gleichberechtigung der Confessionen in den Territorien, eine paritätische Besetzung des Reichskammergerichtes, selbst die Herstellung der Pfalz zu concediren waren sie nicht abgeneigt. Unerbittlich aber zeigten sie sich den Anforderungen gegenüber, welche an den Kaiser persönlich gestellt wurden. Die Herstellung der früheren Zustände in Böhmen wollten sie nimmermehr concediren: mit einer gewissen Berechtigung führten sie auf, daß dem Kaiser in Bezug auf das Verhältniß der beiden Confessionen in seinen Erblanden dasselbe Recht zustehe wie den Fürsten in ihren Territorien. Ebenso wenig wollten sie auf die paritätische Besetzung des geheimen Rathes des Kaisers eingehen. Noch aber schien eine Vereinbarung möglich. Indem man ohne definitive Abmachungen von einander schied, nahm man doch für den Sommer einen gemeinsamen Friedenscongreß in Breslau oder Prag in Aussicht.

Vorerst aber mußte die Armee wieder in Stand gesetzt, die Lücken, die der Krieg in ihre Reihen gerissen hatte, wieder ausgefüllt werden. Von Neuem wurden die Werbetrömmeln des Friedländers gerührt, und von Neuem strömten Schaaren Kriegsklüftiger zu den wohlbekannten Fahnen. Wie ein Fürst erschien der Friedländer in seinem Heerlager. Trotz der strengsten Disciplin, welche er im Heere zu halten mußte, war er ein Abgott der Soldaten: denn nie ging wahres Verdienst und wahre Tapferkeit ohne Belohnung aus, und so Manchem war es gelungen, aus der niedrigsten Stellung zu den höchsten Ehren emporzusteigen.

Zugleich aber lag doch in der Stellung des Kaisers zu seinem Feldherrn ein innerer Widersinn. Nicht der Hof in Wien, sondern das Feldlager des Generals war der Mittelpunkt, in welchen die Fäden der europäischen Politik zusammenliefen. In seinem mit großartiger Pracht ausgestatteten „Friedländer Hause“ in Prag empfing Wallenstein die Abgesandten von aller Herren Länder. Das aber war das Verhängnißvolle in der Stellung des Feldherrn, daß er laut kaiserlicher Vollmacht auch das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden in seiner Hand hatte. Daß der Kaiser nicht berechtigt war, seine Fandlungekreise zu durchkreuzen, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Noch wollte er es aber auch nicht, da sich die Politik

*) Brandenburgische Schrift über den Verlauf in Dresden an den Kanzler Oxenstierna. Bei Ranke, Geschichte Wallensteins, S. 276.

des Friedländers in Bahnen bewegte, welche den kaiserlichen Intentionen entsprachen.

Die jüngst von Hallwich veröffentlichte Correspondenz Wallensteins aus seinem letzten Lebensjahre eröffnet uns einen Ausblick in die Seele dieses eigenthümlich genialen Mannes, wie er großartiger und umfassender nicht gedacht werden kann. Konnte über das Felbherrntalent Wallensteins niemals ein berechtigter Zweifel obwalten, so erscheint er uns hier fast noch größer als Organisator und Staatsmann. Mitten in den Wirren des Krieges und den mancherlei heranstürmenden Gefahren des Augenblicks hat er noch Zeit und Muße zu einer detaillirten Obforge für sein Fürstenthum Friedland; denn nicht nur als Felbherr, sondern vor Allem als souveräner Landesfürst, dessen Dienstverhältniß zu dem Kaiser nur ein vorübergehendes sei, hat er sich stets gefühlt. Fortwährend dachte er an die Hebung seiner Hauptstadt Gittschin, an die wirthschaftliche und geistige Wohlfahrt seiner Unterthanen. Er dachte das Herzogthum Friedland in jeder Beziehung von Böhmen unabhängig zu machen: selbst an die Begründung einer Universität in demselben hat er gedacht. Ist man alle dem, was aus seinem Briefwechsel mit evidenter Klarheit hervorgeht, gegenüber berechtigt anzunehmen, daß er dauernd und ernsthaft daran dachte, wie man wohl behauptet hat, sich zum Könige von Böhmen zu machen? Wozu dann alle die Anstrengungen, um sein Herzogthum von diesem Königreich gänzlich abzutrennen? Daß sein Vertrauter Rinsky mit dem französischen Abgesandten Feuquière darüber verhandelt hat, geht allerdings aus den Aufzeichnungen des Letzteren hervor. Aber derselbe Gewährsmann giebt doch auch an, daß Wallenstein eine an ihn selbst gerichtete dahin gehende Anfrage nicht einmal einer Antwort gewürdigt hat. Wie so oft, so ist es auch in diesem Falle Wallenstein begegnet, daß seine Freunde in ihren Verhandlungen und Anerbietungen weit über seine eigenen Absichten hinausgingen.

O grausam spielt das Glück
Mit mir! Der Freunde Eifer ist's, der mich
Zu Grunde richtet, nicht der Haß der Feinde.

Und in welchem inneren Widerspruch bewegen sich doch diejenigen, welche von einer Absicht Wallensteins, die polnisch-böhmische Krone anzunehmen, sprechen und ihm dennoch einen Vorwurf daraus machen, daß er seine Winterquartiere in dem so schon schwer bedrängten Böhmen nahm? Mußte es nicht vielmehr sein Bestreben sein, sein zukünftiges Königreich möglichst zu schonen und sich dadurch dessen Einwohner geneigt zu machen?

Wie wenig er eben damals geneigt war, sich in irgend einer Hinsicht in bewußten Gegensatz zum Kaiser zu bringen, beweist am besten die große Fülle von Ordonnanzen aus jener Zeit, in denen er immer und immer wieder seinen Commandeuren vor Allem die Conservation der kaiserlichen Länder an's Herz legte. Der ganze Feldzug in Schlesien im Jahre 1633

hatte keinen andern Zweck als eben diesen. Und wenn Wallenstein auch während dieses Feldzuges in fortwährenden Verhandlungen mit den Sachsen stand, so geschah doch auch dies nicht nur mit Vorwissen, sondern mit ausdrücklicher Billigung des Kaisers. Wir müssen hierbei noch einen Augenblick verweilen.

Mit unglaublicher Geschwindigkeit und größter Mühe hatte Wallenstein die Armee während des Winters wieder auf 120,000 Mann gebracht, obwohl ihm von dem kaiserlichen Hofe nur fast lächerlich geringe baare Mittel zur Verfügung gestellt werden konnten. Wiederholt sandte er im Frühjahr 1633 Succurs nach Bayern und Schwaben, den Hauptnachdruck des Krieges aber beschloß er nach seiner alten, bewährten Manier gegen den Feind zu wenden, welchen zu sich herüberzuziehen ihm am meisten am Herzen lag. Man hat ihm auch daraus einen Vorwurf gemacht. Aber abgesehen davon, daß er sich die unbefchränkte Verfügung über sein Kriegsheer vorbehalten hatte, war im Augenblicke die dem Kaiser drohende Gefahr eben in Schlesiens am größten. Der sächsishe Feldherr Arnim hatte dort in Verein mit den Schweden und Brandenburgern mit Glück gegen die von Wallas befehligten kaiserlichen Truppen gekämpft: Wallenstein wollte und mußte zunächst hier das Gleichgewicht der Kräfte oder vielmehr das Uebergewicht des Kaisers wiederherstellen. Am 3. Mai verließ er das Friedländer Haus, um sich zu seiner Armee zu begeben.

Ueber die Maßen prächtig war nach zeitgenössischer Schilderung sein Auszug aus Prag. „Er hatte 14 Kutschen bei sich, jede von 6 Pferden; 40 Cavaliere und vornehme Hofoffiziere warteten ihm auf, neben 10 Trompetern mit silbernen und verguldeten Trompeten und 12 Lakaien, welche allesamt sammt dem ganzen Hofgesind in Roth und Blau von Neuem bekleidet waren. Die Bagagewagen waren auch alle mit rothem Leder bedeckt und auf das allerstattlichst und köstlichst gerüstet. Er, Herr Generalissimus, selbst in einem ledernen Koller und rothen Mantel aufgezogen und führet in seiner Armada mit sich 90 Compagnien zu Pferd und 70 Compagnien zu Fuß.“

Es war das letzte Mal, daß die Hauptstadt Böhmens den Feldherrn in aller seiner Pracht schaute: er hat sie nie wieder betreten.

Ende Mai langte Wallenstein in Schlesiens an und erschien in den ersten Tagen des Juni in der Nähe von Münsterberg dem von Arnim geführten feindlichen Heere gegenüber. Während Ilow Rimplsch einnahm, sandte Wallenstein schon am Abend des 3. Juni einen Vermittler zu Arnim, welcher ihn zu einer Zusammenkunft einladen sollte. Eine solche kam in der That am 5. Juni bei Heidersdorf nördlich von Rimplsch zu Stande: es wurde ein Waffenstillstand auf 14 Tage verabredet, während dessen Arnim nach Dresden gehen, Wallenstein die Absendung eines kaiserlichen Bevollmächtigten erwirken wollte. Es handelte sich um nichts Geringeres als um ein wirkliches Bündniß Sachsens mit dem Kaiser auf der schon in Prag

festgestellten Grundlage völliger Religionsfreiheit. Nur darüber war man noch zweifelhaft, ob man als Normaljahr für die Zustände im Reiche 1618 oder 1622 wählen sollte. Arnim erklärte sich in einem Schreiben an Wallenstein für das Erstere, da er vor Allem auch die Wiederherstellung der Zustände in Böhmen, wie sie beim Beginn des Krieges gewesen waren, wünschte. In der That ist Wallenstein auf diese Auffassung der Sache eingegangen. Man wollte dann mit vereinten Kräften gegen diejenigen, „so sich unterfangen sollten, den statum Imperii noch weiter zu turbiren und die Freiheit der Religion zu hemmen“, vorgehen. Man sieht, es war auf definitive Beilegung des unseligen Religionskrieges abgesehen. Aber nicht auf einen Druck, den man gegen den Kaiser ausüben wollte, ging die Absicht Wallensteins. Im Gegentheil; er theilte den Gang und Inhalt der Verhandlungen getreulich nach Wien und an Maximilian von Bayern mit und bat den vorläufigen Bestimmungen des Vertrages von Feidersdorf gemäß, um Absendung eines kaiserlichen Bevollmächtigten. Als nach Ablauf des Waffenstillstandes weder dieser angekommen noch Arnim aus Dresden zurückgekehrt war, wurde zwischen Piccolomini und Tetzka einer-, dem Herzoge Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg andererseits eine Verlängerung des Waffenstillstandes um 4 Tage verabredet. Aber auch dieser Termin verstrich; mit gleicher Nachlässigkeit und Langsamkeit behandelte der Wiener und der Dresdener Hof die so hochwichtige Sache; als endlich Anfangs Juli Duestenberg mit einer, wie es scheint, nicht zustimmenden Antwort des Kaisers eintraf, hatte Wallenstein, dem die Stimmung in Wien nicht unbekannt war, schon aus eigener Initiative die Verhandlungen abgebrochen.

Und wirklich schien es zunächst zu einer Erneuerung der Feindseligkeiten schon jetzt kommen zu sollen. Wallenstein machte mit seinem Heere eine Diverſion gegen Schweidnitz, welches er durch einen Handstreich zu nehmen gedachte. Dies Unternehmen scheiterte an der tapfern Vertheidigung der Einwohner, denen ein Regen, welcher das Pulver der Kaiserlichen durchnässte, zu Hilfe kam. Dann lagerten sich die Heere in der Nähe von Schweidnitz einander gegenüber. Hier ist es dann noch einmal zu Unterhandlungen gekommen. Und wenn Arnim Anfangs wenig zur Nachbigkeit geneigt erschien, so änderte sich diese seine Stimmung, als der kaiserliche General Holf in Folge eines Befehls, den ihm Wallenstein hatte zukommen lassen, von Eger aus in Sachsen einfiel und die Länder des Kurfürsten verwüstete. Arnim hat dann auch mit diesem verhandelt, dem Wallenstein Vollmacht dazu gegeben hatte: während der Verhandlung starb Holf am 9. September, wie er selbst annahm, an Gift, welches ihm Arnim hatte reichen lassen.

„Aus dem Frieden wird nichts,“ schreibt Wallenstein am 14. September an Tetzka; er hatte nunmehr beschlossen, den Krieg mit Eifer wieder in die Hand zu nehmen. Neben den Zögerungen des sächsischen Hofes bestimmte

ihn hierzu auch die Laueit, mit welcher man in Wien die Verhandlungen betrieb. Denn schon hatte dort wieder die Partei, welche die Politik Wallensteins bekämpfte und auf eine eifrige Fortführung des Krieges bedacht war, die Oberhand gewonnen. Den Abmachungen mit dem Feldherrn entgegen gestattete der Kaiser sogar dem Todfeinde Wallensteins, dem Reichthümer Lamormain, eine Einmischung in die politischen Geschäfte. Wie sehr die Mißstimmung, welche sich in Folge dessen Wallensteins bemächtigte, berechtigt war, sieht man aus einem Schreiben, welches Quesenberg am 1. August an Wallenstein richtete. Er schreibt: „Ich trinke den Sauerbrunnen und schlägt darzu alle Unlust, daß man so hart negociiren muß und dennoch nicht fortkommen kann.“ Niemand wolle recht Hand anlegen; alles werde nur oberflächlich, nichts mit Nachdruck betrieben. Er sei die Stimme eines Rufenden, aber in der Wüste: Niemand wolle ihn hören.

Deutlicher kann sich wohl ein kaiserlicher Rath nicht ausdrücken. Es war eben klar, daß von Neuem, wie im Jahre 1630, dem Feldherrn von einer einflußreichen Partei am Hofe entgegengearbeitet wurde.

Zu dieser gehörte neben dem Vater Lamormain vor Allem auch der spanische Gesandte Castañeda, der darüber ungehalten war, daß Wallenstein den Durchmarsch eines spanischen Truppencorps, welches unter der Führung des Herzogs von Feria nach den Niederlanden durch Deutschland gehen sollte, nicht zugeben wollte. Man weiß, welche Bedeutung Schiller diesem Umstande für den Untergang Wallensteins beimaß; und nicht mit Unrecht: es trat eben in dieser Angelegenheit zum ersten Male ein Zwiespalt zwischen der kaiserlichen Souveränität und der dem Feldherrn anvertrauten Machtvollkommenheit hervor. Wir werden auf diese Verhältnisse, die in den letzten Lebensmonaten Wallensteins eine verhängnißvolle Rolle gespielt haben, noch einmal zurückkommen.

Diese feindselig gestimmte Partei am kaiserlichen Hofe zum Schweigen zu bringen, mußte Wallenstein noch einmal eine Probe seines Feldherrntalentes zu geben suchen. Sie gelang in glänzendster Weise. Mit genialem Blick hatte Wallenstein den Moment erspäht, in welchem Arnim, von Isolani's Reiterhaaren beschäftigt, westwärts abgezogen war, um die unter Dubal und Thurn in einer isolirten Position bei Steinau a/D. stehenden Schweden anzugreifen. Nach einem von Schaffgotsch geleiteten glücklichen Reitergefecht mußte das ganze schwedische Corps, welches an 6000 Mann stark war, capituliren. Die gemeinen Soldaten wurden in das kaiserliche Heer eingereiht, den Offizieren aber, also auch Dubal und Thurn, abzugeben gestattet, jedoch mit der Bedingung, daß alle noch von ihnen besetzten schlesischen Plätze an die Kaiserlichen ausgeliefert werden sollten. Um diesen Preis glaubte Wallenstein die Führer freigeben zu dürfen; er hoffte hierfür auf die Billigung des kaiserlichen Hoflagers: er hatte sich getäuscht, eben hieraus schmiedeten später seine Gegner eine der schwerwiegendsten Anklagen gegen ihn: sie hatten eben kaum je den Fuß in ein Heerlager gesetzt und vermochten die Bedeutung der für die Freilassung der Führer errungenen Bedingung nicht zu ermessen.

Daß man übrigens unter dem Eindrucke des Sieges selbst zunächst nicht daran dachte, dem Feldherrn hierüber Vorwürfe zu machen, ergiebt sich aus den in den überschwänglichsten Ausdrücken der Freude und des Dankes abgefaßten Briefen, welche an Wallenstein von Wien aus nach diesem Siege gerichtet wurden. Selbst der spanische Resident im Lager Wallensteins ergeht sich in unbegrenzten Lobeserhebungen. „Nun wird“, so schreibt er dem Kaiser, „sich der Feind zum Frieden genöthigt sehen und die Angelegenheiten der Religion, Eurer kaiserlichen Majestät und des Hauses Oesterreich werden zu einer Höhe emporgehoben werden, welche sie bisher noch nie erreicht.“

Der Reihe nach öffneten ihm nun die schlesischen Städte, zuletzt auch Breslau, die Thore. Seine Truppen drangen bis Frankfurt a/D. vor, welches sich ohne Schwertstreich ergab. Wallenstein dachte an einen Einfall in Sachsen, und auch Arnim hatte Furcht vor einem solchen. Der kaiserliche Generalissimus nahm noch einmal eine grandiose Stellung ein, er schien die Geschichte der Welt in seiner Hand zu halten: nur drei kurze Monate, und er lag ermordet im Palaste von Eger.

Der Historiker geräth in Verlegenheit, wenn er angeben soll, in welchem Momente dann der tödtliche Conflict zwischen dem Kaiser und seinem Heerführer ausgebrochen ist. Daß die Friedensverhandlungen, welche Wallenstein unausgesetzt mit Sachsen und Brandenburg pflog, das Einbernehmen zwischen beiden nicht gestört haben, daß sie vielmehr im vollsten Einverständniß mit dem Kaiser gepflogen wurden, glauben wir nachgewiesen zu haben. Jeder Zweifel, der hierüber noch obwalten könnte, wird durch einen Brief aufgehoben, den der Kaiser am 18. September 1633 an Trautmannsdorf richtete, in welchem er diesem mittheilt, Wallenstein habe bei ihm angefragt, wie er sich Arnim gegenüber zu verhalten habe. Darauf habe er, der Kaiser, nach reiflicher Ueberlegung befunden, daß Alles davon abhängig sei, ob in der That mit Sachsen und Brandenburg zu einem beständigen Frieden zu gelangen sei: das aber müsse Niemandem besser bekannt sein als dem Herzog von Friedland.

Der Grund zu dem Conflict muß also an anderer Stelle gesucht werden: er lag einmal in der eigenthümlichen Constellation der politischen Verhältnisse, namentlich der Beziehungen zu Spanien, in denen die dem Feldherrn übertragene unbedingte Machtvollkommenheit dem Kaiser lästig zu werden begann, dann aber in den Ereignissen auf dem süddeutschen Kriegsschauplatze, welche zu dem Falle Regensburgs führten.

Bei beiden Punkten müssen wir, um die ganze Bedeutung des tragischen Ereignisses zu ermessen, noch einen Augenblick verweilen.

Unleugbar ist es, daß die Schweden im Frühjahr 1633 einen Einfall in Böhmen zu machen beabsichtigten. Sowohl Gustav Horn als Bernhard von Weimar haben derartige Versuche gemacht. Als nun Wallenstein selber sich veranlaßt sah, die Operationen in Schlesien zu eröffnen, hinterließ er in

Folge dessen Abdringen, der sich im bayerischen Gebiete aufhielt, den Befehl „nichts zu hazardiren“, sondern vielmehr sein Hauptaugenmerk auf Böhmen zu richten. In ähnlichem Sinne war ein Befehl an Holt ergangen. Maximilian von Bayern aber glaubte annehmen zu müssen, daß die vornehmste Absicht des Feindes auf Bayern gerichtet sei, und daß Wallenstein jenen Befehl an Abdringen nur erlassen habe, um ihm, dem er wegen seines feindseligen Auftretens auf dem Regensburg'schen Tage zürne, zu schaden. Unaufhörlich trug der bayerische Kurfürst dem Kaiser an, er solle Wallenstein veranlassen, daß Abdringen an ihn gewiesen, seinem Oberbefehl unterstellt werde. Natürlich konnte Wallenstein hierauf nicht eingehen: denn eben auf seinem einheitlichen Oberbefehl beruhte die ganze Stärke seiner Stellung. Auch der Kaiser selbst war damals noch nicht geneigt, dem Drängen Maximilians nachzugeben. Er erklärte Questenberg ausdrücklich, daß er Wallenstein hierüber keine Vorschriften machen wollte, von dem er auf alle Weise versichert, daß er's mit ihm nicht anders denn gut und wohl vermerne. Um völlige Klarheit zu erlangen, wandte sich Ferdinand an den zunächst theilhaftigen Abdringen selbst. Und dieser erklärte sein volles Einverständnis mit den nur auf die Defensiv abzielenden Anordnungen des Generalissimus. Denn wie zweifelhaft erscheine es, ob man bei einem Angriff auf den Feind den Sieg davontragen werde; und doch könne eine Niederlage alle Berechnungen des Oberfeldherrn vernichten.

Dadurch war das Ansehen Wallensteins zunächst vollkommen rehabilitirt, der Kurfürst Maximilian aber von Neuem sein unverföhnlicher Gegner geworden, der immer und immer wieder Eingriffe gegen die Anordnungen Wallensteins versuchte, die dieser nothwendig zurückweisen mußte, wollte er anders sein Ansehen als alleiniger Oberfeldherr des Kaisers aufrecht erhalten. Auch mußte ihm mehr an dem günstigen Fortgang der kaiserlichen Sache überhaupt als an den Präentionen des bayerischen Kurfürsten gelegen sein. Maximilian aber fand einen mächtigen Bundesgenossen am Wiener Hofe in der Person des spanischen Legaten Castañeda.

Wir haben schon erwähnt, daß sich Wallenstein, als im Juni die spanische Absicht, ein Heer unter dem Herzog von Feria im Elsaß aufzustellen, kund wurde, energisch gegen diese Maßregel aussprach. Er betonte, daß dadurch die protestantischen und selbst die katholischen Stände gereizt, vor Allem aber, daß durch das Erscheinen einer neuen, fremden Heeresmacht die schon begonnenen Friedensverhandlungen unmöglich gemacht werden würden. Er sprach es in einem Schreiben an den Kaiser offen aus, „daß die, die ein solches gerathen, entweder das Werk nicht verstehen, oder die Beförderung Ihrer kaiserlichen Majestät Dienst in keine Consideration ziehen“. Keinenfalls aber könne er dem Herzoge von Feria auch noch Truppen zu Hilfe schicken, da er deren zur Deckung Böhmens dringend bedürfe.

Möglich, ja wahrscheinlich, daß hierbei auch ein persönliches Motiv mitwirkte: Wallenstein konnte in der That nicht wünschen, daß durch das Er-

scheinen eines spanischen Heeres in Deutschland die Concession, die man ihm gemacht hatte, daß er der einzige kaiserliche Feldherr sein sollte, illusorisch gemacht wurde. Daß man aber mit der Forderung eines Hilfscorps an Spanien nur eine Schwächung seiner militärischen Mittel bezweckte, konnte ihm keinen Augenblick zweifelhaft erscheinen. In der That verschloß sich anfangs auch der Kaiser den Erwägungen Wallensteins nicht; er erklärte wiederholt, daß der Einmarsch spanischer Truppen nach Deutschland unthunlich sei. Endlich aber gab er doch dem fortwährenden Drängen Castañedas und seiner Bundesgenossen am kaiserlichen Hofe nach und erteilte dem Cardinal-Infanten Don Fernando, dem Herzog von Feria und dessen spanischen und italienischen Truppen den gewünschten Paß zum Einmarsch und verlangte von Wallenstein, daß er ihnen Zugung leiste. In der That hatte damit der Kaiser den mit Wallenstein geschlossenen Vertrag verlegt; er hatte dem ausdrücklichen Wunsche des Generalissimus entgegen die Aufstellung einer zweiten Armee in Deutschland gestattet und mit jener Forderung an Wallenstein den ersten Versuch gemacht, diesem die unbeschränkte Disposition über sein Heer zu entreißen.

Man ging noch weiter. Maximilian brachte nunmehr, nachdem so der erste Schlag gegen Wallenstein gelungen war, seinen alten Wunsch, daß Aldringen mit seinen Truppen, die noch durch 4000 Mann von Holts Corps verstärkt werden sollten, direct an ihn gewiesen werden sollte, wieder in Erinnerung. Der Kaiser aber war jetzt nicht abgeneigt, die Forderung Maximilians zu unterstützen und sandte den mit Wallenstein auf sehr gespanntem Fuße stehenden Hofrath Grafen Schlick nach Schlesien, um Wallenstein dazu zu vermögen. Nach dem Bericht, welchen dieser nach Wien erstattete, hat Wallenstein in der That, wenigstens bedingt nachgegeben und Aldringen den Befehl erteilt, „sich Ihrer kurfürstl. Durchlaucht Ordinanzen begehrtmaßen in Allem zu accomodiren und zu bequemen, allein mit diesem Vorbehalt, daß er sich in keine Hauptbelagerung einiges Ortes einlassen oder impugniren sollte“. Man sieht, ein unbedingtes Aufgehen des Aldringen'schen Corps in dem spanischen wollte und konnte Wallenstein nicht bewilligen: so weit er nachgeben konnte, gab er nach.

Maximilian aber forderte mehr: Der Kaiser solle Aldringen von Wien aus direct anweisen, sich unbedingt den Befehlen des Kurfürsten zu fügen und den Ordonnanzen Wallensteins nicht zu gehorchen. In der That ließ der Kaiser mit einem derartigen Befehl Walmerode, ebenfalls einen erklärten Gegner Wallensteins, an Aldringen abgehen, ohne Wallenstein Mittheilung hiervon zu machen. Gleichzeitig wurde Gallas zum General-Lieutenant, d. h. zum Stellvertreter des Höchstcommandirenden, ernannt. Wallenstein hatte damit thatsächlich aufgehört, alleiniger Oberbefehlshaber des Kaisers zu sein; er befand sich diesen Anordnungen des Kaisers gegenüber, die in directem Widerspruch mit seiner Capitulation standen, im Falle der Nothwehr.

So war aber nun einmal die Lage der Dinge. In einem Momente

der höchsten Gefahr hatte der Kaiser den Einzigen, der ihn erretten konnte, mit einer fast souveränen Gewalt ausgestattet, die ihn eigentlich seiner eigenen Verfügung entzog. Er hatte es gethan in der Hoffnung, daß sich der Feldherr gleichwohl stets seinen Intentionen und Ansichten unterordnen werde. In dem Augenblicke aber, in welchem sich zwischen seinen Zielen und denen des Feldherrn eine wenn auch nur vorübergehende Differenz zeigte, mußte dem Kaiser die Macht, welche er seinem Unterthanen anvertraut hatte, gefährlich und unheimlich erscheinen.

Noch aber hatte man keinen Grund, gegen den Mächtigen mit Gesetzesmacht einzuschreiten; er hatte weiter Nichts gethan, als von der ihm anvertrauten Vollmacht in loyalster Weise Gebrauch gemacht. Möglich, daß ihm auf seiner einsamen Höhe zuweilen ein kühner und unerlaubter Gedanke aufgestiegen ist, möglich sogar, daß er vorübergehend daran gedacht hat, den Frieden, dessen Abschluß er sich nun einmal als das vornehmste Ziel seines Lebens vorgestekt hatte, auch im Gegensatz zu dem Kaiser durchzuführen. Psychologisch erklärlich wäre das bei dem vulkanischen Ehrgeiz, der in seinem Inneren glühte. Fest steht nur, daß wir hierfür keinen bestimmten Beweis vor uns haben, wohl aber mit Sicherheit wissen, daß er, wenn er solche Gedanken vorübergehend gehegt haben sollte, immer sofort wieder in die Grenzen der Loyalität gegen seinen Kaiser zurückgekehrt ist und diesem den Gang der von ihm gepflogenen Unterhandlungen mitgetheilt, seine Genehmigung zu deren Fortsetzung eingeholt hat. Wer wollte überhaupt die politische Stellung eines Mannes von der großartigen Bedeutung Wallensteins nach den Grundsätzen hausbackener Moral allein beurtheilen? Der Genius bedarf seines eigenen Maßstabes.

Immer mehr näherten sich inzwischen die Bestrebungen der Gegner Wallensteins ihrem eigentlichen Ziele. Das Corps Altringens, welches Wallenstein doch nur bedingt dem Oberbefehl Maximilians von Bayern unterstellt hatte, erhielt von diesem die Weisung, sich mit dem Herzog von Seria zu conjungiren. Aber auch die Verfügung über die ihm unterstehenden kaiserlichen Truppen sollte Wallenstein entzogen werden. Gallas erhielt von Wien direct den Befehl, mit 1000 Pferden und allen Dragonern von Böhmen aus nach Nürnberg zu marschiren, während Wallenstein ihm ausdrücklich geboten hatte mit seinen Truppen Böhmen, auf das das Hauptaugenmerk des Feindes gerichtet sei, zu decken. Die Unterfeldherren des Generalissimus kamen in eine immer bedenklichere Lage. Sollten sie dem Befehl ihres Oberfeldherrn oder dem des Staatsoberhauptes gehorchen? Gallas that mit schwerem Herzen das Letztere; er wußte, daß der kaiserliche Befehl eben von Wien aus, d. h. ohne eigentliche Kenntniß der Lage des Heeres, gegeben war. Er trug kein Bedenken, seine Ansicht dem Kaiser mitzutheilen; er schrieb ihm, daß durch seinen Abmarsch nach Nürnberg des Kaisers Länder dem Feinde offen stehen würden.

„Ich will meinen Kopf zu Pfande setzen, daß der von Weimar nach

Eger wird gehen," erklärte Wallenstein noch im November, als auf Veranlassung des Kurfürsten von Bayern ein reitender Bote nach dem andern von dem Kaiser an ihn geschickt wurde, um ihm das Begehren Maximilians, einen Succurs von Wallenstein zu erhalten, kundzuthun. Es war ein verzehrendvoller Irrthum, den der Feldherr Wallenstein beging und den man ihm in Wien weit schwerer verzeihen konnte, als selbst eine wirkliche Auflehnung gegen die Autorität des Kaisers. Die Folgen dieses Irrthums haben recht eigentlich dem Fasse den Boden ausgeschlagen. Die Absicht, den Feldherrn zu schwächen und allmählich entbehrlich zu machen, bestand, wie wir sahen, schon vorher. Zur tragischen Ausführung gelangte der Plan erst, als man in Wien die Ueberzeugung erlangt zu haben meinte, daß der Feldherr Wallenstein keineswegs unfehlbar sei.

Allerdings hatten noch im October die Schweden, wie Wallenstein sehr wohl wußte, die bestimmte Absicht, eine energische Diversion gegen Böhmen zu unternehmen. Bernhard von Weimar hat dies direct als die Hauptaufgabe des Feldzugs bezeichnet. Wallenstein glaubte an diese Absicht so fest, daß er an eine Gefahr für die Donaulinie überhaupt nicht zu glauben vermochte.

Aber das Unerwartete geschah: am 14. November fiel Regensburg, der außerordentlich wichtige Donaupass, in die Hände des Feindes. Bernhard von Weimar hatte erfahren, daß die Stadt nur mit 1500 Mann besetzt war; er unternahm einen Handstreich gegen sie, welcher gelang. Und damit war allerdings die Gefahr unmittelbar an die kaiserlichen Erblande herangetreten.

Wallenstein aber hatte an demselben 14. November nochmals an den Kaiser berichtet: „Daß der Herzog von Weimar seine Intention gegen Regensburg gerichtet, hat auf der Welt keine Apparenz.“ Gleichzeitig mit diesem Briefe traf in Wien die Nachricht von dem Falle Regensburgs ein. Maximilian von Bayern hatte Recht behalten, Wallenstein aber geirrt.

Wallenstein erhielt die niederschmetternde Nachricht am 18. November. Sofort, schon am darauf folgenden Tage, machte er sich auf, um dem Herzog von Weimar entgegenzugehen und ihn am weiteren Vordringen zu hindern. Und wahrlich, sehr unberechtigt ist der Vorwurf, den Quetsenberg bei Schiller dem Feldherrn macht:

. gemächlich

Durchzieht er Böhmen auf dem längsten Wege.

Im Gegentheil, in unglaublich kurzer Zeit, in 10 Tagen, legte er den Weg von Enzowar in der Nähe von Leitmeritz, also an der Nordgrenze Böhmens, wo er sich aufhielt, nach Neumark an der Südwestgrenze zurück; am 30. November stand er bereits bei Fürth in Niederbayern.

Aber inzwischen hatte er bereits die Nachricht von der völligen Umwandlung der Stimmung gegen ihn am Wiener Hofe erhalten. Er erfuhr, daß man damit umginge, sich seiner durch eine zweite Absetzung zu entledigen.

Das wollte er nicht über sich ergehen lassen. Mißmuthig erklärte er dem Grafen Trautmannsdorf, er wolle resigniren.

Inzwischen war auch in den böhmischen Grenzgebirgen der Winter eingetreten; es erschien unmöglich, mit der Armee weiter vorzudringen; Wallenstein kehrte nach Böhmen zurück, nachdem er den Kaiser von seiner Lage kurz verständigt hatte. Der Kaiser antwortete in ziemlich ungnädigem Tone — zum ersten Male in seiner ganzen Correspondenz mit Wallenstein —: er habe ungern vernommen, daß er den Beschluß gefaßt habe, nach Böhmen zurückzugehen, während es doch jetzt seine Hauptaufgabe sein müsse, die kaiserlichen Erblande zu vertheidigen. Daß aber Wallenstein mit seiner Ansicht über die Unmöglichkeit eines Winterfeldzuges nicht allein stand, sieht man am besten aus dem Urtheil seines Gegners, des Herzogs Bernhard von Weimar, der ebenfalls der Ansicht war, daß „Wallenstein wegen des eingetretenen Frostwetters in dem böhmischen Gebirge nicht so wohl fortkommen können.“

Da der Kaiser mehrfach den Befehl an Wallenstein wiederholte, noch in diesem Winter den Feldzug gegen Bernhard zu eröffnen, was Wallenstein aber für unmöglich hielt, bat er, ihm Questenberg ins Lager zu senden, da er „wegen vieler Ihrer Majestät Dienst und das bonum publicum betreffenden Sachen nothwendig mit dem Herrn zu reden habe“. In der That traf dieser im Verein mit Trautmannsdorf in Pilsen ein, wohin sich Wallenstein von Jülich aus begeben hatte. Der Letztere wollte die kaiserlichen Abgesandten durch eigenen Augenschein von der Unmöglichkeit, den Feldzug in diesem Winter noch zu eröffnen, überzeugen; deshalb legte er deren Instruction den Obersten seines Heeres zur Begutachtung vor. Es war ein außergewöhnlicher Schritt, den er damit unternahm; aber er hielt ihn durch die Lage der Dinge für geboten. Die Heerführer sprachen sich einstimmig dahin aus, „daß jetziger Zeit die Execution höchstgedachter kaiserlichen Ordonnanz eine pur — lautere Unmöglichkeit sei“. In diesem Sinne berichtete Trautmannsdorf auch an den Wiener Hof. Questenberg, von dem man sich nach Schillers meisterhafter Darstellung dieser Vorgänge doch ein richtiges Bild nicht macht, war ohnehin einer der eifrigsten Verfechter der Wallenstein'schen Politik am kaiserlichen Hofe. Er schrieb dem Kaiser noch von Pilsen aus, obwohl ihm die veränderte Stimmung, die am Wiener Hofe herrschte, nicht unbekannt war: „Eure kaiserl. Majestät sollten allerdings versichert seyn, da Etwas daran wäre oder seyn könnte (nämlich an den Gerüchten, daß der Feind in die kaiserlichen Erblande vordringen wolle), daß der Generalissimus Eurer Majestät's Dienst in Acht zu nehmen, eher zu Fuß selbst hinlaufen und die Nothdurft in Acht nehmen würde.“ Das schrieb zwei Monate vor der vom Kaiser direct oder indirect befohlenen Ermordung Wallensteins ein Mann, an dessen loyaler Treue gegen seinen Kaiser niemals auch nur der mindeste Zweifel obgewaltet hat.

Ein sehr charakteristisches Urtheil über Wallenstein hat in jenen Tagen

ein anderer kaiserlicher Rath, Fürst Eggenberg, derselbe, der ihn zur Uebnahme des zweiten Generalats bewogen hatte, abgegeben. Er äußerte in einem Gespräch mit dem bayerischen Residenten: „Dem Herzog von Friedland mangle es an dem ingenio nicht, aber an der Patienz sehr viel, indem er Niemanden hören und zu Rath ziehen möge, sondern allein seinen Kopf folge und daher auch öfters fehle.“

Schon war aber am Hofe der Beschluß gefaßt, „dem Herzoge von Friedland die Kriegsdirection und das Generalat zu entziehen“. Der bayerische Resident wußte das schon in den letzten Tage des December, und auch Wallenstein hatte Kunde davon.

Wir sahen, daß Wallenstein anfangs die Absicht äußerte, seine Würde freiwillig niederzulegen. Als er aber die bestimmte Nachricht erhielt, daß man am kaiserlichen Hofe mit seiner Absetzung umgehe, ist er doch andern Sinnes geworden. Eine Wiederholung der Schmach von Regensburg wollte er unter keinen Umständen über sich ergehen lassen. Er wollte wenigstens, bevor er von dem politischen Schauplatze abtrat, noch sein Hauptwerk, den Abschluß des Friedens, vollenden. Und zwar scheint er jetzt in der That daran gedacht zu haben, das, wenn es sein müsse, auch gegen den Willen des Kaisers zu vollbringen.

In dem Momente der äußersten Erregung über das Verfahren des kaiserlichen Hofes mag er Aeußerungen verwegener Art gethan haben. Wenigstens schrieb Terzta am 26. December an Rinský, der Generalissimus sei nicht allein entschlossen, mit beiden Kurfürsten, Sachsen und Brandenburg, sich zu veraccordiren, sondern auch mit Schweden und Frankreich. Doch läßt sich nicht feststellen, inwieweit das auf Aeußerungen Wallensteins selbst, der eben in jenen Tagen wieder unter einem heftigen Anfälle von Podagra litt, zurückzuführen ist. Jedenfalls finden sich auch aus den späteren Tagen noch Zeugnisse genug dafür, daß er noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, den Kaiser zur Annahme der von ihm gepflogenen Unterhandlungen zu bewegen.

Vor Allem aber kam es nun darauf an, welche Haltung die Armee, deren vergötteter Führer Wallenstein war, in diesem seinem Conflict mit dem Kaiser beobachten werde. Dies zu erproben beschied Wallenstein ihre Führer nach Pilsen, wo sie am 12. Januar 1634 in der That zusammenkamen. Sie alle waren überzeugt, daß ihnen der Abgang des Generalissimus zu äußerstem Schaden gereichen würde: nicht allein weil sich der Oberfeldherr persönlich für die Zahlung des schon seit lange rückständigen Soldes verbürgt hatte: vielmehr mußten vor Allem die protestantischen Elemente der Armee bei einer Aenderung des Obercommandos in eine sehr bedenkliche Lage gerathen.

Wallenstein erklärte nun in der That, er sei entschlossen abzutreten. Dem aber setzten sich die Obersten mit aller Entschiedenheit entgegen. Fast schien es, als wollten sie ihm das Recht hierzu bestreiten. Eine Deputation

wurde an den Feldherrn abgeordnet, um ihn von diesem Entschlusse abzubringen. Er erklärte sich bereit auszuhalten, aber nur unter der Bedingung, daß auch sie ihm ihre Hilfe zusagten, falls ihm von Wien aus eine Schmach zugebracht sei. In der Erregung des Momentes gingen die Heerführer in der That darauf ein. Bei einem Bankett, welches Mow gab, wurde ein Revers unterschrieben, durch welchen sie sich verbindlich machten, an dem Generalissimus „ehrbare und getreu zu halten, auf keinerlei Weise von demselben sich zu separiren, zu trennen noch trennen zu lassen“. Die Tradition, nach welcher vor dem Bankett ein Revers verlesen worden sei, in welchem durch eine Clausel der Dienst des Kaisers vorbehalten worden sei, und daß dieser Revers dann nach dem Bankett mit einem andern vertauscht worden sei, ist durch die neuere Forschung als unrichtig erwiesen. Jene Clausel ist in dem Concepte des Reverses, welches Wallenstein vorgelegt wurde, von diesem selbst gestrichen worden, noch bevor der Revers den Offizieren vorgelegt wurde.

Doch erklärte Wallenstein in einer zweiten Berathung mit den Obersten ausdrücklich, Niemand dürfe besorgen, daß er etwas wider den Dienst des Kaisers oder die katholische Religion im Sinne habe.

Und wirklich hat Wallenstein auch jetzt noch, in der äußerst bedrohten Stellung, in der er sich dem Kaiser gegenüber befand, diesem dennoch Mittheilung von den Unterhandlungen, die er eben jetzt wieder mit den Sachsen angeknüpft hatte, gemacht und um Absendung des kaiserlichen Rathes Dr. Gebhard gebeten, der dann auch am 4. Februar an den Generalissimus abgeordnet wurde. Ungeändert correspondirten Wallenstein und Ferdinand II. bis zum 17. Februar, als der Befehl zur Execution gegen den Ersteren bereits gegeben war.

Und auch diese Verhandlungen mit Sachsen sind inhaltlich nicht über das hinausgegangen, was Wallenstein schon in Vorschlag gebracht hatte, als er noch im besten Einvernehmen mit seinem Kaiser stand: Freiheit der Religion und der Annahme des Jahres 1618 als Normaljahres, Aufhebung des Restitutionsedictes und — bezeichnend genug — Ausschließung aller fremden Mächte vom deutschen Boden. Das waren die Gedanken, welche Wallenstein dem sächsischen Unterhändler äußerte. Es kann kein Zweifel sein, wäre Wallenstein am Leben geblieben, so wäre der unselige Krieg in wenigen Monaten auf gesunder Grundlage mit einem Vergleich beendet worden. Vierzehn lange Jahre nach seinem Tod mußte die Kriegesfurie noch durch die Gaue unseres deutschen Vaterlandes rasen, bis im Westphälischen Frieden schließlich den Protestanten genau dieselben Concessionen gemacht wurden, welche Wallenstein schon in der Unterredung von Heidersdorf in Vorschlag gebracht hatte.

Eines aber scheint sich aus den Brieffschaften Arnims aus dem Januar 1634 doch zu ergeben, was von dem bisherigen Verfahren Wallensteins abweicht, aber bei der Lage, in der er sich jetzt befand, sehr erklärlich er-

scheint: er wollte den Frieden mit Sachsen und eventuell auch mit Brandenburg zum Abschluß bringen, auch wenn der Kaiser seine Genehmigung versagte. Daß Wallenstein den Gedanken gehabt habe, den Kaiser dann mit Gewalt der Waffen zur Annahme des Friedens zu zwingen, dafür finde ich doch in den Aeußerungen des Generals selbst keinen Anhalt. Genug, daß seine nahestehenden Freunde, namentlich Illow und Terzka, sich in diesem Sinne äußerten, und daß der Feldherr doch auch in seinen Intentionen jetzt in Gegensatz zu dem Kaiser trat und seine Autorität der des Kaisers ebenbürtig an die Seite stellen wollte. Hatte man in Wien bisher nur seine Absetzung beschlossen, so war jetzt die Umgebung des Kaisers entschlossen, den Feldherrn auf jede Weise, lebend oder todt, in die Gewalt des Kaisers zu bringen. Und keinem Zweifel kann es doch unterliegen, daß der Kaiser hierzu seine Genehmigung erteilt hat. In der Vertheidigungsschrift, welche der Wiener Hof über sein Verfahren gegen Wallenstein nach dessen Tode in die Welt schickte, ist die Ermordung des Fürsten ausdrücklich als eine Execution des kaiserlichen Befehls aufgefaßt.

Die Frage war jetzt nur noch, ob es möglich sein werde, dem Mächtigen in seinem Heerlager beizukommen. In dieser Beziehung waren die Befürchtungen des Wiener Hofes durch den erwähnten Pilsener Schluß aufs Höchste gestiegen. Aber auch der Wiener Hof hatte sich einiger einflußreicher Führer der Armee zu versichern gewußt: wir haben schon gesehen, daß Wallas zum General-Lieutenant ernannt worden und dadurch für den Kaiser gewonnen war. Von Bedeutung war es vor Allem auch, daß man sich eines der vertrautesten Freunde Wallensteins, den dieser durch ewige Dankbarkeit an sich gefesselt zu haben glaubte, des Generals Piccolomini, versichert hatte. Und fürwahr, die rein menschliche Theilnahme für Wallenstein, der so der Politik der Spanier und Maximilian von Bayern aufgeopfert wurde, muß wachsen, wenn man sieht, wie der Kaiser noch bis zum letzten Augenblick in vertraulicher Correspondenz mit dem Feldherrn stand, den zu vernichten er beschlossen hatte; er wollte den Mächtigen sicher machen, um ihn desto sicherer zu treffen. Daß es für den Kaiser ein schwerer Entschluß war, zum Aeußersten zu schreiten, ist kein Zweifel. Er hat gesagt, diese Sache lege sich mit ihm schlafen und stehe mit ihm auf. Aber immer dringender wurde seine Umgebung, die in dem Reverse der Offiziere eine drohende Gefahr für die Autorität des Kaisers sah. Noch im Januar sah sich der Kaiser veranlaßt, in einem Patente, das man geheim hielt, den Oberfeldherrn für abgesetzt zu erklären: des Kaisers Sohn ward als bestelltes Generalhaupt erklärt, die Heerführer von dem Gehorsam gegen Wallenstein los und ledig gesprochen, Piccolomini und Coloredo wurden zu Feldmarschällen, Wallas und Aldringen zu selbstständigen Heerführern ernannt.

Eine Kunde von diesen Vorgängen muß auch zu Wallenstein, der noch immer eifrige Freunde, auch in Wien, hatte, gedrungen sein. Er kannte

sehr wohl die Machinationen, die namentlich der spanische Gesandte Dñati am Wiener Hofe gegen ihn in's Werk setzte. Wenn man dem Briefe, welchen Rinsky — der Generalissimus selbst lag, wie erwähnt, krank darnieder — an dem französischen Gesandten Feuquièrez schrieb, Glauben schenken darf, so hat Wallenstein in dieser verzweifelten Lage in der That die früher von Rinsky allein gehegten Pläne einer Annahme der böhmischen Krone im Momente höchster Erregung aufgenommen.

Noch immer aber wollte sich Wallenstein die Möglichkeit einer Versöhnung mit dem Kaiser offen halten. Am 19. und 20. Februar hielt er noch einmal eine Berathung mit seinen Oberoffizieren, von denen diesmal nur 30 — Piccolomini, Süss, Isolano, Butler u. a. fehlten — erschienen waren. Eine Erklärung ward von Allen, Wallenstein an der Spitze, unterzeichnet, in welcher ausdrücklich gegen die Auffassung, als wäre jener Revers gegen den Kaiser oder die katholische Religion gerichtet gewesen, protestirt wurde. Man habe sich nur gegen die Machinationen des Feindes der Armee sichern wollen. Ausdrücklich sprach man für den Fall, daß „das Geringste wider Ihre Kaiserliche Majestät und dero Hoheit“ oder gegen die Religion unternommen werden sollte, Schweden von der in jenem Revers eingegangenen Verpflichtung los. In Prag, so wurde beschlossen, sollten sich nunmehr die Regimenter sammeln.

Aber schon war in Wien der Würfel gefallen. Ich finde, daß der spanische Gesandte doch zuerst den Gedanken an eine Ermordung Wallensteins ausgesprochen hat. Am 18. Februar erschien ein neues Patent, in welchem Wallenstein geradegu meineidiger Treulosigkeit und barbarischer Tyrannei beschuldigt, die Absetzung von Neuem über ihn verhängt wurde. Und schon zwei Tage darauf ward ein Commissarius ernannt, um die Besetzungen Friedlands, Illows und Terzlas zu confisciren. Die völlige Vernichtung des Feldherrn war beschlossene Sache.

Dieser aber wollte, bevor er zu dem Aeußersten schritt, noch einmal den Weg einer Ausöhnung mit dem Kaiser zu betreten versuchen. Noch am 18. Februar sandte er seinen Vetter Max, am 20. den Obersten Mohr von Wald nach Wien: denn noch hielt er eine Versöhnung nicht für unmöglich: daran, daß man beabsichtige, ihm selbst das Leben zu rauben, scheint er auch nicht einen Augenblick gedacht zu haben.

Am 21. Februar brach Wallenstein von Pilsen nach Eger auf, wohin er die Obersten der Regimenter nochmals beschieden hatte, wiederum mit der ausdrücklichen Versicherung, daß er „nichts als Ihrer kaiserlichen Majestät Dienst und dero Erbkönigreich und Lande Conservation“ suche. Ihm selbst war eine Notification seiner Absetzung noch nicht zugegangen: noch betrachtete er sich in Folge dessen als kaiserlicher Generalissimus.

Zugleich aber gedachte er sich doch gegen die Machinationen, die am kaiserlichen Hofe gegen ihn in's Werk gesetzt worden waren, zu schützen. Jetzt zum ersten Male hat er ernstlich an eine Verbindung mit den Schweden

gedacht. Daß früher von einer solchen nie ernstlich die Rede gewesen war, sieht man am besten aus dem Verhalten der Gegner, mit denen er sich jetzt in der That verbinden wollte, selbst. Sie trauten seinen Anerbietungen nicht und erklärten, sie würden sich erst dann mit ihm conjugiren, wenn das ungeheure Wagniß, der Abfall vom Kaiser, gelungen sei. Sie fürchteten eine Wiedertekehr des Ereignisses von Steinau. Gleichwohl setzte sich Bernhard von Weimar gegen Eger in Bewegung, um sich, wenn der General-Herzog wirklich Ernst mache, mit ihm zu vereinigen. Und da nun auch Arnim sich bereits auf dem Wege nach Eger befand, mit dem Wallenstein einen definitiven Frieden vereinbaren wollte, in der erklärten Absicht, den Kaiser zur Annahme desselben zu zwingen, so schien noch einmal Alles möglich: denn noch immer hatte Wallenstein eine Anzahl gut besetzter Plätze in den Händen. Und daß er jetzt in der That an eine autonome Erhebung dachte, zeigt die Aeußerung, die er in jenen Tagen nach glaubwürdigen zeitgenössischen Berichten gethan hat: „Wolle der Kaiser ihn nicht mehr als seinen General erkennen, so wolle er auch ihn nicht mehr zu seinem Herrn haben: er würde leicht einen andern Fürsten finden, dem er sich anschließen könnte, aber er wolle überhaupt keinen Herrn mehr über sich haben; er wolle selbst Herr sein und habe Mittel genug, um sich als solcher zu behaupten.“*)

Sehr richtig sagt Ranke: „So gerieth er, fast mehr durch den Drang der Umstände als nach eigenem vorgefaßtem Plane auf den Gedanken, sich von der Gewalt des Hauses Oesterreich überhaupt loszureißen.“

Am Nachmittage des 24. Februar zog Wallenstein in Eger ein: er meinte hier ganz sicher zu sein, da die Besatzung unter dem Befehl zweier protestantischen Schotten, Gordon und Lesley, stand, deren ersteren er erst vor drei Tagen zum Obersten ernannt hatte: außer seinen nächsten Vertrauten befand sich in seiner Umgebung der Oberst Walter Butler, den er eben auf dem Wege nach Eger getroffen und aufgefodert hatte, ihn dorthin zu begleiten. Er hatte seinen Mörder selbst zu seiner Begleitung aufgefodert.

Am 25. Februar haben dann Ilow und Terzka Gordon und Lesley zu sich entboten und ihnen, recht eigentlich im Gegensatz gegen die kaiserlichen Patente, angemuthet, nur den Befehlen des Friedländers zu gehorchen. Aber in beiden lebte ein tiefes Gefühl ihrer Pflicht gegen den Kaiser: sie trugen kein Bedenken, dieses den beiden Wallenstein'schen Generalen zu äußern. Ohne Vereinbarung, aber auch ohne eigentlichen Haß schied man von einander.

Wenn nun aber an die beiden Schotten die entscheidende Frage herantrat, ob sie sich in offenen Gegensatz zu dem Kaiser stellen sollten — denn Wallenstein hatte Lesley von seiner beabsichtigten Verbindung mit Bernhard von Weimar gesprochen — so waren sie doch dazu nicht gemeint. Sie näherten sich dem Iren Butler, von dem sie wußten, daß er an der Sache des Kaisers unbedingt festhalte. Anfangs haben sie wohl daran gedacht,

*) Ranke a. a. O. S. 433.

Wallenstein nur gefangen zu nehmen; als sie aber zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß das Gelingen dieser Unternehmung doch sehr zweifelhaft sei, einigten sie sich dahin, nicht nur den General selbst, sondern auch dessen vertraute Anhänger, Illow und Terzka, zu ermorden. Gordon gewann es über sich, seine Einwilligung dazu zu geben, daß die Ermordung der letzteren bei einem Gastmahle in seinem eigenen Hause vollzogen werde.

Die Gäste fanden sich in der That ein. Fröhlich und munter wurde gezecht und wiederholt die Gesundheit des Generalissimus, der nun Selbstherr werden würde, ausgebracht. Man war beim Nachtsich: da brachen auf einen heimlichen Befehl Despley's sechs handfeste Frey unter Anführung eines Oberwachtmeisters in den Saal ein; mit dem Rufe: „Es lebe Kaiser Ferdinand“ stürzten sie sich auf die bestürzten und sprachlosen Generale. Der einzige, der einen Widerstand versuchte, war Illow, in wenigen gräßlichen Minuten war Alles vollbracht.

Es wäre jetzt möglich gewesen das Leben des Generalissimus selbst zu schonen, ihn, nachdem man sich seiner vornehmsten Anhänger entledigt hatte, nur gefangen zu nehmen. Aber schon standen die Schweden in der Nähe, man fürchtete, daß im letzten Moment noch Alles scheitern könne, und beharrte bei dem einmal gefaßten Beschlusse. Der irische Capitän Devereux stieg mit einigen irländischen Soldaten die Wendeltreppe, welche von der Straße aus zu den Zimmern, welche Wallenstein bewohnte, hinaufführte, empor. Wallenstein hatte eben ein Bad genommen; von dem Lärm aufgeschreckt, trat er an das Fenster. Aber schon hatte Devereux das Zimmer aufgestoßen und schrie ihm die Worte „Schelm und Verräther“ entgegen. Wallenstein war keines Wortes mächtig; an einem Tisch angelehnt, bewegte er die Lippen, ohne jedoch sprechen zu können. Mit ausgebreiteten Armen empfing er den Todesstoß.

„Eine große Gnade, die Gott dem Hause Oesterreich erwiesen hat,“ rief der spanische Gesandte Dñeda aus, als die Nachricht von der Ermordung Wallensteins nach Wien gelangte.

Aber wenn es in der That dahin gekommen war, daß die Existenz Wallensteins eine Gefahr für das Haus Oesterreich in sich schloß, wer hatte diese Gefahr heraufbeschworen? Waren es nicht eben die gewesen, welche durch ihr fortwährendes Arbeiten gegen die Pläne des Feldherrn diesen so weit gebracht hatten, daß ihm nichts mehr übrig blieb, als seinen eigenen Gedanken, auch im Gegensatz zu seinem Kaiser, nachzugehen? Daß der Kaiser dieser Partei der Action freie Hand ließ, war allerdings eine Verletzung des mit Wallenstein geschlossenen Vertrages. Aber doch dürfte man ihn allein nicht verantwortlich machen. Es mußte früher oder später einmal ein Moment eintreten, in welchem dem Kaiser die ebenbürtige, ja fast überlegene Gewalt seines Feldherrn unerträglich wurde.

Noch weniger kann man behaupten, daß Wallenstein seine Absetzung oder seine Ermordung selbst verschuldet hat. Denn erst in dem Momente,

als er bereits sichere Nachricht von der geschehenen Thatsache seiner Absetzung erhielt, hat er an eine autonome Erhebung gegen den Kaiser gedacht. Noch im December, als seine Absetzung am Wiener Hofe schon so gut wie beschlossene Sache war, hat er dem Kaiser getreulich Mittheilung von seinen Unterhandlungen mit Sachsen gemacht; ja selbst von dem Anerbieten der Franzosen, ihm die böhmische Königskrone zu verschaffen, hat er Kunde nach Wien gelangen lassen.

Der Knoten zu dem unseligen Ereigniß liegt vielmehr in dem Gange der politischen Ereignisse selbst und in der unnatürlichen Stellung, welche der Feldherr von vornherein seinem Staatsoberhaupte gegenüber einnahm, als in den persönlichen Intentionen der Betheiligten. Die Katastrophe mußte eintreten, sobald durch den Gang der Dinge die Situation eintrat, die eine durchgreifende Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kaiser und seinen Feldherrn veranlaßte. Denn da sich der Kaiser der selbständigen Entscheidung in den Fragen der großen Politik zu Gunsten seines Generalissimus begeben hatte, so mußte ihm die Abhängigkeit von seinem Unterthanen in dem Momente unerträglich werden, wo dieser sich anschickte, eine andere politische Richtung zu verfolgen. Schon von dem Augenblicke an, da Wallenstein sich weigerte, auf die spanischen Projecte des Kaisers einzugehen, war ein Conflict zwischen den beiden Gewalten unvermeidlich. Beschleunigt wurde die Katastrophe durch die durch einen strategischen Irrthum Wallensteins herbeigeführte Einnahme Regensburgs und die Differenz in den militairischen Dispositionen, welche sich in deren Folge zwischen dem Kaiser und Wallenstein herausstellte. Daß Wallenstein auch im Gegensatze zu dem Kaiser an seinen einmal gefaßten Plänen festhielt, war nur die Bestätigung, nicht die Ursache seiner schon vorlängst beschlossenen Beseitigung. Als er aber einmal den Entschluß gefaßt hatte, daß, was er im Einverständniß mit dem Kaiser begonnen, auch ohne oder gegen dessen Willen durchzuführen, da zeigte sich doch, daß seine Macht, so groß sie auch war, einem Kampfe gegen die durch die Jahrhunderte geheiligte Autorität nicht gewachsen war. Den „ewig Gefstrigen“, welchen er im Momente höchster Erregung über die neue schimpfliche Absetzung offenen Kampf bieten zu können meinte, ist er erlegen, ebenso wie ihm auf anderem Schauplaze ein Menschenalter früher der ritterliche Essex in England erlegen war. Seine Absetzung erfolgte, ohne daß er sie durch irgend eine nachweisbare That verschuldet hätte. Daß er sie nicht hinnahm, sondern auf die Kunde hiervon in offenen Kampf mit dem Kaiser zu treten gewillt war, darin liegt seine historische Schuld.

Seine historische Schuld, — aber nicht die Ursache seiner Ermordung. Auch diese war schon beschlossene Sache, noch bevor er an eine Verbindung mit den Schweden ernstlich gedacht hatte. Die Höhe selbst, die er mit himmelsstürmendem Ehrgeiz erklimmen hatte, war die Ursache seines jähen Sturzes.



Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter.

Von

Carl Abel.

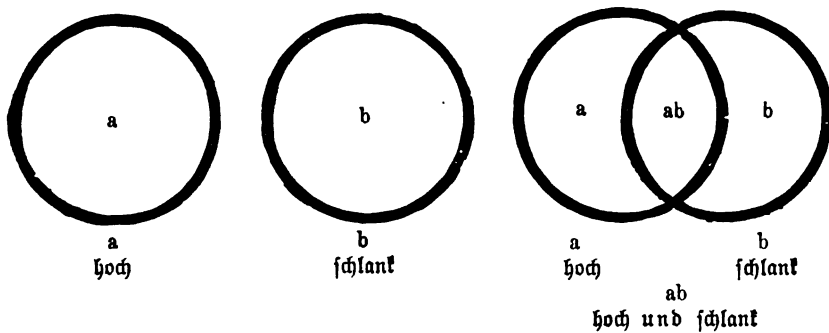
— Berlin. —

Beim Lesen synonymischer Wörterbücher wird man gelegentlich von einem häßlichen Gedanken beschlichen. Je feinere Unterscheidungen gemacht werden, je geistiger und überraschender die aufgedeckten Bedeutungen sich darstellen, desto unwahrscheinlicher wird die ganze Sache. Die Sprache lebt schließlich doch in den Menschen, die sie sprechen. Ist aber die Menge, ist auch nur die Mehrheit eines Volkes einsichtig und feinfühlig genug, so genaue Begriffe zu haben, und sie so scharf von einander zu scheiden? Ist nicht Synonymie vielleicht ein geistreiches Spiel einiger weniger tistelnder Schriftsteller? Oder ist sie etwa nur von grübelnden Grammatikern erfunden, die, um ihren Wiß zu üben und ihre Studien werthvoller erscheinen zu lassen, als sie sind, mehr in die Worte hineinlegten, als darin liegt?

Synonymen, oder um den seit Ende vorigen Jahrhunderts eingebürgerten deutschen Ausdruck zu gebrauchen, sinnverwandte Worte, sind Worte derselben Sprache, welche in einem Theile ihres Begriffes gleich, in einem anderen aber verschieden sind. Nehmen wir z. B. die beiden Worte hoch und schlank. Beide beziehen sich auf die Höhe; aber hoch ist die allgemeinere Bezeichnung, welche jede Ausdehnung fast jeden Dinges nach oben besagt, sei sie nun gering oder groß; schlank dagegen bezeichnet eine verhältnißmäßig beträchtliche Höhe und Dünne gewisser Arten von Dinge. Beide Worte gehen von verschiedenen Gesichtspunkten in der Betrachtung desselben Begriffes aus: das eine sieht nur auf die Höhe; das andere bezieht sich sowohl auf Höhe als auf

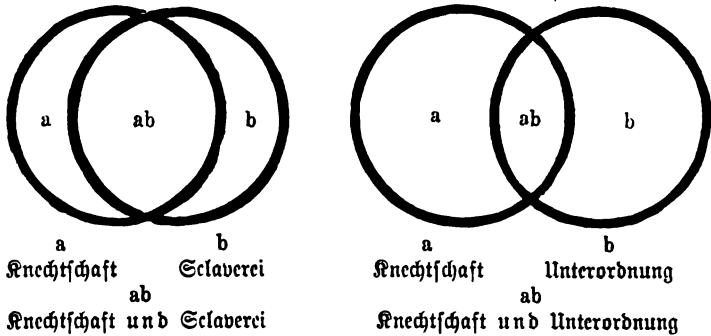
Dünne, stellt beide als ziemlich merklich dar und vergleicht sie mit den Dimensionen anderer, ähnlicher Dinge, die als weniger hoch und dünn gekennzeichnet werden.

Daraus folgt, daß es Fälle giebt, in welchen man die Höhe entweder nur mit hoch, oder nur mit schlant bezeichnen kann, je nachdem die bezeichneten Dinge demjenigen Begriffstheil von hoch und schlant, welcher jedem von ihnen ausschließlich zukommt, entsprechen; während in anderen Fällen, in denen der beiden Worten gemeinsame Begriffstheil zur Anwendung gelangt, je nachdem die bezeichneten Dinge dem Begriff hoch oder schlant allein entsprechen, sowohl das eine als auch das andere gebraucht werden kann. Ein Berg ist hoch, aber nicht schlant; eine Maus ist einige Zoll hoch und durch diese geringe Höhe von Schlantheit ein für allemal ausgeschlossen; ein Mann dagegen ist schlant, aber nicht hoch; eine Kiefer schließlich kann sowohl hoch als schlant genannt werden. Bezeichnen wir die Bedeutung des hoch durch den Kreis a, die Bedeutung des schlant durch den Kreis b, so erhalten wir für ihre Bezeichnungen folgende Bilder:

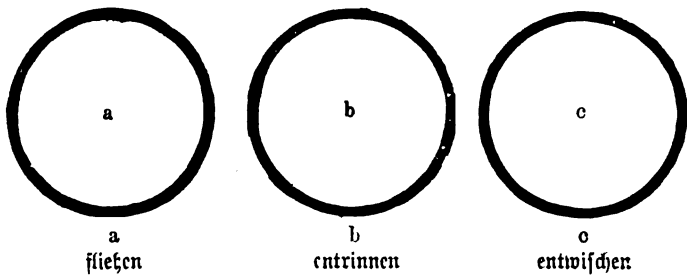


Die beiden ersten Bilder geben jede Bedeutung einzeln. Das dritte Bild, in welchem die beiden Kreise sich mit einem Theil ihres Umfangs schneiden, einen anderen Theil aber separat behalten, stellt dar, worin ihre Bedeutungen getrennt, und worin sie gemeinschaftlich sind. Was von a und b in diesem Bilde außerhalb a b liegt, repräsentirt die Fälle, in denen man nur hoch oder nur schlant sagen kann; a b dagegen enthält das Gemeinsame in den Bedeutungen beider Worte und vertritt demnach die Fälle, in denen sowohl das eine wie das andere Wort stehen kann. Je größer der Umfang dieses a b, desto mehr sind sich die Worte gleich, desto häufiger werden sie verwechselt werden können; je kleiner, desto ferner stehen sie sich, und desto seltener wird das eine für das andere zu verwenden sein. In den beiden folgenden Bildern entspricht das große a b einem Abschnitt, der von den Worten Knechtschaft und Sklaverei gebildet worden, die so ziemlich auf dasselbe hinauslaufen; das kleinere a b dagegen zeigt das Zusammentreffen etwa

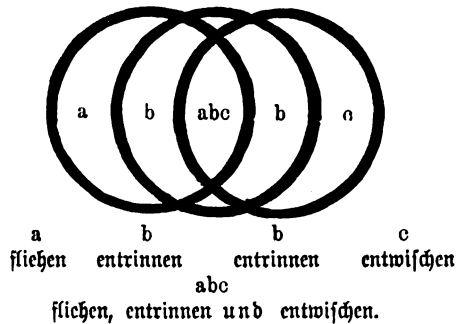
von Knechtschaft und Unterordnung, die nur wenig miteinander gemein haben, da Unterordnung auch mit Freiheit verträglich ist.



Ebenso kann sich nun auch eine größere Anzahl von Worten zu einander verhalten. Fliehen (a), entrinnen (b), entwischen (c) können



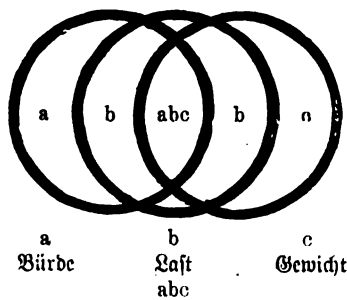
oder



bargestellt werden, wo dann abc denjenigen Theil ihrer Bedeutungen darstellt, in dem sie übereinstimmen. Fliehen heißt sich von irgend etwas, das zu meiden ist, entfernen; entrinnen und entwischen fügen zu diesem allgemeineren Begriff, das eine die Nebenbedeutung des raschen und gefährvollen Entlaufens, das andere die Färbung des listigen, verschlagenen Entschlüpfens im letzten Augenblick. a fliehen ist der weiteste Begriff; b entrinnen und c

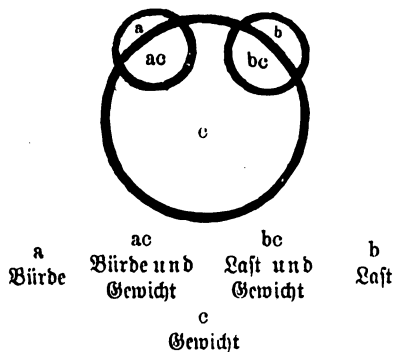
entwischen sind je ein engerer Begriff; a b c dasjenige, was die beiden engeren unter sich und mit dem weiteren gemeinsam haben. Man entflieht oder entrinnt der Gefahr (a und abc.) Man entrinnt dem sicheren Tode (b). Der Dieb entwischt listig den aufgestellten Fälschern (c).

Es ist durchaus nicht nöthig, daß Synonyma zu einander im Verhältniß von weiterem und engerem Begriff stehen; sie können jedes von etwa gleichem Umfang sein, und dennoch theilweis übereinstimmen und theilweis abweichen. Ein Mensch sinkt unter der Bürde, oder unter der Last zusammen; aber die Bürde ist gewöhnlich eine sittliche Obliegenheit, die wir freiwillig auf uns nehmen, die Last meistens ein Gewicht, das uns Andere aufladen. Beide bedrücken, beide werden gefühlt; aber das eine hat viel mehr Tendenz als das andere, aus Gründen innerer Selbstbeherrschung willig hingenommen zu werden. Beides sind Synonyma, die neben einander stehen und von denen keines der untergeordnete Begriff des anderen ist; beide treffen sich allerdings in einem dritten Begriff, Gewicht, welcher aber gleichmäßig über beiden steht, und dessen Verhältniß zu ihnen entweder dargestellt werden kann, wie oben



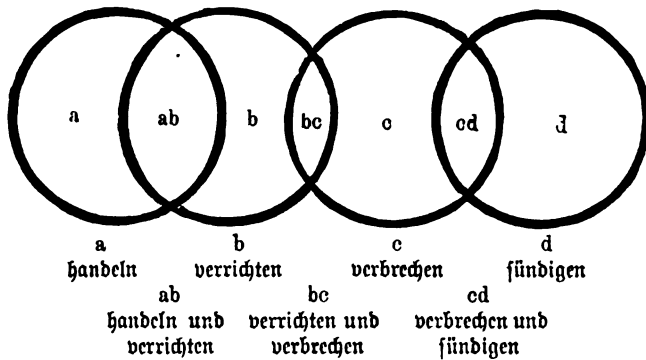
der allen dreien gemeinsame Bedeutungstheil.

oder mit Rücksicht auf die gemeinsame Unterordnung zweier Begriffe unter einen dritten:



Im ersten Bild ist a Bürde, b Last, c Gewicht, und a b c der allen dreien gemeinsame Bedeutungstheil; im zweiten Bild ist a Bürde, b Last, c Gewicht, während a c und b c dasjenige repräsentiren, dessen Darstellung im ersten Bilde a b zufällt.

Desgleichen können drei oder mehrere Worte so miteinander verwandt sein, daß jedes von ihnen mit einem in näherer Beziehung steht, als mit den anderen, also durch dieses Mittelglied sich an ein drittes schließt, welches sich seinerseits ebenso an ein viertes knüpft, das wiederum ein fünftes vorzieht u. s. w.:



Wenn a handeln bedeutet, b verrichten, c verbrechen und d sündigen, so haben wir ein Beispiel einer solchen Kette. a, handeln, ist der allgemeinste Ausdruck; b, verrichten, geht auf einen bestimmten Zweck; c, verbrechen, specificirt den Zweck als einen bösen; d, sündigen, zieht das Resultat. Die Punkte, in denen je zwei dieser Worte sich begegnen, sind a b, b c, c d. Während a, handeln, mit c, verbrechen, und d, sündigen, keine directe Verbindung hat, erhält es doch eine indirecte mit ihnen durch b, verrichten. b, verrichten, ist seinerseits ebenso indirect mit d, sündigen, verwandt, obgleich es directe Beziehungen nur zu a, handeln, und c, verbrechen, hat; d, sündigen, wiederum knüpft sich an c, verbrechen, durch welche es mit b verrichten, und a, handeln, in Zusammenhang gelangt.

Wie man aus diesem letzten Beispiel sieht, können alle Worte einer Sprache als synonym behandelt werden, wenn man die Kette nur lang genug macht, und die dazwischen liegenden Intervalle durch die geeigneten Bindeglieder ausfüllt. Es giebt keine zwei Begriffe, die sich nicht an einander ketten lassen, wenn man die ganze dazwischen liegende Reihe ihrer Verbindungsglieder aufsucht. Geist kann als ein Synonym von Rake angesehen werden, wenn man sie durch Instinct verbindet; das Weltall als ein Synonym von Schwefelholz, wenn in Betracht gezogen wird, daß beide der großen Kategorie der Materie, zugehören; während sogar weiß und schwarz, schön und häßlich, hoch und niedrig ebenfalls sinnverwandt sind, sofern man

ihre gemeinsame Qualität als Eigenschaft gewisser Dinge ins Auge faßt. Natürlich wird dem Worte synonym diese mehr systematische als praktische und brauchbare Ausdehnung gewöhnlich nicht gegeben. Man gebraucht es vielmehr nur zur Bezeichnung der sich am nächsten stehenden Begriffe, und auch hier nur für diejenigen, welche geistige Thätigkeiten, oder geistige, abstracte Auffassungen sinnlicher Dinge, aber nicht sinnfällige Dinge selbst ausdrücken. Denken, fassen, erwägen sind verwandte geistige Thätigkeiten, welche nur durch einige Ueberlegung definirend geschieden werden können; schlank, hehr, erhaben sind geistige Anschauungen sinnlicher Dinge, weil sie über den bloßen Augenschein hinaus die Art und die Ursache der Höhe und ihre Beziehung zur umgebenden Welt bezeichnen; aber Schuh und Stiefel, ob schon genau genommen ebenfalls synonym, da sie verschiedenartige Fußbedeckungen sind, werden, da das Auge zu ihrer ledernen Unterscheidung genügt, nicht als solche behandelt.

Eine Prüfung der genannten Wörter ergiebt den Ursprung der Synonymen. Neben allen Dingen, Eigenschaften und Thätigkeiten stehen andere, die ihnen ähnlich und dennoch von ihnen verschieden sind; und was in der Welt der Dinge und Begriffe eine Spielart ist, wird in der Welt der Sprache ein Synonym. Neben der Schippe steht der Spaten; neben dem Bach der Fluß und Strom; neben dem Lande die Gegend, der Gau, die Provinz; neben dem Geist der Verstand, die Vernunft, die Seele; neben schön — hübsch, nett, anmuthig; neben begreifen — auffassen, verstehen; neben folgern — schließen, erweisen. Bei sinnlichen Dingen belehrt der Augenschein über dieses gegenseitige Verhältniß der betreffenden Vergleichsobjecte; wo wir aber die Eigenschaften und Thätigkeiten der Dinge, oder die innere Welt des menschlichen Geistes besprechen, werden die Unterscheidungen so fein, die Beziehungen so vielfach, daß ihr Verständniß nur nach dem Maße der ganzen geistigen Cultur des Einzelnen erlangt werden kann. Die intellectuelle Sphäre, in welcher ein Mensch lebt, bestimmt ebenso seine ganze Auffassung der Welt, wie auch seine Kenntniß der eigenen Sprache. Es liegt auf der Hand, daß eine Näherin gewöhnlich nichts von der Hegel'schen Terminologie, oder um Berlinisch zu reden, der Bauer nichts von dem Gurkensalat versteht.

Es ist ein gewöhnlicher, aber nichts destoweniger ein großer Irrthum, daß alle Deutschen Deutsch, alle Engländer Englisch, alle Franzosen Französisch sprechen können. In Wahrheit spricht Jeder nur denjenigen Theil seiner Sprache, mit dem er vertraut ist. Jeder Ackertnecht kennt, nennt und unterscheidet Schippe und Spaten, jeder Zimmermann Art und Weile, weil er sie täglich benützt, und zwar zu Zwecken benützt, welche ihr Wesen erklären, ihre Unterschiede darlegen und keinerlei Zweifel über Verührung und Abweichung lassen. Weide kennen und sondern auch ebenso leicht die Worte „hacken“ und „schlagen“, weil sie beide Handlungen häufig vollziehen, und die Resultate derselben von einander stark abzuweichen pflegen. Sie verwechseln auch nicht leicht Worte wie eben und glatt, weil die Sinne sie lehren, daß das erste ohne das

zweite, daß zweite aber nicht ohne das erste sein kann. Ebenso werden sie sich auch nicht leicht in der Bedeutung von Wünschen und Befehlen irren, weil das letztere nur von ihrem Brodherrn, der für das Privileg bezahlen muß, das erstere aber von jedem andern, nichtbezahlenden Menschen zum Ausdruck eines an sie gestellten Verlangens gebraucht wird. Aber, wie wenige Begriffsunterscheidungen werden sie überhaupt in der Lage sein zu machen, und wie noch viel weniger können sich auf Bezeichnungen geistiger Thätigkeit beziehen, wenn es in einem so hochgebildeten Volk, wie dem englischen, ganze Dörfer giebt, in denen, nach genau angestellten Beobachtungen, die Tagelöhner überhaupt nur etwa 300 Worte gebrauchen und aussprechen? In Deutschland, wo der Schulunterricht obligat ist, wo demnach eine große Anzahl von Worten, die über die unmittelbaren ländlichen Beschäftigungen hinausgehen, jedem Kinde mitgetheilt und eingeprägt werden, können die Leute so einseitig nicht werden; auch sind sie schon von Natur mehr geneigt, als die Engländer, über ihren eigenen Beruf hinaus sich umzuschauen, zu denken, oder wenigstens zu plaudern. Aber einen wie kleinen Schritt in das große Wörterbuch ihrer Sprache hinein werden auch sie schließlich thun! Wie oft spricht wohl der norddeutsche Landmann die Worte Vernunft, Geist, Seele, Gemüth, die in der Literatursprache seiner Nation ständig wiederhallen, überhaupt aus? Und wissen wir nicht, daß der französische Landmann ganze Reihen von Zeitwörtern gewohnheitsgemäß durch das *vage faire* und *dire* — machen und sagen — ersetzt? Wo aber so wenig Begriffe vorhanden sind, können die vorhandenen nur die genau gekannten Dinge des eigenen täglichen Lebens oder ein paar zerstreute Bruchstücke aus dem Leben und Denken Gebildeter betreffen. Eine besonders glänzende Fähigkeit zur genauen Auffassung sachlicher und geistiger Details oder was dasselbe ist, zur Unterscheidung sinnverwandter Worte, kann also für ihr Denken und Sprechen nicht erforderlich sein.

Diese Wortarmut der ungebildeteren Stände in den höchstcivilisirten Ländern ist um so erstaunlicher, als sie einem weniger civilisirten, aber dennoch wortreicheren Zustande gefolgt ist. Wie aus alten Sprachen, und noch besser aus den heute gesprochenen Idiomen primitiver Völker erhellt, ist der Mensch, ehe er zur modernen europäischen Denkfraft gelangte, lange unfähig gewesen, das Allgemeine in den Erscheinungen zu sehen und zu benennen. So befremdend es für unsere eigene Auffassung klingen mag, so giebt es noch heute ganze Welttheile, deren Urbewohner weder Baum, noch Busch, noch Thier, noch Fisch noch Vogel sagen können. Für alle diese, scheinbar allgewöhnlichsten Dinge haben sie gar keine Worte. Was sie können, ist jede Baumart, jede Thierart für sich benennen; was sie nicht vermögen, ist die gemeinsamen Eigenschaften jeder Art erkennen, sie von der Besonderheit der einzelnen Erscheinung loslösen und die so gewonnenen Abstractionen in Klassennamen niederlegen. Sie unterscheiden Karpfen, Aal, Hecht, Forelle u. s. w., können sich aber nicht zu dem, das Gemeinsame in ihnen

ausdrückenden Gedanken und Wort des Fisches erheben. Sie bemerken und benennen Adler, Gule, Falke, Strauß und Papagei, sind aber außer Stande, sich zu dem Gesamtbegriff und Wort des Vogels aufzuschwingen. Auch die Palme ist ihnen nur Palme, und die Ceder nur Ceder, und die Banane nur Banane, ohne daß eine davon jemals als Baum erkannt, und unter diesem Gattungsnamen begriffen werden könnte. Noch viel weniger sind sie im Stande, menschliche Thätigkeiten in abstracter Weise zu bezeichnen. Es giebt in Asien Nationen, welche keine Worte für Gehen oder Kommen haben, wohl aber einige 40 Worte für die verschiedenen Arten des Gehens, und einige 30 für verschiedene Arten des Kommens. Gerade gehen, krumm gehen, langsam gehen, rüstig zuschreiten u. s. w. u. s. w. — jedes tritt ihnen als eine so selbstständige, so besondere Art des Gehens entgegen, daß es mit den andern Arten nichts Gemeinsames zu haben scheint, und deshalb auch nicht gemeinsam benannt werden kann; der augenblickliche Sinneneindruck überwiegt, die Abstractionsfähigkeit ist nicht vorhanden. Ja, in Afrika hört man von Völkern, welche dieselben Thätigkeiten mit verschiedenen Worten benennen, je nachdem sie von Männern oder Frauen verrichtet werden, weil die Eingeborenen, ich weiß nicht ob aus Höflichkeit oder Unhöflichkeit gegen das schöne Geschlecht, der Ansicht zu sein scheinen, daß ein radicaler Unterschied zwischen Männer- und Frauen-Arbeit bestehe. Am unfähigsten in gewisser Beziehung, jedes Wesen in seine einzelnen Theile zu zerlegen und nach seinen verschiedenen Beziehungen zu unterscheiden, sind die amerikanischen Indianer. Diese Aermsten vermögen sich nicht einmal vorzustellen, wie ein Mensch „Hand“ sagen kann; oder Kopf, Fuß, Kleid, Schuh sagen kann. Alle diese schönen Dinge immer nur im Besitz bestimmter Menschen sehend, ist es ihnen unerfaßlich, wie man sie von ihrem Besitzer zu trennen vermag. Sie können deshalb immer nur sprechen: „mein Kopf, dein Kopf, sein Kopf, unsere Köpfe, eure Köpfe, ihre Köpfe“, aber niemals Kopf allein. Desgleichen mein Fuß, dein Fuß, sein Fuß, aber nicht Fuß ohne pronomen possessivum.

Die Bewohner eines ganzen Continents, welche Hand, Fuß, Kopf nicht einmal so weit vom Körper zu trennen verstehen, daß sie dieselben ohne Eigenthümer auch nur auszusprechen fertig bekommen — welch ein Bild! Man erhält eine Idee davon, was es heißt ein Mensch zu sein, wenn man erfährt, wie schwierig es war, einer zu werden! Alle diese unentwickelten Rassen haben demnach reichhaltige Vocabularien, weil sie scharf beobachten, aber matt denken; viel sehen, aber wenig überlegen; rasch das Phänomen auffassen, aber nur langsam die wesentlichen Züge desselben loslösen, und in anderen, ähnlichen aber nicht identischen Phänomenen wiedererkennen. Im modernen Europa ist es anders.

Eine gewisse Abstractionsfähigkeit ist hier das Gemeingut aller Klassen der Gesellschaft. Auch der Unwissendste und Beschränkteste hat die Vorstellung und den Namen solch' einfacher Klassenbegriffe, wie Thier, Vogel, Fisch, Pflanze, Blume, Kleid, Waffe u. s. w. Aber dafür ist, nachdem diese

Gemeinbegriffe einmal errungen worden sind, die Detailauffassung ihrerseits erlahmt. Die Ungebildeten zumal, die durch den geistigen Fortschritt ihrer Nation zu so handlichen Gemeinbegriffen wie thun, sagen, gehen, kommen, wollen u. s. w. hinaufgestiegen sind, finden es nunmehr bequem, die paar errungenen allgemeinen Ausdrücke anstatt aller Einzelangaben und Einzelnancen immerwährend im Munde zu führen. Die Erreichung der Abstraction hat ihr Auge für das Concrete um so mehr geschwächt, als das Concrete in den Ländern der Arbeits- und Standestheilung zumeist das Einförmige zu sein pflegt. Die Routine ihres gewöhnlichen Lebens, wie es sich täglich in demselben Geleise abzuspielen hat, verlangt keine sehr genaue Beschreibung, um verständlich zu sein. Wozu sollten sie noch 30 Arten von Gehen unterscheiden, da es sich fast immer um dasselbe Gehen von und zu der gewohnten Arbeit handelt?

Und die Gebildeten? Gebrauchen sie etwa die 100,000 Worte, welche das Englische, die 200,000, welche das Russische, und die noch mehreren, welche das Deutsche Wörterbuch ihnen zur Verfügung stellt? Um der Beantwortung dieser bedeutsamen Frage näher zu treten, suchen wir uns zunächst die Entstehung jener großen Wörterfülle zu erklären. Nach dem Zeugniß der ältesten, untersuchbaren Sprache, der ägyptischen, welches wir, weil es die Sprachschöpfung allein rationell erklärt, verallgemeinern dürfen, sind zuerst eine große Anzahl von Worten für jeden Begriff, und zwar, mit ziemlich unbestimmten Inhalt geschaffen worden. Es gab also eine Menge Worte für gehen, geben, schlagen u. s. w., die jedes mancherlei Arten des Gehens, Gebens, Schlagens bedeuten konnten, und ungeschieden und mehr oder weniger gleichbedeutend nebeneinander standen. Nachmals, als der Sprachschöpfende Sinn genügend entwickelt war, um sich für gewisse Worte aus der großen, zuerst versuchsweise gebildeten Zahl zu entscheiden, wählte man einige für jeden Begriff und ließ die übrigen fallen. Und nun trat, wie aus der Vergleichung erhaltener, primitiver Sprachen erhellt, der durchgreifende Unterschied ein, daß die begabteren Völker sowohl Klassenbegriffe bildeten, als auch die einzelnen Erscheinungen in jeder Klasse besonders benannten, während die unbegabteren nur das Letztere vermochten. Die begabteren hatten also den Gesamtbegriff Gehen, und darunter die Unterbegriffe eilen, zögern, hasten, laufen, rennen u. s. w.; die unbegabteren besaßen nur diese letzteren Worte, ohne das Gesamtwort gehen. Ebenso gelangten die besser angelegten Nationen zu der geistigen Errungenschaft, Fisch zu sagen und gleichzeitig Aal, Hecht, Karpfen u. s. w., zu unterscheiden; die weniger geistig ausstatteten kamen über Einzelnamen, wie Aal, Hecht, Karpfen nicht hinaus, und konnten sich zu dem schwierigen Gesamtgedanken des Fisches nicht vernünftigen. Die Unterscheidung sinnverwandter Worte gestaltete sich bei diesen beiden Völkerklassen nun so, daß die unbegabteren die ersten Sinnesindrücke, auf deren Bezeichnung sich ihre Sprache fast ausschließlich beschränkte, außerordentlich genau ausbildeten, so daß ihre

Gedanken sich zwar nur in einer engen Sphäre bewegten, innerhalb dieser aber sehr mannigfaltig und sehr scharf gefaßt waren. Da es keine Gebildeten und Ungebildeten bei diesen geistesarmen Nationen giebt, so blieb der Sprachschatz arm an Gedanken, während andererseits alle Gedanken, die er hatte, und die ganze Feinheit ihrer synonymischen Unterscheidung allen Volksangehörigen mehr oder minder gemeinsam waren und sind. Sie erhielten sich auch in hohem Grade die Fähigkeit des Urmenschen, neue bedeutsame Lautverbindungen, d. h. neue Wurzelworte zu schaffen, und sie von ihrem ganzen Stamm verstanden und angenommen zu sehen, wie denn beispielsweise die Hottentotten und andere afrikanische Menschen die europäischen Ansiedler in ihrer Nähe noch heutigen Tages alle Augenblicke durch plötzliche, unerhörte Supplemente zu ihrem Nationaldictionnaire in Erstaunen setzen. Aber, wie fruchtbar sie auch in der Lautschöpfung blieben, sie kommen über concrete Sinnesausdrücke nicht heraus, kommen an Abstractionen nicht heran, und sind somit in ihrer Denkfähigkeit wesentlich auf dem alten Standpunkt festgehalten. Das Umgekehrte von alle dem fand bei den geistiger angelegten Völkern statt. Als diese aus dem Zustand, wie er sich mehr oder minder noch heute bei manchen Wilden und Halbwilden findet, zur Abstractionsfähigkeit übergingen, warfen sie eine viel größere Zahl concreter Bezeichnungen für Sinneserscheinungen über Bord, als die Wilden, hielten sich aber dafür durch die neuen Gesamtbegriffe schadlos, welche die gemeinsamen Züge der Dinge mit den oberwähnten Klassennamen (wie Thier, Fisch, Baum, geben, nehmen u. s. w.) belegten. Weiter vorschreitend schufen sie später jene reiche Nomenclatur für all' das mannigfaltige Empfinden, Denken, Urtheilen und Wollen der menschlichen Seele, welche, von den niedrigen Rassen fast gar nicht beseffen, von den höheren so tief erkannt und so stätig ausgebildet wurde, daß sie nunmehr den größeren Theil des großen Umfanges ihrer Wörterbücher ausmacht. Alles auch, was das gemeinsame Leben einer entwickelten Gesellschaft und die in den gebildeteren Ständen eines civilisirten Volkes so zahlreichen und verwickelten Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Mensch, und Klasse und Klasse mit sich bringt, führte zu einer neuen Steigerung der Anschauungen und Ausdrücke. Obenein wurden die Klassennamen außerordentlich vermehrt, indem nicht nur jede Klasse von Erscheinungen unter ihre allgemeinen Gesichtspunkte gebracht, sondern die allgemeinen Bezüge aller Erscheinungen erkannt und benannt wurden. Man entdeckte nicht nur die Namen Mensch, Thier, Kind, Vogel, Fisch u. s. w.; man fand auch die Begriffe von Zeit, Zahl, Raum, Ursache, Zweck, Existenz, Beziehung, Bewegung, Werden, Geschehen, und mit ihnen die Quelle für einen gewaltigen Strom und Niederschlag weiterer grundlegender Worte. Diese ganze ungeheure Vermehrung des Wörterschatzes durch Abstraction wurde ohne Schaffung neuer Wurzeln, theils durch Ableitungen, Zusammensetzungen und bildliche Anwendungen vorhandener Worte, theils durch die Aufnahme dialektischer Worte in die Literatursprache, oder durch Einführung von Fremdworten vollzogen. Mit

anderen Worten, die verhältnißmäßig wenigen Wurzeln, welche die begabteren Völker nach Erlangung der ersten und primitivsten Abstractionsfähigkeit übrig behielten, hatten, als Einsicht und Gesittung unter ihnen zunahm, den Grundstoff für die ganzen großen Thesauren zu liefern, zu welchen ihre Vocabularien nachmals anwuchsen. Durch Eintritt der Abstractionsfähigkeit in einem unwissenden Zeitalter verarmte die Sprache; durch die Erhöhung derselben mit steigender Kenntniß und Gesittung brachen aus den wenigen erhaltenen Wurzeln unzählige Stämme, Aeste und Zweige hervor.

Aber dieses großartige Wachsthum hatte seine Schattenseiten. Naturgemäß konnte sich an der Entwicklung des Gedanken- und Wörterschatzes der begabteren Völker nicht die ganze Nation, wie bei den unbegabteren und stationären, gleichmäßig mitbetheiligen. Wo nach eingetretener Arbeitstheilung die Mehrheit der Menschen mit Hand- oder Routine-Arbeit und nur die Minderheit mit mehr oder minder geistigen Dingen beschäftigt ist, muß die letztere schneller vorschreiten, als die erstere. Zumal seitdem durch Erfindung der Buchdruckerkunst die Gedanken- und Wortbildungen der Schriftsteller, den lesenden Klassen allgemein zugänglich gemacht wurden, ist der Sprachunterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten immer größer geworden. Denn die Schriftsteller sind, seitdem sie zuerst aufgetreten, bei vorschreitenden Völkern von jeher die berufensten und fruchtbarsten Sprachmehrten gewesen. Mit der eingehenden Erörterung sachlicher Gegenstände befaßt, oder in das Meer der Phantasie und der Empfindungen tauchend, haben sie als Forscher ebenso sehr das Bedürfniß empfunden, genau und treffend zu sprechen, wie sie als Dichter die reichen Farben der Natur und die reicheren des menschlichen Gemüthes wiederzugeben sich getrieben fühlten. Dadurch ist ihnen in einer Aufgabe, in der es sich um die schärfere und zartere Ausbildung gegebener Grundbegriffe handelt, die Führung von selbst zugefallen. Um nur einige Beispiele aus der deutschen Geschichte zu erwähnen, wie ungenügend, plump und hart hat Luther die deutsche Prosa angetroffen, und welch' edle Klarheit, Wärme und Stärke hat er ihr, vielfach nach religiösen hebräischen und lateinischen Mustern, gegeben! Und mit wie blanker Schneide hat Lessing den kalten Schwulst entfernt, welcher nach der Verwilderung des dreißigjährigen Krieges eingerissen war! Und wie ist im ersten Theile des Faust die somit vernünftigte Sprache unter Goethes Händen zu jener Verbindung von Tiefinn, Zartinn und lauschendem Feingefühl angewachsen, welches ewig zu den höchsten Schöpfungen der menschlichen Rede gezählt werden wird. Aber nicht alle Schriftsteller sind mit den neuen Worten, die sie schufen, und mit den neuen Bedeutungen, die sie alten gaben, so erfolgreich gewesen wie Luther, Lessing und Goethe. Tausende von Worten sind von Tausenden von Schriftstellern erfunden und gebraucht worden, ohne sich die Anerkennung der Zeitgenossen zu erwerben und in die Literatur oder den Volksmund überzugehen. Nur was der Sinnesweise der Nation, oder was neuerdings dem gebildeten, lesenden und schreibenden Theile derselben entspricht, wird in die Sprache aufgenommen. Jede alte

Wurzel, jede neue Ableitung, Zusammensetzung und bildliche Anwendung ist von Einzelnen geschaffen und vorgeschlagen, aber nur dann zur Sprache der Gesamtheit, oder eines Theiles derselben geworden, wenn sie von den Hörern und Lesern gebilligt ward. Wie die Sprachen der Bildungsvölker jetzt vor uns liegen, sind sie das Resultat einer Arbeit von Jahrtausenden, an welcher sich die besten Geister der Nation erfindend betheiligten, und an welcher jeder einzelne Bestandtheil von anderen Gleichbegabten accipirt und von großen Kreisen der Einsichtigeren ratificirt sein mußte, um lebensfähig zu werden.

Indem wir nunmehr zur Beantwortung der anfänglich gestellten Frage zurückkehren, müssen wir nach erlangtem geschichtlichen Ueberblick allerdings zugestehen, daß die meisten feiner nuancirten Worte der Synonymie von feineren Köpfen in literarischen Werken geschaffen und auch theilweis auf dies Gebiet beschränkt geblieben sind. Aber obschon ebenfalls von bevorzugten Denkern erfunden, ist ein immerhin sehr großer Theil derartiger Worte in die gewöhnliche Rede und noch mehr in die Schreibweise der Unterrichteten übergegangen, und wir haben uns demnach mit der Thatsache abzufinden, daß wenigstens die gebildete Minderheit der Nationen eine Fülle von klug, delicat und geistreich schattirten Ausdrücken gebraucht, die der Einzelne, wie er sie zu erfinden unfähig war, ebenso zu definiren nicht selten recht schwierig finden würde. Es ist wahr, die verschiedenen Nationen sind je nach Anlage und Entwicklung sehr verschieden in der Klarheit, Bestimmtheit, Geschmeidigkeit und Empfindsamkeit des Sinnes, den sie ihren Worten beilegen; aber da selbst die einfachsten Synonymen sicher zu scheiden die Kräfte vieler, die sie sicher verstehen, übersteigt, so kommen wir noch immer über denselben scheinbaren Widerspruch nicht hinaus, daß etwas verstanden und verständig gebraucht wird, was man nicht erklären kann, und daß dieses Etwas sogar ein Theil des allergewöhnlichsten Ideen- und Wörterbedarfs ist, aus dem sich unser tägliches Denken und Reden zusammensetzt. Jeder Deutsche weiß, was thun heißt; jeder gebildete Deutsche glaubt sich ebenso klar zu sein, was verrichten und vollbringen besagt; aber wie groß ist wohl die Zahl derer im Verhältniß zur Gesamtheit, welche die Bedeutungen dieser drei einfachen Worte ebenso rasch bestimmen und von einander scheiden können, als sie dieselben ohne Besinnen und dennoch richtig gebrauchen? Und um wie viel größer wird diese Schwierigkeit, wenn wir die Definition 'abstracter Worte, wie Geist, Seele, Gemüth, oder klug, weise, verständig, vernünftig, geschaut, verlangten?

Die Lösung der Schwierigkeit liegt in dem Unterschied zwischen Sprachgefühl und Spracherkenntniß. Die Bedeutungen der Worte werden uns durch den Zusammenhang, in welchem wir sie hören und lesen, angewöhnt, so daß wir sie dadurch verstehen und in ähnlichen Zusammenhängen mit mehr oder weniger Sicherheit, je nach unserer individuellen Begabung und Bildung, gebrauchen lernen. Wir lernen, was Kopf, Hals und Rumpf sind, d. h. wir lernen Kopf und Hals vom Rumpf trennen, und jedes von den Dreien als

etwas Besonderes auffassen, das der selbstständigen Bezeichnung bedarf, wenn wir andere Menschen von ihnen demgemäß sprechen hören, und die dergestalt uns überlieferten drei Worte mit den gesehenen Thatfachen vergleichen. Wir bekommen ebenso die Anschauung und das Wort des Werfens, weil uns beide gleichzeitig oder in genügender Verbindung beigebracht werden. Wir sehen das Werfen und hören das Wort. Wir erfahren desgleichen, was ein Thier ist, weil der Name von denen, die den Begriff bereits früher auf dieselbe Weise erworben haben, so oft auf gewisse leicht erkennbare Objecte angewandt wurde, daß wir über die bestimmenden Kennzeichen nicht lange im Unklaren bleiben konnten. Ebenso verhält es sich mit den intellectuellen Worten der höheren, abstracten Gedankenkreise. Auch hier schließen wir durch den Gebrauch, den Andere von solchen Worten, wie weise, vernünftig, klug, gescheut u. s. w., machen, was jeder einzelne Ausdruck besagt, und werden uns nicht leicht in seiner Wahl vergreifen. Wer von Kindheit auf gewisse Handlungen als weise, gewisse andere als klug oder gescheut hat bezeichnen hören, erlangt aus dem häufigen Vorkommen derselben ein mehr oder minder sicheres Gefühl für den Werth jedes einzelnen, und damit gleichzeitig für die Unterscheidung aller. Und so ist es allen Generationen seit den eigentlich wurzelbildenden gegangen, welche ihrerseits unbestimmte Begriffe mit schwankenden Lauten verbanden, und nur sehr allmählich beide bestimmt fassen und verknüpfen lernten. Sprechen und Verstehen würde demnach in der Vorzeit schwieriger gewesen sein, als jetzt, wenn nicht die An gelegenheiten, über die man damals sprach, sehr wenige und sehr leicht begriffene gewesen wären. Auch heute noch würde Sprechen und zumal Sprechenlernen viel mühevoller sein, als es in Wahrheit ist, erklärte nicht ein Wort im Satz immer das andere, erklärte nicht der Absatz den Satz, erklärte nicht die Situation die ganze Rede. Wissen wir nicht, wie leicht wir Sätze einer halberlernten Sprache aus dem Context des Ganzen verstehen? Und wie gut wir uns mit einigen Brocken in einem fremden Lande zu verständigen pflegen, vorausgesetzt daß der Gegenstand der Unterhaltung uns und der anderen Partei klar ist? Und sehen wir nicht, wie selbst unbegabte Kinder rasch ziemlich abstracte Worte annähernd begreifen, und in der ungefähren Auffassung gebrauchen lernen, über welche sie vielleicht in ihrem ganzen Leben nicht hinaus gelangen?

Sollen wir aber, die wir uns ein ganzes Lexicon somit gesprächsweise angeeignet haben, die einzelnen, uns durch dasselbe angeübten Worte ihrem Inhalt nach separat erklären, so finden wir uns vor eine ganz neue Aufgabe gestellt. Wir haben nun das Wort nicht mehr im Zusammenhang mit anderen Worten vor uns, in welchen ein Wort das andere erklärt, und jeder Theil durch den Sinn des Ganzen verstanden wird. Wir haben es nun nicht mehr mit einem Satz zu thun, dessen einzelne Bestandtheile uns durch den Inhalt der Gesamtaussage zum Bewußtsein gelangen und dessen nuancirte Worte bis in ihre feinsten Schattirungen hinein von dem ganzen Zusammen-

hange beleuchtet und erhellt werden. Vor uns steht vielmehr das einzelne Wort, der einzelne Begriff, losgelöst von jedem erläuternden Zusammenhang, und zu verstehen nur durch Vergleichung mit ähnlichen Dingen, und durch Sonderung von ihnen. Aber die Dinge, Eigenschaften, Thätigkeiten, Abstractionen u. s. w., wie sie von den Worten der Sprache ausgedrückt werden, sind mit so vielen anderen, mehr oder weniger ähnlichen Dingen so nahe verwandt, daß um sie in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen, sie von zahlreichen näheren und ferneren Bezügen begrifflich gar genau geschieden und ein jedes in seiner vollen Besonderheit dargestellt werden müssen. Zu diesem Zweck sind die mannigfachen Eigenschaften eines jeden durch die Erinnerung in unser Gedächtniß zurückzurufen, folgerichtig zu ordnen und mit den theils gleichen, theils ungleichen Eigenschaften verwandter Dinge zu vergleichen und von ihnen zu scheiden. Die dabei bemerkten Unterschiede leiten zu dem Begriff eines jeden einzelnen. So leicht er aussieht, ist dieser Proceß ein einigermaßen verwickelter, selbst bei den einfachsten Worten. Was kennen wir besser als Rahe und Hund? Welche zwei Worte begreifen und unterscheiden wir leichter im Sprechen als diese? Wollen wir eins oder das andere aber definiren, so werden wir sie in so vielen Dingen mit vielen anderen ähnlich finden, daß wir ihre gleichzeitigen Verschiedenheiten sehr genau zu beachten haben, wenn wir ein getroffenes Bild eines jeden von ihnen zu zeichnen wünschen. Was ein Thier ist, ist leicht gesagt; was ein Bierfüßler ist, ebenfalls; aber so wie wir nun auf die feineren Differenzen zwischen den verschiedenen Arten von Bierfüßlern kommen, zumal zwischen den einander nahestehenden Arten, so heißt es exact sein, wenn wir Verwechslungen ausschließen, oder gar Jemandem, der die Thiere noch nicht gesehen, ein wirkliches gesprochenes Portrait derselben übermitteln wollen. Alle Wortmalerei oder vielmehr alle Begriffsmalerei mit Worten ist schwer, weil gar zu viele Einzelheiten in Betracht gezogen, und in ihrer markanten Besonderheit geschildert werden müssen, wenn das Bildniß nicht für ein halbes Duzend verwandter Begriffe ebenfalls passend sein soll.

Erfordert aber dieses begriffliche Auseinanderhalten einige geistige Anstrengung, wo wir es mit unseren oft gesehenen, und in ihren wesentlichen Zügen so wohlbekannten Hausthieren zu thun haben, wie viel mehr wird das der Fall sein, wenn wir zur Erläuterung geistiger Worte, wie Vernunft, Verstand, Gemüth schreiten? Oder sittlicher, wie ehrlich, redlich, bieder? Hier handelt es sich um seelische Aeußerungen, die schwerer beobachtet, schwerer verstanden und gesondert sind, als die körperlichen Dinge der Sinnenwelt. Hier ist das Verhältniß des Individuums sowohl zum Ganzen zu Gott, Menschheit, Gesellschaft und Universum, wie zu einzelnen Nebenmenschen — zu begreifen, ehe die Worte, welche die einzelnen Theile dieses Verhältnisses wiedergeben sollen, präcis gefaßt und erläutert werden können. Hier sind sodann nicht gesehene Körper, sondern gesehene Handlungen, gehörte Worte und daraus gezogene Schlüsse in das Gedächtniß zurückzu-

rufen, ehe die Grundkräfte unseres Innern, von denen sie veranlaßt wurden, in der durch unsere Muttersprache beliebten Auffassung gewürdigt werden können.

Und ist nicht das Gleiche in Bezug auf den größten Theil des Wörterbuchs der Fall? Sind nicht die meisten Worte abgezogene Begriffe, welche vielen Dingen und Personen gemeinsam zukommen, und deren Inhalt erst umrissen werden kann, wenn man sich ihre Wirkung in jedem einzelnen Falle vergegenwärtigt? Was z. B. ist nicht alles gut oder schlecht? Ein Käse, ein Verstand und ein Hausarzt; die Begriffe gut und schlecht müssen also definirt werden, daß sie allen drei Dingen entsprechen, und noch vielen anderen ebenso heterogenen dazu. Das ist ein nachdenklich Stück Arbeit und nicht Jedermanns Sache.

Bei weitem die meisten Worte bezeichnen allgemeine Begriffe, welche durch die Beobachtung vieler einzelner, in gewissen Punkten ähnlicher Dinge gebildet worden sind. Jeder erkennt die Schönheit, wenn er sie sieht; Jeder benennt sie so; aber nur Wenige vermögen es, ihr Wesen ohne einiges Nachdenken zu erklären. So rasch ihre concrete Erscheinung erfaßt wird, so bedarf es doch einiger Anstrengung, um ihre allgemeinen Züge aus der Mannigfaltigkeit der verschiedenen Substrate, an denen sie auftreten, abzusondern und als gleichartig zu erweisen. Die Schönheit des Weibes ist verschieden von der Schönheit einer Landschaft; dennoch giebt es zwischen beiden Verührungspunkte, welche aufgefaßt und erkannt zu werden hatten, ehe der umfassende Begriff „Schönheit“ gefunden und auf beide gemeinsam angewendet werden konnte. Allerdings, sobald die werthvolle Entdeckung einmal von einem logischen Genie der Urzeit gemacht, und von der geistigen Aristokratie jener frühen Tage beifällig aufgenommen worden war, ging sie mühelos auf alle späteren Geschlechter über, welche die Gesamtschönheit der Dinge somit geschenkt bekamen, ohne sie selbst aus den einzelnen Erscheinungen extrahiren zu müssen. Um den Begriff der Schönheit auf Weib und Natur gemeinsam anzuwenden, war es nunmehr nur nöthig, ihre Aehnlichkeit zu empfinden, auch wenn man sie nicht durch bestimmte Zusammenstellungen und Sonderungen zu analysiren vermochte.

Forschen, Urtheilen und Schließen sind durchaus nicht die einzigen Prozesse, durch welche Wissen erlangt wird, und unsere Begriffe verlieren keineswegs dadurch an Sicherheit, daß sie gewöhnlich das Ergebniß unvollkommener Auffassung, lebhafter Einbildungskraft und eines regen Nachahmungsinnes sind. Im Gegentheil werden sie gerade durch den halbverschleierten Zustand, in welchem sie in den nationalen Gedankenvorrath übergehen, um so selbstverständlicher und unwiderleglicher. Die herrschende Unfähigkeit, Wortbedeutungen zu fixiren, hindert uns demnach keineswegs, diejenigen, die überhaupt in unseren Gedankentkreis fallen, angemessen und geschickt zu handhaben; und wo der Sinn zweier verwandter Worte einmal in solcher Weise erfüllt und gebrauchsweise erprobt worden ist, folgt bewußte, wenn auch undefinirte synonymische Unterscheidung von selbst. Und zwar in desto höherem

Grade, je schneidiger — eine Eigenschaft, die nicht immer Tiefe und Weite einzuschließen braucht — eine Nation sich zu denken gewöhnt hat. Louis XVIII. verrieth keinen geringen politischen und linguistischen Scharfsinn, als er in Bezug auf seine Franzosen diese denkwürdigen Worte äußerte: „Que de choses dans une epithète! J'ai toujours été de l'avis de Bossuet, qui a dit quelque part que lorsqu'on n'est pas scrupuleux dans le choix des mots, on donne à penser, qu'on e l'est pas davantage sur les choses. Mon peuple est bien persuadé de cette vérité, et les sifflets ne manquent jamais à ceux, qui négligent la propriété des termes. Il faut savoir la grammaire et connaître les synonymes lorsqu'on veut être Roi de France.“

Andererseits ist es allerdings nur zu wahr, daß das Durchschnittsgespräch jeder gesellschaftlichen Periode und Klasse sich in ausgefahrenen Geleisen bewegt, und in der Regel keine genaue Sprechweise bedarf, um allen wesentlichen Zwecken der Mittheilung zu genügen. Ob man sich über persönliche oder allgemeine Dinge, über Geschäft oder Politik unterhalte, die Summe der verfügbaren Ideen ist gemeinhin weder sehr groß, noch sehr originell. Wozu sollte man es da der Mühe werth halten, ausführlich zu beschreiben, was in ein paar Gemeinplätzen völlig verständlich gemacht werden kann? Warum sollte man sich mehr als verständlich machen wollen, da doch Verständlichkeit innerhalb der gemeinsamen gesellschaftlichen Gedankensphäre so leicht, so allusiv zu erreichen ist? Warum in gewählter Sprache wiedergeben, was dem Hörer doch von vornherein gang und gebe zu sein pflegte? In der Erörterung alltäglicher Dinge schwingt man sich demnach nicht oft zur Region der specialisirten Worte auf. Man sagt, man sehe, wenn man meint, man bemerkt. Man spricht vom Gehen, wenn man in der Abreise begriffen ist. Man deutet an, daß man etwas haben möchte, wenn man alle seine Kräfte anstrengt, um zu erwerben, zu erlangen, zu ergattern. Man will sich mit der Präcision nicht selber quälen, und andern nicht obenein pedantisch erscheinen. So zahlreiche Synonymen demnach für feinere Auffassung erfunden, und seit der Veralgemeinerung der Bildung weiten Kreisen zugänglich gemacht worden sind, so ist doch nur ein verhältnißmäßig geringer Theil in das Unterhaltungswörterbuch der Nation übergegangen. So reich, so bestimmt und so zart die Büchersprache seit dem Ausgang des Mittelalters sich entfaltet hat, das Tagesgespräch hat nur in begrenztem Maße den ungeheueren Erwerb in Mitbesitz genommen. Das Niveau der üblichen Redeweise ist unzweifelhaft mit dem Wachsthum der Einsichten und Gefühle gestiegen; da aber die literarische Composition in Kraft, Klarheit und Schmuck noch gewaltiger zugenommen, so ist der Unterschied zwischen ihrer, an das Publicum gerichteten öffentlichen Rede, und dem Privataustausch der Meinungen größer geworden, als er in weniger vorgeschrittenen Zeitaltern war. Von Nichtschriftstellern und Nichtrednern werden die meisten Synonymen-Nuancen, wenn auch wohl verstanden, so doch thatsächlich wenig angewendet. Vielleicht besteht der Reiz des Brief-

schreibens für Manchen darin, daß er ihn zu einer entwickelteren Ausdrucksweise veranlaßt, und, während die Feder über das Papier fliegt, den Gedankenschatz seiner Nation selbstthätiger mitgenießen läßt, als im Berufsgespräch oder in der Plauderei sonst wohl geschehen mag.

Für die logische Definition der Synonymen tritt eine weitere Erschwerung hinzu. Indem wir unsere Muttersprache lernen, empfangen wir nicht etwa Worte, sondern noch vielmehr den Sinn, welchen sie ausdrücken, und machen die Anschauungen, welche sie enthalten, zu unseren eigenen. Wer etwa glaubt, daß Feder von uns Begriffe selber bildet und nur die Worte dafür von seinen Eltern und Volksgenossen erfährt, giebt sich einer äußerst schmeichelhaften, aber nicht weniger gigantischen Täuschung über seine eigene jugendliche Geistesethätigkeit hin.

Nur ein Wunderkind, wie es die Menschheit nie hervorgebracht, würde die tausendjährige Denkarbeit der Nation in seinem eigenen winzigen Gehirn noch einmal vollziehen können. Daß wir beim Sprechenlernen annehmen aber nicht schaffen, läßt sich — um von metaphysischen Erörterungen abzu-
sehen — am leichtesten aus der Vergleichung mit anderen Sprachen zeigen.

Um bei dem einfachsten der oberrühnten Beispiele zu bleiben, so unterscheidet der Engländer nicht bloß Kopf, Hals, Rumpf, sondern hat noch ein besonderes Wort für den Hinterhals, das er ganz gewöhnlich im Munde führt, während es dem Polen, wenn er nicht etwa Anatomie studirt hat, nie in den Sinn kommt, diese Partie separat zu bezeichnen. Was sodann das Werfen — unser zweites Beispiel — betrifft, so haben die Engländer nicht weniger als zehn Worte für verschiedene Arten des Werfens, die sie regelmäßig gebrauchen (throw, cast, sling, jerk, chuck, toss, pitch, shy, hurl, heave, propel, project) wo die Deutschen gemeinhin nur Werfen und Schleudern sagen.

Der Berliner hat allerdings außerdem noch sein „Schmeißen“; aber dies hat schon eine speciell Berlinische, auf die Offensive gerichtete Nebenbedeutung, ist demnach nicht mehr allein mechanisch, sondern moralisch, oder manchmal sogar unmoralisch. Und wie viel stärker noch werden die Auffassungsunterschiede der verschiedenen Völker und Sprachen bei Bezeichnung von Geistesethätigkeiten. Lernten wir nun nur Worte, indem wir Sprache lernen, bildeten uns aber jeder seine eigenen Begriffe unabhängig von den gelernten Worten, warum würde es dann nicht jedem Deutschen einfallen, die englischen Unterscheidungen aus persönlicher Einsicht ebenfalls zu machen, und durch mehrere Worte, wie scharf werfen, kurz werfen, mit einem Ruck werfen und dgl. wiederzugeben, da sie sie mit einem Worte in ihrer Sprache nicht zu benennen vermögen? Oder warum schufen sich begabte Engländer im Sprechen über seelische Thätigkeiten nicht ein Aequivalent für unser deutsches Wort „Gemüth“, welches ihnen wiederum ihre Sprache nicht bietet? Warum fällt es keinem Franzosen bei, Liebe und Huld in einem Worte unterzubringen, wie der Russe es thut, und keinem Russen, viel und

gut für gleichbedeutende Begriffe zu halten, wie der alte Aegypter pflegte? All' dergleichen geschieht bekanntlich verhältnißmäßig sehr selten.

Im Erlernen unserer Muttersprache nehmen wir also nicht allein Worte an, sondern empfangen vielmehr ein vollständiges Register fertiger Begriffe für alle hauptsächlichsten Erscheinungen der Welt. Besser gesagt, alle hauptsächlichsten Erscheinungen der Welt, wie sie die Sprache in ihren fertigen Worten verzeichnet, werden von uns vermittelt dieser Worte und in dem Sinne, den die Bedeutungen dieser Worte ihnen geben, aufgefaßt. Die Deutschen lernen also überhaupt keine andern Arten des Verfassens kennen, als die des Verfassens und Schleuderns, während der Engländer acht andere Arten dazu kennen lernt. Ebenso machen sich die Polen nicht klar, daß es einen als selbstständig aufzufassenden Hinterhalt giebt, bei dem man Jemanden bequem packen und hinauswerfen kann, wie der Engländer unter Umständen mit Vorliebe zu thun pflegt. Umgekehrt, faßt der Engländer das geistige Wesen des Menschen als Seele, Geist, Vernunft, Verstand und Gefühl auf, lernt aber den gemischten Niederschlag von Vernunft und Gefühl, welchen der Deutsche Gemüth nennt, aus seiner Sprache, und somit ohne besondere psychologische Studien überhaupt nicht kennen. Kurz, das Wörterbuch unserer Sprache ist das Bild, welches uns von den Dingen und Kräften der Welt überliefert wird, ist die Gestalt, in der wir demgemäß die wesentlichen und dauernden Eigenschaften und Vorkommnisse der Welt selbst erkennen.

Deutsche Worte definiren heißt demnach für den Deutschen, die eigensten Grundanschauungen seines Verstandes nach ihrem Wesen prüfen und beschreiben. Unser Ich selbst sollen wir in dieser Definition zergliedern, erläutern, erweisen. Auf den ersten Blick scheint das ebenso unnöthig, (da wir ja Alle zu wissen glauben, was unsere eigenen Gedanken und Worte bedeuten), als es auf den zweiten Blick (sobald wir einmal ans Definiren gehen) schwierig wird.

Diesem inneren, scheinbar nicht zu vereinenden Widerspruch entspringt die Beantwortung der Frage, deren Untersuchung uns beschäftigt. Jedem von uns ist der innerhalb seines Bildungsgrades gelegene Theil seiner Muttersprache verständlich, weil er ihm selbstverständlich ist, weil er seine eigene Vernunft und seinen eigenen Verstand ausmacht. Wir brauchen den Sinn unserer Worte uns nicht durch Erklärungen klar zu machen, weil wir, wenn unser Blick nicht durch besondere Studien erweitert wird, überhaupt nichts anderes wissen von den Kräften der Welt, als ihn, als diesen Sinn. Und wir können ihn uns schwer klar machen, weil er, ob schon beim Gebrauch in allen seinen wesentlichen Punkten auf einmal gekannt und empfunden, nur aus einer längern und aufmerksam zergliedernden Ueberlegung seines vielfachen und verschiedenartigen Vorkommens gegenständlich festgestellt werden kann. Wo wir selber so sehr Subject sind, wie beim Sprechen unserer Sprache, brauchen wir uns nicht Object zu werden, um zu wissen, was wir wollen.



Gedichte.

Don

Heinrich Seidel.

— Berlin. —

Was bleibt?

Ach, was bleibt? — Ein kleiner Hügel,
Drüber mit dem leichten Flügel
Froh ein Sommerfalter fliegt,
Und das Gras im Wind sich wiegt!
Eine Weile Angedenken
Mag man wohl dem Schläfer schenken —
Bald weiß Niemand, wer da liegt!

Manche, die der Ruhm erhoben,
Hört man ein Jahrhundert loben,
Oder ein Jahrtausend lang,
Bis auch sie die Zeit verschlang.
Die zum Höchsten einst erkoren —
Ihr Gedächtniß ging verloren,
Wie ein Lied im Wind verflang.

fern noch ragen mächt'ge Gipfel
Als der Menschheit stolze Wipfel
Leuchtend aus dem Nebelmeer:
Alexander und Homer!
Aber jene Zeit wird kommen,
Da auch sie im Dufte verschwommen,
Und es nennt sie Keiner mehr.

Unterdeß in ew'gen Kreisen
Und in altgewohnten Gleisen
Ihre Bahn die Erde geht,
Achlos, was auf ihr besteht.
Achlos auf der Menschheit Träume
Wandelt sie durch Weltenräume,
Bis auch sie in Staub verweht.

Vom Baume der Erkenntniß.

Das war so schön, als ich ein Kind noch war!
In einer Welt voll Glück und Wunder lebt' ich,
Und hoch im Himmel saß der liebe Gott
Im Purpurmantel; silbern fluthete
Sein Bart hernieder, und sein blaues Auge
Sah freundlich und voll Güte auf mich hin.
So sicher fühl' ich mich in seiner Hut,
Und wenn nach Spiel und Scherz der Abend kam,
Sprach ich zu ihm in kindlichem Gebet
Und streckte froh mich in die weichen Kissen.
Ich wußte ja, ich lag in seinem Schooß —
Sein treues Auge wachte über mir.

Das war wohl schön und gut — doch anders ward's,
Viel anders ward es nun. Der liebe Gott
Ist todt geblieben. Leer ist jene Stelle,
Und schwarze Finsterniß ist dort gebreitet.
Nun muß ich meinen Weg alleine geh'n,
Ob auch die Pfade rauh sind und voll Dornen —
Vor mir die Nacht und hinter mir, und ach,
Kein Licht dort, wo ich wandle — Besser war's,
Viel besser war's, als ich ein Kind noch war!
Und denk' ich dran, so wünsch' ich manchmal still:
Der gute liebe Gott, er lebte noch.

Maitrank.

Es rankt die Rebe am rauschenden Rheine,
Die Kräfte der Erde saugt sie empor!
Sie bindet den Sommer und bannt ihn in Beeren,
Sie wendet und wandelt im Wechsel der Wochen
Der Sonne Gefunkel zu flüssigem Feuer,
Der Sonne Gleichen in glänzendes Gold,
Und füllt die Fässer mit feurigen Fluthen
Der sinkenden Sonne Abschiedsgeschenk.

Im dämmernden Walde mit süßem Düften
Wächst in der Wildniß ein zierliches Würzkrant,
Ein feines Pflänzchen, Waldmeister genannt.
Frühzeitige Düste des frischen Frühlings,
Ein Waldes-Würzhauch entströmte wohligh
Dem linden Kräutlein in lieblicher Kraft.

Es mischt nun der Meister mit weisem Maße
Das Gold des Herbstes zur Gabe des Frühlings,
Der Sonne Feuer zur Waldeswürze,
Daß lieblich vereint sich Anfang und Ende,
Das Sonnenentspross'ne dem Schattenenttauchten,
Die duftende Milde der leuchtenden Macht.

O füllt mir den Becher mit funkelndem Feuer,
Füllt ihn zum Rande mit goldener Gluth!
Bei seinem Dufte gedenk' ich der Jugend,
Der längst entschwundenen lieblichen Zeit.
Der guten Genossen, der goldenen Tage,
Denk' ich an Frühling und Frohsinn und Freiheit,
An lieblichen Mondschein und lächelnde Mädchen
Mit rothen Rosen im goldnen Gelock!

O füllt mir noch einmal den funkelnden Becher;
Ihn bring' ich der Jugend, ihn bring' ich der Liebe,
Dem Schönen, dem Guten, dem heilig Hohen,
Das hold die Herzen der Edlen erhebt,
Ihn bring' ich Dir, das Du Alles umschließenst,
Dir, Du mein deutsches Vaterland! —

Dir trink' ich den Tranke vom rauschenden Rheine
Mit Deines Waldes Düften gewürzt!





Robert Schumann.

Von

Otto Gumprecht.

— Berlin. —

II.

Die Cantate, oder sagen wir lieber das weltliche Oratorium, „das Paradies und die Peri“, ist das erste Werk, mit welchem Schumann von den großen Formen der Vokalmusik Besitz ergriffen. Seinen Text hat er Thomas Moores phantastischer Dichtung Lalla Rookh entlehnt. Die für die Aufgabe des Componisten nothwendigen Kürzungen und Zusätze rühren von diesem selbst her. Gewiß fehlt es den Gebilden des britischen Dichters weder an poetischem Duft und Schmelz noch, was immer die Hauptsache ist, an mancherlei dem Ausdrucksvermögen der Musik höchst günstigen Motiven. Die überschwängliche Weichheit der Empfindung, die weltmüde Resignation, das spröde Zurückziehen in die subjectivste Innerlichkeit, alles das läßt jedoch keine reine Stimmung in uns aufkommen. Von Uebel ist namentlich der Umstand, daß die aus dem Paradies verstoßene Peri nicht durch eigene Kraft, sondern durch die von ihr dargebrachte Thräne des reuigen Sünders, also durch einen bloßen Glücksfund, einen rein äußerlichen Zufall, die verlorene Seligkeit zurückgewinnt. Keine andere Schumann'sche Vocal-Composition spiegelt treuer, sinnfälliger, erschöpfender das eigenste Wesen ihres Autors und zugleich den innersten Stimmungsgehalt unserer ganzen modernen Tonromantik wieder, als deren Alles beherrschender Grundzug die nie gestillte Sehnsucht nach dem Ewigweiblichen bezeichnet werden kann. Durchaus wahr ist es, was schon Otto Jahn hervorgehoben, daß diese Musik sich an einen Sinn wendet, der die Fähigkeit hat, unausgesetzt und mit Anstrengung auf ein im Einzelnen feines und zartes Detail aufmerksam einzugehen und sich aus schönen Einzelheiten den Gesamteindruck selbst zu bilden, daß uns dieser nirgends in

mächtiger, die Seele des Empfangenden unwiderstehlich mit sich fortreisender Fülle entgegengebracht wird. Versagt bleibt dem Werke trotz aller in ihm waltenden Genialität jene befreiende und erlösende Wirkung, durch welche die Kunst ihre höchste Macht bethätigt. So viel des Verückenden und Bestrickenden es auch enthält, stets scheiden wir von ihm mit einem gewissen Gefühl der Abspannung und Betäubung. Die Ursache liegt theils in dem gleichmäßig festgehaltenen sentimentalen Grundton, in der süßen, narkotischen Wehmuth, die von Anfang bis zu Ende das vorherrschende Stimmungscolorit bildet, theils in dem Mangel aller strafferer formellen Gliederung und Geschlossenheit, in einer Behandlung des Gesanges, welche, die Grenzen zwischen Melodie und Recitativ verwischend, beide zu einem schwankenden Mittel Ding verschwimmen läßt.

Besondere Anziehungskraft mußte auf Schumann, wie er nun einmal geartet war, die Moore'sche Dichtung üben. Ihre überzuckerte und parfümirte Empfindsamkeit, ihre herzkrankte Lyrik, die wuchernde Fülle schildernder und malender Einzelheiten, dies und ähnliche Dinge, welche den meisten Componisten wohl schwere Bedenken eingeflößt hätten, ihn konnten sie nicht abhalten, seine Hand nach ihr auszustrecken. Daß nicht die Zeichnung, sondern die Farbe den Hauptfactor des musikalischen Ausdrucks bildet, war durch die Beschaffenheit des Textes mit Nothwendigkeit bedingt. Die Umrisse zerfließen in's Unbestimmte, eine bunte Mannigfaltigkeit instrumentaler Klänge überfluthet den Gesang. Nur ein einziges Mal am Schluß der ersten Abtheilung begegnet uns ein wirklich polyphoner Satz, aber dies Fugato bei den Worten: „Denn heilig ist das Blut“ gehört keineswegs zu den Zierden der Partitur. Die Tonsprache verzichtet auf den immer und überall sich wirksam erweisenden Reiz der Steigerung wie auf alle schlagkräftigeren Contraste. Von Anfang bis zu Ende bleiben wir in den engen Kreis der nämlichen müde und träumerisch in sich gekehrten Stimmung gebannt. Zwar wechselt die äußere Scenerie, aber die Musik hat weder die Macht noch den Willen, dem Alles beherrschenden und erfüllenden elegischen Element sich zu entziehen. Jedes freudigeren Aufschwungs unfähig, schwelgt sie bis zur Unerfättlichkeit in Seufzern und Thränen, bringt sie fast lauter Bilder der Trauer und Vergänglichkeit vor die Seele. Nicht der sonnige Glanz des Tages umfängt uns hier, sondern die märchenhafte Mondscheinnacht der Romantik. Der Gesamtwirkung verhängnißvoll ist vor Allem die absolute Herrschaft der unendlichen Melodie, auf deren uferlosem Meere selbst die abwechselnd dem Alt-, Tenor- und Bassolo in den Mund gelegten bloß erzählenden und beschreibenden Abschnitte der Dichtung sich schaukeln. Nicht jeder poetische Stoff ist, um mit den Chemikern zu reden, musikalisch löslich, nur der reinen Lyrik ewiges Ach und Oh besitzt in vollem Maße diese Eigenschaft. Wenn nun die Tonsprache den Versuch macht, auch einen anders gearteten Inhalt ohne jeden Rest in Sang und Klang umzusetzen, so ist die unausbleibliche Folge sowohl die Zerstörung der gegliederten Form wie

namentlich auch die Zuflucht zu phrasenhaften, dem äußeren Gebahren nach melodischen, in ihrem innersten Wesen jedoch zu allgemeinen und deshalb bedeutungslosen Wendungen. Das Bestreben des gewissenhaften, auf seine Kunst eifersüchtigen Musikers, der ihr keinen Schritt breit Raumes vergeben möchte, schlägt also thatsächlich in das grade Gegentheil um. Guten Grund hat der im Oratorium hergebrachte Wechsel zwischen Recitativen und Arien.

Doch ein alter Spruch lautet: der Werth eines Werkes liegt nicht in seiner Fehlerlosigkeit, sondern in der Menge und Größe seiner Schönheiten, und diese sind hier wahrlich voll genug gewogen. Wie viel Inniges und Sinniges, mit dem wärmsten Herzblut der Empfindung Getränktes enthält nicht die Partitur! Welcher Reichthum genialer Bilder, die bald durch ihre glühende Farbenpracht, bald durch die anmuthigste Klein- und Feinmalerei mit immer neuem Zauber uns umfassen! Die weibliche Hauptgestalt hat zum eigentlichen, von orientalischem Localcolorit nur leicht überschleierten Kern ihres Wesens die süßen Heimathsklänge deutscher Lyrik, und traulich grüßt uns allenthalben dasselbe Element, wo der Ausdruck, von seinem emßigen Geschäft des Schilderns und Beschreibens ablassend, zum vollen Gefühlserguß sich sammelt und verdichtet. Was wir da auch vernehmen, hat sich aus den verborgensten Tiefen des Gemüths emporgerungen und wie milden, würzigen Blüthenduft empfinden wir den Segen dieses Ursprungs. Während die Peri erst auf dem dritten Fluge den Schatz gewinnt, der ihr die Pforten des Paradieses erschließt, ist für uns ihre zweite Wanderung die weitaus ergiebigste. Das Leben und Wehen der Nilgeister, die Schilderung der Pest, das Quartett, die Sterbeszenen der Liebenden, der Schlußgesang, alles das ist von Meisterhand entworfen und ausgeführt. Der pathologische Grundzug des Werks, dem es vielleicht vorzugsweise seine Wirkung auf das heutige, nach Nervenreiz lechzende Geschlecht verdankt, tritt hier freilich am stärksten zu Tage. In der klassischen Periode hätte die Kunst nimmermehr nach einem solchen Stoff gegriffen. Hervorzuheben sind noch in der ersten Abtheilung die rührenden Klagen der Peri: „Wie glücklich sie wandeln“ und „Wo find' ich sie?“ ferner das farben- und gestaltenreiche indische Landschaftsbild, in der dritten der so liebliche unschuldsvolle, auf Weber'sche Sätze der Art deutende Frauenchor: „Schmücket die Stufen.“

„Es ist ein Märchen (schrieb Schumann den 9. August 1851) ‚Der Rose Pilgerfahrt‘, eines jungen Chemnitzer Poeten, Namens Horn, das ich für Solostimmen, Chor und Pianoforte componirt, in Form und Ausdruck etwas der Peri verwandt, das Ganze nur mehr in's dörfliche Deutsche gezogen.“ Nachträglich schien dem Componisten gerathen, an die Stelle des begleitenden Claviers das Orchester treten zu lassen. Der anspruchslosen Idylle hat es jedoch schwerlich gestrommt, daß sie das ihr ursprünglich zugedachte graue bescheidene Hauskleid mit dem bunten, bauschigen Festgewande vertauscht. Wie tropische Blütenpracht zu nordischer Haide, so etwa ver-

hält sich Paradies und Peri zur Pilgerfahrt der Rose. Es ist als ob ein trüber Schleier das Antlitz der Schumann'schen Tonsprache umflorte. Im Einzelnen begegnen uns mancherlei zarte, freundliche Gestalten, aber gleich kleinen Blümchen aus welchem Gras und Laub laufen sie aus ihrer Umgebung hervor. Keine Concentration des künstlerischen Willens, keine wachsame Selbstkritik hat der Freude am Musizieren Weg und Ziel gewiesen. Dazu kommt die süßliche Geziertheit, die gefühlselige Verschwommenheit der Dichtung, die den Ausdruck bis in's Herz angekränkt.

Von den übrigen in die Düsseldorf'sche Periode fallenden umfangreicheren Vocalwerken habe ich bloß das Requiem für Mignon und den Uhländ'schen Königssohn näher kennen gelernt, aber weder an dem einen noch an dem anderen mich zu erbauen vermocht. Der letztere gehört einer Gattung an, die erst durch Schumann in die Kunst eingeführt worden. Man kann nicht behaupten, daß er mit den vier Balladen im großen Stil, die wir von ihm besitzen, einen glücklichen Griff gethan. Das vereinigte Aufgebot von Orchester, Chor und verschiedenen Solostimmen häuft auf die Worte eine ihren Inhalt gradezu erdrückende Wucht der Klänge. Der Componist sah sich genöthigt, die in der Ballade, einer der schlichtesten, naivsten, knospenartigsten poetischen Darstellungsformen, verbundenen epischen, lyrischen und dramatischen Elemente scharf von einander zu trennen und solchergestalt das einheitliche geistige Gefüge der Dichtung gänzlich zu vernichten. Auf Schritt und Tritt gab es feindselige Reibungen zwischen Text und Musik. Bald mußte diese zu einer ihrem eigensten Wesen widerstrebenden Eilsfertigkeit sich bequemen, bald jener seinen Lauf hemmen, um nur der säumigen Genossin einige Ruhe und Sammlung zu gönnen. Immerhin hätte, wie so oft in ähnlichen Fällen, eine reiche Phantasie mit der Fülle ihrer Tonblüthen die ästhetischen Blößen der Aufgabe bedecken und beschönigen gekonnt; aber die Hand, die sonst den innersten musikalischen Lebensnerv der zu deutenden Worte zu erfassen pflegte, gleitet hier fast überall nur über deren äußerste Oberfläche hin. Mit wenigen Ausnahmen bieten sich dem Ohre bloß fahle, verschwimmende Schatten dar.

Keine zweite poetische Schöpfung giebt es, die auf die Phantasie unserer Componisten gleich anregend und befruchtend gewirkt, wie Goethes Faust. Immer von Neuem hat sich ihm die Schwesterkunst mit heißem Liebesgrüße genahet. Man darf wohl sagen, daß der Fauststoff das Thema gewesen, welches ihr seit einem halben Jahrhundert fast unablässig bewußt oder unbewußt im Sinne gelegen. Auch Beethoven trug sich bekanntlich eine Zeit lang mit dem Gedanken, von der Goethe'schen Dichtung Besitz zu ergreifen. Für ihn konnte es sich natürlich bloß um deren erste Hälfte handeln, denn die zweite erschien sechs Jahre nach seinem Tode. Wer hätte aber mehr Veruß zu solcher Aufgabe gehabt, als der gewaltige Meister, dessen Werke — man denke an die große Messe, die neunte Sinfonie, an so manche unter den letzten Sonaten und Quartetten — bereits echteste Faustmusik enthalten.

„Die Faustsage (bemerkt treffend W. H. Riehl im zweiten Band seiner musikalischen Charakterköpfe) ist nun einmal von der modernen Poesie zu einer wahren Welttragödie des zweifelnden, strebenden, irrenden Menschengeistes erweitert worden, und in dieser Welt haben alle Künste ein redlich Stücklein Raums, je nach ihrer Art, sogar die Musik. Goethes Faust und Mozarts Don Juan erschienen wie die zwei größten Weissagungen der Romantik im Sehergeiste zweier klassischen Großmeister. Was Wunder, daß sich alsbald über's Kreuz die romantischen Musiker des Faust bemächtigten und die romantischen Dichter des Don Juan.“ Goethe selbst war sicherlich der Letzte, welcher der Tonkunst den Weg zur höchsten Offenbarung seines Genius gewehrt. Nicht nur fordert er an einigen Stellen die Mitwirkung der Musik ausdrücklich, auch gegen Eckermann äußerte er: „Es ist Alles sinnlich und wird, auf dem Theater gedacht, Jedem gut in die Augen fallen, und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bei der Zauberflöte und andern Dingen der Fall ist . . . Wenn nur ein rechter Componist sich dran machte. Es müßte einer sein, der wie Meyerbeer lange in Italien gelebt hat, so daß er seine deutsche Natur mit der italienischen Art und Weise verbände. Doch das wird sich schon finden und ich habe keinen Zweifel.“

Wie tief es Schumann hinein gelockt in die von dem Meisterwerk unserer nationalen Poesie umschriebenen Gedanken- und Gefühlskreise, kündeten es seine Töne nicht schon laut genug, wir hätten dafür als Beweis auch den äußeren Umstand, daß seine Faustcomposition durch einen Zeitraum von zehn Jahren sich erstreckt. Ihr hat er sich immer von Neuem zugewandt mit der nämlichen Lust, obschon keineswegs mit demselben Maße schöpferischen Vermögens. Nur lose konnte das Band zwischen den verschiedenen Theilen einer so entstandenen Partitur sein. Sie enthält eine Reihe einzelner Szenen, bei deren Auswahl das freieste Ermessen waltete. Den geistigen Zusammenhang zwischen allen diesen Bruchstücken muß der Hörer aus der Kenntniß der Dichtung ergänzen. Da er es willig thut, wäre er immer noch in der Lage, das Gefühl der Einheit bis zu einem gewissen Grade sich lebendig zu erhalten, stände dem nicht die sinnfällige Ungleichwerthigkeit der Tonsprache im Wege. Vediglich die dritte Abtheilung, nach der Zeit ihrer Entstehung die erste, zeigt uns den Componisten in der unversehrten Fülle seiner Kraft. Diese reicht freilich auch hier nicht ganz empor zur transcendenten Erhabenheit des Gegenstands; war es doch auf nichts Geringeres abgesehen als auf eine Divina Commedia in Sang und Klang. Den Grund des Mangels haben wir nicht etwa in der Natur der Dichtung zu suchen, er liegt vielmehr auf der subjectiven Seite, in dem eigensten Wesen Schumanns. Jene, wenn auch manches nur der philosophischen Speculation Zugehörige und darum dem Darstellungsvermögen der Tonkunst gänzlich Fremde enthaltend, bewegt sich doch vorwiegend auf einem Gebiet, über welches die

lehtere schon seit Jahrhunderten Herrschaftsrecht geübt. Denn unter sämtlichen Künsten hat sie allein die Fähigkeit, Besitz zu ergreifen vom gestaltlosen Jenseits, auf den andachtschauenden Schwingen ihrer Harmonien seine Geheimnisse vor das innere Auge zu tragen. Von ihr darf man sagen: „Das Unbeschreibliche hier ist es gethan. Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.“ Die mystischen Visionen, welche der Dichter in den tiefstinnigsten Worten und Bildern zu schildern versucht, sie sind den Anschauungen verwandt, von denen die Kirche auf ihre Weise im alten Requiemtext Zeugniß ablegt, also seit jeher der Musik geläufig gewesen. Keineswegs unausführbar war demnach die dem Tondichter zugefallene Aufgabe, wohl forberte sie ihm aber eine Macht des Ausdrucks, eine Plastik der Formen ab, wie solche nur der höchsten, schöpferischen Genialität zu Gebote stehen. Was vor Allem Schumann abging — schon Spitta hat darauf hingewiesen — das ist die Herrschaft — über den polyphonen Stil. Er besaß und bethätigte sie zwar auf dem instrumentalen aber nicht auf dem vocalen Gebiet. Seine Chöre sind immer mehr oder minder genrehaft, nie im großen Stil gehalten. Wer es unternimmt, aus dem Munde und dem Herzen der Massen zu sprechen, der muß etwas von dem Wesen eines Volksredners haben. Diese Eigenschaft ist denn auch den beiden gewaltigsten Chorführern, die wir kennen, Bach und Händel, im vollsten Maße verliehen gewesen. Der eine hat sie nur im Dienste des göttlichen Wortes, als dessen Zeuge und Priester geübt, der andere als größter Epiker im gesammten Tonreich.

Allein schon bei der Betrachtung von *Paradies und Peri* wurde hervorgehoben und hier muß es wiederholt werden: zuerst und zuletzt entscheiden über den Werth eines Werkes nicht seine Fehler, sondern seine Vorzüge. Seelenvollste Milde, Anmuth und Lieblichkeit ist über die Tongestalten ausgebreitet, die in der dritten Abtheilung der Faustmusik ihren magischen Reigen um uns schlingen. Das schwebt und schwärmt, quillt und blüht aus reichster, frischester Fülle und Unmittelbarkeit. Bei den Gesängen des *Pater Seraphicus* und seiner Knaben ist es, als ob die kindlich lächelnden Engelsgesichter auf den Bildern der italienischen Maler von der Leinwand sich gelöst und in Strömen des Wohllauts vorüber wogten. Wie nach Weihrauch duftet die später auch vom Chor aufgenommene Weise des *Doctor Marianus*: „Dir, der Unberührbaren“. Wohin wir blicken, überall vereinigt sich mit üppigem Segen der Phantasie quellender Fluß der zwar weich hingegossenen, aber nirgend in's Unbestimmte verschwimmenden Formen. Für den Stilcharakter ist offenbar das Finale der neunten Sinfonie das Muster gewesen. So wenig kann aber von kleinlich beflissener Nachahmung die Rede sein, daß selbst ein gewisser Gegensatz deutlich erkennbar zu Tage tritt. Durch die Schumann'sche Tonsprache geht ein specifisch weiblicher, man möchte sagen marienhafter Zug. Alles empfängt seine Beleuchtung von der milden Strahlenglorie um das Haupt der Madonna.

Während die dritte Abtheilung „Faust's Verklärung“ zum Gegenstand

hat, also schon durch die Textunterlage als einheitlich geschlossenes Ganzes sich darstellt, besteht die erste wie die zweite aus einzelnen, rein äußerlich aneinander gereihten Abschnitten. Auf die Overtüre, die weder eigenartige Motive noch geistvolle thematische Gestaltung dem Ohre darbietet, folgt gleich die Gartenscene, eine freundlich kosende Zwiesprache liebender Herzen, die jedoch tieferen Widerhall in der Seele des Hörers nicht zu wecken vermag. Rein rhetorisch ist „Gretchen vor dem Bilde der Mater dolorosa gehalten, ebenso die „Scene im Dom“. Auch der zweite Theil hinterläßt einen gemischten Eindruck, aber er zeigt sich doch freigebiger als der erste. In den ihn eröffnenden Satz: „Fausts Erwachen und Sonnenaufgang“ stellen sich auf den Ruf Ariels und der ihm unterthänigen Elfen allerlei reizvolle melodische Gebilde ein. Wir sind hier mitten im alten romantischen Lande, also in der Heimath unseres Ländichters. Dem großen Arioso des Faust mußte dagegen schon der überwiegend didaktische Charakter des Textes jeden wärmeren Ausdruck versagen. Wirkungsvoll im rein musikalischen Betracht sind „die vier grauen Weiber“ eingeführt, aber sie gleichen doch weit mehr neidischen Kobolden als finster drohenden Schatten. Die zweite Abtheilung gipfelt in dem Gesang des Mephistopheles und seiner schlotternden Lemuren. Dem phantastischen Humor, den sie auf den Lippen tragen, vermag indessen keineswegs der matte Schluß das Gleichgewicht zu halten, Fausts Tod hätte gewiß ungleich bedeutsamere, schwerer gewogene Töne gefordert. Als bleibende Bereicherung unserer künstlerischen Habe kann nach alle dem bloß der Epilog gelten. Lediglich in diesem kommt Schumanns eigenster Genius voll zu Worte, in den übrigen Scenen läßt er sich nur ganz leise und gelegentlich vernehmen. Nicht ungestraft hatte der Componist die grauen Weiber gerufen, sie standen neben ihm, beugten sich über seine Partitur, schlangen manchen wirren, unholben Faden in das Tongespinnst. Der Gegensatz zwischen der dritten Abtheilung und den beiden andern tritt schon im formellen Gefüge deutlich zu Tage: dort organische Gestaltung einheitliche Gliederung, hier in's Nebelhafte zerfließende Gebilde, die unendliche Melodie neuesten Datums, wenn auch noch „im Puppenstande“.

Sollte Byrons „Manfred“ sich wirklich auf die Bretter wagen, für die er als bloßes Lesedrama nimmermehr bestimmt gewesen, so war er wie sein Vorbild „Faust“ mit Nothwendigkeit an die Geleitschaft der Musik gewiesen. Diese allein konnte die mystisch-phantastische Welt, die sich hier vor uns aufthut, sinnlich beglaubigen. Während jedoch das Goethe'sche Werk lediglich vermöge des ihm innewohnenden poetischen Werthes sich endlich auch das Theater erobert, hätte das letztere schwerlich je nach der Schöpfung des englischen Dichters ohne den ihr zu Theil gewordenen Schmuck der Töne Verlangen getragen. Wir haben gesehen, daß Schumann schon als Knabe für Byron geschwärmt. Er hegte eine Zeit lang die Absicht, dessen Corsar als Stoff zu einer Oper zu benutzen, für die er 1844 eine Arie und einen Chor geschrieben. Die Musik zu Manfred entstand vier Jahre später

binnen weniger Wochen. Sie bleibt, da die wiederholten Aufführungen des Byron'schen Dramas seine gänzliche Bühnenunsähigkeit dargethan, gemeinhin auf den Concertsaal angewiesen, wo jedoch ihr Verhältniß zur Dichtung in sein gerades Gegentheil sich verkehrt. Statt dieser nach dem Willen des Componisten dienende Hand zu leisten, tritt sie aus ihrem Rahmen und wird zur Hauptsache. Ein verbindender Text füllt die Lücken zwischen den einzelnen Tonstücken, für ihr Verständniß nothdürftig sorgend. Was wir auf solche Weise empfangen, erscheint seiner ursprünglichen Bestimmung zuwider als Programmmusik der bedenklichsten Art. Mit Ausnahme der Ouvertüre sind sämtliche Sätze dem Umfang wie dem Gehalt nach viel zu knapp gemessen, um für sich allein unsere Theilnahme sättigen zu können. Man hat ihnen gegenüber ein ähnliches Gefühl der Entbehrung, der Zusammenhangslosigkeit, des Fragmentarischen, wie wenn allerlei von einem Gebäude losgetrennte Ornamente den Anspruch auf die Bedeutung eines selbständigen Kunstwerks erheben wollten. Am übelsten fahren im Concertsaal die melodramatisch behandelten Abschnitte. Die ganze Kunst- und Naturwidrigkeit dieser Zwittergattung tritt da unverhüllt zu Tage. Außerhalb des Gesanges giebt es keine legitime Ehe zwischen Wort und Ton. In jeder anders gearteten Gemeinschaft verbinden sich die beiden ebenso wenig wie Wasserstoff und Sauerstoff ohne den elektrischen Funken. Schon der äußere Sinn wird auf's peinlichste berührt durch den unaufgehobenen Gegensatz zwischen der gesprochenen Rede und der sie begleitenden Musik. Zunächst spielt dabei der Declamator die übelste Rolle, weil sein Organ mit den ihm an Wohlklang und Klangfülle unendlich überlegenen Mächten des Orchesters sich messen soll. Er gemahnt an einen des Schwimmens unkundigen Menschen, der sich gegen die ihn umwogende Fluth zu wehren sucht, bald mühselig den Arm oder das Haupt emporhebt, bald gänzlich in den Wellen verschwindet. Ueber die Klang- und Tongeister ward nur einem ihresgleichen Macht gegeben, dem Gesang. Aber auch die Musik wird mißhandelt, ihres besten Vermögens beraubt durch den ihr aufgedrängten Genossen. Plaudernde, flüsternde Nachbarn sind gewiß die ärgsten Störenfriede, während wir einer Tonschöpfung lauschen. Im Melodrama wird nun in der Person des Declamators ein officieller Spielverderber herbeigerufen, dessen Worte als trübendes, entstellendes Geräusch den Klängen sich beimischen. Und zu diesem die Harmonie des Gesamteindrucks auf's schwerste schädigenden Mißstand, gesellt sich noch der andere, daß der Componist, der mit der geflügelten Rede Schritt zu halten trachtet, seiner Kunst eine ihrem innersten Wesen gänzlich widerstrebende epigrammatische Kürze und Schlagfertigkeit abfordern muß. Es bleibt ihm dabei nur Eins von Beiden übrig, entweder sich als todt's Gewicht an die Worte zu hängen, oder ihnen allerhand Wignetten und Illustrationen im kindlichsten Miniaturstil aufzukleben. Wollte man in der Richtung des Melodramas noch weiter gehen, so hätten wir die höchste Steigerung ästhetischer Genüsse zu gewärtigen, wenn in einer Bildergalerie Goethe's Wahlverwandtschaften

oder Wilhelm Meister vorgelesen und dazu Beethoven'sche Sinfonien oder Sonaten gespielt würden, was Richard Wagner bei seiner Polemik gegen unnatürliche Vereinigungen verschiedener Künste mit zutreffender Ironie vorgeschlagen. Lediglich der Bühne kann die gelegentliche Verbindung von Musik und gesprochener Rede einigermaßen frommen, nur darf in solchen Fällen der Componist über den Umfang und Gehalt seiner Thätigkeit sich keine Illusionen machen. Er verwendet hier seine Kunst, der mit dem freien Raum der Bewegung das eigentliche Lebenselement fehlt, einzig als dienendes Mittel. Die Sprache der Töne spielt dabei eine ebenso äußerliche und untergeordnete Rolle wie etwa die Coullissen und Costüme, sie läuft eben nur nebenher, fügt ihr Scherflein zum Gesamteindruck. Die Vorgänge auf der Bühne bleiben immer die Hauptsache. Den geist- und phantasievollsten Gebrauch von solchem Decorationsmittel hat Beethoven im Egmont und namentlich im Fidelio gemacht. Der aus dem Orchester emporquellende Leonorens Erscheinung geleitende Wohl laut breitet sich wie ein milder, die glückliche Lösung voraus verkündender Reflex über die tragische Gewalt der Kerker scene. Aus dem Theater in den Concertsaal getragen, verliert das Melodrama seinen letzten Halt. Auf's Unbehaglichste wird der Hörer herüber und hinüber gezerrt zwischen dem Realismus der Töne und der rein idealen Sphäre, aus welcher der Dichter zu ihm redet. Weil die beiden Künste kein wahrhaft innerliches Band verknüpft, ist die eine der anderen im Wege; bei dem leisesten Stichwort des Textes stellt sich die Musik eifertig ein, um in das Schattenreich der Gedanken ein Stückchen Sinnlichkeit zu bringen. Wenn z. B., wo im Mansfeld von den schweizer Hirten die Rede ist, plötzlich im Hintergrund die Schalmel erklingt, so nimmt sich das noch weit seltsamer aus, als ein vereinzelter Farbenstrich in einer Bleistiftzeichnung. Von der ganzen Schumann'schen Musik bleibt uns deshalb als Reingewinn bloß die herrliche, in jedem Ton von Beethoven'schem Einfluß erfüllte Overtüre übrig. Dank der Macht und Größe der Conception, dem organischen Zuge der Entwicklung, dem Adel des Ausdrucks, zählt sie längst zum festen Bestand unserer Concerte. Ihr Muster war offenbar die Coriolan-Overtüre, deren Held den unbeugsamen Stolz, den weltverachtenden Troß mit dem Träger der Byron'schen Dichtung gemein hat. Alle übrigen Sätze bedürfen des unmittelbaren Anschlusses an das Drama, dem sie lediglich ein Ausdruckselement hinzufügen wollen. Hervorzuheben sind unter ihnen der Chor der Hölle geister mit seinem phantastischen Colorit und das Requiem. Ein eben so edler wie inniger Ton wird in dem letzteren angeschlagen, er vermag aber wegen der Kürze des Stücks nicht auszuklingen.

In der Poesie wie in der Musik, ja man darf wohl behaupten in jeder Kunst ist gewiß das Lyrische das Alles befruchtende Urelement. Ohne seinen Segen gedeihen weder Epos und Drama noch Oratorium und Oper. Dennoch sind fast insgesammt gerade die hervorragendsten unter unseren modernen Lyrikern Fremdlinge im Reiche der Lampen und Coullissen gewesen.

Es gilt das von Uhland, Heine, Geibel nicht weniger als von Schubert, Mendelssohn, Schumann. Was die letzten Beiden anlangt, so zeugt gegen ihren dramatischen Beruf schon die zaghafte, überbedenkliche Vorsicht, mit der sie von den heißersehten Brettern Besitz zu ergreifen getrachtet. Geborene Bühnencomponisten pflegen ihr Tagewerk sehr früh zu beginnen, nach jedem ihrer Productionslust irgend welche Bethätigung verheißenden Libretto die Hand auszustrecken. Gündel begann die Theaterlaufbahn im einundzwanzigsten, Gluck im sechsundzwanzigsten Jahre. Mozart und Weber haben ihre ersten Opern, als Knaben geschrieben und dann bis zum letzten Athemzuge den besten Theil ihrer Zeit und Kraft dem gesungenen Drama gewidmet. Wie sehr sticht gegen dies frische, fröhliche Zugreifen die um einen geeigneten Stoff verlegene, immer von Neuem wählende und wägende Unschlüssigkeit Mendelssohns und Schumanns ab. Beide standen bereits an der Schwelle des Schwabenalters, als der eine — die gänzlich unbedeutenden dramatischen Jugendarbeiten können nicht in Betracht kommen — für die Loreley, der andere für die Genoveva endlich sich entschloß. Von böser Vorbedeutung für das Schumann'sche Werk war schon die Entstehungsgeschichte des Textbuches.

Oft ist der Versuch gemacht worden, die Legende von der heiligen Genoveva, trotz ihrer durchaus epischen Natur für die Bühne zu verwerthen, unter allen diesen Dichtungen kann indessen keine den Charakter des bloßen Lesedramas verleugnen. Gleich dem Maler Müller hat auch Tied aus mühseligste mit der spröden, an Handlung ungemein armen Fabel gerungen. Beide statteten sie mit einer Mannigfaltigkeit bunt durcheinander rankender Episoden aus, die nicht selten den Hauptpersonen gänzlich über den Kopf gewachsen. Jener ist der Raivere, ein frischer, volksthümlicher Hauch weht durch sein Werk, aus dem einzelne Züge in sämtliche spätere Bearbeitungen übergegangen sind. Tied hat dagegen eine wesentliche Seite des Stoffs, das specifisch katholische Element, den Heiligenschein, der das Haupt der gottergebenen Dulderin umfließt, weit prägnanter hervorgehoben. Die Raupach'sche Genoveva liegt außerhalb unserer Betrachtung, nur bei der Hebbel'schen müssen wir noch einen Augenblick verweilen. Der räthselhafte Zauber, den diese auf Schumann geübt, hat in einem Brief vom 14. Mai 1847 überschwänglichen Ausdruck gefunden. Da heißt es u. A. „So steht es doch noch nicht so schlimm um die Welt. Wo solche Genoveva- und Judith-Dichter noch leben, da sind wir noch lange nicht am Ende.“ Ueber den Werth der Hebbel'schen Dramen hat seitdem die Geschichte endgiltig entschieden. Wer möchte in ihnen die glänzenden Gedankenblitze, die sich durchweg bethätigende Schärfe und Schneidigkeit eines nicht alltäglich gearteten Geistes verkennen! Im Einzelnen fehlt es selbst nicht an wirklich poetischen Zügen, alles das ändert aber nichts an dem peinlichen Gesamteindruck, den uns stets Unnatur und Uebertreibung hinterlassen. Die Charakteristik berauscht sich in der grausamen Wollust der Vivisection, und um so größeres Behagen

empfindet sie, je schmerzlicher die Herzen zusammenzuden, deren Geheimnisse es zu künden gilt, je frähenhafter die Mienen der psychologischen Schlachtopfer sich verzerren. Ueber dem unausgesetzten Hinstarren auf die Nachtseiten des menschlichen Wesens ist dem Dichter alle Unbefangenheit und gesunde Heiterkeit abhanden gekommen. Unerfättlich schwelgt er in der Freude am Absonderlichen, in der Dissonanz, mit einem Wort in der Romantik des Häßlichen. Weil ihn das Einfache, Natürliche, Gemeingiltige schaal und platt dünkt, haftet seinen Personen stets etwas Pathologisches an. Unter ihnen ist keine, der nicht wenigstens ein Tropfen Wahnsinn als beizende Würze beigemischt wäre. Immer nach fieberhafter Aufregung begierig, statt in der Befreiung und Erlösung nur in dem gewaltsamsten Nervenreiz ihr letztes Ziel erblickend, verhält sich diese Poesie zur echten und wahren wie gebranntes Wasser zu Wein!

Schumanns Wünsche Folge leistend, hatte Robert Reinick auf der Grundlage der Tied'schen und der Hebbel'schen Genoveva ein Libretto entworfen. Dasselbe ersufte jedoch nachträglich so tief einschneidende Veränderungen, daß sein Autor vorzog, auf die Vaterschaft zu verzichten. Hebbel war vergeblich gebeten worden, mit Hand anzulegen, und dem Componisten nur übrig geblieben, sich selbst zu helfen, so gut er es vermochte. Auf dem Titelblatt der Oper heißt es deshalb auch ganz lakonisch „nach Tied und Hebbel,“ was sie aber dem Ersteren entlehnt, ist von äußerst geringem Belang. Gerade daß vorzugsweise an ihn die Reinick'sche Arbeit sich gehalten, erregte Schumanns Unzufriedenheit. Trotz des Verzichts auf jedes festere dramatische Knochengerüst, trotz der süßlichen, rehselig in die Breite wuchernden Sentimentalität wäre die Tied'sche Dichtung, Dank dem in der Empfindung wie in der Sprache waltenden musikalischen Element, weit hülfreicher den Bedürfnissen der Tonsprache entgegen gekommen. Gewiß ist bei Hebbel die Handlung ungleichstraffer und stilgemäßer gegliedert, die psychologische Zeichnung viel bedeutamer. Aber weder aus dem einen noch aus dem andern hat unser Operntext Vortheile gezogen. Was zunächst die Charakteristik anlangt, so mußten die ihr verschwenderisch eingeflößten, das Ausdrucksvermögen der Töne auf's Heinfeligste abwehrenden Giftstoffe gründlich ausgeschieden werden. Durch die dämonische Macht der Liebe verwandelt sich Golo, ein kaum herangewachsener, bisher nur der Uebung aller ritterlichen Künste zugethener Jüngling sehr schnell in einen vollendeten Schurken. Er muß, um uns nirgends im Zweifel über die eigentlichen Absichten des Dichters zu lassen, jeder Phase dieses seelischen Vorgangs mit der Reflexion zur Seite bleiben, die ihn treibenden Beweggründe unausgesetzt belauern und zergliedern. Gar nicht trennen kann er sich von dem Anblick der Mißgestalt, die ihm der Spiegel seines Gewissens zeigt. Den prahlerischsten Wortschwall ruft ihm die GröÙe seiner Schuld auf die Lippen. Bei jeder neuen Unthat wird er sich selbst nur um so interessanter. Mit den seltsamen Sprüngen und Grimassen des Helben war natürlich dem Libretto nicht gebient. Um von ihm Besitz zu

ergreifen, mußte es den verwickelten psychischen Mechanismus, durch den er in Bewegung gesetzt wird, zerstören, das prunkende rhetorische Prachtgewand von seinen Schultern reißen, kurz einen gemeinen Theaterbösewicht aus ihm machen. Noch schlimmer ist Genoveva gefahren, bei welcher es Hebbel auf eine Art weiblichen Heilands abgesehen. Durch ihren sündlosen Wandel, ihr durch keine Heimsuchung erschüttertes Gottvertrauen sollte die schuldbeladene Menschheit der himmlischen Gnade theilhaftig, der bereits drohende Anbruch des jüngsten Tages auf weitere tausend Jahre hinausgeschoben werden. Die Oper hat wohl daran gethan, auf diesen mystisch-phantastischen Hintergrund zu verzichten. Sie weicht jedoch zu ihrem großen Nachtheil von der Legende wie von allen Bearbeitungen derselben in einem für das Ganze entscheidenden Punkte ab. Reinick war einem durchaus richtigen Gefühle gefolgt, wenn er erklärte, daß er sich Genoveva ohne ihren Schmerzensreich und die Rethuk gar nicht denken könne. Erst indem Siegfrieds Gattin zugleich als Mutter vor uns erscheint, vollendet sich ihr Martyrium. Mit dem in der Nacht des Perlers geborenen Kinde, dem sie außer dem eigenen Seelenheil Alles zu opfern bereit ist, fehlt in ihrer Lebensgeschichte nicht allein der rührendste Zug, sondern zugleich das einzige Motiv, welches den bis dahin rein passiven Charakter aus der epischen Ruhe und Gebundenheit aufzurütteln, ihm wenigstens ein paar Pulsschläge dramatischen Lebens abzugewinnen vermag. Der Pfalzgraf spielt schon im Hebbel'schen Original eine gar traurige Rolle. Die Hexe Margarethe vertritt bei Schumann zugleich ihre in das Personenverzeichnis nicht mit aufgenommene Schwester Gertrud. Alle Uebrigen thun nur Statistendienste. Unser Textbuch hat sich von Hebbel nicht bloß den dramatischen Rohstoff, sondern auch manche Stelle wortgetreu angeeignet. Trotzdem macht es den Eindruck einer fahlen, farblosen Skizze. Wir glauben nicht an die Vorgänge, die sich unter unseren Augen zutragen, können für die an ihnen Theilhaftigen uns nicht erwärmen. Das Vorgeben, daß die schöne, tugendsame Genoveva mit dem alten Dragö sich vergangen, ist viel zu abgeschmackt, um als Leitmotiv seine Schuldigkeit zu thun. Die Scene, in welcher das betrunkene Schloßgesindel in das Schlafgemach der Herrin einbringt und dort den zitternden Haushofmeister ermordet, verfehlt durchaus ihren Zweck, dem abenteuerlichen Argwohn einen gewissen Anschein zu leihen und verlegt zudem gröblich das ästhetische Gefühl. Am übelsten ist die Entwicklung gerathen. Daß Genoveva nicht durch die siegreiche Macht ihrer Unschuld, sondern durch die Züger des Pfalzgrafen aus den Händen der Mörder gerettet wird, daß sie ohne Weiteres in das Schloß und in die Arme ihres reuigen Gemahls zurückkehrt, diese vom Zaun gebrochene und dabei ungemein haushadene Lösung vernichtet den letzten Rest der poetischen Glorie, welche die Sage um die Gestalt gewoben.

Als Schumann seine Oper bei der Berliner Generalintendanz einzureichen gedachte, schrieb er den 6. November 1849 seinem ehemaligen Lehrer

Heinrich Dorn, der eben die Capellmeisterstelle bei der Hofbühne angetreten und ihm in der Sache behilflich sein sollte: „Genoveva! Dabei denken Sie aber nicht an die alte sentimentale. Ich glaube, es ist eben ein Stück Lebensgeschichte, wie es jede dramatische Dichtung sein soll.“ Die Partitur trägt gewiß durchweg den Stempel einer keuschen, edlen Künstlernatur. Sie enthält eine Fülle zarter, lieblicher Gebilde, aber diese blühen in lichtschauer Verborgenheit wie Weissen im Grase, nur solchen, die zu suchen verstehen, sich darbietend. Vom ersten bis zum letzten Takt fehlt es schlechthin an jenen großen entscheidenden Zügen, die wie mit einem raschen, siegreichen Schläge das ganze Herz des Hörers treffen und gefangen nehmen. Schon die zwischen Recitativ und gegliederter Melodie meist in der Mitte schwebende Gestaltung läßt das Ohr zu keiner Sättigung, die Theilnahme zu keiner Sammlung gelangen. Wo uns geschlossenere Formen begegnen, sind sie im knappen, liederartigen Rahmen gehalten. Da giebt es keine breit sich entfaltenden, durch polyphonen Reichthum belebten Ensemblesätze, keine wichtigen Finales. Der Ausdruck hat etwas Weltfremdes, Beschauliches, In sich zurückgezogenes, nirgends steigert er sich zur tragischen Gewalt des thatkräftig nach Außen gewandten Pathos. Gerade die leidenschaftlichsten Scenen sind es, die der Musik den schwächsten Widerhall abgerinnen. Sie hat keine Töne für den schwülen Hauch lüsterner Sinnlichkeit, für die Nachgier der um ihre Beute betrogenen Bosheit. Auf den oft gehörten Ausspruch, Genoveva stecke zu tief im Lyrischen, um dramatisch zu sein, erwidert Eduard Hanslick (Die moderne Oper) sehr richtig: „Mehr lyrisch als dramatisch ist sie jedenfalls, aber für meine Empfindung nicht einmal lyrisch genug, d. h. nicht hinreichend volles und starkes Ausprechen des subjectiven Gefühls. Sie hat vielmehr einen stark epischen Charakter und klingt nicht wie das unmittelbare Erlebnis und Geständnis Holo, Siegfrieds, Genovevas, sondern ungefähr, als wenn ein Erzähler diese Vorgänge schildern würde. Dieser am unrichtigen Ort eingenistete epische Ton ist die Ursache, warum wir in Schumanns Genoveva fast nirgends die volle Anschaulichkeit eines Vorgangs, nirgends die niederzwingende Kraft der Leidenschaft erleben. Die Personen dieser Oper haben alle etwas eigenthümlich Gebundenes, Verhaltene; ihr Gesang überzeugt uns nicht, es ist, als suchten sie ihre Freude und ihren Schmerz sich erst einzureden und anzufingen.“ Wie ein Schleier legt sich die Tonsprache zwischen uns und das Stück Leben, das sie schildern und deuten will. Sie macht keinen Versuch, die verschiedenen Charaktere in ihrer Eigenart zur Anschauung zu bringen, ihnen allen hängt sie das nämliche graue Kleid um. Bloß musikalische Factoren aber nicht concrete Persönlichkeiten sind ihr die Singstimmen. Selbst die zwiespältigste Situation kann diese zu keiner individuellen Bethätigung aufrütteln. Wo es ihnen obzulegen hätte, die schärfsten seelischen Gegensätze zu verkörpern, verrichten sie Hand in Hand friedfertige thematische Arbeit. An einer Menge bedeutamer Motive fehlt es keineswegs in der Behandlung des Orchesters, ja

vielleicht zu verschwenderisch ist dasselbe damit bedacht. Allein es verwendet fast immer für seine Schildereien abgetönte Farben, scheut jede kräftigere Massenwirkung, und zu dieser Glanzlosigkeit des Colorits gefällt sich die leidige Bevorzugung der langsamen Zeitmaße. Im Stilcharakter unterscheidet sich Genoveva kaum von der Peri und der Rose Pilgerfahrt, an Frische und Reichthum der Erfindung steht sie wenigstens hinter der ersteren beträchtlich zurück. Bloß nach rein musikalischem Maßstab gemessen, nimmt sie deshalb unter den Werken unseres Meisters eine mittlere Stellung ein. Wenn sie lediglich des kräftigeren dramatischen Pulsschlags entbehrte, und doch, wie z. B. Spohrs *Jessonda*, ächte Gesangsmelodie in Fülle und Fülle spendete, so könnte man sich immerhin für den anderweitigen Mangel schadlos halten. Aber von der productionsfreudigen Ursprünglichkeit, der so viele Schumann'sche Lieder ihren seelischen Zauber verdanken, von dem aus warmen, vollen Herzen hervorbrechenden Mittheilungsdrang ist hier gar wenig zu gewahren.

Den klassischen Mustern der Gattung sich liebevoll anschließend, hat die Ouvertüre, Dank der Reinheit des Stils, dem durchsichtigen Fluß der Entwicklung längst das Heimathsrecht in unsern Concertsälen gewonnen. Kirchliches und mittelalterliches Wesen, banges Ringen, deutsche Waldesromantik und zuletzt mild verklärte Freude, alle diese Elemente des Stimmungsgehaltes geben sich deutlich kund. Am wenigsten ist der erste Act seiner Aufgabe gewachsen, bedeutsamer treten in ihm nur hervor: der die Handlung in würdiger Weise eröffnende Choral, der trohige Kriegsgefangener, der zum Heere Karl Martells aufbrechenden Mannen, in welchen die Segenswünsche der Zurückbleibenden sich mischen, endlich der von einer sehr charakteristischen Geherde des Orchesters geleitete Auftritt der Hexe. Golos Monolog gleitet spurlos am Ohre vorüber, desgleichen das Abschiedsduett der Gatten, ja selbst die Scene, in welcher der lüsterne Knappe der bewußtlosen Gebieterin den Kuß raubt. Ein Componist von dramatischem Geblüt hätte bei dem Anlaß das ganze Pandämonium glühendster Sinnlichkeit entfesselt. Der Zwiegespräch zwischen Margaretha und ihrem Schützling ist ein wohlgerundetes gefälliges Tonstück, aber Alles eher als dem Vorgang gemäß, von dem es Zeugniß ablegen soll. Während seine beiden Träger von sehr verschiedenen Empfindungen beherrscht werden, geht dasselbe Motiv behaglich von der einen zur anderen Stimme hinüber und herüber. Auch noch im weiteren Verlauf der Oper fehlt es nicht an Beispielen solcher der Natur des gesungenen Dramas schnurstracks widerstreitenden Gütergemeinschaft. Die erste Scene des zweiten Acts ist fast die einzige, in der von dem Reiz des Contrastes Gebrauch gemacht worden. Sehnsüchtig gedenkt Genoveva des fernen Gatten, da plötzlich klingt in ihre süße Klage der wilde Jubel des trunkenen Schloßgesindes von draußen hinein. Golo erscheint, sie bittet ihn, mit der Zither und mit seinem Gesang ihre Lieblingsweise zu begleiten. Das Duett, zu dem es nun kommt, ist aber das bekannte, anderweitig vom Componisten auch zwei Frauenstimmen zugeeignete „Wenn ich ein Vöglein wär.“ Die

feusche, thaufrische, von leiser Wehmuth angehauchte Melodie paßt auf's glücklichste zur treuherzigen Einfachheit des Textes. Man hat das Gefühl, als ob sie nicht gemacht, sondern in der Seele und in dem Munde des Volkes gewachsen wäre. An das diesem geläufige Liedchen durch ihren Rhythmus gemahnend, ist sie doch von weit tieferem sinnigeren Ausdruck. Während Genoveva die zweite Strophe nicht minder ruhig und gelassen singt, als die erste, geräth der Andere in immer heftigere Verwirrung. Bald stoßt die Weise auf seinen Lippen, bald legt er ihr statt der ursprünglichen Worte die heiße Sprache seiner wilden Leidenschaft zu Grunde. Sobald aber Golo die Zither wegwirft und der Herrin zu Füßen sinkt, wird die Musik matt und unbedeutend. Genau wie in der Rußscene thut sie scheu und verlegen, als ob sie am liebsten gar nicht dabei wäre. Also gerade mit den beiden höchsten dramatischen Gipfeln der Handlung weiß die Oper gar nichts anzufangen, und das ist vernichtend für den Gesamteindruck. Das zweite Finale gewinnt namentlich durch das Eingreifen des Chors Leben und Bewegung. zur überzeugenden Wiedergabe des wüsten Vorgangs hätte es indessen ungleich kräftigerer Striche und grellerer Farben bedurft. Auch hier ist es nicht anders, als ob von der Ermordung des Drago, von der durch das Gesinde der Pfalzgräfin angethanen Schmach uns nur berichtet würde. Am reichlichsten quillt die Erfindung im dritten Act. Siegfrieds frischer, ritterlicher Gesang „Wald blid' ich Dich wieder, mein Heimathschloß“ mit der immer von Neuem als Instrumentalrefrain hineinschmetternden Fanfare des Thurmwarts entspricht trefflich dem innersten Gehalt der Situation. Die Hergenliuche und ihre unheimliche Bewohnerin gewinnen für das Ohr vollste Realität. Von bestrickendem, phantastischem Reiz sind die zu den drei Bildern hinter der Scene erklingenden Gesänge, ein Duett, ein Terzett und ein kleiner Chor, die sämmtlich ihren melodischen Grundstoff dem eben erwähnten Liede des Pfalzgrafen entlehnen. Dragos Geist borgt sich dagegen seine Beglaubigung vom steinernen Gast. Der vierte Act beginnt stimmungsvoll, bringt es aber zu keiner Steigerung.

Man kann in dem Verhältniß der meisten hervorragenden Künstler zum Publikum drei Perioden unterscheiden. Wer wirklich der Welt etwas zu sagen hat, sei es in Worten, sei es in Tönen, wird fast immer nur eine kleine Gemeinde um sich zunächst versammeln. Wenn er aber einmal den Weg zum Ohr und zum Herzen der Menge gefunden, so ist er auch gleich ihr Abgott. Endlich kommt dann die Zeit der unbefangenen Betrachtung, des reifen Urtheils, und sie ist jetzt gegenüber Schumann angebrochen. Vorbei sind die Tage der Gleichgiltigkeit und Geringschätzung, aber auch die jenes ausschweifenden Cultus, der namentlich auf Kosten Mendelssohns mit ihm getrieben worden. Weil hier nicht meine Absicht sein konnte, an jedem einzelnen seiner Werke umständliche Kritik zu üben, sondern es nur darauf ankam, aus ihnen ein Gesamtbild des Tondichters zu gewinnen, waren lediglich die für diesen Zweck vorzugsweise geeigneten näher ins Auge zu

fassen. Vielleicht läßt aber kein anderes die Grenzen von Schumanns Begabung schärfer zu Tage treten als *Genoveva*, bei ihr glaubte ich deshalb etwas länger verweilen zu sollen. Und nicht bloß in hohem Grade lehrreich ist diese Oper für die Würdigung ihres Autors, sie bezeugt auch auf's Nachdrücklichste die gerade von unseren deutschen Componisten gar nicht genug zu beherzigende Thatsache, daß selbst das genialste musikalische Vermögen für sich allein im gesungenen Drama gar wenig ausreicht, daß eine weite Kluft den Concertsaal von der Bühne trennt.





Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens.

Von

A. Hermann Waag.

— Worms. —

Bangen und Furcht vor dem nahenden Tode empfindet jedes Geschöpf; vor allen aber besitzt der Mensch, der sich den Herrn der Schöpfung, obgleich er nicht einmal seines eigenen Leibes völlig Herr ist, so selbstgefällig nennt, ganz allein auch noch den zweifelhaften Vorzug des unausweichlichen Todesverhängnisses, der endlichen Vernichtung zum Voraus, also lange vor dem Eintritt desselben, sich klar bewußt zu sein. Gar Vieles im Leben des Einzelnen, wie in dem der Völker, ja der Menschheit hat seinen tiefsten Entstehungsgrund in diesem beklemmenden Bewußtsein der eigenen Vergänglichkeit. Vor Allem die Religion: in ihren verschiedensten Erscheinungsformen. Dann aber auch die mit jener näher, als man gewöhnlich glaubt, verwandte, ursprünglich ja auch aus ihr hervorgegangene Medicin.

Durch jene wollte er und will er mit Hilfe des Uebernatürlichen sich Stütze und Halt in geistiger und körperlicher Noth erringen, durch diese mittelst der Natur eben solche aus eigener Kraft. Und wie oft hält er sich nicht an beide zugleich und wie gar oft bleibt er dennoch ohne Hilfe?

Er versucht aber und kämpft den Riesen- oder, wenn man ihn nach dem Können, nicht nach dem Willen bezeichnet, den Zwergenkampf gegen das ewige Naturgesetz der Vernichtung und dessen nimmerrastende Vor- und Hilfsstruppen, die Krankheiten; er nicht minder hierin auf Erden einzig unter allen Geschöpfen, wie in jenem Bewußtsein!

In dem Hauptpunkte freilich vergebens! — Er will sich aber nun einmal selbst dem Naturgesetze ohne Gegenwehr nicht ergeben, er will kämpfen — denn Kämpfen ist Leben. Kann er ihre Endwirkung nicht ver-

hindern, so gelingt es ihm vielleicht sie hinauszuschieben, vor allem dadurch, daß er einzelne Angriffe der Krankheiten abwehrt oder doch abschwächt, ihre Wirkungen lindert.

Kein anderes Lebewesen leistet den Krankheiten bewußt activen Widerstand, und keines kann sich vor allem ihrer durch andre Mittel erwehren, als durch die in ihm als erhaltende liegenden Lebenskräfte. Außer ihm liegende, seien es von der Natur gegebene oder durch eigene Kunst hervorgebrachte, schuf und machte der Mensch allein sich dienstbar. Auch darin also, daß er sich durch bewußte, erdachte Kunst die Abwehrmittel des Todes schafft und vermehrt, liegt eine trennende, tiefe Kluft zwischen ihm und den übrigen Lebewesen; darum vergißt auch Sophokles nicht in jenem großartigsten Hymnus auf den Menschen zu singen: „Hoffnungsloser Krankheit Flucht schon erfannt er!“

Den Kampf mit solcher hat er nicht etwa erst auf hoher Culturstufe begonnen, sondern er versuchte ihn schon in seinen frühesten Entwicklungszeiten, aus welchen nur die Sage Kunde bringt. Anfangs betete er darnach bloß und opferte seinen Göttern, in denen seine Phantasie ebenso Verderber wie Helfer zugleich sich schuf; denn die frühesten Götzen und Götter aller Völker galten zugleich als Krankheits- und Todes-, wie als Heilgottheiten. Sie waren im Anfange auch seine Aerzte. „Ich, Jehobah, bin dein Arzt“, heißt es in dieser Beziehung in der Bibel. Darauf wurden Zauberer und deren Blutsverwandte, die Priester sozusagen zu Apothekern für göttliche Gnadenmittel, natürlich nicht ohne die üblichen Gewinnantheile für ihre Bemühungen. Allmählich kamen zu Gebet und theurgischen Handlungen der letzteren dann wirkliche Arzneimittel, da der schlichte Mensch damals offenbar, so gut wie heute, „etwas haben“ wollte, woran er sich mit seiner Hoffnung klammern konnte. Daraus entstand durch gesammelte Beobachtungen über günstige Mithilfe angewandter Mittel die Priester-Arzneikunde. Nach langem Bestande dieser erwuchsen erst aus ihr profane Arzneikünstler und Arzneikünstler-Zünnungen. Zuletzt, als die sociale Gliederung im weiter entwickelten Völker- und Staatsleben immer mehr fortgeschritten war, bildete sich ein eigener ärztlicher Stand. Aus jenen profanen Aerzte-Zünnungen ging die heutige Heilkunde hervor, speciell unter den für die abendländische Cultur maßgebenden Griechen aus den Asklepiaden-Zünnungen und Familien. Ein Sprößling dieser, Hippokrates, erhob sie zuerst zur Wissenschaft und Kunst zugleich.

Seitdem ist die Medicin Beobachtungswissenschaft und Erfahrungskunst geblieben.

Daß sie das erstere sei, bezweifelt Niemand. Ist sie aber auch das letztere? nicht bloß kunstartig sich gebende, reine Empirie?

Die alten Völker wenigstens hielten die Krankenbehandlung für eine Kunst, und, ihnen folgend, erklärten die besten Aerzte aller Zeiten bis heute sie gleichfalls für eine solche, die wohl, wie jede Kunst, ihre Empirie und

ihr Handwerk habe, aber beides nicht ist, dem sie nach zwar überkommenen Regeln, aber nicht sklavisch und nicht ausschließlich, folgt, sondern, in sich selber frei, davon bei Seite setzt, was ihr ersprießlich dünkt, und neue schafft, wenn nöthig. Es genügt in der Medicin also durchaus nicht, die Mittel in bestimmten Krankheiten nach erlernten Regeln einzeln und nacheinander zu verwenden, im Gegentheil, sie müssen jedesmal der Individualität und Lage des Kranken und der Entwicklungsweise des Krankheitsfalls angepasst, oft auf besondere Weise gehandhabt werden. Unter nicht zum Voraus zu bestimmenden Verhältnissen muß der Arzt eigenartige Verfahren erfinden, und das im Drange des Augenblicks, der Nothlage, so daß dies nur infolge einer gewissen künstlerischen Intuition und Inspiration geschehen kann. Aber auch derart muß derselbe sich als Künstler erweisen, daß er nicht bloß materielle und eigne Mittel anwendet, sondern auch alle seelischen Kräfte des Kranken zu Hilfe nimmt und in seine Hand zwingt, sie leitet und mit jenen verbindet, um zum Ziele zu kommen. Und gerade darin, daß sie, und zugleich in der Art, wie sie beide Hilfsmittel der Kunst zusammen verwerthen, beruhte die Eigenheit, erfolgreichere Wirksamkeit und der Ruhm besonders begabter Aerzte.

Es handelt sich dabei aber so wenig, wie in der ganzen Krankenbehandlung überhaupt, um etwas Geheimnißvolles, sondern nur um ganz natürliche, bloß hervorragend ausgeprägte Begabung. Es soll dies der selbst unter den heutigen Gebildeten nicht gerade sehr seltenen Gläubigen wegen hier betont werden, da von diesen eine Art mysteriöse Kraft bei solchen Bevorzugten vielfach, und auch überhaupt in Bezug auf ärztliches Thun, vermuthet wird, eine Art Zauberkunst, vermöge welcher dieselben so zu sagen nur mit dem Arme zu winken nöthig hätten, um das gewünschte Wundermittel in die Feder fließen zu lassen: erscheinen doch auch noch vielfach freilich die unleserlichen, lateinischen Receptfrügeleien*) wie Schriftzüge der Spirits!

Bezieht sich das vorher Gesagte auf das Werden und das Wie des ärztlichen Könnens, so schließt sich die Frage an: Was kann der Arzt denn nun, was wirkt er mit seiner Kunst?

*) So untergeordnet die Sache auch scheint, hat doch die Ansicht ihre Berechtigung, daß, so lange die Recepte noch lateinisch geschrieben werden, also für den bei weitem größten Theil der Menschen, wie etwa ein Stück einer Messe, geheimnißvoll aussehn, der Nimbus, welcher aus der Zauber- und Zunftzeit auch der heutigen Praxis noch anhaftet, nicht leicht vom ärztlichen Thun genommen werden wird. Sucht doch ein nicht unbeträchtlicher Theil der Patienten noch hinter den lateinischen Buchstaben Verordnungen wie Mumien, Menschenfett, präparirte Spinnenseide etc., Zeug, das allerdings früher, selbst noch vor 100 Jahren, in den Apotheken geführt und von Aerzten verordnet wurde. Die Franzosen schreiben ihre Recepte französisch. Und auch der allem Aberglauben feindlich gesinnte Joseph II. wußte, warum er die Recepte deutsch geschrieben haben wollte! Wir aber reinigen unsere Orthographie und schreiben unsere Recepte lateinisch weiter.

In kürzester und allgemeinsten Fassung lautet die Antwort: Wenig und — viel!

Wenig in Bezug auf das Hauptsächlichste. Das Gesetz der Vernichtung des Individuums kann er natürlich nicht ändern, nicht einmal beeinflussen kann er es hinsichtlich der Zahl, mit der es regelmäßig wirkt. Viel in Bezug auf Einzelnes. In der Hauptsache gilt, daß man zwar zu allen Zeiten die große und kleine Welt durchstudirt hat und sie noch durchstudirt, am Ende es aber dennoch gehen lassen muß, wie's Gott gefällt. Damit aber ist der „Geist der Medicin“ oder wie es wohl in's Praktische übersetzt heißen muß, die Wirksamkeit der Medicin nicht erschöpft; denn im Einzelnen kann sie zur Heilung mithelfen, Linderung bringen oder doch Trost verschaffen. Jener erstgemeinten „Geist“ theilt dieselbe zudem mit allem menschlichen Wirken und Wissen. Die Gesetze des Menschenbauseins kann sie in physischer Richtung so wenig ändern, wie dies auf moralischem Gebiete durch andere Wissenszweige radical geschehen kann. Ein thörichtes Streben wäre es ja, das Gesetz des Sterbens umstoßen zu wollen, wenn auch nur im einzelnen Falle, wie dies im Mittelalter die, welche nach dem Stein der Weisen suchten, wirklich wollten. Wohl aber liegt es in der Macht des Arztes, den Schmerz, die Noth und das Elend, so wie die Häufigkeit des Krankseins zu beeinflussen, sie zu mindern und herabzusetzen. Den Inhalt jener Dichterverse:

Nur vor dem Tod

Wird er finden kein Entsch'n!

beweist der moderne Statistiker sogar mit Zahlen. Wenn ein solcher, Quetelet, damit klar vor Augen führt, daß die Heilkunst resp. die Zahl der Aerzte — diesen vindicirt er sogar eher einen verschlimmernden Einfluß — wenig oder gar keinen Einfluß auf die Sterblichkeit habe, so stimmen hier zwar der Dichter und der Zahlenmensch in der Beurtheilung der Medicin überein. Damit ist aber nicht ausgedrückt, das kann man in Zahlen gar nicht, wie viel die Kunst des Arztes den Kranken nützt.

Und die rechte Kunst thut das letztere selbst dann, wenn sie, wie der griechische Arzt Aretaios sich ausdrückt, mit den ganz Unheilbaren einfach nur noch menschlich trauern kann. Die Medicin hat keine die Weltgesetze umstößende Macht, das verlangen nur Thoren und Kinder von ihr, daß sie eine solche habe, sie ist aber eine menschenfreundliche Helferin und eine Trostspenderin, mit einem Worte, eine humane Kunst, besser vielleicht, die Kunst der Humanität oder wie Hippokrates das concret ausdrückt: „Wo ärztliche Kunst ist, da ist Liebe zu den Menschen.“ —

Da kann ja wohl, so höre ich den Leser im Stillen sich selbst apostrophiren, der Arzt überhaupt nicht heilen? Und ach! die Antwort darauf lautet wenig tröstlich! Heilen im strengen Wortverstande, d. h. durch seine Mittel und Machtvollkommenheit Krankheiten beseitigen, ohne Dazwischenkunft eines andern Etwas die durch solche bewirkten Störungen und Gefahren zur Norm zurückführen, das liegt nicht in seinem Vermögen. Nicht der Arzt heilt, nicht er

beseitigt die Krankheit und deren Folgen mit seinen Mitteln, sondern das thun die im Körper vorhandenen wiederherstellenden Kräfte, die Natur. Ohne Mitwirkung dieser ist er völlig machtlos in Rücksicht auf Heilung. Selbst in den Krankheiten, die man als heilbar allgemein bezeichnet, auf deren Verlauf der Arzt also fast mit Gewißheit günstig wirken kann. Nehmen wir, um das klar zu legen, ein alltägliches Beispiel! Mitteltst Chinin „heilt“ der Arzt das Wechselfieber, wie bekannt. Aber ebenso bekannt dürfte es sein, daß dasselbe nicht ausschließlich jenem weicht, sondern daß es auch von selbst heilt, wenn auch selten, auch daß das Chinin nicht in allen Fällen Heilung bringt. Trotz seiner im Allgemeinen giltigen unfehlbaren Wirkung gebraucht das Chinin also noch einen ihm sogar überlegenen Mithelfer und zwar die sogenannte Naturheilkraft, d. h. die auf Wiederherstellung hinwirkenden Kräfte des Körpers, welche auf den Anstoß hin, die das Arzneimittel ihnen giebt, heilend eingreifen. Thun sie das nicht, so „heilt“ eben das Chinin auch nicht. „Die Naturen sind der Arzt der Krankheiten, der Arzt ist Diener der Natur,“ das wußte und betonte auf's Nachdrücklichste schon der erste Schriftsteller über Medicin unter den Griechen 500 Jahre vor Chr., und über diesen Satz des Hippokrates sind die heutigen Aerzte noch nicht hinausgekommen. Der Arzt kann das Wirken der Natur zwar vor willkürlichen Störungen, wie Unkenntniß und Unverstand sie häufig verursachen, bewahren, aber nur im günstigsten Falle das stockende Heilbestreben derselben wecken und zur Thätigkeit anregen, wie durch Chinin beim Wechselfieber; heilen im strengen Sinne kann er nicht. Das ist keine theoretische Distinction, sondern entspricht den Erfahrungen der Praxis. Noch weitere Beispiele mögen hier den dem Laien so wenig zusagenden, ja vielleicht nicht einmal recht faßbaren Sachverhalt erläutern.

Ein jugendlicher Kranker mit Lungenentzündung, einer Krankheit, die hie und da auch von Laien als Muster der Leistungsfähigkeit der ärztlichen Kunst angeführt zu werden pflegt, wird während des Gebrauchs arzneilicher Mittel in kurzer Zeit gesund. Der Laie nun schließt, wie die meisten früheren Aerzte und jetzt noch manche, er müsse dies denn doch wohl auch durch dieselben geworden sein, nach dem Satze *post hoc ergo propter hoc*, d. h. weil er darnach gesundete, ist er auch durch ihre Wirkung genesen. Aber wie nun? Bei einem andern Patienten heilt zur selben Zeit dieselbe Krankheit ohne jedes Mittel, sei es, daß er einzunehmen sich weigerte, sei es, daß der Arzt absichtlich nichts gab, um Gewißheit zu erlangen, wodurch Heilung herbeigeführt worden; bei einem dritten dagegen endet sie tödlich trotz der Arzeneien, die beim ersten gegeben wurden. Im zweiten Falle heilte ohne Zweifel die Natur allein. Und im ersten? Höchst wahrscheinlich bewirkte sie auch in diesem das günstige Resultat, da die gleichen Arzneimittel im dritten das tödliche Ende nicht verhinderten. Man hatte die drei Fälle derart ausgewählt, daß alle Bedingungen: Alter, constitutionelle und ökonomische Verhältnisse, Geschlecht u. der Kranken, so

gleichartig wie möglich waren. Die Veränderungen, welche die Entzündung verursacht hatte, nahm der Körper in den ersten Fällen wieder zurück, er beseitigte sie wieder, so daß die Lunge wieder normal functioniren konnte, im letzten aber that er es nicht, es fehlte ihm die Kraft und kein Mittel der Kunst vermochte ihn — und vermag ihn in tausend ähnlichen Fällen nicht — zu zwingen oder zur Heilung anzuregen. „Die Natur ist der Hauptwerkmeister, wodurch den Kranken Gesundheit verschafft wird. Die Natur entscheidet und heilt die Krankheit“ noch allein und trotz aller Systeme, welche die Heilkunde erfindet. „Niemand kann erhalten werden, wenn nicht die Natur die Krankheit besiegt, und Niemand stirbt, wenn nicht die Natur unterliegt.“ So lautete das Urtheil des Galenos, fast gleich dem oben angeführten des älteren Hippokrates, und die vielgepriesene Neuzeit hat daran nichts zu ändern vermocht! — Dasselbe gilt, wie in der inneren Medicin, ganz ebenso in der Chirurgie, trotzdem diese günstiger gestellt ist, weil sie vielfach solche Leiden bekämpft, die so zu sagen nicht im vorausbestimmten Vernichtungsplane der Natur ihre Ursachen haben, die also mehr oder weniger zufällig zu Stande kommen. Es gilt dasselbe also auch dann, wenn das Instrument des Wundarztes in Wirksamkeit gewesen: auch dieser ebnet den Weg der Heilung höchstens, entfernt das Krankhafte, wenn er operirt, das Heilen der Wunde jedoch besorgt die Natur, wenn sie will, oder vielmehr, wenn sie die Kräfte dazu bereit hat.

Im Nichtheilenkönnen liegt die unübersteigliche Grenze des ärztlichen Könnens! Wäre dasselbe im Stande unter allen Umständen die Krankheiten oder auch nur eine einzige mit Sicherheit zu heilen *), so könnte es das Gesetz des Sterbens ändern. Daß der Arzt dies nicht kann, damit wollen freilich sich die Kranken nicht zufrieden geben, jener aber muß es, und muß sich vor Allem über diese Grenze seiner Kunst klar sein. Und wären auch die Laien immer darüber klar, so würde die Krankenbehandlung ihren vielfach noch mittelalterlichen Charakter verlieren. Man würde in dem Arzte nicht mehr so allgemein, wie es der Fall, einen deus ex machina suchen, der, mit einer Art Wunderkraft begabt, Krankheiten beseitigen soll.

Dadurch würde, wenn auch die Laien jene Grenze hinnehmen würden, die Stellung beider zu einander eine bessere, weil klarere, werden. Denn, wie die Dinge heute noch liegen, müssen die Aerzte fast in allen Schichten

*) Es können selbstverständlich nicht die landläufigen statistischen Angaben dagegen angeführt werden, daß von den Aerzten doch z. B. 9990/100 Wechselfieber, daß von Lungenentzündung bei jüngeren Leuten 95% der Fälle geheilt werden. Es handelt sich, wie wir bereits betont haben, dabei um Naturheilungen, die höchstens durch bestimmte Mittel und Verhaltensmaßregeln erleichtert, angeregt, befördert oder beschleunigt werden. Wie wenig jene „Heilungen“ in die ärztliche Machtsphäre fallen, geht u. A. daraus hervor, daß sie mit zunehmendem Alter der Patienten bei Lungenentzündung in nahezu regelmäßiger Progression seltener gelingen, daß in bestimmten Gegenden, z. B. unter den Tropen, die Heilungen der Wechselfieber sehr an Zahl abnehmen, oft genug ganz ausbleiben trotz des Chinins u. s. w.

immer noch mit dem urältesten Wunderglauben, wie mit modernstem Überglauben rechnen. Wo und wann sie das nicht thun, lassen sie die Schwachen gar zu leicht in die Hände approbirter und unapprobirter Charlatane fallen, deren große Gewalt über die ungeheure Schaar ihrer Clienten darin ruht, daß sie das mundus vult decipi kennen und üben, indem sie die Wunderkunst des Heilkönnens zu besitzen vorgeben, deren Erfolge aber darauf beruhen, daß die Natur, wo die Heilung gelingt, auch ihnen dieselbe besorgte.

Was aber können denn die Aerzte, fragt der Leser gewiß, wenn sie nicht sollen heilen können? Und weiter: Wozu sind sie dann da? Das beantwortet sich einfach: sie sind nothwendig zur Sicherung und Wahrung der durch Erfahrung und Beobachtung erkannten Bedingungen der Naturheilung, dann zur Erleichterung des Ausgleiches der durch Krankheiten bewirkten Störungen der Functionen, also mit einem Worte: Zum Helfen.

Dadurch nähert sich freilich die Kunst des Arztes oft dem Heilen, aber sie nähert sich diesem auch nur! Die Erfahrung lehrt z. B., daß, wenn man ein aus der Gelenkspanne ausgerentetes Glied wieder in jene durch ganz bestimmte Kunst- und Handgriffe mechanisch zurückbringt, die Hilfe so vollständig ist, daß Heilung nun erst eintreten kann, so zwar, daß der vorausgegangene Riß der Gelenkkapsel sich wieder schließt und der Gebrauch des Gliedes dadurch normal wird. Ebenso, daß, wenn man die Enden eines gebrochenen Knochens in die richtige Stellung bringt und sie hierin längere Zeit festhält, die Heilung eintritt. Die Hilfe kommt also hier einer Heilung sehr nahe. Würde man in beiden Fällen nichts thun, so blieben die hauptsächlichsten Bedingungen der möglichen Heilung unerfüllt. Es könnte trotzdem, daß man erstere versäumt, zwar die Gebrauchsfähigkeit des betreffenden Gliedes wiederkehren, nimmermehr aber eine völlig unge störte, also wieder normale Function, zu der nur die Hilfe des Arztes führt. Nehmen wir noch mehr Beispiele! Die operative Entfernung der getrübten Krystalllinse beim grauen Staar giebt vielleicht eines der schlagendsten! Es beseitigt der Operateur dabei das Hinderniß des Sehens, schafft dem Lichte wieder eine Bahn in's innere Auge und diese Hilfe vervollständigt er später, nachdem die Wunde durch die erhaltenden Kräfte des Körpers geheilt ist, durch eine vor das Auge gebrachte Glaslinse, wodurch das Gesicht wieder hergestellt wird. Hier hilft der Arzt also auf doppelte Weise, zu Anfang und zu Ende, aber die Heilung der von ihm zur Ermöglichung des Resultates gemachten Wunde besorgte die Natur. Bei inneren Krankheiten verhält sich die Sache ebenso, wenn auch die Dinge dabei nicht so einfach zu Tage liegen. Die Erfahrung lehrt, daß eine größere Zahl Typhuskranker gesund werden, wenn man die Fieberhitze herabsetzt, eine bestimmte Diät einhalten läßt und Alles so regelt, daß gewisse Gefahren, wie Ausliegen, Schleimsekung in den Lungen, Darmkrankung u. verhütet oder in Schranken gehalten werden. Die Heilung erfolgt aber nur dann, wenn die Kräfte der Körpers, das weiß

auch der Laie, aushalten, was herbeizuführen nicht in der Macht des Arztes liegt.

Man könnte freilich behaupten, es handle sich in allen diesen Fällen um theoretisches Haarspalten; denn es sei dasselbe, ob man sage, der Arzt helfe zur Heilung, oder er heile. Dem ist aber nur scheinbar so; doch hat auch diese Auffassung ihre Anhänger, ja es gab Aerzte, welche noch weiter gingen und den Satz aufstellten, die Natur schaffe bloß die Gelegenheiten, aber der Arzt heile. Das Entgegengesetzte, daß der Arzt bloß die Gelegenheiten schafft, so nahe immer seine Hilfe auch dem Heilen kommen mag, daß dieses jedoch die Natur allein besorgt, haben aber, so hoffen wir, die angeführten Beispiele klargelegt, die man noch um viele vermehren könnte.

Doch auch selbst bezüglich des Helfenkönnens müssen wir leider noch Einschränkungen machen: auch dieses hat verhältnißmäßig eng bemessene Grenzen.

Nicht nur in der Richtung, daß der Arzt in vielen Fällen zur Wiedererlangung der ganzen oder auch nur der relativen Gesundheit, mit welcher letzterer ja eine große Zahl von Menschen überhaupt, besonders aber schwer krank gewesene, für die Folge oft sich begnügen müssen, nichts Maßgebendes beitragen kann, sondern auch in der Beziehung, daß er nicht einmal die Hauptbeschwerden des Krankseins beseitigen, ja manchmal selbst nicht zu lindern im Stande ist. In der ersten Richtung gilt diese Einschränkung bei allen sogenannten organischen Erkrankungen resp. Veränderungen, in denen die Krankheit unaufhaltsam die körperliche Existenz unterminirte, deren ziemlich umfangreiche Liste wir aber hier nicht auführen wollen. Dann bei gar manchen, bei denen jenes zwar nicht der Fall, die aber durch einzelne Erscheinungen, wie überheftige Schmerzen u. dgl., das Leben schwer, ja unerträglich machen können.

Weiter muß gesagt werden, daß, wo die Möglichkeit derselben an sich auch gegeben, sehr häufig die Hilfe des Arztes unsicher und ungewiß ist, sei es, weil die Mittel gewisse Voraussetzungen haben, die nicht erfüllt worden oder werden können, sei es, weil man sie ohne Gefährdung des Lebens nicht mehr fortsetzen oder steigern kann. Doch wollen wir andererseits gleich hier nicht zu bemerken unterlassen (und später erst näher darlegen), ohne daß wir in die Gefahr alltäglicher Lobpreisungen unsres Jahrhunderts irgend gerathen, daß in diesem nicht allein die Wege des ärztlichen Helfens viel mannigfaltiger geworden sind, sondern daß die Mittel auch in gar mancher Beziehung zuverlässiger zum Ziele führen, als dies vorher der Fall gewesen.

An die seitherigen kurzen Bemerkungen mögen sich noch solche über die Mittel anschließen, mit denen die Medicin wirkt. Betrifft dies doch einen, wenn nicht den Cardinalpunkt, über welchen in Laienkreisen fast durchgängig noch die größte Unklarheit herrscht! Auf irgend erschöpfende Darlegung freilich können auch diese übrigens keinen Anspruch erheben.

Dahin bezüglich muß vor Allem betont werden, daß das wirksamste

oder gar einzige Hülfsmittel des Arztes nicht in den Arzneien zu suchen ist, ja, daß diese oft als solches nicht einmal in erster Linie stehen. Mindestens eben so sehr, wenn nicht noch wirksamer sind die Anordnungen zweckmäßigen Verhaltens im weiteren Sinne. Es ist das zwar eine alte, doch zeitweise vergessene, selbst oft auf lange wenig beachtete Wahrheit, durch deren allgemeine Hinnahme, besonders Seitens des Publikums, das ärztliche Wirken noch viel mehr auch heutzutage gefördert werden könnte, als es thatsächlich der Fall ist. Ist es doch immer noch nicht möglich, Kranke ohne alle und jede Arznei zu behandeln, wie es, wenigstens öfter geschehen könnte und sollte. Die Kranken wollen immer noch eßlöffel- und tropfenweise aus der Apotheke gesund gemacht werden. Aber es ist doch so viel wenigstens gewonnen, daß die Zahl der ausschließlichen Arzneigläubigen im Abnehmen begriffen ist, und daß eine Anzahl Kranker doch nicht mehr ihr Heil von Wundermitteln erwarten. Ein großer Theil der Laien — und zwar nicht blos die Ungebildeten, Unbemittelten und Armen! — ist freilich noch dem Aberglauben in Hinsicht auf Leptere verfallen, zwar etwas anders geartet, aber wesentlich gerade so wie im Mittelalter, und läßt sich ihn nicht nehmen: verlohnt man doch in der Küche großer Staatsmänner heute noch Eistern, um Nervenkrankheiten, speciell Epilepsie, damit zu „heilen“! —

Sehen wir jetzt zu, so weit dies Ort und Raum gestatten, wie weit die Grenzen der ärztlichen Hilfe im Speciellen reichen und besonders in wiefern sie in unserem Jahrhundert vorgerückt worden sind. Bemerken müssen wir übrigens zum Voraus, daß es dabei sich nicht immer um völlig Neues handelt, sondern oft blos um neue Modificationen oder Weiterbildung alter Verfahrensarten. Es kann hier aus Vielem nur Einzelnes ausgewählt werden.

Als einen der lobenswertheften, wenn auch nicht gerade als einen der tiefgehendsten und tiefgreifendsten Fortschritte der Krankenbehandlung unseres Jahrhunderts wollen wir zuerst die Verringerung des sog. Arzneischatzes namhaft machen. Mit jedem neuen Jahrzehnte, um nicht zu sagen, mit jedem Jahre wurde und wird eine Anzahl der altüberkommenen Mittel verlassen, so zwar, daß (man kann das als äußerlichen Maßstab dieses Ausmerzungsprocesses betrachten) jede neue Auflage des officiellen Arzneibuches, der sog. Pharmacopöe, dünner wird, weniger enthält. Man kann sagen, daß die heutigen nicht mehr den dritten Theil der vor hundert Jahren, ja der noch im Anfange unseres Jahrhunderts allgemein giltigen enthalten. Ist aber denn das ein Fortschritt? Ganz gewiß! wenigstens insofern, als nahezu jedes Falllassen eines Arzneimittels ein Vorwärtsschreiten vom Arzneiglauben zum Wissen genannt werden kann, was, wie klein derselbe auch im Einzelnen jedes Mal sein mag, in seiner Gesamtheit doch nennenswerth ist. Diese Verminderung der Zahl veralteter Arzneimittel könnte freilich noch weiter gegriffen werden, ohne daß der Praxis ein Schaden erwüchse; reicht doch fast jeder Arzt in dieser thatsächlich mit einem Viertelhundert von Mitteln aus! Und

vor Allem sollte an die Stelle glücklicher Weise verlassener, alter, nicht eine Anzahl neuer und neuester treten, deren Unentbehrlichkeit nicht erprobt genug ist. Und wir sehen bei dieser Forderung noch ganz ab von einzelnen der zahlreichen Modemittel, die gewöhnlich einer der rasch aufeinanderfolgenden Entdeckungen der Chemie ihren Ursprung und dem an und für sich löblichen Streben, solche sofort für die Krankenbehandlung nützlich zu machen, ihre Verwendung verdanken, sondern wir haben vor Allem einige der gefährlichsten Alkaloide im Auge, die nicht in den ungeübten Händen der Anfänger allein viel Unheil im Leben anstiften, ohne irgend ihrer Gefährlichkeit entsprechenden wahren Nutzen zu schaffen. — Mit jener Verringerung der Zahl ging und geht zugleich eine vielleicht noch größere und gewiß gleich aner kennenswerthe Vereinfachung der Arzneiverordnungen parallel. Die aus zahlreichen Stoffen zusammengesetzten und dadurch oft genug nicht allein widerlichen, sondern auch in ihren Wirkungen gar nicht zu übersehenden „Heilmittel“ früherer Zeiten sind fast ganz verschwunden. Man gebraucht fast ausschließlich einfache, und zwar chemisch einfache Stoffe und Verbindungen und giebt, wo man verschiedene nöthig zu haben glaubt, lieber das einzelne Mittel zeitlich getrennt, als in Mischung mit einander. In dieser Richtung hat die in anderer Beziehung freilich schädliche und in ihren therapeutischen Principien vor Allem geradezu widersinnige Homöopathie vielfach vorgearbeitet, indem sie zu ausgebreiteter Prüfung der einzelnen Arzneimittelnwirkungen anregte. Man muß das anerkennen, wenn man auch den durch dieselbe von Neuem in Laienkreisen wachgerufenen Aber- und Wunderglauben beklagt und verurtheilt. Noch ungleich mehr freilich nützten sowohl in der zuerst besprochenen, als in der zuletzt genannten Weise die sog. naturwissenschaftliche, d. h. experimentelle französische resp. Pariser und die aus dieser hervorgegangene berühmte Neue Wiener Schule, die in Bezug auf Arzneiwirkung geradezu revolutionäre Anschauungen huldigte.

In dem Maße, als die frühere Gläubigkeit in Bezug auf die Behandlung mit Hilfe von Arzneimitteln aber abnahm, entwickelte sich diejenige Richtung, welche man als die hygienische zu bezeichnen pflegt. An die Stelle der vielfach als unwirksam erkannten Einzelbehandlung trat innerhalb derselben die sociale Krankheitsbehandlung, deren Inslebentreten vor Allem das Auftreten einer neuen Weltseuche, die aller seither geübten Therapie spottete, wenn auch nicht bewirkte, so doch mächtig beschleunigte; doch die Anfänge der neueren Hygiene sind von den in so vielen Beziehungen fruchtbaren Ideen der bahnbrechenden Männer der ersten französischen Revolution zu datiren, während den Engländern bloß die allgemeinere und energigere Activirung derselben nach der Invasion der Cholera, also seit den dreißiger Jahren, zuzuschreiben ist. Von Letzteren aber wurden die Deutschen angeregt, so daß die neuere deutsche Hygiene ein Ableger der englischen ist. Dieselbe ist diejenige Krankenbehandlungsmethode, welche dem Erkrankten überhaupt vorbeugen will, sie ist also wesentlich eine prophylaktische, aber eine auf die

Gesamtheit gerichtete. Sie will, wie der berühmte Peter Frank, der Schöpfer dieser Disciplin in wissenschaftlicher Beziehung, sich ausdrückte, dem Ausbruche des Feuers vorbeugen, nicht erst die Feuerspritze in Form von Arzneimitteln hervorsuchen, wenn schon das halbe Dorf zerstört ist, wobei sich oft nach der Hervorholung jener aus dem Spritzenhause auch herausstellt, daß sie unbrauchbar geworden oder doch den an sie gestellten Anforderungen nicht genüge. Und was der Verfasser schon vor Jahren über diesen Zweig der Medicin schrieb, möge hier nochmals Platz finden. „Unstreitig das in jeder Beziehung am meisten versprechende und gewaltigste Ringen unserer Zeit zur Erhaltung der körperlichen und damit zugleich der geistigen Gesundheit der Menschen aber offenbart sich uns in der Inangriffnahme der öffentlichen und der privaten Hygiene. Und hat die Wissenschaft auch darin noch nicht viel errungen, so bietet sie doch ein würdiges Feld vielverheißender, unbeschränkter Forscheraufgaben. Erstreckt sich dies Gebiet doch von der Hütte der Armen, über die sie mit Vorsorge am meisten wacht, bis zum Palast der Großen, von der Werkstätte des Arbeiters bis in das Cabinet des die Weltgeschichte lenkenden Staatsmannes, von dem karglichen Imbiß desjenigen, welcher den härtesten Kampf ums Dasein führt, bis zum üppigen Gelage des Schlemmers, von den Thälern der Erde bis zu den Höhen der Gebirge, von dem Wasser der Tiefe zu der uns umgebenden Luft, von den mikroskopischen Feinden unseres Daseins bis zu den gewaltigsten Geißeln des Menschengeschlechts. Wem diese Grenzbestimmung unglaublich klingt, dem rathen wir, sich in den leicht zugänglichen Werken des ebenso gründlich forschenden, wie als Schriftsteller begabten Bettenkofer umzusehen, damit er nicht für Phrase hält, was der Wirklichkeit entspricht. Und ist auch nicht zu hoffen, daß alle Ursachen der Erkrankungen erforscht werden und noch weniger, daß man die Geseze des Sterbens wesentlich ändern wird, so ist doch mit Gewißheit anzunehmen, daß die Minderung der dem Menschenleben nachstellenden Feinde gelingen wird. So wird das Hauptziel, so Schönes auch erreicht ist, auch der kommenden Zeiten sein, neben, ja über das Stück- und Flickwerk der Einzelbehandlung die Krankenbehandlung des Ganzen und der Gesamtheit zu setzen“ . . . Welche Erfolge die doch vor Kurzem erst in größerem Maßstabe in's Leben getretene neue Praxis aufzuweisen hat, bewies vielleicht am schlagendsten der verhältnißmäßig geringe Verlust durch Krankheiten bei dem deutschen Heere im Jahre 1870/71, während die verhängnißvolle Wirkung der Vernachlässigung ihrer Vorschriften sich auf entgegengesetzte Weise im russisch-türkischen Kriege zeigte. — Uebrigens beweist die lebhafteste Inangriffnahme der Hygiene in unserer Zeit auch wieder, wie das Leben die Wissenschaften wachruft und fördert. Ist doch jene nur die nothwendige Folge und Gegenwehr gegen die Schädlichkeiten des modernen Städtelebens, vielmehr des natur- und gesundheitswidrigen Zusammengepferchtseins vieler Menschen auf engem Raume. Sie ist heute ebenso, wie sie es, wenn auch in unvollkommenerem Grade, schon im Alterthum und Mittelalter war, eine

Vertheidigung der Städtebewohner gegen sich selbst, vielmehr eine Nothwehr gegen die Gefahren, die ihre Lebens- und Leibesnothwendigkeiten ihnen selber täglich und stündlich schaffen. Sie ist im Grunde ein Theil der Volkswirtschaft, für den Medicin und Naturwissenschaften nur die wissenschaftlichen Fundamente und Unterlagen liefern. —

kehren wir wieder zur Betrachtung der speciellen Aufgaben der Krankenbehandlung zurück, so treten uns vor Allem drei Errungenschaften unseres Jahrhunderts entgegen, welche, wie keine andern, geeignet sind, auf schlagende Weise darzulegen, daß es unsrer Zeit vorbehalten war, auf geradezu staunenswerthe Weise die Grenzen des ärztlichen Helfens vorwärts zu treiben. Wurden doch neuerdings Aufgaben aus dem Gebiete des letzteren gelöst, deren Erreichung allezeit vorher zwar von Angehörigen verschiedenster Epochen und Völker angestrebt, aber bis dahin nie ausgeführt werden konnte! Schien es noch im Anfange unseres Jahrhunderts, ja noch bis in die dreißiger Jahre dieses den bedeutendsten Ärzten ein unerfüllbarer Wunsch, selbst kürzer dauernde kleinere Operationen schmerzlos zu vollziehen, und strebten deshalb die Wundärzte vor Allem darnach, durch größtmögliche Schnelligkeit in der Ausführung den schmerzhaften Eingriff abzukürzen, so ist es durch die Entdeckung und allseitige Verwendung der anästhesirenden Wirkung des Aethers und des Chloroforms bekanntlich heutzutage möglich, selbst die längst dauernden und schwierigsten Operationen schmerzlos zu vollbringen. Viel weniger dürfte bis jetzt aber in weiteren Kreisen bekannt geworden sein, daß es auch gelungen ist, sehr viele unter den letzteren zugleich ohne nennenswerthen Blutverlust zu Ende zu führen. Das geschieht mit Hilfe der von dem großen Kieler Chirurgen Eschsch, dessen Namen in Laienkreisen durch die von ihm in letzter Zeit unter uns ins Leben gerufene Samariterschulen geläufig geworden ist, vor einigen Jahren erfundene Methode der Blutspargung. Dieselbe erhält den Kranken eine früher mit den ab- oder ausgeschnittenen Körpertheilen zugleich, in sehr vielen Fällen unnöthigerweise, entzogene Blutmenge oder, was nahezu dasselbe sagt, einen jetzt auf die einfachste Weise für die Zwecke der Wundheilung aufzusparenden Kräftevorrath. Soll heutzutage z. B. ein großes Glied, ein Arm oder ein Bein, amputirt werden, so wird dasselbe vor Beginn der Operation von den Fuß- resp. Fingerspitzen an mit einer elastischen Gummibinde fest umwickelt bis zur Stelle, unterhalb deren die Wagnahme stattfinden soll. Dadurch wird ziemlich alles in der durch die Binde zusammengedrückten Gliedstrecke enthaltene Blut in das Innere des Körpers getrieben und somit erhalten: Schnürt man nämlich zuletzt oberhalb der Binde durch einen starken Gummischlauch noch den Theil gegen das vom Herzen andringende Blut völlig ab, so kann man nach Wagnahme der ersteren nunmehr fast ohne jeden Blutverlust operiren. Welch' großen Fortschritt die Kunst des Helfens durch beide Erfindungen gemacht hat, braucht nicht erst auseinander gesetzt zu werden! Einen weiteren, dem genannten an Tragweite mindestens ebenbürtigen, wenn nicht sogar

überlegenen Gewinn zieht jene heutzutage aus der sogenannten antiseptischen Wundbehandlung. Werden durch diese doch die früher so zahlreiche Opfer fordernden Wundkrankheiten mit Eiter- und Sausenvergiftung so bedeutend verringert, daß die Resultate selbst der eingreifendsten Operationen jetzt denen der kleineren und kleinsten der früheren Zeit gleichkommen! Man schneidet, in durch die Erfahrung gerechtfertigtem Vertrauen auf dieselben heute Theile und „Gewächse“, z. B. aus dem Innern des Unterleibes, und zwar mit günstigsten Erfolgen aus, deren Entfernung noch vor dreißig, ja zwanzig Jahren den Chirurgen von zahlreichen Ärzten als eine Art Kunstmorde angerechnet wurde. Das Wesen dieser folgenreichen Neuerung besteht in der Fernhaltung des zerstörenden Einflusses der Luft und ihrer Verunreinigungen mit Hilfe von Verbandstoffen, welche nach eigenthümlicher Methode mit säuerlich-widrigen Lösungen von Carbonsäure, Salicylsäure, mit Thymollösungen zc. getränkt und zum Wundverschluß und Wundabschluß verwandt werden. Auf die nähere Beschreibung der Ausführung der Methode einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur soll noch erwähnt werden, daß selbst der für die ärztliche Kunst sonst nicht gerade sehr eingenommene Reichskanzler die Fortschritte der Chirurgie wenigstens nicht bestritten hat.

Ebenso wenig dürften auch die Fortschritte der Augenheilkunde in Zweifel gezogen werden können. Wir wollen als Beweis voran nur die Thatsache anführen, daß die Anzahl der Erblindeten in der neueren Zeit, der früheren verglichen, sehr abgenommen hat. Eine ganze große Klasse von Augenkrankheiten z. B., welche vordem mit Sicherheit zum Verluste des Sehvermögens führte, ist, wenn auch nicht in allen, so doch in der bei weitem überwiegenden Mehrzahl der Fälle, heilbar geworden, die des sogenannten grünen Staars, durch die Entdeckung Gräfes, daß Ausschneidung eines Stüchchens der Regenbogenhaut den verhängnißvollen Gang dieser früher mit Recht gefürchteten Staarform aufzuhalten im Stande ist. In anderen Fällen ist die Hilfe gegen früher eine viel sicherere geworden, so beim grauen Staar, dann bei den Leiden der Regenbogenhaut durch die Anwendung des Atropins, bei denen der Hornhaut zc. in Folge des neueren Principes der vorzugsweise localen Behandlung dieser und ähnlicher Uebel. Die Grenzen des ärztlichen Könnens sind hier bei weitem nicht mehr so eng gezogen, wie sie noch vor vierzig Jahren waren. Zu diesen Fortschritten aber gab, daß muß hier erwähnt werden, die Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz den Anstoß.

Wir erwähnten des Principes der localen Behandlung. Diese nun hat auch bei vielen andern, außer den Augenkrankheiten, neuerdings die Folge des ärztlichen Könnens vermehrt, vor Allem bei den Leiden der mit Schleimhaut überzogenen Hohlorgane des menschlichen Körpers. Als einfachstes Beispiel kann man die Nasenhöhlen und den Gehörgang namhaft machen, bei deren Erkrankungen man schon länger durch Ausspülung, sowohl durch einfache, als durch solche mit medicamentösen Lösungen,

direct auf den erkrankten Theil heilend einwirkt. Dazu kommt dann die örtliche Behandlung des inneren Ohres vom Rachen resp. von der sogenannten Eustachischen Röhre aus, die des Kehlkopfes, der Magenöhle mittelst der Magenausspülungen, des Darmrohrs, wenigstens des untersten Theiles desselben, mittelst der Irrigationen, der Blase und der Generationsorgane, zumal des Weibes, Hilfe mit eben derselben Methode. Dadurch ist in der That gar manche früher gar nicht oder doch nicht so leicht mögliche Gesundung erreicht worden, ja es konnten durch die bezüglich der letztgenannten Organe erreichten Heil-Resultate selbst vorher erfolglose Loves labours lost zum erwünschten Ziele geführt werden. Zu den durch örtliche Medication jetzt, wie man zu sagen pflegt, heilbaren Krankheiten, muß man auch diejenigen rechnen, bei denen erst durch eine vorausgeschickte chirurgische Operation der Weg zum erkrankten Theile gebahnt werden muß, wie dies u. A. bei den heutzutage sicherer, wie ehedem, beseitigbaren eitrigen Entzündungen der Brust- und Unterleibshöhle der Fall ist. Auch die Inhalationen zerstäubter Arzneilösungen gehören zu den neuerdings in manchen Fällen erfolgreichen localen Behandlungsmethoden. Ebenso, in gewissem Sinne wenigstens, die örtlichen Anwendungen von anästhesirenden Flüssigkeiten und die Injection schmerzstillender Lösungen unter die Haut schmerzhafter Theile. Ein Fortschritt ist dies besonders dann, wenn aus irgend einem Grunde Mittel innerlich nicht rasch und hinreichend wirken oder nicht gereicht werden können, oder nicht angenommen werden. In letzteren Fällen kann man übrigens mittelst der Injectionen selbst allgemeine Wirkungen, d. h. auf den gesammten Organismus sich übertragende, erzielen, ja man zieht diesen Weg neuerdings in gewissen Krankheiten gar nicht selten vor, weil man dabei mit geringeren Mengen differentester Arzneien, z. B. Quecksilber, ausreicht, als bei der Einführung derselben durch den Mund dies früher der Fall war.

Unter die Rubrik der localen Behandlungsmethoden kann man auch die mittelst der sogenannten pneumatischen Apparate, resp. mit Einathmung von verdichteter oder verdünnter Luft in gewissen Lungenkrankheiten rechnen, die wenigstens in einzelnen Fällen, in denen die frühere Therapie machtlos war, wirkliche dauernde oder doch längere Zeit hindurch anhaltende Besserung bewirkt. Damit soll aber dem Laien durchaus nichts Verkleinerndes über dieses, leider im anfänglichen Enthusiasmus, wie das auch sonst zum Schaden der praktischen Medicin geschehen ist und geschieht, allzu laut gepriesene Verfahren gesagt sein: sind doch nahezu alle therapeutischen Methoden immer bloß in einzelnen Fällen ein und derselben Krankheit wirksam! Gerade im Gegentheil möchten wir trotz obiger Einschränkung damit etwas Lobendes sagen, da doch nicht von allen neueren Behandlungsweisen nachträglich mit gutem Gewissen Aehnliches behauptet werden kann, z. B. nicht von der seiner Zeit so laut ausposaunten Einathmung von benzoësaurem Natron bei Lungen-schwindsucht. Gegenüber diesen Mißgriffen in der Therapie ist die Zeit meist

der beste Kritiker und wirkt oft schon nach sehr kurzem Bestande jenes Enthusiasmus durchaus ernüchternd, leider aber nicht ohne daß das Publikum, die Fehler und Irrthümer Einzelner generalisirend, daraufhin leicht die ganze praktische Medicin verunglimpfen möchte. —

Hat sich, wie wir früher andeuteten, die heutige Medicin die neuere, besonders die organische Chemie für die Krankenbehandlung in hervorragenderem Maße dienlich gemacht, so entgingen auch andere in unsrer Epoche gerade besonders ausgebildete Wissens- und Könnenszweige dieser Dienstbarmachung nicht, wie denn schon das vorher besprochene Verfahren beispielsweise nur durch Fortschritte der Physik, der Mathematik und der Technik zugleich möglich ward. Diese drei concurriren nun auch bei der Behandlung mittelst der Faraday'schen und Galvani'schen Electricität. Beide letzteren Kräfte ermöglichen heutzutage eine Anzahl von Hilfen in Krankheiten des Nerven- und Muskelsystems, welche noch vor vierzig Jahren höchstens fromme Wünsche waren. Zu jenem zählen wir Lähmungen, Krampfformen, Neuralgien u. dgl. Leiden, in deren früher trostlose Therapie durch die Verwendung der Electricitätswirkungen doch wenigstens einiges Licht gekommen ist, wenn freilich auch hier wieder die anfänglichen Erwartungen nicht überall erfüllt werden konnten.

In den gleichen Krankheiten erwies sich ein anderes Mittel, dessen erste Verwendung zwar nicht unserer Zeit angehört, das aber doch in dieser, wissenschaftlich und praktisch sehr vervollkommenet, theils selbständig, theils als Hilfsverfahren neben dem soeben genannten als ein oft wirkungstüchtiges, häufiger wie früher, gebraucht wird. Vor jenem hat es übrigens noch den Vorzug voraus, daß es selbst in Krankheiten des Gesamtkörpers, z. B. bei beginnender Lungenanschwellung und andern chronischen Leiden, sich heilsam zeigt. Welche segensreiche Hilfe die Kaltwasserbehandlung in acut entzündlichen oder infectiösen Erkrankungen, die mit heftigem, entweder durch seine Höhe, oder durch seine lange Dauer sonst lebensgefährlich sich gestaltendem Fieber verbunden sind, gewährt, weiß in unserer Zeit nachgerade auch der Laie zu beurtheilen, da vielfach statistische Veröffentlichungen darüber in die Presse Aufnahme finden. Wir erinnern nur an die guten Erfolge mittelst derselben bei Typhus, Scharlach u. s. w. Geschieht die Behandlung mit kaltem Wasser in eigenen Anstalten, so ist in der Regel damit auch die in unsern Tagen durch die erleichternden Verkehrsmittel überhaupt mehr als je in Aufschwung gekommene sogenannte klimatische Cur verbunden, deren restaurirende und helfende Kräfte bei durch die Aufregung und Ueberreizung des heutigen Lebens, sowie durch Störungen des Stoffwechsels Erkrankten ebenfalls allbekannt sind. In denselben Fällen werden auch die Seebäder vielfach mit Nutzen verwandt und als eine der segensreichsten Neuerungen ist die zu bezeichnen, welche die unentgeltliche Benutzung der letzteren jenen armen und unglücklichen scrophulösen und rhachitischen Kindern zu ermöglichen strebt, denen seither solche Hilfsmittel nicht zu Gebote standen. Auch hat man dieser zahlreichen Klasse von

Kranken mit zum Theil, der früher so ziemlich allein geübten medicamentösen Behandlung verglichen, glänzenden Resultaten den Gebrauch der Soolbäder zugänglich gemacht. Bezüglich der beiden zuletzt genannten Veranstaltungen ist übrigens Deutschland bis heute hinter Frankreich, Italien und besonders England zurückgeblieben.

Dagegen kann man von den letztgenannten Ländern sagen, daß sie derselbe Vorwurf trifft bezüglich einer Behandlungsmethode, deren Erfolge zwar von Manchen neuerdings angegriffen worden sind, ohne daß aber dadurch die Thatsache entkräftet werden konnte, daß die Krankheit, gegen welche sie angewendet wird, in unserem Jahrhundert, und zwar gleichzeitig mit ihrer Verwendung, bedeutend in ihrer Häufigkeit und Gefährlichkeit verringert worden ist, wir meinen die Schutzimpfung. Und einen neuen Erfolg verspricht das gleiche von dem französischen Forscher Pasteur eingeführte Verfahren neuerdings wieder gegen eine andere, wenn auch den Menschen nur selten treffende, dann aber fast ausnahmslos tödtliche Krankheit, den Milzbrand.

Nicht bloß nach Seiten des Helfens, sondern auch bezüglich der dadurch herbeigeführten Heilungen liefert eines der hervorragenden Beispiele von Fortschritten des ärztlichen Könnens in unseren Tagen auch noch die Behandlung der Geisteskranken, die, anstatt in Irrenhäusern an Ketten im eignen Schmutz und an der Rohheit der Wärter zu Grunde zu gehen, wie das noch fast überall selbst zu Anfang unseres Jahrhunderts der Fall war, heutzutage unter allen Krankentlassen am luxuriösesten, man kann das sagen, ohne irgend Jemanden zu nahe zu treten, mit Aufwand des größten Scharfsinns und der vollkommensten Einrichtungen behandelt werden.

Um jedoch nicht allzu weit in das Specielle einzutreten und dadurch Gefahr zu laufen, den Leser zu ermüden, wollen wir nur noch kurz anführen, daß auch auf anderen Gebieten, z. B. in Bezug auf Behandlung der Kinder- und Frauenkrankheiten, der Geburtshilfe u. s. w., die heutige Medicin zahlreiche Errungenschaften durch Vermehrung der Wege des Helfens aufzuweisen hat. Läuft doch durch Anwendung des Chloroforms selbst der alte Fluch vom Paradiese her: „In Schmerzen sollst Du Dein Kind gebären!“ — der übrigens, nebenbei gesagt, für gewisse wilde Völkerschaften nie Geltung gehabt zu haben scheint — Gefahr, auch unter den civilisirten antiquirt zu werden: eine Gottlosigkeit, die merkwürdigerweise von dem frommen England ausging und dort in höchsten Kreisen häufigste Verehrerinnen fand!

Sind trotz alledem die Fortschritte des ärztlichen Könnens nicht so großartig, wie wir sie in unserem ersten Aufsatze*) für das ärztliche Erkennen unserer Zeit beanspruchen mußten, so liegt das eben in der Sache, vielmehr in der geringen Macht des Menschen über die Natur begründet. Jedemfalls sind sie aber, selbst in der inneren Medicin, nicht so geringfügig, daß der verkleinernde Ausspruch Bismarcks: „So weit das Auge hinreicht, so

*) C. Jahrg. 1881, September. Bd. 18, Heft 54.

weit die Chirurgie thätig ist, haben wir ganz außerordentliche Leistungen, in der Behandlung innerer Krankheiten aber sind zu unserem und der Aerzte Bedauern die Fortschritte der Wissenschaft seit der Zeit, die uns die Geschichte zugänglich gemacht hat, nur gering gewesen“, nicht einfach als pessimistisch gefärbt infolge rein individueller schlimmer Erfahrungen betrachtet werden müßte! — Im Gegentheil scheint das tief durchdachte Wort des Sophokles über die Macht des Menschen:

„Hoffnungsloser Krankheit Flucht
Schon ersann er“

gerade auf unsere Zeit, sogar in hohem Maße, Anwendung finden zu dürfen, wenn freilich auch sie selbstverständlich in tief erschütterter Geltung lassen mußte:

„Nur vor dem Tod
Wird er finden kein Entflieh'n!“





Gabriel Mar.

Don

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Die Geschichte der Kunst weiß kaum zum zweiten Mal von einem so plötzlichen und vollständigen Sturz herrschend gewesener Kunstprincipien und Dogmen durch die ihnen direct entgegengesetzten zu erzählen, wie der, welcher sich in der modernen Münchner Malerschule seit etwa dreißig Jahren vollzogen hat. Sie bietet dabei nicht einmal, wie z. B. die Entwicklungsgeschichte der modernen französischen Malerei, das Bild besonders leidenschaftlicher und erbitterter Kämpfe der Neuen gegen die Alten, wie sie die Pariser Romantiker gegen die Klassiker der David'schen Schule bestanden. Die Alt-Münchner Schule stirbt nach kurzer Herrschaft eben nur friedlich aus. Die Kräfte und der Nachwuchs fehlten ihr. Die idealistischen Cartonzeichner und Monumentalmaler aus der Bucht des Cornelius wurden sogar noch von ihrem Meister selbst überlebt. Seinen einzigen, groß begabten Schüler, Wilhelm Raulbach, sah er bereits sehr abliegende Wege einschlagen. Auch dieser geht dahin und das Terrain bleibt frei und unbestritten dem neuen Geschlecht, welches durch kein Band der Pietät oder der Tradition mit dem vom Schauplatz abgetretenen verknüpft ist. Es hat mit diesem wenig Aehnlichkeit und Verwandtschaft in seinen Kunstanschauungen und seiner Art, die Kunst auszuüben, wie etwa die Architektur der Münchner Ludwigstraße und des neuen Königsbaues mit der des Hauses der Galerie Schack. Ein besonders charakteristischer Unterschied zwischen den Neu-Münchnern und den Alt-Münchnern aber besteht, außer der Gegenfälligkeit in den beiderseitigen Kunstprincipien und Idealen auch darin, daß die ältere Schule oder Künstlergruppe in all' ihrem Schaffen und Wirken ein scharf ausgesprochenes einheitliches Gepräge zeigt, welches sie der Alles dominirenden, mächtigen geistigen Persönlichkeit des Cornelius

danke, während die Neue eine Gesamtheit von künstlerischen Individualitäten der mannigfachsten Art bildet, denen kaum etwas Anderes gemeinsam ist, als die Abwendung von den Lehren, welche bis vor dreißig Jahren dort noch so ziemlich als die alleinseligmachenden galten. Gewiß nicht mit Unrecht sucht man die Wurzel dieses, jeder einheitlichen Physiognomie entbehrenden Charakters der Neu-Münchener Malerschule in der Veranlagung und künstlerischen Sinnesart des Meisters, in welchem man ihren Begründer zu sehen gewöhnt ist: Karl Piloty. Im Gegensatz zu Cornelius zeichnete ihn jederzeit eine seltene Freiheit von Einseitigkeit und Ausschließlichkeit in seinen künstlerischen Ueberzeugungen aus. Er ist sich immer bewußt gewesen, daß man, wie in der Religion, auch in der Kunst auf sehr verschiedene Façons selig werden kann. Als sich zu Ende der fünfziger und Anfangs der sechziger Jahre jener große, stattliche Kreis von Schülern um ihn bildete, aus welchem fast alle hervorragenden Malergrößen des neuen Münchens erwachsen sollten, suchte dieser verständige Meister niemals seinen Ehrgeiz und seine Befriedigung darin, sie alle gleichsam unter einen Hut zu bringen, den nach Naturell, Anlage, Bildung, Sinnesart, so grundverschiedenen jungen Talenten etwa ein „ehernes Gesetz“ der Kunst zu octroyiren, sie zum Glauben an einen Canon des einzig Schönen und Wahren zu befehlen. Was ein Meister der Malerei seinen Schülern lehren und geben kann, vor Allem die tüchtige handwerkliche Grundlage, welche den Maler in den Besitz der Mittel setzt, das, was er anschaut, denkt, empfindet, will, auch wirklich zum vollen sinnlichen Ausdruck im Bilde zu bringen, — das empfingen sie von Piloty. Im Uebrigen war er mehr bemüht, jedes Talent auf den demselben eigenthümlichen, natürlichen Weg hinzuleiten und die in ihm ruhenden besonderen Gaben zur Entwicklung zu bringen, als daß er ihnen etwa einen vermeintlich ausschließlich zum Heil führenden, Pfad vorgezeichnet hätte.

Die Folge ist gewesen, daß München heute besonders reich an Malern ist, die ihr „Handwerk“ aus dem Grunde verstehen, während ehemals seine gepriesensten Meister sogar einen gewissen Stolz darin suchten, nicht malen zu können, und von der Höhe des idealen Cartonzeichners und Compositors herab mit unversehrter Geringschätzung auf die „Colorirer“ blicken zu dürfen meinten; und eine zweite Folge: daß eine unendliche Mannigfaltigkeit der Richtungen dort friedlich neben einander hergeht, eine große Zahl von scharf unterschiedenen, ganz eigenartigen Maler-Individualitäten, sich voll und ungehemmt entwickeln konnte in der jeder gemäßen Weise.

Aus dieser reichen Galerie moderner künstlerischer Charakterköpfe im heutigen München leuchtet als einer der fesselndsten, feinsten und seltsamsten Gabriel Max hervor. Er theilt darin das Schicksal seines um acht Jahre älteren Zeitgenossen Böcklin, daß jede seiner Schöpfungen bei ihrem Erscheinen ebenso lebhaftes Bewunderung und Enthusiasmus, als heftigen Widerspruch, Verkleinerung und Herabsetzung erfährt. Die am schärfsten ausgeprägten Charaktere in jeder Kunst haben stets diese Erfahrung zu

machen gehabt und damit ein kräftigeres Zeugniß für ihre ungewöhnliche Bedeutung empfangen, als es das fragwürdige Glück des Allen Gefallens ausstellt.

Gabriel Max ist eine Böhme; in Prag am 23. August 1843 geboren. Der musikalische Zug, welcher in der böhmischen Nation von jeher mächtig war, ist auch von Hause aus in seinem Wesen lebendig. Er hat immer unter der Herrschaft musikalischer Stimmungen gestanden, wie das seiner hochsensitiven, nervösen Natur gemäß ist. Sein Vater war ein geschickter Bildhauer. Als Knabe wurde der Sohn sein Schüler, der in der väterlichen Werkstatt das Zeichnen lernte und mit früh erwachtem leidenschaftlichem Eifer übte. Auf der Prager Akademie unter Engerth hat er seine Studien fortgesetzt, und ist, etwa zwanzigjährig, von dort nach des Vaters Tode nach Wien übersiedelt. Die ersten selbständigen Schöpfungen, mit denen er dort hervortrat, offenbarten bereits die originelle Selbstankheit dieses jugendlichen Künstlergeistes. Es sind mit Bleistift resp. Feder und Tusche hingezeichnete Träume seiner von der Macht der Musik ergriffenen und beherrschten, bald aufgestürzten, bald weich gesänftigten und hold beglückten Phantasie.

Beethovens Sonaten, Mendelssohns Lieder ohne Worte, aber auch manche Liedercompositionen Schuberts und Schumanns haben ihm die Motive oder doch die Anregung dazu gegeben. Er commentirt nichts in die wortlosen Compositionen der ersten Weiden hinein, prätendirt nicht, den poetischen Gehalt in seinen Darstellungen sichlich zu verkörpern, welcher sich in deren Tönen offenbart. Er giebt nur die Bilder, die letztere in ihm selbst erweckten. Die Formenanschauung des Zeichners ist noch schwankend und einseitig, der zeichnerische Ausdruck oft noch ungelent. Das, was ihm jene Musikwerke gesagt und erschlossen haben, sagten dieselbe schwerlich der Menge der andern Hörer. Gewiß ist noch Keinem vor Gabriel Max aus den düstern Tontönen der F-moll-Sonate das — Kreuz auf Golgatha mit dem Leichnam des daran gehefteten Erlösers, einsam im Abendunkel in öder Landschaft ragend, aufgestiegen. Jeder hört aus textlosen Compositionen etwas Anderes heraus als jeder Andere. Niemand kann den Künstler, welcher dem Gestalt zu geben versuchte, was er dabei in innerster Seele zu vernehmen und zu verstehen meinte, sagen: er habe den Sinn der betreffenden Musik getroffen oder nicht getroffen, was man den Illustrationen zu Dichtern gegenüber sehr wohl berechtigt ist. Doch welches das Urtheil über diese Zeichnungen von Max in Beziehung auf ihren absoluten künstlerischen Werth auch sein möge, sie ließen jedenfalls keinen Zweifel darüber, daß Der, welcher sie einzig aus dem innern Drange, sich die Seele zu entlasten, hingeworfen hatte, ein mit reicher poetisch-schöpferischer Phantasie begabtes Talent sei.

Für Künstler, deren Wege seitab von der großen Heerstraße liegen, für die „sonderbaren Gesellen“, die Phantasten und Romantiker, war damals

und ist heute noch unter allen deutschen Kunststädten München der gastlichste, behaglichste und ihrer ungehemmten Entwicklung förderlichste Aufenthaltsort in Deutschland. Der große Zug des modernen Lebens stört ihnen hier ihre Cirkel viel weniger als z. B. in dem nüchterneren, kritischeren, spöttischeren Berlin; das reiche, üppige, sinnenfrohe Weltleben sie nicht wie in Wien. Gabriel Max mochte das fühlen. Er wandte sich im Jahre 1863 dorthin nach München und ist der Stadt an der Isar bis diesen Tag treu geblieben. Er trat in Pilotys Atelier ein, in welchem um dieselbe Zeit eben ein in seiner Art nicht weniger seltsamer und außergewöhnlicher Kunstjünger, Hans Makart, studirte.

Nicht immer ist die frühe Bethätigung der erfinderischen Kraft der Phantasie in gezeichneten Compositionen der Beweis einer wirklichen vollen und ganzen malerischen Veranlagung. Wer viele derartige beginnende Talente kennen gelernt und ihren späteren Entwicklungsgang beobachtet hat, gelangt dazu, gegen dieselben mißtrauisch zu werden und an ihrem wahren Malerberuf eher zu zweifeln. Bei Max zeigte sich indeß sehr bald, daß seine Compositions-lust und -fähigkeit keineswegs das eigentliche Malertalent, den feinen Naturfinn, die Freude am Handwerk seiner Kunst und das Geschick dafür ausschlossen. Piloty wird sehr geringe Mühe mit diesem Schüler gehabt haben. Es heißt, er sei sogar fast ohne allen Einfluß auf ihn gewesen. Max erlernte das Malen aus dem Grunde und verhältnißmäßig rasch. Weniger als vier Jahre hatte er in München zugebracht, als er eines schönen Tages, es war im Mai des Jahres 1867, das Publikum und die Künstler-schaft durch ein von ihm ausgestellttes Gemälde in Aufregung versetzte, in welchem sich der junge böhmische Pilotyschüler plötzlich als fertiger Meister, und zwar als einer der originellsten entpuppte. Das Werk, das seinen Ruhm begründete und den Grundton seines gesamten späteren Schaffens markirte, ist das in Copieen und Nachbildungen tausendfach reproducirte Bild: die christliche Märtyrerin (Sta. Julia) am Kreuze, deren grauig-rührender Anblick die Seele eines in der Morgendämmerung nach durchschwärmter Nacht des Weges kommenden jungen römischen Wüßlings im Tiefsten trifft und erschüttert, so daß er bekehrt wird zu dem Glauben, für welchen Jene dort duldete und starb.

Das war ein Wallfahrten zu dem Bilde, wie man es in München lange nicht mehr erlebt hatte, und ein Enthusiasmus, eine Ergriffenheit, ein wonniges Erschauern an seinem Anblick! Die Stimmen derer, welche den Maler der Krankhaftigkeit, des verwerflichen Raffinements, der sträflichen Speculation auf den Geschmack nervöser Beschauer anklagten, verhallten, übertönt vom Chor der Begeisterten.

Dieser Vorwurf der Speculation auf gewisse Schwächen des Publikums, welcher später immer wieder von Neuem gegen Max erhoben wurde, ist, bis auf einen Fall, sicher unbegründet. Seiner ganzen grüblerischen Einfieler-Natur liegt es völlig fern, bei der Ausübung seiner Kunst bestimmte

Abichten zu verfolgen, in welcher Art sein fertiges Werk wirken soll, sich überhaupt mit etwas Anderem als dem Bestreben zu beschäftigen, das innerlich Angesehene im Bilde wiederzugeben und letzteres so gut wie möglich zu machen. Die Gegenstände freilich, mit welchen er sich am liebsten beschäftigt, die äußeren oder die seelischen Vorgänge, welche er zur Darstellung wählt, sind meist solche, denen freudige Gemüther von robuster Gesundheit wenig Geschmack abgewinnen würden, und denen die Mehrzahl der Menschen gern scheu aus dem Wege ginge, wenn nicht jener starke dämonische Reiz, den das Grausenhafte auf uns übt, sie fast wider Willen im Anschauen des Widerstrebenden gebannt hielte. Und wenn Max es nicht auch verstünde, dem Grausigen, ja Widrigen, so viele holde, seltsam bestridende Schönheit und Anmuth zu gesellen und das künstlerische Auge und Urtheil durch so ungewöhnliche rein malerische Vorgänge gefangen zu nehmen.

In der „Märtyrerin“ sind alle diese charakteristischen Eigenschaften ihres Malers vereinigt: der blutige Schrecken, das Peinigende, was für jedes Empfinden im Anblick des gräßlichen Leidens der widerstand- und schuldlosen zarten weiblichen Anmuth, der halbblindlichen Mädchenschönheit liegt; der wahre und echte Ausdruck des tief ergriffenen und bewegten Gemüths in dem jungen Römer, der den abgenommenen Rosenkranz am Fuß des Kreuzes niederlegt; der Zauber einer einheitlich durchgeführten Stimmung in Ton und Farbe, deren Wirkung eine entschiedene Aehnlichkeit mit der musikalischen hat, und eine ganz persönliche, hoch interessante, dabei völlig manierlose Behandlung der Malerei.

Der mit diesem Bilde errungene erste große Erfolg ist für Max ohne schlimme Konsequenzen geblieben. Weder der Enthusiasmus der Einen, noch der heftige Tadel der Anderen hat ihn schwankend und zweifelnd in Bezug auf das werden lassen, was ihm gemäß sei. Er ist im Kern seines Wesens geblieben, der er von Beginn an war, und hat jede Aneignung dessen, was diesem fremd ist, immer verschmäht. Eine fest umrissene, eigene künstlerische Persönlichkeit, die sich nicht in eine der großen Rubriken einreihen läßt und mit kaum einer andern gleichzeitigen im Zusammenhange steht, oder eine Verwandtschaft damit erkennen läßt.

Hamlets Figur hat sämmtlichen Shakespeare-Erklärern, welche sich die Aufgabe stellten, die Lösung des Räthsels seines Wesens, das letzte Wort seines Charakters zu finden, so viele und immer noch vergebliche Mühe gemacht, weil sie vermeinten, ihn als eine Einheit auffassen und hinstellen zu müssen. Herrmann Grimm sagt einmal in einem Essay über diesen Gegenstand sehr treffend, daß die Vereinigung des Widersprechendsten in dieser Persönlichkeit eben deren Wesen sei. „Ein completer Widerspruch ist in Hamlet verkörpert worden“. Aehnliches ist man versucht, von Gabriel Max anzunehmen. Raffinirte Verstandeseinheit und Schärfe, welche sich nie genug thut im „nach der Wesen Tiefe Trachten“; und — Traumseligkeit, Hingegenensein an die Herrschaft musikalischer Stimmungen bis zum völligen Untertauchen der

Seele in denselben; unheimliche Lust am Grausigen, ja nackt Gräßlichen, und zugleich — nicht etwa am Wollüstigen, welche jene sonst fast immer zu ergänzen und sich mit ihr sehr gut zu vertragen pflegt, — sondern am Reinsten, Zartesten, Keuschesten und Lieblichsten; der starke Trieb der genauen Naturbeobachtung, der strengen wissenschaftlichen Erforschung der Gesetze des Lebens, des Werdens und Vergehens, und — eine nicht nur überzeugt, religiös-gläubige, sondern der modern spiritistischen nahe verwandte Anschauung über die letzten Fragen . . . Wo ist das gemeinsame Band, das so disparate Eigenschaften und Wesensäußerungen, wie sie in der Persönlichkeit und in der Kunst unseres Meisters zu Tage treten, zur Einheit zusammenschlüsse? —

In dem nächsten Bilde, welches er auf die „Märtyrerin“ folgen ließ, herrscht das musikalisch-träumerische Element ausschließlich. Selbst in seinem Titel. „Adagio“ nennt er es. Es zeigt eine mit den allerbescheidensten Reizen geschmückte freie Landschaft in dem zart verschleierte Licht der gleichsam „durch Thränen lächelnden“ Vorfrühlingstage, welche empfängliche Menschenseelen so leicht mit einer süßen Wonne der Wehmuth erfüllen, und zum Ueberströmen schwellen machen. Vereinzelte, noch blätter- und blüthenlose schlanke junge Bäumchen ragen hie und da vom Boden auf, der sich überall mit jungem, zartem Grase bedeckt hat. An den Zweigen eines kleinen Strauches neben dem vorbersten Baumstamm sind die ersten feinen weißrosa Blüthentknoßpchen hervorgebrochen. Auf einer simpeln Holzbank dort, deren Lehne jenen Stamm berührt, sitzt ein junges Mädchen zur Seite eines vornehmen Knaben, seines jüngeren Bruders, Beide in eine, etwa der Zeit Van Dycks entsprechende, feinfarbige einfache Tracht gekleidet. Es sind keine fremden Spaziergänger; sie sind hier auf dem Eigenthum ihrer Familie. Das Mädchen, deren Hals und Schultern ein breiter dunkler Sammetragen fittig bedeckt, während das blonde Haar in einem dunkeln, unter dem Kinn mit Bändern festgebundenen Müßgen steckt, blickt mit fast geschlossenen auf den Schoß gesenkten Augen träumerisch vor sich nieder. Der feingeformte Knabe zur Linken der Schwester stützt den hübschen langhaarigen Kopf auf seine Rechte, den Ellenbogen auf die Rücklehne der Bank stemmend, und betrachtet die in ihre halb schwermüthigen Träume Verlorene von der Seite her mit fragendem, nachdenklichem Blick. Noch versteht er nicht, was sie in dieser Stille, von dieser weichen Lust umfächelt, so eigen bewegt und ihr das frohe Lächeln von den blühenden Lippen nimmt. Aber auch ihn ergreift es so seltsam und seine großen Knabenaugen sehen ganz so aus, als würden sie demnächst „weinen und wissen selbst nicht warum“. — Man hat auch das merkwürdige Bild damals bei seinem Erscheinen ziemlich rückhaltlos gescholten und verworfen. Aber es übt noch immer seine stille Gewalt und zieht uns in den Bann seiner Stimmung hinein, auch wenn wir es nur in der farblosen Photographie betrachten. Die Proteste des „gesunden Gefühls und Verstandes“ gegen die krankhafte Gefühlschwelgerei darin haben ihm nichts von seinem seltsamen musikalischen Zauber nehmen können.

Noch auf einigen anderen späteren Bildern überläßt sich Max wohl ungenirt der elegischen oder melancholischen Grundstimmung seines Wesens, wenn er auch die Schilderung des schlechtthin Graufigen und Entsetzlichen, des Wahnsinns oder des blutigen Verberbens auf ihnen meidet. Jene sind weniger geeignet „Sensation“ zu machen. Ihr Eindruck jedoch ist nur desto tiefer, inniger und wohlthuernder gewesen, während sie in der gesamten künstlerischen Durchbildung völlig auf der Höhe jener packenden und furchtbaren gemalten Tragödien stehen, deren gequälte und erliegende Hauptgestalt immer ein hilfloses Kind oder eine liebliche Mädchengestalt ist.

Selbst nicht einmal von der sanften Schwermuth angeweht, welche das Bild des „Adagio“ durchzieht, sondern ganz von reiner, stiller Heiterkeit erfüllt erscheint vielleicht nur eine unter allen seinen zahlreichen Conceptionen. In den ersten siebziger Jahren sah man das Bild in München ausgestellt: ein junges blühendes Mädchen unsrer Tage, das unter einem blüthenbedeckten Baum „im Frühlingsgarten“ sitzt und dem schmetternden Gesange eines Vögelchens auf dem Zweige nahe vor ihm lauscht und zusieht, ohne daß das vertrauensvolle Thierchen sich durch diese Lauscherin in seinem Gesange stören ließe. Ich weiß nicht, ob ich damals, als ich das Bild sah, recht unterrichtet worden bin, wenn man mir sagte, diese sehr charakteristische Mädchengestalt mit dem ausgesprochen böhmischen Gesichtstypus sei des Malers eigne Braut. Die ihm sonst so fremde ruhige Freude, das glücklich Befriedigte in der ganzen Stimmung dieses Bildes fände, wenn jene Mittheilung richtig gewesen wäre, ihre einfach natürliche Motivirung und Erklärung. — Unter den nur leise elegisch gefärbten Bildern von Max gebe ich den Vorzug vor allen dem seltsamen, räthselhaften Werk, welches er „Herbstreigen“ betitelt. Frauen und Mädchen in reicher, aber ziemlich frei behandelter patricischer Renaissancetracht ergehen sich mit einigen Cavalieren in einem Wäldchen. Andere Gruppen sitzen rechts mehr im Hintergrund auf Bänken im Freien plaudernd bei einander. Der eine Cavalier, welcher die Hand einer etwas älteren Dame gefaßt hält, beugt sich nieder, um eine jener Herbstblumen zu pflücken, welche vereinzelt noch hie und da zwischen dem Grase stehen. Ein anderes Paar sieht man, sich umschlungen haltend, tiefer in das Gehölz hinein gehen. Ein ganz junges Fräulein betrachtet ein Ringlein, das es in seiner Hand hält. Eine besonders schöne und prächtig gekleidete, goldhaarige junge Frau bewegt sich, ohne Partner, aus innerer Freude, im Tanzschritt über den Rasen im Vordergrund hin. Eine andere Dame reicht mit zurückhaltender Freundlichkeit dem Cavalier ihr gegenüber eines der Herbstblümchen hin, welches sie für ihn gepflückt hat. Ganz im Vordergrund aber zur Rechten schreitet eine stolze Frauengestalt, Hals und Schultern in schwarze Schleier gehüllt, ein Kränzlein in der Hand, daher und blickt wie befremdet über die Lustigkeit auf die Gruppen vor ihr. Ach! diese Lustigkeit selbst im Grunde so wenig lustig! Die tiefe Schwermuth, das Gefühl der Vergänglichkeit liegt so

eigenthümlich drückend und beklemmend auf der ganzen Scene. Und durch die Luft des Spätnachmittags durch das gebräunte Laub und über die letzten Blümchen im Grase hin weht der Schauer des Herbstes. —

Raum minder seltsam erscheint mir jenes Bild, welches die Botschaft von der Wiederkunft des Frühlings zum Gegenstande hat, das „erste Grün“. Das schlichte, kleinbürgerliche, alt niederländische Interieur darauf ist fast mit der Licht- und Tonwirkung eines de Hooghe gemalt. An dem Bett mit den dunklen Vorhängen, in welchem ein kleines Kind wahrscheinlich krank liegt, sitzt dessen junge Mutter auf hochlehnigem, plumpem Stuhl bei der Näharbeit, die in ihrem Schoß liegt, eingeschlummert, den Kopf auf die rechte Hand gestützt. Eine junge Bekannte in dunkler Pelzkappe und pelzgefüttertem Schultermäntelchen, die linke Hand in der Muffe, ist aus dem sonnenhellen Flur in das Gemach getreten und hält, während sie an dessen Tisch gelehnt stehen bleibt, in ihrer vorgestreckten Rechten ein von draußen mitgebrachtes kleines Büschel zarter Blättchen dem erwachten Kinde in dem Bett von weither entgegen, wie einen ihm von draußen mitgebrachten Gruß des jungen Frühlings. Sie will den leisen Schlaf der Mutter nicht stören und wagt nicht näher zu dem Kleinen heranzutreten, das sein Händchen nach der Gabe ausstreckt. Es ist eine Feinheit und eine Zartheit der Empfindung in dem Bilde und speciell in diesen Frauen- und Mädchengestalten, welche man mit Unrecht als Sentimentalität bezeichnen würde. Der Künstler und seine Geschöpfe sind nervös bis zur Krankhaftigkeit; zugegeben. Aber nicht empfindsam. Wäre er letzteres, so würde er mehr zurückscheuen vor dem Grausamen und Blutigen, das er im Gegentheil mit Vorliebe aufsucht. Ein sehr merkwürdiges und sehr räthselhaftes Bild von der Gattung jener weder tragisch düsteren noch heiteren Bilder von Max, deren Stimmungszauber uns darum nicht weniger gefangen nimmt, sah man im letzten December im Berliner Künstlerverein ausgestellt. „Die Würfel“ war es betitelt. Die innere poetische Absicht des Künstlers zu errathen, macht es uns nicht eben leicht. Ein junges Weib in antiker Tracht (lebensgroße Halbfigur), sitzt in einer Küstenlandschaft nahe dem Meer, das im Hintergrund wie eine blaue Wand zum Horizont hin steigt; der Schönen gegenüber, zu ihr hingeneigt, einen Blumenstrauß in der Hand, mit dem Ausdruck leidenschaftlich dringenden Fragens und Flehens in dem auf ihr Gesicht gerichteten Blick, ein Grieche oder Römer im jüngeren Mannesalter. Der holde Gegenstand seines Werbens hält ein von höheren Mätern umgebenes schwarzes Brettchen auf dem Schoß, in welchem einige Würfel liegen. Mag die Beziehung dieser Würfel zu der Frage des Werbenden und zur Antwort der Umworbenen auch ziemlich unerklärlich sein und der eigentliche Vorgang theilweise in Dunkel gehüllt bleiben, desto offener war die hohe Schönheit, die tiefe, dunkle Glut und andererseits die Feinheit und das gesammte, goldige Leuchten des Tons dieses coloristischen Meisterwerks.

Wenig glücklich will mir Max da erscheinen, wo ihn einmal die Ab-

sicht überkommt, nur durch sinnliche Schönheit zu wirken. Auch für die Schilderung des vollen Liebesglücks, der befriedigten Zärtlichkeit fand er noch nie den vollen, zum Herzen gehenden Ausdruck.

Seine Frau Venus, welche sich mit prangendem, nacktem Oberkörper in der denkbar unbequemsten, ja physisch unmöglichen Stellung an Tannhäuser an-schmiegt und zwar mit dem Rücken an seine Brust, so daß jeder Versuch den Geliebten zu umarmen, in solcher Stellung vergeblich bleibt, — ist in der Intention so vergriffen wie unorganisch in der Zeichnung ihres Körpers, kleinlich und puppenhaft im Schnitte und Ausdruck ihres Kopfes. Der Geliebte der Göttin freilich ist dabei noch schlechter weggekommen. Ein langweiliger, bequemer und nicht einmal sonderlich hübscher Herr, welcher durch seine Erscheinung und sein unbegreifliches Verhalten in solcher Situation uns keinen sehr schmeichelhaften Begriff von dem Geschmack der Göttin der Liebe und der Königin des Hirschenberges einflößt. — Faust und Gretchen vom Rücken gesehen, an der Laube stehend, sie von ihm umschlungen, bilden ein kaum minder laßmes und gleichgültiges Paar. In seinem Zärtlichkeits-bezeigen ist der Herr Doctor ebenso unbehilflich, wie Tannhäuser langweilig und phlegmatisch im — Erbulden.

Nein, die wahre Heimath unseres Meisters, durch deren Berührung er immer erst seine vollste Kraft gewinnt, ist das Reich der Schwermuth, des Schmerzes und der Verstörung der weiblichen Seele. Man halte jenem ungraziösen Gretchen im Moment ihres ersten, vollen Liebesglücks das von Max gemalte „Gretchen im Zwinger“ gegenüber, um sich sofort bewußt zu werden, wie ganz anders er auf diesem Gebiete des Schmerzes zu Hause ist. Die Gestalt der Unglücklichen, wie sie hier auf dem Boden am Fuß der Mauer kniet, in deren höherer Nische, mit Blumen umstellt, das Bild der schmerzreichen Mutter steht, zu dem sie die Hände hoch hinauf hebt, während das Haupt hinten über sinkt, das in banger Angst wie erstarrte Auge hinauf blickt zum Antlitz des Bildes der Madonna, von der das ge-quälte Herz vergeblich Trost und Hilfe erfleht, . . . die bildende Kunst, welche diese Scene der Goethe'schen Dichtung so oft zum Gegenstand der Dar-stellung wählte, hat nie ein die Stimmung derselben vollkommener ver-körperndes Bild geschaffen. Wie gipfelhoch steht dasselbe in seiner Schlichtheit, seiner Innerlichkeit, seiner Freiheit von allem theatralischen, declamatorischen Wesen und mit der rührenden Macht des wahrhaftigsten Seelenausdrucks in Gesicht und Haltung Gretchens über jenem, einst viel bewunderten, unerträglichen „Gretchen im Zwinger“ des Raubach'schen Cartons; jenem Gretchen, dessen Gesicht zu zeichnen der Künstler sich bequemlich ersparte, während er von einem plötzlich daherbrausenden Windstoß die schweren Flechten dahin stürmen läßt.

Noch zweimal hat Max diese rührende Gestalt Goethes zum Gegenstande seiner Kunst gewählt. Einmal zeigte er sie im Arter, Faust zu ihren Füßen, das vom Wahnsinn verstörte Gesicht doch zugleich von einer

süßen, lächelnden Lieblichkeit verklärt, die eine Hand auf seiner Schulter, mit der anderen wie traumverloren in seinen Locken wühlend, während er, in mildem Schmerz erstarrend, das Haupt in seine Rechte sinken läßt; das Ganze von dem Schein der im Bilde selbst nicht mit angebrachten, auf den Boden gesetzten Laterne von unten herauf phantastisch grell beleuchtet. Das vierte dieser Gretchensbilder hat von allen wohl den meisten Lärm in der Welt gemacht. Es ist jene Gestalt des Gespenstes aus der Walpurgisnacht mit dem blutrothen Streifen um den Hals, das „mit geschlossenen Füßen“ zu gehen scheint und Faustens Blut gerinnen macht durch seine Erscheinung. Das Bild machte in den siebziger Jahren die Runde durch die Welt. Kunsthändlerische Speculation hatte es zum sogenannten „Sensationsbilde“ gestempelt. Concentrirte künstliche Gasbeleuchtung mußte dem mit Vorliebe in eng umschlossenen, finsternen Räumen aufgestellten zu einer gesteigerten Wirkung verhelfen. Der Maler selbst trug schwerlich die Schuld daran. Das Dämonische oder eigentlich Gespenstische mit all' seinem Grauen hat auch er nie mit überzeugenderer und packenderer Gewalt durch die Malerei zur sinnlichen Erscheinung gebracht, als es hier geschehen ist. Wer diese Gestalt einmal gesehen, vergißt sie nie; diesen ernsten, traurigen, bewegungslosen, todtten Blick der weit offenen grauen Augen, den Ausdruck dieser kaum noch vom Schmerz verzogenen, erloschenen und doch mit allen Spuren des früheren Schmerzes geprägten Züge; diesen Hals, welcher den blutigen Streifen kaum an einer Stelle ahnen läßt, die Bewegung der beiden auf der Brust über einander gelegten Hände, welche das aufgelöste braune Haar wie eine Decke darüber breiten; diese leblose, unbewegliche Gestalt in den weißgrauen ungeordneten Gewändern; diese Bewegung, die nur ein Fortgeschobenwerden durch unsichtbare Macht ist! Drei Raben bilden ihre Gesellschaft, von denen der eine nach einem verlorenen Ringlein auf dem Felsboden pickt. Der Schatten der nach der Erscheinung ausgestreckten Hand Fausts zeichnet sich auf der vom matten Feuerschein beleuchteten Felswand, vor welcher sich dies Gretchengespenst dahin schiebt.

Das Schicksal, als „Sensationsbild“ von Stadt zu Stadt zu wandern, haben noch zwei andere Gemälde von Max mit diesem getheilt. Das eine, welches seinen Namen in aller Welt, und speciell der großen Masse derselben vor Allem bekannt und bewundert gemacht hat, ist das Werk, welches man einem Meister von solchem Können und solchem Ernst des sonstigen gesammten künstlerischen Schaffens kaum verzeihen kann: jener Christuskopf auf dem Schweißtuch der heiligen Veronica, dessen Augen von den Lidern geschlossen erscheinen und gleichzeitig doch wieder groß geöffnet dem Beschauer in die seinen blicken. Das hier vollbrachte Kunststück ist wirklich keine große Herrlichkeit und verdient das populäre Erstaunen nicht, welches es bei dem lieben Publikum hervorgerufen hat. Die dabei unvermeidliche, viel zu übertriebene Größe der Gesamt-Augenhöhlen läßt nothwendig die andern Gesichtstheile und damit den ganzen Kopf kleinlich wirken. Der Ausdruck gewinnt durch

die starke Betonung der Falte unter den unteren Lidern eine fatale, im Antlitz eines dornengekrönten Christus doppelt übel angebrachte, Süßlichkeit. Wer Magens wahre Künstlergröße erkennt und schätzt, konnte nur peinlich von diesem Werk berührt werden, und ihn um der „Bewunderung von Kindern und von Affen“ willen, die es ihm in so reichen Maaß erworben hat, eher bedauern als beglückwünschen.

Von ganz anderm Gepräge, einem ganz anderen künstlerischen Ernst der Empfindung, des Willens und der Arbeit, ist das dritte jener Bilder von Max, denen das zweifelhafte Glück geworden ist, unter der Flagge eines „Sensationsgemäldes“ von Unternehmern auf die Reise durch die Städte Deutschlands und auch wohl noch anderer Länder geschickt zu werden: „Die Kindesmörderin“. Man hat es als eine gemalte Illustration zu Bürgers „Pfarrertochter von Taubenhain“ bezeichnet. Ich glaube kaum, daß Max erst des Gedichtes bedurft hat, um sich dazu anregen zu lassen. Dies unselige, in halbem Wahnsinn handelnde, junge Weib, welches an der verborgenen Stelle des Reichsufers, am Fuße eines öden Hügel, von hohem Röhricht umrauscht, verzweifelnden Herzens die blutige That gethan, das kleine, arme, junge Wesen, dem es das Leben gegeben, mit der langen Nadel ins Herz gestochen und getödtet hat, — es ist der Gattungstypus der „Kindesmörderinnen von zärtlichem Herzen“, an deren Existenzfähigkeit es so schwer hält zu glauben, und die dennoch erwiesenermaßen einen keineswegs geringen Theil der Gesamtheit der jenes Verbrechens Schuldigen bilden. In der, alle Klarheit der Ueberlegung und alles natürliche Gefühl erstickenden Angst und Noth des Herzens, von der furchtbaren Macht der Scham überwältigt, hat die junge Mutter das Entsetzliche vollbracht. Aber wie sie die kleine arme Creatur, den Kopf, das starre Körperchen, die regungslosen Glieder, mit ihren Händen umfaßt hält, kehrt all die instinctive, unausrottbare Mutterliebe wieder; sie drückt ihr eigenes Opfer an die Brust und ihre Lippen auf die kalten Wangen, als könnte sie es mit ihren Küssen wieder erwecken, und der rettungslose Jammer um das, was sie gethan, zerreißt ihr die Seele.

Die Stimmung der landschaftlichen Scenerie klingt hier wunderbar mit der des Vorgangs zusammen. Düster und trostlos wie dieser sieht der Fleck Erde aus, auf welchem er sich vollzieht. Aus der Schattendämmerung des im traurigen Winde des Herbstabends rauschenden Schilfs und Röhricht-Waldes leuchten der Kopf, Hals, Hände der am Boden knieenden Gestalt der bejammernswerthen Frau, und auf ihren Armen der nackte Oberleib des getödteten Kindes und die weißen Linnen, welche seinen Unterkörper einhüllen, in einem Tonaccord von wahrhaft raffinirter Feinheit.

Es scheint, als zöge der Tod, das große Räthsel der Natur, dieses grüblerischen Geistes Interesse und eben auch seinen Matersinn kaum minder mächtig an, als das blühende Leben. Ich glaube sogar, daß letzterer die Tonscala des todtten Menschenkörpers auf jenem Punkt, wo die Verwesung

soeben beginnen will, zum Werk zu schreiten, auf ihre Farbenwerthe und coloristischen Feinheiten hin noch höher schätzt, als die prächtige, aber leicht brutal wirkende Röthe des frisch vergossenen Blutes, über deren Wichtigkeit und vorzügliche Verwendbarkeit in der Malerei die großen Meister der Farbe, von Rubens bis Regnault, niemals in Zweifel gewesen sind. Aber selbst die Maler, welche die Darstellung der „nature morte“ zu ihrer Specialität erwählt haben, die „Stilllebenmaler“, fliehen die Schilderung der todtten und todttenstillen Menschenwesen. Max sucht letztere im Gegentheil mit ausgesprochener Vorliebe auf und beschäftigt sich gern mit ihrer Darstellung. Wir kennen von seinen derartigen Bildern „Das todtte Kind im Sarge“, „Ahasver bei der Leiche eines Kindes,“ und das schönste, stimmungsvollste von Allen: „Der Anatom“. Nachdenklich sitzt die vornehme Gestalt des ernststen Mannes mit dem delicat geschnittenen Denkerantlitz im Lehnstuhl, zwischen seinem Arbeitstisch, auf dem sich Bücher, Papiere, Menschen- und Thierschädel häufen, zu seiner Rechten, und dem niedrigeren Secirtisch links vor ihm, im ersten Plan des Bildes. Auf der Platte lang hingestreckt, mit weißen Läden bedeckt, den Kopf von der wirren Masse der feuchten, aufgelösten blonden Haare umwallt, liegt der Leichnam eines zarten Mädchens von reinsten Lieblichkeit der eben erblühten jungfräulichen Formen, das sich selbst den Tod gegeben hat. Die Linke des Anatomen hat den oberen Theil des Leichentuches zurückgeschlagen, welches das feine, anmuthige, nun so ernste Gesicht und die junge Brust verhüllte; und sein gesenktes Auge ruht regungslos, aber nicht nur mit der Gleichgültigkeit des abgehärteten Anatomen auf diesem, noch immer so holden, ob auch entseelten, Meisterstück der Natur, welches seinem Scalpell preisgegeben vor ihm daliegt.

Wie in diesen Bildern das Todte, so hat Max in einem anderen allbekannten, das zu den edelsten Perlen seiner Malerei gezählt werden muß, den täuschenden Schein des Todes zum Gegenstand der Darstellung gewählt. Es ist Shakespeares Julia, welche Nachts den Trank des Pater Vorenzo getrunken hat, und nun anscheinend entseelt, auf den Kissen ihres prächtigen Lagers dahin gestreckt liegt, während durch das Fenster im Hintergrunde ihres Gemachs der goldige Schimmer des jungen Morgens in dessen Dämmerung hereindringt und draußen auf der Galerie die Musikanten des Bräutigams, des Grafen Paris, erkennen läßt, welche die Tochter Capulets mit dem Klang ihrer Instrumente zum Hochzeitstage zu erwecken kommen. Die Gestalt, welche sich unter dem reichen grünlichen Gewande modellirt, ist von herrlicher Jugend Schönheit, die Stellung der in die weichen Kissen mit Kopf und Oberkörper Zurückgefunkenen mit volldetem Naturgefühl und Studium gezeichnet. Das, mit dem Sinn auf die Brust gesunkene, rings vom üppigen, tiefschwarzen Haar umfluthete, bleiche, von einem stark grünlichen Schimmer, wie Alles in dem Gemach, überhauchte Gesicht zeigt, ob auch die großen, klugen und feurigen Augen geschlossen sind, in allen Formen

und Zügen die trophige, ruhige Entschlossenheit, die feste Willenskraft der früh gereiften Veroneserin. Vielleicht kein anderes Bild von Max beweist zugleich in solchem Maaß, wie dieses, wie wahrhaftig geschmackvoll in der Erfindung und Entfaltung weltlicher, vornehmer, malerischer Pracht er zu sein vermag.

Die Vernichtung des jungen blühenden Lebens in ihrer furchtbarsten Erscheinungsform hat er nie in so unerbittlicher, brutaler Wahrheit geschildert, als auf dem Bilde „Die Löwenbraut“. Motiv und Gegenstand gab ihm Chamisso's bekannte Ballade. Von dem Taugenbief ihres eifersüchtigen Freundes getödtet, in ihrem ausströmenden Blut auf die Steine des Bodens hingebettet, liegt im lichten Brautkleide, im modisch frisirten dunklen Haar noch den Myrthenkranz, die, welche ihren jetzigen Mörder so lange spielend zu bändigen und nach ihrem Willen zu lenken vermochte. Er hat sie dem geliebten Manne nicht gönnen und lassen mögen. Nun ist sie sein. In schrecklicher, wilder Majestät ruht er hinter ihr; die eine blutige Tasse in den Arm der Getödteten, die andere in ihren Schenkel geschlagen, — so hält er sie in den Pranken, sein Eigenthum, das kein Anderer lebend umarmen sollte. Das riesige, mähnenumflatterte Haupt des Löwen steigt, wie ein enormer Felsblock über und hinter der zarten dahingeschmetterten weißen Gestalt auf. Die Augen wendet er kaum nach der Seite hin, dem Käfiggitter zu, jenseits dessen der Bräutigam draußen zu spät die Büchse auf den Mörder seines Glückes richtet. Auch in der Disposition der großen Tonmassen, in der Durchführung, wie in dem ganzen einfach imposanten Aufbau der Composition steht dies „gräßliche“ Bild durchaus auf der Höhe dessen, was sein Maler geschaffen hat.

Für das zarte, leidende, gequälte, buldende Weib bietet dem, der danach sucht, das Leben des Tags, die Geschichte der Vergangenheit, die Sage und die Dichtung aller Zeiten und Völker unzählige Typen. Die Galerie derer, welche Max daraus zu Gegenständen oder Heldinnen von Gemälden gewählt hat, ist bereits ziemlich viel umfassend. Aber er wird sie voraussichtlich noch um so manche neue Gestalt bereichern. Einiger der wichtigsten derartigen Schöpfungen des Meisters habe ich noch zu gedenken. Ob seine Frauen- und Mädchengestalten am tiefen, hoffnungslosen Seelenleid frankten, oder ob sie das blutige Verderben bedroht, — immer hat er ihnen einen keuschen Reiz von unwiderstehlich rührender Macht zu geben gewußt, welchen alle Angst, Noth und Qual ihnen nicht zu rauben vermag. Ich erinnere an jenes Bild der jungen Nonne im armseligen Klostergarten, den ringsum die kahlen Mauern wie ein Gefängniß umschließen. Sie hat sich ins junge Gras gesetzt, die schweren Schuhe von den zarten Füßen gestreift, ihr Brevier neben sich gelegt und ein Gewinde von Sommerblümchen darüber. Um ihren Fuß flattern spielend zwei Schmetterlinge. Schwermuthvoll ruht der Blick der Gottesbraut auf ihnen, die keine Mauern und kein Gelübde umschlossen und gefesselt halten. Diese am Boden sitzende Gestalt in

der rauhen, plumpen Klostertracht, dieser holbe Mädchenkopf, von der weißen Nonnenhaube umrahmt, sind von einer so reinen Lieblichkeit, und um so herzbeklemmendere Wehmuth ist die Wirkung, die das Bild erzeugt.

Die „dem Herrn Vermählte“ oder — Geopferte, die bereits den bitteren Kampf bestanden und sich zum Entsagen durchgerungen hat, zeigt ein andres Bild in verklärter ernster Schönheit: eine Nonne, welche ein verwaistes kleines Kind gepflegt hat, und dasselbe auf ihren Armen emporhebend zärtlich an's Herz, das Köpfchen an ihre Lippen drückt. Alle die zurückgedämmte Zärtlichkeit des Frauenherzens in der Nonne, die das Glück dahingegeben hat, die Fülle von Liebe, die jenes umschließt, Dem zuzuwenden, wofür die Natur sie ihm gegeben hat, blickt aus diesem vergeistigten, edeln Antlitz und spricht aus der Bewegung der Hände, welche den Pflegling umfassen halten.

Zwei andere Bilder der duldbenden Weiblichkeit, Schöpfungen, die einen vielleicht noch unmittelbareren und tieferen Eindruck auf jeden Beschauer hervorbringen mußten und hinterlassen haben, sind: Das geblendete junge Christenmädchen, welches, am Eingang der römischen Katakomben sitzend, den zum Besuch der Heiligengräber eintretenden Glaubensgenossen Lämpchen zur Beleuchtung ihres dunkeln Weges darbietet; und jenes andere, allbekannte, das sich „Der letzte Gruß“ betitelt. Die moderne Kunst hat kaum zwei reinere, in ihrer unbewußten unschuldigen, ernstern und traurigen Armuth rührendere Gestalten geschaffen, als diese Beiden. Sie sind übrigens von gleichem Fleisch und Blut, nahe verwandt im innersten Wesen, wie in der ganzen besondern Art ihrer schlichten Mädchenanmuth. Die Ruhe der gläubigen Seele, welche alle drohenden Schrecken der Vernichtung des Leibes nicht zu trüben vermögen, in dem Kopf der jungen Märtyrerin zwischen den blutlehzenden Bestien des römischen Circus; der stille himmlische Frieden im Gesicht der jungen Blinden, — sie entspringen der gleichen Quelle. Auch hier ist unmittelbar neben die höchste Lieblichkeit das finstre Grausen gestellt. Ein kurzer Augenblick der Zeit noch und kaum ein Fußbreit Raum trennt die holbe halbkindliche Gestalt, welche mit fast frohem Staunen in den großen Augen hinausblickt zu den Reihen der sonst so Erbarmungslosen, aus denen ihr der Blumengruß kam, von den Tazen und Rachen der wilden Bestien; wenige Secunden später werden diese zarten Glieder, dies süße, ernste Antlitz zu blutigen Fetzen zerrissen über den Boden gestreut sein und von den Zähnen jener Tiger zermalmt werden.

Daß hier eine raffinirte Berechnung des Effects auf die gespannten, auf's Aeußerste erregten Nerven des Beschauers einen starken Antheil an der Conception des Bildes habe, wird man bei aller Freude an der tiefen poetischen Schönheit desselben und an der außerordentlichen malerischen Leistung nicht abweisen können. Auch zugeben müssen, daß die gemalten Bestien sich hier nicht sämmtlich einer gleich überzeugenden Lebenswahrheit erfreuen können, wie jener Löwe auf dem Bilde der „Löwenbraut“.

Außer den Löwen und Tigern hat unter den Vierfüßlern Maxenz Künstlerliebe besonders immer den Affen gegolten. Er schätzte diese menschlichen Stammesvettern nicht nur als Maler. Sie waren ihm nicht allein Modelle, sondern gern geduldete und mit lebendigem Interesse beobachtete Hausgenossen. Das eindringende Studium, welches er ihrer Erscheinung und ihrem Wesen gewidmet hat, ebenso wie jene menschliche Neigung für sie, bekundet sich auch für den, welcher die Thatsache nicht wußte, klar in den beiden von Max gemalten Affenbildern „Schmerzvergessen“. Es ist, als ob er in ihnen die poetische Schwermuth seiner ernst gemeinten Schöpfungen hätte travestiren wollen. Aber sie sind darum keineswegs Caricaturen, sondern sehr treu und ehrlich studirte und wiedergegebene Bilder der Affennatur; der ironische Humor beschränkt sich einzig auf den Titel.

Eine ganze Gruppe von Gemälden unseres Meisters blieb von mir noch gänzlich unberührt: die der religiösen Bilder. Gerade für die religiöse Malerei scheint Max durch seine besondere menschliche und künstlerische Natur mehr wie die meisten Modernen veranlagt. Er bringt den vollen überzeugten Glauben an diese Gegenstände mit heran. Das Wunderbare, Mystische, die Geisterwelt ist für ihn so wirklich, wie die taghelle, derbe, greifbare Realität der Dinge. Er versteht sie und weiß sie zu malen, die Schönheit, mit welcher die fleckenlose, unberührte, jungfräuliche Reinheit der Seele und die Kraft der frommen Hingebung an das als heilig Verehrte auch die schlichteste Form zu schmücken vermag. Er weiß auch für das Ueberirdische, Geisterhafte den rechten Ton zu treffen. Abgesehen von jenem unglücklichen Christuskopf mit den Doppelaugen, kenne ich drei religiöse Bilder von Max. Zwei derselben erfüllten vollständig die Erwartungen, welche man von solchen Darstellungen dieses Meisters zu hegen berechtigt war. Das eine ist eine Madonna mit dem Kinde, von hoher Schönheit, einer Schönheit, welche bei aller Lauterkeit und idealer Goldseligkeit durchaus individuell gesund und lebensvoll und frei von der abstracten und conventionellen Idealität der Heiligenmaler-Madonnen ist. Das andere ist eins der vorzüglichsten Hauptwerke in dem gesammten Schaffen des Meisters: „Die Auferweckung von Jairi Töchterlein“. Nicht ohne Grund errang es in der deutschen Abtheilung der Pariser Weltausstellung von 1878 einen so großen, uneingeschränkten Erfolg. Das Wunder ist aus überzeugtester frommer Seele heraus mit einer eben dadurch unwiderstehlichen Ueberzeugungskraft dargestellt. In Kopf und Halbfigur des Heilands ist wahrhaft der göttliche Wunderthäter in schlichter, zum Leiden geborener Menschengestalt verkörpert. Und welcher geheimnißvolle, rührende Zauber ist über die junge Todte ausgegossen, auf welche eben die ihm gegebene übermenschliche Macht wirksam zu werden beginnt! Ein kleines Detail (ein überflüssiges Raffinement!) auf diesem Bilde machte einen außerordentlichen Eindruck: eine in greifbarer Naturtreue gemalte Fliege auf dem nackten Arm des Mädchens. Sollte sie an die eingetretene Unem-

pfündlichkeit des Leichnams erinnern, über dessen offnes Auge (in einer Erzählung Turgenjeffs ist die Schilderung dieses Anblicks von gewaltigem Effect) eine Fliege kriechen kann, ohne daß eine Wimper zuckt? —

Das dritte religiöse Bild von Max, ein lebensgroßer Christus am Kreuz, einsam vor dem schwärzlichen Gewitterhimmel (mit der in einer Wollenslüde sichtbar werdenden totalen Sonnenfinsterniß) aufragend, hat unsere Seelen nicht gerade mit frommen Schauern zu erfüllen vermocht. Es ist gar zu sehr das „Zammerbild am Holze“, und die vorzeitig den kümmerlichen und zerschlagenen Leib überziehenden grünlichen Verwesungstöne erhöhen hier die coloristische Wirkung jedenfalls nicht durch ihre Feinheit. Auch eine wunderliche Zuthat, welche es dem Künstler beliebt hat, seinem Bilde zu geben, macht dasselbe wohl absonderlicher, aber keinesfalls schöner und eindrucksvoller. Ueber den untern Rahmen hinaus heben sich mehrere Paare betend gefalteter Hände, die eines Mannes darunter mit dem Trauring am vierten Finger der Rechten; an einem andern Paar, das tiefer zurück sichtbar wird, erscheint die Daumenseite der rechten Hand seltsam verkrüppelt. Man sagt, diese Hände seien die treulichst portrairten des Malers und seiner Familienmitglieder.

Seine Frömmigkeit, ich bin es überzeugt, ist echt und innig.

Warum dann aber diese unleugbar gesuchte Art, das Vorhandensein derselben auf einem solchen Bilde zu bekunden?

Eben so einzig in ihrer Art dürften Gegenstand und Vorgang sein, welche auf einem, von mir im Original nicht gesehenen, mir nur aus der Photographie bekannten, neueren Bilde von Max zur Darstellung kommen. Wollte er den sichtbaren Beweis darin geben, daß er ebenso überzeugter Spiritist als frommgläubiger Christ sei? Eine junge Frau oder Mädchen sitzt am offenen Flügel. Eine Berührung ihrer rechten Schulter läßt sie ihr Spiel unterbrechen und sich umwenden: eine „Geisterhand“, eine echte, richtige zur „Materialisation“ gelangte Geisterhand, reckt sich aus zartem Nebelgewölk und setzt die schlanken schönen Finger leicht auf die Schulter der Spielerin. Ein vortrefflich wiedergegebenes Gemisch widerstrebender Empfindungen spiegelt sich auf ihrem Gesicht. Schrecken, Freude, Andacht, Verzücung in der, alle noch etwa gehegten Zweifel vernichtenden Gewißheit der Existenz der Geisterwelt und ihres Hineintragens in unsre Wirklichkeit. Das Bild ist sicher so ernst gemeint wie ernst gemalt. Aber angenommen, der Geist sei wirklich, die Hand, kein Traumbild, — muß der Beschauer nicht vor diesem Gemälde zunächst auf die Vermuthung kommen, letztere sei die Hand des verewigten Componisten, der, selbst umklungen von den himmlischen Harmonien des bessern Jenseits, durch das Spiel der jungen Dame aus seiner Ruhe gebracht wird, so daß er sich getrieben fühlt, ihr auf die Schulter zu tippen und ihr zuzusüstern: Liebes Kind, Sie mögen ein sehr gutes Medium sein, aber Sie spielen mich falsch, und das thut weh! —

Ich bin mir der großen Mängel und Lücken dieser Revue des

Gabriel Max'schen Kunstschaffens sehr wohl bewußt. Es erhellet aus ihr nicht die geringste Anschauung von des Meisters allmähligem Entwicklungsgang; und einen solchen dürfte man doch, das scheint so selbstverständlich, bei jedem Künstler voraussetzen. Ich gestehe: ihn in den Bildern von Max zu erkennen, ist mir immer unmöglich gewesen. Was er heute malt, sieht nicht gereifter aus als seine älteren Werke, oder richtiger: das, was er vor 10, vor 15 Jahren malte, erscheint auch heute, neben seine neuesten Arbeiten gehalten, nicht weniger reif und in seiner Art vollendet, wie diese. Die Empfindungsweise, die Art, die Natur zu sehen und zu geben, selbst seine technischen Verfahrensarten, wenn er auch fort und fort experimentiren und an ihrer Verboollkommung arbeiten soll, sind anscheinend ziemlich die gleichen geblieben. Und dennoch hat er es noch immer verstanden, mit jedem neuen Werk zu überraschen, den Malern eine neue Probe ihrer Kunst zu geben, an der sie ihren Witz üben können, um hinter die Geheimnisse eines so interessanten und solche Wirkungen ermöglichenden Nachwerks zu kommen; die Laien durch den poetischen Gehalt, durch die Seltsamkeit der geschilderten Scene, die Schönheit oder doch den räthselhaften, bald unheimlichen bald süßen Reiz der Schilderung zu impressioniren. — Ungenügend in hohem Grade dünken mir selbst diese Betrachtungen des „Werks Gabriel Maxens“ auch noch darum, weil der Künstler darin fast wie ein Abstractum, nur wie ein, Gemälde erzeugendes, unpersönliches Wesen und als sonst nichts erscheinen muß. Alle andern derartigen kleinen Arbeiten über einzelne Künstler der Gegenwart, welche diese Monatschrift zuweilen aus meiner Feder gebracht hat, schilderten das Sein und Schaffen von Meistern, deren intimer, genauester Bekanntschaft ich mich seit vielen Jahren erfreue. Gabriel Max habe ich nicht einmal das Glück gehabt, je zu sehen, geschweige denn zu sprechen und in seiner menschlichen Persönlichkeit kennen zu lernen. Dieser Mangel ist durch die Benutzung der Schilderungen, Berichte, Notizen von Andern nicht zu ersetzen. Ich verzichte lieber auf den Versuch dazu und beschränke mich darauf, hier zum Schluß noch zu erwähnen, daß des Meisters Dasein fast immer ruhig und glatt dahingeflossen sein soll; daß der Maler des Gräßlichen und Gespenstischen in sehr gesunden, glücklichen häuslichen Verhältnissen und Zuständen, hoch geschätzt von seinen Genossen und geachtet von seinen Mitbürgern, in seinem Hause und Atelier zu München und auf seinem Sommerstiz am Starenberger See lebt und arbeitet; daß ernste wissenschaftliche Studien mit der künstlerischen Thätigkeit bei ihm Hand in Hand gehen. Gäbe er seinen Biographen mehr und Interessanteres von seinem Leben zu erzählen, so würde uns sein malerisches Schaffen vielleicht einen sehr viel weniger reichen Stoff geboten haben.



Die Frau Hofrätthin.

Eine wahre Geschichte

von

Adam Müller-Guttenbrunn.

— Wien. —



Es gab eine Zeit, in der sich die Dichter nicht wenig darauf zu Gute thaten, wenn sie sagen konnten: Nichts in ihrem Werke, kein Zug desselben sei dem Leben entnommen, Alles sei erfunden. Selbst das „junge Deutschland“ huldigte anfangs noch diesem seltsamen Irrthume und man lieft es heute nicht ohne Verwunderung, wie stolz der Verfasser der „Ritter vom Geiste“ darauf war, sein Riesentwerk als eine Erdichtung bezeichnen zu können. Heute sehen wir dieses Princip auf den Kopf gestellt und der sogenannte Naturalismus beginnt in Frankreich bereits seltsame Blasen zu werfen. Einer der hervorragendsten französischen Romanciers dieser Richtung hat z. B. jüngst an sein Publikum die Aufforderung gerichtet, seiner mangelhaften Lebenserfahrung durch Einsendung von Schilderungen wahrer Begebenheiten aus dem Lebenskreise des Lesers zu Hilfe zu kommen. Name oder Wohnort des Einsenders interessiren den discreten Schlaupopf gar nicht, ihn hungert nur nach Stoff, nach Thatsächlichem, nach Gesehnissen — nach Wahrheit. Die Wahrheit ist ihm das Wirkliche, d. h. das Gestrige, das Heutige, kurz das Zeitliche, nicht das, was sie echten Künstlern ist — das Ewige im Zeitlichen. Gleichwohl ist die Idee, sein ganzes Volk zur Mitarbeit, zur Befruchtung der Literatur einzuladen, nicht ohne Bedeutung. Mancher Dichter hätte schon oft in bösen Stunden, die keinem Künstler während der Ausgestaltung eines großen Werkes erspart blieben, all' seine Phantasie hingegeben für ein Körnchen jener Wahrheit, die den Franzosen seine Leser suchen helfen sollen, und ich bin überzeugt davon, daß der phantasielose Naturalist manch' gutes Korn auf dem eingeschlagenen Wege finden wird, denn es giebt thatsächlich Menschen,

die selbst dem phantasiereichsten Poeten immer noch etwas zu erzählen wissen, ja es giebt solche, deren Leben einem fast künstlerisch ausgestalteten fertigen Romane gleicht.

Ich fand diesen Winter zufällig die Helden eines solchen Romans aus dem Leben; doch da nicht bloß ich, sondern auch Andere von den Lebensschicksalen dieser Menschen Kenntniß erlangt haben, so muß ich mich beellen, dieselben meinen Lesern zu erzählen, sonst berichtet am Ende einer der Mitwissenden die ganze Geschichte dem französischen Autor, und das Publikum erhält diese deutsche Idylle demnächst in einem Pariser Roman mit naturalistischen Schnörkeln vorgesetzt.

Es war in einem Concertsaal. Das endlose Geklirper einer jungen Pianistin, die mit mehr Virtuosität als Kunst an die Rücksicht des Publikums appellirte, fing an, mich tödtlich zu langweilen, doch als ich das allgemeine Gähnen um mich herum sah, und am Schlusse jeder Nummer den stürmischen Applaus hörte, da begann ich mich königlich zu amüsiren. Die Heuchelei in der Kunst macht sich wohl nirgends so sehr bemerkbar, als im Concertsaal; die Lebhaftigkeit, mit der Mancher hier seinem Enthusiasmus Ausdruck giebt, wird oft nur von seinem Mangel an wirklichem Verständniß übertroffen. Solcher Menschen sah ich an diesem Abend sehr viele. Aber ich sah auch andere. In den vordersten Sitzreihen saß ein altes Pärchen, dessen durchgeistigte Erscheinung und ganzes Gebaren mir beim ersten Anblick so gleich ein lebhaftes Interesse einflößten. Auch diese Leutchen thaten ungemein enthusiastisch, und da ich dies anfangs für reine Affectation hielt, so glaubte ich, zwei der Beobachtung ganz besonders würdige Exemplare jener Species von Kunst-Heuchlern in ihnen gefunden zu haben, die mir in diesem Saale so stark vertreten schienen. Ich näherte mich denselben daher unauffällig. Wie groß war mein Erstaunen, wie angenehm meine Enttäuschung, als ich sie aus nächster Nähe beobachtete. Auf diesen zwei durchgeistigten, feinen, alten Gesichtern spiegelte sich die reine Freude am Ideal; wie verklärt und verjüngt lächelten sie vor sich hin, und wenn eines von ihnen den Blick erhob, so leuchtete aus dessen Augen die helle Verzücung. Und wie zärtlich, wie selig dieses graue Pärchen sich immer ansah, wenn ein Musikstück zu Ende war, und wie es sich — wahrhaftig, das that es! — verstohlen die Hände drückte. Dabei glänzten Thränen in den Augen der Beiden, und sie sahen unendlich glücklich aus.

War das bloße Wirkung der Musik — dieser Musik? Ich war erstaunt und verwirrt; ich kam mir als das ärmste, erbarmenswertheste aller Menschenkinder vor; denn mir Barbaren war es verwehrt, aus der Quelle zu trinken, aus welcher diese Menschen solch' unaussprechliche Seligkeit zu schlürfen schienen.

Arm in Arm, zärtlich aneinander geschmiegt, wie ein Ehepaar in den Flitterwochen, verließen die Beiden den Saal. Er mochte ein Mann in den Sechzigern sein, hatte eine gute Haltung, helle Augen und einen charakteristischen,

scharf ausgearbeiteten Kopf, der in einem Rahmen grauer Locken steckte, was ihm etwas mild Poetisches verlieh. Auch sie hatte graues Haar und ihr sanft geröthetes, rundes Gesicht sah in Folge dessen offenbar viel jünger aus als seine Besitzerin war. Ihr Auge war dunkel, klar und ungemein lebhaft; es schweifte oft flüchtig über die sich drängenden Menschen im Saale hin, um dann rasch und mit einer fast coquetten Zärtlichkeit zu dem Antlitz an ihrer Seite zurückzukehren und sich in die hellen Augen desselben zu versenken. Ich folgte ihnen fast unwillkürlich auf dem Fuße. Offenbar hatte ich ein Paar interessanter und glücklicher Menschen gefunden, und es reizte mich, mehr von denselben zu erfahren als ich mir selbst zusammen reimen konnte. Ich erfuhr an diesem Tage indessen nicht mehr, als daß der alte Herr ein fleißiger Besucher aller Concerte sei, und daß man ihn „Herr Hofrath“ titulte. Wer sie war, wußte man nicht. Das war für meine Neugier blutwenig und ich erwartete mit Ungebuld das nächste Concert. Mehrere Tage vorher schon ließ ich mich auf einen Eschß ganz vorne vormerken. Ich glaubte der Erste zu sein, war es aber nicht; über meinem Namen stand: „Hofrath Walter mit zwei Sigen“. Das war mein graues Liebespäpchen! Ich bezweifelte es keinen Augenblick, fragte aber doch den Beamten, ob dies nicht der interessante graue Herr, der regelmäßige Besucher aller Concerte sei. Der Beamte lächelte. „Ja wohl,“ sagte er, „diese Sige sind für ihn und seine junge Frau.“ Ich mochte ein etwas verdupstes Gesicht gemacht haben, denn der Sprecher fügte sogleich erklärend hinzu: „Der Herr Hofrath hat nämlich erst vor drei Monaten geheirathet.“ Ein freudiges Gefühl durchzuckte mich, als ob der Mann mir etwas ungemein Angenehmes gesagt hätte, ich hielt es aber für unpassend weiter zu forschen und ging.

Also ein junges Ehepaar mit grauen Haaren! So etwas Aehnliches hatte ich gehnt, aber jetzt, da ich es gewiß wußte, kam es mir doch seltsam und viel interessanter vor als ich gedacht. Zwei Sechziger, die sich heirathen, sind denn doch nichts Alltägliches! Das müssen ganz besondere Menschen sein. Ich witterte einen Roman.

Das Glück war meinem lebhaften Interesse hold; ich fand schon im nächsten Concert Gelegenheit, mich dem jungen Ehepaar vorstellen zu lassen, und da ich demselben durch eine in musikalischen Kreisen als Autorität geltende Persönlichkeit präsentirt wurde, so war ich dadurch allein schon so warm empfohlen, als ich es nur wünschen konnte. Man hatte mir gerathen, die „junge“ Frau recht oft „Frau Hofrätthin“ zu nennen, und da ich diesen Rath nicht unbeachtet ließ, avancirte ich rasch in der Gunst dieser zwei schönen Seelen; überdies schienen meine neuen Freunde mich für ein so musikalisches Gemüth zu halten als sie selber es waren, und so erhielt ich gar bald auch eine Einladung zu ihren häuslichen Musik-Productionen die allwöchentlich einmal stattfanden. Das waren merkwürdige Abende. Der Herr Hofrath und ein grimmig dreinblickender alter Reitergeneral a. D. spielten die Guitarre, ein ehemaliger russischer Hof-Capellmeister und ein

Forstdirector die Zither. Dieses ~~schöne~~ Quartett, dessen Seelen-Dissharmonie sprichwörtlich geworden war, ergözte die Zuhörer oft nicht wenig; wenn es gerade einmal einig war, ging so Manches von statten, aber es war eben nie einig. Am tiefsten wirkten stets die selbstcomponirten Polonaisen des Russen. Die bittersten Fehden verstummten im Schoße des Quartetts bei der bloßen Ankündigung eines solchen Tonstückes; doch wenn die Zänkereien — die stets musikalisch-sachlicher Natur waren — dann am Schlusse der Production mit erneuter Heftigkeit auszubrechen drohten, brauchte bloß die innerlich stets lächelnde Frau Hofrätin sich ihrem Flügel zu nähern, und der ganze Spul war zerstoßen, alle Differenzen der Streitenden geschlichtet, alle Qualen der Zuhörer vergessen, und man lauschte der Vortragenden wie dem Worte eines Propheten. Sie wirkte auf die Zuhörer stets wie eine gottbegnadete Künstlerin, bekümmerte sich aber weiter gar nicht um dieselben; es schien, als ob sie nur für sich und ihren Mann spiele; nur nach seinem Lobe geizte sie.

Eines Abends sahen Hofrath Walter und seine Frau fast noch glücklicher und verliebter als gewöhnlich aus und der Salon hatte ein fast festliches Gepräge; doch schien der Abend wie gewöhnlich verlaufen zu wollen. Erst zum Schlusse, als die Hausfrau wieder ihren Triumph über das kraßbürstige Quartett und das Publikum gefeiert hatte, kündigte sie — mit einem zärtlich bittenden Blick auf ihren Gemahl — der kleinen Gemeinde ihrer Verehrer an, daß sie heute einen Geburtstag feierten und ihr Mann eine eigene Composition vortragen werde, die er vor jetzt vierzig Jahren schrieb. Hofrath Walter sträubte sich und wurde roth und verlegen wie ein verliebter Jüngling; erst die vereinten Bitten Aller besiegten seinen Widerstand. Die Hofrätin brachte eine alte, roth- und blaubedänderte Guitarre und reichte sie ihm mit einem strahlenden Lächeln. Er setzte sich auf ein Tabouret inmitten des Salons und sie kam zu mir (sie wußte, daß ich die Guitarre haßte) und sagte leise: „Nun werden Sie hören, was die heutzutage so sehr mißachtete Guitarre kann.“

„Abschied von der Geliebten,“ lächelte der Hofrath und begann.

Ich habe etwas Aehnliches nie gehört, nie für möglich gehalten. Das klang und tönte und glühte, schmeichelte, seufzte und koste und neckte, weinte in langgezogenen wimmernden Accorden und jauchzte auf in himmelstürmender Lust. Ein Strom von Wohl laut ergoß sich aus diesem unscheinbaren und von uns modernen Menschen gar nicht gekannten Instrumente in unsere Gemüther, und als der von Begeisterung durchglühte, wie selbstvergessen Daisigende, mit seinem Vortrag zu Ende war, standen helle Thränen in den Augen Aller und auch ich hatte die Macht der Musik empfunden wie nie zuvor. Die Frau Hofrätin aber slog an den Hals ihres Gatten, umarmte und küßte ihn vor der ganzen Gesellschaft zärtlich und Beiden perlten Thränen über die Wangen, wie den Gästen. Es war eine Familienscene der seltsamsten und rührendsten Art und ich will die Vorgesichte derselben, so schlicht, wie wir sie hierauf zu hören bekamen, erzählen.

Frau Hedwig, die Dame des Hauses, die sich seit drei Monaten erst „Frau Hofrätthin“ nennen hört, spielte als die Tochter eines angesehenen Prager Musikers, in den vierziger Jahren, als sie noch ein ganz junges Mädchen war, eine gewisse Rolle. Sie war ein vielseitig begabtes, niedliches Mädchen, mit feurigen Augen und überaus lebhaftem Geiste, und da ihr Vater ein Haus machte, so wurde sie früh ein vielumworbeneß Weibkind. Alle Sänger, Musiker und Schauspieler von Ruf, die in Prag concertirten oder gastirten, verkehrten im Hause ihres Vaters, und an den Rockschößen dieser Größen hing stets ein Schwarm Prager Kunstfreunde und Enthusiasten, der begierig die Gelegenheit ergriff, sich der gefeierten Tochter des gastfreundlichen Musikers präsentiren zu lassen. Sie war ein frühliches Mädchen und da sie keine Mutter mehr hatte und vom Vater als das einzige Kind abgöttisch geliebt und gehätschelt wurde, gab sie sich ganz dem Zauber des geselligen Lebens hin. Sie gebot als ein achtzehnjähriges Mädchen über ein Heer von Sklaven, und zwei weltberühmte Künstler zappelten eine Zeit lang in den Netzen der reizenden böhmischen Sirene, deren runde, weiche Formen von springender Lebensfülle erzitterten und jedes Männerauge berauschten, das dieses begehrenswerthe Wesen einmal gesehen. Sie flog von Vergnügen zu Vergnügen. Bälle, Concerte, Landausflüge, Theater, Dilettanten-Vorträge (bei denen sie selbst mitwirkte), Soiréen in und außer dem Hause bezeichneten ihren Lebensweg; selten hat ein Mädchen ohne Vergnügen eine so rosige, ja blendende Blüthezeit durchlebt wie Hedwig. Weder sie noch ihr Vater dachten über den Tag hinaus, dazu hatten sie keine Zeit, er mußte componiren und sie sich amüsiren. Sie war glücklich, Allen zu gefallen, und sie merkte es nicht, daß all' die Anbeter ihrer weiblichen Reize, die Bewunderer ihrer vielen Talente, eine gewisse Grenze in ihren Guldigungen nicht überschritten — daß keine von Allen ernst zu nehmen war. Es konnte auch nicht anders sein. Sobald einer ein ernstes Wort mit ihr sprechen wollte, entwischte sie ihm und flog am Arm eines Andern davon. Sie war lustig und that mit Allen lieblich, darum that sie's Keinem recht, ihr Herz war noch nicht erwacht und darum sagte man — sie habe keines.

So kam es, daß sie unter der Schaar ihrer Bewunderer zwei ernste junge Männer, die es redlich meinten und ihr schweigend, wie zwei Schatten, überall hin folgten, kaum bemerkte. Sie waren nicht „lustig“, sie hatten nicht einmal Complimente für sie bereit, wenn sie zufällig einmal an dem Einen oder dem Andern vorbeihuschte. Die stumme Sprache ihrer Augen, die berebten Guldigungen ihrer Blicke verstand sie nicht. Um so besser verstanden diese beiden schmachttenden Jünglinge sich gegenseitig, und eifersüchtig wachte einer über den andern. Hedwig hielt sie für Freunde, denn sobald Einer in ihrer Nähe war, tauchte neben ihm sogleich auch der Andere auf, und sie sprach nie ein Wort mit dem Einen, daß der Andere nicht gehört hätte. Und doch waren sie nicht befreundet, aber sie waren sich gegen-

seitig nicht unsympathisch und wären vielleicht Freunde geworden, wenn sie nicht Rivalen gewesen sein würden. Der Eine war brünett und hieß Hartung, der Andere nannte sich Walter und war blond. Hartung machte den Eindruck eines gutsituirten jungen Mannes, aber er schien sehr leidend zu sein. Walter strotzte von Kraft und Gesundheit, doch sein blankgebürsteter Rod hatte den Glanz der Dürftigkeit. Beide waren Juristen, Staatsbeamten in der untersten Rangklasse, und der Brünette galt in der Gesellschaft für ein großes juristisches, Walter für ein musikalisches Talent. Den Einen hinderte seine erschütterte Gesundheit an der Entfaltung all' seiner Kräfte, des Andern künstlerischer Genius seufzte unter dem schweren Joch seiner Staats-Anstellung. Sie waren Beide nicht glücklich und hatten trotz ihrer Talente eine fragliche Zukunft vor sich — deshalb scheuten sie sich davor, dem glänzenden Mädchen ihrer Wahl ernstlich ihre Gefühle zu bekennen.

Da geschah etwas unerwartet Trauriges. Hedwigs Vater starb plötzlich und das vielumworbene Kind eines Künstlers, der nicht zu rechnen verstanden hatte, war über Nacht eine arme Waise geworden. Die schöne Welt, in der das reizende Mädchen bisher gelebt, versank vor dessen thränenumflorten Augen in der Grube, in die man ihren Vater senkt — und dann war sie allein, ohne Vermögen allein. Sie dachte einen Augenblick in ihrem Unglück an eine arme alte Tante, um die sie sich früher nie bekümmert hatte, aber sie wies diesen Gedanken wieder stolz von sich. Und doch kam er wieder. Aber in anderer Gestalt — sie wollte nicht zur Tante gehen, nein, sie wollte sie im Gegentheil zu sich nehmen zu ihrem Schutze, für das Haus und sie selber wollte nun arbeiten. Man hatte ihre vielfältigen Begabungen und namentlich ihre musikalischen Talente ja tausendmal gepriesen; nun wollte sie sehen, was daran wahr gewesen und sie beschloß, musikalischen Unterricht zu geben. Und so geschah's. Mit bewundernswerther Energie erfaßte sie diese Idee und führte sie durch — die Schülerinnen strömten ihr zu.

Einige Tage nach dem Zusammenbruch ihres bisherigen Lebens ließ Hartung sich melden. Sie war darüber sehr erfreut, und nicht im mindesten erstaunt, als gleich darauf Walter ebenfalls erschien. Beide waren sehr feierlich, Jeder schien etwas auf dem Herzen zu haben und doch schien Keiner das entscheidende Wort sprechen zu wollen. Beide athmeten sichtlich erleichtert auf, als Hedwig ihnen ihren neuen Lebensplan, mit dessen Durchführung sie bereits begonnen hatte, darlegte und ihnen die Tante vorstellte . . . Es war ein merkwürdiger Besuch, der sich in derselben Weise noch einige Male wiederholte. Hedwig gewann ihre zwei stummen Verehrer von ehedem täglich lieber, sie war lebenswürdig und zeigte sich dankbar für deren Anhänglichkeit, Beide erschienen ihr gleich werth, und da sie keinen zu lieben schien, glaubten sich Beide von ihr geliebt. Eines Tages theilte Hartung ihr mit, daß er nur noch eine Staatsprüfung zu bestehen und dann eine glänzende Carriere vor sich habe; hierauf sagte Walter, daß er an einer Oper componire, die für seine Zukunft entscheidend sein werde. Sie empfand keine reine

Freude über diese Mittheilungen, denn sie verstand dieselben sehr wohl. Sie fühlte sich seit einiger Zeit schon beunruhigt in ihrem Herzen — aber heirathen? Welchen? Sie wußte es nicht.

Die Beiden entfernten sich zu gleicher Zeit und schritten wortlos nebeneinander durch die Straßen hin. Ihr Weg war nicht derselbe, aber sie wichen einander nicht von der Seite. Endlich faßte sich Walter ein Herz und sprach mit bebender Stimme: „Sie wollen Fräulein Hedwig heirathen?“ „Ja,“ entgegnete Hartung. Und wieder schritten sie schweigend nebeneinander hin, an den Ufern der Moldau entlang. Nach einer langen Pause, in der man Walter heftig mit sich kämpfen sah, sprach er: „Ich auch“. Hartung lächelte über die Schwerfälligkeit seines Rivalen und sagte: „Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Machen Sie Fräulein Hedwig durch vier Wochen den Hof. Ich zeige mich nicht, sobald dieser Zeitpunkt aber verstrichen ist, räumen Sie mir auf vier Wochen das Feld, und dann — wenn auch diese Zeit abgelaufen — dann treten wir eines Tages Beide vor sie hin und werben um sie . . . Sie kennt uns ja gar nicht, sie hat nie mit Einem von uns allein gesprochen, und wenn wir Beide dort waren, genirte immer einer den andern . . . Wollen Sie? Gut, ich lasse Ihnen den Vortritt.“

Von diesem Tage an erschien Walter stets allein bei Hedwig. Hartung galt als nach Wien verreist und wurde schon nach acht Tagen kaum vermißt. Walter war glücklich. Selbstvergessen gab er sich dem süßen Zauber hin, den Hedwig auf sein ganzes Wesen ausübte, und die beiden musikalischen Gemüther flossen stets über, wenn sie sich sahen. Und sie sahen sich oft, jeden Abend plauderten und musisirten sie unter der Oberaufsicht der strickenden Tante miteinander, und wer sie dabei beobachtete, mußte sie für ein Paar Verliebte halten. Tagsüber arbeitete Walter oft an seiner Oper und Abends trug er Hedwig das Vollendete auf dem Clavier oder der Guitarre vor, die damals noch in der Mode war und von Walter mit Meisterschaft gespielt wurde.

Eines Abends nun spielte der junge Componist der Dame seines Herzens eben wieder ein Fragment aus seiner Oper vor, das er soeben vollendet hatte. Er selbst hielt das Stück für die Glanzstelle, den Höhepunkt seines Werkes, und es war in der That eine Liebes-Arie voll Kraft und Leidenschaft (der von seiner Geliebten getäuschte Held verläßt diese voll Born und Verzweiflung im Herzen), und doch von so zartem bestrickendem Schmelz und einschmeichelndem Wohlklang, daß Hedwig ganz begeistert und hingerissen zu sein schien. Wie andächtig, wie athemlos sie lauschte, und wie ihre strahlenden Augen an seinem Antlitz hingen. Ihm wirbelte der Kopf bei ihrem Anblick. Tausend süße Gedanken bestürmten sein Herz, „heute oder nie!“ hämmerte es ganz vernehmbar. Er durfte sie gar nicht mehr ansehen — aber wenn er fertig war, dann mußte er ihr um den Hals fallen und ihr sein Herz anbieten . . . Da öffnete sich weit die Thüre und Hartung erschien auf der Schwelle. Einen Augenblick blieb er

stehen, als wolle er den Eindruck seines plötzlichen Erscheinens prüfen, dann trat er rasch ein und auf Hedwig zu. Walter sah ihn erschrocken an; bleich wie ein Gespenst saß er da und brach seinen Vortrag mitten in der Arie ab, denn Hedwig war dem Freunde entgegengeflohen und die Beiden umarmten sich fast vor Freude über dieses unverhoffte Wiedersehen. Er lächelte auf ihre Frage, wo er so lange, volle vier Wochen gewesen, geheimnißvoll; schließlich sagte er mit kräftiger, selbstbewußter Betonung, daß er in dieser Zeit studirt und vor fünf Tagen seine letzte Staatsprüfung in Wien bestanden habe. Er sei sehr glücklich, denn seiner Carriere und seinen sonstigen Lebensplänen stünde nun nichts mehr im Wege. Dies Wort fiel Waltern schwer aufs Herz. Er hatte seine Zeit wie ein Phantast verträumt, indeß der Andere wie ein Mann gearbeitet und gehandelt; er wähnte sich so sicher, in dieser Stunde hoffte er sein Ziel zu erreichen . . . Welches Ziel? Was konnte er, der Träumer, ihr bieten, und was war er ihr? Der Andere brauchte ja bloß zu erscheinen und . . . Mit unsäglichem Schmerz sah der Unglückliche, daß die Beiden ihn — der noch immer mit der Guitarre in der Hand darsaß — vollständig vergessen zu haben schienen, daß sie thaten, als ob sie allein wären. Und als sie sich daran erinnerten, daß sie dies nicht seien — da waren sie allein.

Die Entdeckung machte Hedwig erbleichen und sie empfand einen brennenden Schmerz bei dem Gedanken . . . Schamröthe flackerte über ihre Wangen . . . Aber nur einen Augenblick unterlag sie der peinlichen Wirkung der Situation, denn es erwachte ihr Stolz und sie sagte sich, daß Walter durch sein Entfernen sie beleidigt habe. Sie hätte ihm zwar gern ein paar freundliche Worte über seine Composition gesagt und, wer weiß, wenn Hartung nicht gekommen und die Tante über ihren Strickstrumpf eingeknickt wäre — ob sie ihm dann nicht noch mehr gesagt haben würde. Aber jetzt? das war nun vorbei. Er war offenbar eifersüchtig! Mit welchem Recht? Hartung ist mir ein so lieber Freund als Walter und da ich ihn vier Wochen nicht sah, muß ich doch freundlich mit ihm sein!“ So monologisirte ihre durch die Musik, das Wiedersehen des einen und den verletzenden Schritt des andern Freundes erregte Phantasie; dabei plauderte und schäkerte sie in fast ausgelassener Weise mit dem Wiedergekehrten. Ihre Augen leuchteten vor innerer Erregung und ihre Wangen glühten. Auch Hartung war erregt; sein Geist sprühte und das Gefühl der Befriedigung, das er über den Erfolg seiner in den letzten Wochen beendeten Studien empfand, vermählte sich mit der Siegeszuversicht gegenüber Hedwig. Was er sagte, war so einfach, so männlich warm, es bildete einen so merkwürdigen Gegensatz zu den superlativen verzückten Reden, die Hedwig seit vier Wochen von Walter gehört, und das machte tiefen Eindruck auf ihr erregtes Gemüth. Mit einer fast krankhaften Leidenschaftlichkeit gab sie sich diesem Eindrucke hin und riß auch Hartung mit sich fort. Sein Herz jubelte auf bei dem Gedanken, daß er das, was er in vier Wochen sich

redlich zu erringen hoffte, am ersten Tage schon als ein Göttergeschenk erhalten sollte. Er wußte selbst nicht, wie es gekommen war, plötzlich schloß er das am ganzen Körper erbebenbe Mädchen in seine Arme und küßte es auf den Mund. Dann verließ er, keines Wortes mächtig, raschen Schrittes das Haus.

Unter diesen verwirrenden Gegenständen, die in der einen Stunde auf ihr erregtes Gemüthsleben eingewirkt, hatte Hedwig sich selbst verloren, und als sie am nächsten Morgen mit bleichen durchgeistigten Zügen beim Frühstück erschien und ihre Tante einen Blumenstrauß Hartungs, den er für seine holde Braut gesendet, ihr überreichte, da sank sie schluchzend, fassungslos an die Brust der erschrockenen alten Frau und weinte wie ein Kind.

Hartung beehrte sich am nächsten Morgen, Walter von dem Vorgefallenen mit aller Schonung zu unterrichten. Er fand einen gefaßten und zur Entsagung bereiten Mann vor, ehe er noch ein Wort gesprochen. Walter hatte eine furchtbare Nacht verbracht; er war stundenlang, fiebernd an den Ufern der Molbau auf und nieder gewandelt und erduldet die entsetzlichen Qualen eines zwischen Leben und Tod Schwankenden. Der erwachende Tag brachte Licht in sein Gemüth, gab ihn dem Leben wieder. . . Er durfte den düsteren Schatten seines Selbstmordes nicht auf das Leben der Geliebten werfen. Er werde entsagen, ja, denn sie liebe Hartung mehr als ihn und derselbe sei in der Lage, ihr, dem verwöhnten Weltkinde, eine behaglichere Existenz zu bieten, als er, der Träumer, der Phantast. Aber er werde streben und ringen und kämpfen, und sie soll demaleinst noch sagen müssen, daß Walter ihrer würdig gewesen — daß sie mit ihm vielleicht glücklicher geworden wäre als mit dem Andern.

Das ist der göttliche Funke, den die vom Himmel stammende Liebe im Herzen der Menschen entfacht, der Funke, der auch den Schmerz durchwärmt, der in die Nacht des Verzweifelnden leuchtet mit mildem Scheine, und unter Liebe ein Ziel weist, das höher ist als der Besitz.

Walter war von da an für Hedwig wie verschollen. Es hatte sich gut getroffen, daß das Ministerium gerade Nachfrage hielt, wer von den jungen Beamten der Prager Finanz-Landes-Direction auf Staatskosten nach Dalmatien sich versehen zu lassen geneigt wäre — Walter war dazu bereit. Nur fort! war für's erste seine Losung; das Wohin schien ihm von nebensächlicher Bedeutung zu sein. Aber als er in Dalmatien angekommen war und die traurigen Verhältnisse sah, als er bemerkte, daß er durch seinen unbedachten Schritt außer Contact gekommen mit der Welt der Bildung und Gesittung, daß jenes geistige Band, das ihn bisher an die Menschen, an die edle, kunstbegeisterte Gemeinde der Gesellschaft geknüpft, zerrissen war, da verfiel er in einen trostlosen Gemüthszustand, und wie eine dumpfe, öde Leere lag sein Leben vor ihm.

Einige Monate lebte er so apathisch dahin und kümmerte sich nicht im geringsten um seine Umgebung; eines Tages aber glaubte er zu bemerken,

daß eine der nicht sehr reinlichen Töchter der dalmatinischen Familie, bei welcher er sich eingemietht hatte, daß eine dieser Töchter im Blick und in der Klangfarbe der Stimme eine gewisse Ähnlichkeit habe mit der fernen, verlorenen Geliebten. Die erste Note tauchte seit einem halben Jahre wieder in seinem geistigen Auge auf und Klang in seinen Ohren, als er diese Entdeckung machte. Nun begann ein merkwürdiges Innenleben für den unglücklichen jungen Mann. Er suchte seine staubbedeckte Guitarre wieder hervor, zog neue Saiten auf, und wenn das Mädchen Abends vor der Schwelle des Hauses unweit vom Meeresufer saß und seine schwermüthigen nationalen Weisen sang, gesellte er sich zu der Sängerin und begleitete sie auf seinem Instrumente. Wie oft, wenn um Mitternacht der Mond aus den Fluthen des Meeres und majestätisch am Horizonte emporstieg, saßen die Beiden noch vor der Schwelle des Hauses! Walters bewegliche, echt musikalisch componirende Phantasie hatte sich bald aus dem einfältigen, gänzlich ungebildeten Wesen, das er allabendlich an seiner Seite fand, eine ideale Hedwig construiert, er bildete sich ein, seine Muse in ihr wiedergefunden zu haben und die braune Kleine ließ sich seine musikalischen Fuldigungen gerne gefallen. Sie liebte ihn, er aber sah und liebte in ihr eine Andere. Zwei fremde Welten standen sich in diesen beiden Individuen gegenüber, und dennoch, die Musik bewährte da ihren uralten Ruf als die gefährlichste aller Kuppplerinnen wieder einmal glänzend, dennoch fand das Unmögliche statt, diese beiden Welten verschmolzen in einer schönen Mondnacht in eine einzige . . . Walter ging umher wie ein Visionär — er sah überall Hedwig . . . Die Mondnächte voll Selbstbetrug wiederholten sich, aber die Tage, die darauf folgten, brachten gar bald die Ernüchterung in diesen Gemüths- und Sinnesstaukel, denn eines Tages sahen die beiden jungen Leute sich genöthigt — in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Die männlichen Glieder der dalmatinischen Familie des Mädchens verstanden in so ernstlichen Dingen keinen Spaß, und trotzdem sie die Ehe mit dem deutschen Fremdling für eine Mißheirath hielten, bestanden sie darauf. Walter hatte nun eine Frau.

Von der Stunde an begann ein schreckliches Leben für den armen Träumer. Er hatte wie ein Nachtwandler, ohne auf seinen Weg zu sehen, dahingelebt, und als er nun gewaltsam aufgerüttelt wurde, stand er auf sumpfigem Boden und fühlte, daß es ihn wie mit schweren Bleigewichten täglich tiefer hinabziehe, daß er sinke.

Dieser seine Kopf mit dem zarten, künstlerischen Gemüth hatte eine jener unseligen Proletarier-Ehen geschlossen, die schon so viele österreichische Beamten und Offiziere in Dalmatien und Italien eingingen und heute noch eingehen, und die fast ausnahmslos zu jämmerlichen Resultaten führen. Walter war nicht der Mann, seine Frau zu erziehen, und am wenigsten konnte ihm dies gelingen, solange dieselbe unter ihren Stammesgenossen lebte: er war aber noch weitere zehn Jahre in Dalmatien zu leben verurtheilt.

Während dieser Zeit entbehrte er jeder geistigen Anregung, jedes Familienlebens, und um der zigeunerhaft zerfahrenen, schmutzigen Häuslichkeit — an die sein künstlerischer Sinn sich nie und nimmer gewöhnen konnte — zu entfliehen, flüchtete er sich ganz und gar in seine Idealwelt und versäumte sogar viele seiner Pflichten gegen die Seinen; und als nach zehn Jahren die so lange ersehnte Stunde der Erlösung kam, als er sich nach Wien in eine höhere Stellung berufen sah, da traf ihn diese Berufung wie eine Stimme des Gerichtes. Er zählte und musterte die Häupter seiner Lieben und erschraf. Da stand seine früh gealterte, in wirthschaftlichen Dingen grenzenlos — naive Frau, zerrissen, mit halbentblößter Brust, im dunklen, fetttiefenden Haare ein grellrothes Band, und an ihren Rodschößen hing eine Schaar von fünf ungekämmten, ungewaschenen Ringen. Er hatte also fünf Kinder! Ganz genau schien er das nicht gewußt zu haben. Und weder seine Frau, noch seine Kinder — das wurde ihm erst jetzt klar — verstanden deutsch. Und was hatten sie gelernt? Er weinte vor Schmerz und Entrüstung über sich selbst und empfand die ganze Größe der Schuld, die ihn traf. Ihm graute vor dem Gedanken, mit dieser „Familie“ in die gesittete Welt Wiens zu treten. Und er selbst? Wie sah er aus, was war aus ihm geworden? Er hatte wohl jeden Maßstab verloren zur Beurtheilung seiner selbst und stand am Ende nicht viel höher als die Seinen? So fragte er sich zweiseln und quälte sich fragend. Er zog seinen besten Rock an und kam sich unendlich schäbig vor; er blickte in den Spiegel und ein verwildertes Antlitz starrte ihm entgegen. Tagelang lief er wie ein Verzweifelter umher und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Schon war ein Brief an den Minister geschrieben, worin er bat, man möge ihn in seiner Stellung belassen, er resignire. „Resigniren!“ rief es dann wieder in ihm, „wie jämmerlich!“ Und er dachte an Hedwig und Hartung; er gedachte jener unseligen Nacht, da er zwischen Leben und Tod schwankte und sich schließlich gelobte, zu leben, zu ringen und zu kämpfen, damit sie dermaleinst noch sagen müsse, daß sie mit ihm, dem Träumer, vielleicht glücklicher Ach, was war aus ihm geworden! Er schämte sich vor sich selbst. Aber sein besseres Ich bäumte sich auf gegen seine Schwäche, er zerriß den Brief an den Minister und sagte Ja, er komme.

Nun mußte es sein. Es that ihm ordentlich wohl, daß er einen Entschluß gefaßt, daß er ein Joch auf seinem Nacken spürte, unter dem er vorwärts mußte, und er raffte sich zu einer Energie auf, die er bis dahin stets vergeblich zu entfalten gesucht hatte. Er war an einem Tage zu einen anderen Menschen, zu einen ganzen Mann geworden. Er lebte von der Stunde an, da er den Entschluß gefaßt, ganz und gar der Erziehung und Kultivirung seiner Familie und holte nach Kräften ein, was er in unverantwortlicher Weise versäumt hatte. In Wien lebte er mit den Seinen jahrelang abseits vom großen Strome; fast einsam, kein Mensch drang in seine Häuslichkeit, bevor seine Kinder nicht erwachsen und so weit heran-

gebildet waren, daß er mit ihrer Beihilfe seinem Hause den Stempel der Bildung und Gesittung ausdrücken konnte. Für ihn persönlich; für den, der er einst gewesen, war das freilich ein verfehltes Leben und sein Haar ergraute früh, aber als seine Frau nach einer mehr als dreißigjährigen Ehe starb, da durfte er sich sagen, daß er all' seine Pflichten erfüllt gegen sie und ihre Kinder, die sämmtlich zu nützlichen Menschen herangereift und selbstständig geworden waren.

Nun war er wieder allein. Er zählte Sechzig und wie ein dumpfer Traum lagen fast vierzig Jahre seines Daseins hinter ihm. Als er eines Morgens als Hofrath erwachte, seufzte er tief auf. Was sollte ihm das, nach einem zerstörten Dasein? Wenn er ihn nur hätte vergessen können, den bösen Traum seines verfehlten innern Lebens, aber es gelang ihm nicht. Er hielt Rückschau auf sein Dasein und Einkehr in sich selbst. Wie viele Blüten seines Gemüthes wurden ihm getnickt; wie ganz anders war alles gekommen, als er es als Jüngling geträumt, gehofft, erstrebt. Mit Wehmuth gedachte er Hedwigs und Hartungs. Was war aus den Weiden geworden? Waren sie am Ende schon gestorben oder lebten sie noch? Waren sie je glücklich miteinander geworden? Er hatte nie nach ihnen geforscht bis zu diesem Tage. Nun aber wollte er es; eine unbezwingliche Sehnsucht nach den beiden Menschen ergriff ihn; es war die Sehnsucht nach der Jugend und dem Glück. Nun durfte er sich ja zeigen; er war etwas geworden, und der Gedanke, jetzt vor Hedwig zu treten, ließ ihn fast ein wenig eitel werden auf den Titel, der ihm eben erst verliehen worden war. Er suchte den Namen Hartungs in allen Schematismen, aber vergeblich. Er hielt Umfrage, vergebens, der Name fand sich nirgends. Endlich erfuhr er von einem alten Beamten seines Bureau, daß Hartung vor fast vierzig Jahren in Prag als junger Concipient gestorben sei — etwa ein halbes Jahr nach Walters Abgang nach Dalmatien. Sein altes Herz erbebte bei dieser Nachricht wie unter einer furchtbaren Offenbarung, es wurde ihm dunkel vor den Augen und wie gebrochen wankte er nach Hause . . . Er verließ an diesem Tage seine Wohnung nicht. Bis spät in die Nacht hinein mühlte er in vergilbten Notenheften und andern Papieren, er spielte auf der Guitarre die Arie wieder, welche er vor vierzig Jahren an jenem unglücklichen Abend Hedwig vorgespielt, und schrieb sogar einige Takte an seiner seit dreißig Jahren unberührt liegenden Oper weiter. Die Erschütterung war einer Erhebung seines Gemüthes, einer Hoffnungsfreudigkeit gewichen, die er sich selbst nicht zu erklären mußte. Wie ein Visionär starrte er von Zeit zu Zeit selbstverloren ins Leere und seine Lippen bewegten sich leise. „Sie lebt,“ liselte er dann vor sich hin und erschrak jedesmal vor sich selbst.

Am nächsten Morgen reiste er nach Prag.

Es war keine jener Ahnungen, denen jeder Mensch mehr oder weniger unterworfen ist; unter deren Einwirkung Hofrath Walter handelte, es war

die Gewißheit: er werde Hedwig wiederfinden. Er wußte Niemanden, bei dem er sich nach ihr hätte erkundigen können, auch dachte er daran gar nicht; raschen Schrittes, mit klopfendem Herzen und gerötheten Wangen eilte der Graupopf durch die Straßen der Altstadt, wie einst als verliebter Jüngling, trat in das wohlbekannte Haus und stieg bis ins letzte Stockwerk empor. Dort war die Thür! Einen Augenblick . . . Er pochte und trat ein.

Eine graue, rundliche, kleine Dame mit rothen Wangen und glänzenden schwarzen Augen erhob sich von ihrem Sitze am Clavier und kam ihm entgegen.

Walter versagte die Stimme; seine Augen füllten sich mit Thränen und er breitete seine Arme aus.

„Hedwig!“

„Walter!“

Sie hatte ihn sogleich wieder erkannt und stürzte an seine Brust. Dann reichte sie ihm beide Hände und sie sahen sich lang und innig an. Sie weinten. Allmählich fanden sie ihre Selbstbeherrschung wieder, und nun gab es ein Fragen und Erzählen! . . . Ach, wie glücklich hätten sie werden können, wenn er damals nicht fortgelaufen wäre! Denn sie war bald zur Erkenntniß gelangt, daß sie nie und nimmer Hartungs Frau werden könne, weil sie nicht ihn liebte. Sie wagte nicht, ihr Wort zurückzufordern, denn er war krank und hätte einen solchen Schlag nicht ertragen. Aber schon nach einem halben Jahre war sie frei, denn Hartung erlag seinem bösen Brustübel. Und dann? Jetzt konnte sie es ja sagen: sie harrete und hoffte auf die Wiederkehr des Einzigen, den sie geliebt, sie wußte, daß er wiederkommen müsse, und — sie hatte sich nicht getäuscht. Freilich — und sie deutete erröthend auf ihr weißes Haupt — er kam zu spät! Aber sie dankte Gott auch dafür; nun, da sie ihn versöhnt wiedergesehen und ihm gesagt, wie sehr sie ihn geliebt, nun kann sie ruhig sterben.

Er war tief erschüttert und schwieg. Nach einer kurzen Pause aber setzte er sich an ihr Clavier, als wollte er etwas spielen; da fiel sein Blick auf eine alte Guitarre, und er erkannte eine Jugendfreundin in ihr wieder. Er langte sie von ihrem Nagel herab. Sie war mit einer gewissen Sorgfalt in Stand gehalten, fast kokett bebandert, und Hedwig sagte erröthend, daß außer ihr Niemand dieselbe in Händen gehabt habe seit jenem Abend.

Er spielte nun jene Arie wieder, die sie vor vierzig Jahren nicht ganz zu hören bekam, weil Hartung eingetreten war, und was damals vielleicht geschehen wäre, das geschah jetzt — sie sanken sich am Schluß derselben weinend in die Arme und küßten sich zum erstenmal.

Vier Wochen später führte Hofrath Walter seine „junge“ Frau heim und die Erde trug nie ein glücklicheres Paar als dieses. Das wurde mir an jenem Abend klar, da Hofrath Walter die Composition, die in seinem Leben eine so große Rolle gespielt, dem kleinen, andächtigen Kreise seiner

Gäste vorgetragen hatte. Dem Vortrag folgte die früher geschilderte zärtliche Scene, und dieser — auf vieles und stürmisches Bitten — endlich die Erzählung ihrer Lebensschicksale, die ich hier wiedergegeben habe.

An einem der nächsten Tage — es war fast über Nacht Frühling geworden — verließ Hofrath Walter mit seiner glücklichen jungen Frau Wien. Ein böser Rheumatismus hatte es dem jungen Ehemanne nicht gestattet, im Winter die übliche Hochzeitsreise zu unternehmen; da die Frau Hofrätthin aber um keinen Preis davon lassen wollte, so thun sie's denn jetzt, im Frühling, und während ich diese Zeilen schreibe, schaukelt die jüngste und glücklichste Hofrätthin Oesterreichs an der Seite ihres Gatten die dalmatinische Küste entlang.



Illustrierte Bibliographie.



ie Hohenzollern und das deutsche Vaterland.

Von Dr. R. Graf Stillfried-Alcantara
und Professor Dr. Bernhard Rügler.
Illustriert von den ersten deutschen Künstlern.
Friedrich Bruckmanns Verlag. München.

Das vorliegende Prachtwerk, auf das wir im Verlaufe seines Erscheinens mehrfach aufmerksam gemacht haben, hat nun endlich seinen Abschluß gefunden. Ziemlich zwei Jahre hat es dazu gebraucht; und schon diese Zahl genügt, eine Vorstellung von seinem Umfange zu erwecken, selbst wenn man nicht die wuchtigen Quartbände vor sich hätte. Der eine von den beiden Schriftstellern, die sich in die Bearbeitung des Textes getheilt hatten — Graf Stillfried — hat die Vollendung des Werkes nicht einmal gesehen. Bereits im Sommer des verflossenen Jahres wurde der verdienstvolle Mann, wohl der Altmeister der Heraldiker, abgerufen in eine andere Welt, wo man sich um Stammbäume und Schilde nicht mehr kümmert. Wer ihn auch nur aus seiner schriftstellerischen Thätigkeit kannte, der hat den Verlust dieses gediegenen Forschers aufrichtig beklagt. Für unser Werk selbst ist indessen wohl kaum ein Nachtheil daraus erwachsen. Der Text wird zur Zeit des Todesfalls jedenfalls schon fertig gewesen sein, und so weit man mutmaßen darf, hat sich Graf Stillfrieds Betheiligung überdies ziemlich auf die Behandlung der ersten Abschnitte beschränkt.



Aus: „Die Goldgulden und das heilige Vaterland“, von Graf Eitel Friedrich Manteuffel und Dr. H. Kugler.
(Breslau, Friedrich Brandmanns Verlag.)



Aus: „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland“, von Graf Stillfried-Alcantara und Dr. W. Rugler.
(München, Friedrich Bruckmanns Verlag.)

Man darf es bedauern, daß ihm nicht wenigstens noch die kurze Frist gewährt worden ist, bis er die Veröffentlichung des Ganzen erlebt hätte. Sicher hätte er mit Freude darauf geblickt; muß doch auch Jeder, der dem Buche ganz fern steht, dasselbe mit Befriedigung entgegennehmen.

Denn dieses Werk ist zeitgemäß wie kaum ein zweites. Man kann wohl sagen: es erfüllt eine Forderung des nationalen Anstandes. Wo so viel Prachtwerke plötzlich



Aus: „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland“ von Graf Eitelried-Mcantara und Dr. B. Rugler.
(München, Friedrich Bruckmanns Verlag.)

aus dem Boden schossen: Reisebeschreibungen, Geschichtliches, Naturgeschichtliches wild durcheinander — und häufig Bücher, die mit unserem eigenen Leben kaum in rechte Beziehung zu setzen waren — da durfte die Fuldigung vor dem Geschlechte, dessen Herrscher Deutschland auf seine weltgebietende Höhe geführt haben, nicht fehlen.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt“ —:

wohl dem, der seiner vaterländischen Geschichte mit reiner Freude denken darf — auch aus ihr strömt ein Gefühl, das den Geist erhebt, gleich als hätte man selbst sein Theil an den großen Thaten der Vergangenheit ererbt. Und wir Deutschen denken im Allgemeinen daran zu wenig. Was Bücher vaterländischen Inhalts anlangt, so ist unsere Literatur nur spärlich bestellt. Das vorliegende tritt wenigstens maffig genug in diese Lücke.

Für den Geschmack Mancher vielleicht etwas zu mässig. Solche Quartanten lesen sich schlecht, und das übt von vornherein eine gewisse Wirkung auf die Fassung des Inhaltes aus. Auch diese muß in gewissem Sinne monumental gerathen, sich in großen Zügen bewegend, individuelle Einzelheiten verschmähen. Daß das hier wieder der Fall gewesen ist, daraus sei den Verfassern durchaus kein Vorwurf gemacht; im Gegentheil, man kann nicht genug anerkennen, wie geschickt sie den durch die Anlage des Ganzen nun einmal geforderten Ton getroffen haben. Man wird das Buch hinnehmen, wie es ist, sich eingestehen, daß es das Vorzüglichste ist, was geschaffen werden konnte, und sich sagen, daß das, was man an ihm vermißt, der trauliche Charakter, der dasselbe zu einem wirklichen Volksbuche machen würde, sich durchaus nicht hineinbringen ließe. Für das Volk ist dieses Buch ein Palast, und in Palästen wird es dem Volke nicht traulich.

Kein Volksbuch! Aber es läßt sich sicherlich annehmen, daß es ein Hausbuch werden wird: verbreitet, ein gleichsam typischer Bestandtheil des Bücherschatzes in den Familien, der sich durch mehrere Geschlechter forterbt. Und wie wir (wenn unsere Jugend durch künstlerische Eindrücke bereichert gewesen) uns mit Gottfrieds Chronik oder mit dem Merian oder mit einer jener kupfergeschmückten Bibeln geschleppt haben und nicht müde geworden sind, die Bilder zu betrachten und in dem kaum halb verständlichen Texte Erklärung derselben zu suchen, so werden hoffentlich auch die Kinder späterer Zeiten sich vor das Hohenzollernwerk setzen. Und vielleicht erzählt ihnen dann Jemand von der Zeit, in der es entstanden, wie Herrliches sie dem Volke gebracht und wie rege sich dieses bemüht habe, sich dessen würdig zu machen. Wirklich, von allen jenen Erzeugnissen der Tapezierliteratur — wenn man sich dieses Ausdrucks in ganz unbefangenen, weder tadelnden noch lobenden Sinne bedienen darf — wünschen wir keinem andern so sehr ein wirkliches Fortleben — auch außerhalb der Schränke, worin später einmal der Sammler die Holzschnitte, Radirungen u. s. w., die aus unserer Zeit stammen, bergen wird.

Denn dieses Hohenzollernwerk ist in jeder Hinsicht ein tüchtiges und erfreuliches Buch. Der Text, wie gesagt, befriedigt jeglichen Anspruch. Und zum Lobe der Illustrationen braucht man kaum noch etwas hinzuzufügen. Den Lesern dieser Blätter sind sie ja schon aus früheren Proben bekannt genug, und jene, womit die heutige Anzeile begleitet wird, können nur dazu dienen, ein einmal gefaßtes Urtheil zu befestigen. Nennen wir hier nur einige von den Künstlern, die zu dem Werke beigetragen haben — schon aus dem Gedächtnisse kann man ihrer eine stolze Reihe zusammenstellen. Allen voran Menzel mit zahlreichen Bildern, besonders aus dem Kugler'schen Friedrichsbuche, mit der Huldigung in Breslau, mit einem Blatte aus dem berühmten Feste der Rose (das nächstens in dem bei Bruckmann erscheinenden Menzelwerke zum ersten Male veröffentlicht werden wird). Dann Kretschmer, Camphausen, der Maler von Friedrichs Generalen, Steffed, Diez, Knadfuß, Helmquist, Holmberg, Grot-Johann — wer nennt sie alle! Das Buch bietet eine Fülle meisterhafter Blätter, wie man sie selten so reich vereinigt findet. Gedenken wir auch der sonstigen Beigaben, der Stammbäume, der Facsimiles denkwürdiger Schriftstücke. Und noch ein letztes Wort für die Vortrefflichkeit der Ausstattung im Allgemeinen: den schönen Holzschnitt, den Reichthum an Bignetten und Initialen, den Geschmack und die Sorgfalt im Druck. Dieses Buch erfreut wirklich das Auge, schon allein durch die schöne Type, die angemessene Vertheilung des Raumes. Gerade dieser letzte Punkt ist einer von denen, auf die man in Deutschland noch nicht genug achten gelernt hat. Daß unsere Bücher häufig bei gleicher Sorgfalt der Ausstattung nicht einen so vorteilhaften Eindruck machen wie die französischen, das liegt durchaus nicht an dem unruhigen Charakter, den die deutsche Schrift leicht genug annimmt, sondern nicht selten daran, daß zwei Zeilen zu viel auf der Seite stehen. In dieser Beziehung kann man das Bruckmann'sche Verlagswerk wohl als ein Muster rühmen.

Grundriss der Kunstgeschichte von Dr. Wilhelm Lübke. Achte durchgesehene Auflage. 2 Bände. Mit 594 Holzschnitt-Illustrationen. Stuttgart, Ebner und Seubert.

Diese Blätter begleiten das Erscheinen illustrirter Werke mit besonderer Aufmerksamkeit. In Folge dessen ist hier viel von dem Fortschreiten des Holzschneidens und der Illustrationskunst im Allgemeinen die Rede. Indessen verlohnt es sich auch vielleicht, einmal zurückzublicken, wenn nicht auf die Anfänge, so doch auf eine Epoche, die schon weit hinter uns liegt. Es läßt sich ja durchaus nicht bestreiten, daß wir in den letzten dreißig Jahren die erstaunlichsten Fortschritte gemacht haben. Die Illustration wird sehr viel allgemeiner verwandt, fast thun wir darin des Guten zu viel. Unsere Bücher sind im Ganzen unvergleichlich viel ansehnlicher geworden. Und der Holzschnitt im Besonderen hat eine Leistungsfähigkeit erlangt, von der man sagen möchte, daß sie keine Hindernisse mehr kennt. Er spottet der Schwierigkeiten des Stoffes. Den Kupferstich, die Radirung kann er auf das Getreueste wiedergeben — nach den verwischten Entwürfen Dorés schafft er Blätter, aus deren tiefen Schattennassen kräftige Lichter hervorleuchten — er vervielfältigt die Federzeichnung eben so genau wie das getuschte Bild, so daß man bei jedem guten Schnitte sagen kann, wie die Vorlage ausgeführt gewesen ist, nach welcher der Holzschneider gearbeitet hat. — Das ist unstreitig etwas ganz Außerordentliches, und Niemand wird leugnen, daß damit unendlich viel gewonnen ist, da ja einmal der Holzschnitt ein unersetzliches Mittel ist, Bildwerke vollständig zu machen, ein Culturfactor im eigentlichen Sinne des Wortes. Diese Leistungsfähigkeit ist unschätzbar. Aber auch sie hat, wie eine jede Kraft, dem Mißbrauch gebient. Es sei hier nicht der „modernen Illustrationsfünften“ gedacht, die kürzlich erst Wilhelm Lübke einen ernstlichen und beweglichen Warnungsruf entlockt haben — jener sinnlosen Buchmacherei, die sich häufig wenig ehrlicher Mittel bedient, den Markt mit geringer Waare zu übersfluthen. Aber ein zweiter Punkt, den Lübke in jenem Aufsatze gleichfalls berührt, ist wesentlich, und er veranlaßt uns, hier auf ein älteres Werk jenes Meisters der Kunstgeschichte zurückzugreifen.

Jener Punkt betrifft die Gefahr, die eben aus dem schrankenlosen Können des Holzschneiders erwächst — die Gefahr, daß mit dem eigentlich stilvollen Schnitt auch der Blick für den Stil verloren gehen könne. „In dieser Illustration“ — Lübke spricht hier im besondern von den kunstgeschichtlichen Schriften, indeß gilt sein Wort voll auch für andere Erscheinungen dieser Art — „offenbaren sich Mängel und Fehler, die man in der Regel ungerügt hingehen läßt, denen aber ein Halt geboten werden muß, weil sich aus ihnen eine bedenkliche Verwilberung der künstlerischen Darstellungsgefeße entwickeln zu wollen droht. Am wenigsten treten diese Bedenken in architektonischen Darstellungen hervor, obwohl auch hier durch zu malerisch behandelte perspectivische Bilder gelegentlich stark gesündigt wird. Auch die Werke der Plastik in ihrer einfacheren Gestaltung und greifbareren Form werden meistens in befriedigender Weise zur Erscheinung gebracht. Aber bei den Schöpfungen der Malerei bricht die wildeste Stillosigkeit herein, und der Holzschnitt unserer Zeit, zügellos und ohne verständige künstlerische Leitung, verfällt seiner schlimmsten Entartung. Die Technik dieses Kunstzweiges verlangt nämlich eine möglichst einfache, auf klarem Umriss und schlichter Schattengebung beruhende Behandlung. Man soll selbst in den tiefsten Schatten die Linien so schlicht wie möglich legen und vor Allem die den Kupferstich und der Radirung vorbehaltenen Kreuzlagen vermeiden. Da aber die wenigsten Zeichner von diesen Grundbedingungen der Holzschnittdarstellung Rücksicht ablegen, da das Publikum und also auch der Verleger möglichst derbe, schlagkräftige malerische Wirkungen verlangen, da ferner die effectvollen Erzeugnisse des Photographen zum Wettstreiten herausfordern, da entsteht ein Hinarbeiten auf Wirkung um jeden Preis, bei welchem das Wesen des Holzschnitts völlig aufgegeben, und seine angeborene Klarheit und Schönheit in ein widriges Herrbild verkehrt wird. Diese Illustrationen sehen im Druck immer aus wie mißlungene Abzüge von schlechten Kupferstichen, die

durch ihre Unruhe, ihre fleckige und rauhe Erscheinung abstoßend wirken. Fast keine kunsthistorische Publikation hält sich frei von diesen Mängeln, und zwar rührt dieser trübselige Zustand zumelst davon her, daß die meisten Autoren zwar vielleicht sehr gelehrte Männer sind, aber ein eigentlich künstlerisch gebildetes Auge gar nicht besitzen. In andern Fällen mögen sie zu bequem sein, der Herstellung der Illustrationen, den Arbeiten des Zeichners und des Holzschnelbers die nöthige Aufmerksamkeit zu zollen,



Christus am Kreuz. Von Rubens. Antwerpen.

Aus Lübke: Grundriß der Kunstgeschichte. Stuttgart, Eöner und Seubert.

denk dieß ist eine sehr mühsame, aufopferungsvolle, zeitraubende Arbeit. Und wer sein lebenslang viel Erfahrung in diesen Dingen gesammelt hat, wird doch in manchen Fällen trotz aller Hingebung an der Schwerfälligkeit des Zeichners oder dem geringen Verständniß des Holzschnelbers gescheitert sein.“

Das sind goldene Worte, und ohne die Tüchtigkeit des modernen Holzschnittes zu verkennen, wollen wir sie uns möglichst gegenwärtig halten, wollen wir uns von jener wenigstens nicht blenden lassen. Denn Lübke bemerkt mit Recht, daß gerade auf diesem Gebiete nicht leichtfertig Alles hingenommen werden darf, „da die Kunstgeschichte

lichen Bücher in weiten Kreisen des Publikums sich immer mehr eingebürgert haben, da ihre Verfasser für das künstlerische Gebiet Vielen als Autoritäten erscheinen, und doch in jener von mir geschilderten Richtung des Holzschnitts förmlich den ästhetischen Sinn des Publikums immer mehr verwirren und herabziehen, statt ihn zu wecken und zu fördern. Es thut aber wahrlich noth, mit allen Mitteln dahin zu streben, daß



Kopf der Kogane. Von Soddema.

Aus Lübke: Grundriß der Kunstgeschichte. Stuttgart. Ebner und Seubert.

bei den Deutschen der Geschmack zum Feineren und Edleren angeleitet und dem Rohen immer mehr entzogen werde.“

Lübke denkt, wie bekannt, nicht eben hoch von dem Schönheitsgefühl unseres Volkes, dessen Verklümmern er dem allgemeinen Verarmen der letzten Jahrhunderte und einer gewissen Verbildung, einer übermäßigen Ablenkung auf das Feld der Musik und der Dichtung hin zuschreibt. Er darf sich wohl darüber äußern; denn seit mehr als einem Menschenalter arbeitet er dagegen an, und wenn man ihn auch nicht als den Schöpfer der vollsthümlichen Kunstgeschichte bezeichnen kann, so muß man doch sagen, daß diese erst unter seiner Führung recht eigentlich in das Volk gedrungen ist.

Es ist hier nicht der Ort, einen Blick auf sein Wirken zu werfen. Ganz besonders der Grundriß ist ein wahrer Hausschatz geworden. Die Zahl seiner, stetig bearbeiteten Auflagen beweist seine Verbreitung; und wer nur einige Familien kennt, der

weiß auch, welche Wichtigkeit dieses Buch mindestens in einer oder der anderen befigt, als ein Gegenstand des Studiums, noch mehr aber als ein ausschlaggebender Richter bei jedem Schwanken.

Eine solche Vollstündlichkeit ist ein löstlich Ding; aber sie bringt auch große Verantwortlichkeit mit sich, und Manchen könnte ob berartiger Gottähnlichkeit bange werden. Denn ein Grundriß der Kunstgeschichte ist nicht ein einfaches Lehrbuch —



Brustbüste von Otricoli. Vatican.

Aus Lübke: Grundriß der Kunstgeschichte. Stuttgart, Ebner und Seubert.

wie ja Kunstgeschichte nicht schlechtweg Geschichte ist, sondern immer mehr oder weniger mit Aesthetik durchsetzt bleibt. Und Aesthetik ist in letzter Linie etwas Subjectives. So behält ein solches Buch immer einen stark persönlichen Zug, und häufig enthält es nicht mehr an feststehenden Thatfachen als an dem, was ein mehr oder weniger kluger Kopf bei diesen Thatfachen empfunden hat. Und nun bedenke man, wie schwer es ist, eine Empfindung allgemein gültig auszudrücken, sie so verständlich zu machen, daß der Leser sie nachfühlt. Kein Wunder, wenn man bei solcher Gelegenheit oft genug die fadensteinige Phrase findet. Darüber zu spotten ist sehr billig: man sollte sich lieber deutlich machen, wie schwer es ist, sie zu vermeiden. Und was wir Lübke am Höchsten anrechnen, ist gerade das, daß ihm dieses vollständig gelungen ist. Man wird in seinen Schriften nirgends die Phrase antreffen; lieber ist er nüchtern, trocken, gar ein wenig undeutlich, als daß er sich dazu verleiten läßt. Man höre nur, was

er zum Beispiel über Dürer sagt: „Dürer ist mit Recht der Stolz und die Liebe des deutschen Volkes; aber wir dürfen nicht vergessen, daß er, wie er der höchste Ausdruck unserer Vorzüge und Tugenden, so auch der Repräsentant unserer Schwächen und Mängel ist. Blinde Vergötterung ziemt nirgends, am Wenigsten vor einem solchen innerlich wahren, strengen Meister. Man darf über die herben, schroffen Neußerlichkeiten seines Stils weder mit Gleichgültigkeit noch mit falschem Entzücken hinwegsehen.“ Solche Stellen findet man öfters. Nirgends drängt oder schmeichelt er sich auf, sondern überall beharrt er in einer Art Zurückhaltung, anleitend, deutend, aber das Erfassen dem Schüler überlassend. Wir wüßten keine Eigenschaft, die rühmlicher wäre als diese Mischung von Selbstbewußtsein und Bescheidenheit, die stets das Vorrecht wahrhaft vornehmer Geister geblieben ist. Sie liegt als ein Segen in dem Buche, den man erst recht würdigt, wenn man bedenkt, wie viel Unheil Lütke hätte anrichten können, hätte er es sich bequem machen und die Phrasen züchten wollen, die sich so leicht einschleicht. Und/ von wie Vielen ihm das gedankt worden wäre, wenn er seine Begeisterung und Verachtung, ein Urtheil fix und fertig gegen geringe Mühe geliefert hätte! Wie vollstümlich er dann erst hätte werden können!

Wir geben in dem heutigen Feste einige Proben aus dem Grundrisse, die als Beispiele für Lütkes Forderungen an die kunstgeschichtliche Illustration dienen mögen. Sie sind von Fr. Walbinger gezeichnet und von Helm und E. Abe geschnitten — den Künstlern, welche an dem größten Theile der Lütke'schen Schriften mitgearbeitet haben. Gewissermaßen fassen diese Blätter Lütkes Programm zusammen, das er sich gestellt, als er vor dreißig Jahren an die Abfassung seiner vollstümlichen Werte ging.

ck.

Peinture Bogarts.

Zimmermann hat einmal die lustige Zeichnung eines alten Landebelmanns gegeben, dessen Kopf durch den damaligen Aufschwung des Zeitungswesens wirblich wird. Gegenwärtig könnte der Aufschwung der sogenannten graphischen Künste zu einem ähnlichen Späße Anlaß geben. Denn auch hier stehen wir inmitten einer mächtigen Bewegung. Des ist kein Zweifel. Eine der am stärksten treibenden Kräfte darin ist offenbar die Photographie. Sie ermöglicht einerseits beim Drude die größte Treue dem Urbilde gegenüber, andererseits erhöht sie fortwährend die Ansprüche des Publikums, das allmählich gar nicht genug verlangen kann. Um es zu befriedigen, hat man ihm die Delbrude geboten; ohne indeß damit bisher viel Glück zu haben. Denn ein solcher Drud sieht sehr herausfordernd aus, und betrachtet man ihn genau, so sieht man doch, wie viel ihm fehlt. Für den Kenner enthält er weit weniger als selbst die bloße Photographie nach dem Originale. Nach dieser kann man sich doch ungefähr einen Begriff von der Pinselführung des Meisters bilden; der Delbrud dagegen sah immer todt aus. Begreiflicher Weise haben die Hersteller diesem Mangel, den sie ebenso gut fühlten wie das Publikum, bei Zeiten abzuhelpen gesucht; sie haben den Grund schattirt oder eine Art Reliefdrud angewendet. Keines dieser Verfahren hat jedoch zu einem solchen Erfolge geführt wie dasjenige, das seit einiger Zeit unter dem Namen Peinture Bogarts bekannt geworden ist. Hier sieht man einen wirklichen Fortschritt; und nach dem, was man über die Herstellungsweise hört, scheint derselbe auf einem in der That ganz neuen Wege erreicht worden zu sein. Jenes Impasto nämlich wird dadurch erzielt, daß man das Urbild mit einer Galatinehaut überzieht und so eine Art Reliefform gewinnt, aus der man gewissermaßen Abbrude nehmen kann. Und ferner ist das bezeichnend, daß man dabei nicht das Papier, worauf man druckt, aus Holz oder Leinwand klebt, sondern daß man die Druckmasse davon ablöst und das ganze Bild unmittelbar auf den festen Grund überträgt. Auch hierdurch wird natürlich der Drud lebendiger. Zunächst hat der Erfinder, der übrigens die eigentlichen Kunstgriffe seines Verfahrens noch geheim hält, allerdings erst kleinere Gemälde

vielfältigen können: die Einzelheiten seines Drucks enthalten ja auch Bedingungen, deren Schwierigkeit mit jeder Erhöhung des Formats ganz unverhältnißmäßig wächst. Verzichtet hat er aber nicht darauf, auch hierfür noch Rath zu schaffen und man darf ihm wohl nach der Forderung, die er bewiesen, einen günstigen Ausgang vorhersagen. Jedenfalls ist seine Leistung schon jetzt hervorragend, und man wird ihren Einfluß auf unser ganzes Geschmackswesen nicht wohl unterschätzen dürfen. Seine Drude stehen wirklich auf einer sehr hohen Stufe und kommen dem Urbilde fast ganz nahe.

P. A. Hofegger's Ausgewählte Schriften. 61. — 70. Lieferung. Vollständig in 80 Lief. 8. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag. à Bfg. M. 0.50.

Die in diesen Heften gebotenen Schriften Hofeggers enthalten die „Sonntagsruhe“, ein Unterhaltungs- und Erbauungsbuch in steirischer Mundart, hochdeutschen Gedichten, Aufsätzen für Kinder, Parabeln, Legenden und Weltbetrachtungen — sowie des „Novellenbuches“ 4. Band, unter dem Titel „Dorffünden“. So ungleichartig die in diesen Bänden enthaltenen kleinen Sachen auch sein mögen, so gewähren sie doch einen Einblick in den Entwicklungsgang von Hofeggers eigenartiger Begabung. Das einmal ausgesprochene Urtheil: „Wenige Bücher werden geschrieben, die man mit solch' innigem Behagen liest und die einen so nachhaltigen Eindruck machen, als diese einfachen, volkstümlichen Erzählungen mit ihrer Fülle von Lebenswahrheit, von Witz und Spannung“, findet auch in diesen Schriften volle Bestätigung.

Eduard Brindmeier, Die provenzalischen Troubadours als lyrische und politische Dichter. Mit Proben ihrer Dichtungen. 8. 270 S. Göttingen, 1882, Vandenhoeck und Ruprecht's Verlag. M. 4.40

„Wenn in der Literatur irgend eines Volkes sich ein strenger und auffallender Unterschied zwischen den lyrischen und politischen Gedichten wahrnehmen läßt, ja wenn man von irgend einer Literatur sagen kann, daß gerade die politische Poesie einen ganz bestimmten, hervorragenden Platz in derselben einnimmt, eine eigenthümliche, abgeschlossene und von den übrigen Gedichten gänzlich verschiedene Kategorie derselben bildet, so ist dies bei der Troubadourpoesie der Fall, und zwar in dem Maße, daß man ohne genaueres Eingehen auf die Ursachen dieser Erscheinung kaum für wahrscheinlich halten möchte, daß diese politischen Gedichte von denselben Dichtern herrühren könnten, welche die lyrischen schufen, so verschieden sind sie, ausgenommen in der äußeren Form, von einander. Diese politischen sind eben so wenig wie die lyrischen, dem Minneleben gewidmete Gedichte, nicht immer freie Erzeugnisse des Gemüths, sie müssen nicht als Poesien an sich, sondern aus dem Gesichtspunkt ihrer Zeit und der höchst eigenthümlichen Stellung und Aufgabe der Troubadours erklärt und aufgefaßt werden. Dann aber bieten beide Arten von Gedichten soviel Anziehendes, Interessantes und Eigenthümliches dar, daß es sich der Mühe lohnt und Freunden der Poesie eine gewiß angenehme Beschäftigung bietet, derselben volle Aufmerksamkeit zu widmen, zumal da die poetische Literatur der provenzalischen Literatur in dem weiten Kreise der Literaturfreunde verhältnißmäßig noch weniger bekannt ist. Brindmeiers Arbeit ist ganz dazu angethan von dem Wesen der provenzalischen Poesie sowie von der exceptionellen, aber hohen Stellung, welche die Troubadours als solche in ihrer Zeit einnahmen, eine richtige Vorstellung zu gewähren. Die in dem Buche enthaltenen Proben der dichterischen Leistungen (Text und Uebersetzung) sind für die Charakteristik gut gewählt; die von dem Verfasser an verschiedenen politischen Gedichten angestellten Erläuterungsversuche lassen erkennen, mit welchen Schwierigkeiten die genaue Feststellung der historischen Beziehung verbunden ist. Das Buch wird den Literaturfreunden eine sehr vollkommene Gabe sein.“

Shakespeare-Galerie. 36 Blätter in Stahlstich, gezeichnet von Max Adamo, Heinrich Hofmann, Hans Makart, Friedrich Pecht, Fritz Schwoerer, August und Heinrich Spieß. Mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht. Zweite Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Diese Shakespeare-Galerie ist außerordentlich bekannt geworden. Ihre Entstehung fällt noch in eine Zeit, wo man die Anwendung des Lichtdruckes für solche Zwecke nicht kannte. Auch heute finden sich noch häufig Kunstfreunde, die von dem neuen Vervielfältigungsmittel nichts wissen mögen: ihnen wird diese Ausgabe besonders willkommen sein. Die schönen Zeichnungen und Pechts gewandter Text empfehlen das Buch in hohem Grade.

Theodor Körners sämtliche Werke, herausgegeben von Heinrich Laube. Wien, Siegmund Wensinger.

Körner gilt im Allgemeinen für den Klassiker der Jugend. In vielen Kreisen pflegt man einem Knaben, der in die Jahre zu treten beginnt, wo man Kindern nicht mehr eigens zurechtgemachte Jugendschriften, sondern wirkliche Literaturwerke in die Hand giebt, Körners Werke auf den Weihnachtstisch zu legen. Körner gilt eben für harmlose Kost. Darin beruht seine Popularität und der Rest von Bedeutung, den er noch für uns hat. Denn wenn wir von zwei oder drei allerdings herrlichen Gedichten, idnend wie Schwerdtkirren, absehen, so ist der Rest seines Schaffens für uns eigentlich todt. Seine Werke sind große Versprechungen, deren Vereitelung man stets bitter beklagen wird — aber sie sind nichts mehr, und dem entsprechend werden sie auch in der That nicht mehr gelesen. Der blühende Jüngling mit der zerschossenen Brust wird für uns stets ein rührendes Bild bleiben: aber wenn wir heute an den Dichter des großen Franzosenkampfs denken, dann steigt nicht er vor uns auf, sondern ein anderer hebt sich empor, gleichfalls von einer Kugelmunde entstellt, aus der das Leben geronnen — Heinrich von Kleist. Und wenn wir die Beiden mit einander vergleichen, dann versteht uns gegen Körner die Erinnerung an die satte Selbstzufriedenheit, womit der glückliche Wiener Theaterdichter über die blutige Lösung am Wannsee abgeurtheilt hat. Es wäre vielleicht an der Zeit, unsere Jugend mit anderen Vorbildern aufzuziehen. Indes so lange man bei der alten Sitte bleibt, werden gute Ausgaben der Werke Körners immer willkommen sein. Wäre diese nur besser! Es ist eine Prachtausgabe, aber eine geringster Art. Den Illustrationen sieht man an, daß sie bestellte Arbeit sind — es ist Fabrikwaare. Die Einleitung Heinrich Laube's, falls er dem Ausdruck überhaupt mehr als seinen Namen geben sollte, ist in den ersten vorliegenden Lieferungen noch nicht enthalten. Erscheint sie noch, so wird man nur bedauern müssen, eine Arbeit des verehrten Meisters in solch' einem Buche begraben zu sehen. —ok.

Der Panama-Canal. Von Hugo Böller. Stuttgart, W. Spemann.

Es ist ein eigenthümliches, wirklich bewegtes Leben — das des Specialcorrespondenten. Der bekannte Berichterstatler der Königschen Zeitung, der erst jüngst die Schlächtereien der humanen Engländer in Aegypten aufgedeckt, hatte sich bis zum Ausbruch der orientalischen Wirren in Südamerika befunden, hauptsächlich um die deutschen Ansiedelungen dort und die Anfänge des Panama-Canals in Augenschein zu nehmen. Ueber diese giebt er jetzt einen kurzen Aufsatz heraus, der drei Bogen stark und mit hübschen Illustrationen ausgestattet ist. Er zeigt hier wieder alle die Vorzüge, die wir an Böller bei der Schilderung seiner Weltumsegelung schätzen gelernt haben: scharfen Blick, Klarheit und natürliche Lebendigkeit des Vortrages, glückliche Gaben, zu deren voller Verwendung ein nicht geringer Grad von Widerstandsfähigkeit gegen die abstumpfende Wirkung des rastlosen Reisens gehört. Jene Vorzüge erhöhen den Werth der vorliegenden Darstellung, die an sich schon von Bedeutung ist als die erste, die von einem Unbetheiligten ausgeht. Böllers Ansichten von der Zukunft des Lepsius'schen Unternehmens sind ziemlich hoffnungsvoll, obwohl er nicht verhehlt, daß

amerikanische Speculanten auf der Lauer zu liegen scheinen, um bei der ersten Gefährdung die ursprünglichen Actionäre auszufrieren — wie ja wohl der Ausdruck der amerikanischen Börse lautet. Auch er warnt auf das Ernstlichste europäische Arbeiter davor, sich anwerben zu lassen. „Die Verwendung von Europäern würde bloß bei Aufseherposten oder beim Minensprengen oder bei anderweitigen Thätigkeiten, die schon mehr Handwerk sind, gerechtfertigt sein. Die Zahl derjenigen aber, die in solcher Stellung Beschäftigung finden können, muß nothwendigweise sehr beschränkt sein, und unter der großen Masse von Negern und Negissen zu arbeiten, wäre nicht bloß entwürdigend, sondern in Anbetracht des Klimas beinahe unmöglich.“ Jedenfalls werden die Arbeiten, die eigentlich noch gar nicht recht begonnen haben, wohl ein Jahrzehnt in Anspruch nehmen. Um welche Schwierigkeit es sich dabei handelt, mag man daraus entnehmen, daß, um den Wasserabfluß des Chagres zu regeln, ein Damm von 40 Meter Höhe und 1600 Meter Länge, zwei Drittel einer Droschkentour, gebaut werden muß, der allein 60 Millionen kosten soll. Das ist eine der Kleinigkeiten, mit denen Lesseps sich nebenbei auch abgeben muß. Ein sehr fruchtbares Feld scheint übrigens die Gegend von Panama für solche Leute zu sein, die neben einigem Vermögen Nüchternheit und Unternehmungslust, allerdings auch eine feste Gesundheit besitzen. Dort sind alle Bedingungen der Cultur eigentlich erst zu schaffen. Bei der reichen Zukunft des Landes aber würde jene Mühe zehnfältige Zinsen tragen. Mögen die Deutschen nicht auch hier warten, bis ihnen Pankees und Engländer und Franzosen zuvorgekommen sind!

—ck.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher:

Candolle, M. Alph. de, Darwin considéré au point de vue des causes de son succès etc. Genève, H. Georg, libraire de l'université.
Coquelin, C., Die Kunst und der Schauspieler. Uebersetzt und eingeleitet von Ferdinand Gross. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
Dietrichs, Hermann u. Ludolph Parisius, Bilder aus der Altmark. Hamburg, J. F. Richter, 7. Lieferung.
Enders u. Wittkamen, Frühlingsblumen. Lfg. 10. 11. 12. (Schluss.) Leipzig, G. Freytag.
Galle, Marie, Album, 12 Skizzenblätter. Berlin, Franz Ebbardt.
Gallva, Kritische Monatschrift für französische Sprache und Literatur. Herausgegeben von Dr. Adolf Kressner. Cassel, Bd. I. Nr. 7. Leipzig, Verlag von P. Ehrlich.
Goerth, A., Einführung in das Studium der Dichtkunst, I. das Studium der Lyrik. Leipzig u. Wien, Julius Klinkhardt.
Grassmann, Robert, Das Thierleben oder die Physiologie der Wirbelthiere. Stettin, Verlag von R. Grassmann.
Kleinstitck, Gustav, Goethe und Cotta, Vortrag etc. Wien, Verlag des Verfassers.
Lackowitz, W., Bilder aus dem Vogelleben Norddeutschlands und seiner Nachbarländer, nach Skizzen von Paul M. Roepers. Berlin W., Druck und Verlag von Franz Ebbardt. Lfg. 1. 2.

Lyon, Dr. Otto, Minne- und Meistersang. Bilder aus der Geschichte altd deutscher Literatur. Leipzig. Th. Griebens Verlag (L. Tornau).
Neumanns geographisches Lexicon des deutschen Reichs, Lfg. 12—22. Leipzig, Bibliographisches Institut.
Polko, Elise, Taschenbuch für Deutschlands Frauen und Jungfrauen, vierter Jahrgang. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer).
Revue des livres nouveaux, Nr. 53, Directeur: H. de Soudier, Paris.
Robert, Friedrich, Neue Gedanken über Gott. Hamburg, Hermann Grüning.
Rohrscheidt, Kurt von, Sinnen und Weben, Märchen und Märchenartiges. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
Rütwege, L., Die Bretagne, Schilderungen aus Natur und Volk. Basel, Genf und Lyon, H. Georgs Verlag.
Sutermöller, Professor O., Schwyzer-Dütsch, aus dem Canton Zürich, Lfg. 15. 16. Zürich, Orell, Füssli & Co.
Thomasschewski, Albert, Statistische Notizen für das deutsche Reich. Berlin, Verlag von Julius Springer.
Unser Frauen-Leben. Einunddreissig Bände, von der Verfasserin der „Pädagogischen Monatshefte“. Berlin W., Verlag von Franz Ebbardt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . . 58²⁰ R.
Mühlbrunn . . . 44⁶⁰ R.
Schlossbrunn . . 44⁰⁰ R.
Theresienbrunn . 43³⁰ R.
Neubrunn . . . 49³⁰ R.
Markbrunn . . . 39⁰⁰ R.
Russ. Kronquelle 28⁰⁰ R.
Felsenquelle . . 47⁰⁰ R.
Kaiser Karls-Qu. 34⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinari

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum
München.

*"Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk,
wesshalb ich es bestens empfehlen kann."*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

*"Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner
Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Ver-
kommenden Mineral-Wässern vorthellhaft aus. 24. Decem-
ber 1878."*

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre an
Univ. Berlin.

*"Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Trän-
kewasser, dessen chemischer Charakter es in hygienischer
diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen
Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Jan-
uar 1879."*

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.

*"Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossen
als vorzüglich gut vertragenes Getränk, unvermischt oder
mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879."*

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

*"Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein genossen
nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten
Rang ein. 16. März 1879."*

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg.

*"Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, in-
sonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth.
23. März 1879."*

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus.

*"Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wa-
sser, das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebenden
Einfluss auszeichnet. 5. April 1879."*

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Aord und SÃ¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
f>aul tindau.
vierundzwanzigster Vand.
(Mil den porrlilÂ« Â»OH Fl. bisher, w. non Viefabbrch! !>!>> Gabriel Mar)

<z^M^
Breslau 1887,.
Verlag von S. Â¶chottlaender.

Inhalt des 24, Bandes.
Januar — Leu r u ar — M ärz.
M5.
Carl Abel i» Verlin. ^""
Ueber die Unteischcidmig sinnverwandter Wörter 22U
Friedrich Althaus in tondon.
Erinnerungen an Gottfried Kinkel 22?
I. tzermann Vaas in Worms.
lieber die Grenzen des ärztlichen Könnens 25?
Christian Elster.
Line Kreuzträgerin. Erzählung. Aus dem Norwegischen übersetzt
von Emma Alingenfeld 275
Wilhelm von Giesebrecht in München.
Unsere Gymnasien, pädagogische Vriefe ^76
Otto Gumpiecht in Verlin,
Robert Schümann I, t I ^gu. Z^ ^
j)aul lindau in Verlin.
Lin Roman für Erwachsene von einem junge» Mädchen >,14
Fedora von victorien Zardou. Mit einigen Vemerklungen über die
Vnhnenfertigkcit französischer und deutscher Ktiicke 24Z
Rudolph lindau in Verlin.
Der Gast. Eine Novelle I. II !, <.Z!1
Gustav INeyer in Graz.
Ueber spräche und lileiatur der Albanesen 2 ^
Adain !Nüller°Guttenbrunn in Wien.
Die Frau HofrätIzin. Eine wahre Geschichte 5,9 5
W8404

— Inhalt des 24, Van des.
Ludwig fletsch in Verlin. -""
Gabriel Mar 3?^
Mi! dein Portrait von Gal'riel Mar, Raoirung »0,1 ll^ill,, Rohr in München,
Johannes scherr in Zürich.
Ein Zarcmnord , 5»
Heinrich Seidel in Verlin.
Gedichte 22«
Fr. Th. vischer in Stuttgart.
Neue lyrische Gänge »>
Richard weltrich in München.
Friedrich vischer als Poe! M
Georg Winter in Marburg.
Die Katastrophe wallenstcins. Nach der neuesten archivalischen
Publikation 2P
-Vibliographie ^24. 2^ . ^>z

Januar 1883.
Inhalt.
Seile
Rudolph tindau in Verlin.
Der Gast. Eine Novelle I.
Johannes öcherr in Zürich.
Ein Zarenmord .' 58
Fr. Th. Vischer in Stuttgart.
Neue lyrische Gänge 8^
Richard weltrich in Alünchen.
Friedrich vischer als p«et 8«)
s)aul lindau in Verlin.
Ei» Roman für «Erwachsene von einem jungen Mädchen ^H
Vibliographie ^2^
Hierzu ein Portrait von Fr. CH. Oischer, Äadirung von
willzelm llranskovf in München.
^tlold und 5i>d" ellchein! am Antang jede» Mona!» in Heften mi! je ein» KunWeilaaae.
— pteil pro Vuallal (H hef!»1 « Malt.
Alle Vuchhandiungen und postanllailen nehnien jederlei! Vestellungen »n.
^^ Alle au! den icdnlüoncllen l»t>al> von „Maid «n!» Küd" beillglichen Sendungen sind an die
z>t!»«cl!<»» nach ZlnNn««l, uon de» yefdlstiahe l, a!,ne Angabe eines Personennamen» zu lichten, »—
Veilagen zu dieseni tzeft
Milhet» «Zogel«»»« in <j»ip>g lvn!chiedene verlagim«'«,)
Kll« Sp«»»r in ^eiplig. ljestgelchent.vellag.)

^'''«W^Mßm

Der Gast.
Line Lovelle
von
tilidalpf, Lindau.
— Verlin. —

r beiden Männer, die auf dein Dampfboot, „der Hudson“, im
Hafen von New-Iort am 26. April 1865 Abschied von einander
»ahmen, und von vielen Passagieren neugierig beobachtet wurden,
schienen nur wenig zu einander zu passen; doch sah man wohl,
daß ihnen die Trennung schwer wurde. — Der Eine, der Zurückbleibende,
ein Mann, der vierzig Jahre alt zu sein schien, aber möglicherweise jünger
war, als er aussah, stand an der Treppe, um das Schiff zu verlassen. Er
war ein Niese von Gestalt. Seine kolossalen Gliedmaßen staken in einem
schlecht gemachten, augenscheinlich fertig gekauften Anzüge, und waren darin
beengt: seine Bewegungen linkisch, unbeholfen. Er sah ans, als habe er
seit Jahren keine städtischen Kleider angelegt, und fürchte nun bei jeder
Bewegung, den neuen, glänzenden, schwarzen Nock, den er heute zum ersten
Male auf dem breiten Rücken trug, zu zerreißen. — Er hatte schlichtes,
pechschwarzes Haar, das in einer gewissen altmodischen Weise gescheitelt und
gebürstet war und ihm das gemessene, pedantische Aussehen eines Dorf-
bewohners gab. der mit besonderer Sorgfalt feierlichen Sonntagsstaat
gemacht hat. Sein Gesicht war vom Wetter gebräunt; die Züge waren
massiv und mächtig, keineswegs häßlich, in gutem Verhältnis; zur Gestalt; —
giadezu schön waren die großen, schwermüthigcn, dunkeln Augen und der
kindlich gntmiithige Mund, hinter dessen glatt rasirtcn, edel gewölbten
Lippen die starten Zähne weiß Hervorleuchtelen. — Der Andere, hellblond,
mit blauen, lachenden Augen, sonnenverbrannt wie der Riese, die Züge von
seltener Anmuth und Energie, war mittler Größe, schlank und wohlgebaut.
Er trug einen Neiscanzug, der aus demselben Laden stammen mochte, wie

2 Rudolph lindau in Veiliu,
der schwarze Rock seines Freundes; aber er war einer von den Leuten,
denen Alles, was sie anziehen, gut sitzt. Frei und edel war eine jede seiner
Bewegungen.
„Mn, Nick, mein alter Gefährte, gehab' Dich wohl," sagte der Riese.
„Sobald ich da drüben Alles in Ordnung gebracht habe, folge ich Dir.
Richte Dich zu Hause für uns zwei ein; und wenn Du Dir eine Frau
nimmst, bedinge, daß sie mich in Deiner Nähe dulden muß. Und suche
meinen Hruder.Ha^y.:Felch auf und sage ihm, wie es mir geht: gut, ganz
gut mK'etwas'»'Sehnsucht nach ihm und nach den Schwestern und der
Hli'iillK.^ .AuvklInw't.'ihn"unter Tausenden nicht verfehlen, denn ergleicht
mir'wie"eiii'V'dem' anders. Und grüße auch feine Frau und sage ihr,
ich hoffe, sie nun bald persönlich kennen zu lernen. — Gott beschütze Dich,
mein lieber Nick! Lebe wohl!"

Die Augen wurden ihm feucht, als er sich endlich abwandle und das
Schiff verließ, und Nicolaus Ohlsens Blicke folgten ihm mit unverkennbarer
Rührung.

Das Dampfboot war nun vom Hafendamm losgemacht, der Steg, der
es noch mit dem Lande verbunden hatte, fortgezogen. Es manövrirte, den
kurzen, energischen Befehlen des Capitäns gehorchend, ungeduldig schnaufend,
ächzend, pfeifend, zischend eine kleine Weile hin und her, um sich von den
Schiffen und Booten, die es umgaben, frei zu machen; aber bald hatte es
offenes Fahrwasser vor sich, und nun zog es majestätisch, ruhig und schnell,
seiner Straße.

Da ertönte es, einer Posaune gleich, vom Ufer her: „Fahre wohl,
Claus Ohlfen! Fahre wohl!" und der Gerufene, der, mit dem, Tafchen»
tuche winkend auf dem Deck stand, fetzte beide Hände an den Mund, stieß
einen hellen, langgezogenen, wilden Schrei aus, und rief dann aus voller
Brust zurück: „Glück auf John Maclean! Auf Wiedersehen!" — Darauf
blieb er noch eine Minute mit dem Tuche winkend stehen: dann wandte er
sich gelassen ab, und ohne auf die verwunderten Blicke und das Lächeln der
anderen Passagiere zu achten, stieg er die Treppe hinab, um sich, wie alte
Reisende dies zu thun Pflegen, vor allen Dingen in seiner Cajüte einzu-
richten. Ein junger Mann, der zwischen zwei eleganten, hübschen Damen
stand, blickte ihm nach und sagte, sich an seine Gefährtinnen wendend: „Einer
aus dem ‚Fernen Westen‘, ich wette!"

Der Schotte John Maclean und Nicolaus Ohlfen aus Lübeck hatten
sich vor acht Jahren in Californien kennen gelernt, als sie „Gold suchend"
fast gleichzeitig dort angekommen waren, Ohlfen zählte damals zwanzig
Jahre; aber er war bereits ein Mann, der seit vier Jahren, auf eigene
Faust, den Kampf mit dem Leben und um das Leben begonnen, Gefahren
getrotzt, dem Tod iu'Z Auge geschaut hatte, und der, wenn er die sichere Hand
auf dem großen, gut gehaltenen „^'n^ lIevolvor" hielt, den er in einem
breiten ledernen Gürtel, an der Seite trug, in Gesellschaft der wilden

Der Gast. 3

Abenteurer, die damals aus allen Welttheilen nach dem Gold verheißenden Lande gezogen tarnen, so ruhig und behaglich dasaß und seine Pfeife rauchte, als erfreute sich seine persönliche Sicherheit des Schuhes der besten Polizei einer großen civilisirten Stadt.

Nicolaus Ohlsen war eine Waise und hatte weder Bruder noch Schwester. Das Leben bei einem alten, griesgrämigen, strengen Onkel in Lübeck, der ihn erzogen hatte, war ihm zur Last geworden. Er hatte sich von einem wohlhabenden Freunde seines verstorbenen Vaters, dem sein offenes, kühnes Wesen gefallen, „auf Ehrenwort“ die für seine damaligen Verhältnisse bedeutende Summe von hundert Thaler zu verschaffen gewußt und war damit heimlich davongegangen. Die geborgte Summe hatte er schon nach einem Jahre mit einem herzlichen Dankschreiben zurückgesandt. — Der Onkel war ganz froh gewesen, seinen Wildfang von Neffen losgeworden zu sein, und hatte keine weiteren Nachforschungen nach ihm angestellt. Er hatte in langen Zwischenräumen lakonische Briefe von Nicolaus empfangen, und wußte, daß dieser sich in kurzer Zeit in verschiedenen Welttheilen umgesehen hatte und schließlich nach Californien gelaugt war. Von dort aus empfing der Onkel im Jahre 1858 folgenden Brief:

„Es geht mir gut, lieber Onkel, und ich hoffe, Du befindest Dich ebenfalls wohl. Wenn Du mir etwas mittheilen willst, so schreibe mir
!-y8tü,nts San Francisco. Dort führen mich meine Geschäfte alljährlich zweibis dreimal hin.

Dein ergebener Neffe N. O.“

Der Onkel hatte gemeint, es sei eine Schande und Sünde, daß Nicolaus ihn schweres Porto habe bezahlen lassen — denn der Brief war nicht frantirt gewesen — um so wenig zu schreiben. Er hatte zuerst absichtlich nicht geantwortet; dann gezweifelt, daß ein Brief von ihm den vagabundirenden Neffen noch in Californien finden werde, und schließlich war er gestorben, ohne diesem wieder ein Lebenszeichen gegeben zu haben.

Nicolaus wußte nicht, was aus dem Onkel geworden war, kümmerte sich sehr wenig um ihn und hatte ihn nach zwei Jahren vergessen. „Keine Sorge im Kopf, keine Kette am Bein; — der Vogel in der Luft ist nicht freier als ich,“ sagte er; und leichten Herzens zog er durch's Leben.

John Maclean war in die Welt hinausgegangen, um Geld zu verdienen. Er hatte ein halbes Dutzend unverheiratheter Schwestern, die oben im Norden von Schottland, in einer kleinen Stadt wohnten, und dort mit ihren alten Eltern ein kümmerliches Leben führten. John und sein Zwillingbruder Harry waren in Glasgow erzogen worden, hatten sich durch eisernen Fleiß, durch eine an Geiz grenzende Sparsamkeit ausgezeichnet und als sechszehnjährige Burschen angefangen, von ihrer Arbeit zu leben. — Harry war in ein Geschäft eingetreten. Seine Tüchtigkeit und ängstliche Ehrlichkeit hatten ihm das Zutrauen und das Wohlwollen seines Principals erworben. Er war rasch vorwärts gekommen, und mit seinem zwanzigsten Jahre schon

H Rudolph lindau in Verlin.
im Stande gewesen, seine Eltern zu unterstützen. Dann war er in eine große Bank nach Edinburg und später nach London berufen worden, und dort bekleidete er seit seinem dreißigsten Jahre die Stelle eines Direktors und bezog ein Gehalt, welches ihm gestattete, Wohlleben in das Vaterhaus zu bringen. Er hatte dies gethan, ohne jemals ein Wort des Dantes dafür zu erwarten oder zu bekommen. Die Macleans waren ernste, fromme Leute, denen es selbstiinblich erschien, daß ein Manu seine Pflicht thut. Die Eltern hatten mit schweren Opfern, aber ohne sich dessen zu rühmen oder darüber zu Nagen, ihre Pflicht an ihren Söhnen gethan, und ihnen eine gute Erziehung zu Theil werden lassen; die Söhne thaten nun, ohne dafür Lob zu ernten, ihre Pflicht an ihren Eltern. Das war in der Ordnung, und erschien allen Beteiligten nicht mehr und nicht weniger als einfach in der Ordnung. Aber der alte Maclean war stolz auf seinen Sohn Harry, den Director der „Western Bank“ und sprach gern und oft von ihm. Anders war es, wenn es sich um Harrys Zwillingsbruder handelte.
John war eines Tages, nachdem er vier Jahre lang in einem kleinen Geschäfte gearbeitet hatte, nach dem Vaterhause zurückgekehrt und hatte dort ungefähr folgende Rede gehalten-
„Männer kann ich den Mädchen nicht verschaffen; dazu sind sie zu groß und zu wild“ — es waren sechs Riesinnen, die älteste zweiund-dreißig, die jüngste sechszehn Jahre alt — „aber für sie sorgen, das will ich. Harry hat sich entschlossen, sein Glück in Edinburg und in London zu versuchen; ich will sehen, ob ich meines auf der andern Seite des Wassers finden kann. Wenn es mir gut geht, so sollt Ihr wieder von mir hören.“
Während langer Jahre hatte man in Schottland direct nichts von ihm gehört. „Es muß ihm schlecht gehen“, hatte der alte Maclean oftmals gefügt, und Frau Maclean hatte im Geheimen manch' bittere Thräne darüber geweint. Doch wußte man zu Hause, daß John am Leben sei, denn Harry belichtete regelmäßig über ihn und schrieb wohl alle drei Monate- „Ich habe Nachrichten von Jack. Es geht ihm, Gott sei Dank! wohl“. — Endlich im Jahre 1859, zwölf Jahre nachdem John die Heimath verlassen hatte, war ein Brief von ihm angekommen, der einen Wechsel über eine große Summe Geldes (Tausend Pfund) enthielt. In diesem Briefe schrieb der pflichttreue Sohn ehrerbietigst seinem greisen Vater und seiner alten Mutter, es gehe ihm nun endlich gut — sehr gut, und er werde in Zukunft viel Geld nach Haufe schicken, das nach sorgfältiger Berathung mit dem sachverständigen Harry dazu benutzt werden sollte, um „den Mädchen,“ von denen nur zwei Männer gefunden hatten, ein sorgenfreies Leben zu sichern. — Neue Geldsendungen waren sodann in kurzen Zwischenräumen gefolgt, so daß die Macleans für reiche Leute gegolten, als im Jahre 1862 der Vater Maclean und wenige Monate darauf auch seine Frau das Zeitliche gesegnet hatten. Dann waren ^die vier alten Jungfern nach Edinburg übersiedelt, wo sie mit der Hälfte ihres Einkommens ein zurückgezogenes, strenges Leben führten.

Vei Gast. 5

Sie empfangen nun mit großer Regelmäßigkeit Briefe von John sowohl wie von Harry; aber nachdem ihnen ein Vermögen gesichert worden war, das ihnen gestattete, alle ihre Bedürfnisse mit Leichtigkeit zu befriedigen, hatten die Geldsendungen aus Amerika aufgehört. Die Schwestern fanden dies ganz in Ordnung, und eine jede von ihnen hatte frühzeitig über ihren Antheil am gemeinschaftlichen Vermögen so verfügt, daß derfelbe nach ihrem Ableben in gleichen Raten unter ihre überlebenden Geschwister vertheilt werden sollte.

Harry Maclean hatte sich im Jahre 1857. bald nach seiner Ernennung zum Tirector der Western Bank, mit einer Wittwe verheirathet, die eine Tochter hatte und nur vier Jahre jünger war als er. Die kleine Natalie, das Kind aus erster Ehe, zahlte damals acht Jahre; die Mutter sechsund» zwanzig. Die Familie Maclean hatte diese Heirath nicht gebilligt. Daran hatte sich Harry wenig gekehrt. Er that in erster Linie seine Pflicht, der er ohne Murren alles Andere opferte; dann aber, unbekümmert um Dritte, rücksichtslos das. was ihm gefiel. — Die junge Wittwe hatte ihm gefallen; er hatte sich um sie beworben, und sie war bereit gewesen, ihm ihre Hand zu reichen. — Die neue Schwägerin war nach der Meinung der streng protestantischen Schwestern keine rechte Christin. Sie war ebenso schlimm, vielleicht noch schlimmer als eine Papistin. Sie gehörte einer Religion an, die sich die orthodoxe nannte: sie war Russin. Ihr erster Manu war ein vornehmer, griechischer, in London etablirter Kaufmann gewesen. Sie war von eigenthümlicher, großer Schönheit. Harry Maclean hatte sie, bald nach seiner Verheirathung, seinen Eltern und Schwestern vorgestellt; aber die Schotten und die Russin waren sich wildfremd geblieben. Monia hatte sich »icht etwa als stolze, vornehme Dame gezeigt. Nicht die leiseste Spur eines Lächelns oder das geringste Zeichen von Verwunderung war auf ihrem Antlitz zu entdecken gewesen, als ihr die riesigen Verwandten, in groben, im Hause Maclean angefertigten Kleidern vorgestellt worden waren; aber die ganze Familie hatte gefühlt, daß zwischen der großen, schlanken Frau, mit dem weißen, hellen Gesichte, den heißen, dunkelblauen Augen, dem hellbraunen üppigen Haar, die ihnen wie eine Königin, überraschend schon, feierlich entgegengetreten war und ihnen mit fremder, melodischer Stimme, mit absonderlicher Aussprache „guten Tag" gewünscht hatte — daß zwischen dieser Frau, der neuen Schwiegertochter und Schwägerin, und ihnen, leine Gemeinschaft sei, nie eine Gemeinschaft existiren könne. — Sie war nach wenigen Tagen wieder abgereist, und die ganze Maclean-Familie hatte, nachdem sie gegangen war, Ilufgeathmet, als habe man sie von einem Zwange befreit. — Ein Jahr später hatte Harry Maclean seinen Verwandten angezeigt', daß ihm ein Sohn geboren sei, später hatte ei die Geburt eines zweiten Kindes, einer Tochter, gemeldet. Man hatte sich darüber in Schottland gefreut; aber die alten Macleans hatten nicht den Wunsch geäußert, ihre Enkel zu sehen, und waren im nächsten Jahre gestorben, ohne mit ihrer Schwiegertochter wieder

6 Rudolph linbau in Verliii,
zusammengetroffen zu sein. — Harry hatte an dem Sterbebette seines Vaters
und später auch an dem seiner Mutter gestanden und der Beeidigung der
beiden alten Leute beigewohnt. Er war dabei ruhig und gefaßt
erschieden, aber bei dem letzten Begräbnis; hatte er todtenblaß ausgesehen,
und nachdem er die üblichen drei Handvoll Erde auf den Sarg der Mutter
geworfen, war er mehrere Schritte zurück getaumelt und hatte verstört um
sich geblickt, wie Einer, von dem man gewärtig sein muß, daß er ohnmächtig
wird. Er hatte die Abwesenheit seiner Frau damit entschuldigt, daß sie die
Kinder nicht allein m London lassen könne. Er war dabei sichtlich ver-
legen gewesen und hatte gebeten, man möge Monias Abwesenheit nicht als
einen Mangel an Theilnahme deuten; aber die Schwestern waren mit der
von Harry gegebenen Erklärung zufrieden gewesen. Moni« Maclean ge-
hörte nach ihrer Meinung nicht zur Familie und hatte nichts mit dem Be-
gräbniß von Vater und Mutter zu thun.

Im Jahre 1865, zur Zeit als Nicolaus Ohlsen und John Maclean
auf dem „Hudson" von einander Abschied nahmen, war die Entfremdung
zwischen den schottischen und den Londoner Mncleans eine vollständige
geworden. Harry besuchte zwar seine Schwestern noch von Zeit ,^u Zeit,
aber er sprach nicht mehr von seiner Frau, und die Misses Matten, di^
keine Schmeichlerinnen waren, erkundigten sich nicht nach ihrer ^ä»>.^nerm'
aber sie freuten sich an den Photographien der beiden Kii d«r Haro,'^.
richtiger Macleans mit schwarzen Haaren und schwarzen Au^en, Harr^
zeigte ihnen auch das Bild seiner Stieftochter, eines blassen Mädchens, mit
großen blauen Augen und goldenem Haar.

„Sie sieht kränklich aus," sagte Katharina, die älteste Schwester,
Die andern nickten dazu mit dem Kopfe. Das war Alles.

„Sie ist schwächlich," sagte Harry, „und wir haben sie nach einer
Pension auf dem Continent gebracht, da sie das Klima in London nicht ver-
tragen kann."

Die Schwestern fragten nicht einmal, in welcher Stadt das kränkliche
Mädchen wohnte — Natalie Antoniades mochte leben oder sterben, wo und
wie sie wollte, das ging die Misses Maclean Nichts an.

Um diese Zeit empfing Harry Maclean einen Brief von seinem Bruder
John. Derselbe war aus San Francisco datirt und enthielt unter Anderm
Folgendes:

„Gleichzeitig mit diesem Briefe verlasse ich Ealifornien; auf ein paar
Monate nur, denn ich denke, im Monat Juni wieder hier zu sein. Der
Zweck meiner Reise nach New Dorl ist, Nicolaus Ohlsen das Geleit zu geben.
Wir halten uns vielleicht unterwegs etwas auf, und Du siehst ihn möglicher-
weise erst im Sommer; aber wann er auch kommen mag, vergiß nicht, daß
er mir acht Jahre lang treu zur Seite gestanden, und daß mir nächst Dir
und den Mädchen Niemand auf der Welt so lieb ist wie er. Empfange
ihn als wie zur Familie gehörig. Ohlsen wird Dir Auskunft über den

Der Gast. —?

Stand unseres gemeinschaftlichen Vermögens geben. Ich denke, dasselbe im Laufe eines Jahres liquidiren zu tonnen: sobald das geschehen, kehre ich ebenfalls nach Hause zurück, und wir Drei: Du, Nick und ich, wolle» dann zusammen leben.

„Nick spricht seit Monaten von nichts Anderem, als davon daß er sich verheirathen will. Er ist zehn Jahre jünger als wir und versteht von Frauenzimmern so viel wie ich, also nichts. Aber Du wirst Erfahrung haben. Also achte darauf, daß er sich nicht von einem schlechten Weibsbilde bethören läßt, und bitte Deine Frau, ihm bei seiner Wahl behilflich zu sein. Er ist Männern gegenüber trotzig und hart; aber in den Händen einer Frau ist er weich wie Wachs. Meine Schwägerin muß ihm eine gute Gefährtin finden. Sie wird damit zwei Menschen glücklich machen, denn Nick ist treu und sicher wie Stahl."

Harry nahm sich diesen Brief zu Herzen, wie Alles, was von seinem geliebten John kam. Er zeigte den Brief auch seiner Frau, die dazu lächelte und sagte:

„Schade, daß Natalie nicht ein paar Jahre älter ist, oder Dein Freund -'^ ^5 ^" ?der drei Jahre warten will. Aber wenn er so ungeduldig - - ,n ^ ihm gleich eine Braut suchen. — Nun es fehlt in England "".' '>...>. Mädchen! Du siehst, es hat sein Gutes, daß ich nicht alle md,-,' ^'n "!,gebrochen habe und ein Klosterleben führe, wie Du es ^v<ii^, - ^'ü'^- — Wenn Dein Goldgräber nur nicht gar zu verwildert ist! Zeige mir noch einmal die Photographie, die John Dir von ihm geschickt hat."

Sie betrachtete das Bild aufmerksam und sagte:

„Ein hübsches Gesicht! Ich denke, wir werden etwas Passendes für den jungen Mann finden."

Auf der Rückseite der Photographie standen mit großer, fester Handschrift die Worte: „Dem Bruder meines Freundes ,1. ^1. in aufrichtiger Freundschaft N. (>."

„Er ist schon Dein Freund, noch ehe er Dich gesehen hat." sagte Frau Moni«.

„Er kennt John. Da ist es, als ob er mich kennt"; antwortete Harry Maclemi. „Und Du weißt, welch' großen Dienst er meinem Bruder erwiesen hat."

Frau Monia kannte die Geschichte genau, auf die Harry Maclean anspielte. John hatte sie in seinen Briefen ausführlich erzählt, und sie hatte diese Briefe bald nach ihrer Veiheirathung gelesen und seitdem weit öfter, als es sie interesfirte, davon sprechen hören.

John Maclean war eines Tages unverschuldet in einen Streit mit Abenteurern gerathen, die im Jahre 185? in denselben Minen wie er «nd Ohlsen nach Gold suchten. Messer und Revolver waren gezogen worden und es war zu tüdtlichem Kampfe gekommen. Dn hatte Ohlsen seinen Rücken

8 Rudolph lindau in Verlin.

gegen den von Maclean angelehnt, und die Beiden hatten, Hacken gegen Hacken, so tapfer und ruhig gefochten, daß fie ihre Gegner, fünf an der Zahl, in die Flucht geschlagen. Einer von diesen war getodtet, zwei waren schwer verletzt worden. Ohlsen und Maclean hatten zahlreiche Wunden empfangen, alier leine war lebensgefährlich gewesen. Das ganze „LclNp" hatte ihnen Recht gegeben, sie gut gepflegt, ihre Gegner aus dem Lager verwiesen und bei Todesstrafe verwarnt, nicht dorthin zurückzukehren. Nicolaus und John waren bald darauf die Lieblinge und, bis zu einem gewissen Grade, die Richter und Führer ihrer wilden Arbeitsgenossen geworden. Sie hatten ihre Interessen niit einander verbunden und waren, vom Glück begünstigt und Dank ihrer Ausdauer und Furchtlosigkeit, zu reichen Leuten geworden. Sie hatten im Jahre 1862 ihre Minenanthteile verlauft, einen großen Theil ihres Vermögens in Grundstücken in Sacramento und San Francisco angelegt und dort Häuser errichtet, deren Miethen enorme Zinsen auf die angelegten Capitalien abzuwerfen versprochen. Zwei Jahre später hatte der siebenundzwanzigjährige Ohlsen den Wunsch geäußert, nach Europa zurückzukehren. Maclean hatte es übernommen, noch ein Jahr oder achtzehn Monate in Californien zu bleiben, um die Vollendung der begonnenen Bauten zu überwachen. Weun dies geschehen, wenn die Geldanlage so sicher wie möglich gemacht war, dann wollte der vorsichtige, geduldige Sch>». ^ seinem Freunde folgen.

Die Trennung von Ohlsen war Maclean sehr schwer geworden, aber er hatte sich der Abreise nicht widersetzt. Er fühlte eine Art väterlicher Zu-neigung für seinen jüngeren Genossen, und er wollte dem Glück seines Freundes in keiner Weise entgegenstehen. — Er war vom Hafendamm schwer-müthig in das Hotel zurückgekehrt, nachdem der Rauch des davondampfenden „Hudson" seinen Augen unsichtbar geworden, und hatte New Jorl noch an demselben Tage verlassen, um so schnell wie möglich nach San Francisco zurückzukehren. Er wollte die Arbeiten, die während seiner Abwesenheit vernachlässigt werden konnten, eifrig vorwärts treiben, keinen Tag verlieren, um die Trennung von seinem Freunde Nick so sehr wie möglich zu verkürzen. — Ohlsen dachte ebenfalls mit Wehmuth an seinen alten John und ging wahrend der ersten Tage der Ueberfahrt einsam und in sich gekehrt auf dem Verdeck auf uud ab. Tann befreundete er sich mit seinen Tifchnachbarn, bald darauf mit einigen anderen Passagieren, darunter die beiden hübschen Amerikanerinnen, die hinter ihm gestanden, als er von Maclean Abschied genommen, nnd die sich damals darüber gewundert hatten, daß der schöne, vornehm aussehende Mann so wild und laut schreien konnte; und als der „Hudson" nach zwölfwägiger Ueberfahrt in Liverpool zu Anker ging, war ein so vollkommenes „Flirtations-Verhältniß" zwischen Herrn Nicolaus Ohlsen und Fräulein Rosa Ditson hergestellt, daß Wetten am Bord des Dampfers gemacht wurden, die Beiden werden sich, noch bevor sie mi's Land gestiegen seien, mit einander verloben.— Dazu kam es aber nicht, Tank dem vorsichtigen Vater des jungen Mädchens,

Der Gast. 9

dem die Leute aus dem „Far West“ nur geringes Vertrauen einflöhten, und der seiner klugen Tochter empfahl, sich auf nichts Ernstes einzulassen, bis er in Erfahrung gebracht habe, welcher Art die Verhältnisse des Herrn Ohlsen in Wirtlichkeit seien.

Die beiden jungen Leute trennten sich von einander mit zärtlichem Händedruck, mit dem Versprechen, sich ganz regelmäßig zu schreiben und hatten sich bald darauf vollständig vergessen. Die hübsche Rosa Ditson ließ sich in Paris von einigen unzweifelhaft reichen, dort lebenden Amerikanern den Hof machen, und Nicolaus Ohlsen hatte in England vollauf Beschäftigung für fein Herz und seinen Kopf gefunden.

II.

Harry Maclean galt für einen glücklichen und bcneidenswerthen Mann. Er erfreute sich des besten Rufes im Kreise der Geschäftsmänner, mit denen er verkehrte, er war reich und hatte eine schöne, kluge, liebenswürdige Frau und blühende, hübsche Kinder. — Aber Herr Maclean. obgleich er erst neun- unddreihig Jahre zahlte, war seit geraumer Zeit schon ein ernster, wortkarger Mann geworden, den man nur selten lächeln sah und auf dessen Gesicht sich ein resignirter, kummervoller Ausdruck gelagert hatte, der seinem Ruf als glücklicher Menfch Lügen zu strafen schien. Er war in der That nicht glücklich.

Als Harry Maclean die schöne Moni« Äntoniades gefreit, hatte er gewähnt, in ihr eine Frau nach seines Herzens Wünschen zu finden. Er war ein rücksichtsvoller Mann, aber dem entsprechend, in der Theorie wenigstens, nicht ganz anspruchslos. Als er, bald nach seiner Verheirathung, die Unllugheit begangen hatte, seiner Frau, die nur um wenige Jahre jünger und in gewissen Veziehungen lebenskluger als er war, seine Theorie über die Ehe auseinandersetzte, die in den trocknen Worten zusammengefaßt werden konnte: „Ich gebe Alles, was ich habe, um Alles zu empfangen, was Du hast“, da hatte Frau Moni« ihn mit ihren großen Augen verwundert und kalt angesehen und ihm in ihrem Heizen — ohne Enttäuschung und ohne Bitterkeit — das Zeugniß ausgestellt, er sei ein Egoist und ein Pedant.

Wäre Frau Monia im Stande gewesen, Betrachtungen anzustellen, so würde sie mit Leichtigkeit entdeckt haben, daß Harry Maclean zweifelsohne geneigt gewesen wäre, in der Praxis seine Ansprüche ganz erheblich herabzustimmen, und daß er in der That ein rücksichtsvoller und anspruchsloser Mensch war; aber die leichtlebige Russin fühlte nicht das geringste Verdürfniß, über die Eigenthümlichkeiten dieses methodischen Schotten oder über irgend etwas anderes nachzudenken, sondern begnügte sich, alle äußeren Eindrücke schnell und leicht zu empfangen, sich, je nach der Natur derselben zn amüsiren oder zu langweilen, jeden Tag mit dem Abend abzuschließen und an jedem Morgen ein neucs Leben zu beginnen.

^0 Rudolph liüdai! in Verl!!!.

Harry Maclean gehörte zu jenen betlagenswerthen Menschen, die in dieser Welt voll Unklarheit, Mißverständnissen und Halbheiten nach vollständiger Klarheit ringen. Es ließ ihn dies häufig schwer und pedantisch erscheinen; Moni« dagegen forschte nie nach Motiven und war im Stande, fünf Minuten nach einer peinlichen häuslichen Scene, ohne Anstrengung, mit voller Aufrichtigkeit heiter und liebenswürdig zu sein. — Der Schotte, dessen ganzes Leben harte, strenge Arbeit gewesen, und für den Ruhe etwas absolut Kostbares war, hatte gehofft, an Monias Seite ausruhen zu können. Er liebte sie. Er wollte sie glücklich machen; dafür sollte sie die Freude, der Friede seines Lebens sein. Aber Moni« verlangte nicht nach Liebe, Glück, Frieden, Ruhe. Frau Monia war reich, jung und schön, und wollte sich am Leben erfreuen „sich amüsiren“, wie sie es nannte. — Am Arme des ehrbaren Herrn Directors in den schattigen, stillen Alleen des Parkes spazieren gehen, dem arbeitsmüden Mann bei Tische gegenüber sitzen und sich, nach eingenommener Mahlzeit, mit ihm in eine ruhige Unterhaltung oder in die Lectllre eines guten Buches vertiefen, von Zeit zu Zeit einige Bekannte des Gatten empfangen, ebenso ehrenwerth und schwerfällig wie dieser und mit ulcht minder ehrcnwerthen Gemahlinnen gesegnet — das war kein Vergnügen für Frau Monia, dazu brauchte sie nicht jung und eine der gefeiertesten Schönheiten von London zu sein. Aber in der Oper sitzen und angestaunt und beneidet werden; in einer großen Gesellschaft, in blendender Toilette, die liebenswürdigsten Männer zu ihren Füßen sehen, Diesen durch einen vielversprechenden, sehnsüchtigen Blick berauschen, ohne im Entferntesten daran zu denken, das gegebene stumme Versprechen je einzulösen; sich von Jenem kalt und strafend abwenden, ohne einen andern Grund als den, ein empfindsames Herz zu beunruhigen; überall Hoffnungen und Befürchtungen erwecken, ohne selbst bewegt zu sein, und dabei in den Blicken der Frauen ohnmächtigen Neid lesen — das war Leben!

Frau Monia war noch nicht drei Monate verheirathet gewesen, als sie sich in diesem Sinne ihrem Gemahl gegenüber klar und deutlich ausgesprochen hatte. Sie hatte damit Harry Maclean einen Schlag versetzt, dessen Schwere er mit jedem Tage schmerzlicher empfand. Bei seiner selbst-quälerischen Veranlagung, sich über sich selbst und Andere Rechenschaft ablegen zu wollen, hatte er sich klar gemacht, daß von einem innigen Zusammenleben mit seiner Frau, wie er es geträumt hatte, niemals die Rede sein könne. Sie hatte absolut kein Verständniß für das, was in der Tiefe seines Herzens vorging, sie ahme nicht, daß das Herz überhaupt Tiefen hat, und sie stand in ihrer kalten Armuth nicht etwa neidisch vor den ihr verborgenen Schätzen — Nein! Das Schöne, welches sie nicht erkannte, hatte für sie etwas Lächerliches.

Harry Maclean malte sich sein zukünftiges Leben aus, und ihm graute davor. Er erkannte, daß er an eine Frau gefesselt sei, die ihn nicht liebte, die überhaupt nicht lieben konnte, deren höchste Ansprüche an das

Der Gast. N

Leben, auf Eitelkeit m,d Gefallsucht gegründet, ihm so niedrig erschienen, daß er dafür nur Verachtung empfinden tonnte. — Er ging mit sich selbst zu Rathe. Er wollte nicht sagen: Alles ist verloren! Er wollte versuchen, aus dem Schiffbruch seines Glücks zu retten, was noch zu retlen war. — „Man mutz mit gegebenen Factoren rechnen", sagte er sich. — Aber Monia war für ihn eine unberechenbare Größe, und er machte in seinem Verkehr mit ihr Fehler auf Fehler, für die sie ein grausames Oedüchtniß,halte, und die ihn, zu seinem Ingrim, der untergeordneten Frau gegenüber in eine ihr untergeordnete Stellung zurückdrängten. Einmal, nachdem Maclean festgestellt zu haben glaubte, datz Monia völlig nutzer Stande sei, Güte zu würdigen, hatte er versuchen wollen, mit Strenge zu regieren. Er mutzte wohl, daß er sich dabei nie glücklich und behaglich fühlen tonne; aber er hoffte, es werde ihm gelingen, sich auf diese Weise Ruhe zu schaffen.

„Wir werden in diesem Jahre nicht ausgehen," sagte er, unmittelbar vor Beginn einer neuen Saison. „Meine Gesundheit gestattet mir nicht, mich, wie im vergangenen Jahre, wöchentlich ein halbes Dutzend Mal bis tief in die Nacht hinein in überfüllten Räumen aufzuhalten."

„Du dcnlst immer nur an Dich," antwortete fie. „Weshalb mißgönnt Du mir ein harmloses Vergnügen? Andere Frauen gehen ans! Weshalb soll ich immer allein zu Hause fitzen?"

„Du hast noch niemals allein zu Hause gesessen, und ich verlange nicht, datz Du es immer thust. Ich wünsche nur, daß wir nicht auch in diesem Jahre wieder jeden Abend ausgehen oder Besuche empfangen."

„Das tlingt schon etwas vernünftiger. Mir ist es auch ganz recht, daß wir eine Auswahl treffen und nur angenehme Gesellschaft sehen."

In den nächsten Tagen trafen die eisten Einladungen zu Bällen und Diners in üblicher Fülle ein. Maclean sah sich die Karten an und sagte ruhig:

„Schreibe ab. — Wir gehen nicht!"

Monia erwiderte kein Wort, aber sie saß ihm an an jenem Abend wie eine Statue stumm und lalt gegenüber, und als Harry ihr vorschlug, eine Promenade mit ihm zu mache», antwortete sie, sie sei müde. Gleich darauf zog sie sich in ihr Zimmer zurück, wo Maclean sie zwei Stunden später in gesunden Schlafe versunken vorfand.

Derselbe Auftritt wiederholte sich während der nächsten Tage. —

Nenn sie ihn, zu ungewöhnlich früher Stunde, von ihrer stummen Gegenwart befreit hatte, so saß er allein in dem hellerleuchteten, großen Salon, voller Bitterkeit, in dem sicheren Vorgefühl, daß er in dem Kampfe, den er augenblicklich gegen seine Frau führte, unterliegen werde. — Sie würde das Leben, wie es sich während der letzten Tage gestaltet hatte, jahrelang ausgehlilt haben. Ihr starrer, ruhiger Eigensinn war unbeugsam; er aber fühlte sich bereits erschöpft. Und doch glaubte er sich in seinem

12 Rudolph liudau in Verlin,
Rechte. — Durfte er denn nicht von seiner Frau erwarten, daß sie Rück-
sichten auf ihn nehme? Sah sie nicht, das; er des Abends matt und zer-
schlagen^ruhebedürftig nach Hause lam. nachdem er den Tag über gearbeitet
hatte, damit sie und die Kinder in Wohlleben schwelgen und der Zukunft
sorgenlos entgegen sehen konnten? Waren seine Gesundheit und sein Frohsinn
denn ganz werthlos für sie? Hatte sie denn keine Pflichten als Hausfrau
und Mutter, lebte sie nur, um sich zu amüsiren?

Er ging im Hause und im Park grübelnd, bitteren und finsternen Gedanken
nachhängend, stundenlang auf und ab, bis körperliche Ermattung ihn zur
Ruhe trieb. — Am nächsten Morgen schied er ohne ein Wort der Ver-
söhnung von ihr. Das quälte ihn den ganzen Tag. Sie hatte es ver-
gessen, sobald er den Rücken gekehrt und tum ihm am Abend leichten Sinnes
aber mit demselben eisigen Gesicht entgegen, das ihm am Morgen das Herz
schwer gemacht hatte.

Bald darauf gab er nach. — Was sollte er anders thun? Ihre Un-
freundlichkeit machte ihm das Haus zur Hülle. — Sie schickte sich sofort
in die neue Lage und zeigte ihm das freundlichste Gesicht.

Als er wenige Tage darauf in Frack und weißer Crnvatte in ihrem
Zimmer saß und darauf wartete, daß sie ihre Toilette vollendet habe,
wandte sie sich vom Spiegel ab, und, mit einer kleinen Rose im Munde —
sie war damit beschäftigt, einige Blumen an ihrem Kleide zu befestigen —
sagte sie:

„Mein armer Harry, wie angegriffen Du aussiehst! Aber das wird
vorübergehen. Freue Dich doch über meine Freuds! . . . Wie steht mir
die neue Haartracht?"

Er antwortete, ohne aufzublicken: „Sehr gut!"

Darauf, im Vorübergehen, streichelte sie ihm die Wange mit der Hand
und dann, in vollem Staat, in strahlender Schönheit, stellte sie sich vor ihm
hin, drehte sich langsam um und sagte:

„So! Nun sieh Deine Frau ordentlich an: von Kopf bis zu Füßen!
Gefalle ich Dir?"

Und im Vorgefühl der Triumphe, die sie feiern würde, gab sie ihm
einen flüchtigen Kuß.

„Run komm', und sieh nicht so verdrießlich aus!" sagte sie, und
damit lief sie leichtfüßig voraus; er folgte ihr schleppenden Schrittes,
schweren Herzens.

Aber auch diese oberflächlichen Liebenswürdigkeiten ihrerseits hatten mit
der Zeit aufgehört. Maclean war immer verbitterter, sie immer gleich-
gültiger für seine Gemüthsverfassung geworden. — Es hatten Auftritte
stattgefunden, wo sie seiner Verstimmung mit schonungsloser Härte entgegen
getreten war:

„Ich weiß nicht, was Du von mir verlangst. Soll ich mich wie eine
Gefangene von Dir einschließen lassen? Versuche es! Soll ich zum Kinder»

Der Gast. 1.5

mädchen und Aschenbrödel weiden? Befieh! Du verlangst, das; ick Dir zu Gefallen zu Hause bleibe. — Weshalb willst Du nicht mir zu Liebe ausgehen? Ist nicht mir recht, was Dir billig ist? — Wo bleibt Deine vielgerühmte Gerechtigkeit? — Du mißgönnt mir jede Freude, und dann wirfst Du mir vor, ich sei herzlos. — Wo sehe ich, daß Du ein Herz für mich hast? — Weil es Dir paßt, am Abend vor > dem Kamin zu sitzen und die Zeitung zu lesen, deshalb erwartest Du, daß ich zu Hause bleibe: Lies Deine Zeitung — aber laß mich ausgehen! Ich verlange kein Opfer von Dir. — Gieb Du mir meine Selbständigkeit. Dein Ideal wäre aber, daß ich schlafe, weil Du müde bist. Hinter Deiner Vorliebe für Promenaden beim Mondschein und sentimentalen Plaudereien vor dem Kaminfeuer steckt grenzenlose Selbstsucht, unerträgliche Tyrannei, Du bist der größte Egoist, den ich je gesehen habe, und ei» recht trauriger Egoist obendrein, der nicht dulden will, daß Andere sich freuen, weil er nicht das Herz dazu hat?"

Harry Maclean fand darauf Nichts zu erwidern, Monia peitschte seine nackte Brust mit Nesseln, und sie war für ihn geharnischt vom Scheitel bis zur Zehe. Er konnte sie nirgends angreifen, nirgends verwunden. Er wurde des ungleichen Kampfes müde und zog sich zurück. Er erstrebt? in seinem häuslichen Leben fortan nur noch, möglichst wenig Verdruß zu haben; auf jede Freude hatte er verzichtet. Er gewöhnte sich wieder an das leichte Londoner Clubleben, das er unmittelbar nach seiner Verheirathung aufgegeben hatte, und sah nur noch wenig von seiner Frau. Sie aßen zusammen — darauf beschränkte sich ihre Intimität. Im Uebrigen ging sie ihrer Wege, er seiner. Sie befand sich dabei ganz wohl und wunderte sich, daß er nicht auch vergnügt war. Er hätte sicherlich noch mancherlei Zerstreuung, wohl auch Beschäftigung für sein Herz außer dem Hause finden können — nn Trösterinnen hätte es dem vornehmen, reichen Manne nicht gefehlt — aber dazu war er nicht veranlagt. Sein Herz war mit Bitterkeit getränkt, und Monia hatte ganz recht: er war ein Pedant, er war schwerfällig. — So-genannte häusliche Scencn wurden immer seltener nnd hörten schließlich ganz auf. Monia war dafür in ihrer Weise danlbar. Sie hieß Maclean, wenn er des Abends heimkehrte, freundlich lächelnd willkommen, sie Neidet? sich im Hause in einer Weise, von der sie annahm, daß sie ihm besonders gefiele, sie ging ihm entgegen, wenn sie seine Schritte im Park hörte, hielt die Wirthschaft in musterhafter Ordnung, sorgte für die Kinder und empfing die Freunde ihres Mannes, die dieser von Zeit zn Zeit bei sich sah, mit großer Liebenswürdigkeit. Die Maclean'sche Gastfreundschaft stand, Dank ihren Bemühungen, im besten Rufe. Als er ihr eines Tages dafür seine Erkenntlichkeit aussprach, antwortete sie ihm freundlich und ermuthigend, ja mit einer gewissen Zärlichkeit in der Stimme.

„Du siehst, wie leicht es ist, mit mir in Frieden zn leben. Ich mache Dir gern jede Freude, wenn Du es nur über's Herz bringen willst, mir

IH Rudolph lind au in Vcrlin.
hie und da elwas gefällig zu sein, mich in meinem harmlosen Vergnügen
nicht zu stören und mir zu gönnen, daß auch ich meine Freude am
Leben habe."

Macleane erwiderte darauf kein Wort, aber hätte sie beobachtet, wie
er die Zähne zusammenpreßte, hätte sie gewußt, wie es in seinem Innern
kochte, so wurde sie erschreckt gewesen sein. Er konnte jetzt ruhig neben ihr
leben in stummem Ingrim ob ihrer Frivolität; aber wenn ein Wort von
ihr ihn daran erinnerte, wie sie sein ganzes Lebensglück zerstört, und welchen
Erbärmlichkeiten sie es aufgeopfert hatte, wenn er sich sagte, daß sie nie
zur Erlennthniß ihrer Kleinheit kommen, niemals ahnen werde, wie grausam
sie ihn gekränkt habe, dann gährte es in ihm, und das Herz wurde ihm
voll zum Zerspringen. — Und Niemand ahnte sein schweres Unglück, und
er mußte es allein tragen, bis er darunter zusammenbrach.

M.
Der Dirctor der Western Bank hatte soeben die letzten Wechsel und
Briefe unterschrieben, die mit der Abendpost noch abgesandt weiden sollten,
und saß nun abgespannt, wie alle richtigen „Citymänner" es gegen fünf Uhr
Nachmittags weiden, in seinem kleinen Bureau und schaute, ohne viel zu
denken, auf den engen, feuchten Hof, den er von seinem Pult aus erblicken
konnte, und in dem eiu verkrüppelter Baum seine dürftig beblätterten Zweig?
wie Nagend dem grauen Londoner Himmel entgegenstreckte, als die mit
grünem Tuch überzogene Thür, die in das Hauptcomptoir führte, sich
geräuschlos öffnete. Ein Diener trat herein. Maclean machte eine unge-
duldige Bewegung mit dem Kopfe.

„Geschäftsstunden sind vorüber," sagte er mürrisch. Aber er griff
dessen ungeachtet nach der Visitenkarte, die ihm der Diener überreichte.
„Nicolaus Ohlsen aus San Francisco" stand darauf.

„Lassen Sie den Herrn eintreten," sagte der Director schnell, und dann
erhob er sich und blieb wartend an seinem Pulte stehen.

Er war in der That als der Zwillingbruder John Macleans nicht
zu verkennen: dieselbe riesige Gestalt, dieselbe» guten, dunkeln Augen, der-
selbe kindliche Mund. Aber die Züge des Directors, von der Stadtluft
gebleicht, waren nicht so massiv wie die des Goldgräbers; und seine Haltung
war gebeugt, wie die eines Mannes, auf dessen Schultern eine schwere
Last ruht.

Die Thür schwang wieder Geräuschlos in ihren Angeln, und Nicolaus
Ohlsen erschien. Maclean ging ihm entgegen. Die Beiden begegneten sich
in der Mille des Zimmers, schüttelten sich kräftig die Hände und sagten
gleichzeitig:

„Das freut mich!"

Dann trat Ohlsen einen Schritt zurück, und Harry Maclean mit
einem wohlgefälligen, gcmüthlichen Lächeln betrachtend, sagte er:

Der Gast, ^5

„Ja, Sie hätte ich erkannt! Es ist mir, als kenne ich Sie seit acht Jahren, gerade so lange, wie ich John Maclean kenne."

Nach den ersten zwanzig Worten, die Maclean und Ohlsen mit einander gewechselt hatten, wurde das Gespräch zwischen den Neiden so ungewungen, behaglich, als ob sie sich in der That seit langen Jahren gekannt hätten. Ohlsen sprach ohne jeden Rückhalt, und Maclean lauschte mit wohlwollender Aufmerksamkeit.

„Nun," sagte dieser, als Ohlsen schwieg, „John schreibt mir, daß wir Ihnen hier eine Frau suchen sollen."

„Ja," antwortete Ohlsen ruhig und bestimmt. „Ich will mich verheirathen."

Maclean beobachtete Nicolaus mit demselben väterlichen Blick, mit dem sein Bruder den frischen Burschen zu mustern pflegte, und sagte:

„Tas soll meine Frau besorgen. Sie wird Ihnen hübsche, junge Mädchen zeigen, baß Ihnen die Augen übergehen, und Sie nur die Schwierigkeit der Wahl haben sollen."

„Das ist gut! Aber ich sage Ihnen im Voraus, daß ich sehr wählerisch, sehr schwer zu befriedigen sein werde. Sehen Sie, lieber Herr Maclean, ich habe eine unverantwortlich gute Meinung von mir. Ich bilde mir ein, daß die Beste gerade gut genug für mich ist. — Und warum sollte ich nicht höchst anspruchsvoll sein? Ich bin jung, reich, und ich kann der Frau, die ich lieben will, mein ganzes Herz und mein ganzes Leben geben. Sie soll es gut bei mir haben: jeden Genuß, den sie sich wünschen mag, keine Sorge. Ich will mich ihr ganz hingeben. So habe ich es mir immer gedacht: nichts Halbes! Aber dafür verlange ich, baß sie mich glücklich macht, und daß ich stolz auf sie sein kann. — Sie muß schon sein, sehr schön! Das ist eine Hcemptbedingung. Und gut, und klug und vornehm obendrein. Das Alles steht auf meinem Programm, und ich beabsichtige nicht, irgend welche Zugeständnisse in dieser Beziehung zu machen."

„Schön, gut, klug, vornehm," wiederholte Maclean lächelnd. „Etwas viel auf einmal. Muß sie auch reich sein?"

„Nein. Ich habe Geld genug für Zwei und für ein halbes Dutzend mehr,"

„Aber sie muß Sie lieben?"

„Ja, das muß sie. Sie muß mich lieben, wie ich sie lieben werde, sonst kann mir alle Schönheit, Güte und Klugheit nichts nützen. Aber davor ist mir nicht bange. Zeigen Sie mir ein Mädchen, das mir gefällt, und ich will ihr sonnenklar machen, daß sie nichts Besseres und Weiseres thun kann, als sich in mich zu verlieben."

„LH! über den bescheidenen jungen Mann!" rief Maclean lachend aus.

„Kommen Sie, daß ich Sie mit meiner Frau bekannt mache. Ich freue mich auf ihr Gesicht, wenn sie hört, was Sie mir soeben gesagt haben."

„Sie soll es hören: zehnmal, hundertmal, so oft sie will," entgegnete N°15 und 3Ü». xxiv. ?o. 2

^6 Rudolph lindau in Verli»,
Nicolaus ebenfalls lachend. — „Glauben Sie nur nicht, daß ich mit meinen Ansichten hinter dem Berg halten werde. — Ich suche mir eine seltene Perle von Frau, und ich suche, bis ich sie gefunden habe. Goldgräber sind geduldige Leute, lieber Herr. Das wußten Sie vielleicht noch nicht. Man gräbt — umsonst; , . . weiter — umsonst; . . . immer weiter und tiefer — immer noch umsonst. Aber man wirft die Schaufel nicht fort: man gräbt und gräbt — bis man gefunden hat. So ist es John und mir da draußen gegangen, und so will ich es hier machen: suchen — suchen — ohne müde zu werden... bis ich gefunden habe."
Die Beiden hatten während des Sprechens das Bureau verlassen.
Vor der Thür der Bank hielten mehrere Droschken. Maclecm winkte einem der Kutscher, der schnell vorfuhr, und fragte dann Ohlsen, wo er sein Gepäck gelassen habe. Der Californier nannte ein Hotel.
„Da müssen wir also zunächst Ihre Koffer holen," meinte Maclecm;
„denn Sie wohnen natürlich bei uns."
Nicolans, für den das Wort „ Gastfreundschaft", einen weiten Begriff deckte, fand dies ganz in Ordnung und begnügte sich z» sagen, er hoffe, er werde nicht stören — eine Bemerkung, die Maclecm unberücksichtigt ließ.
Der Kutscher empfing die Adresse des Hotels, iu dem Ohlsen abgestiegen war, das Reisegepäck wurde dort abgeholt, und bald darauf saßen der Director und der Californier auf der Eisenbahn und fuhren nach Lowcr Norwood, einem friedlichen Ort, der eine halbe Stunde von London gelegen ist und in dem Harry Maclecm inmitten eines großen Parkes eine schöne, geräumige Villa besaß, die er seit seiner Verheiratung mit seiner Familie bewohnte.
Es war zu Anfang des Monats Mai. Mehr als zwsl Stunden waren vergangen, seitdem Ohlsen sich seinem neuen Freunde vorgestellt hatte; und als die Beiden nun in den Park traten, hatte sich Abenddämmerung über die stille Landschaft gelagert. Die untergehende Sonne schimmerte goldig durch das dunkle Laub der alten Bäume, hinter denen Ohlsen undeutlich etwas Helles, die weißen Mauern der Villa, hervorleuchten sah. Maclecm hatte einen engen Fußsteg eingeschlagen und führte den Weg.
„Sie wohnen ja hier wie im Urwalde," sagte Ohlsen.
Aber der Fußweg machte plötzlich eine scharfe Biegung nach rechts; und Ohlsen stand, nachdem er noch einige Schritte gegangen war, auf einem offenen Platze und erblickte, unmittelbar vor sich, ein großes Rasenbeet von saftigstem Grün, eingerahmt von einem weißen, breiten Kiesweg, auf dem man zu der nahen Villa gelangte. Vor der Thür des Hauses, zu der eine steinerne Treppe von wenigen Stufen cmporführte, stand eine große, in Helles Gewand gehüllte Frau. Sie hatte die Arme in fremdartiger Weise über die Brust gekreuzt und schaute regungslos in den Abend hinaus. Als sie die Schritte auf dem Kies hörte, wandte sie das Haupt langsam nach links, und als sie zwei Gestalten erblickte, von denen ihr die eine fremd war, hob sie die eine Hand und beschattete damit die Augen. Dann stieg

Der Gast. 5?
sie wunderbar ruhig, gleichsam als schwebte sie. die Treppe hinunter und trat den Ankommenden entgegen.
„Willkommen Herr Nicolaus Ohlsen!“
Der Cillifornier nahm die schmale Hand, die ihm geboten wurde- aber er schien alle Fassung verloren zu haben, und starrte die schöne Erscheinung sprachlos an.
„Er kommt von weit her,“ sagte Harr», Maclean mit weicher, treuherziger Stimme. „Sieh' nur, wie fremd ihm noch Alles ist. Nimm ihn freundlich auf; er hat nie eine Heimath gekannt.“
„Dies soll seine Heimath) sein“, sagte Monia leise.
„Dies soll meine Heimath sein?“ wiederholte Ohlsen; aber nicht zustimmend, sondern zögernd, fragend.
Was ging plötzlich in ihm vor? Wie kam es, daß ihm die Kehle wie zugeschnürt war und daß ihn ein Schauer des Grausens überlief? Hatte er nicht dies Alles schon einmal erlebt? Das ,Getöse in den Straßen von London, — das Zusammentreffen mit dem Doppelgänger seines Freundes John — die rasselnde, schüttelnde Fahrt nach Lower Norwood —, der Weg durch den dunkeln, stillen Park — die lichte, schöne Frauencrscheimung, die ihm entgegenzuschweben schien. — Alles war so bekannt — und doch wiederum so nebelhaft, undeutlich! . . War dies Wirklichkeit . . . träumte er, oder hatte er es schon einmal geträumt? . . . Aber es fehlte noch Etwas. — Was? ... Wie endete der Traum?
„Woran denken Sie?“ fragte Monia.
Er richtete seine Augen auf sie, ohne sie zu sehen und blieb stumm.
„Woran denken Sie?“ wiederholte Monia ängstlich.
Da schien er zu erwachen. Leben und Licht kamen wieder in seinen Blick; jedoch nicht der alte freudige, helle Glanz. Er strich sich wie Einer, der erschöpft ist oder sich sammeln will, das blonde Haar aus der Stirn und murmelte:
„Die lange Reise muß mich verwirrt haben . . . Mir war es ...“
und dann stockte er wieder.
„Kommen Sie!“ sagte Frau Monia sanft, „Sie sind müde. — Hier sollen Sie Ruhe finden!“
Sie schritt voran, und die Drei traten in das Haus. Aber Ohlsen versank bald wieder in Nachdenklichkeit und blieb während des ganzen Abends wortkarg und zerstreut.
IV.
Es war ein heißer Sommertag. Im großen Part von Lower Norwood herrschte tiefe Stille. Die Väume und die Vögel schienen, von der Mittagshitze überwältigt, zu ruhen. In der Villa, deren weiße Mauern im hellen Sonnenschein glänzten, waren Thüren und Fenster, Alles, was der heißen Luft und dem grellen Licht Eingang gewähren konnte, sorgfältig geschlossen.

^8 Rudolph lindau in Verlin.

Auch im Hause war es still; doch schlief dort nicht Alles. In dem großen Salon befanden sich zwei Personen, die an Schlaf nicht dachten: Monia und Nicolaus. — Sie lag, in weißem, leichtem Gewände auf einem niedrigen Sopha, den rechten, gekrümmten Arm unter dem Haupte, die linke Hand herabhängend und den Fußboden berührend. Ein stilles, räthselhaftes Lächeln: eine Frage, eine Herausforderung lagen auf dem schönen, Weißen Gesichte. — Die großen, blauen Augen waren unverwandt auf Ohlsen gerichtet, der, den Blick zu Boden geschlagen, auf einem kleinen Sessel neben ihr saß. „Woran denken Sie?“ fragte Monia. Es war etwas Leichtfertiges, Spöttisches in dem Ton ihrer Stimme.

Er warf ihr einen scheuen Blick zu, erhob sich schwerfällig und trat an das Fenster. Die Jalousien waren heruntergelassen, aber durch die schmalen Ritzen konnte er ein kleines Stück des Rasenplatzes vor dem Hause und einen großen schattengebenden Baum erblicken. Am Fuße dieses Baumes, auf dem Rasen, saß eine ältliche Frau und neben dieser ein Kind von fünf bis sechs Jahren, das sanft schlummerte und dessen Gesichtchen auf dem Schooße der Alten ruhte.

„Die kleine Johanna ist draußen,“ sagte Ohlsen. „Es ist vielleicht zu heiß . . . Soll ich sie hereinrufen?“

„Die englische Sonne ist nicht buse,“ antwortete Monia. „Lassen Sie das Uud; es ist wohl aufgehoben, wo es ist.“

Eine Pause trat ein. Ohlsen hatte die heiße Stirn gegen eine Fenster-scheibe gedrückt; aber sie gewährte ihm keine Kühlung.

„Woran denken Sie?“ fragte Monia wieder.

Er athmete tief auf; es klang beinahe wie ein Seufzer; und er wandte sich langsam nach ihr um. — Der lebensfrische, offene, muthige Ausdruck, der sein Gesicht vor wenigen Wochen noch so schön und liebenswürdig gemacht hatte, war verschwunden; die freundlichen, lachenden Augen, deren gerader Blick so treuherzig gewesen war, schauten unstät.

„Woran ich denke?“ antwortete er endlich. Seine Stimme, obgleich er leise, gleichsam zu sich selbst sprach, war heiser, — „Ich denke ... ich denke, daß ich nach der City fahren will, um Harry abzuholen.“

„Das ist ein sehr erbaulicher Gedanke — bei fünfunddreißig Grad Hitze . . . Waren Sie als Goldgräber auch so phantastisch?“

„Als Goldgräber wußte ich, was ich wollte und was ich that.“

„Und hier giebt es keine Schätze zu heben, und Sie wissen nicht, was Sie wollen und was Sie thun. — Ist das richtig?“

„Ja,“ antwortete er kurz und ungeduldig.

„Und die seltene Perle, die Sie finden, nach der Sie suchen — suchen wollten, bis Sie sie gefunden hätten? — Schon müde, Sie starker Mann? .. .“

Er blickte mit einem Ausdruck rathloser Hilflosigkeit um sich. Sie lachte leise.

„ . . . Oder liegt sie auf tiefem Meeresgründe, so daß Sie verzweifeln, das Tageslicht wieder zu erblicken, wenn Sie nach ihr tauchen?"

Er antwortete nicht, und nur flüchtig streifte fein unstäter Blick die liegende Gestalt.

„Setzen Sie sich," fuhr sie harmlos freundlich fort. „Seien Sic nicht so unruhig. Bei diesem Wetter muß man hübsch am selben Platze bleibe». Kommen Sie hierher. Ich muß mich nach Ihnen umwenden, um Sie zu sehen. Es macht mich müde."

Er näherte sich ihr zögernd und ließ sich auf dem Sessel an ihrer Seite nieder,

„Nun sehen Sie mich an," sagte sie sanft.

Er wandte fein Gesicht dem ihrigen zu. Ihre heißen, großen Augen ruhten unverwandt auf ihm. Er ergriff ihre schlaff herabhängende Hand und führte sie an seine Lippen. Sie ließ ihn gewähren, und wieder lagerte sich auf ihrem Antlitz das stille, räthselhafte Lächeln,

Er erhob sich plötzlich, ließ ihre Hand fallen und trat an das Fenster. Sie sah ihm, ohne Verwunderung, ohne Bewegung, immer noch lächelnd nach. Er blickte in den Garten. Die Alte und das Kind saßen unbeweglich an demselben Platze, an dem er sie vor einigen Minuten gesehen hatte. — Auf einmal, als habe er einen Eltschluß gefaßt, ging er fchnell auf Monia zu. — Aber einen Schritt vor ihr blieb er wie festgebannt stehen; dann nach kurzem Zaudern, wandte er sich der Thür zu, überschritt die Schwelle und, ohne ein Wort des Abschieds gesagt zu haben, war er verschwunden — Monia erhob sich darauf ebenfalls. Sie trat vor den Spiegel, und leife singend, mit demselben stillen Lächeln auf dem Gesicht, ordnete sie ihre Haare. Dann nahm sie den alten Platz auf dem Sopha wieder ein und, die ichlanken, weißen Arme unter dem Kopf gekreuzt, die großen Augen weit geöffnet, blieb sie lange Zeit unbeweglich liegen: ein schönes Bild der Ruhe und des Friedens. Endlich seufzte sie müde, wandte das Antlitz vom Fenster ab und war nach wenigen Minuten fanft und friedlich eingeschlafen.

V.

Nicolaus Ohlsen und John Maclean hatten sich, in Wort sowohl wie in Schrift, stets gut mit einander verständigt. Keiner von Beiden war ein Schwätzer, und ihre Briefe konnten als Muster lakonischen Epistolarstils gelten. Maclean schrieb regelmäßig jede Woche einmal an seinen Assocw um über die fortschreitende Auflösung des Geschäftes in Californien Mittheilungen zu machen. Er empfing dagegen zweimal im Monat eine kurze Berichterstattung von Ohlsen über dessen Erlebnisse in Europa, — Seit sechs Wochen jedoch waren diese Briefe nicht mehr pünktlich eingetroffen, und das letzte Schreiben aus London hatte dem braven John förmliches Kopfzerbrechen verursacht. Dieser Brief war zwar ungewöhnlich lang gewesen, aber hatte eigentlich doch nichts enthalten. Ohlsen hatte darin

20 Rudolph lindau in Veilin. — philosophische Betrachtungen über die Schwäche der menschlichen Natur angestellt. — „Wo will der junge Mann hinaus?" hatte sich John gefragt, und den Brief kopfschüttelnd bei Seite gelegt, um ihn bald darauf von Neuem aufzunehmen, noch einmal durchzulefen und sich schließlich ganz fest zu überzeugen, daß er ihn nicht verstehe. Er hatte dies auch in seiner Antwort klar und deutlich festgestellt: „Deinen letzten Brief vom 13. Iuly habe ich erhalten, jedoch nicht verstanden. Wenn Du Preßcopie desselben behalten hast, so bitte ich Dich, dieselbe durchzulesen, um Dich zu überzeugen, daß der Brief mir in der That unverständlich sein mußte. — Ich hoffe Tu bist bei guter Gesundheit. Ich habe über die meinige nicht zu klagen. — Das Haus in Montgommery-Street . . .", und dann war der gewöhnliche Bericht gefolgt.

Seit Ankunft des Ohlsenschen Briefes vom 1<j. Iuly waren vier Wochen verflossen. John Maclean war jedoch nicht beunruhigt. „Nick wird sich amüsiren", meinte er. — Endlich gab Ohlsen wiederum ein Lebenszeichen von sich; aber sein Brief vom 5. August war gradezu räthsel« Haft. Er schrieb seinem Freunde, er wünsche nach Ealifornien znrückzukehren und, um allen Fragen in London über den Grund seiner Abreise aus dem Wege zu gehen, bäte er seinen Freund, ihm zu schreiben oder zu telegraphiren, er, Ohlsen, solle nach Ealifornien kommen, um dort bei der Ab« Wicklung der noch laufenden Geschäfte behilflich zu sein.

Es paßte John Maclean durchaus nicht, den erbetenen Brief zu schreiben. Er war ein Mann, der die Wahrheit in Ehren hielt. Er schlug ärgerlich mit der Hand auf den Tisch und murmelte vor sich hin: „Weshalb verlangt der Mensch von mir, daß ich lüge? Wenn Ohlsen sich nur durch Lügen retten kann, so muß er auf meinen Beistand verzichten." — Als Maclean aber eine Stunde später in seinem Comptoir saß, kamen ihm andere Gedanken. Ohlsen war kein leichtsinniger Mensch. Er hatte nie etwas Unnützes von Maclean verlangt. Wenn er diesen jetzt ersuchte, ihn nach San Francisco zu berufen, so mußte dies einen triftigen Grund haben. — „Man soll seinen Freunden am kräftigsten beistehen, wenn sie im Unrecht sind," sagte er sich. „Ohlsen wandelt augenscheinlich auf falschen Wegen; gerade deshalb ist es meine Pflicht, ihm die Hand zu reichen, wenn er sie gebraucht." — Damit sehte Maclean sich hin und schrieb, was Ohlsen von ihm verlangt hatte. Dann trug er den Brief selbst auf die Post, und während der nächsten Tage und Wochen ging er seinen Geschäften mit dem gewöhnlichen Ernste und der üblichen Umsicht nach.

Ein Monat ging dahin. Es kam keine Nachricht von Ohlsen. — Ein zweiter Monat verfloß. Ohlsen ließ nichts von sich hören. Maclean hatte ebenfalls nicht mehr geschrieben, da er vermuthet hatte, Nicolaus werde sich sofort nach Empfang seines Briefes auf die Reise machen. — Es wurde Maclean unheimlich zu Muthe, die Verbindung mit seinem alten Genossen so lange unterbrochen zu sehen. Gegen Weihnachten, als er sich noch immer

Der Gast. 21.
ohne Nachricht befand, telegraphirte er seinem Bruder, um anzufragen, ob und wann Nicolaus Ohlsen London verlassen habe. — Tic Antwort kam umgehend: — „Ich reise nicht. Brief unterwegs. Ohlsen.“
Maclean hatte sich gern an den Gedanken gewohnt, seinen Freund bald wiederzusehen, und die Depesche verstimmte ihn nicht wenig. Er schimpfte an dem Tage, an dem er sie empfangen hatte, weidlich auf Ohlseu, ärgerte sich über dessen Rücksichtslosigkeit und endigte damit, daß er ihm in Geiste Alles verzieh. — Der durch die Depesche angezeigte Brief kam bald darauf an. Maclean erbrach ihn mit großer Ungeduld und warf ihn dann verdrießlich auf den Tisch. Das Schriftstück besagte kaum mehr als das Telegramm. Ihn auf irgend welche Erklärungen einzulassen, schrieb Ohlsen, daß Umstände, über die er keine Controlle habe, es ihm unmöglich machten, England zu verlassen: er befinde sich übrigens wohl und grüße bestens. Maclean hatte bei seinen Freunden in den Goldgruben fluchen gelernt und erinnerte sich dessen jetzt, um seinem Aerger Luft zu machen. Nachdem er aber fünf Minuten lang getobt hatte, brach er plötzlich in lautes Lachen aus: „Zehn zu Eins!“ rief er, „da ist ein Mädchen im Spiele. Wie konnte ich dem armen Nick zürnen, daß er verrückt geworden ist? — Ich wünsche dem jungen Menschen Glück!“
Nun wurde ihm auch Alles klar, wie er meinte: die Schöne hatte Nick erst vergeblich seufzen lassen, und darauf hatte dieser den selbstmörderischen Entschluß gefaßt, Europa den Rücken zu kehren. — So ist die Jugend! — Tann war die Spröde weicher geworden. Nick, in ihren Banden gefangen dachte natürlich gar nicht mehr daran, nach Californien zurückzukehren, und fand nichts einfacher, als seinem Freunde mitzuthemen, Umstände, über die er keine Controlle hätte, verhinderten ihn, London zu verlassen, — .Natürlich hat der Bursche keine Controlle mehr über irgend Etwas! Er thut einfach, was seine Schöne wünscht und erlaubt. So muß es sein!“
Maclean lächelte vergnüglich vor sich hin und beeilte sich, neue Pläne für die nächste Zukunft zu machen. — Er war, trotzdem er schon viel von der Welt gesehen hatte, in manchen Punkten naiv wie ein Kind geblieben, und seiner kindlichen Einfalt entsprang der Gedanke, die Seinen in London zu überraschen. Er malte sich dies Wiedersehen mit verlockenden Farben aus. Er wollte noch zwei- oder dreimal nach England schreiben; aber seiner nahe bevorstehenden Abreise in keiner Weise Erwähnung thun. Nick und Harry mochten denken, er werde im Sommer kommen; keinen Falls würden sie ihn jedoch erwarten, wenn er sich nicht vorher anmeldete. Er konnte, ohne daß man in London eine Ahnung davon hatte, Amerika verlassen. Und eines Abends wollte er dann in der Dämmerungsstunde, wenn er, nach der ihm bekannten Lebensweise seiner Lieben, sicher sein durfte, sie Alle in der Villa von Lower Norwood vereint zu finden, „ganz kühl“ im Familienkreise seines Bruders auftauchen. — „Wie geht es Dir, Nick? Wie geht es Tir, Harry? Wie geht es Ihnen, Frau Schwägerin? Was machen

22 Rudolph Lindau in Verlin.
die Kinder?" — so wollte er sprechen, „ganz kühl," als kehre er von einem Spaziergange heim. — Wie sie die Augen aufreißen und ihn wie versteinert, anstarren würden! Was Nick antworten würde, das wußte Maclean ganz genau: „Wie geht es Dir, Jack?" mußten sein? Worte sein. — Aber wie würde sich Harry, sein Zwillingsbruder, sein zweites Ich gcbcrdcu, Harry, den er nun seit achtzehn Jahren nicht gesehen hatte? — Und die Frau Schwägerin? — Sie würde wahrscheinlich sehr erstaunt sein, das wettergebräunte, von schweren Schicksalsschlägcn hart gehämmerte Ebenbild ihres Gatten zu erblicken. Aber sie würde ihm freundlich, zulächeln und ihm sagen: „Willkommen zu Hause!" Ja, „zu Hause!" Das war ein schöner Gedanke. — Er malte und malte unverdrossen an dem Bilde des Wiedersehens, und zuletzt stand es so farbenreich und vollendet vor seinem Geiste da, daß er sich wunderte, nicht bereits längst daran gedacht zu haben, sich die Freude zu bereiten, an der sich nun sein Herz weidete. „Ich mochte die erste halbe Stunde in Lower Norwood nicht für tausend Dollars hingeben!" sagte er sich. — „Wie geht es Dir, Nick? Wie geht es Dir, Harry?" — Es war beinah zu schön, um wahr zu weiden; aber es mußte wahr werden! Was konnte das verhindern? — In den ersten Tagen des Monat März reiste er voll der schönsten Hoffnungen von San Francisco ab, und sechs Wochen später langte er wohlbehalten in London an.

VI,
John Maclean stand vor dem Hause seines Bruders. Er war sicher, sich darin nicht zu irrccu, denn der Eonstabler, den er befragte, hatte ihn bis vor die Thür geleitet und gesagt: „Dies ist Herrn Macleans Haus". Er hatte dabei höflich an feinen Helm gefaßt, denn es war seinem Polizistenauge nicht entgangen, daß er einen nahen Blutsverwandten des angesehenen Vankdirccctors vor sich haben mutzte.
John öffnete die kleine Gartenthür, die neben dem großen Thor für Wagen angebracht war, und trat in den stillen Part, in dem die Vögel soeben zur Ruhe gegangen waren, und über den sich friedliche Abenddämmerung gelagert hatte. Seine schweren Schritte knirschten auf dem weißen Kies, der die sorgfältig unterhaltenen Wege bedeckte. Ein schöner, schottischer Schäferhund, mit glänzend schwarzem, seidenen» Haar kam ihm in wilden Sprüngen bellend entgegen. — „Komm hierher!" sagte John freundlich. — Das Thier stutzte und näherte sich vorsichtig dem fremden Besuch; dann, als habe es einen Freund erkannt, wedelte es mit dem Schweif und, neben John einherschreitend, führte es ihn gerade auf das Haus zu. Ter Ankömmling streichelte dem Thier den Kopf und sagte vergnüglich vor sich hin: „Das wäre also der erste Freund, den ich hier antreffe; ein treuer Hund! Ein gutes Omen!"

John Maclean hatte den Tag über ruhig in London gewartet, um sein Programm ganz genau ausführen zu tonnen. Er hatte zur Dämmerungsstunde in Lower Norwood eintreffen wollen und befand sich nun zur bestimmten Zeit dort. Aber jetzt, da er seine Geliebten in wenigen Minuten sehen sollte, schlug ihm da3 Herz so gewaltig, daß er einige Minuten still stehen mußte, um seine Fassung wieder zu gewinnen. Der Hund ging langsam Voran und blieb oben auf der Freitreppe stehen. Auf der rechten Seite der Treppe, die zu einer kurzen Veranda führte, stand ein Fenster offen, durch das man, von der Treppe aus, in ein Zimmer hineinblicken tonnte. — John Maclean trat an dies Fenster und sah vor sich ein großes, stilles Gemach. In diesem, nicht weit von Fenster und demselben den Rücken kehrend, saß ein großer Mann. Neben ihm, auf dem Teppich, lag eine Zeitung, in der er gelesen hatte und die seiner müden Hand entfallen war. Er schien zu schlummern. — Nicht weit von ihm, auf einem niedrigen Sessel, befand sich ein junges, etwa sechszehnjähriges Mädchen, das den Kopf dem Fenster zugewandt hatte und den Fremdling mit großen Augen ängstlich beobachtete. — Nie hatte die trockene Einbildungskraft des Schotten etwas so Schönes geträumt! Sein Blick haftete gebannt auf dem weißen Gesichte des blonden Kindes.

„Vater!“ sagte dieses leise und zaghaft. „Vater!“

Der Schlummernde hob mit einer raschen Bewegung das Haupt, Das junge Mädchen zeigte nach dem Fenster. Der Bantdirector wandte sich um, dann sprang er in die Höhe, und die beiden Brüder standen sich gegenüber:

„Harry! Harry!“

„I°ck!“

Sie liefen, der Eine aus dem Zimmer, der Andere nach der Hausthür und sie begegneten sich im Flur. Dort packten sie einander wie zwei Ringer an den Schultern und drückten sich und blickten, wie in einen Spiegel, der Eine in das Auge des Andern, und eine Minute lang konnte keiner von den Beiden Worte finden.

Jetzt, da die Zwillingsbrüder neben einander standen, sah man erst, daß das Leben die ursprünglich fast vollkommene Ähnlichkeit stark angegriffen hatte. John mit seinen schwarzen, dichten Haaren, den wettergebräunten harten Zügen und den mächtigen, herkulischen Gliedmaßen schien doppelt so stark und so schwer wie der Bantdirector, dessen hagere Gestalt gebeugt, und dessen glattrasirtes Gesicht von tiefen Furchen durchzogen war. Aber wie es' in beiden Gesichtern vor freudiger Aufregung zuckte, und wie die dunkeln Augen in demselben warmen Glänze leuchteten, da war die außerordentliche Aehnlichkeit zwischen den Zwillingsbrüdern wieder unverkennbar.

„Nun komm herein!“ rief Harry endlich, „und sei hunderttausend Mal willkommen!“

2H Rudolph linda» in Verlin.
Er ergriff Johns Hand und führte ihn in das Zimmer. Das junge Mädchen, das der Ankommende dort bereits erblickt hatte, war aufgestanden und hatte sich fcheu auf die der Thür entgegengesetzte Seite des Zimmers zurückgezogen.
„Das ist Natalie, unsere Tochter," sagte Harry den fragenden Blick seines Bruders beantwortend. „Komm her, Kind, und begrüße Trinen Onkel, Ontel John aus San Francisco, von dem ich Euch so oft erzählt habe."
Tas schone Mädchen näherte sich mit zu Voden geschlagenen Augen und ergriff die mächtige Hand, die der Californier ihr freundlich entgegenstreckte, und führte sie ehrfurchtsvoll cm ihre Lippen. — Etwas Aehnliches war dem braven John niemals begegnet; er wußte nicht einmal, daß so Etwas geschehen konnte, und hatte das Mädchen deshalb auch ohne Widerstand gewähren lassen; aber als er seine rauhe Haud von den jugendlichen Lippen sanft berührt fühlte, da zuckte er zurück, und das braune, männliche Gesicht wurde von heißem Roth übergössen. Er sah seinen Bruder betroffen an, aber der sagte lächelnd:
„Das sind so fremdländische Sitten, die Monia dem Kinde angewöhnt hat, und die es wohl von selbst ablegen wird, wenn es längere Zeit uuter uns lebt. — Natalie ist erst vor Kurzem aus einer Pension auf dem Continent zu uns gekommen," setzte er hinzu.
Das junge Mädchen hatte diesen Erklärungen befangen und beschämt zugehört. Ihr Stiefvater bemerkte dies und sagte freundlich:
„Ich mache Dir keine Vorwürfe, liebe Tascha. Nun geh' und rufe Deine Mutter und sage ihr, wir hätten Besuch bekommen; aber verrathe nicht, wer hier ist."
Natalie wollte sich sofort entfernen. Einige Worte des Californiers hielten sie zurück.
„Wo ist Nick?" fragte er.
„Er wird mit Monia spazieren gehen," antwortete Harry. „Sie weiden Beide zusammen kommen."
„Wo gehen sie spazieren?"
„Hier in der Nähe, im Park."
„Dann laß mich sie aufsuchen."
„Wie Du willst," sagte Harry. „Es ist mir auch recht, daß wir noch etwas allein sind."
„So darf ich auf mein Zimmer gehen?" fragte Natalie leise.
In ihrem Accent lag etwas Fremdartiges; aber die Stimme war unbeschreiblich cmmuthig.
„Thu' was Du willst, mein Kind. Nur verrathe uns nicht, wenn Du Deine Mutter und Ohlsen sehen solltest. — Wie Nick sich freuen wird!"
„Ja, er wird sich freuen," wiederholte John zerstreut. Dann athmete

ver Gast, 25

ei tief auf und sehte sich nieder, während Natalie mit einem stummen Gruß das Zimmer verließ.

Die beiden Brüder unterhielten sich darauf eine halbe Stunde lang mit großer Lebhaftigkeit. Jeder hatte viele Fragen des Andern zu beantworten und erzählte in gedrängter Kürze, was ihm während der langen Trennung begegnet war. — Plötzlich unterbrach Harry seinen Bruder.

„Es wird dunkel," sagte er. „Monia und Ohlsen können jeden Augenblick eintreten. Willst Nu sie aufsuchen, damit sie uns nicht überraschen? Wir wollen später weitersprechen."

John war mit dem Vorschlage seines Bruders einverstanden, und die Beiden traten auf die Terrasse, um in den Part zu gehen. Ta sagte der Californier:

„Tu meinst, Nicolaus tonne nicht weit von hier sein?"

„Zehn Minuten weit, falls er,am äußersten Ende des Parkes sein sollte."

„Tann laß mich ihn rufen, wenn Du nicht fürchtest, daß ich die Nach»barn erfchrecke."

„Tie Nachbarn gehen mich nichts an. Rufe fo laut Tu willst."

Ta that John Maclean, wie Nicolaus Ohlsen am Bord des Tampfschiffcs gethan, als er von dort aus seinem Kameraden Lebewohl zugerufen hatte. Er setzte beide Hände an den Mund und stieß einen langgezogenen, wilden Schrei aus:

„Hain—o—hü"

Ter civilisirte Bantdirector wich einen Schritt zurück.

„Ja," sagte er, „das konnte die Nachbarn in der That erschrecken.

In welchem Lande der Welt schreien die Menschen so, den wilden Thieren gleich?"

Ter Californier antwortete nicht. Er hatte eine Hand an das Ohr gelegt und lauschte aufmerksam. — Aber Alles blieb stumm. Da ließ er von Neuem, mit womöglich noch größerer Kraft, seinen wilden Ruf erschallen, und gleich darauf hörten die beiden Brüder Hundegcbell, und in geringerer Entfernung als sie erwartet hatten, tönte es vernehmlich, wenn auch schwach zurück:

„Haia—o—hi!"

„Tas ist Ohlsen," sagte James freundlich nickend. „Er kann schon nicht mehr so schön rufen wie in Californien; aber ich erkenne seinen Schrei.

Ta unten rechts ist es. Nun komm! — Wir wollen ihm entgegen gehen."

VII.

John Maclean wohnte nun seit acht Tagen im Hause seines Bruders; aber er war nicht glücklich. Tas Leben, das er führte, ließ ihn unbefriedigt. Er fühlte sich befangen, unbehaglich. Er wollte alle Schuld dafür auf sich nehmen. „Ich bin wie ein wilden Bär," sagte er sich; „ich passe nicht in

26 Rudolph lindau in Verlin.
ein geregeltes, ruhiges Familienleben." — Die pünktlichen Mahlzeiten, der Tiener in Livree, der würdige „Buttler", der ihm den Wein einschenkte, die Blicke der Frau Schwägerin — alles das und manches Andere ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Wohl und behaglich wurde ihm nur zu Muthe, wenn er mit seinem Bruder oder mit den kleinen Kindern allein war. Dann konnte er noch laut lachen und Geschichten erzählen: aber ganz leicht wurde ihm selbst dann nicht um's Herz. Unter den wildfremden, rücksichtslosen Menschen, mit denen er sich sein Leben lang herumgeschlagen, hatte er sich mehr zu Hause gefühlt als hier im Kreise seiner besten Freunde und nächsten Verwandten. Diese nahmen allerhand befremdliche und nach seiner Ansicht vollständig unmotivirte Rücksichten auf ihn, die er wie stille Vorwürfe über seine eigene Rücksichtslosigkeit empfand, und die ihn bei jedem Schritt, den er in ihrer Gesellschaft that, aus der Befürchtung nicht herauskommen ließen, er tonne trotz aller Behutsamkeit Unschicklichkeiten begehe». — Hätte er sich nur mit Nicolaus aussprechen können, so wäre alles gut gewesen. Dieser wußte, daß John Maclean nicht gewöhnt war. in engen Stiefeln einherzugehcn, und es wäre gewissermaßen seine Pflicht gewesen, ihn, John, darüber zu belehren, wie man sich in England bei Tische, im Salon und in Tamengesellschaft zu benehmen habe. Aber gerade Ohlsens Haltung ihm gegenüber hatte ihm zuerst seine Unbefangenheit geraubt, war-der Grund gewesen, daß er schon am Tage seiner Ankunft gefühlt, er fei ein fremdes, ein störendes Element in dem brüderlichen Familienkreise. John Maclean war an jenem Abend seinem Genossen freudig entgegengeeilt; aber schon bevor dieser die ihm treuherzig entgegengestreckte Hand ergriffen, hatte der Californier gefühlt, daß der Mann, der ihm gegenüber stand, sein alter Rick nicht mehr sei. Wo waren die lebensfrischen, blitzenden Augen, die stolze, freie Haltung seines Freundes geblieben? Wie befremdlich leise und matt tönte die Stimme, die in den Goldlagern so hellen, festen Klang gehabt? — Ohlsen hatte gesagt: „Es freut mich, Dich zu sehen —" aber er hatte nicht ausgesehen, als ob er sich wirklich freute. Und gleich darauf, ohne weiter ein Wort ,mit Maclean gewechselt zu haben, war er bei Seite getreten, um ihn in förmlicher Weise imit del schönen, großen Frau, die an seiner Seite unter den Bäumen hervorgetreten war, bekannt zu machen.
„Erlauben Sie mir, Ihnen meinen guten Frcuud, Ihren Schwager Herrn John Maclean aus San Francisco vorzustellen." —
„Herr John Maclean!" — Jedes dieser drei Worte hatte dem Californier wie eine Beleidigung geklungen. „Jack" oder „Mac" fo war er gewohnt, von Rick angeredet oder bezeichnet zu werden; und nun nannte ihn dieser „Herr John Maclean!" Was wollte Ohlsen damit sagen? — Er hatte ihn darüber befragt, sobald er mit ihm allein gewesen war.
„Was soll es bedeuten, daß Du mich meiner Schwägerin als .Herrn

Der Gast. -^ 2?

Maclean- vorstellst? Bin ich ihr ein Fremdling? Stehe ich Tir etwa gegenüber wie ein beliebiger Herzog von Sutherland oder Erzbischof von Canterbury? Beabsichtigst Tu mir anzudeuten, das; ich Tich in Zukunft als .Herr Nicolaus ^hlsen' anzureden habe und das; ich meine Briefe an Tich mit .Geehrter Herr' beginnen und mit .Gehorsamster Tiener' schließen soll? — Bin ich von Sinnen oder hast Tu de» Verstand verloren?" ^hlsen antwortete mit großer Traurigkeit in Stimme und Gcberde: „Ich glaube, ich habe den Verstand verloren oder bin nahe daran, ihn zu verlieren. — Ach, John, weshalb hast Tu mir nicht telegrciphirt, ich solle nach San Irancisco kommen?" Ter Ealifornier hatte sofort vergessen, daß er eigentlich der Ve» leidigte war. „Was ist los?" sagte er treuherzig, die schwere Hand auf die Schulter seines Freundes liegend. „Sprich heraus wie ein Mau». Wo drückt Tich der Schuh?" Aber ilhlsen begnügte sich statt aller Antwort langsam und wiederholt den Kopf zu schütteln, und dabei bemerkte Maclean zu seinem grenzenlosen Erstaunen und seiner tiefsten Betümmerei, daß die Augen seines Freundes feucht wurden. — Ein weinerlicher Ohlsen! Wer halte das je geglaubt! Tie Freunde in Californien würden der Ansicht sein, Maclean mache sich über sie lustig, wollte er ihnen sagen. Nicolaus Ohlsen habe geflennt wie ein junges Mädchen oder ein altes Weib: Nicolaus iühsen befinde sich in einem Zustande, der in den Goldminen noch nicht entdeckt sei und den man in eleganten europäischen Kreisen mit „nervös" bezeichne. „Entschuldige mich, ich bin nicht wohl," sagte Ohlsen leise-, und dann zog er sein Taschentuch hervor, beugte sein Gesicht tief herab, um es in feine beiden Hände zu legen, und blieb in dieser Stellung, ein Bild tiefe» Seelenkummers, unbcwe>ilich sitzen. „Was ist vorgefallen? — Was ist los? — Was gicbt es?" fragte Maclean vollständig rathlos. Aber Ohlsen antwortete ihm nicht. Maclean wollte mit diplomatischer Feinheit das Gespräch auf etwas Anderes lenken. Er fing an, von Geschäften zu sprechen: das Haus in Montgomniery-Street sei auf zehn Jahre vermicthet, das in Porlland ebenfall», ilhlsen winkte abwehrend mit der Hand. — „Das ist mir ganz gleich," sagte er. „So? — Tas ist Tir ganz gleich," erwiderte Maclean verletzt. — „Willst Tu mir Hochgeneigtest mittheilen, was Tir nicht gleich ist? — Was kümmert Dich? ... Tu willst nicht sprechen? — Nun wohl; ich will Dir die Mühe ersparen: an all Teinem Elend ist ein Frauenzimmer schuld!" ^hlsen fuhr erschreckt in die Hohe und blickte seinen Freund verstört an. „Leugne es nicht! Tu kannst mir gegenüber die Komödie nicht durchführen. — Also nimm an, Tu hättest von Anfang an wie ein vernünftiger

28 Rudolph lindau in Verlin.
Mensch gehandelt und mir Vertrauen geschenkt, und ergänze nunmehr, was ich noch zu erfahren habe. — Nie heißt die Spröde, die Dich nicht erhören will? Weshalb weist sie Deine Bewerbung zurück? Berichte mir das genau, und dann wollen wir gemeinsam berathen, wie Deinem Uebel abzuhelfen ist. Es wäre doch wirtlich schlimm, wenn Zwei wie wir ein junges Mädchen nicht zur Vernunft bringen sollten."

„Du irrst Dich." sagte Ohlsen leise und ruhiger.
„Und Du willst mir nicht sagen, was Dir fehlt?"
„Ich kann es nicht."

Darauf stand der Californier auf und ging einigemal? im Zimmer auf und ab. Dann blieb er wieder vor Ohlsen stehen und sagte zutraulich:
„Was meinst Du — sollen wir dem alten Lande wieder den Rücken wenden und nach Californien zurückkehren?"

Eine freudige Erregung flog über Ohlsens Gesicht.
„Nun gut, mich halt hier nichts," fuhr John fort, dem Ohlsens Bewegung nicht entgangen war. „Ich will noch einige Tage hierbleiben, um mich mit Harry ordentlich auszusprechen, nach Edinburg hinauslaufen, um die Mädchen zu begrüßen; und wenn ich damit fertig bin, was nicht lange dauern wird, dann hole ich Dich hier wieder ab, und wir treten die Rückreise an. Paßt Dir das?"

„Ja."

„Das ist also eine abgemachte Sache. Aber nun zeige mir auch ein vergnügtes Gesicht. — In vier Wochen hast Du England und alles, was Dich hier tranken mag. hinter Dir gelassen."

John halte das Anerbieten, mit Ohlsen nach Californien zurückzukehren, freudig und aus eigenstem Antriebe gemacht. Aber bald darauf war es ihm leid geworden, ohne daß er sich hätte sagen können, woher seine Betümmerniß kam. Er fing nicht etwa an, sich im Hause seines Bruders wohier zu, fühlen — es wurde ihm dort im Gegentheile immer unbehaglicher zu Muthe: aber ein unbeschreiblich wehes Gefühl beschlich ihn, wenn er daran dachte, daß er jenseits des Occans die Stimme seines Bruders nicht mehr hören und Nataliens Augen nicht mehr sehen würde. — Er war kein Träumer: er hatte seine eigenen Gefühle niemals zu analysiren versucht. Er wußte nicht einmal, daß man über sich selbst, über sein Glück oder Unglück nachdenken könne. Er nahm Freud' und Leid, wie sie gerade kamen; aber nun konnte er nicht umhin, mit einer gewissen Äugst an das einsame Leben in Californien zu denken. — „Was ist denn eigentlich mit mir geschehen?" fragte er sich.

Er konnte auf diese Frage .keine Antwort finden und suchte auch gar nicht nach einer Antwort; aber erfüllte, daß etwas Neues, Fremdes in sein Leben getreten war. das alles darin verrückte und veränderte, und wofür er noch keinen Platz gefunden hatte.

John war mit der kleinen Tascha, wie auch er Natcüie jetzt nannte,

merkwürdig schnell befreundet geworden. Sie hatte ihre Befangenheit, die ihn selbst bei ihrem ersten Zusammentreffen cingeschüchtert hatte, in wenigen Tagen abgelegt, nannte ihn „Onlrl John“ und hing sich zutraulich an seinen Arm, wenn er, eine kurze Pfeife rauchend, nach dem Essen seinen regelmäßigen Spaziergang im Paik machte. Als sie das erstemal ihre leichte Hand auf seinen schweren Arm gelegt, war er roth geworden, wie an dem Tage seiner Ankunft, als sie ihm die Hand geküßt hatte. — „Fremdländisch,“ hatte er sich sodann gelagt, um die Vertraulichkeit zu erklären, die ihm gefiel; und sein Blick war mit Behagen und Wohlgefallen auf die zarte, lichte Gestalt gefallen, die wie ein Sonnenstrahl neben ihm herzuschweben schien. Er hätte gewünscht, „so ein kleines, zartes, schwaches Ding“ gegen alle Unbill zu schützen, ihm die Pfade zu ebnen und ihm das Leben leicht und angenehm zu machen. Sein Wohlwollen war deutlich in feinem Auge zu lesen, und Natalie schien dies zu verstehen und war zutraulich und harmlos mit ihm, wie Kinder es Kinderfreunden gegenüber find.

Harry Maclecm hatte Freude an dem Verhältnis;, das sich zwischen seinem Bruder und seiner Stieftochter gebildet hatte; Frau Monia und Ohlsen schienen es nicht zu bemerken. Dieser war seit Wochen nachdenklich und zerstreut, jene bekümmerte sich dem Anscheine nach überhaupt nur wenig um das, was um sie her vorging. John und Tascha waren täglich stundenlang zusammen und hatten sich viel zu erzählen. Wovon sprachen sie? — Vom Leben, das John Maclecm in Californien geführt hatte — und bei der Gelegenheit von Nicolaus Ohlsen, dessen Dasein Jahre lang mit dem feines Freundes auf das engste verbunden gewesen war.

Vierzehn Tage waren dahingegangen. John wußte nicht, was ihn in Lower Norwood festhielt; aber es wurde ihm schwer, sich von dort fortzureißen. Eines Abends endlich faßte er einen Entschluß. Er durfte sich nicht länger den Seinen in Edinburg entziehen. Die regelmäßigen und kurzen Briefe feiner Schwestern, von denen ihm bald die eine, bald die andere schrieb, enthielten zwar nie eine Aufforderung, feinen Besuch bei Harry abzukürzen und nach Schottland zu kommen, aber es sprach aus denselben eine kalte Verwunderung darüber, daß dies nicht geschehe.

„Ich nehme an, Du wirst durch Geschäfte in London zurückgehalten,“ schrieb Katharina, die älteste Schwester.

John empfand diesen Sah wie einen verdienten Vorwurf, und am selben Abend, bei Tische, bald nachdem er Katharinas Brief gelesen und eine Weile still und nachdenklich dagesessen hatte, sagte er plötzlich:

„Ich werde morgen nach Edinburg reisen.“

Natalie war die Einzige, die verwundert und ängstlich aufblickte.

Nicolaus schien die Worte seines Freundes gar nicht gehört zu haben,

Monia denselben keine Beachtung zu schenken.

„Natürlich! Du mußt die Mädcheu bald sehen,“ sagte Harry. „Wie lange gedenkst Du oben zu bleiben?“

20 Rudolph linda» in Verl in.

„Nun, ich habe calculirt, daß ich es wohl schwerlich unter acht Tagen thun kann. Ich habe die Mädchen seit achtzehn Jahren nicht gesehen, und wir müssen doch endlich wieder Bekanntschaft miteinander machen."

„Dazu wirst Du Zeit genug haben, wenn Du Dich einmal hier nieder-gelassen hast." sagte Harry. „Man fährt jetzt mit dem Expreß nach Edin-burg, als wäre es eine Vorstadt von London."

„Das ist richtig . . .," John machte eine kurze Pause nachdem er diese Worte gesagt hatte, und setzte dann hinzu: „Aber es ist doch noch nicht sicher, wann und ob ich mich in London niederlassen werde."

„Wo sonst?" fragte Harry ruhig. „Ich empfehle Dir unter allen Umständen in London oder wenigstens in der Nachbarschaft von London zu bleiben. In Schottland hast Du keine Bekannten und, außer den Mädchen, keine Verwandte. Hier werden wir schon dafür sorgen, daß Du Dich nicht langweilst. Oder gefällt es Dir bei uns nicht?"

„Es gefällt mir sehr gut bei Euch , . . aber ..."

„Nun?" —

Die Andern waren jetzt auf das Gespräch aufmerksam geworden. Ohlsen schien befangen nnd blickte nicht von seinem Teller auf.

„Nun?" fragte Harry von Neuem.

„Ja . . ." sagte John langsam, mit der Hand über Mund und Kinn streichend, „ja . . . aber Du weißt doch, oder hat Nick es Dir noch nicht gesagt, daß wir noch einmal nach Californien zurück müssen . . . und zwar bald . . . nicht wahr, Nick?"

Moma bewegte den Kopf nicht, aber ihre Augen wanderten langsam nach dem Platze hin, wo Ohlsen saß. Dieser nickte, ohne die Augen aufzu-schlagen. — Ein großes und peinliches Erstaunen schien sich der übrigen Gesellschaft zu bemächtigen. — Tafcha richtete einen flehenden Blick auf Onkel John. Monia faltete die Hände und rieb langsam die weichen, weißen Handflächen gegen einander. Aber sie sprach lein Wort. Harry allein gab seiner unangenehmen Ueberraschung klaren Ausdruck.

„Bist Du bei Sinnen?" rief er. „Ihr wollt nach Californien zurück-kehren? — Warum denn? Hast Du mir nicht zwanzigmal geschrieben und gesagt, Tu hättest mit dem neuen Lande abgeschlossen und wollest nun im alten leben und sterben? Was bedeutet das? Ich verstehe Dich nicht! Sprich!"

„Ein anderes Mal . . . ein anderes Mal," sagte John, eine beschwichti-gende Bewegung mit der Hand machend. „Ereifere Dich nicht! Ich bin ja kein leichtsinniger Mensch. Es hat alles seinen guten Grund."

„Ich soll mich nicht ereifern?" fuhr Harry leidenschaftlich fort. „Glaubst Du, ich würde Dich ziehen lassen, ohne daß Du mir sagst, was Dich furt-treibt? — Was verdrießt Dich hier? Willst Du es mir sagen?"

„Nun natürlich werde ich es Dir sagen, natürlich; aber ereifere Dich nicht! Warte! Ich bin ja noch nicht fort."

Ohlsen warf einen unruhigen Blick auf die beiden Brüder.
„Du willst jetzt nicht sprechen? — Gut! Also nach dem Essen!"
Harry schien vor Ungeduld und Aufregung zu ersticken. — „Ich kann nicht mehr essen!" stieß er hervor und legte Messer und Gabel mit einer so ungeduldigen Bewegung auf den Tisch, daß die Teller Ilirrten.
„Aber Harry!" sagte John. „Sei doch nicht so aufgereg! Du kannst Dir doch denken, daß ich nicht zu meinem Vergnügen von Dir fortgehe,"

Da lichtete Harry Maclean die großen, schwarzen Augen sanft und liebevoll auf seinen Bruder, und seine Stimme war bewegt, als er mit inniger Zärtlichkeit sagte: „Mein alter John!"
Monia blickte mit Verwunderung auf die Beiden und schüttelte leise, kaum bemerkbar das Haupt. Ein sentimentaler Vanldirector! Es fehlte nur, daß der Goldgräber ebenfalls lyrisch wurde! Männer von vierzig Jahren, einer Familienvater, der andere ein Abenteurer! — Geschwisterliebe war eine schöne und achtbare Sache, aber sie sollte doch auch ihre Grenzen haben. Die Komödie, die da aufgeführt wurde, mußte einem jeden vernünftigen Menschen unverständlich oder lächerlich erscheinen.
Unmittelbar nach dem Essen versuchte Ohlsen, sich John zu nähern; aber Harry hatte bereits dessen Arm ergriffen und führte ihn in's Freie. Natalie folgte ihnen langsam und gesenkten Hauptes, nachdem sie ihrer Mutter eherbietig die Hand geküßt hatte. Nicolaus und Monia blieben einen kurzen Augenblick allein ini Speisezimmer zurück; aber sie wechselten lein Wort, nicht einmal einen Blick mit einander und traten schweigend in den Salon.

„Wo sind die Herren?" fragte dort Monia in gleichgültigem Tone.
Nicolaus wies mit einer stummen Geberde nach dem Garten.
„Taschll, mein Kind, rufe Deinen Vater," fuhr Monia fort.
Als das junge Mädchen sich entfernt hatte, beschäftigte sich Monia gelassen damit, den Kaffee einzuschenken. Sie hielt dabei die Augen gesenkt und sumnte ganz leise ein russisches Lied vor sich hin. Ein eigenthümliches Lächeln — lein freundliches — spielte um ihren Mund. — Nach einer Weile blickte sie verstuhlen auf ihren Gast. Als sie sah, daß dieser, die Augen gesenkt, anscheinend theilnahmlos dasaß, heftete sie ihre Blicke lange und fest auf ihn. Dann zog sie die Augenbrauen in die Höhe, athmete tief auf und setzte sich nieder. — Durch die offenen Fenster drang dumpf und kaum vernehmlich das Geräusch der großen Stadt, dem Brausen des fernen Meeres gleich. Das schrille Pfeifen einer Locomotivc zerriß die Stille. Ohlsen fuhr erschreckt zusammen. Sie lächelte und sagte:

„Wie nervös Sie seit einiger Zeit geworden sind!"
Ter leichte Schritt Taschas ließ sich hören, und gleich darauf trat das junge Mädchen wieder in das Zimmer.
„Vater läßt sagen, Ihr möchtet nicht auf ihn warten."

32 Rudolph lindau in Aerlin.

Monia nahm darauf eine Tasse, lehnte sich nachlässig in den Sessel zurück, auf dem sie saß, und trank den Kaffee in kleinen Zügen aus. Nach einer kurzen Weile sagte sie sodann zu Ohlsen: — „Sie wollen rauchen. .. Ich habe auf meinem Zimmer zu thun . . . Auf Wiedersehen, zum Thee!" Damit erhob sie sich und verließ das Gemach. Ohlsen war aufgestanden und hatte sich verbeugt und blieb jetzt gesenkten Hauptes am Tische stehen. Nntalie beobachtet? ihn. Er selbst schien die Anwesenheit des jungen Mädchens vergessen zu haben. Da redete sie ihn leise an: „Warum sind Sie so traurig. Herr Ohlsen?" Er blickte sie groß an; dann sagte er leise, nicht die an ihn gerichtete Frage beantwortend, sondern wie zu sich selbst sprechend: „Ich möchte, ich wäre todt!" «»

Darauf trat er geräuschlos in den Garten. Der dunkle, schwere Nachthimmel der Großstadt breitete sich über ihm aus. Nirgends war ein Stern zu erblicken; nur der matte Widerschein von Millionen Gasflammen röthete die Luft in der Richtung von London. Plötzlich hörte Ohlsen den Kies knirschen unter den schweren, langsamen Schlitten der beiden Brüder, die leise sprechend vor dem Hause auf-- und abgingen. Er trat in den Schatten, so daß er nicht gesehen werden tonnte. Dort wartete er, bis die Beiden volübergewandten waren, und dann begab er sich ungewandten auf sein Zimmer, wo er verharrte, bis ein Diener ihm meldete: Die gnädige Frau lasse ihn bitten, znm Thee zu kommen.

VIII.
Die Gesellschaft, die sich an jenem Abend um den Theetisch in der Villa von Lower Norwoob versammelt hatte, war eine sehr ungewandte. Nicolaus, der schon seit geraumer Zeit außer Stande zu sein schien, seine Niedergewandtheit zu verbergen, saß stumm und theilnahmlos da. Aber auch der Hausherr, der sonst die Unterhaltung zu leiten Pflachte, war heute von undurchdringlicher, unruhiger'Nachdenklichkeit; und das, was seine Gedanken beschäftigte, mußte wohl peinlicher Natur sein, denn es verhinderte ihn, auch nur einen Bissen zu genießen und sich auch nur mit einem Worte an der Unterhaltung zu betheiligen. Er sah angegriffen aus. Die glatt-rasirtcn Lippen waren fest zusammengepreßt, und ein schmerzlicher Zug hatte sich um seinen Mund gelagert. Man hätte sagen können, er sei in wenigen Stunden merklich älter geworden. — Seine rechte Hand lag auf dem Tisch, und seit einer Viertelstunde klopfte er ununterbrochen mit dem Zeigefinger „1, 2, 3 1, 2, 3." —Das monotone, regelmäßige Geräusch hatte etwas Beunruhigendes. Harrys Augen waren aus die Lampe gelichtet, die in der Mitte des Tisches stand; aber von Zeit zu Zeit flog ein forschender Blick auf Nicolaus und auf Frau Moni«. Diese erschien unbefangen und aß und trank mit ihrem regelmäßigen guten Appetit. Daß

sie nicht sprach, konnte nicht ausfallen; denn sie war im Allgemeinen eine stille Frau.

Nach einer Weile wurde das tiefe Schweigen, das »ur dulch Harrys ,1, 2, 3 ... 1, 2, 3" .. . unterbrochen, und dadurch nach bemerkbarer wurde, plötzlich Allen drückend.

„Eine schöne, warme Nacht," sagte John.

Frau Monia sah ihn verwundert an; und als Niemand auf die Bemerkung des Cllisorniers einging, nahm sie selbst das Wort.

„Sind Sie noch immer entschlossen, uns morgen zu «erlassen," fragte sie, sich an John wendend.

Dieser richtete einen unentschlossenen Blick auf seinen Bruder und sagte: „Was meinst Du?"

Jener hatte nicht gehört.

»Harry!' fuhr John fort.

Der Angeredete schlug die Augen schnell, gleichsam erschreckt in die Höhe und fragte hastig: „Was giebt's?"

„Was meinst Du. . . soll ich morgen nach Edinburg gehen, oder ist es Dir lieber, wenn ich noch einige Tage hierbleibe? Besondere Eile habe ich nicht. Mir ist übermorgen gerade so recht wie morgen. Nur möchte ich die Mädchen nicht gar zu lange warten lassen."

Harry dachte eine kleine Weile nach.

„Ich glaube, es ist am besten, Du gehst morgen," sagte er sodann.

Gleichzeitig erhob er sich mit jener eigenhümlichen Unentschlossenheit in den Veweguogeu, die man annimmt, wenn man eine Gesellschaft zum Aufbruch mahnen will. Frau Monia gähnte leise. Naialie legte eine Handarbeit zusammen, mit der sie sich seit einer Weile beschäftigt hatte. Dann standen alle wie auf ein gegebenes Zeichen auf und näherten sich der Ausgangsthür.

Harry ging voran. An der Thür blieb er stehen.

„Der Expreß geht um zehn Uhr," sagte er, sich an seinen Bruder wendend. „Tu begleitest mich nach der Eity, und ich bringe Dich dann zur Bahn . . . Gute Nacht!"

Er war gegangen ohne einem der Anwesenden die Hand gereicht zu haben.

„Ihr Bruder scheint sehr verstimmt über Ihre unerwartete Abreise," sagte Frau Monia zu John. — „Nnn, vielleicht besinnen Sie sich noch eines Anderen."

„Natürlich, natürlich," antwortete der Californier.

Es war ihm seit einigen Stunden, als wandle er in einem dunklen psadlosen Walde. Er hatte sich verirrt und wußte nirgends einen Ausweg zu finden. Nicks Benehmen war ihm seit seiner Ankunft ein Räthsel. Seit einer Stunde war ihm Harry ebenso geheimnißvoll. Er würde nun zwar Hotz alledem bald eingeschlafen sein, wenn er sich zur Ruhe begeben hätte, denn seine Nerven waren nicht leicht zu erschüttern; auch war er mehr verwirrt

3H Rudolph lindau in Verlin.
als beunruhigt, doch war es ihm ganz angenehm, als Ohlsen ihn mit halb-
lauter Stimme aufforderte, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen.
Die Beiden wünschten den Damen gute Nacht und traten sodann in
den Park.
.Worüber ist Dein Bruder so verstimmt?" fragte Ohlsen besorgt,
sobald er sich in genügender Entfernung vom Hause befand, um unbeobachtet
sprechen zu können.
„Ueber meine Abreise. — Worüber sollte er sonst verstimmt sein?"
antwortete John.
„Hast Du ihm gesagt, weshalb Du abreisst?"
„Natürlich."
„Was hast Du ihm gesagt? — Erzähle mir Alles."
Ohlsen sprach mit auffallender Ungeduld.
John blieb stehen, nahm einen tiefen Athemzug, kreuzte die Arme
langsam über der breiten Brust, maß Ohlsen vom Kopf bis zu den Füßen
und sagte nach einer Pause:
„Ich will verdammt sein, wenn ich von alledem, was hier vorgeht,
auch nur das Geringste verstehe! . . . Was ist los? Ist ein Mord
begangen worden, verbirgt sich eine Falschmünzergesellschaft im Keller, oder
wird ein Angriff auf die Bank von England geplant? — Wo spukt es? —
Soeben hat Harry hundert Fragen über Dich an mich gerichtet, die ich alle
nach bestem Wissen beantwortet habe, ohne auch nur zu ahnen, woher dies
außergewöhnliche Interesse für Deine Angelegenheiten bei ihm kommt, — und
jetzt brennst Du darauf, zu wissen, was ich mit Harry gesprochen habe. —
Was hast Du mit Harry, und was hat er mit Dir zu thun? Du bist doch
kein altes Weib, das neugierig ist, und Du hast doch kein böses Gewissen,
daß Du Dich zu ängstigen brauchst, wenn Du erfährst, Jemand habe von
Dir gesprochen. — Schenke mir reinen Wein ein, wenn Du etwas von mir
erfahren willst."
„Ist der Name Taschas ausgesprochen worden?" fragte Nicolaus,
unbekümmert um die Aufforderung zu sprechen, die John an ihn gerichtet
hatte.
„Nein," antwortete dieser gedehnt.
„Ter Deiner Schwägerin?"
„Nein." Diesmal kam die Antwort zerstreut aber schnell.
Eine Pause trat ein. John glaubte endlich verstanden zu haben. —
Ob von Tilscha die Rede gewesen wäre? — Das war Ohlsens erste Sorge
gewesen. — John strich sich mit derselben Geberde wie sein Bruder Mund
und Kinn, und ein nie gekanntes Weh beschlich ihn. Er empfand einen
dumpfen Schmerz in der Brust wie wenn sie zugeschnürt würde, und er
stand plötzlich still.
„Natürlich!" murmelte er vor sich hin.
„Was willst Du sagen?" fragte Nicolaus.

„Laß die Fragen! — Ich habe auch meine Gedanken." Die Worte waren in einem feindlichen, gehässigen Ton ausgesprochen. Aber der Sprecher schien sie gleich darauf zu bereuen. „Gieb mir einen Augenblick Zeit nach» zudenken," sagte er milde. Er ließ sich schwerfällig auf eine Bank fallen, vor der er stehen geblieben war und, die Hände auf die Knie gelegt, den Kopf gesenkt, blickte er vor sich hin. — Also um Natalie handelte es sich! Natalic war es, die von Nicolaus geliebt wurde; und aus irgend einem noch nicht aufgeklärten Grunde war diese Liebe eine unglückliche! — Aber was ging das ihn, John Maclean an? Hatte er vielleicht für sich selbst an Natalie gedacht? — Nein, das hatte er nicht. Aber in dem Augenblicke, wo er verstanden zu haben glaubte, daß ein Anderer sich um sie bewerbe, ein Anderer, Jüngerer, ihrer Würdigerer, dein sie sich früher oder später hingeben würde, in dem Augenblick war ihm klar geworden, was er an dem Mädchen verlieren werde. Er hatte kein Glück für sich geträumt, aber nun fühlte er mit der bittern Wehmuth selbstloser Menschen, wie elend er ohne Glück, wie dunkel das Leben ohne die lichte Natalie für ihn sein werde. — Alles dies zog wirr und wüst durch sein Gehini. Er athmete schwer. „Was giebt es?" fragte Nicolaus, der besorgt vor ihm stehen geblieben war.

John erwachte wie aus einem Traum.

„Es ist alles in Ordnung," sagte er. „Ich will Dir helfen, mein Sohn."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Ich verstehe mich, das genügt. — Nun wollen wir die Geschichte noch einmal von vorn anfangen und wie zwei vernünftige Menschen besprechen. Also: was willst Tu wissen? Was Harry gefragt, und ich über Dich gefügt habe? — Warte eine Secunde. Ich weiß nicht, woher mir der Kopf ans einmal so schwer ist. — Jetzt habe ich den Faden . . ."

Er zauderte noch einige Augenblicke, um sich zu sammeln, und berichtete dann in geschäftsmäßigem Tone: — „Als ich Harry sagte, ich habe versprochen, mit Dir nach Californien zurückzukehren, fragte er, was Dich dort hinziehe. — .Eine Frau/ sagte ich. ,In Californien? Er wollte sich doch hier Verheilathen, hattest Du mir geschrieben/ — ,Nein, keine Frau in Californien, eine Frau von hier treibt ihn fort/ ,Wer ist das?' — ,Das muß Du besser wissen. Mit wem ist Nicolaus hier zusammengetroffen?^ — Darauf antwortete Harry nicht, sondern schien nachzudenken. Endlich richtete er allerhand Fragen an mich, die mir in dem Augenblick schwer verständlich waren. — Ich erzählte ihm unsere Unterhaltung, die ja kein Geheimniß war, wenigstens nicht für Harry; ich erzählte ihm auch, wie ich Dich verändert gefunden, wie ich Dich hätte ausforschen wollen, ohne daß es mir gelungen wäre, Dir Dein Geheimniß zu entreißen; daß aber für mich lein Zweifel darüber walte, daß eine Frau Dich umgewandelt, aus einem heiteren gesunden Menschen einen trübseligen Duckmäuser aus Dir gemacht habe."

36 Rudolph IIndau in Verlin. —

„Wie kamst Du dazu, das z>l sagen?“ fragte Nicolaus zornig.

„Hatte ich Dir irgend etwas Aehnliches anvertraut? Hatte ich Dir nicht im Gegeiitheil gesagt, Du irnest, als Du schon bei unserer ersten Unterredung hier darauf versessen warst, mir eine alberne Frauenzimmergeschichte anzuhängen?“

Aber John war nicht mehr so versöhnlich gestimmt wie an dem Tage, da er jene erste Unterhaltung mit Nicolaus gehabt hatte, und kurz angebunden entgegnete er:

„Es wird mir jetzt zu viel mit all' der Geheimnißlrämerei! Sprich heraus wie ein Mann oder laß mich in Frieden! Ich weiß nicht, was in Dich gefahren ist, seitdem Du Californien verlassen hast. Du bist wie umgewandelt. Wenn Du wieder der Alte sein kannst, so komm zn mir — ich bin immer da. Und damit gute Nacht!“

Er wandte sich mürrisch ab und wollte seiner Wege gehen.

„John, noch ein Wort!“

„Nun?“ fragte der Californier.

Nicolaus zauderte und sagte dann leise: „Entziehe mir Deine Freundschaft nicht! Ich fühle mich so elend, so allein! — O John, alter, guter, lieber Freund, ich wollte, Tu stündest an meinem Grabe und sagtest: „Da liegt Einer, der treu war.“

John Maclean sah seinen Freund ernst an.

„Willst Du mir vertrauen?“ fragt? er.

Nicolaus antwortete nicht.

„Nun wohl, ich will nicht weiter in Dich dringen. Ich gehe als Freund von Dir. — Du sprichst wie Einer, der eine große Sünde auf sein Gewissen geladen hat. Gott behüte Dich! Gieb niemals Nein bei; sage niemals, Alles ist verloren! Das ist Weiberart. Männertrotz kann Schweres durchsetzen. Es gibt immer nur einen richtigen Weg, auf dem ein Mann wandeln soll. Wenn Du ihn verlassen hast, so suche ihn wieder auf; und wenn er auch steil und steinig ist und Dir die Füße bluten macht, gehe muthig darauf vorwärts, unbekümmert um Schmerz und Müdigkeit! In fünfzig Jahren ist alles gleich, was wir erlitten haben und was uns erfreut hat; aber das, was wir Gutes und Schlechtes gethan haben, das blüht oder wuchert fort!“

Es war, als wäre ein Geist in ihn gefahren, und Nicolais blickte der großen Gestalt, die sich jetzt abgewandt hatte und in der Nacht verschwand, mit weit aufgerissenen Augen nach, wie einer überirdischen Erscheinung.

IX.

Nachdem John Maclean acht Tage bei seinen Schwestern in Edinburg zugebracht hatte, sagte er sich, er habe nun wohl seinen verwandtschaftlichen Pflichten genügt und sei berechtigt, nach Lower Norwood zurückzukehren. Der Aufenthalt in Schottland hatte für ihn kei"e besondere Anziehung mehr.

Der «Saft. 2?

Tic „Mädchen" hatten ihn mit großer Ruhe empfangen, als sei er statt achtzehn Jahre vierzehn Tage von ihnen getrennt gewesen; man hatte ihm „Vaters Bett" gegeben, ihm bei Tische „Vaters Platz" angewiesen und betrachtete seine Anwesenheit im elterlichen Hause als etwas Selbstverständliches, um das es sich nicht der Mühe verlohnte, ein Wort zu verlieren. — Katharina, die älteste, fünfzigjährige Schwester, die de» Hausstand leitete, erkundigte sich mit einer gewissen Theilnahme nach seinen Lieblingsgerichten, die sie ihm eigenhändig und mit großer Kunstfertigkeit zubereitete; auch braute sie seinen Grogk, wenn er am Abend mit den Schwestern um den reinlich und sorgfältig gedeckten Theetisch saß. Darauf beschränkten sich ihre Liebesbezeugungen. — Aber wenn er im besten Zimmer des Hauses seine kurze, mit starkem Tabak gefüllte Pfeife rauchte, was die Misses Maclean ganz in Ordnung fanden — „Vater hatte auch geraucht" — und sich dabei sinnend, in Macleanscher Weise, Mund und Kinn strich, so ruhten Katharinas Augen unverwandt auf ihm und es war in denselben ein Ausdruck großer Liebe. Eines Tages, als er länger als gewöhnlich brütend dagesessen hatte, erhob sie sich leise von ihrem Stuhl, trat zu ihm und legte ihm von hinten beide Hände auf die Schultern. Er wandte sich verwundert nach ihr um. Ihre Augen begegneten sich, die großen, ernsten Augen, die alle Macleans als Geschwister kenntlich machten. Sie blickte ihn lange an, und dann sagte sie ruhig:

„Es freut mich, Dich hier bei uns zu haben."

„Natürlich," antwortete John verlegen, denn es war dies der einzige und erste Ausdruck von Zärtlichkeit, der ihm seit seiner Ankunft zu Theil geworden war.

Er fühlte sich bei seinen Schwestern ganz zu Hause. Er ging dort in Hemdsärmeln einher, aß und trank nach seinen Gewohnheiten, emufand nichts von der Befangenheit, von der er sich un!er den Augen seiner Schwägerin niemals freimachen konnte — und doch sehnte er sich nach Lower Norwood zurück: nach Harry, nach Nick — und nach Natalie. — Diese ging ihn eigentlich gar nichts an, Sic war bestimmt, über kurz oder lang, eines andern, eines bessern Mannes Weib zu werden, vermuthlich seines besten Freundes, Nicks. — Natürlich! — Aber er sehnte sich dennoch, sie wiederzusehen, ihre Stimme zu hören, ihre Hand auf seinem Arm zu fühlen. — Er wagte nicht, sich das zu sagen, er suchte sich selbst über die Beweggründe, die ihn nach London zogen, zu täuschen. Harrys und Nicks räthselhaftes Benehmen beunruhigte ihn. Er mußte versuchen, sich darüber Aufklärung zu verschaffen. Dann waren die Vorbereitungen zur Reise nach Californien. Er stand noch immer unter dem an Ohlsen gegebenen Versprechen, dieselbe mit ihm anzutreten. Nicolaus hatte ihm sein Wort nicht zurückgegeben, er selbst es nicht zurückgenommen. Er hatte seinen Schwestern gesagt, er werde wohl noch einmal nach Californien zurückkehren, um gewisse Geschäfte in Ordnung zu bringen, «nd diese hatten die Mittheilung mit philosophischem Gleichmut!)

38 Rudolph kindau in Verlin.
aufgenommen. — Geschäft geht vor Vergnügen. — Aber im Grunde seines Herzens glaubte John nicht an die Abreise von England. Davon sprach er jedoch mit Niemand. Er wagte nicht einmal, es sich selbst zu bekennen.
Harry hatte seinem Bruder seit dessen Ankunft in Schottland nur einmal geschrieben. Nach Verlauf einer Woche brachte die Post einen zweiten Brief von ihm. Derselbe enthielt eine überraschende Mittheilung: Harry forderte seine Schwester Katharina auf, ihn in Lower Norwood zu besuchen und sich so einzurichten, daß sie längere Zeit bei ihm bleiben könne; er bedürfe ihrer.
„Dann muß ich wohl gehen“, sagte Katharina. — „Wann gedenkst Du zu reisen?“ fragte sie darauf ihren Bruder John.
„Wann kannst Du fertig sein?“
„Meine Sachen sind in Ordnung; ich kann heute reisen.“
„Dann wollen wir morgen gehen. — Was mag Harry von Dir wollen?“
Katharina konnte darüber keine Auskunft geben und schien auch nicht neugierig zu erfahren, was Harry von ihr verlangte. Er hatte geschrieben er bedürfe ihrer — das genügte!
John war wenig auf Aeußerlichkeiten bedacht; aber als er im Geiste Frau Monia und Natalie mit Katharina verglich, da kam ihm der Gedanke, daß diese, ehe sie nach Lower Norwood ginge, noch etwas für ihre Toilette zu thun habe.
„Welche Kleider nimmst Du mit?“ fragte er.
Katharina blickte ihn erstaunt an und antwortete sodann, sie habe alles, was sie gebrauche; und um dies zu beweisen, zählte sie ihren Reichthum auf John hörte aufmerksam zu und verlangte, die Schätze persönlich in Augenschein zu nehmen. Das Reisekleid, welches Katharina darauf kopfschüttelnd vor ihm ausbreitete, fand seinen Beifall.
„Ein ruhiges Kleid; es geht,“ sagte er billigend.
„Glaubst Du etwa, daß ich im Aufzuge einer französischen Komödiantin reisen werde?“ fragte Katharina spitz. — „Du kannst Dich auf mich verlassen: ich werde Dir weder unterwegs noch in London Schande mit meinem Anzug macheu.“
Miß Katharina gehörte nicht zu den Eiteln ihres Geschlechts; daß sie aber einen sichern, guten Geschmack habe, und sich billiger und besser anziehe als die meisten Frauen, war auch für sie ein unumstößlicher Glaubensartikel. John ließ sich jedoch durch seine Schwester nicht einschüchtern. Er war ein solider Geschäftsmann, der eine angefangene Sache zu Ende zu führen liebt. — Die Hauskleider mußten ebenfalls Revue passiren. — Und dann kam die Abendtoilette: ein schwerseidenes, braunes Kleid, das vor zwanzig Jahren gemacht, bei unzähligen Kindtaufen und Hochzeiten des Macleanschen Clans getragen worden war und noch so gut wie neu aussah. — Die anderen Schwestern

hatten ähnliche Kleider, die alle ebenso kostspielig, altmodisch und gut erhalten waren. — Katharina warf einen Blick auf ihren Bruder, der ungefähr sagte: „Hiergegen weiden die vornehmen Verwandten in London schwerlich etwas einzuwenden haben; es ist ein Kleid, das eine Königin zieren würde.“ — Aber John war auch dadurch nicht zu beeinflussen. Er prüfte das Kleidungsstück mit der Miene eines Kenners. Er hatte in San Francisco, wo die eitlen Frauen ihre Kleider von den ersten Pariser Schneidern beziehen, viel elegante Toiletten bewundert, und er hatte ein gutes Gedächtniß für alles, was seine Augen einmal gesehen. Er erinnerte sich jetzt der hellen und dunklen, geschmackvollen Anzüge, die Frau Moni« und Tascha während seines kurzen Aufenthaltes in Lowcr Nurwood zur Schau getragen hatten, und sagte kurz und bündig:

„Das geht nicht. Setz' Dir einen Hut auf und führe mich in das beste Confectionsgeschäft von Edinburg. Dort wollen wir aussuchen, was Du brauchst.'

Katharina und ihre Schwestern waren sprachlos. Sie empfanden die Verachtung des verehrten seidenen Kleides wie eine persönliche Beleidigung; aber John und Harry, denen sie alles, was sie im Leben besaßen, auch die braunseidenen Kleider verdankten — ohne ihnen dafür dankbar zu sein — hatten Rechte über sie, die sie uuter keinen Umständen verkennen durften.

„Du mußt das besser wissen,“ sagte Katharina trocken, und damit verließ sie das Zimmer, um nach wenigen Minuten in Hut und Mantel, zum Ausgehen fertig, wieder zu erscheinen.

Ter Besuch bei Lockhart >K Cie., dem vornehmsten Confectionsgeschäft von Edinburg, blieb eines der größten Ereignisse in Katharinas Leben, John kaufte dort vier Kleider „eines lächerlicher theuer als das andere“, wie Katharina ihren staunenden und ein wenig eifersüchtigen Schwestern am Abend belichtete; und da er einmal beim Kaufen war, so erstand er auch einen comfortabeln Reiseanzug, „wie für die Herzogin von Argyll“, Handschuhe „dutzendweise“, Schuhe, „wenn ich ihn gelassen hätte, mit hohen Hacken, wie für eine Tänzerin“, nnd schließlich einen Koffer „wie einen Sarg“. — Er hatte dafür die Genugthuuug, mit einer streng und vornehm aussehenden Dame zur Seite in Lower Norwood anzukommen. Die Summe Geldes, mit der er dies erkaufte hatte, und über deren Höhe die Schwestern gewissermaßen entrüstet gewesen waren, kümmerte ihn nicht. Katharina sollte auch im Aeußern als Ebenbürtige in das Haus ihres Bruders eintreten und sich neben ihrer Schwägerin und Natalie zu Tisch setzen.

Katharina hatte eine auffallende Familienähnlichkeit mit ihren Brüdern. Sie war als Frau verhältnißmäßig so groß wie diese als Männer, von gesunder Hagerkeit. Sie hielt sich wie ein Grenadier, und ihre Bewegungen waren langsam und bestimmt. So war auch ihre Sprache. Sie hatte gewisse unbestreitbare Schönheiten: pechschwarzes, dichtes, schlichtes Haar, das in einfachster

HO Rudolph lindau in Verlin.

Weise gescheitelt und glatt gekämmt, ihre große Stirn einrahmte: Zahne, die so regelmäßig und weiß waren, daß Mancher versucht sein mochte, sie für falsch zu halten, und schöne, dunkle, große Augen, die zwar gewöhnlich sehr ernst blickten, und geeignet waren, einen Dämpfer auf die Heiterkeit ihrer Umgebung zu sehen, die jedoch von treuer Ergebenheit erwärmt wurden, wenn sie sich auf Harry oder John hefteten, — Aber trotz aller dieser unzweifelhaften, einzelnen Schönheiten war Katharina keinesfalls eine angenehme Erscheinung. Ihr ganzes Auftreten hatte etwas Hartes und Eckiges. Eine liebenswürdige Person, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, war sie nicht; aber Jeder-mann würde sie für wahr und zuverlässig gehalten haben. — Sie trat ihrer Schwägerin, die sie seit der Hochzeitsreise nach Schottland nicht wiedergesehen hatte, freundlich, aber mit der ihr eigenen, kalten Zurück-haltung entgegen; ihren Bruder Harry umarmte sie, und dann drückte sie Natalie und Nicolaus, die ihr von Harry vorgestellt worden waren, die Hände. — Nieolaus war sie mit einem günstigen Borurtheil entgegengekommen. Sie kannte seine langjährigen Beziehungen zu John; Alles was ihr Bruder über ihn erzählt hatte, war geeignet, ihn ihr sympathisch zu machen. Aber sie hatte etwas ganz Anderes erwartet, als was sie nun in Ohlsen vor sich sah. Der hohläugige, bleiche Mensch, mit dem traurigen, unsicheren Wesen war nicht ein Mann nach ihrem Herzen. Sie wandte sich theilnahmlos von ihm ab.

In dem Hausstände Harry Macleans hatte sich seit jenem letzten Abend, den John dort zugebracht, nichts geändert. Es herrschte dort noch immer eine schwüle, schwere Stimmung. Frau Monia allein erschien un-befangen. Aber der Hausherr ging stumm und ernst einher, und Nieolaus erschien seinem Freunde John womöglich noch trauriger als vor der Reise nach Schottland. — Katharina beobachtete dies alles; ihren langsam umher-schweifenden Augen entging nichts, was in ihrer Umgebung vorfiel. Ohlsens Traurigkeit war ihr vollständig gleichgiltig, aber die Niedergeschlagenheit ihres Bruders bekümmerte sie. So hatte sie ihn früher nicht gekannt, und auch nach der Erzählung von John hatte sie ihn sich so verändert nicht vorgestellt. Sie ergriff eine Gelegenheit, um John bei Seite zu nehmen. „Was fehlt Harry?“ fragte sie. „Er ist, seitdem ich ihn zum letzten Mal im vergangenen Jahre gesehen habe, ein alter Mann geworden.“ „Es verdrießt ihn, daß ich nach Californien zurückkehre,“ antwortete John mürrisch. „Mußt Du denn wieder fort?“ „Ich habe es Ohlsen versprochen.“ „Ohlsen ist nicht Dein Bruder.“ „Ich habe es ihn, versprochen.“ „Zuerst solltest Du an Harry denken. Nun, vielleicht änderst Du noch Deinen Plan.“ „Ja . . . vielleicht . . . Aber mir selbst ist es unerklärlich, daß meine

Der Gast. —- HI
Abreise Harry so tief verstimmt. Ich beabsichtige ja nicht für immer zu gehen. In wenigen Monaten kann ich wieder hier sein . . . Hat Dir Harry schon gesagt, weshalb er Dich hierhergerufen hat, wozu er Deiner bedarf?"
„Nein. Er sagte mir nur. er werde heute Abend auf mein Zimmer kommen, um ungestört mit mir sprechen zu tonnen,"
Darauf winkte John seinem Bruder und trat mit ihm auf die Veranda.
.Was giebt es Neues?" fragt? er. „Weshalb hast Du Katharina gerufen?"
„Sie kann es Dir morgen erzählen," antwortete Harry. „Es ist mir lieber, daß sie es thut, als daß ich davon spreche."
„Handelt es sich um etwas Wichtiges?"
„Ich fürchte: ja."
„Und Tu willst es mir nicht anvertrauen?"
„Ich vertraue Dir alles an; aber das, warum es sich handelt, sage ich lieber zuerst Katharina als Dir. Sie wird mit Dir sprechen . . . und dann kannst Tu mit mir die Sache berathen: das heißt, wenn Tu es für nöthig erachtest, und wenn Du es willst."
X.
Katharina befand sich nm zehn Uhr Abends auf ihrem Zimmer und wartete auf den Besuch, den Harry ihr angekündigt hatte. Sic war unge- duldig, aber sie ließ ihre Aufrecung nicht sichtbar werden; und wie sie so gerade und kalt unter dem grellen Lichte einer über dem Tisch brennenden Gaslampe auf einem harten Stuhle dasaß, während das Sopha und die bequemen Sessel, die zum behaglichen Ausruhen im Schatten oder am Fenster einluden, leerstanden, war sie ein Bild anspruchsloser und rücksichtsloser Gleichgültigkeit. — Es wurde leise angeklopft. Sie erhob sich und öffnete die 3hür. Harry stand vor ihr. Er trat geräuschlos in das hell erleuchtete Gemach, warf einen Blick auf die geschlossenen Fenster und rings um sich und ließ sich sodann auf einem Sessel nieder. Er blieb eine geraume Weile stumm. Katharina, die ihm gegenüber Platz genonunen hatte, beobachtete ihn ruhig, sprach aber ebenfalls nicht, Endlich erhob sie sich nnd trat dicht cm den gebeugten Mann heran und sagte mit erwärmender Zärtlichkeit im Blick und in der Stimme:
„Ein tiefer Kummer lastet auf Dir. Sage mir, was Dein Herz drückt."
Sie hatte sich dicht neben ihn geseht. Er brngte sich an ihr Ohr und flüsterte ihr leise etwas zu.
Sie lauschte, während er sprach, mit gefalteten Händen und nieder- geschlagenen Augen, und sie war eben so blaß geworden wie er. Als er schwieg, sagte sie leise:

H2 Rudolph lindau in Verlin.
„Ich hoffe, daß Du Dich irrst."
„Das hoffe ich auch," antwortete er; „zuversichtlicher sogar, als Du
»ach meiuem Vekenntniß annehmen magst. Aber die Befürchtung schon ist
schrecklich. Sie nagt an mir wie ein tödtlichcs Gist. Ich hatte Dich
vielleicht nicht rufen sollen — ein Mann muß allein tragen, was ihm auf-
erlegt wird — aber ich bin in großen Nöthen. Es frißt mir das Leben
ab. — Ich konnte die Unruhe nicht mehr ertragen."
„Du hast Necht gethan, mich zu'rufen."
Sie stand auf und nahm sein Haupt und legte es sanft an ihre Brust.
Und er, der starte Mann, ungewohnt solch' inniger, edler Zärtlichkeit, begann
leise zu weinen. Man hörte es nicht; aber aus den weitgeöffneten, starren
Augen rannen die Thräuen unaufhaltsam über seine abgehärmten Wangen.
Sie fühlte, was mit ihm vorging, ohne sein Gesicht zu sehen; aber sie blieb
unbeweglich stehen; auch ihre starren, bleichen Züge zeigten keine Veränderung.
Endlich erholte er sich. Er trocknete die Thräncn, was sie nicht zu bemerken
schien, drückte sie sanft von sich, nöthigte sie, wieder Platz an seiner Seite
zu nehmen und sprach dann gefaßt und ruhig:
„Meine Verbindung mit Monia war ein großer Fehler. Ich
bemerkte es bald nach unserer Verheircithung; aber das Geschehene konnte
nicht wieder gut gemacht weiden, und es blieb mir nichts zu thun übrig,
als all' meine Kraft daran zu setzen, mein schweres Schicksal zu ertragen.
Ich hatte mit dem Einsatz meines ganzen Glückes mein Loos in der großen
Lotterie des Lebens genommen und eine Niete gezogen. Ich erkannte ohne
Mühe Monias erschreckliche Hohlheit und Frivolität, aber ich konnte ihr nicht
einmal einen Vorwurf deswegen machen. Jeder Versuch, sie zu ändern,
wäre ein vergeblicher gewesen. Monia ist eben von Natur oberflächlich und
herzlos, geiade wie sie schön ist. Sie könnte Niemand lieben, auch wenn
sie es wollte. Sie würde einen anderen Mann, der ihr geistig näher stände,
vielleicht glücklich gemacht, aber sie würde ihn nicht mehr geliebt haben, als sie
mich liebt. Ich aber bin ihr nie Etwas gewesen, und kann ihr nie etwas
sein und werde dereinst aus ihrem Leben verschwinden, ohne eine Spur zu
hinterlassen, wie ein Stein, dcr in das Meer geworfen ist. Sie ist von
schlechter Art. Sie hat keine Freude am Edlen. Sie hat kein Mitleiden.
Ich wollte sie wäre todt! Sie hat nie etwas Gutes im Leben gethan, und
wird nie etwas Gutes thun! Sie hat mein ganzes Glück zerstört."
„Warum trennst Du Dich nicht von ihr?" fragte Katharina.
/ „Ich habe kein gesetzliches Necht dazu, kaum einen Vorwand. Moni» ^X
ist nicht positiv schlecht; sie ist einfach nicht gut. Eine Scheidung würde
vor Gericht gar nicht zu begründen sein. Eine freiwillige Trennung aber, die ,
ihr unter gewissen Bedingungen möglicherweise ganz lieb wäre, könnte die^
Lage verschlimmern."
„Und doch hast Du nie geklagt, wenn Du nach Schottland kamst; ja,
Du schienst uns allen ganz glücklich."

Der Gast. H5

„Ich habe mich nicht zu verstellen brauchen, um Euch ruhig zu erscheinen. Ob ich glücklich war oder nicht, das tonntet ihr nicht bemerken, so lange ich darüber schwieg. Und bis vor Kurzem fühlte ich nicht das Vedürfniß, über meine Lage zu sprechen. Unerträglich ist dieselbe erst geworden, seitdem ich das Schlimmste: Schande für sie, für mich, für meine Kinder befürchten muß. — Wie soll ich Dir erNären, was bis dahin in mir vorgegangen ist? Ich habe Monias Mangel an Güte erst nach und nach entdeckt; ihre Häßlichkeit hat sich mir langsam enthüllt. Und es gab eine Zeit, lls ich dafür nachsichtig war. Nenn ich liebte sie. Ich hoffte lange, sie würde sich verändern, bessern, sie würde durch dcu Verkehr mit mir treu und gut weiden. Als ich zu der Erlenntniß kam, das dies unmöglich sei. da war sie mir gleichgültig geworden. Deshalb konnte ich auch gewöhnlich ruhig sein — und ohne Anstrengung oder Heuchelei. Und wem hätte ich auch klagen können? — Aber oftmals bin ich in der Nacht aufgewacht mit dem fchweren Schmerz über mein Unglück. Es lag mir wie ein Stein auf der Brust; es war mir, als müßte ich ersticken. Und ich hörte ihre regelmäßigen Athemzüge neben mir. Ich bin dann leise aufgestanden und in ein anderes Zimmer gegangen; ich habe mich an das Fenster gestellt und hinausgeschaut in den dunkeln Park, und ich habe mich tief unglücklich gefühlt, weil mein Leben fo freudenleer und hoffnungslos geworden ist. Einmal war sie mir gefolgt. Ich hörte ein leifes Geräusch hinter mir, und als ich mich umwandte, stand sie vor mir, eine weiße Erscheinung, mit aufgelöstem Haar und schlafrunkenen Augen. Ich schrie auf, als sähe ich ein Gespenst. Sie legte ihre warmen Arme um meinen Nacken und sagte mit ihrer weichen Stimme: ‚Komm, es ist kalt°. Tnß mich mein Unglück nicht ruhen ließ, das ahnte sie nicht, das kümmerte sie nicht. Am nächste» Morgen hatte ich den Vorfall so gut wie vergessen. Ich war in der City und brauchte leine besondere Anstrenguug zu machen, um meinen Geschäften in üblicher Weise nachzugehen"

„So Haft Tu seit Jahren keine Freude am Leben gehabt?"

„Ich bin nicht immer unglücklich gewesen. Ich habe manchmal mein Unglück auf längere Zeit vergessen, mich noch über Vieles freuen können: über die Kinder, über Johns Heimkehr und manches Andere. Ich bin in Bezug auf Monia nicht anspruchsvoll, ja, ich bin in dieser Beziehung so bescheiden geworden, daß ich mich sogar noch über sie freuen kann: über ihre Liebe zu den Kindern, ihre Schönheit, über kleine Aufmerksamkeiten, die sie mir von Zeit zu Zeit erweist. Manchmal, wenn sie lange Nichts gcthcm hatte, was mich verletzte, konnte ich mir sogar noch einbilden, ich habe mich in ihr getäuscht, sie sei nicht weniger gut als viele andere Frauen, — Jetzt, begreifst Du, weshalb ich Euch nicht unglücklich erschien."

„Ich verstehe Dich. — Aber ich verstehe nicht, weshalb das, was Du jetzt fürchtest, Dich gleichsam zu Boden wirft. Mußtest Du nicht darauf vorbereitet fein?"

HH — ^ Rudolph liudau in Verlin.

„Ich weiß nicht, wie ich Tir das eiklärcn soll. Framn denken in dieser Beziehung vielleicht anders und gerechter als Männer. — Unsere Ehe hat seit Jahren aufgehört eine glückliche zu sein; aber die Welt weiß davon Nichts. Monia gilt für eine tadellos anständige Frau, und sie war es auch, ist es vielleicht noch, in dem Sinne, den man in dieser Beziehung mit dem Worte „Instänoia/ verbindet. — Wie schlecht und büse eine anständige Frau sein kann, das habe ich erfahren! Doch konnte ich mit ihr leben, so lange mir eine Befürchtung erspart blieb. Die Gefahr aber, die mir jetzt droht, hat mich ganz verwirrt. Es ist mir, als wäre ich bis dahin noch nicht unglücklich gewesen und als wäre das, was dann über mich hereinbrechen würde, unerträglich. — Ich bin ein unglücklicher Mensch, an Monia gefesselt zu sein. Doch dies Elend würde ich tragen mein Leben lang, ohne darunter zusammenzubrechen; — aber mit der offenkundigen Schande — da konnte ich nicht leben.“

„Was kann ich für Dich thun?“

„Ich weiß es nicht.“

„Weshalb hast Du mich gerufen?“

„Weil ich mich von Lug und Trug umringt fühlte und einen treuen Menschen in meiner Nähe haben wollte. Mit John kann ich nicht sprechen, obgleich er mir näher steht als Du; er ist ein Mann, und er ist sein Freuud.“

„Du hast Recht gethan. Ich werde sorgen. — Und Harry, Eines verspreche ich Dir: So lange ich in ihrer Nähe bin, ist Deine Ehre sicher! Nun beruhige Dich! — Wirst Du schlafen tonnen?“

Er saß noch eine Weile nachdenklich da, die Hände zusammengeschlagen, den Blick starr auf einen Fleck gerichtet. Endlich stand er auf und sagte zerstreut:

„Ich bin wie zerschlagen. Gute Nacht, Katharina!“

XI.

Katharina hatte ihrem Bruder John zunächst nur einen sehr dürftigen Bericht über ihre Unterhaltung mit Harry erstattet. Sie hatte sich darauf beschränkt, zu sagen, Harry sei mit seiner Frau unzufrieden, ihre Ober« Mchlichkeit mache ihn unglücklich und beunruhige ihn über die Zukunft. John schüttelte den Kopf. Diese Erklärung für die Traurigkeit feines Bruders wollte ihm nicht einleuchteil.

„Ist in jüngster Zeit etwas vorgefallen, was ihn beunruhigt?“ fragte er.

„Nein, es ist Nichts vorgefallen. — John, sie ist eine schreckliche Frau! Warum hat Harry sie genommen? Ein gutes schottisches Mädchen hätte ihn glucklich gemacht.“

„Hat er von meiner Abreise gesprochen?“

„Nein. Wir haben nur von seinem Verhältnis; zu seiner Frau gesprochen.“

Ter Cillifornier war enttäuscht. Er hatte darauf gerechnet, daß fein

Der Gast. H5

Binder sich seiner Abreise von England widersehen würde, und er hatte in seinem Geiste die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er Harrys Wünschen schließlich nachgeben werde. Zum wenigsten würde er ihm gern versprochen haben, in einer bestimmten kurzen Frist, in sechs Monaten etwa, von Californien nach London zurückzukehren. Aber nun war von ihm und seiner Neise gar nicht die Rede gewesen! — Er suhlte sich dadurch wie durch eine Vernachlässigung getränkt. — Und doch war es die Anzeige seiner Abreise gewesen, die Harry zuerst in so große Ausregung versetzt hatte.

„Ich sehe meinen Weg nicht mehr,“ sagte John mißtrauisch. „Ich glaube, Du verheimlichst mir auch etwas. Jedermann scheint hier Geheimnisse zu haben: Du. Harry, Nick! Ich weiß nicht mehr, was ich von Euch und mir denken soll, wenn ich sehe, wie Ihr mich behandelt.“

„Du nennst den Fremden auf gleicher Linie mit Deinen Geschwistern!“

„Er ist mein Freund!“

„Er ist nicht Dein Bruder! ... Er gefällt mir nicht!“ fuhr sie mit plötzlicher Leidenschaftlichkeit fort, die John erstaunt aufblicken machte. „Er gehört nicht zu uns! Was hat er hier zu suchen?“

„Bist Du von Sinnen!“ fuhr John auf. „Er ist unser Gast, und wir schulden ihm Ehre!“

„Und schuldet er seinen, Wirthe nichts?“

„Hat er in dieser Beziehung seine Pflichten verletzt?“

„Was weihst Du davon? — Ich glaube, er sät Unfrieden und sinnt Verrath!“

John halte nun einmal in seinem Kopfe festgesetzt, daß Nicolaus nach Nataliens Hand trachtete. Weshalb dem jungen Mann das so verdacht wurde, begriff John nicht. Der Gedanke, daß es sich um ein anderes weibliches Wesen als Natalie handeln konnte, kam ihm nicht. Aber es erschien ihm als Pflicht, den Freund zu vertheidigen, auch wenn er dadurch sein eigenes Glück mit zerstören half.

„Es ist erlaubt, um die Tochter des Hauses in ehrlicher Weise zu freien,“ fügte er.

„Um die Tochter des Hauses in ehrlicher Weise?“ wiederholte Katharina mit bitterstem Nachdruck auf die Worte „Tochter“ und „ehrlich“, John trat einen Schritt zurück und starrte seine Schwester erschreckt an. — Sie beantwortete seinen fragenden Blick durch ein bedeutungsvolles Neigen des Hauptes.

„Unmöglich,“ brachte John endlich hervor. „Er ist treu wie Stahl.“

„Er ist wie alle Männer in den Händen einer Frau: ein schwankendes Rohr, unzuverlässig, weich wie Wachs. Sie hat ihn behext. Sie ist eine böse Hexe; es ist kein Tropfen guten Blutes in ihr!“

„Ich hoffe, Du irrst Dich. Katharina.“

„Wir wollen sehen!“

So nachdenklich war John Maclean noch niemals in seinem Leben gewesen, wie er es nach dieser Unterredung mit seiner Schwester wurde.

H6 Rudolph Lindau in Verlin.

Was ihn dabei verdroß, ja, worüber er sich schämte, das war, daß die Mittheilungen Katharinas ihn zwar im ersten Augenblick heftig erschreckt, aber schließlich doch nicht in dem Maße entrüstet hatten, wie dies hatte der Fall sein sollen. Und dazu lam, daß seine unverzeihliche Nachsicht nicht etwa aus der Freundschaft für seinen alten Gefährten Nick entsprang; nein — er wagte nicht, es sich einzugestehen, und doch stand es klar vor seiner Seele: es war etwas in dem Unglück seines Bruders, was ihn nicht schmerzte. — Katharina dagegen hatte leine Nebengedanken. Sie verfolgte nunmehr nur ein Ziel. Sie wollte die Verräther entlarven. Sie heftete sich stetig und still, nimmer müde, erschrecklich ermüdend, an Monias Schritte. Wo diese erschien, folgte ihr Katharina wie ein Schatten, ohne ein Wort der Erklärung für ihre Anwesenheit zu geben, ohne im mindesten den Mißmuth zu beachten, den ihre Zudringlichkeit binnen weniger Tage bei dem Opfer derselben hervorrufen mußte. — Was Katharina that, das that sie nicht zu ihrem Vergnügen; und es war für sie ohne Interesse, ob sie damit Andern Freude machte oder nicht. Es handelte sich für sie nur darum, ihreni Vrudcr zu nützen, ihm Aufklärung zu verschaffen. Alles Andere war in dem Augenblicke Nebensache für sie. — Aber sie war in ihrem rücksichtslosen Eifer zu weit gegangen. Frau Monia lehnte ^ich auf. Sie klagte Harry unbefangen und unverhohlen ihr Leid.

„Deine Schwester ist hier herzlichst willkommen,“ erklärte Frau Monia ihrem Mann in dem Ton einer Frau, die sich in ihren unantastbaren Rechten gekränkt sieht. — „Ich bin ihr auf das Freundlichste entgegengekommen und werde dies auch in Zukunft thun; aber ich wünschte, Du machtest sie darauf anfmerlsam, daß wir hier in England in Bezug auf unsere Gäste und Wirthc andere Sitten haben als in Schottland zu herrschen scheinen. Ich will unberücksichtigt lassen, daß ich mich von Deiner Schwester, sobald ich mit ihr zusammen bin, fortwährend beobachtet fühle, ja, daß sie jeden Hausbewohner und das ganze Hauswesen auf das strengste zu überwachen scheint. Sie beginnt ihre Inspectionen, sobald sie aufsteht und unterbricht sie selbst während der Mahlzeiten nicht. Wenn sie die Suppe ißt, schweifen ihre Augen langsam und unermüdlich von Einem zum Andern. Es kann kein Wort, kein Blick gewechselt werden, ohne daß sie es zu notiren scheint. — Das ist eine Eigenthümlichkeit, unter der wir Alle zu leiden haben und von deren Beschwerde ich meinen Theil mittragen will, ohne mich zu beklagen; aber dieselbe äußert sich mir im Besondern gegenüber in einer Weise, die mir lästig wird. — Deine Schwester verfolgt mich auf Schritt und Tritt, von dem Augenblick an, wo ich mein Zimmer verlassen habe. Da ich ihr dabei unmöglich eine böse oder auch nur unfreundliche Absicht unter» schieben kann, so nehme ich an, sie hält sich mir gegenüber verpflichtet zu dieser steten Begleitung, die übrigens für sie eben so ermüdend sein muß wie für mich. Ich könnte ihr da»über nichts sagen, ohne sie zu Veilchen. Dies entspricht nicht meiner Absicht, und würde mir peinlich sein; deshalb bitte ich Dich, mit ihr darüber zu reden. Eine Bemerkung von Dir, baß

Der Gast. H?
es bei uns Sitte ist, die persönliche Freiheit eines Jeden möglichst zu achten, wird sicherlich den gewünschten Erfolg haben. Sollte das nicht der Fall sein, so würde ich mich genöthigt sehen, meine Lebensweise zn ändern. Ich bin kein Kind mehr, das seine Gewohnheiten mit Leichtigkeit aufgibt. Ich habe es seit fünfzehn Jahren verlernt, stets Jemand um mich zu haben, niemals allein, ungestört zu sein. Und wenn ich in unserm Salon und Garten nie mehr meine eigene Herrin sein kann, so werde ich mir die wenigen Stunden Ruhe und Einsamkeit, deren ich bedarf, in meinem Schlafzimmer sichern."

Frau Monia hatte diese lange und wohl begründete Klage am Abend vor dem Schlafengehen geführt, als sie mit Harry allein war. Dieser hatte ihr zugehört, ohne sie mit einem Worte zu unterbrechen. Das limmer war matt erleuchtet durch eine Lampe, die in der Mitte auf einem niedrigen Tische stand, und deren mildes Licht noch durch einen farbigen Schirm gedämpft wurde. Er konnte Monias Gesichtszüge nicht deutlich erkennen. Aus ihrer Stimme klang nicht die geringste Erregung. So sprach eine Frau, die ihr gutes Recht gegen unbefugte Angriffe vertheidigt. — Aber dies überzeugte Maclean nicht. Er hatte sich seit Jahren seine Ansichten über Monia gebildet: dazu gehörte auch, daß sie in gewissen Rollen eine Schauspielerin eisten Ranges sei. Eben so ruhig, wie sie jetzt angriff, hatte sie sich stets vertheidigt, auch wenn sie im Unrecht war und dies wußte, und leinen Zweifel darüber hegen tonnte, daß ihr Mann von ihrer richtigen Selbsterkenntnis; überzeugt sei. Sie hatte den Grundsatz, niemals einzugestehen, daß sie Unrecht habe. Daß dies ungerecht sei, war ihr gleichgültig. Hatte sie irgend etwas Ungefälliges gcthan und machte man ihr darüber einen Vorwurf, so setzte sie sich darüber hinweg, daß sie den Tadel durch ihre Handlung hervorgerufen hatte, und Nagte nur darüber, daß ihr überhaupt ein Vorwurf gemacht werde. — „Du bist sehr unfreundlich," sagte sie dann und zog sich wie eine unschuldig Getränkte zurück. — Das starke Gerechtigkeitsgefühl des Schotten empörte sich gegen eine solche Auffassung; aber er fühlte sich dagegen machtlos, denn er wußte aus Erfahrung, daß nichts seine Frau bewegen werde, auf den von ihm getadelten Vorfall felbst zurückzukommen, und daß jede neue Bemerkung darüber von Moni« nur als eine neue Harte zurückgewiesen werden würde. — Schließlich, sagte er sich dann gewöhnlich, daß er um eine „Kleinigkeit" — in den meisten Fällen handelte es sich in der That nur um Kleinigkeiten — zu großes Aufheben mache, und ließ den Gegenstand fallen, nicht ohne das bittere Gefühl, daß das gute Recht leide. Dann triumphirte sie — und nicht immer im Stillen. „Ta Haft Du Dich und mich wieder einmal recht unnütz geärgert," pflegte sie bei solchen Gelegenheiten zu sagen: „Ein anderes Mal sei doch vernünftiger." — Es waren Nadelstiche, mit denen sie ihn verletzte, aber es war, als seien sie vergiftet, so schmerzten sie ihn. — Aehnliche häusliche Scenen, die in dm ersten Jahren der Ehe häufig gewesen, waren mit der Zeit selten geworden. Maclean vermied dieselben ängstlich, und Monia gehörte zu der Nlnd und Süd. xxiv, ?«. 4

H8 Rudolph tindau in Verlin. —

Klasse von Frauen, die wenigstens dann verträglich sind, wenn man ihnen in allen Dingen nachgiebt. Sic hatte seit Jahren ihren freien Willen und that beinahe nur noch, was ihr gefiel. Alle Angriffe auf ihre Selbständigkeit waren von ihr systematisch zurückgewiesen worden — selten mit ehrlichen Waffen. Das kümmerte sie nicht. — Johanna, Harrys jüngstes Kind, fand es ganz in der Ordnung, ihren Bruder mit den Nägeln zu kratzen, wenn sie sich mit ihm zankte. Der kleine Harry weinte und wurde wüthend. Aber er war ein richtiger Junge, und es wäre ihm unmöglich gewesen, seine Schwester wieder zu kratzen. — MacIcan fühlte sich von den rosigen Nägeln seiner Frau zerfleischt; — er knirschte dazu mit den Zähnen, aber es war ihm unmöglich, mit denselben Waffen zu kämpfen wie sie. Ihr Gleichmuth, ihre Höflichkeit, ja nicht scleu ihre Zärtlichkeit nach solchen Szenen waren ihm ein Gräuel. — Aber auch dagegen war er machtlos. — Er hatte eine Furcht: er wußte, daß rr jähzornig werden konnte. Manchmal fühlte er, angesichts der Ungerechtigkeit Monias, das Blut in seinen Adern kochen. Er kämpfte mit der Kraft eines starken männlichen Willens gegen solche Aufwallungen. Aber wenn seine Kraft einmal nicht genügte, wenn der Zorn seiner Herr wurde! — Nein, das sollte nicht geschehen! — Wenn er fühlte, daß ihm ob ihrer Ungerechtigkeit das Blut zu Kopf stieg, so entfernte er sich aus ihrer Gegenwart; und fie fah ihm dann achselzuckend und lächelnd nach. Sie wußte in solchen Fallen nicht, daß sie in Lebensgefahr geschwebt hatte. — Und wenn sie es gewußt hatte, so winde das auch nichts an ihrem Benehmen geändert haben.

In dem vorliegenden Falle, gelegentlich ihrer Klagen über Katharinas Benehmen, erkannte MacIwn, daß er seine Schwester nicht vertheidigcn konnte. Es war wieder die alte, elende, verächtliche Geschichte. — Daß Katharina guten Grund hatte mißtrauisch zu sein — davon war nicht die Rede, sollte und tonnte nicht die Rede sein! Aber daß Katharina ihre Schwägerin überwachen zu wollen schien, — das war unerträglich, dagegen erhob sich der starke Einwand. — Frau Monia hatte, nachdem sie gesprochen, Harry ungestört seinen Gedanken überlassen und sich mit ihrer Toilette beschäftigt. Jetzt stand sie im Nachtgewcmd vor ihm und fagte freundlich: „Ich darf wohl darauf rechnen, daß Du Deiner Schwester meine Wünsche mittheilst. Dein Takt und Deine Liebe zu ihr bürgen mir dafür, daß dies in schonender Weise geschieht. — Gute Nacht! — Ich bin müde.“

Sie reichte ihm die Wange zum Kuß, die er mechanisch, kalt berührte, und legte sich nieder; und bald darauf zeigten ihre regelmäßigen, tiefen Athemzüge. daß sie des erquickenden Schlafes ruhe, dessen sich der Gerechte seltener erfreut, als der Herzlose. — Er stand leise auf und verließ das Zimmer, auf den Fußspitzen. Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, richtete sich Frau Monia im Bett in die Höhe und blickte nachdenklich um sich, mit einem sorgenvollen Ausdruck auf dem Gesichte. Nach einer Weile

— ver Gast. ^^)

othmctc sie tief auf und strich sich mit der flachen Hand über die Stirn, als wollte sie die Sorgen entfernen, die sich darauf gelagert hatten. Dann legte sie sich wieder nieder, und nachdem sie sich noch einigemale unruhig im Bett hin- und hergeworfen hatte, schlief sie ein. — Harry aber war ohne weiteres zu seiner Schwester gegangen, um dieser von der letzten Unterredung mit seiner Frau Mittheilung zu machen.

Die beiden Geschwister saßen sich stumm gegenüber.

„Ich werde in Zukunft vorsichtiger sein/“ sagte Katharina nach einer längeren Pause. „Ich will es nicht mit ihr verderben. Sie soll lein Recht haben, mich aus diesem Hause zu vertreiben.“ — Sie schwieg wieder, und dann sehte sie plötzlich hinzu: „Ich begreife nicht, weshalb Du den Menschen länger in Hause duldest, diesen Menschen, der so erbärmlich ist, einen Freund zu verrathen.“

»Ich weiß nicht, ob er mich verräth. Ich fürchte nur. daß er es thut.“

»Nun, der Dich verrathen würde, wenn er Gelegenheit dazu hatte.“

»Das weiß ich auch nicht . . . Ich llage sie allein an.“

„Aber weshalb willst Tu ihn nicht entfernen, da er doch einmal die unmittelbare Ursache Deiner Unruhe ist?“

„Di? unmittelbare Ursache meiner Unruhe ist Monia, und die kann ich, Gott sei es getlagt. nicht entfernen!“

„Tu hast auf alles Antwort,“ entgegnete Katharina; „aber was Du sagst, überzeugt mich nicht. Der Mensch giebt Aergerniß — entferne ihn! Warte ab, was später lommt. Vielleicht trifft nicht ein, was Du für die Zukunft fürchtest. Kümmere Dich um die Gegenwart. Entferne den Menschen!“

„Es geht nicht, Katharina. Das hieße alle Welt in mein Unglück einweißen, und das soll nicht sein — wenigsteus nicht, bis die Schande mir sonnenklar vor Augen liegt . . . Dann wird es ein großes Unglück geben. — Tann sei Gott ihr gnädig!“

Er hob die geballte Faust drohend in die Höhe. Er sah furchtbar aus.

„Harry!“ rief Katharina ängstlich.

Er biß die Zähne zusammen, so daß die Backenknochen auf seinem hagern Gesicht hervortraten und dasselbe breit und erschrecklich machten und wiederholte heiser, die Worte zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervorstoßend: „Dann sei Gott ihr gnädig!“

XII.

Während der nächsten Tage ging eine Veränderung in der Lebensweise Monias vor. die nicht verfehlen konnte. Katharinas nnd Harrys Aufmerksamkeit und Mißtrauen zu erregen. — Frau Monia war stets Herrin ihrer Bewegungen gewesen. Es war ihr nie eingefallen, von ihren Gängen und Wegen Rechenschaft abzulegen, und Niemand hatte das je von ihr gefordert. Sie war, wenn Harry des Abends nach Lowcr Norwood zurückkam, stets

50 Rudolph lindan in Verlin.

zu Hause; und wenn sie dann nicht aus freien Stücken erzählte, was sie während des Tages vorgenommen hatte, so erfuhr Maclean davon nichts, da er nie eine Frage darüber an sie richtete, — Er wußte jedoch, daß Frau Monia am Tage nur selten ausging. Sie hatte von ihrer slavischen Abkunft eine gewisse körperliche Trägheit. Es war ihr eine Anstrengung, sich gerade zu halten; sie schritt langsam. Ein Stuhl mit einer steilen Lehne, auf dem sie nicht halb ausgestreckt ruhen konnte, war ihr ein Marterinstrument. Sie verbrachte einen großen Theil des Tages auf einer Chaiselongue: schlafend, träumend oder nachlässig mit einer nutzlosen, weiblichen Arbeit beschäftigt; und wennschon sie in herrlicher Gesundheit prangte, so klagte sie doch fortwährend über Ermüdung. Die Antwort auf die Frage, die Maclean des Abends, wenn er nach Hause kam, mechanisch an sie richtete: „Wie geht es Dir?“ — überhörte er in den meisten Fällen, denn sie lautete ein- für allemal: „Ich fühle mich etwas angegriffen.“ — Glaubte er zu bemerken, daß sie in der That ermüdet aussehe, und fragte er dann höflich: „Was fehlt Dir?“ so antwortete sie: „O. es ist nichts . . . es wird vorübergehen. Vennruhige Dich nicht.“

Er beunruhigte sich nicht. Er hätte sich nicht beunruhigt, und wenn sie auf dem Sterbebette gelegen hätte. Sie täuschte sich in Beziehung auf seine Gefühle für sie vollständig. Sie erkannte bei ihm, wie bei allen Menschen, mit schnellem Blick gewisse Eigenschaften und Fehler, die auf der Oberfläche logen, besonders wenn solche Eigentümlichkeiten Aehnlichkeit mit ihren eigenen hatten; aber was darunter vorging, war für sie ein Buch mit sieben Siegeln. Sie hatte einmal in einem Roman gelesen, das Weib sei ein sehr complicirtes Wesen. Dies hatte ihr gefallen und galt fortan in ihrem Geiste für unbestreitbare Wahrheil. — Es war interessant, ein feines, ein complicirtes Wesen zu seiu, gegenüber den aus gröberem Material zusammengesetzten, verhliltuißmäßig einfachen und häufig recht einfältigen Männern. — Die Triebfedern, welche viele Frauen bewegen, hatte sie an sich selbst erkannt: Eitelkeit, Gefallsucht, Herrschsucht, Vergnügungssucht und eine gewisse, blendende Aufopferungsfähigkeit. Ihr Nrtheil über Frauen war, wenn auch nicht immer ein richtiges, so doch in vielen Fällen ein geistreiches, möglicherweise zutreffendes. Und so bildete sie sich ein, die Menschen zu kennen, das heißt Frauen und Männer. — Sie kannte nur Ihresgleichen. Sie währnte guten Glaubens, Harry liebe sie noch wie früher, seine Bekümmerniß rühre nur daher, daß eine gewisse Verstimmung zwischen ihm und ihr eingetreten sei, und er würde dankbar ihre Hand ergreifen, wenn sie sie ihm darreichen wollte. Daß sie etwas in Harry Maclean getödtet hatte, was nie wieder zum Leben erweckt weiden konnte, das ahnte sie nicht. — Er würde ihre Hand wüthend zurückgcschleudert haben, wenn sie sie ihm geboten hätte; er wollte keine Gemeinschaft mehr mit ihr; er erstrebte nur, neben ihr in Frieden zu leben; denn in seinem Herzen hatte sich ein unerschöpflicher Schatz von Bitterkeit angesammelt, gegen das Weib, das er geliebt, und die sein Lebens-

Der Gast. 51.
glück zerstört hatte: absichtslos, rücksichtslos, gedankenlos, wie ein Kind ein Spielzeug zerbricht — und ohne den leisesten Anflug von Reue.
Katharina hatte sich seit der letzten Unterredung mit ihrem Bruder an-
gelegen sein lassen, ihrer Schwägerin keinen Grund zu Klagen über sie zu
geben. Sie beobachtete dieselbe zwar mit »immermüdem Mißtrauen, aber
sie thlt es fortan mit größerer Zurückhaltung, und Frau Monia war wi eder
freie Herrin ihrer Bewegungen. Katharina gesellte sich nur noch während
der Stunden zu ihrer Schwägerin, die alle Einwohner des Hauses um den
Familientisch oder im Salon zu vereinen pflegten; während der übrigen Zeit
ging sie allein oder mit Natalie und den jüngeren Kindern im Garten
spazieren, oder sie saß auf ihrem Zimmer, wo sich Niemand um sie
kümmerte, und sie sich um Niemand zu kümmern schien. Aber in Wahrheit
saß sie dort wie auf einem Neobachtungsposten. — Und so bemerkte sie eines
Tages, daß ihre Schwägerin um zwölf Uhr Mittags ausging, zu einer
außergewöhnlich frühen Stunde für Frau Monia, die ihren Morgenanzug
selten vor drei Uhr Nachmittags abzulegen pflegte. — Die Schwägerin
trug an jenem Tage ein einfaches, dunkles Kleid und einen ebenso unschein-
baren, dunklen Ueberwurf. — Katharina sah nach der Uhr. — Wenige
Minuten, nachdem Monia gegangen war, erscholl von der naheliegenden
Eisenbahnstation das Pfeifen eines abgehenden Zuges. Katharina suchte in
dem kleinen Fahrplan für die Londoner Localzüge, den sie in ihrem Porte-
monnaie trug: — „12,io Nm. directer Zug „ach London.“
Sie sprach am Abend noch nicht von diesem Ausflug ihrer Schwägerin,
die um vier Uhr, eine Stunde vor Harry, nach Lowcr Norwood zurück-
gekehrt und seitdem bis zum Essen auf ihrem Zimmer geblieben war.
Zwei Tage darauf ging Monia wieder aus: genau zu derselben Stunde,
genau in demselben Anzüge wie das erstemal; und bald darauf wurde der
Ausflug von ihr unter denselben Umständen wiederholt. Katharina hegte
fortan keinen Zweifel mehr darüber, daß Frau Monia sich außer dem Hause
mit Ohlsrn treffe, und äußerte nun diesen Verdacht ihrem Bruder gegen-
über. Ihr Haß gegen ihre Schwägerin war ein erbitterter geworden. Die
Frau, die ihren Bruder unglücklich gemacht hatte, sie sollte entlarvt werden.
Harry würde darüber sehr unglücklich sein, aber nicht unglücklicher, als er
es schon mar; und er würde die Katastrophe überwinden, und Friede würde
wieder in feine Brust ziehen. Alles war besser für ihn als diese schwere,
schwüle, bange Ungewißheit, diese Furcht vor einem nahenden Ereigniß, die
ihm alle Kraft und Energie zu nehmen schien und ihn in kurzer Zeit um
viele Jahre gea'tert hatte. »
Harry Maclean hörte dem Bericht seiner Schwester mit finsterer Miene
zu. Nachdem sein Verdacht erregt worden war, hatte er bemerkt, daß Moni«
ihre gesellschaftlichen Beziehungen seit einiger Zeit gänzlich vernachlässigte,
daß sie fast jeden Abend zu Hause zubrachte und außer Ohlsen eigentlich
keinen Fremden mehr sah. Jetzt siel ihm sofort ein, daß Ohlsen während

52 Rudolph lindau in Verlin.
des ganzen Nachmittags unsichtbar gewesen war. — Maclean hatte seinem Gast, unmittelbar nach dessen Ankunft in London, ein kleines Himmer auf der Bank zur Verfügung gestellt.
„Wenn Sie etwas in London zu thun haben oder einen Brief schreiben wollen — da ist ein Zimmer für Sie und ein Pult," hatte er damals gesagt.
Ohlsen hatte das Anerbieten angenommen, und während der ersten Wochen seines Aufenthaltes im Hause des Tirectors diesen fast täglich nach der City begleitet. Er hatte London kennen lernen wollen, Einkäufe gemacht, und er war dann nicht selten erst am Abend mit Harry nach Lower Norwood zurückgefahren. Später waren seine Besuche auf der Bank seltener geworden. Er hatte in London gesehen, was ihn interessirte, und seine Einkäufe beendet. Er zog den ruhigen, schattigen Park von Lower Norwood dem heißen, stanbigcn London vor. Nichts war erklärlicher. Harry hatte es ganz natürlich gefunden. Aber wenn Ohlsen nun auch fellener nach London kam, so war er doch niemals dort gewesen, ohne einen Besuch auf der Bank zu machen. Er hatte dort gewöhnlich Briefe geschrieben oder irgend etwas, eine Kleinigkeit, die er gekauft, niedergelegt; und in allen Fällen hatte er wenigstens eine Fahrt, die nach London oder die von London nach Lower Norwood, in Gesellschaft seines Wirthes gemacht.
An dem Tage, da Katharina Monias Ausgehen beobachtet hatte, war Ohlsen frühzeitig, jedoch später als Harry aus Lower Norwood verschwunden und um halb fünf Uhr. eine Halde Stunde vor der Rückkehr des Hausherrn, dort wieder aufgetaucht. Als dieser am nächsten Tage in das Bantgebäude trat, sagte er dem Portier:
„Wenn Herr Ohlsen kommen sollte, so zeigen Sie es mir an."
Er wiederholte diese Weisung am nächsten Tage und bedeutete den Portier, daß sie auch für die folgenden Tage gelte. Er fragte jeden Tag. wenn er die Bank verließ, ob Herr Ohlsen gekommen wäre, und erhielt jedes Mal denselben Bescheid:
„Nein, Herr Director."
Und doch war Ohlsen seitdem dreimal und zwar an denselben Tagen wie Frau Moni« von Morgens früh bis um halb sechs Uhr Nachmittags von Lower Norwood abwesend gewesen.
Eines Abends bei Tische erwähnte Frau Monia ganz beiläufig, sie fei in der Stadt gewesen: bei Valerie.
Harry Maclean erhob die Augen nicht von seinem Teller, als seine Frau diesen ungewohnten und unverlangten Bericht erstattete, aus Furcht, den Blicken seiner Schwester zu begegnen; denn der Name Valerie Didier war schon verschiedene Male in den Gesprächen zwischen ihm und seiner Schwester ausgesprochen worden und zwar als der einer sichern Verbündeten Monias, und aus dem Grunde nicht unverdächtigen Person.
Valerie Tidier,, eine Französin, war mit Monia in demselben Pariser

Pensionat erzogen worden. Ihre Eltern galten für reich. Paleric hatte sich auf der Schule durch die Kostspieligkeit ihrer Toiletten ausgezeichnet, und Monia hatte sich zu dem freundlichen, hübschen Mädchen hingezogen gefühlt, in dem sie in der Schule eine Bewunderin ihrer Schönheit und außerhalb des Pensionats eine Freundin fand, in deren Familie sie mit offenen Armen aufgenommen wurde. Dies hatte große und von Monia gewürdigte Annehmlichkeiten. Herr und Frau Didier „empfangen“ nämlich jede Woche zwei-, wohl auch dreimal. Man traf dort schöne, elegante Frauen, heirathsfähige junge Mädchen von hervorragender Schönheit oder ansehnlicher Mitgift und vornehme oder reiche, liebenswürdige Männer, und man „amüsirte“ sich besser bei ihnen als in den meisten andern Pariser Salons. — Dort, bei den Didiers, hatte Monia auch ihren ersten Mann, den reichen, griechischen Bankier Antoniades kennen gelernt, und ihre Verlobung mit diesem war im Didierschen Hause gefeiert worden. — Bald darauf hatten Monia und Valerie sich getrennt. Jene war ihrem Manne nach London gefolgt, diese in Paris geblieben. Sie hatte gerade im Begriff gestanden, sich mit einem vornehmen, jungen Franzosen zu verheirathen, als ihr Vater plötzlich gestorben und damit offenkundig geworden war, daß er sich gänzlich ruinirt habe, und daß seine hübsche, verwaiste Tochter nicht einen Pfennig Mitgift bekommen werde. Der Herr Bräutigam, der auf mindestens dreimalhunderttausend Franken — „ohne die Hoffnungen“ — gerechnet hatte, um seine eigene arg zerrüttete Stellung liquidiren zu tonnen, hatte sich „zu seinem lebhaften Bedauern“ genöthigt gesehen, auf das Glück zu verzichten, Valerie heimzuführen. Seine Verhältnisse gestatteten ihm nicht den Luxus einer mitgiftlosen, anspruchsvollen Frau. Es fiel Niemand ein, ihn deswegen zu tadeln; die Schuld an dem Unglück der armen Valerie traf den verstorbenen Papa Didier. — Jene lebte nun eine Zeitlang mit ihrer Mutter in Paris, wo die beiden Frauen eine kümmerliche, einsame Existenz führten, das bittere, harte, trockne Brot der Vernachlässigung aßen und bei der Gelegenheit einen großen Vorrath von Galle in sich aufsammelten. Frau Didier starb daran; „gebrochenen Herzens“ sagten ihre ehemaligen Freunde.

Die doppelt verwaiste Valerie sah sich mit hungrigen Augen in der Welt um, und ihr Blick fiel zufälligerweise auf ihre Jugendfreundin Monia, von der sie seit Jahr und Tag getrennt gelebt, und die sie gänzlich vergessen hatte. Sie las nämlich eines Tages unter den „Echos“ des „Figaro“, daß Frau Monia Antoniades, von deren unübertrefflicher Schönheit die Pariser Kenner dankbare Erinnerung bewahrt haben würden, sich nach dem Tode ihres ersten Gatten mit dem reichen Bankier, Herrn Harry Maclean, Director einer großen englischen Bank und vielfachem Millionär, vermählt habe. — Alle wohlhabenden Engländer galten im „Figaro“ für vielfache Millionäre; aber auch ein ganz einfacher würde Valerie veranlaßt haben, sich ihrer geliebten Freundin wieder zu erinnern, Sie schrieb ihr einen rührenden

Brief, der auf Monias Herz einen gewissen Eindruck machte. Diese lebte damals in den Flitterwochen ihrer zweiten Ehe, fühlte sich sehr glücklich und war nicht abgeneigt, zum Glück Anderer etwas beizutragen. Sie ließ Valerie nach London kommen, in der Hoffnung, daß es ihr gelingen werde, das hübsche Mädchen dort zu verheirathen; aber eine Enttäuschung wartete ihrer bei dieser Begegnung. Die Jahre des Kammers, der Noth und der Erbitterung hatten doppelt und dreifach für die arme Valerie gezählt. Sic sah aus wie eine Person von vierzig Jahren und präsentirte sich mit den eckigen, harten, ungefälligen Manieren einer nach keiner Richtung hin begehrenswerthen, alten Jungfer. Nur Eines war hübsch an ihr — und diese hübsche Eigenschaft rettete sie: ihre absolute, vollständige Ergebenheit, Liebe und Treue für Monia, die sie, Valerie, nie vergessen hatte, und von der sie bis zum Tode nnn hoffentlich nichts mehr trennen werde. — Die Ertrinkende griff nach einem Strohalm, und der Strohalm hielt sie über Wasser. Frau Monia war für so viel Liebe und Treue nicht unempfänglich und unterzog sich der schweren Mühe, Valerie zu retten. Sie verzichtete darauf, ihre Jugendfreundin unter die Haube zu bringen; aber sie verschaffte ihr unermüdlich Stellen als Erzieherin, französische Lehrerin, vams äs c.'omp»Fins und betrieb die Sorge um die arme Valerie als einen Sport, der sie um so angenehmer zerstreute, als er der einzige dieser Art war, dem sie sich hingab.

Valerie hielt es nirgends lange aus. Sie hatte das Unglück, überall die unartigsten iinder, die unliebenswürdigsten, auspruchsvollstcn, rücksichtslosesten Herrschaften zu finden; und hie und da mußte sie sogar, trotz ihrer spitzen Nase und glanzlosen Augen, gegen die Eifersucht irgend einer jungen, geschmacklosen Engländerin kämpfen. Doch gingen einige Jahre darüber hin, bis Valerie, die ihre Toilette selbst in Ordnung hielt und bei der Gelegenheit einen gewissen Grad von gutem Geschmack entwickelt hatte, auf die glänzende Idee kam sich als, „(üoutuiiöro trni>^'l>i86" in Rcgent-Street niederzulassen. Der Bantdirector schoß die dazu nöthigen, nicht unbedeutenden Geldsummen auf Bitten seiner Frau vor, und „Madame Monia Maclean" wurde als erste Klientin in die Bücher des Hauses „Mademoiselle Didier de Paris" eingetragen. — Damit hatte die Sorge um die Jugendfreundin vorläufig ein Ende. Die Verbindung mit derselben dauerte aber ungetrübt fort. Die Ergebenheit der Beschützten für ihre Wohlthiiterin kannte keine Grenzen. Monia konnte auf ihre Valerie wie auf sich selbst bauen. Es war eine rührende Freundschaft, und es war unerklärlich, daß diese Verbindung zweier Seelen Herin Maclean so wenig Sympathie einflößte. — Als dieser an den Abend, an dem Frau Monia ihren Besuch bei Valerie erwähut hatte, mit seiner Schwester allein war, lächelte er bitter und sagte:

„Wie albern Frauen sein können, wenn sie es gerade recht schlau zu niachen glauben!"

Bitterste Eifersucht nagte au seinem Heizen. Nicht Eifersucht der Liebe —

Der Gast. 55

nein, ein namenlos peinigendes Gefühl der Ohnmacht gegenüber einer ihm zugefügtm Schmach!

Eines Tages gegen zwölf Uhr tonnte er sich nicht mehr bemeistern vor fieberhafter Ungeduld. Er wollte Gewißheit haben. Er stürzte aus der Bank und eilte nach London Bridge, der Station, wo der Zug aus Lower-Norwood mündete. Er wartete, hinter den Fenstern der Restauration versteckt, die Ankunft des 12, In»Zuges aus Lower-Norwood ab. Keiner der Ankommenden entging seinem spähenden Blick: Monia befand sich nicht darunter. Fast enttäuscht kehrte er nach der Bank zurück. — Am Abend belichtete Katharina, ihre Schwägerin sei nicht ausgegangen.

Am folgenden Tage konnte Maclean es schon von elf Uhr ab nicht mehr auf der Bank aushalten. Er stellte sich wiederum auf seinen gestrigen Beobachtungsposten, und unter den Letzten, die den Bahnhof verließen, erkannte er seine Frau. Er folgte ihr in vorsichtiger Entfernung. Sie schritt langsam, erhobenen Hauptes, wie die Hohepriesterin zum Altar — und die liebe Sonne beschien freundlich ihr schönes, stolzes Angesicht! — Er sah sie in ein „Cab“ steigen, nachdem sie dem Kutscher, der die Adresse, die sie ihm nannte, nicht zu kennen schien, kurzen Bescheid gegeben hatte. Harry's scharfes Auge erkannte mit Sicherheit die Nummer des davon-eilenden Wagens. Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen. Er strich mechanisch mit der Hand darüber, um den Schmerz, den er empfand, zu besänftigen.

Jetzt war sie in seiner Gewalt! — Er hatte in seiner Stellung als Bankdirector oftmals mit der Polizei zu thun gehabt; es wäre ihm ein Leichtes gewesen, innerhalb weniger Stunden zu erfahren, wohin die Droschke gefahren, vor welchem Hause die Dame ausgestiegen war. — Sie hatte möglicherweise eine Finte gebraucht, zwei Wagen genommen oder einen Theil des Weges zu Fuß zurückgelegt — aber wie leicht würde die Polizei dieses einfältige Gewebe durchdrungen haben! Maclean hätte nur einem ihm bekannten, ganz vertrauenswürdigen Polizeibeamteten gegenüber den Wunsch auszusprechen brauchen, daß seine Frau und Nicolaus Ohlseu während einiger Tage beobachtet würden, um sich mittels weniger Schillinge und ohne Befürchtung irgend einer Indiscretion den genauesten Bericht über die Art und Weise zu verschaffen, wie die Beiden ihre Zeit verbrachten, ob und unter welchen Verhältnissen sie sich trafen.

Sollte er diese Erkundigungen einziehen? — Hatte er nicht ein Recht dazu? — War es nicht seine Pflicht, sich selbst, seinen Kindern gegenüber? — War es schändlich, die Schande zu entlarven? — Was es nicht im Gegentheil feige, vor einer solchen Handlung zurückzuschrecken? — Er hätte sich zu dem Zweck einem Fremden anvertrauen müssen; aber das hielt ihn nicht zurück. In dieser Beziehung konnte er jedes Gefühl der Beschämung leicht unterdrücken. Derjenige, an den er dachte, um ihm bei dieser Gelegenheit behilflich zu sein, war nicht ein Mann, den Mißtrauen in Erstaunen setzen

56 Rudolph lindau in Verlin, —

konnte. Argwohn war diesem zur zweiten Natur geworden. Er würde das Gesuch des Directors angehört und notirt haben, wie der Kaufmann, dem ein alltägliches Geschäft vorgeschlagen wird.

Harry Maclean ging langsam, gesenkten Hauptes auf den wohlbekannten Wegen, die zur Bank führten, mechanisch vorwärts, unbekümmert um das Treibender großen Stadt, das um ihn tobte und wogte. — Er wurde von einem hastig Vorüberschreitende» heftig angestoßen, so daß er vom Trottoir auf den Fahrweg stolperte. — Er bemerkte es nicht uud schritt dort weiter. Die Gedanken schwirrten durch seinen armen Kopf. — Er zog ein Tuch aus der Tasche, um sich den Schweiß abzutrocknen, der in dicken Tropfen auf seiner Stirn perlte. Es überlief ihn dabei eiu Schauder. Das Tuch trug ein eigcnthümliches, durchdringendes Parfüm, dessen sich seine Frau seit Jahren mit Vorliebe bediente. Er mußte aus Versehen eines ihrer Tücher genommen haben. Er warf es mit einer Bewegung des Ekels von sich, als sei es vergiftet gewesen.

Er schritt weiter. — Er ging über einen Platz, wo sich mehrere belebte Straßen kreuzten. Ein Constabler legte die Hand an seinen Ellenbogen und hielt ihn fest:

„Warten Sie einen Augenblick!"

Dann geleitete ihn der Mann auf die andere Seite der Straße, wie er es mit hilflosen Frauen oder Greisen zu thun pflegte, und entfernte sich, ohne ein W^rt des Dankes abgewartet zu haben.

John Maclean schritt weiter. Er sah nach der Uhr — Ein Uhr!

Jetzt war sie bei ihm . . . Seine wandernden Gedanken langten plötzlich bei einem französischen Ehcbruchsroman an, den er vor einiger Zeit gelesen und seitdem vergessen hatte. Das schuldige Paar wurde in jener Erzählung von dem betrogenen Galten in einer fremden Wohnung überrascht, in der es sich ein Stelldichein gegeben hatte. Ter getäuschte Ehemann erstach den Liebhaber. Der Gerichtshof sprach den Mörder frei. Die Moral triumphirte. Dann fielen dem Unglücklichen zwei, drei andere Geschichten derselben Art ein. theils der Wirklichkeit entnommen, nämlich Zeitungsberichten, theils Büchern, die er vor Jahren gelesen haben mochte, und auf deren Titel und Verfasser er sich nicht einmal mehr besinnen konnte. — Es war immer dieselbe Geschichte: die schuldigen Paare waren unvorsichtig gewesen und ertappt worden. Und sie waren immer in dieselbe Grube gefallen: Rendezvous außer dem Hause; Briefe, die sie durch bestochene Dienstboten oder die gefällige Vermittlung tupplerischer Freunde und Freundinnen auf ganz sichern: Wege zu befördern meinten, und die schließlich doch an die falsche Adresse gelangt waren. Die Leute schienen alle angenommen zu haben, daß das, was sie thaten, außerordentlich verschmitzt sei, daß sie eine Entdeckung gar nicht zu befürchten hätten! Als ob Verrath an Freund und Mann nicht so alt wäre wie die Sünde und nicht immer wieder auf denselben, millionenmale betretenen, sumpfigen Pfaden wandle! — Ging nicht Monia, die sich

Der Gast, 5?
beargwöhnt wußte, überwacht Wuhnen durste, auch auf demselben Wege ein-
her, langsam, sicher, stolz erhobenen Hauptes? . . .
„ ... in den Tod! — in ihr Verderben," sagte er finster vor
sich hin.
„Aufgepaßt! . . . Aus dem Wege! . . . Um Gotteswillen! . . Halt!
halt! . . ."
Er hörte von allen Seiten schreien und rufen und stand wie eingeschüchtert
still, ängstlich uni sich blickend.
Wie beim Aufleuchten eines Blitzes sah er, was um ihn vorging: ein
wüstes, bewegtes, großes Bild von tausend Formen, Gestalten, Gesichtern:
Menschen, Pferde, Wagen, eine graue Häuserreihe, ein feuchtes Pflaster , . .
von allen Seiten eine wild gestitulireude, schreiende Menge — aber er selbst
ganz allein, auf einem engen, freien Raum — einen Mann, der mit gehobenen
Händen auf ihn zustürzte, als wollte er ihn fortreißen, aber noch che er ihn
erreicht hatte, mit entsetztem Gesicht stehen blieb . . . und in demselben Augen-
blicke fühlte er sich von hinten mit furchtbarer Gewalt gestoßen und zu Boden
geworfen. Etwas Schweres schlug ihm auf die Schulter, auf den Rücken.
Eine Secunde noch hatte er das Bewußtsein seiner Lage, wußte, daß er über-
fahren worden sei — dann verlor er die Besinnung.
!2ch!ub i°!gl.)

Ein Zarenmord.
von
Johannes Scherr.
Zürich.

I.
s die Kunde dessen, was 1881 am 1. März alten oder am
13. neuen Stils auf dem Quai des Katharinatanals in
St. Petersburg geschehen war, durch Europa flog, staunte die
Menge darüber als über etwas Neues, Niedagewesenes, Unerhörtes.
Und doch handelte es sich nicht um Solches und konnte man sagen:
Auch schon dagewesen. Wiederholt sogar.
Zweierlei freilich stellte als neu sich dar an dem mörderischen Geschehniß
vom 1. März 1881: — Alexander der Zweite war ja der erste auf der
Straße, so zu sagen auf offener Bühne, und durch plebejische Hände ermordete
Zar. Vorfahren desselben waren hinter den Kulissen und durch aristokratische
Hände „expedirt“ worden, wie der kynisch-höhnische Kunstaussdruck von dazu-
mal lautete. Am 17. Juli von 1762 wurde im Speisezimmer des Lust-
schlosses Nopscha Zar Peter der Dritte mittels einer Serviette strangulirt,
welche der Fürst Borjatinski zu einer Schlinge gedreht und dem Opfer um
den Hals geschlungen hatte. In der Nacht vom 23. auf den 24. März von
1801 ward Zar Paul der Erste in seinem Schlafgemach im Michailow'schen
Festungspalast in St. Petersburg mittels einer Schärpe erwürgt, welche der
Gardeofficier Stariatin*) dem vom Fürsten Iaschwil zu Boden geschlagenen
Opfer um den Hals wand und deren Enden der Graf Nikolai Zubow
zusammendrehte.

*) Der Prinz Eugen von Württemberg (Heldorff: Aus dem Lrbcn des P, E.
v. W. nach dessen eigenhändigen Aufzeichnungen, 1,13?) schreibt „Terjneün“, Bernhardt
(Gesch. Rußlands, II, 2, S. 431) „Slarätin“.

Ein Zaren mord. 5)
Zwischen diese beiden Iarenmorde hinein war ein dritter gefallen, welcher aber weit weniger Lärm machte in der Welt und ziemlich unbemerkt vorüberging, wenigstens außerhalb Rußlands. Im Jahre 1764, in der Nacht vom 4. auf 5. Juli, wurde der rechtmäßige Zar Iwan der Sechste in einer Kasematte der Schlüsselburg durch die beiden Officiere Wlassjew und Tschetin mittels Degenstichen umgebracht, infolge „höheren Befehls“. Dies ist der Iarenmord, von welchem hier gehandelt werden soll. Wer war Iwan der Sechste?

Ein Urenkel des Zaren Iwan des Fünften, älteren Bruders von Peter dem Ersten (genannt der Große). Enkel des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin und der Großfürstin Katharina, der ältesten Tochter Iwans des Fünften, Sohn des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig und der Prinzessin Anna Leovoldowna von Mecklenburg, also Großneffe der Zarin Anna Iwanowna (Herzogin-Witwe von Kurland), nach dem kinderlosen Ableben dieser seiner Großtante als rechtmäßiger Zar und Kaiser aller Russen ausgerufen und anerkannt, dann infolge der Albernheit und des Leichtsinns seiner Mutter, welche für den Knaben hätte regieren sollen, durch seine Base Elisabeth, jüngste Tochter Peters des Ersten, entthront und eingekerkert, endlich unter der Regierung Katharinas der Zweiten meuchlings gemordet. Im übrigen, mit einem großen englischen Dichter zu sprechen, nur „^I plmmtom amonF inen“, eine Schatten- und Schemenexistenz, eine Art von vorweggenommenem Kaspar Hauser, eine bleiche Kelterpflanze, ein unreifes Geschöpf, ohne seines Namens und seiner kurzen Schein »Zarenschaft halber vom schlummerlosen Argwohn einer Usurpatorin bewacht und schließlich durch willige Handlanger eines erbarmungslosen Despotismus brutal zu Boden gestampft.

Man gewinnt von diesem traurigen Dasein nur den Eindruck, als sähe man einen blassen Schatten über die Bühne der Weltgeschichte huschen, so flüchtig, daß die Umrisse der Erscheinung kaum deutlich wahrgenommen werden können.

Dennoch lohnt es sich aus Gründen, welche ich zum Schlüsse andeuten werde, wohl der Mühe, Ursprung, Verlauf und Ausgang dieser Schein-Zarenschaft einer Betrachtung zu unterziehen. Ich werde versuchen, dieselbe in den thunlich engsten Rahmen einzuschließen.

II,
Der Titan auf dem Zarenthron — ein Titan freilich, welcher in der einen Hand die Knute und in der anderen den Schnapshumpen hielt — Peter der Erste, dieses Ungethüm von Genie, Thatkraft und Lastern, dieser Gewaltmensch und Schreckensmann, welcher dem von ihm unternommenen Riesenwerk der Entasietung und Europäisirung Rußlands den eigenen Sohn zum Opfer zu bringen nicht anstand, kam am 28. Januar von 1725 zu sterben. Dem schon im Todeskampfe Ringenden machte sich die Nothwendigkeit fühlbar, zu bestimmen, wer nach ihm die Krone tragen sollte.

GN Johannes Scheri in Jülich.
Er scheint dabei an seine zweite Frau, die „gekrönte“ Zarin Katharina, das
weiland „Madchen von Marienburg“, nicht gedacht zu haben. Hatte sie
doch kurz zuvor die schnödeste Untreue an ihm begangen. Auch nicht an
seinen Enkel Peter, hinterlassenen Sohn des infolge der Knutefolter gestorbenen
Zaröwitsch Alexei. Aber an wen sonst? Man weiß es nicht und kann
nur vermuthen, daß er beabsichtigte, die Nachfolge in der Zareuschaft seiner
schönen, dem Herzog Karl Friedrich von Holstein Verlobten Lieblingstochter
Anna Petrowna zu übertragen. Wenigstens hieß der sterbende Herrscher sie
kommen, versuchte dann seine Willensmeinung aufzusetzen und schrieb: „Ueber«
gebt alles . . .“ Aber weiter kam er nicht, Auge und Hand versagten den
Dienst und die herbeigeeilte Prinzessin fand nur noch einen bewußtlos
Röchelnden.
Kaum war der große Zar todt, so wurde offenbar, wie wenig weit
eigentlich das MoZlowiterthum noch aus dem asiatischen Wesen heraus--
gekommen. Von der festgefugten Thronfolgeordnung europäischer Monarchie«!,
welcher Ordnung zufolge selbstverständlich der unmündige Enkel Peter dein
Großvater hätte nachfolgen muffen, leine Rede. Die Festsetzung der Nach-
folge vielmehr einer Anzahl unter sich entzweiter und von widerstreitenden
Interessen geleiteter Magnaten und Großwürdenträger anheimgegeben.
Hüben die asiatisch-altrussisch gesinnten Dolgoruti, Karakin, Galitzi»
Trubehloi, Rcpnin, Saltitow, Narischlin und andere Bojarenhäuptlinge,
drüben die europäisch-reformistisch gestimmten Helfershelfer und Handlanger
des großen Zaren, welche schon um ihrer selbst willen das Werk desselben
erhalten wissen wollten, die Iaguzinsti. Malarow, Ianowski, Vuturlin,
Ostermann und andere viele, mit dem märchenhaften Emporkömmling
Mcuschikow an der Spitze. Diese Partei trug es, weil sie sicher und
rasch handelte, über ihre Gegner davon und setzte die Nachfolge der Zaritza
Katharina durch, deren ganze Stellung, deren Aufehen und Macht auf das
engste mit dem Interesse ihrer Parteigänger verflochten war. So wurde die
weiland Lagerdirne regierende Kaiserin von Rußland. Daß sie weder zu
lesen noch zu schreiben verstand, kam dabei nicht in Betracht. Ihre Tochter
Elisabeth diente ihr als Unterschreibungsmaschine. Wenige Monate darauf
ließ sie auf Mcnschikows Betreiben die Hochzeit ihrer ältesten Tochter
Anna mit Karl Friedrich von Holstein-Gottorp vor sich gehen, damit die
Prinzessin aus dem Laude käme. Die Anwesenheit derselben, sowie die
ihres doch so herzlich unbedeutenden Gemahls, war dem allgewaltigen
Minister unbequem, welcher daran arbeitete, seine Tochter Maria mit dem
Großfürsten Peter Alexeiüwitsch zu vermählen, d. h. zur Zarin in 8^>«
zu machen.
Denkwürdig ist, daß bei allen diesen Machenschaften von den beiden
Nichten Peters des Großen, der Herzogin-Witwe Anna von Kurland und
der Herzogin Katharina von Mecklenburg, gar leine Rede gewesen ist.
Weder die Alt- noch die Neu-Russen scheinen hinsichtlich der Thronfolge

<LI!! Zarenmord. — 6^

an diese Damen gedacht zu haben. Auch sie füllten aber bald in Frage kommen.

Katharina die Erste hielt nicht lange vor. Sie ließ den Menschikow regieren — d. h. stehlen und rauben, denn dieser „durchlachtigste Fürst“ war bekanntlich der gierigste Dieb und schamloseste Räuber im Zarenreich — während sie selber so energisch an ihrer Alkoholisierung arbeitete, daß sie schon im Mai von 1727 wegstarb.

Sie hinterließ ein sogenanntes Testament, von welchem man bis heute nicht recht weiß, wie es zustandegekommen. Kraft desselben war die Nach« folge in der Zarenschast dem noch nicht ganz zwölfjährigen Großfürsten Peter AlexMwitsch zuerkannt, für welchen bis nach erreichtem sechzehnten Jahr der „Hohe Ruth“ die Negierung führen, auch dafür sorgen sollte, daß der junge Zar oder Kaiser mit der Tochter Menschikows sich vermählte. Die Regentschaft des „Hohen Rathes“ blieb eine Redensart, denn Menschikow regierte oder vielmehr tyraimisirte das Reich ebenso unumschränkt und hoch-fahrend wie den Inäbifchen Peter den Zweiten. Aber auch nicht mehr lange. Tenn die menschikow'sche Herrlichkeit endigte bald mit einer jener plötzlich hereinbrechenden Katastrophen, welche in der Geschichte russischer Günstlings-heirschaften gang und gäbe gewesen sind. Man tonnte, ohne der Ueber« treibung bezichtigt zu werden, sagen, daß, während in den schimmernden Sälen eines der Iarenpaliiste noch alle die stolzesten Häupter der moskowitzischen Magnatenschaft vor drin gerade herrschenden Günstling demüthig sich beugten, drunten vor der Pforte fchon die Kibitte angespannt stand, welche den jählings Gestürzten nach Sibirien ins Elend fahren follte. Ueberhaupt drängten sich ja die abenteuerlichsten Gegensätze in diesem Wirrsal von nur oberflächlich lackirter Barbarei, genannt russisches Hofleben des 18. Jahrhunderts. Dem Despotismus stand es da frei, feine tollsten Einfälle zu verwirklichen. Flüchtige Weiberlaunen machten im Ru Corporate zu Generalen oder degradirten Feldmarschälle zu gemeinen Soldaten. Peter der Zweite ernannte einen siebzehnjährigen dummen Jungen, feinen Spielgefährten und Aus-schweifungsgenosfen Iwan Dolgoruli, zum Obeikammerherrn mit dem Rang eines commandirenden Generals.

Tiefer Oberkammerherr wurde in den Händen feiner Verwandten, der „vier“ Fürsten Dolgoruti, ein Hauptwcrlzeug zum Sturze Menfchikuws. Tie Dolgoruli wollten eine ihrer Töchter zur Zarin erheben und im weiteren das heilige Rußland im altmoskowitzifchen Stile regieren und glück-lich machen. Die von ihnen unter Menschikows Füßen gebohrte und ge-ladene Ränkemine ging am 8. (19.) September 1727 los und sprengte den „Durchlachtigsten Fürsten“ zwar nicht in die Luft, aber doch mit feiner ganzen Familie nach Berefow in Sibirien. Die dem Gestürzten abgenommene Lug-, Trug- und Druckbeute war ungeheuer, ja geradezu unglaublich groß. Die triumphirenden Dolgoruli führten nun den jungen Zaren von Petersburg nach Moskau, wie^zum Zeichen, daß mit dem Negierungssystem Peters

62 Johannes Scherr in Zürich.

des Großen entschieden gebrochen werden sollte, und Verlobten dort am Ende des Jahres 1729 den Vierzehnjährigen mit der siebzehnjährigen Katharina Dolgoruti. Zur Vermählung aber kam es nicht. Denn zu Anfang des Jahres 1730 ertränkte der durch vorzeitige Sinnengenüsse erschöpfte Zar-Knabe an den Blattern und starb am 19. (30.) Januar.

Wer sollte jetzt Zar oder Zarin aller Russen sein?

Indem die Magnaten und Großwüidenträger sich anschickten, diese Frage zu entscheiden, geschah etwas Außerordentliches, etwas in der Geschichte Rußlands ganz fremdartig Dastehendes.

Das war der unter Führung des greisen Fürsten Dmitri Michail Galitzin unternommene Versuch, dem zarischen Absolutismus einen so zu sagen constitutionellen Dämpfer aufzusetzen, weil „Rußland unter despotischer Herrschaft so viel gelitten habe“.

Ob wohl dabei den russischen Großen vorschwebte, wie und wasmaßen die englischen Barone am 15. Juni von 1215 auf der Wiese Runymead an der Themse ihrem King John die „Magna Charta“ abgepreßt hatten? Schwerlich. Es ist auch aus der Wahlcapitulation in 8 Artikeln, welche sie aufsetzten, keine russische Magna Charta geworden, sondern nur eine geschichtliche Curiosität, ein Papierfctzen, nur für Raritiitensammler von Belang.

Die russischen Kurfürsten — denn als solche geberdeten sich die sieben Herren vom „Hohen Nath“ und die von ihnen beigezogenen übrigen Großen — hatten an Throneandidaturen keinen Mangel. Diese Candidaturen wurden in ihrer unmittelbar nach dem Ableben Peters des Zweiten berufenen Versammlung zur Debatte gestellt, und zwar so, daß in Frage kamen die Großmutter des verstorbenen Zaren, die von Peter dem Großen verstoßene Eudoxia Lapuchin, dann die Zarenbraut Katharina Dolgoruti, ferner der erst anderthalbjährige Prinz Peter von Holstein, Sohn der inzwischen verstorbenen Großfürstin Anna Petrowna. weiter die Großfürstin Elisabeth Petrowna, ganz flüchtig auch die Herzogin Katharina Iwanownci von Mecklenburg und endlich, sehr ernstlich, die Herzogin-Witwe von Kurland Anna Iwanowna. Auf diese fiel die Wahl, nicht obgleich, sondern weil sie gar lein Recht auf die Krone hatte. Die Herren Kurfürsten wähten nämlich, gerade darum müßte und würde die Erwählte die ihr auferlegte Wahlcapitulation unweigerlich annehmen.

Sie that auch wirtlich so und ließ sich den Schein und Schatten von russischer Magna Charta gefallen, bis sie, zu Ende Februars von 1730 aus Mitau in Moskau eingetroffen, auf dem Thron sich festgesetzt hatte, Dann war von dem „Papierfetzen“ weiter nicht die Rede, als nur infofern, daß über seine Verfertiget eine schwere Verfolgung erging. Die Zarin Anna herrschte dann unumschränkt, d. h. sie wurde von ihrem Günstling Vieren, welcher sich, weil das vornehmer klang, den Namen Biron beigelegt hatte und den seine zarische Freundin zum Herzog von Kurland ernannte,

unumschränkt beherrscht. Was unter Katharina der Ersten Menshilow gewesen, das war unter Anna Vieren, und so endete der kurzbeinige Anlauf der russischen Aristokratie, zu einem verfassungsmäßigen Regiment zu gelangen, mit dem kläglichsten Rückfall in die stumpfe Unterwerfung unter die reine, d. h. sehr unreine Willkürherrschaft. Es war also der Beweis erbracht, daß das „heilige“ Rußland kein Boden für so profane Dinge wie Verfassungen, Parlamente und verantwortliche Regierungen. Die bedeutsamste unter der Regierung Anna-Biron oder vielmehr Viron-Anna getroffene Maßregel war ohne Frage die Zurückverlegung des Hofhalts von Moskau nach Petersburg. Damit war ausgesprochen, das russische Staatswesen wolle und werde an dem Europäismus, in welchen es Peter der Erste wohl oder übel und jedenfalls nur sehr nothdürftig hineingezwungen hatte, festhalten. Der Picekanzlei Ostcrmann, also ein Hauptträger der peter'schen Revolution, hatte der Zarin die Nothwendigkeit, von der Newa aus über Rußland zu herrschen, klarzumachen gewußt.

Anna Iwanowna hat ihren Günstling 10 Jahre und 8 Monate lang schalten und walten lassen. Ihre Zärtlichkeit für Biron fuchte dessen Macht und Glanz auch noch über ihren Tod hinaus zu verlängern. Sie vermachte nämlich, im Somnier von 1740 schwer erkrankt, den Zarenthron nicht, wie man erwarten konnte, ihrer Nichte Anna Leopoldowna, sondern ihrem nur etliche Wochen zuvor von dieser geborenen Großneffen Iwan Antonowitsch, Sohn Anton Ulrichs von Braunschweig, Urenkel Iwans des Fünften, und sorgte zugleich dafür, daß durch eine Versammlung der ersten Magnaten und Würdenträger des Reiches weder die Mutter noch der Vater Iwans des Sechsten während dessen Minderjährigkeit mit Führung der Regentschaft betraut wurde, sondern Biron, der Herzog von Kurland. Die Zaritza Anna starb am 28. October, worauf Iwan der Sechste als Zar aller Russen und Biron als Regent ausgerufen wurden. Der Prinz von Braunschweig machte, von seiner Frau Anna Leopoldowna angestachelt, einen schüchternen und schwächlichen Versuch, die Regentschaft Biron's für nichtig erklären und dieselbe auf die Mutter des Säuglings von Zaren übertragen zu lassen. Damit fuhr er aber übel ab, und wie er abfuhr, mag angeführt werden als ein prägnantes Beispiel, welchen Kränkungen und Denüthigungen deutsche Prinzen und Prinzessinnen von jeher und bis zu unfern Tagen herab um des sehr zweifelhaften Glückes moskowitischer Heiraten willen sich unterzogen haben. Anton Ulrich mußte es nicht nur hinnehmen, daß ihn Biron in verletzendster Weise abkanzelte, sondern er, der Vater des Kaisers, mußte sich auch in einer Versammlung der russischen Großen in's Gesicht sagen lassen, daß man ihm sein Gebaren verzeihe, weil er eben ein „Maltschil“, zu deutsch ein unmündiger — oder zu noch deutscher — ein dummer Junge sei.

6H Johannes Scherr in «Zürich,
III.

Aber der Regent Biron sollte bald, schon nach 23 Tagen, dafür bestraft werden, daß er in seinem Hochmuth und in seiner Eitelkeit zweierlei nicht gehörig beachtete. Erstens, daß die Rachelust einer tödtlich beleidigten Frau nicht schläft, und zweitens, daß dicht in seiner Nahe ein Mann lebte, dessen großartiger Ehrgeiz anderen wohl die höchsten Titel, nicht aber die höchste Macht gönnen mochte.

Dies war Burkhard Christoph von Münnich, ein geborener Oldcnburger, russischer Graf und Feldmarschall, fraglos einer der Hauptschöpfer des europäischen, d. h. europäifirten Rußlands. An ihn wandte sich die Mutter des in den Windeln liegenden Zaren Iwan als an ihren Rächer, und Münnich seinerseits war rasch entschlossen, diesem Vertrauen zu entsprechen, d. h. Biron zu stürzen, Anna Leopoldowna zur Regentin zu machen und in ihrem Namen das Reich zu regieren. Und der Feldmarschall, dazumal noch in seiner vollen Kraft, war ganz der Mann, das, was er wollte, auch ohne Zaudern zu thun. In der Nacht vom 8. (19.) auf den 9. (20.) November von 1740 führte er, von seinem Generaladjutanten Manstein als seinem Haupthandlanger unterstützt, den gut ausgesonnnen und kühnen Streich, der aber doch nur in dem Lande der Ueberraschungen, was Rußland dazumal war, gelingen tonnte. Mit 80 Mann von einer Compagnie der preobraschensti'schen Garde, welche die Wache im Winterpalast und den Ehrendienst am Katafalk der noch unbeeidigten Kaiserin Anna hatte, machte sich der Feldmarschall, nachdem er der zaghaften Mutter Iwans ihr Gut-heißen abgerungen, nach den Sommerpalast, der Behausung Birons, auf, drang ein und nahm den aus dem Schlaf aufgeschreckten Regenten, welchen seine Leibgarde auf Münnichs Aufforderung hin sofort schmählich preisgab, gefangen, obzwar der Verrathene und Verlassene mit Fäusten und Zähnen grimmig sich wehrte, bis er gebunden und geknebelt war. Er wurde sammt seiner Familie nach der Schlüsselburg gebracht und befand sich dann bald auf dem Wege dorthin, wohin er fo viele vor sich hergesandt hatte, auf dem Wege in's sibirische Elend.

Seit Iermal Sibirien für Nußland erobert hatte, bildete und bildet noch jetzt, wie jeder weiß, das „Verschicken" dorthin einen Hauptkunstgriff der russischen Staatstechnil. Zur Zeit, von welcher wir handeln, hätte man freilich, wenn es damals schon einen Goethe'schen Faust gegeben, einen bekannten Satz desselben also parodiren können: Du glaubst zu verschicken und wirst verschickt.

Auch aus dem Verschicker Münnich sollte ja bald genug ein Verschickter werden. Das Schicksal gab ihm in derselben Nacht, wo er seinen großen Streich führte, einen sehr deutlichen Warnungswink, von welchem beim Shakspeare geschrieben steht:

„Wen» das Geschick den Menschen wohlthun will,
So blickt es sie mit drohenden Augen an."

Ein Zarenmord. 65

Schade nur, daß solche wohlmeinende Drohblicke selten oder nie beachtet und verstanden werden. Der Feldmarschall hätte es sich sonst zu Herzen nehmen müssen, daß auf die Kunde von der Verhaftung des verhaßten Äiron hin die drei Gardercgimenter tumultuarisch vor der Wohnung von Peters des Großen jüngster Tochter, der Großfürstin Elisabeth, sich versammelten in der Erwartung, dieselbe müßte zur Zaritza ausgerufen werden. Es mangelte den Soldaten nur ein Stimmführer, der ihnen diese Losung gegeben hätte. Verblüfft und mißmuthig lehrten sie in ihre Quartiere zurück, nachdem sie erfahren, daß von der Großfürstin Elisabeth keine Rede wäre, sondern, daß an der Statt Birons die Herzogin von Vraunschweig, Anna Leopoldowna, die Regentschaft für den kleinen Iwan übernommen hätte. Der wirtliche Regent wurde Münnich mit dem Titel eines Premierministers, welcher dem Schwachmattilus Anton Ulrich die leeren Ehren eines Titular-Gencralissimus gönnte. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erhielt der unvermeidliche, durch alle Klippen dieser russischen Palastrevolutionen ülllgeschmeidig sich durchschlängelnde Ostermann, die Leitung der innern Verwaltung tum an Golowlin den Jüngern.

Die ganze Machenschaft währte nicht länger als 1 Jahr 16 Tage. Für Münnich nicht einmal so lange. Denn da er bald merken mußte, Ostermann und Golowlin wollten ihn auf die Leitung des Heerwesens beschränken, so forderte er im März 1741 trotzig seinen Abschied und war nicht wenig überrascht, als er, der sich für unentbehrlich gehalten, denselben vonseiten der Großfürstin-Regentin sofort erhielt. Man muß sagen, daß Anna Leopoldowna alles, was an ihr lag, that, um ihren unmündigen Sohn Iwan und sich selber zu Grunde zu richten. Trüg und leichtfertig, wie sie war, hatte sie für nichts Sinn und Zeit als für ihre standalvolle Liebschaft mit dem Grafen Lynar, lurfächsischem Gesandten am russischen Hofe. Selbst ihrer Indolenz' mußte sich freilich die Wahrnehmung und Besorgniß aufdrängen, daß die Großfürstin Elisabeth eine gefährliche Nebenbuhlerin um den Besitz der Macht wäre; allein zu mehr als zu einem gelegentlichen Ausschelten dieser Nebenbuhlerin vermochte sich die Regentin nicht aufzuraffen. Elisabeth war allerdings nichts weniger als besser denn Anna. Sie hatte die Laster ihrer Eltern vollmcißig geerbt und war, der Traperie hofhistoriographischei Vertuschung und Schönfärberei entkleidet, eine Person von unzweideutigster Unsittlichkeit, eine notorische Buhlschwester und Trunlenboldin. Aber sie war das einzige Kind Peters des Großen, welches noch am Leben, und das machte sie gefährlich. Ihre grenzenlose Faulheit hätte sie jedoch gewiß nicht zum handeln kommen lassen, falls nicht einer da gewesen wäre, der sie unablässig vorwärts trieb. Dies war der Marquis de la Chktaidie, Botschafter Frankreichs in Petersburg, ein geschickter und energischer Verwirklichter der Pläne, welche der französische Premier Fleury und der Staatssecretär Amelot dazumal am russischen Hufe verfolgten. Denn mit der kleinen Politik der beiden schlechten Weiber Anna

66 Johannes Scherr in Zürich.
Leopoldowna und Elisabeth Petrowna verquickte sich die sogenannte große, welche von jener gar häufig nur durch ihre Dimensionen verschieden ist. Die „Staatsräson" des Hofes von Versailles, welcher damals mit Friedrich von Preußen gegen die Habsburgerin Maria Theresia verbündet war, forderte gebieterisch eine abermalige russische Palastrevolution, weil die Regentin Anna, ihr Gemahl und ihr Cabinet für die Tochter Karls des Sechsten gestimmt waren. Das hatte ja auch den Sturz des Preußen zuge- neigten Mllnnich mitentschieden. Die „Nraunschweiger" sollten beseitigt und die Großfürstin Elisabeth, welche für die französische und folglich für die widerösterreichifche Politik leicht zu gewinnen sein würde oder schon gewonnen war, an den Platz des unmündigen sechsten Iwan geschoben weiden. Der Macher des zu diesem Zwecke gesponnenen Complots war La CH6tardie, dessen au den König und an den Staatssecretär Amelot gerichteten Depeschen de» Verlauf der unsauberen Geschichte Schritt für Schritt verdeutlichen*). Amelot wußte das Geld, womit der Marquis die neue Palastrevolution anzettelte und fütterte, in unauffälliger Weise nach St. Petersburg zu schmuggeln. Es waren übrigens keineswegs große Summen, denn Verräther und Verschwörer waren dazumal in Rußland sehr billig zu haben. Die Spießgesellen und Helfershelfer, deren La Chütardie sich bediente, waren der Leibchirurg Elisabeths Lestocq und ihr Kammerjunker Woronzuw, weiterhin der Coipoial Grünstein vom Garderegiment Preobraschensk und der Musikant Schwach. Eine recht lumpige Gesellschaft, wie man fieht, ') Vernhardi sagte 1375' in seiner „Geschichte Rußlands" 2. Thl. 2. Nbthlg. S. 136: „Die vollständige Geschichte dieser Revolution wird wohl nur da zu finden sein, wo man sie bis jetzt nicht gesucht hat und wo auch ich sie leider nicht habe suchen können, in den Archiven Frankreichs," Diesem Mangel wäre ja jetzt abgeholfen durch das Buch „l^ouiz XV. et NisLdetb <le üüüzio", uar albert Vanclal, ?lrig 1882, wo p»3. 104—162 auf Grund der Corrcspondenz des Marquis das in Rede stehende Gcschchniß eine einläßliche Darstellung erfährt. Aber was ist das Grsammtrcsultat? Kein anderes als das, was unser vortrefflicher F. C. Schlosser schon vor langer Zeit kannte und kundgab, als er in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (5. Aufl. Bd. 2, S. 49.) schrieb: „Die Seele des ganzen (Complots) war der Marquis 3a Lhetardie, der auch das Geld (dazu) hergab." Das ist der Kern der Sache. Alles neue, was Vandal aus dem französischen Nationalarchiu beibringt, ist im Grunde nur nebensächlich. Es könnte scheine«, Vandal müßte die angezogene Stelle im Schlosser gekannt haben, als er seinerseits (l. «. 14?) schrieb: „l>n Obetlu-äis sst l'üine cle l» oon^ul'ation." Er führt das dann also weiter aus: „l'our «tteiuclre uu but, qui 8timu!e 3on Imibition, ebnrme 8cm eoeur et pi<iue 8» vsnite, il «leploie uns »>1re88o inlinie; n'e8t-il pnz cl'aillsuiZ ä»u8 8»n ölement, eliü^ue toi8 hu'il 8'»^it lle inensr »vee entrain uns inti'iguo eoinplique, 8»rtout lc>r8qu'nn8 lemme »im»b!e (?) er> «3t objet? ^ voir llvee zueile «il-nure et <iue!le äezinvolture il 8»Mie »u Milieu <lez cliffieu1tÜ8, uu le cüiÄit moi3 oeeupö à'une eutrepri8e où il ri3gue 8ll liberte et 8» vie que eis <iuels>ue L^llmte »venture. Nien ne maulzue ziour eowpleter l» r«8kemdlauce, ui le» renllei-vouz m^t^rieux, ui le8 lovFu«8 l>oure3 ä'llttente ä l'eudroit äc8issuö, ui 1e3 eou^8 ü oeil lurtivemeut eetnln^e», ui les Killet» eei'its il u>c>t8 eouvert» et en lauF^ge ocmveuu."

Ein Jarenmord. 6?

aber lauter Leute, wie gemacht, das schmutzige Geschäft zu verrichten, welches man ihnen auftrug. Weil das Haus Braunschweig mit dem Hause Brandenburg blutsverwandt war, ließ Ludwig der Fünfzehnte den König von Preußen durch den Marquis de Belle-Isle sondiren, ob ihm, was man gegen die Braunschweiger in Petersburg vorhätte, paßte oder nicht. Worauf Friedrich, seiner eigenen Bezeugung gemäß („Il faut être mon cousin", 4), zur Antwort gab, als preußischer Monarch lenne er keine Verwandte, sondern nur Freunde oder Feinde. La Chârtre entwarf, um nichts zu versäumen, vorsorglich eine Proscriptionsliste der zu Opfern feines Vorhabens Ausersehenen und an der Spitze dieser Liste standen die Namen Münnich und Ostermann. Vergebens bestürmte der österreichische Botschafter Botta und der englische Gesandte Finch die Großfürstin-Regentin mit Warnungen, vergebens riethen sie der Gedanken- und Kraftlosen, die Prinzessin Elisabeth verhaften und einkerkern zu lassen, wodurch den zu Gmsten derselben gesponnenen Ränken der Kern ausgebrochen wurde. Anna und ihr Gemahl Anton Ulrich ließen die Dinge gehen, wie sie wollten, und so gingen sie denn bis zu jener Nacht vom 24. auf den 25. November (5. auf den 6. December) von 1741, wo die Großfürstin Elisabeth, welcher La Chârtre zum Bedenken und Zaudern schlechterdings keine Zeit mehr ließ, sich entschließen mußte, selbsthandelnd die Vorbereitungen ihrer Mitverschworenen zum Ziele zu führen. An der Spitze von 300 preobraschenischen Grenadieren drang sie in den Winterpalast und bemächtigte sich der gesamten braunschweigischen Familie, während anderwärts die „Proscribirten" verhaftet wurden. Von Widerstand nirgends eine Regung. Während Anna Leopoldowna und Anton Ulrich aus ihren Betten geholt und zu Gefangenen gemacht wurden, schlief der rechtmäßige Herr, Iwan der Sechste, ruhig in seiner Wiege. Die „gutmüthige" Elisabeth nahm den Kleinen heraus, küßte ihn und sagte: „Armes Kind, du bist schuldlos, aber deine Eltern tragen um so größere Schuld" *). Etliche Tage darauf ließ die „gutmüthige" Elisabeth der gefangenen Ex-Regentin fügen, sie werde dieselbe Innten lassen, wenn Anna nicht angeben wollte, wo ihre (Annas) Juwelen versteckt wären.

Am Morgen vom 26. November (6. December) war Peters der 2te erschienen, welches »erkundete, Elisabeth habe den ihr rechtmäßig zukommende« väterlichen und mütterlichen Thron bestiegen, und darum in den Kirchen von Petersburg jenes bekannte Tedeum gesungen wurde, allwomit eine hochwüldige Klerisei allzeit und überall gelungene Staatsverbrechen zu begrüßen pflegte und pflegt, auch die gesammte Soldateska der Hauptstadt jubelnd vor den Palast gezogen war, um der neuen Kaiserin ihre Huldigungen darzubringen, der kleine in der Wiege zum Gefangenen gemachte und entthronte Iwan in unbewußt-tragischer Selbstironisirung das Hurrah der russischen Prätorianer nachzustammeln versucht hätte. Da habe Elisabeth sich nicht enthalten können, zu sagen: „Du unschuldiges Kind, weißt nicht, daß dieses Geschrei dein Unglück ist."

68 Johannes Lcherr in Zürich.

Großen jüngste Tochter Zarin und Selbstherrscherin von Rußland. Die Gardesoldntcn hatten sie dazu gemacht, wie sie nachmals Katharina die Zweite auch dazu machten. Senat, Synod, Magnaten und Prälaten, Armee und Marine, Adel und Volt hatten dabei weiter nichts zu thun, als Ja und Amen zu sagen, und so thaten sie. Münnich, Ostermann. Golowkin und ihre „Mitverbrecher" wurden zu martervollen Todesstrafen verurtheilt, aufs Schaffot geschleppt und erst angesichts von Block und Beil, Galgen und Rad von der „gutmüthigen" Zaritza „huldvoll begnadigt", nämlich zum Verlust ihrer gesammten Güter und Würden und zur Verstoßung ins sibirische Elend.

IV.

Der Säugling Iwan mußte, wie die Sachlage nun einmal war, der Triumphlltorin vom 25. November 1741 schon in den ersten Stunden ihrer Zaritzenschaft sehr unbequem sein. So ein Kind von rechtmäßigem Zaren kann und muß sogar unter Umständen seiner Entthronerin gefährlich werden. Zudem war ja Elisabeth so „gutmüthig"! In Stunden, wo sie nüchtern, mochte ihr darum der Kleine in seiner Wiege vielleicht wie ein athmender Gcwissensbiß vorlommien. Also weg damit! Aber wie?

Die Kaiserin beeilte sich, ihrem an Auskunftsmiteln so reichen Geheimrath La Chstardie die Frage vorzulegen, was seines Erachtens mit dem entthronten und gefangenen Kind-Zar angefangen weiden sollte, und der Herr Marquis und Botschafter gab ohne Zögern die zwar etwas gewundene, aber immerhin verständliche Antwort: „Man kann nicht genug Sorgfalt anwenden, um jede Spur von der Kaiserschaft — (wörtlich clu rtz^no) — Iwans des Sechsten zu vertilgen. Das ist das einzige Mittel, um Rußland vor Gefahren zu bewahren, welche jetzt oder später aus den Umständen hervorgehen könnten und welche in einem Lande, das einen falschen Demetrius erlebte, doppelt zu befürchten sind." Undiplomatisch ausgedrückt, hieß das: Laßt den Jungen verschwinden! „Expedirt" ihn!

Dazu war jedoch die Zarin in der That zu „gutmüthig". Während sie mit einer kindischen Wuth daran arbeitete, alle Erinnerungen an die „Regierung" Iwans des Sechsten zu verwischen, und zu diesem Zwecke alle Denk- und Schaumünzen mit dem Bildniß desselben, alle im Namen Iwans erlassenen Utase, alle genealogischen Handbücher, ja sogar alle Gebetbücher, in welchen die Namen der unter der Regentschaft bekannt gewesenen Personen vorkamen, confisciren und vernichten ließ, brachte sie es doch nicht über sich, den armen Jungen ohne weiteres „ezpediren" zu lassen. Ihre Gutmüthigkeit ging, wenigstens zuvörderst, noch weiter. Sie überließ nam« lich den entthronten Knaben seinen Eltern, welche sie als Gefangene in die Citadelle von Riga hatte fchaffen lassen. Nach anderthalb Jahren wurde die unglückliche Familie im Geheimen von Riga nach Oranienburg gebracht, einem durch Menschikow unweit von Woronesch angelegten Ort. Während der Gefangenschaft Anton Ulrichs und Annas in Riga und Oranienburg

Ei» Zarenmold. 69

wurde der arme Iwan einigermaßen erzogen und unterrichtet, was namentlich der Heizensgüte des Herrn von Korff zu verdanken war, welcher die Wachtmannschaft befehligte. Aber gerade darum wurde dieser Officier bald von seinem Posten abberufen, und als gar verlautete, ein Mönch hätte den Versuch gemacht, den entthronten Zaren zu entführen, natürlich zu Aufruhrzwecken, beschloß die „gutmüthige" Kaiserin Elisabeth, noch strenger gegen die Braunschweiger vorzugehen.

Demzufolge wurden Anton Ulrich und Anna von Oranienburg nach Cholinogory gebracht, einem elenden oberhalb Nrchangels auf einer Dwina-Insel gelegenen Ort. Aber sie durften ihr Söhnlein Iwan dorthin nicht mitnehmen; sondern der Knabe wurde seinen Eltern weggenommen und in die Schlüsselburg verpferrt. Dies dürfte wohl ein zutreffender Ausdruck fein für die Art der Einkerkierung des Armen. Denn er wurde in der Schlüsselburg in eine Kasematte gethan, welche dem Tageslicht keinen Zugang gestattete. In dieser von spärlichem Zampenschimmi nur dämmernd erleuchteten Gewölbenacht verlebte der Entthronte 20 Jahre, ohne allen Unterricht zu einem gespenstig blassen, halb blödsinnig blickenden und murmelnden Jüngling aufwachsend, dem man die Seele tödtete, bevor man seinen Leib mordete. Zuweilen regte sich in dem armen jungen Gespenst eine dunkle Vorstellung, ein traumhaftes Bewußtsein von seiner Zarenschaft und seine ihm hiervon eingegebenen verworren-phcmtastischen Aeüßerungen erregten dann das rohe Gelächter seiner Wächter. Zwei derselben, ein Hauptmann und ein Lieutenant von der Besatzung, mußten beständig bei ihm sein, waren mit ihm in die Kasematte eingeschlossen und händigten ihnen sie ablösenden Kameraden die schriftliche kaiserliche „Ordre" ein, welche sie selber beim Antritt ihrer Wacht empfangen hatten, den Befehl, sofort den entthronten Zaren zu tödten, falls etwa einmal zu Gunsten desselben eine Meuterei in der Festung ausbrechen sollte. Man sieht, die „gutmüthige" Kaiserin hatte sich auf alle Falle vorgesehen.

Rußland befand sich unter dieser Zarin, wie sich ein großes Reich unter der Negierung eines solchen Weibes befinden konnte, mußte. Am 5. Januar von 1762 n. St. taumelte sie in ihr Grab hinab — zur unsäglichsten Freude Friedrichs von Preußen, welcher seit sechs Jahren jenes „Schauspiel für Götter" aufgeführt hatte, den Kampf eines großen Menschen mit dem Schicksal. Er hatte manchen scharfen Epigramme-Pfeil auf „c?6tte infame «Mn äu Xord", wie er Elifabeth zu nennen pflegte, abgeschossen und die Wohlgetroffene hatte sich dafür durch die Schlachten von Iorndorf und Kunersdorf gerächt, sowie durch eine Kriegführung in Preußen, welche gräulich erwies, daß die Moskowiter mit Erfolg bei den Mongolen des Dschingis-Khan und des Batu-Khan in die Schule gegangen.

Ohne irgendwelche Weiterung folgte seiner Tante auf dem Iarenthron der Herzog Peter von Holstein, Sohn von Elifabeths älterer Schwester

70 Johanne? Scherr in Zürich.

Anna Petrowna. Dieser arme, wohlmeinende und wirklich gutmüthige, aber bornirte und querköpfige Peter der Dritte war genau 6 Monate und 5 Tage lang Zar und Selbstherrscher aller Russen. Dann ist er, wie allbekannt, auf Betreiben seiner Frau Katharina, welche sich von der kleinen Prinzessin von Anhalt-Zerbst rasch zur großen „Semiramis des Nordens“ auswuchs, verrathen, verlassen, entthront und gefangen wurde, um schließlich, von Orannidenbaum nach Ropscha geschleppt, durch Alexei Orlow und dessen Mitmörder gräßlich-martervoll ermordet zu werden. Unter den vielen Zügen von Gerechtigkeitsgefühl, Erbarmen und Herzensgüte, welche der unglückliche Sechsmonatezar Peter mitten unter allen seinen Quertopfigkeiten bewahrte, war einer der kennzeichnendsten der Besuch, welchen er im Geheimen, und zwar im März 1762, dem armen Iwan in der Schlüsselburg abstattete. Der Lebendig-Begrabene vermochte die gütigen Fragen seines Besuchers nur stammelnd zu beantworten. Er soll gestammelt haben, er sei der Kaiser Iwan. Dann wieder, der Kaiser Iwan wäre schon lange todt, aber dessen Geist sei in ihn gefahren. Es wird auch bestimmt versichert, der unglückliche Gefangene habe sich aus seiner Knabenzeit des gutherzigen Korff erinnert und sogar eine Ahnung gehegt und geäußert, daß sein Besucher der regierende Zar wäre. Wie dem sein mag, Peter der Dritte war von dem Iammersal dieser Stunde tief ergriffen und faßte den Entschluß, das grausame Geschick des „geborenen Kaisers“ wenigstens insoweit zu mildern, als seine eigene Sicherheit es zu gestatten schien. Iwan sollte aus seinem Kerker hervorgehen und innerhalb der Umwallung der Schlüsselburg volle Freiheit genießen. Auch sollte ihm daselbst ein Haus mit zwölf Zimmern erbaut und ein prinzlicher Haushalt eingerichtet werden. Der Bau wurde in der That sofort begonnen, aber nicht vollendet; denn Katharina die Zweite war weit entfernt, die edelmüthigen Absichten ihres Gemahls in Betreff Iwans des Sechsten zur Ausführung bringen zu wollen. Sie, die Usurpatorin, welche nicht den Schatten einer Spur von Recht auf den Zarenthron besaß, bei dessen Erllimmung ihr der Leichnam ihres von ihren Mitverschworenen gemordeten Gemahls als Stufe gedient, sie hatte weit mehr Ursache, den armen Iwan als Prätendenten zu fürchten, denn Peter der Dritte gehabt, welcher als legitimer Enkel Peters des Großen ganz und gar als rechtmäßiger Zar sich hatte fühlen dürfen. Da nun aber für die „Semiramis des Nordens“ Gewissen und Moralgesetz nur Worte ohne Sinn und Bedeutung waren, so konnte es nicht wundernehmen, daß in den russischen Häftlingskreisen bald das Geranne umging, der Insasse der Schlüsselburger Kasematte werde wohl nicht mehr lange leben.

In der That, er lebte nicht mehr lange, der arme Junge. Nach zwei Jahren schon mußte der bleiche Kaiserschmuck die Nacht seines Kerkers mit der des Grabes vertauschen.

Es ist bekannt, daß die Herrschaft der ebenfo genialen als skrupellosen Thronanmaßerin Katharina mehr als einer Bedrohung und Erschütte-

Ein Zarenmord. ?j
rung ausgesetzt war. Wiederholt ging der Name ihres so schändlich gemordeten Gemahls Peter gespenstisch-dräuend in Nußland um. Auch jener Pugatschew, welcher in den Jahren 1772—1774 gegen die Zarin den nach ihm benannten höchst gefährlichen Kosalenaufstand führte, trat in der Maske Peters des Dritten auf. Aber schon zehn Jahre früher war aus dem bislang noch ungelösten Dunkel einer anonymen Verschwörung eine wider Katharinas Zaritzenschift, sowie auch wider ihres Sohnes Paul Thronfolge« berechtigung gerichtete Zettelung hervorgegangen. Diefes Machenschaft gipfelte in der heimlichen Verbreitung eines angeblichen Manifestes Peters des Dritten, allworin die Vergehungen Katharinas enthüllt wurden und ihr Sohn Paul als ein „Bastard“ von der Thronfolge ausgeschlossen war. Wer an die Stelle Pauls treten sollte, war nicht gesagt, allein die Zarin und ihre Anhänger konnten, mußten muthmaßen, daß die geheimnißvollen Verschwörer die Erinnerung an die rechtmäßige Kaiserschaft des Gefangenen von der Schlüsselburg wachrufen wollten.

Hat nun Katharina die Zweite, um sich vor weiteren Bedrohungen von jener Seite her ein- für allemal sicher zu stellen, die Vernichtung Iwans beschlossen und angeordnet? Oder ist der Zarenmord in der Schlüssclburger Kasematte mit oder ohne Vorwissen der Zarin durch diesen oder jenen ihrer Vertrauten in Scene gesetzt worden?

Wir wollen zur Beantwortung dieser beiden Fragen zuvörderst die zweifellos festgestellten Thatsachen vorführen.

Zu Anfang Julis 1764 machte Katharina die Zweite einen Ausflug nach Nigll. Diesen Ausflug deutete man nachmals so, daß die Zarin dem, was in der Schlüsselburg geschehen sollte, hätte aus dem Wege gehen wollen. Kurz vor ihrer Abreise von Petersburg wurden zwei durchaus zuverlässige Osficiere, der Hauptmann Wlassjew und der Leutnant Tschelin, nach der Schlüsselbuig commandirt, um, mit der früher erwähnten, von der Zarin Elisabeth ausgestellten und jetzt neu eingeschärften „Ordre“ versehen, jede Negung und Bewegung des gefangenen Iwan Antonowitsch zu bewachen, zu welchem Zwecke sie wie die früheren durch sie abgelösten „Leibwächter“ mit dem Unglücklichen seinen Kerker theilen mußten. In der Stadt Schlüsselbuig lag dazumal das Infanterieregiment Smolensk, von welchem der Reihe nach je eine Compagnie von 100 Mann den Dienst in der Citadclle that. Hierzu gehörte, daß immer acht Mann den Gang bewachten, welcher zu Iwans Kerkerlasematte führte. Im Regiment Smolensk stand der Leutnant Wassily Mirowitsch, welcher aus einer vormals begüterten und angesehenen Familie der Ukraine stammte. Sein Großvater war ein Parteigänger des berühmten Cosakenhetmans Mazeppa gewesen und in dessen Sturz mitverwickelt worden. Das hatte die Confiscation der Familiengüter zur Folge gehabt. Mirowitsch, von seiner Armuth gestachelt, sann auf Wiederherstellung des Glückes seines Hauses und reichte wiederholt Bittschriften bei der Zarin ein, dieselbe möchte ihm oder seinen Schwestern die eingezogenen

?2 Ioliannes 2cherr in Zürich.

Fllmiliengüter ganz oder wenigstens theilweise zurückgeben. Er wurde abschlägig beschieden, das zweitemal ungnädig. Daraufhin hätte auch dieser russische Leutnant, falls er nämlich Latein verstand und den Vergil kannte, sagen können: „?lootsis 8i nshueo 8upsr«8, ^olisronta movedo" — oder auf gut russisch etwa: Will mir die Zarin keine Gnade erweisen, so will ich versuchen, eine Palastrevolution oder vielmehr zur Abwechselung mal eine Kcrkerrevolution anzuzetteln und in's Werl zu richten. Ich wäre ja nicht der erste Leutnant, welchem im heiligen Rußland so etwas gelänge. Die Orlovs waren auch nur Leutnants, dazumal, als Katharina zur Zarin und Selbstherrscherin gemacht und ihr Herr Gemahl „expedirt" wurde. Mirowitsch vergaß nur, daß die „Leutnants" Orlow „dazumal"

Leute wie den Vicelanzler Panin, den Kosakenhetman Rasumowsky, den Fürsten und Gardeoberst Woltonsti, den General Netzkoi, den Staatsrat!) Teftlow, den Erzbischof Setschin von Nowgorod, ebenso die an Schlaueit und Kühnheit alle diese Herren weit überbietende Fürstin Daschkow und endlich die Damonin Katharina selber hinter sich gehabt hatten. Nicht nur „8i äuo woiunt iäsm", sondern auch „8i cluo volrmt item, ncm est iäsm". Auch noch in anderer Beziehung. Denn der Plan, eine Katharina an der Stelle eines dritten Peters zur Kaiserin zu machen, hatte ganz andere Wahr-scheinlichkeiten des Gelingens für sich gehabt, als das Piojeet, den armen Halbsimpel Iwan an die Stelle Katharinas zu setzen, haben tonnte.

Ob Mirowitsch schon bei der Planentwerfung zu seinem verzweifelten Unternehmen Mittwisser gehabt, ist mit voller Sicherheit nicht zu ermitteln. Erzählt wird allerdings, daß ein andrer Leutnant, Apollon Uschakow, von Anfang an sein Verschwörungsgenosse gewesen sei und daß die Beiden ihr Vorhaben, den eingekerkerten Iwan Antonowitsch zu befreien und auf den ihm zustehenden Zarenthron zurückzuführen, in der Kirche „Unserer lieben Frau von Kasan" zu Petersburg mit Wort und Eid feierlich beschworen hätten. Allein Uschakow ertrank zu Ende Mais 1764 auf einer Dienstreise in einem Flusse bei Porchow, und was noch weiter gemeldet wird von vor-läufigen Versuchen des Mirowitsch, unter der Hofdienerfchaft Einverständnisse zu gewinnen, ist ganz nebelhaft. Gewiß dagegen ist, daß der Leutnant zu Anfang Juli des genannten Jahres mit seiner Compagnie den Dienst in der Citadelle von Schlüsselburg hatte.

V.

Er ging nun sofort an's Wert, wobei es auffällig, daß der notorisch arme Leutnant reichlich mit Geld versehen war. Vor allem spähte er genau die Lage von Iwans Kasemattenlerkcr aus und versah den Eingang dazu heimlich mit einem Zeichen. Dann entwarf er eine Proclamation, welche nach der gelungenen Befreiung des Gefangenen veröffentlicht weiden sollte. Weiter war er noch nicht gekommen, als seine Compagnie abgelöst wurde und er demnach mit derselben aus der Citadelle hätte abmarschiren sollen.

Ein Zareumord. ?3

Unter welchem Vorgeben es ihm jetzt gelang, bei der neuaufziehenden Wachttruppe in der Festung bleiben zu dürfen, ist nicht festgestellt; aber es gelang ihm, was doch bei der Strenge, womit fönst die Dienstvorschriften gchand» habt wurden, wiederum fehr auffällig ist.

Seinen also verlängerten Aufenthalt in der Festung benutzte Mirowiifch ohne Säumen zur Werbung von Helfern unter der Besatzung. Mittels klingender Beweisgründe gelang es ihm, drei Corporate und zwei Soldaten von der Rechtmäßigkeit seines Vorhabens zu überzeugen, d. h. ihre Mithilfe bei der Ausführung desselben zu erlaufen. Dagegen scheiterte er, als er einen höher hinauf zielenden Werbversuch machte. Der Gegenstand desselben war der Hauptmann Wlassjew, also einer der Leibwächter Iwans. Der Hauptmann wies die Eröffnungen des Lieutenants zurück, that aber sunderbarer Weise weiter nichts gegen diesen. Wenigstens nichts Unmittelbares. Mittelbar scheint er allerdings etwas gethan zu haben; denn Mirowitsch erfuhr durch einen der vmi ihm erkauften Unterofficiere, daß Wlassjew einen Eilboten an den Premierminister Graf Panin abgefertigt hätte. Darin erkannte der Leutnant ein zwingendes Signal, sofort zur That schreiten zu müssen.

In einer hellen Sommernacht, der Nacht vom 4. auf den 5. (15. bis 16.) Juli 1764, schritt er dazu. Mit Unterstützung der von ihm gewonnenen Corporate und Soldaten gelang es ihm, zwischen 1 und 2 Uhr die kleine Besatzung der Festung geräuschlos zu versammeln. Dann trat er vor die Mannschaft hin und las derselben einen erdichteten und angeblich von den Mitgliedern des Senats unterzeichneten Utas vor, des Inhalts, die Kaiserin Katharina die Zweite sei es müde, über barbarische und undankbare Völker zu herrschen. Sie hätte daher den Entschluß gefaßt, das russische Reich zu verlassen, um sich im Auslande mit dem Grafen Gregor Orlow zu vermählen. Schon auf der Reise gegen die Grenze zu begriffen, wollte sie geruhen, dem unglücklichen Iwan die Zarentrone zurückzugeben, und darum ertheile hiermit der Senat ihm, dem Wassily Mirowitsch, den Befehl, den eingekerkerten Kaiser alsbald frei zu machen und nach St. Petersburg zu bringen.

Die Menschen waren und sind, wie allbekannt, allzeit und überall, wo es sich um Wahrheiten handelt, Mückenseiher, aber Lügen gegenüber Kameeleverschlucker. Je dümmer gelogen wird, desto wahrscheinlicher sieht es aus; je frecher, desto glaubwürdiger. Die urthcilslose Menge will belogen und getäuscht sein, das gehört zu ihrem Wesen. Wer sie am unverschämtesten belügt und betrügt, der hat sie. Nämlich gerade so lange, bis ein noch schamloserer Lügner und Betrüger seinen Vorgänger überlügt und übertrügt. Das haben die Schwindler aller Zeiten gar wohl gewußt, beherzigt und bethätigt. Dauernden Erfolg hatten jedoch nur die großen, während die kleinen gewöhnlich halbwegs aufgehalten, gehenkt oder sonst wie abgethcm wurden. Mirowitsch gehörte zu den kleinen, vorausgesetzt, daß er überhaupt ein Schwindler von eigener Mache gewesen und nicht vielmehr eine Marionette,

Der Herr Johannes Scherr in Zürich,
welche an einem Drahte tanzte, dessen lenkender Handgriff vielleicht in dem
Ministerkabinete Putschins, wenn nicht gar in dem Schlafgemach Katharinas
zu suchen und zu finden gewesen wäre.
Wie dem sei, ob der Mann aus eigenem Antrieb oder ob er als bloßes
Werkzeug handelte, sein kecker Streich schien einen Augenblick gelingen zu
wollen. Etliche 50 Mann Unterofficiere und Soldaten glaubten an den von
Mirowitsch vorgebrachten Ukas oder thaten so und stellten sich, ihre Waffen
schwingend und laut jubelnd, unter seinen Befehl.
Wie er nun damit beschäftigt ist, sie zum Angriff auf den Kasematten-
terker Iwans zu ordnen, eilt der Festungscommandant Berednikow, durch
den Lärm aufgeschreckt, herbei, fragt, macht einen flauen Versuch der Abwehr,
läßt sich aber ohne viele Umstände durch den meuterischen Leutnant fest-
halten und verhaften, ohne daß Mirowitsch nöthig gehabt hätte, ihn erst mit
einem Gewehrkolben niederzuschlagen, wie später behauptet worden ist. Der
Leutnant stellt sich an die Spitze seiner 50 Mann und führt sie zum
Sturm auf Iwans Kerker. Die in dem bedeckten Weg vor demselben
vostirten acht Mann leisten Widerstand, ohne daß es jedoch zum schießen
kommt und ohne daß Mirowitsch verhindert wird, bis zur Eingangsthüre
der Kasematte vorzudringen. Als er nun Anstalt macht, dieselbe aufsprengen
zu lassen — es soll sogar zu diesem Zwecke von einer nahen Bastei eine
Kanone herbeigeschleppt worden sein — ruft ihm von innen der Hauptmann
Wlasfjew zu, er und sein Mitwächter Tschekin konnten zwar das gewalt-
same Eindringen der Angreifer nicht lange verhindern, aber sie würden
empfangene Befehle im Nothfall vollstrecken und demnach würden die Ein-
dringlinge den Gefangenen nur todt vorfinden.
Mirowitsch läßt sich durch diese Drohung nicht von seinem Vorhaben
abbringen. Allein bevor es ihm gelingt, die Pforte zu sprengen, geht hinter
derselben Furchtbares vor. Als die Thüre in ihren Angeln bebt und dem
Ansturm von außen zu weichen droht, ergreifen Wlassjew und Tschekin ihre
Degen und werfen sich auf ihren Gefangenen, welcher ruhig schlummern
auf seinem Lager liegt, mit einem weißen Schafpelz bedeckt. In ihrer Auf-
regung unsicherer Hand, verwunden sie das Opfer erst nur am Arm und
am Bein, dann aber durchbohren sie ihm mit festeren Stößen die Brust
und treffen Herz und Lunge, nachdem der aus dem Schlaf also mörderisch
aufgeschreckte Unglückliche etliche Augenblicke gegen die Mordwaffen sich
gesträubt hat.
So starb, vierundzwanzigjährig, der rechtmäßige Zar Iwan der Sechste,
nachdem er 22 Jahre lang in Kerkerluft vegetirt hatte.
Nachdem Wlasfjew und Tschekin ihr schreckliches Werk gethan, schoben
sie den Riegel der Pforte zurück und ließen die Stürmer ein.
Blutüberströmt lag der entseelte Zar auf dem Boden der Kasematte.
Bei diesem Anblick rief Mirowitsch den Mördern zu:

«Li» Zarcnmoid, 75

.Elende! Fürchtet ihr nicht Gott? Warum habt ihr das unschuldige Blut dieses Mannes vergossen?"

„Wir thaten, was uns befohlen war," gaben die beiden Offiziere zur Antwort.

Die Soldaten wollten über die Zarenmörder herfallen und sie todtschlagcn.

Allein Mirowitsch verhinderte es mit den Worten: „Sie thaten ihre Pflicht-, für uns aber gibt es keine Rettung mehr"*)).

Hier nun stoßen wir wieder auf eine jener Auffälligkeiten, an welche,!

die Geschichte dieses Zarenmordes reich ist. Wenn Mirowitsch auf eigene Hand gehandelt hatte, so mußte sich ihm jetzt, nach der tragischen Vereitelung seines Unternehmens, die Nothwendigkeit, den Folgen seines Beginnens sich zu entziehen, unfehlbar aufdrängen. Warum floh er nicht? Er hätte das zweifellos gekonnt. Nie Schlüssel der Eitadelle waren ja in seiner Gewalt, auch gab er, nachdem der Mordanschlag gefallen, Befehle und traf Anordnungen, als wäre er der Festungscommandant. Er konnte demnach allein oder an der Spitze der Soldaten, welche ihm gefolgt waren, die Eitadelle verlassen. Aber er dachte gar nicht an Flucht, und angesichts dieser Thatsache ist man wohl nicht unberechtigt, mit dem deutschen Geschichtschreiber Nußlands zu fragen: Konnte vielleicht auch Mirowitsch, ebenso wie die beiden Mörder, hinsichtlich dessen, was er gethan, auf „höhere Befehle" sich berufen?**)).

Statt zu fliehen, ließ er den Leichnam des Ermordeten auf ein Soldatenbett legen und auf diesem vor das Hauptwachtlotral tragen. Auf seinen Befehl stellte sich die gesummte Besatzung der Eitadelle auf dem Platz vor der Hauptwacht auf und salutirte den Todten mit piäsentirtcm Gewehr. „Seht," sagte Mirowitsch zu der Mannschaft, „das ist unfer Kaiser Iwan Antonowitsch". Hierauf schüttelte er den Soldaten, die sich ihm angeschlossen hatten, die Hände, erklärte laut, nicht sie, sondern er allein sei schuldig und darum wolle er auch die Folge seines Thuns auf fich nehmen. Dies gesagt, gab er seinen Degen ab und überlieferte sich dem wiederfreigegebenen Festungscommandanten. Ter ermordete Zar wurde, mit einem blauen, rohgesäumten russischen Vauernhemde bekleidet, den Tag über in der Festungstirche öffentlich ausgestellt. Was vom Volk anwesend war, umstand weinend den rohgezimmcrten Soldatensarg, in welchem der arme Iwan lag mit seinen feinen, wachsweißen Gesichtszügen und seinein röthlichen Bart. Am folgenden Tage wurde der Leichnam in aller Stille gen Nowgorod abgeführt und sodann in dem bei dieser Stadt gelegenen Kloster Tichwin (?) ohne weiteres Eeremoniell begraben.

Dies war so befohlen worden durch den Grafen Panin, welcher auch sofort, nachdem er Wlassjews Eilbotschaft empfangen, die Verhaftung des Mirowitsch angeordnet hatte. Der Unternehmer des verunglückten schlüssel- *) E. Hcinnann, Geschichte des russischen Staats, V, 65l.

") Veinhllidi, II, 2, S. 213, nach Koiaualewsly: Graf Bludow und seine Zeit.

?6 Johannes Scherr in Zürich.

burger Kerterputschs war jedoch der Ausführung dieser Anordnung, wie wir gesehen, schon zuvorgekommen, indem er sich aus freien Stücken gefangen gegeben hatte.

Auf die Kunde von der nächtlichen Katastrophe in der Schliisselburg hin lehrte Katharina die Zweite aus Livland nach Petersburg zurück. Nach ihrer Rückkehr wurde ohne Zögern zur Processirung des Gefangenen geschritten, welcher ein Verbrecher war, weil sein Unterfangen nicht geglückt. Die Kaifeiin schickte eine Dreimänner-Commission zur Voruntersuchung nach der Schlüsselburg und diese Uutersucher waren der Senator Neplujew, der General Weyniarn, ein ergebener Handlanger Katharinas von früher her, und der Geheimrat h Teplow, welcher am 17. Juli von 1762 den Mordritt des Alexei Orluw nach Ropscha mitgemacht hatte und bei der Erwürgung Peters des Dritten mitthätig gewesen war. Mit der Procddur selbst, der Urtheilsfindung uud Urtheilssprechung beauftragte Katharina, nach Empfang des durch Weymnrn erstatteten Untersuchungsberichtes, traf Manifest» vom 17. (28.) August die Mitglieder des Senats und des Synods, die Präsidenten der höchsten Regierungscollégien und die Theilhaber der obersten drei Nangkllssen *).

Die Haltung des „Verbrechers" war während der ganzen Dauer des Verfahrens fest und würdig. Einigen Nachrichten zufolge soll sie aber nicht nur das, sondern auch die eines Mannes gewesen sein, welcher an einem glücklichen Ausgang der Sache gar nicht zweifelte und die Procedur für nichts als für eine Komödie ansah. Sicher ist, daß er standhaft bei seiner ursprünglichen Angabe blieb, keinen Mitwisser und keinen Mitschuldigen gehabt zu haben. Ein höchst auffälliger Zwischenfall in dem Proccßgange war aber dieser. Als sich das Tribunal zur Urtheilsfällnng anschickte, theilte der Oberprocurator des Synods Soymonow dem Varon Tschertassow, einem der Richter mit, etliche geistliche Mitglieder des Gerichtshofs wären des Dafürhaltens, daß Mirowitfch gefoltert werden müßte, um ihn zu weiteren Geständnissen uud zur Namhaftmachung von Mitschuldigen zu bringen, um dadurch überhaupt der ganzen räthselhaften Geschichte mehr auf den Grund zu kommen. Auf der Stelle schritt einer der Vertrauten der Kaiserin, der Fürst Wäsemsti, in seiner Eigenschaft als Generalprocnrator des Senats der oberste Wächter des Gesetzes, gegen dieses Ansinnen energisch ein, schnitt Soymonow das Wort ab und forderte Tschertassow auf, zu erklären, ob man ohne weiteres zur Urtheilfällung schreiten müßte oder nicht. Etwas *)Eine Hauptqmle unserer Kemttniß von diesem Proceft, wie dazumaliger russischer Geschehnisse überhaupt, war bekanntlich lange und ist thcilweise noch jetzt Helbig's i. I. 1809 erschienenenes Buch „Russische Günstlinge". Von Wichtigkeit für die Iwcm'sche Episode sind die bezüglichlichen englischen Gesandtschaftsberichtc in Räumers „Beitrügen zur neueren Geschichte", Nd. III. Nernhardi hat (a. a. O, 215), auf den Russen Varteniew („Das 18. Jahrhundert", 3. Bd.) gestützt, verschiedene neue Züge dieser Episode beigebracht.

Ein Zarcnmord, 77

verdattert, stimmte der also Interpellirte mit Ja. Aber wieder mehr gefaßt, reichte er ein schriftliches Votum ein, worin er darlegte, Mirowitsch müßte trotzdem gefoltert werden, um ihm die Namen seiner Mitschuldigen oder Anstifter zu entreißen.

Dieser Tscherlasfow, welcher gegenüber dem deutlich genug ertennbaren Willen und Wunsch der Zarin und Scלבstheirschlerin, die ganze widerwärtige Sache möglichst rasch abgethan zu sehen, eine eigene Meinung zu haben und zu äußern wagte, macht einen geradezu phänomenalen Eindruck.

Katharina, welche gar wohl wußte, daß in der Stadt ziemlich vernehmlich herumgeflüstert werde, die ganze gegen Mirowitsch angestrengte Procedur sei nichts als eine Posse, war schlaue genug, gegen Tscherlussow nicht ungnädig sich zu erzeigen. Aber sie wußte es einzurichten, daß der Zwischenfall keine weiteren Folgen hatte, dem Antrag Tscheitassows nicht stattgegeben und Mirowitsch durch den Gerichtshof ad lioo ohne weitere Untersuchung als Reichsveiräther und Rebell zum Tode und zwar mittels Enthauptung durch das Beil verurtheilt wurde.

Dieses Urtheil ist am 15. (26.) September auf dem Marktplatz der Nawa-Insel in Petersburg an ihm vollstreckt worden.

Wenn Helbig gut unterrichtet war — und er konnte es sein — so hätte Mirowitsch während der ganzen Procedur, bei der Urtheilssprechung und noch auf dem Schaffot ganz der Art sich benommen, als ob er überzeugt wäre, das alles wäre nur eine Komödie und könnte etwas anderes gar nicht sein. Er hätte noch gelacht, als er statt der zuversichtlich erwarteten Begnadigung den todlichen Beilschlag empfing").

Seine Mitschuldigen, 28 Unteroffiziere und Soldaten, wurden zum Spießrutenlaufen, sibirischer Zwangsarbeit und dergleichen Russischem mehr verurtheilt. Den Mördern Iwans des Sechsten, Wlassjew und Tschckin, wurden Beförderungen zutheil und lebenslängliche Pensionen zugebilligt. Somit war nach allen Seiten hin der „Gerechtigkeit" geuuggethan.

VI.

^Kerolie/ 1a lomms!" oder, wie die andere Lesart lautet, „0ü sst l» l'emms?" ist ein Satz, dessen Findung man bekanntlich dem König Jakob dem Ersten von Großbritannien zugeschrieben hat. Wenn mit Grund, so wäre das unbedingt das gescheidteste Wort, welches dieser stammelnde und geifernde Tropf von König — „a KinF ot »Insäs au<1 Mclios," Shatspenre) — jemals über seine Lippen brachte. Denn fürwahr bei allen unklaren, verwickelten, geheimnißvollen Geschichten thut man gut, vor allem der „Frau" nachzufragen, weil eben im hintersten Hintergrunde solcher Geschichten immer das „Ewig-Weibliche" oder wenigstens ein Stück davon zu suchen und auch wohl zu finden war, ist und sein wird.

') „Russische Günstlinge", S. 316.

78 Johannes Scherr in Zürich.

In unserem Falle heißt das Ewig-Weibliche selbstverständlich Katharina die Zweite.

Die bekannte criminalistische Frage: „Oui bono?“ ist hier gar nicht zu umgehen. Wem gereichte der Tod Iwans des Sechsten zum Vorthail? Der herrschenden Zarin, Daß sie in dem Gefangenen der Schlüsselburg einen Prätendenten gesehen, welcher unter Umständen für sie gefährlich, sehr gefährlich werden könnte, ist ja schon dadurch erwiesen, daß sie den von der Zarin Elisabeth ausgestellten Mordbefehl erneuert hatte. Aber Katharina war „eigentlich“ nicht grausam, lispelt mit süßer Stimme die allerunterthänigste Zofe Hofhistoriographie. Wirklich nicht grausam, diese Frau, welche sich keinen Augenblick besann, ganze Völker zu Boden treten zu lassen, wenn es galt, die Eingebungen ihrer grenzenlosen Ehr- und Herrschsucht zu befriedigen? Wirklich nicht grausam, diese Frau, welche hunderttausende und wieder hundert tausende russischer Kronbauern zu Leibeigenen machte, um diese „Seelen“ an ihre Liebhaber verschenken zu können? Wirklich nicht grausam, dieses Weib, welches am Tage, nachdem ihre Spießgesellen ihren rechtmäßigen Herrn und Gemahl gräßlich ermordet hatten, mit blasphemischem Hohn manifestirte: „Dieser unerwartete Todesfall ist als eine Wirkung der göttlichen Vorsehung anzusehen —?“

Das steht fest, Katharina die Zweite machte sich aus dem Leben des armen Iwans nicht mehr und nicht weniger als aus dem Leben einer Fliege. Sie würde demzufolge nicht einen Augenblick gezaudert haben, dieses Leben, falls es ihr irgendwie gefährlich schien, zu vernichten. Es entsprach auch nur jenem Zug tätzischer Falschheit und Heuchelei, welcher schwefelfarbig durch ihr ganzes Wesen ging, wenn die Semiramis des Nordens dafür sorgte, daß in das über Mirowitsch gesprochene Urtheil ein Satz hineinkam, welcher besagte, er, Mirowitsch, wäre eigentlich der Mörder Iwans, maßen durch sein Beginnen Wlassjew und Tschckin zur Tödtung des Gefangenen veranlaßt worden.

Das mancherlei Auffällige, welches, wie wir sahen, im Verlaufe dieses Versuchs einer russischen Kerkerrevolution vorgekommen, hat schon frühzeitig zur Aufwerfung der Frage geführt: War Mirowitsch angestiftet und von wem? Vis zur Stunde jedoch ist es unmöglich geblieben, diese Frage mit Bestimmtheit zu beantworten, und es wird wahrscheinlich für immer unmöglich bleiben. An hypothetischen Antworten hat es freilich nicht gefehlt. Schlosser, welcher übrigens in seiner kurzen Darstellung der schlüsselburger Katastrophe sehr ungenau ist, sagt nur, Iwan sei „wahrscheinlich“ auf Befehl Katharinas umgebracht worden*). Herrmann meint, „man sehe nicht ab, wie Mirowitsch bis zum letzten Augenblick so zuversichtlich auf Begnadigung rechnen konnte“, falls er aus eigenem Antrieb sein verzweifelteres Spiel gespielt hätte — und fügt hinzu: „Der alte Großkanzler Vestuschew hielt Panin für den An-“) Gesch. d. R. 18. III. 5. Aufl. II, 50.

Ein Zllienmord. ?9
ordner der Vollstreckung des kaiserlichen Willens*). Damit wäre also ge<
sagt, Mirowitsch sei nur ein Werkzeug Panins gewesen, welcher den Wunsch
Katharinas, von dem Schlüsselburger Kerkergespenst erlöst zu werden, zur
Thal machen gewollt hätte. Bernhard! hält es der Erwähnung werth, daß
es Leute gegeben, welche die Anstiftung des Mirowitsch zu seinem Unter-
nehmen auf die Fürstin Daschkow zurückführten, welche „leidenschaftliche Frau
nicht ruhen, sich nicht darein ergeben tonnte, daß sie keine weitere Bedeutung
im Leben haben sollte." Sodann führt Bernhardt die Behauptung des
alten Helbig an. Katharina selber sei es gewesen, welche, um sich Iwans
zu entledigen, den Mirowitsch zu seinem Befreiungsversuch habe verleiten
und anleiten lassen, und zwar durch jenen Geheimrath Teplow, welcher, einer
der Mörder Peter des Dritten, fraglos der verworfenste Mensch in Rußland
und „allerdings dieser wie jeder Unthat fähig war"**) . Nachdem der Mohr
Mirowitsch seine Schuldigkeit gethan, habe man ihn, um das Geheimniß mit
ihm zu begraben, processiren, verurtheilen und köpfen, aber bis zum Moment
der Köpfung auf Begnadigung hoffen lassen. Dieser Annahme neigt sich
auch Barthold zu, bemerkt aber vorsichtig: „Den rätselhaften Zusammen-
hang weiß der Allmächtige allein"***). Soviel wir bis jetzt wissen, sind
Katharina, Panin, die Daschkow und Teplow hingegangen, ohne das
Geheimniß — angenommen, es handelt sich um ein solches — zu enthüllen,
und wir müssen uns also Wohl oder übel mit den vorhandenen, amtlich
aktenmäßigen Nachweisen begnügen.
Trotz der starkgefühlten Unzugänglichkeit derselben läßt sich viel daraus
lernen. Die traurige Historie vom ermordeten Schattenzaren Iwan macht
ja eine charakteristische Episode in der Geschichte jener abenteuerlichen Weiber-
Herrschaften ans, welche in Rußland vom Tode Peters des Großen mit zwei
nur kurzen Unterbrechungen — Peter der Zweite und Peter der Dritte —
bis zur Throngelung Pauls des Ersten gewährt haben. Diese wüsten
Weiberherrschlften, welche alle Gräuel asiatischer Barbarei mit der raffinirten
Frevelhaftigkeit der europäischen Cabinetspolitik des 18. Jahrhunderts ver-
banden, haben jene Kolossalschuld von Versündigungen an der Menschheit
und an dem eigenen Volk angehäuft, deren Wucherzinsen Zar Alexander
der Zweite vergeblich mit der Aufhebung der Leibeigenschaft zu bezahlen
versuchte. „HuiH^uict üotü-aiit rs^es, plscluntni' ^clüvi". Ach, der Vers
des römischen Poeten war und ist allzeit eine traurige geschichtliche Wirk-
lichkeit. Was immer die russischen Zaren und Zaritzen im vorigen Jahr-
hundert gesündigt haben, das russische Volk büßt es im gegenwärtigen. Alle
die Zuflüsse, welche zur erschreckenden Zerrüttung der russischen Gesellschaft
in unser» Tagen zusammenrannen, lassen sich bis zu den Schlammpfützen
) Gesch. d. russ. Staats, V, 652.
**) Gesch. Rußlands. II, 2, S. 213—14.
***) Ausgang des Iwan'schcn Zweiges der Romanow und seiner Freunde, in
Naumers Histor. Taschenbuch siii 1837, S. 156.
Noid und Süd. XXIV, 70. 6

8«

Johannes Scherr in Zürich.

zurückverfolgen, welche vor hundert Jahren aus zarischen und zaritzischen Lastern und Verbrechen sich gebildet hatten. Die Katharinen, Annen und Elisabethen waren ja in ihrer Art schon richtige Nihilistinnen. Denn sie achteten alle Satzungen des Rechtes, der Sitte, der Ehre und der Menschlichkeit pro uiuulo, für nichts, und rüttelten also frevelhaft an jedem Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft. Jetzt sind die Folgen da. Die Anhänger einer materialistisch-mechanischen Auffassung, Betrachtung und Darstellung der Geschichte mögen nach Rußland hinhorchen. Dort weiden sie, falls sie nicht ganz taub sind, den Schritt der Nemesis vernehmen oder auch, wenn sie lieber wollen, die drastisch-thatsächliche Glossierung von jenem Ausspruch des russischen Dichters, Detabristen und Märtyrers Rylejew:

„Gott in der Weltgeschichte beißt Vergeltung!

Die läßt in Halme schießen Freuelsaat.“

Neue lyrische Gänge.
von
Fr. Oh. Vischer.
— Stuttgart. —
Frühling.
Es ist ein Fest im ganzen Thal,
was blühen kann, blüht allzumal,
Die ganze Stadt liegt weich und warm
Gebettet in des Frühlings Arm.
l'ieut', wo so lau die Lüfte wehen,
lass' auch das Eis in dir zergehen,
vergiß! vergiß!
vergiß, wie oft in Einer Nacht
Der Frost ein Lüde hat gemacht,
Als kreischten Teufelsstimmen drein:
vergiftet muß der Segen sei»!
Als müßt' auf ihrer Rinder Vlüthen
Erbost die eigne Mutter wüthen.
vergiß! vergiß I
Und wenn du nach den Dächern schaust,
vergiß, was dort im Dunkeln haust,
Am Voden kriecht, im Winkel spinnt.
Den Viedern spielt, auf Tücke sinnt,
vergiß der Frechheit schnöde Vlöße,
vergiß des Unrechts Messerstöße,
vergiß! vergiß!

Fr. Th. vischer in Stuttgart,
In's Grüne schau', in's Weiße schau',
Vlick' auf zu diesem Zarten Grau,
wodurch ein gold'nes Abendlicht
Sich seine sanften Pfade bricht!
An guter Menschen «rast und Milde
Gedenke bei dem reinen Vildel
vergiß! vergiß!
In glücklich blinder Jugendzeit,
Da war's zur Freude nicht so weit.
Jetzt lächle nur, daß selbst zur tust
Sich mahnen muß die schwere Vrust.
Heut', wo so lau die lüfte wehen,
lass' auch das Li? in dir zergehen,
vergiß I vergiß!
Ver alte Todtengräber.
kr grub ein Grab mit müder Hand,
Fast wollte die Kraft versage».
Für wen? Das war ihm unbekannt.
Er pflegte nicht mehr zu fragen.
Er murrte nicht, es sei zu schwer.
Er sumnte gemach und leise —
Das helle Singen gieng nicht mehr —
Line alte tiederweise,
Ein lied von liebeslust und leid,
Es hatt' ihn stets erfreuet,
Denn seiner Jugend Munterkeit,
Sie hat ihn nie gereuet.
Vald wird die Arbeit fertig sein —
Da sind ihm die Sinne geschwunden,
Er sinkt und fällt in das Grab hinein,
Da hat man ihn todt gefunden.
Sein friedlich Antlitz, Aug' und Mund,
Erschien so unbeweget.
Als hält' er in den kühlen Grund
Sich wie in's Vett geleet.
Auch etwas Schalkheit schien dabei
Die tippen zu umspielen
Und auf den Raub, so tadelfrei
Begangen, hinzuzielen.

— Neue lyrische Gänge. 83
Man hob ihn still und sacht' heraus,
Als ob er sanft nur schlief,
Man grub am dunklen Erdenhaus
Noch bis zur rechten Tiefe.
3ein Codtenhemde muß' er nun
Und seinen 5arg noch haben,
Dann dürft' er in dem Grabe ruh'n,
Das er sich selbst gegraben.
Alte Jungfer.
wie dauert mich ein Mägdelein,
Das einsam sitzen bleibt.
An das ein Werbebrieflein
Rein Herzfreund schreibt!
Du Arme!
üätt' auch so gern ein Uindelein
An ihrer Vrust ernährt!
„wann stellt der brave Mann sich ein,
Der mir's bescheert?“
Du Arme!
5ie sitzt in ihrem Kämmerlein
Und wartet Jahr um Jahr,
3chon finden sich die Falten ein
Und graues Haar.
Du Arme!
Die Schwester hat schon Ainderlein,
Als Tante hilft sie aus,
wie besser war' es, Mutler sein
Im eignen Haus!
Du Arme!
Chut Manche groß und ist zu klein
Jum schweren Uebergang,
2ie schmeckt danach wie saurer wein
Ihr leben lang,
Die Arme.
Lin wackres Herze muß es sein,
Das dieses weh verschmerzt,
Und gern im Abendsonnenschein
Auch wieder scherzt.
Du Gute!

8H Fr. Th. vischer in Stuttgart.
Koinm', heit'res alte? lüngferlein,
Und gönne mir zum Schluß
Für diese sanften verscleiu
Noch einen Kuß
Und lache!
In ein Ztammbuch.
Ist sie auch geistreich? fragt ihr jetzt zumeist,
was wollt ihr denn? Herz heißt des Weibes Geist;
wird sie unendlich lieben können,
Dürft ihr getrost sie geistreich nennen,
Spätlinge.
«Lin Admiral! So spät noch ausgeschlüpft!
Lr sonnt sich; wälig wiegt er seine Flügel,
Auf schwarzem Sammtgrund weiß und roth gezeichnet,
Im warmen licht. Du arme Creatur!
Nicht ahntest du die kalten Regentage,
Den trüben Schluß des trübsten aller Sommer,
Als dich ein tückisch-schmeichlerischer Vlick
Des Dämon Föhn aus deiner puppe lockte!
wenn's gut geht, wirst du noch aus ein paar Vlümchen
Geringe labung dünnen Honigs saugen!
Dort hängt sie schon, die schwere graue Wolke,
Und morgen oder diesen Abend noch
liegt aufgelöst dein zarter teil» im Grase.
Ja, ja, so geht es manchem «Lrdenkind:
In fremde Zeit wird es hineingeboren,
<Ls kommt zu spät wie dieser arme Falter;
wohin? wohin? Ringsum ist Gleisenalter,
Du willst dich regen und du bist verloren.
öchlußergebniß.
„Sage, was ist am Lnde der Nah»
Als das wahre, das Veste dir erschienen?"
Nachdem verblichen so mancher Wahn,
Das leben durch Arbeit abverdienen.
„Traurig." — Ich weiß nicht, mir ist dabei
So heiter zu Muth wie in Jugendzeiten,
Die Seele befindet sich hell und frei
Im Dienste des Ganzen, im Meer, im weiten.

Neue lyrische Gänge. 85
Im Gebirgsthal
am 2, September ^882.
Abendnebel spinnet und webet
Der stille Gebirgsee.
Heimkehrender Heerden Glockengeläute
Tönt nah und fern.
Frauen begegnen und grüßen in alter
Guter Litte den Fremdling,
Einfalt wohnt noch in diesem grünen,
Heimlichen Thale,
Geborgen bin ich, geschützt vor der heißen
Hetze der Welt,
Fern ist der städtische Schwärm,
Nicht ertragen muß ich den Anblick
Vebrillten Dünkels,
Der sich nach kuft und Duft und Unschuld
Sehnet und sie verlacht und verderbt,
Männer auch kommen geschritten,
Nervig die nackten Rniee bewegend,
Breitschultrige, hochgewachsne,
Araftgefühl in den osf'ne», hellen
Augen und Muth und Kampflust,
Riesen von altem, echtem
Gothischem Stamme.
Horch, ein Windstoß!
Die Tannen rauschen, der See wird laut,
Man hört ihn brausen, bewegter wallen
Ueber den wogen die feuchten Nebel.
Wodan lebt noch und grüßet.
Hell wird's auf einmal, aufgetaucht
Hinter dem schroffen Felsenkamm
leuchtet der Mond.
Vrütend schimmert im Dunstgewebe
Sein Geisterlicht.
Mir ist, als hört' ich ein Flüstern dort
Im silbergrauen schwebenden Flor,
Lin Flüstern von Wasserstauen,
Rannende Stimmen, die sich erzählen
von fernen Schwestern an breiten Strömen,
Durch Rebenhügel und Gartengelände
Prächtig ergoss'nen, wo sie am Ufer
Auf Felsen sitzen, die gold'nen Haare
Kämmen und singen, und von dem Volke,

86 Fr. Th, vischer in Stuttgart,
von den heiler« und rasch bewegten
Geschlechtern, die dort Hausen, —
Raunende Stimmen, die sich erzählen
von fernen Schwestern, Nixen der See,
Der deutschen See, die an weißes Gefad,
An sagemuwobenes waldiges Eiland
Stürmisch in wilden Vrandungen anschlägt,
Und von den Männern, die dort wohnen,
von Nordlandsrecken, von Kerngewächse
Der Friesen und alten Sachsen.
von Walküren auch raunen sie,
Helmgekrönten, ringelgepanzerten,
Beschwingten, auf blutdurchronnener Walstatt
«Lilig befiisj'nen.
Gethürmt sind leichen, viel ist der Arbeit,
Siegreich gefallener Helden viel
Gilt es zu tragen hinauf nach Walhall.
Du hast sie gespürt, die vereinte Kraft,
Die wohlgeführte der Lnkel des hehren
Thcodorich und seines ergrauten
Waffenmeisters Hilbebrand,
Des jähnen wolfhart und des getreuen,
Tapferen Spielmanns Volker,
Des grimmen, schuldigen, seinem Schicksal
Klaglos stehenden Hagen
Und des redlichen, tugendreichen
Iugendstrahlenden Siegfried, —
Hast sie gespürt, die vereinte Kraft,
Als sie dich enger und enger umschnürte,
Die unwiderstehliche wilde Jagd,
In den erstickenden Todesring
Drängend dich eintrieb,
Als die erschreckende werwolflarve
Dir vom erblaßten Antlitz fiel,
Gespenstisches, welsches Scheinbild!
Als du hervorkrochst und vor der wahren
Steigenden Größe
Die gefallene hohle sank in's Knie.
Und in den lüften über den Neiden
Schwebte ein Geist, unsichtbar sichtbar,
Sinnend, der Völker Schicksal wägend.
Heut ist der Tag. Still, einsam träumend
wollt' ich ihn feiern.

Neue lyrische Gänge. 8?
Geistesriesen auch sind noch
Denkende Stirnen fehlen uns nicht,
lichteste, feinste Gebilde der dunkeln
Urweltkraft in der Alpen Granitkorn,
In der «Lichen und Föhren zähem Saft»,
In des langsamen, derben, nicht schnell zürnenden,
Im Zorne furchtbaren Volkes
Eisenhaltigem Vlutc —
Geistesriesen, Staaten- und Schlachtenlenker,
Andere forschend in stiller Kammer,
Nach der Dinge geheimnißvollem Grund
Suchend und grabend mit Seherauge,
Andere zaubern wundergestalten,
Unbekannte und doch bekannte,
Traumgewobene, von des Entzückens
Schauer umwehte
Vilder des lebens.
Mild wird die tust. Die Stöße des Sturmwind
Ruhens, ein weicher, lauer Hauch
Streichelt die Wangen des Thals
Und heißt mich gedenken all der Güte
Und all des Mitleids, all der herzlichen
Menschlichkeit,
Die der Gemüther verborg'nen Kern
Hinter der rauhen Schaale durchwärmt
Und schmeidigt und süßet.
Vist du es, der aus der silbernen,
Goldgesäumten Wolke mit blonden
locken mir zunickt,
Vist du es. Valder.
Freundlicher, friedlicher, sanfter Gott,
Der Götter und Menschen liebling?
Du bist's und bejahest.
lustige Reigenweisen ertönen,
Hinter beleuchteten Fenstern dort
Huschen walzende Schatten vorüber,
Jauchzen erschallt und kräftiges Stampfen
Critt zu dem Wirbel den messenden Takt,
Freuet euch! Heute bleib' ich fern,
vom gestrigen Abend schwebt ei» Vild
Mir vor den Augen jetzt und immer,
Als ich droben im ringsbeliebten
Stättlichen Hause des wirths zum Steinbock
Dem Tauze zusah

««
Fr. ^h. vi'scher in Stuttgart. —
Unt> als die großgebaute, schlanke
Tochter des Vauern drüben am Vergsoch
3terngleich unter den Dirnen glänzte,
Als sie im Arme des braunen Vurschen
Mit leuchtenden Augen, lächelnden tippen
3c> leicht und feurig und doch so Züchtig
3ich drehte und wiegte und bog und neigte,
Als ihr die silbernen «ettchen am Halse
Schimmernd spielten und ich mich fragte:
woher der Adel? woher in der schlichten
Tochter des Volk- die hohe Anmuth?
Da meint' ich blinken zu sehen
Der holden Freia Halsband,
Das ihr, in unterirdischer «Lsse
Die klugen Zwerge geschmiedet,
Zaubersprüche zur Arbeit murmelnd,
Einzuverleiben dem Götterschmuck
Geheime Mitgift,
Allbesiegenden liebesreiz. —
Vald muß ich hinab in's graue Reich
Der Hel und willig geh' ich.
Aber erfahren möcht' ich noch dürfen,
wissen dort unten, was ist und wird
Da oben im lichtrcich,
Vb der Drache noch lebt und willthct, —
Ich kenn' ihn und läugne mir nicht sein Gift —
Der schnöde lindwurm, ^^
Der, geheckt im Pfuhle der Zeit,
Herzverdorrenden Zchwefelgluthqualm
Aushaucht über die Völker lind, wehe!
Auch in die deutschen Markungen einbrach,
Vb in der lebenden Mitte nicht
Aus der Tiefe sich etwas bewegt
Und rührt und regt und steigend anschwillt
Und zur lichten Gestalt sich bildet
Und gewappnet hervorspringt,
In der Hand ein blitzendes Geisterschwert,
Und den scheußlichen Wurm durchbohrt,
Der DrachentZdter aus Vorweltlagen,
Der Ahne Ziegfried, —
Vb mein geliebtes Volk geneset,
Vliihet uno wächst und ob wir Alten
Nicht vergeblich gerungen.

Friedrich vischer als Ooet.

von
liichard Dcltrich.
— Müüche». —

ime große Landschaft haben wir durchwandert. An ihren Wasser-
stürzen brauste und schäumte unser eigenes LebenZgefühl auf, im
schatten ihres Hochwalds fanden wir Nast und Ruhe und labten
uns vor der Tagcsglut, ihre Felshäuge stiegen wir aufwärts, den
Mick nach den Gipfeln gerichtet, von ihrem Pfad zur Höhe sicher geführt,
in der reinen Luftkuhle des Hochgebirges. Wir haben die Eindrücke einer
majestätischen Natur, ihrer Herbheit auch und ihrer Härte, in uns auf-
genommen. Jenseits der Paßhühe ist eine andere Welt. Aber unser Weg
und Plan führt uns des andern Tags durch eine Krümmung des Thales,
zu dem wir nicdergestiegen waren, in die nämliche Landschaft zurück, von
der wir ausgegangen sind. Und jetzt ruht sie vor uns im späten Schein
der Abendsonne. Nie ist sie verwandelt! Wie viel milder ist sie geworden,
wärmer, von Düften der Erde durchhaucht, in ihrer Abklärung und Stille
wie friedsam! Wie flimmern vom Goldton des Lichts die Spitzen der
Bäume, wie glüht jene gestern nur graue Wand, wie scharf und rein zeichnen
sich jetzt alle Contouren vom Himmel! Milder, Heller; und doch auch wieder
ernster. Denn der späte Schein ist's der Abendsonne.
Sei's erlaubt, in der Stimmung dieses Bildes und nicht ohne Herüber-
nllhme einzelner Züge ein Menschenleben vor dem geistigen Auge vorüber-
ziehen zu lassen; die Wanderer sind die Betrachter. Bild ist Bild; und
jedes Bild hat Grenzen seiner Beziehungen zur Sache, hat aber auch ein dem
directen Ausdruck oft unzugängliches Lichtelspiel und überdies concentrirende
Kraft. Es ist ergreifend genug, daß ein Mann, dcffen Namen die Nation
seit vierzig Jahren nennt, aber nnter dem Zeichen der Aesthetik, der
Philosophie, der Kritik, als systematischen Denker, daß derselbe Mann in

90 Richard Iveltrich i» München.

hohem Alter dem deutschen Volte einen lange gesparten, geheimen Schatz übergiebt. eine Zugabe, wie es auf den eisten Anlick erscheint, zu allen anderen Geistesgcschenlen, den dichterischen Niederschlag seines Lebens. Denn als Gelegenheitspoesie im Sinne Goethes ist zunächst die Sammlung der Gedichte aufzufassen, welche unter dem Namen „Lyrische Gänge" Friedrich Bischer erscheinen ließ. *) Und als einen Akt persönlicher Selbstoffenbarung darf man diese Prodncion bezeichnen, als eine coutossio, doppelt ergreifend in ihrer fast beispiellosen Ehrlichkeit und Offenheit. Hier verbirgt sich nicht mehr der Verfasser hinter den Romanschriftsteller, wird nicht mehr jener durch diesen bedingt; sondern das Erlebniß tritt in sein Recht und sein Ich ist's, das der Lyriker ausspricht. Und doch ist diese Sammlung sichtlich nicht herangewachsen in ursprünglicher Absicht einer Publication; nur der Gärtuer ist's, der die Früchte geherbstet hat, als sie in reifer Fülle am Baum hingen. In der ganzen Sammlung ist nichts Gemachtes, nichts, was gedichtet, damit es gedichtet und literarische Leistung ist. Aus dem Blute des Lebens, aus der Wahrheit des Mannes ist sie entsproßt.

Als der Bauvollender der Aesthetik auf Hegel'scher Grundlage, als das Haupt der modernen Aesthetik, als der erste Stimmführer der deutschen Kritik hat Friedrich Bischer in den Akten der Philosophie und Literatur seinen geschichtlichen Rang. Kein andres System spannt über das Gebiet ästhetischen Wissens den Bogen so weit, keines ist in sich so streng gefügt, so durchdrungen zugleich von der Fülle realer Sachkenntnis, als das Werk Vischer's. Eine Arbeit des höchsten wissenschaftlichen Ernstes, erschwert es zwar durch die bekannte Eigenthümlichkeit seiner technischen Form, die Spaltung des Inhalts in Paragraphen und Anmerkungen, Genuß und Verständnis;: aber Impuls und Richtung gab es dennoch dem gesumnten ästhetischen Denken der Zeit. Indessen reicht Vischers philosophische Gedankenarbeit durch zwei Generationen; und bei der Productivität und Lebensfrische seiner Natur ist er von dem Geistesproceß, der nach Ablauf der Hegel'schen Periode das Wesen des Schönen von neuen Ausgangspunkten her zu bestimmen versucht, nicht unberührt geblieben. Diese Frage im Geringsten zu verfolgen, wäre hier nicht der Ort; nur an den ästhetischen Systematiker sollte erinnert werden und an die unbestrittene Geltung dieser einen, großen Seite seiner Natur.

Als eine Art angewandter Aesthetik, praktischen Aesthetisiens neben dem theoretischen, kann man einen Theil der Arbeiten bezeichnen, welche Vischer in der Sammlung der „Kritischen Gänge" und in den Heften „Altes und Neues" veröffentlicht hat. Um Shakespeare und Goethe gruppiren sich schwerwiegende Untersuchungen; dort dem Hamlet, hier dem Faust wendet die *) Lyrische Gliome von Friedrich Thcod. Bischer. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1W2.

Friedrich vischer als Poet. —- 9<

concentrirteste Theilnahme sich zu. Die Krone der Schriften dieser ganzen Giltwng bildet das für sich publicirte Buch „Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts." Aber die «Kritischen Gänge" und „Altes und Neues" übersehen kaum eine Seite künstlerischen Lebens; sie haben nach allen Richtungen hin geholfen, geschichtliches Verdienst klar zu stellen, und wo es noth that, haben sie auch mit ihren Pfeilen verstecktes Geschwür producirender Gegenwart bloßgelegt. Eine von der tiefsten Empfindung für das Dichterisch-Schöne bewegte, überall auf das Geheimnis; der Persönlichkeit und ihren ethischen Kern vordringende Interpretation, Wesens- und Werthbeftimmung ist durch Vischer einer Anzahl von Autoren zu Theil geworden, von denen nur Jean Paul, Uhland, Müritc, Gottfried Keller hier einzeln ausgeführt weiden sollen; für das Gebiet der bildenden Kunst aber mag an die Artikel über Rottmann, Alfred Rcthel. über satirische Zeichnung erinnert sein.

Andere Abhandlungen reinwissenschafftlichcn Charakters greifen über die ästhetischen Interessen hinaus, stellen den Fragen der Religion, Metaphysik, Psychologie sich zum Dienst. Dahin gehört die Studie über den Trnum, welche es unternimmt, in die dunklen Tiefen des Seins hinabzutanchen, wo Natur in Geist verfließt und Geist in Natur; gehören ferner kritische Aufsähe über D. Fr. Strauß, Voltaire, über „Philosophie und Naturwissenschaft". Neben diesen Schriften aber, eine besondere Sparte literarischer Production bildend, wenn auch ohne scharfe Abgrenzung, erscheinen Aufsätze, welche ein mehr publicistisches Gepräge tragen. In den Reiseschilderungen der „Kritischen Gänge" und der Sammlung „Altes und Neues" sieht und spricht zwar auch der Aesthetiler; aber wie nach der einen Seite hin doch Erzählung, Erlebniß. Darstellung empfangener Natureindrücke für sich Ausbreitung suchen, so wendet der Autor sich andrerseits, mit der Tendenz, zu bessern und zu bekehren, hinüber auf das Gebiet des politischen und des socialen Lebens. Und auch selbständige Abhandlungen essayistischer Art nehmen sociale Fragen in Angriff. Macht sich schon in den cxclusiv-wissenschafrlichen Arbeiten, zumal den Monographien, zugleich mit dem Denker der Schrift» steller. der formende, coinponirende, von seinem Selbst hinzugebende, der Stylist — und Styl ist ja mehr als Form — als solcher geltend, so tritt innerhalb der zuletzt genannten Klasse von Schriften der Gelehrte völlig zurück. Auf das Gefechtsfeld socialer, sittlicher, politischer Kämpfe fordert die Schädiger ein freier Geist, dem um seines Volkes gesundes Mark und Helles Denken das Herz erbangt oder die Ader des Zornes ergrimmt ist. Eine Natur tritt heraus, welche iu ihrer polemischen Lust und ihrem polemischen Feuer, in Stoß und Drang um Wahrheit und Recht mit Ulrich von Hütten die Verwandtschaft verräth, wie mit Fischart durch Fülle des Witzes, durch Originalität, Kraft, Derbheit der Sprache. Freilich Pulsiren auch hier alle Kräfte neben einander fort; in der Einzelschrift „Mode und Cynismus" z. V. verflechten sich die feinsten und strengsten dialettischen

92 Richard weltlich in München,
Untersuchungen mit Ausfällen fast übermüthiger Sprachlaune, und das empörte Anstlnds- und Sittegefühl läßt die Schläge der Geißel niederregnen wie der empörte Geschmack.
Ein Versuch, im Bisherigen die Geistesarbeit Vischers ganz flüchtig zu überschauen, konnte keinen andern Zweck haben als den der Vergegenwärtigung des Reichthums und der Vielseitigkeit seiner Natur. Und gerade die letztere Eigenschaft sollte deutlich heraustreten; die großen und starken Gegensätze, welche hier nach einer Vereinigung streben, sollten zum Bewußtsein kommen. Vom abstracten Denker philosophischer Observanz bis zum Autor von „Mode und Cynismus" ist ein weiter Weg. Solche Gegensätze in sich zu schließen vermag immer nur eine starke und mächtige Individualität. Aller Contrast schriftstellerischer Productionen aber läßt sich bei Bischer darauf zurückführen, daß in ihm unter intensivem Kampf polare Grundtriebe des Geistes um Ausgleichung ringen, Erkennen und Wollen. Betrachten und Schaffen, Denken und Anschauung. Im Aesthetiker. dessen Naturanlage in einer Verbindung denkender und anschauender Geisteskraft überhaupt ruht, überwiegt doch allgemeiner die Richtung ans Begrifflichkeit und Reflexion, ist eigentliches Agens seiner Thätigkeit; bei Friedrich Bischer aber erhebt sich anschauender Geist zu selbständiger Bedeutung, läßt sich vom Denken zur Seite drängen, stiebt aber auch entgegen und verlangt Raum für sich. Eine stahlharte Logik, im Dienste der Wahrheit die Consequenzen zu ziehen, auf allen Punkten bereit; eine Dialektik von ungeheurer Gewalt, beweglich und schlagfertig, des Sieges gewohnt in Schrift und Rede; ein Abstraktionsvermögen, welches wie das scharfe Messer des Anatomen die Körperlichkeit der Dinge zertheilt und das feine Fadennetz der Begriffe bloßlegt: das ist die eine Seite. Die andere: ein für die Erscheinung höchst empfindliches Auge, ein immer lebendiger Sinn für das Concrete, eine warme und freudige Erfüllung mit der Realität. Inwiefern diese Kräfte und Triebe sich in einander verzahnen, kann hier nur angedeutet werden. Ein innerer Gesichtssinn, möchte man sagen, wirkt in den kritischen Schriften Vischers oftmals auch damit, wo es sich um rein logische, gedankenhafte Induction handelt; Bischer argumentirt am liebsten in Gefechtsstellung; er ficht seine Gegner, fingirt sich ihr Bild, ihre Action, läßt sie herankommen, zu zweien, zu dreien, nimmt mit dem einen den Kampf auf, führt ihn bis zu einem gewissen Punkt, wendet sich ab, schlägt gegen den andern, den dritten, holt zuletzt gegen den ersten wieder aus: eine Beweisführung, deren Stadien zwar für den Leser nicht immer leicht zu verfolgen sind, welche auch Verwicklung und Schwierigkeiten zuweilen sich selber steigert; aber doch Bewegung in lauter Lebensfrische und Actualität. Ja, es entsteht der Anschein, als ob die vorhin genannte Einrichtung seines wissenschaftlichen Hauptwerkes ihre Ursache neben Andern, in einem unbewußten Compromiß hätte: mittelst der Fassung der Paragraphen zählt der Autor der Tyrannei der Abstraktion das Lösegeld, um in den Anmerkungen befreiter seine Natur in die Realität, in die Welt des

Friedrich vischer als poet. 93

Concreten zu ergießen. Sicherlich aber ist der berühmte Abschnitt über das Naturschöne ein glänzendes Zeugniß, daß in Vischers Darstellung eine auf jeden Hauch des Naturlebens, auf alles Linienspiel der Erscheinung reagierende Tüchtigkeit der Seele den Ausdruck bedingt und formt. Auch eine ungemeine Neigung zur Bildlichkeit durchdringt seine Sprache. Nie Argumentation mag immerhin ohne das Bild ihren intellectuellen Zweck bereits erfüllt haben: es kommt doch, stellt sich ihm ein, als sinnlich greifbare Zusammenfassung und Wiedergeburt einer begrifflichen Vorstellung, als letzter Trumpf, der denn auch in seiner Deutlichkeit und Trastil allemal dem Leser einen Stoß giebt, ihn gewinnt, packt, überzeugt. Wer einmal eine Analyse der Schriften Vischers zu geben hätte, der fände hiefür Beispiele in Menge; und solchen Stellen merkt man an, daß in ihnen ein unmittelbares Lebens- und Productionsgefühl des Autors hervorspringt, daß er mit Lust die graue Theorie verläßt und mit Lust verweilt, wo ringsum „frische, grüne Weide“ ist. Er hat den lägerblick für die Erscheinung, er greift mit dem Auge die Dinge; aber zum Bild selbst wieder verwandelt sich ihm innerlich das Gesehene, wird in solchem Proceß reproducirt, drängt so sich nach außen. Das verleiht ihm in eminentem Grade die Fähigkeit, in knapper Pointe, mit den schärfsten Umrißlinien, mit dem Schlaglicht aufleuchtenden Blitzes Menschen und Dinge zu charakterisiren; eine Eigenschaft, welche in der Unmittelbarkeit des Gespräches noch reichlicher zu Tage tritt, als auf dem Wege schriftlicher Aeußerung. Aber individuell ist sein Styl durchaus, immer eine Herausgabe des inneren Menschen, eine Spiegelung des Gedankenprocesses; und indem ihn schon diese Intensität der persönlichen Bewegung vor verbrauchter Diction schützt, kommt ihm ferner zu statten, daß seine Ausdrucksweise den Zusammenhang mit dem Naturgrund der Sprache sich wahrt, daß Wortschöpfung ihm zu Gebot steht, sei es mittelst neuen Gusses oder durch Erfrischung an der Quelle des Dialektes und der älteren Sprache.

Nun, und wie weit wären wir denn mit allen zuletzt betonten Qualitäten, die doch nur in Einer Grundkraft ihre Wurzel haben, in der Phantasie, noch vom Dichter? Ich denke, wir sind in der Nähe. Nur darum scheint es sich zu handeln, daß jene Functionen einmal breiter ausladen, einer größeren Stofffläche sich bemächtigen, daß der Phantasie einmal die Selbstherrlichkeit und die Freiheit der Succession eingeräumt wird. Oder mit andern Worten, daß die Functionen der Phantasie innerhalb der bestimmten Umgrenzung eines Werkes poetischer Conception und poetischer Form sich sammeln. Nun hat ja Friedrich Vischer schon frühe sich als Dichter versucht; seine Nivellen „Eordelia“ und „Freuden und Leiden des Scribenten Felix Wagner“ sind Pseudonym im Jahre 1836 erschienen. Auch später hat poetische Production niemals ganz gestockt und dem von einem schlichten und treuherzigen Humor eingegebenen Heldengedicht „Der deutsche Krieg“ fehlte nicht eine sympathische Aufnahme. Aber dazwischen legte sich

9^ Richard weltrich in München.

die große Masse der wissenschaftlichen Thätigkeit Wischers, welche für immer die Kategorie abzugeben schien, innerhalb deren die wahre Bedeutung des Mannes gesucht werden müsse. Als nun vor nahezu vier Jahren der „Auch Einer“ an das Tageslicht kam, geriethen zwar alle kritischen Federn in Bewegung; aber das Urtheil schwankte und der philosophische Ruhm des Autors drängte der Schätzung des größeren poetischen Wertes sich entgegen. Man suchte ein Product der Reflexion; und aus den Kreisen der Herren vom Metier war zu vernehmen, daß das Buch Vischers zwar äußerst geistvoll, aber mit „stumpfem Handwerkszeug“ gearbeitet sei. Denn auch die Jünger Apollons, die liebenswürdigen, verfallen zuweilen in Kastengeist, und wenn einer eine Form sich auf den Leib geschnitten hat, so kommt er leicht zu dem Glauben, daß das die Form an sich, die Musterform sei, die für Alle zu passen habe. Im Uebrigen konnte die Dichtung wirklich nicht für Jedermanns Geschmack sein; ihr Thema, der Idealismus, liegt nicht unmittelbar auf der Oberfläche: die Composition bietet einen zuerst befremdlichen Anblick, und der Gedanlengehalt ist in der Thal ein derartiger, um alle „leihbibliothekliche“ Vciwerthbarkeit fraglich zu machen. Doch ich thue manchem Poeten und manchem Leser Unrecht; das Buch hat seine Gemeinde und sie befestigt sich.

Es ist ja richtig, der Bund so entgegengesetzter Geistesthätigkeiten, wie er vorhin aufgezeigt wurde, ist eine schwierige Ehe. Die „sonderbare Mischung von Anschauen und Abstractiun“, welche Goethe in Schillers Natur bemerkte, ist in der Art und Größe ihres Gegenlampfs und in ihrem Zusammenwirken in der Literatur ohne Beispiel. Den Dramatiker hemmte sie auf seinem Weg; der Lyriker Schiller fand in den Momenten auf das höchste gesteigerter Production einen Ausgleich, freilich auf Kosten der angespanntesten seelischen Thätigkeit. Die Gedankenlyrik, deren engere Gattung er schuf, ist die goldene Frucht eines Ringens mit Riesenkraft, ist Aufhebung des Gegensatzes in einer höheren Einheit. Anders, scheint es, vollzieht sich im Ganzen und Großen der Ausgleich bei Bischer. Er empfindet wohl die Doppelseite seiner Natur, die Schwere getheilter Bestimmung. Das bezeugt er uns selbst. Am Sebalousgrab in Nürnberg, als vom kunstreichen Erzsarg das Bild seines Ahnen, Peter Bischers. zu ihm herllberschaut, kommt der Widerstreit der Kräfte, die ihm das Innerste bewegen, zu Wort, preßt ihm die Seele. Von der Stimmung dieser Stunde erzählt ein Gedicht der „Lyrischen Gänge“; aber eben die vor« liegende Sammlung giebt in der überwiegenden Mehrzahl ihrer Producte den mangellosen Beweis, daß bei Bischer in den Momenten des poetischen Schaffens die Kraft der Abstraktion ruht, daß reine Trennung der Elemente zeitlich stattfindet. Ein Phantasicismensch lebt in ihm mit, ordnet der Herrschaft des Denkers sich unter, wenn dessen Aufgabe solches verlangt; aber schöpferisch stellt er sein eigenes Recht her, drückt die Gegengewichte zu Boden, erhebt sich in freier Entfaltung.

Friedrich vischer als soet. 9^

Und nun weide ich das Bild wiederaufnehmen dürfen, von welchem ich ausgegangen bin. Denn nun wirft ja die Poesie ihr Licht rückwärts auf ein langes Menschenleben, auf seine Vergangenheit und seine thätige Gegenwart. Und wie sie und alle Kunst überhaupt wirkende Sonne ist über den Dingen, über dem Dunkel und der Bruchhärte der irdischen Erscheinung: so sammelt sie hier Strahlen um einzelne Punkte geistiger Individualität, zeichnet sie schärfer, enthüllt ihre reine Form und macht ihr Inneres transparent. Von ihr her fällt aber auch ein Reflex aus die Gesamtarbeit, dessen einheitlicher Ton vermittelt, ausgleicht, Uebcrgänge herstellt; Lud 3^>ocie poetu? verstehen wir den Aesthetiler und den Schriftsteller Vischer um ein gutes Thcil besser. Und da vom Zwange, das innerste Leben des Gemüthes männlich zu verhüllen, die Dichtung, gleich der Liebe, entbindet; da es ihr Recht und ihre Pflicht ist, die Totalität der Seele freizugeben: so tritt nun auch persönliche Art und menschliches Wesen, in der Durchkreuzung der Linienzügc sich ergänzend und sich erklärend, in volle Helle. Eine Natur, für den öffentlichen Kampf wie geboren, ein Charakter, in sich gestählt, gefestet und wetterhart, erlaubt es einmal, daß wir verdeckten Untergrund gewahr weiden, weiche Güte des Herzens, sokratische Milde. Die „Lyrischen Gänge" bringen Gedichte aus allen Lebensjahren, Ein poetisches „Vorwort" motivirt den Titel; dann folgen die Abtheilungen „Jugendjahre", „Mittlere und spätere Zeit", letztere wieder gegliedert in „Sehen. Leben, Leiden", „Krieg 1870—1871", „Auf und für Perfoncn", „Scherz und trockener Ernst", „Dem Ende zu", „Geschichten und Sagen" Ter Gattung nach finden wir Lyrik im engeren Sinn neben Gedichten der Betrachtung, Rhapsodien, Balladen, gnomischen Gedichten. In den Gesängen früher Jugend ist das Element der Empfindung vorwiegend; aber die gestaltende Kraft wird in den späteren Jahren eher größer, die Sprache noch markiger, die Form freier. Indessen scheint weder die chronologische Anordnung eine strenge zu sein, noch trifft jene Unterscheidung für alle Producte zu; dazu ist schon der Inhalt ein zu vielseitiger, die Gattung der Gedichte zu wechselvoll. Bei solcher Mannigfaltigkeit fällt allerdings eine gedrängte Charakteristik der Sammlung schwer; denn zumal in den späteren Particen schließen zumeist nur wenige Gedichte sich zu bestimmteren Gruppen zusammen. So sehr aber die Kunst'die Momente des Lebens idealisirt, von ihrer Stofflichkeit befreit und alle Dinge in die Ferne einer geistigen Luftperspcctiue rückt, so kann doch der Leser des Eindrucks sich nicht erwehren, daß in diesen Gedichten ein ungeheurer Ernst, die ganze Schwere des Menschenlebens, eine streitvolle Bewegung der Seele und eine nicht gerade selten in die düstersten Farben getauchte Stimmung niedergelegt ist. Nicht ohne Grund stellt das Lied „An den Leser," welches den Reigen eröffnet, die Mahnung voran: „Wer verliebt ins Himmelblaus Mag sich lmdcrsniü erlaben", N»id und «üd. XXIV, ,u. 7

9t» Richard weltlich in München.

nicht aus Laune folgt dann „das graue Lied" und seine Malerei der Seelenstimmung einer Stunde, über welche geschäftig-trübe Geister einen den Lebensathem erstickenden Schleier geworfen haben. Zwar man würde irren, wenn man glauben wollte, in das Klagen der Sentimentalität, in das Spiel mit dem Weltschmerz verlöre sich der Dichter. Nein, der Trotz eines Mannes, welcher sein ganzes Selbst gefaßt behauptet, bäumt sich auf, ringt, bleibt der Sieger. Und auch die hellsten Farben mischen sich in das Gemälde, die reinste Lust am eigenen Leben, am Werthe des Andern, an der Schönheit und dem unzerstörbaren Werthe der Welt. Und wie das Zeugniß erkämpften Friedens der Resignation, wie die Bürgschaft einer ihrer Ziele unbeirrbar bewußten und thatvollen Lebenskraft lautet die Schlußstrophe des einleitenden Gedichtes, das Siegel und Merlwort:

„Fuh über Grüften
Fest auf dem Festen,
Haupt in den Lüften,
So ist's am besten."

Ein außerordentlich zartes Empfinden, in welchem die ganze Unschuld der Klmbenzeit nachklingt, ihre fromme Sitte, ihr Glück und ihr erstes Leid, begegnet uns am Eingang der Sammlung, im ergreifend schönen Gedichte „Der erste Schnee", im Gedichte „Die Nacht". Daneben aber wirft schon frühe das schwere Ringen um die nackte Wahrheit der Erkenntniß seine Schatten über die Seele; ein über den Abgründen des Gedankens, über dem Näthsel des Menschenlebens und dem Näthsel alles Seins brütender und erschreckender Geist ballt sich die Fragen, von welchen alle Ereatur geängstigt wird. Denn wer den Schritt wagt zu den abseits gelegenen, geheimnißdunllen Pfaden philosophischer Wahrheit, dem bleiben die Schauer des Weges nicht erspart, nicht eine totale Durchschütterung des Bewußtseins durch vernichtende Stöße. Und selbstquälerische Jugend steigert sich leidenschaftlich die erste Verwirrung. Aus diesem Geiste sind die Gedichte „Scheinleben", „Angst", „Der Erste", „Faust'sche Stimmen" geschrieben, Zeugnisse eines Entwicklungsstadiums, doch auch noch mehr. Nur möchte mau, indem man den poetischen Ausdruck verfolgt, meinen, zuweilen verlange die Kühnheit des Gedankens eine bewegtere, gewissermaßen auch härtere Form, als der Vierzeiler mit seinem Reimpaar sie gewährt. Das Schlußgedicht der „Faust'schen Stimmen" aber, „Stille", ganz traumhaft, ganz Lyrik, ist eine poetische Perle.

Weniger ansprechend als die bisher genannten Gedichte dürfte der Sonettcnkranz wirken, welcher die Aufschrift „Doris" trägt. Denn indem das letzte der Sonette die Ironie, in welche die Empfindung umgeschlagen ist, wieder aufheben möchte, vermögen wir uns von dem organischen Zusammenhang des Ganzen nicht recht zu überzeugen; ein so ideeller Ausgleich, wie er hier geschildert wird, läßt schwer sich nachempfinden, nachdem

Friedrich vischer als Poet. 9?
einmal die Magenfrage, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, explicirt wurde.
Vagegen möchte von den Produkten der ersten Abtheilung noch hervorzuheben
sein das schallhaft-hübsche Gedicht „Mädchens Abendgedanken" und als ein
absolut vollendetes Erzeugniß reinvoetischen Geistes, als ein Kunstgebilde
von silberner Helle und Klarheit .Das Kahlem". Ton und Art slavischen
Voltslieds ist hier auf das Vorzüglichste getroffen, die Sprache ist von der
größten Zartheit und Grazie, und der Gedanke, an das schmiegsame Thier
und seine weiche Bewegung die sehnsüchtig träumende Vorstellung zu knüpfen,
ei» überaus glückliches Motiv. Ich darf dem Leser diese Probe nicht vor»
enthalten.
„Hoc, der junge Wladislaw, zu jagen.
Linst von seiner hohen Vurg herunter.
Wie er durch ein Dörflein kam gegangen,
Kam ein weißes Kätzlein, das die Hunde
Aufgescheucht, an ihm vorbeigcsprungen,
lind er mochte nicht mehr jagen gehen,
Tongern mußte immer, immer horchen,
Wie Is sprach in seinem lieben Herzen!
Daß ich doch ein kleines Kätzlein wäre,
Das an deinem Veite jeden Morgen
Vcltelnd steht und lang nach deinen Augei,
Nach den zugeschloss'ncn lieben Augen
Harrend blinzt, bis du sie aufgeschlagen.
Wie das kleine Kätzlein das erstehet,
Schnurrt und spinnt es und die weichen Seiten
Drückt es schmeichelnd an des Nettes Pfoften,
Und du sagst dem Kätzlein guten Morgen.
Und du streckst die runden, weißen Arme
Aus dem Nett u>,d nimmst die kleine Katze,
Legst sie neben dich auf's linde Kisfen,
Streichelst ihr die Ltirnc und den Rucken.
Und das Kätzlein auf dem linden Kissen
Liegt bei deinen weißen, warmen Brüsten,
Die in sanftem Athcmzug sich heben
Und sich senken, wie zwei «ine Lilien
Auf des Flusses grüner Welle schwebend
Vald sich tauchen unter sanft? Wogen,
Bald erscheinen mit den süßen Kelchen.
Und das Kätzlein auf dem linden Kissen,
Und das Kätzlein, das du schwatzend streichelst,
Und das Kätzlein an den weißen Brüsten,
Die gleich Wasserlilien ruhig wogen,
Schnurrt und spinnt und drücket zu die Augen;
Daß ich doch dein kleines Kätzlein wäre!"
Ist das nicht reizend? Fürwahr, wenn einer nicht weiß, was Poesie,
ivas ihr vergeistigender Hauch und ihrer Kunstmittel ausschließliches Eigen-
lhum ist, hier könnte er's lernen. Wie knisterndes Feuer schlägt die Gluth
des Liebenden aus diesen Versen hervor; aber eine keusche Entfernung der
Vealitüt liegt ja schon darin, daß das unschuldige Thier gewissermaßen

98 7 Richard weltlich in München,
 zwischen die Personen gestellt, daß, wie in einem Spiegel, rein als Bild,
 die Wirklichkeit und ihr Verlangen gesehen ist. Das Gedicht fordert in
 allen seinen Einzelheiten zu einer künstlerischen Analyse auf; doch will ich
 nur den Schluß, der in jeder Zeile ein Meisterstrich ist, hier hervorheben.
 Noch einmal genießt die Phantasie schöpferisch in seligem Spiele sich selbst,
 giebt verweilend in der Vorstellung bewegter Wasserlilien dem schönsten
 Bilde sich hin, gestaltet es aus in einer Sprache, welche das Athmen der
 Natur in sich aufnimmt; aber indem der ganze Zauber dieser Vorstellung
 den Geist ergreift und erregt, drängt näher und näher kommend das
 seelische Empfinden, von welchem alle innere Bildthätigkeit ausgegangen ist,
 zur Oberfläche, symbolisirt in dreimal wiederholtem Versanfang anschwellendes
 Bestreben, frei zu werden, taucht flüchtig noch einmal in das Glicchniß
 zurück und bricht mit dem letzten Laut des Gedichtes hervor in naivem Geständniß.
 Wieder von anderer Seite, als Meister in der Beseelung der elemen-
 taren Natur, zeigt sich unser Poet im „Wasserfall“; dieses Gedicht trägt
 etwas vom Geiste Goethes in sich, ohne daß man gerade ein Parallelproduct
 dazu nennen könnte. Tie Cuccssion eines Naturvorganges wird durch ein
 dramatisch lebendiges Gespräch zwischen Fels, Wasser und Thal auf das
 vortrefflichste zur Anschauung gebracht und dem Ausdruck dient eine mächtige,
 nicht von metrischem Schema sondern von den Tingen selbst, ihrem Gang
 und Klang, die Bewegung entlehrende Rhythmik.
 Den Schluß der ersten Abthcilung, der „Jugendjahre“, bildet eine Reihe
 von Gedichten, welche ihren Ursprung italischer Sonne verdanken. Gleich
 einem Geistesbadc der tiefsten Erquickung muß der Anblick und das Erfassen
 italienischer Welt auf den Dichter gewirkt haben; Druck und Qualm in sich
 gepreßter, mit sich selber ringender Subjectivitiit und Gedankenschwere
 schwinden wie sich abwälzende Schatten dahin vor der Lichtfülle des Südens,
 vor der wunschlosen Schönheit italienischer Kunst, vor der Größe welt-
 geschichtlicher Eindrücke. Ter Dichter verschweigt diese Umstimmung nicht;
 in dem herrlichen, von Thau der Empfindung ganz durchtränkten Gesänge
 „Perugia“ giebt er sich Rechenschaft, wird sich bewußt:
 „Im tiefsten Kerne mahnt es mich
 Nach so uie! kranken Stunden,
 Die Seele drängt und reget sich,
 Sic will, sie will gesunden.“
 Zwar die Erlösung vollzieht sich nicht ungehemmt, nicht ohne Gegen»
 kämpf düsterer Geister. Aber schon hat das sicherste Unterpand der Ge-
 sundheit sich eingestellt, der Humor, der humoristische Scherz über eigenes
 Leben und Treiben; in der „Zwischenrede“ weist der Dichter unsere Sorge
 vergnüglich zurückt mit den frifchlebcndigen Versen:
 „Ach, du hast ja Recht, mein Thcurcr,
 Aber vorderhand sei froh,
 Tllf; ich wieder Verse mache,
 Taugm sie auch nur so so.

Friedrich vi scher als Poet.
^

Wenn ein Kranlei will genesen,
Scheint er kranker als zuvor,
Aufgcli'st durch alle Poren
Sucht das Nebel sich ein Thor.
Co i» meinen armen Versen
Seh' ich halbzufrnden schon
Eine treffliche, gesunde
Dichtertrnnsspiration."

Und nun trinkt mit unendlichem Entzücken sein Äuge das Licht, die
Farbe, verfolgt die reinnusgestaltete Erscheinung; man fühlt, wie er so ganz
eigentlich auf das Sehen, auf das Auge organisirt ist. Und er grüßt den
Boden, auf welchem er wandelt, mit heiliger Scheu; er erschrickt vor der
Uebergröße der Eindrücke, ihrem Andrang; aber sein Geist gewöhnt sich sie
zu umspannen, läßt sie wachsen und wirken im dankbaren Innern, baut in
der Stille des Gedankens „sein Rom" sich auf.

Soviel Regung neuen Glückes, Freude ewigen Gewinnes will sich mit«
theilrn, verlangt nach Genossen. Durch Bergschluchten des Apennin, durch
Gefilde der Camvagna ist der Dichter gewandert; im alten Tivoli verweilt
sein Fuß. Von dorthier aber trifft uns seine Stimme, sucht uns
sein Lied:

„Nein! Der Himmel, sieh' und traue:

Nicht so bös hat eis gemeint,
Ta so freundlich heut in'L Vlauc
Phöbos' Strahlcnange scheint.
In der Vcrgschlucht tiefe Gründe
Schüttet, in des Sturzes Wut,
In der Grotten schwarze Schlünde
Anio die sähe Flut,
I'.is schillert sauft gewoben
In der Fälle Silberschaum,
Und voll Grazie lacht oben
Vcsla's Haus vom Fclscnsaum.
Ferne dehnt sich hingestreckct
Endlos der Campagna Fcll>
Ihre ernsten Flächen decket
Trümmerschutt vergangner Welt.
Tic Cypnsse, die illive,
Pinicnwald und Berg und Au
Taucht sich in das himmlisch tiefe
Fleckenlose, duft'gc Blau.
Um die Wasser, um die Lande,
Näh' und Ferne weit und breit,
Legt der Himmel weitgespannte
Arme der Unendlichkeit.
Und so hält er in den Armen
Auch das edle Menschenbild,
Hüllt es in den weichen, warinen
Liebesmantcl still und mild.
Mag es oft im Inner» toben
Wie des Vergstroms wilder Fall,
Bleib' ich ja doch aufgehoben
In dem großen Wcllcnull.
Keinen hat er noch betrogen,
Jener Eine, große Geist,
Der des Wasjcrsturzcs Wogen
In die jähe Tiefe reißt,
Der den Acther, der die Strahlen
lieber Thal und Hügel gießt
Und in tausend vollen Schalen
Alle tränkend überfließt,
Der im Busen oft die grellen,
Grauenhaften Qualen weckt,
Zann die hochempörtcn Wellen
Mit des Friedens Flügel deckt.
Iind in Einem starken Herzen
Trag' ich Freude so wie Leid,
Trag' ich mit den tiefen Schmerzen
Auch die tiefe Seligkeit.

IM Richard weltlich in München.
Die ihr auf beschneiten Wegen
Jetzt im Norden wandelt fern,
Freunde, diesen Himmelssegen,
O, wie thcilt' ich euch ihn gern!
Seid geglüht mit Herz und Munde,
Kommet Alle, lommt zu Häuf,
Denn es thut mein Herz zur Stunde
Seiner Liebe Kammern auf.
Kommt und höret auf zu klagen,
Nah es hart und mürrisch ist,
Ja, ich darf es redlich sagen,
Reicher ist es, als ihr wißt."

Wie weich, wie warm ist dieses Gedicht, welche Tonfülle, welche Melodie ist seine Sprache! Wie ununterbrochen stieß hier der Strom der Empfindung, schlingt sich hinüber von Vers zu Vers, schwillt an, lehrt zurück zu beruhigten Ufern! Wahrhaftig, ein Geist des Friedens, der inneren Sättigung, der inneren Ueberfülle und herzlichen Hingabe gewann hier reine Form, trug den Rhythmus der Seele hinüber in den Klang, in die Folge, den Anschlag und den Takt dieser Verse. Und von welcher Schönheit, von Welcher Kunst ist der Schlußtheil des Gedichtes! Das Gefühl eigenen Seins und seines Werthgehaltes ist ausgesprochen, ein ruhige mächtige Position im Gedanken und im Catzbau ist erfolgt, nachdem zuvor die erregte Stimmung pantheiftischer Intuition die Grenzen der einzelnen Strophen überbrängte; jetzt, in der drittletzten Strophe, setzt der Anruf an die Freunde ein, und die Sprache selbst zieht diese heran, greift nach ihnen aus mittelst der geistigen Schlinge des vorangestellten Relativsatzes. Und da die Entfernten sogleich mit dem Contillste ihrer winterlichen Umgebung gesehen werden, so legen auf die Worte für diesen Begriff die beiden eisten Zeilen die Haupthebung des Tons. Aber der Hauptton der dritten Zeile fällt auf das, erste Wort, auf den freudig gefundenen, lebhaft erfaßten Begriff „Freunde": während die Schlußzeile die ungesparte, willig wiederkehrende Mittheilung symbolisirt durch die kürzeren und wiederholten Tonwellen, welche die Worte „thcilt" und „euch" emporheben. Es ist nothwendig, solche Dinge in ihr Detail zu verfolgen, wenn man von den Wirkungen der Poesie, von den ihr eigenthümlichen Kunstmitteln sich Rechenschaft geben will; ein geistiges Noteulesen dieser Art hat die Kritik zu versuchen. Die einseitige Frage nach dem Gehalt kommt an das Wesen des Kunstwerks nicht heran; die Untersuchung auf Prosodie und Metrik bleibt leicht im Aeüßerlichsten stecken, die Prüfung auf sogenannte Reinheit der Reime ist nicht viel mehr als eine abgeschmackte Pedanterie. In jenen Spuren aber offenbart sich in letzter Instanz das Zusammenrinnen von Form und Geist, unbewußtes Wert freilich des schaffenden ^Dichters, aber eben deßhalb das Geschenk der Inspiration und die Signatur künstlerischen Aktes.

Ein sehr interessantes, poetisches Gemälde ist „Ein Tag in Sorrent". Das Gedicht erzählt episch ein Erlebniß des Reisenden, führt uns durch eine Reihenfolge von Momenten, welche zeitlich und durch die Personen unter sich verknüpft sind; es fragt sich nur, ob auch die innere, die poetische

—- Friedrich vischer als Poet —— !>9^

Einheit Vorhanden ist. Man tonnte sagen: sie' lieA in einem psychischen Pioceß. Während nämlich das Naturelement, die wilde', rasende Mecerfluth in ihrem ungeheuerlichen Gestaltenwechsel den liihnen Beschauer den Menschen zu überwältigen, sein Bewußtsein zu unterjochen, mit seiner Phantasie zu spielen scheint, ist die Spur seiner Freiheit nicht nur in seinem Wagniß, sondern gerade in der Thätigkeit seiner Phantasie, in den Bildern, zu welchen der Geist die Naturvorgänge verwandelt, gewahrt, lind indem er elementarem Chaos sich entzieht, sich selbst sich zurück giebt, erobert er ganz die Freiheit seines Bewußtseins und stellt der Natur sein eigenes Recht, seine Schöpfung, die Idylle beseelten Lebens gegenüber. Aber freilich ist diese Einheit nicht so sehr eine organisch-poetische, als vielmehr Verbindung des Intellects; das Gedicht als Kunstweil fällt in zwei der Gattung nach ungleichartige Hälften auseinander, welche episch nur lose verknüpft sind; dort ist Poesie der Anschauung, hier Poesie der Erzählung; dort Generelles, hier zufälliges Ereigniß. Immerhin ist innerhalb dieses Rahmens die phantasieträftige Anschauung der Natur bewundernswürdig; wie andrerseits das Glück des Lebensgcfühls, das Glück auch und die Idylle des Reifens auf das Anmuthigste ausgesprochen ist. Dabei wirkt sehr wesentlich „Paolo“ mit, der kleine prächtige Bursche. Von besonderer Zartheit, beseelt in jedem Laut und eine Regung deutscher Treue ist das letzte der italienischen Gedichte. Es trägt die Aufschrift: „Palermo. Am Hafen, nach Anblick des Sarges Friedrichs II. im Tom“.

„Rauh sind die Berge der Alb, sargförmig gestreckt und gebrochen,
Harte, gediegene Kraft, selten ein Adel der Form.
Aber der Stcmfen, in schöngcschwungcner Linie steigt er
Auf zum Gipftl und siutt in die Gelände herab. —
Nenn du zum Hafen schrittst, in die lachende Bucht von Palermo,
Mächtiger Kaiser, Du sahst wahrlich ein schöneres Bild!
'LichtgelrNnlt erglänzte die Welt, ein himmlisches Blau lag
Ucber Tiefen und Höhn, auf der beruhigten Flut,
Berg Pclegrino stieg und senile zum Meere sich nieder,
Gleich als wäre sein Bau nach Mclodicen gefügt.
Dennoch schwebet mir vor, es sei,n auch Stunden gekommen.
Wo verbleichte Gestalt Iris in die Seele dir schlich —
War's am Abend etwa, wenn in der Dämmerung Schleier
Sanft und stille verschwamm alle die sonnige Pracht —:
Burg der Väter und Berg, wohl unter grauerem Himmel,
Doch mit röthlichcm Licht krönt sie der neigende Tan;
Rauheres Volt umher, doch braves, — ucrlaßncs, auf seinen
Kaiser harrend und triib' fragend: wo weilt er so lang?"
Tie reichste Wechselwirkung der Töne begegnet uns in der zweiten
Hauptabtheilung, in den Gedichten der „Mittleren und spaten Zeit". Lebens«
betrachtung und Lebensweisheit gewinnen an Raum, actuell.lebendiges Er-
fassen der objectiven Welt giebt die Stimme ab in Fragen der Politik und
Religion, Interessen des socialen und des geistigen Lebens verficht eine scharfe

IN3'»' ."-^->!' Richard weltlich in München.
^o^zmlk:--^bcr> huH.«i» k«higes Sichverseuten in die Gegenständlichkeit uud ihre innere Bewegung findet statt, spiegelt sich dichterisch in erzählenden Formen, in Rhapsodie, in Balladen. Doch immer wieder drängt vom Centrum der Gemüthskraft her die Welle der Empfindung, gießt gesättigt mit Welt und Leben sich aus, jetzt eine überschwellige Fluth, jetzt zitternd leises Berühren. Und zu Tage kommt ganz in seiner gottbegnadeten Helle und Herzlichkeit der Geist des Humors. Wir kennen ihn, in seiner Vertiefung ein höchst modernes Element, eine Errungenschaft der subjctiven germanischen Völker, als die Kraft, welche die Tragik des Le bcns aussöhnt und den Gegensatz des einseitigen Idealismus und des einseitigen Realismus überwindet, durch Shakespeare, durch Sterne, Jean Paul. In Friedrich Vischers Sein und Art ist er ein aus der Betrachtung nie zu verlierendes Element, einer der stärksten und vitalsten Factoren. Bischer hat die Bahnen des Humors, seine Kreuz- und Querwege, seine Tiefen theoretisch, deutend, bewußt durch-messen; auch in dieser Richtung liegen unsterbliche Partien der Aesthetik. Aber ihm, der alle Intimität des Humors aufzuspüren und aufzuzeigen vermochte, rauscht dessen Quelle selbstschöpfcrisch in der eigenen Brust; eine Thatsache, die auch ihrerseits erweist, wie doch die Natur zuweilen in der Einheit der Person, des Lebens theoretisch-denkende und poetisch-bildende Kraft verbindet.

Eben hier, in den Gedichten der „Mittleren und späten Zeit“, welche das Leben auf seiner Hohe zeigen, empfangen wir den Eindruck, das; wir einem im höchsten Grade individuellen Menschen in's Angesicht sehen. Nun heißt individuell sein Eigenart haben, Eigenart behaupten; das mag sich mitunter anfühlen wie schärfste Kante, mag schneiden. Aber die kräftige Ablehnimg des Unsympathischen ziemt einem vornehmen Geist, und wie in allen Diu^eu die ganze Wahrheit zuletzt das Wohlthätigste ist. so ist auch hier das ganze Herausgeben der Persönlichkeit so tief erquickend, in seiner Totalität jeden Widerspruch überwindend, als Erscheinung der immer wahr-haftigen Natur überzeugend.

Nach diesen allgemeiner charakterisirenden Bemerkungen mag es versucht sein, abermals in die bunte Fülle des Einzelnen zu greifen und die poetische Behandlung da und dort zu prüfen. An erster Stelle aber möchte ich ein höchst originelles Product herausheben, welches Eigenthümlichkeiten der dichterischen Natur Vischers auf das Schlagendste vergegenwärtigt und von seiner Art, zu denken und zu sei», eiue prägnante Fülle von Zügen in sich sammelt; es ist die Rhapsodie Ischias, „ein Heldengedicht in drei verkehrten Gesängen.“ Schon dieser Titclzusatz bereitet uns vor, daß wir es hier mit einer Dichtung zu thuu haben, welche von einem humoristischen Gruudton durchzogen ist. Aber Vischers Humor scheint in größeren Compositionen die Ueberraschungen zu lieben; wie sich der „Auch Einer“ erst im zweiten Theile des Werkes aufhellt, so erfahren wir auch hier erst spät, was das rothbackige, „gebildetem Stand“ sichllich nicht zugehörige Weib, mit welchem

Friedrich vischer als Poet. 1.03

der Leidende im Park zusammentrifft, zu bedeuten habe. Ter nüchterne Verstand sieht sich vor einen barocken Einfall gestellt; aber der behaglich-frische Ton der Erzählung fesselt sogleich, und der halb wehleidige, halb vom Geiste der Schalkheit durchblitzte Krankheitsbericht des Patienten, nebenbei die beißendste Satire auf ein paar Capitel der Medicin, hält die Spannung in Athem. Da befängt uns mit einem Mal seltsamer Vorgang, jagt 'die ersten Schauer uns über die Seele. Und in Zügen und Gestalt des Weibes geht eine Verwandlung vor sich; zur Riesin erwachst sie; ^ein Wesen von dämonischer Größe, von erschreckend erhabener Schönheit tritt in Erscheinung. Ihr Berühren heilt den Leidenden; die ewige Natnr ist ihm begegnet. Aber nicht eher ist sie ihm gnädig und hilfreich, bis er Veichte bestanden, Bekrntniß abgelegt hat; sie droht dem Zögernden den jähen Tod, wenn er nicht volles Genüge leiste! auf ihr Begehren.-

„Noch einmal frais ich dich, Erdcnsohn:

Bist du immer wahr gewesen?"

Diese Scene, von der Majestät der Verse an, welche die Umwandlung des Weibes schildern, bis durch den Verlans der Veichte in Fragen und Antwort, ist vielleicht das Großartigste im ganzen Bestand der „Lyrischen Gänge". Sie ist Shalespeare's würdig, ein grandioser Akt der Intuition, Mark des Lebens, Selbstprüfung ans Herz und Nieren, welche zu wagen den Wenigsten gerathen sein möchte. Hier, in der Veichte, vernehmen wir eine Sprache wieder, welche darum die gewaltigste ist, weil sie die schlichteste ist, unmittelbare Prägung des Geistes, in ihrer herben und ursprünglichen Kraft erinnernd an Luthers Bibelübersetzung. Einzelnes anzuführen, versagen wir uns schwer; aber hier läßt kein Glied vom andern sich ablösen, hier hebt und erklärt jeder Ton den andern, und Auswahl hieße wenig mehr als aus einem Gemälde einen Fetzen farbiger Leinwand als Probe bieten. Nun aber, im Ueberblick des Ganzen, verstehen wir die Bedeutung aller Linien, mit welcher der Autor die Natur von ihrer ersten Einführung an geistreich gezeichnet hat, verstehen nunmehr die Dichtung auch in ihrem ethischen Kern. Denn in sich Einkehr zu halten, ziemt ja dem von Leiden gequälten, durchmürbtbm Hiob, und ein Proceß der Seele ist nur nach außen verlegt kraft der Notwendigkeit dichterischer Anschauung und in kühner Bewegung der Phantasie. So steigt diese Dichtung von halbburleslen und freundlich-milden Momenten zum erhabensten Ernste auf; sie verbindet mit souveräner Freiheit der Erfindung, mit grotesker Phantasti! die schärfste Realistik des Ausdrucks; und sie offenbart auch ihrerseits einen centralen Punkt in Vischers Wesen, seinen leidenschaftlichen Widerwillen gegen alle Naturlosigkeit in Sprache, Bildung und Sitte, gegen alle Lüge.

In der zweiten Ablheilnng der Sammlung begrüßen wir gute Bekannte wieder, die Gedichte, welche im „Auch Einer" zuerst veröffentlicht wurden: „Die Nagelschmiedin", „Auf der Eisenbahn," „Das ersehnte Ge-

I.OH Richard weltrich in München.
wittei," „Breite und Tiefe", „Xnn pwat", „lugcndthal". „Abschied". Sic
alle sind echte Peilen. In den nämlichen Kreis gehört die Apostrophe an
Jean Paul, eine vorzügliche Charakteristik des ostfränkischen Humoristen;
und «Herr Olaf", eine der besten deutschen Balladen. Mehrere andere
Balladen gesellen sich neu hinzu, das den Leser mit Geisterschauern packende
„Bmiket" und, sehr anschaulich, in ihrer Knappheit, Gedrängtheit, ihrem
raschen Herzschlag vortrefflich, „Das Kreuz am Jim".
Das Stimmungsgedicht ist bei Bischer aus allen Lebensperioden ver-
treten. Man wird nur unterscheiden müssen: Stimmungslied, das unmittel-
bar dem Gesang sich nähert; und Stimmungsgedicht, das der Musik weniger
entgegenkommt. Der Unterschied liegt, wenn auch nicht allein, vielleicht im rhyth-
mischen Vau; der reinen Lyrik gehören beide Kategorien an; auch von Goethe,
Mörike, von Martin Greif sind nicht alle „Lieder" der Composiion zugänglich.
Nach dieser gegen die Musik spröderen Seite hin liegt ein Theil der Vischer'schen
Lyrik, nicht sein Talent überhaupt; eben bei mehreren Gedichten des „Auch
Einer" hätte der Componist ein leichtes Spiel. Die Musik ist aber über-
haupt leine Probe auf die poetische Lyrik; Poesie und Musik sind in ihrem
innersten Wesen getrennt; sie können sich zufällig berühren; aber sie geben
sich jeden Augenblick wieder frei; und wo Gewalt sie zusammenschweißen
möchte, entsteht nur ein Bastard.

Als ein im engeren Sinne „lyrisches Product" muß hier das kleine Ge-
dicht „Zu spät" genannt werden, fast nur ein Laut, aber heilig in seinem
Schmerz und von der höchsten poetischen Vollendung. Der gleichen Gattung
gehört „Am See" an, in der Einfachheit seines Baues fast hilflos; und
wen gewänne nicht das zartgezeichnete Bild der „Kahnfahrt", nicht dieses
Gedichtes seelenvoller Hauch:

„Es sinkt der Tag; still wird es weit und droit. —

Auf flüsternder, auf lühlcr Wasserhahn

Trügt Icis zwei Menschen hin ein leichter Kahn,

Zwei stille Menschen, still vor Seligkeit.

Ter Mann ergreift des Weibes zarte Hand

Und spricht, indem er nah' zu ihr sich bückt,

Der Stimme Zittern mühsam unterdrückt,

Mühsam die Thrane, die im Aug' ihm stand:

,O möge keines uon uns Zweien doch

Je wiedcrsehn dies Land und diesen See,

Das Herz zerrissen von der Trennung Wch! ^

Schon war es Nacht. Wir schwiegen. Weißt du's noch?"

Zwei andere Gedichte lassen hier sich anschließen, durch die Schwere
ihres Erlenntnißgehaltes über die Grenzen der lyrischen Gattung hinaus-
drängend, aber so ganz und gar eingetaucht in das Element der Stimmung,
daß sie zu Kunstwerken ungemischten Charakters werden und die volle wie
die eigenthümliche Begabung des Dichters erweisen: „Amselruf" und „An

Friedrich vischer als Poet, ^05
meine Wanduhr". Auch sie werden für ewig geschrieben sein; solche Trau-
lichkeit des Tones Hot vielleicht nur noch Hebel; das Geplauder mit der
Wanduhr — ich rede hier von den Stellen leichteren Gewichts — die Zu-
sprache an die alte Freundin und Lebenszeugin, das Trostwort an die heiser
gewordene, daß ja bald der Schwarzwälder Landsmann — „Weißt, der
wackre Uhien-lalob" — wieder kommen werde, sie zu curiren: das ist
Alles so acht, so gemüthvoll und liebenswürdig, wie dort in der „Ischias",
das Gespräch zwischen dem Kranken und dem Grafen Eberhard im Bart.
Das Ticken der Uhr, das Schwingen des Pendels, den zitternden Schlag
des Herzens hören wir wieder im Rhythmus; seine Behandlung ist meister-
hast. Aehnliches gilt vom „Amselruf". Ein seliger Friede der Betrachtung
liegt über diesem Gedicht, hat seine goldenen Schleier über Schatten der
Wehmuth gebreitet; Schwingung des tiefsten Gefühls erklingt wie von ferne.
Tem befiederten Sänger lauscht der Dichter, ein anderer Walther von der
Vogelweide; „miner zvaew ic-K F«i- vei-A«, " sagt der Alte, als er in den
Wald gegangen war, „äü der »umer lcomon va»", und „äiu nantßBal»
Laue"; und Vogelweisheit lernt der Jüngere, zum Gesang wird ihm Er-
tenntniß:

„Und so hör' ich deine Weisen,
Höre diese weichen Klagen,
Diese Schclmenlicderstiickchen,
Trinke dieses Ohrcnlabsal
Deiner Wasserorgcillänge
Just so frech, als hätI' ich ihnen
In der Urzeit schon gelauschet,
Just so froh, als ob ich immer,
Immerdar sie hören dürfte.
Wer sich freuet, Jener oder
Diefer, wann sich Einer freuet
Und wie oft sich Einer freuet,
Bleibt sich völlig gleich; es freut sich
Eben jedesmal ein Jemand,
Und der Jemand bin für diesmal
Eben ich und darf mich freuen.
Ewigkeit besteht ja doch nur
Lediglich aus Augenblicken,
Schlägt in einen dieser vielen
Augenblicke denn ein Heller
Amsclruf herein, warum doch
Sollt' ich um die vielen andern
Augenblicke da mich grämen,
Wo ich nicht mehr bin und Andre
Dieses Wohllauts sich erfreuen,
Warum mich beschämen lassen
Von der heitern Vogclsecle,
Die den Augenblick so lieblich
Füllet, sonnt und färbt und fesselt?

I.06 Richard weltrich in München,
Horch! es jauchzt und klaget wieder
Siifz und innig! Horch, es üillert
Schelmisch wieder! Ei, das Thicrchcn
Mag sich wohl davon auch frelicn,
Nah ich seine weise Lehre
Nun so gut »erstanden habe.
Nett wär's immerhin, gesteh' ich,
Wenn vor meinem letzten Hauche
Ich's noch einmal hören dürfte,
Diesen Ton noch einmal schlürfen.
Hört' ich ihn dann leiser, leiser,
Wie aus blauer Bcrgshalde,
Wie bei Nacht im tiefen Walde,
Ganz verhallend, ganz von ferne:
Noch einmal so leicht und gerne
Würd' ich, von so manchen Wegen
Müde, dann auf's Ohr mich legen."

Die Saite selbstloser Güte, welche hier mittönt, giebt noch in einem andern Gedichte der „Lyrischen Gänge" einen besonders hellen Klang: „Ein Augenblick" ist so herrlich empfunden, als reizend geschildert. Auch dieses Gedicht ist eine Goldstufe. Selbstlos fein, selbstlos sich freuen, was hätte je eine Religion Höheres und Besseres zu lehren vermocht? Dies eben ist Religion, ist Religion Gottes, ist Humanität.

Und wie hübsch wieder, wie liebenswürdig, resignirt, ein wenig schalkhaft, und doch immer wurzelnd in festem und ernstem Grnd findet der alte Herr sich in die herbstlichen Tage de» Lebens! Ich lann nur ver-zweifelt auf die Gedichte „Fliegen-Orakel", „Imbiß", „An Fr. T.", „Weisheitszahn", „Und doch". „Greisenglick", zum Theil Stimmungsbilder, und als solche ausgezeichnet durch treffenden, der Situation eigenthümlich zugehörigen Ton, zum andern Theil seutenzenartig, gnomifche Poesie. Humor und Weisheit reichen sich in diesen Partieen der „Lyrischen Gänge" die Hand; Scherz und gute Laune feiern ihre Stunde, Heller Blick über menschliches Leben, milde Nachsicht mit menschlicher Schwäche spricht schonendes Urtheil. Doch wird dem kategorischen Imperativ kein Punkt vergeben und hin und wieder stechen auch satirische Stacheln hervor. Das Gedicht „An die Trockenen", ist eine poetisch vortreffliche Wahrung der Art und Weise gesund ruhender Kraft; sehr ergötzlich wirkt das „Spiritistische Trinklied". Ein Stammbuchvers, wie der für „Blanko E." geschriebene, ist Lebensnorm, kurzgefaßt, reichsten Inhalts, guter Wunfch und treuer Ralh der Vernunft, wie lein Vater seinem Kind einen besseren mit auf den Weg geben könnte. Eine „Rache", wie sie der Autor der „Lyrischen Gänge" an den College» von der Feder verübt hat, ist zu ertragen gewesen, Unheil aber erfahrt ein journalistischer Blaustrumpf, ein mit Zucker verwöhntes Dämchen, dem jetzt im Gedicht „Einhart's Wanderschicksal" eine nicht leckere

Friedrich bischer als sqet. >,<)?

Pille gereicht wird^! Auch Hans Matart findet kein Compliment: und eine Menschensorte, die habituellen Ironiker, trifft in den Versen „Sie haben ihren Lohn dahin" einer Klinge feingeführter und schneidiger Stoß. Unter den Gedichten, welche auf Politik Bezug haben, steht mit der Aufschrift „Zwei Brüder" der dreigliedrige Trauergesang voran, geweiht dem Andenken der Grafen Erich und Axel von Taube. Sie mähete der Tod dahin in Frankreich, in Lhampigny, sie sanken vereint, zusammen wurden sie begraben. Und im endlosen Leichenzuge wird der Dichter mitgeschritten sein, und was ihn bewegte, als ihre blühende Jugend in das Grab getragen wurde, das tönt nun wieder im Lied, i» feierlich-ernster, gemessener Strophe, in rührender Klage, ihres Ruhmes Pfand, unseres Volkes Ehre, der Uebcrlebcnden Trost und Erhebung. Der aber, welcher unser Vaterland zu solchen Opfern zwang, von dem singt ein anderes Lied, nicht im Geiste eines erhabenen Trauermarsches, nein spottend, verdrossen, verächtlich, die Posse, die der Mann auf den Welttheater spielte, herübernehmend in Wendungen der Sprachform, aber so. daß Pfeile dazwischen gemischt sind, die im Fleisch sitzen und brennen, daß bitterer Ernst und Anklage wie Funken hervorschlagen und dem Spaß ein Ende machen. Ich meine das Gedicht „An einige große Häuser". Aber die Großthat unseres Reichskanzlers zeichnet originell ein flottes Lied: „Burschenschaft und Corps".

Auch Gedichte in antiker Metrik rühren an das politische Thema Es sei mir erlaubt, die Bemerkung vorauszuschicken, daß in Vischcrs Distichen sich ein paarmal Verstöße gegen strengere Grundsätze der Metrik finden; sofern man nämlich vom deutschen Verse verlangt, daß er der Betonung der natürlichen. Rede sich genau einfüge, daß nicht um des metrischen Schemas willen Wort- oder Satzton eine Veränderung erleide. Ich meine solche Verse wie in „Grund zur Intoleranz" den Pentameter: „Blut'ge Erinnerung nicht schlafe im Sarge der Zeit", oder im Gedicht „An eine Quelle" den Hexameter: „Hast du es so gemeint, daß dich die Herren vom Amte"; wo dort das „nicht", hier das „dich" in die Arsis gedrückt ist, während doch der Sinn des Satzes diesen Silben leichtere Betonung zuweist. Auch die Cäsur im Hexameter: „Wohl mir. daß ich im alt« protestantischen Lande geboren" ist zu beanstanden. Freilich finden sich auch hervorragende Schönheiten, und der Puls der Sprache schlägt überall voller und freier, wo ein wärmeres Empfinden oder das Pathos des Gedankens den Dichter fortreißt. Daß an das früher citirte Gedicht „Palermo" kein Tadel sich wagen will, ist kaum nöthig zu sagen; von dm Distichen „An eine Quelle", seien die Verse, welche ein ungebrochenes Naturvolk schildern, besonders gerühmt; ebenso in der Serie „Sprache" der Schluß des zweiten ") Vgl. Bischer, „Altes und Neues". 3. Heft, E. 347.

^08 Richard weltlich in München.

Gedichtes, nicht wegen der Form allein, sondern auch wegen des Gedankens, des klärenden Wortes über den Werth von Sprache und Dialekt:

„Kennst du es ganz, das Gut, wenn in Einer Sprache sich finden,
Sick empfinden, versteh'« sämmtliche Stämme des Volks?

Kennst du des Gutes Werth? Er ist unendlich. Die Mundart,
Traulichem Lampcnschcin gleicht sie im wohnlichen Haus,
Aber die Sprache, sie gleicht der Königlichen, der Sonne,
Wie sie in's Offne hinaus Mec« des Lichtes ergießt."

Politische Betrachtungen unter der Aufschrift „Konfession" zu finden,
wird heute Niemand befremden. Moderner Wissenschaft, modernem Staat
hat die römische Kirche den Krieg erklärt; orthodoxer Protestantismus macht
ihr den Handlanger, blind für die Einsicht, daß die Vernichtung protestantischer
Gewissensfreiheit für Rom eine Machtfrage vom ersten Range ist, daß Rom
schleichend dieses Ziel zu erreichen sucht wie vordem mit entfaltetem Banner.
Und mit Hülfe staatlicher Institutionen, staatlicher Maschinerie bekämpft
heute die Kirche ihren Gegner. Die Massen der Unmündigen, Verwirrten
sammelt sie um sich, haucht ihnen Geist der Leidenschaft ein, nennt sie
schmeichelnd und drohend „das Volk", das Volt, das hinter ihr stehe. Ge-
stützt auf die natürliche Majorität der Gedankenlosen und Unwissenden, auf
die brutale Macht der Zahl, setzt sie ihre polternden Angriffe in Scene, um
die Güter der Bildung zu vermindern, um den modernen Staat, der nichts anderes
bedeutet als freie Entfaltung der culturellen Kräfte, zu fesseln. Uralte Finsternis;
qualmt auf über junges Licht; es ist als ob die Arbeit eines Jahrhunderts ver-
gebens geschehen, als ob vergebens die hellsten und edelsten Geister um Wahrheit,
um das Wohl des menschlichen Geschlechtes ihr Leben dllhingegen hätten. Aber
der Lauf der Welt müßte eine Posse sein, wenn der Kirche ihr Beginnen gelänge.
Die kirchlich-religiöse Cultur des Mittelalters ist eine untergehende Schöufung;
nüt derselben Notwendigkeit wie der Ablauf einer geologischen Periode
vollzieht sich ihr Sterbeproceß. Denn wie das Walten physikalischer Kräfte im
Gange der Schöpfung unhcmmbar ist, so ist in letzter Instanz auch die
Evolution des Geistes eine Naturnotwendigkeit. Aber hier wie dort geht
die Neubildung nicht so sehr auf dem Wege einer totalen Katastrophe,
so ndern langsam, stetig, mit Uebergängen, scheinbarer Wiederkehr der unter-
gehenden Formen, letztem Aufflackern einer hinsiechenden Kraft vor sich.
Wohl durchzieht ein gesteigertes religiöses Gefühl die Gegenwart. Schwere
Erfahrungen, der Alpdruck ungelöster socialer Aufgaben lehren die Völker sich
im Tiefsten zu prüfen; die materialistische Doctrin ist auch von der Wissen-
sch llft aus für bankerott erklärt, das wüste Geschvei von Kraft und Stoff,
vom Menschen, der „ist, was er ißt", geht zu Ende. Aber nicht im Sinne
der Kirche erneuert sich religiöses Bewußtsein. Die heutige Gesellschaft,
soweit sie aus geistig lebenden Gliedern besteht, neigt im Ganzen und Großen
zu einem rationalistischen Theismus; der einsame Denker sucht die wahrhaft
philosophische Religion pantheistischer Lehre auf, die sich metaphysisch

Friedrich Vischer als Poet. I^OZ
psychologisch und ethisch mehr und mehr vertieft. Die Dogmatik der
Theologie ist kritisch negiert; Mythenbildung ist nicht mehr möglich; über
Mythenglauben hat die erlebte Vernunft gesiegt. Eine Erneuerung sozialer
Ethik ist der Menschheit tiefstes Bedürfnis;; dies ist das praktische Ziel
moderner religiöser Bewegung. Der sittlichen Höhe christlichen Geistes,
wie er aus den Evangelien hervorleuchtet, in der Bergpredigt niedergelegt
ist, wird keine Zukunft die Ehrfurcht verweigern; aber mit clerikaler Macht-
gier, mit wissentlicher Blendung der Völker aus Zwecken der Selbstsucht, hat
weder dieser Geist eine Gemeinschaft, noch irgend ein Akt der Vernunft.
Das junge deutsche Reich ist der Boden, auf welchem politisch-con-
fessioneller Kampf am heftigsten tobt. Germanisches Volk wird zum dritten
Male berufen sein, römische Weltherrschaft zu brechen. Auf daß es aber
seinen Beruf erkenne, erhebt unser Dichter warnend und mahnend die
Stimme; möchte über ganz Deutschland hinhalten das Wort des Patrioten:
„Herzlichen Mitleids Zoll dem Volk der armen Nethörten,
Aber gründlichen Haß gegen die Pfleger des Wahns!
Nenn sie hasset den Wahn, die Vernunft, sie muß ihn ja hassen
Muß ihn bekriegen wie Phoebus Apollo die Nacht.
Kennst du in Lessing nur den milden Dichter des Nathan,
Bios zur Hülse fürwahr kennst du den herrlichen Mann.
Lies du den „Antigöze“ und sieh ihn wettern und blitzen
Gegen des Pfaffenhumors priipstischs Ketzergericht.
Kennst du den heiligen Zorn auf Schillers leuchtender Stirne?
Siehst du in seiner Faust blinken das schneidige Schwert?
Kennst du das Gorgohaupt, von dessen Betrachtung er herkommt,
Unserer Lcidenszeit blutiges, grosses Gespenst?
Dreißig Jahre des Kriegs mit jenen finsternen Mächten,
Der das gesegnete Land endlich zur Wüste verkehrt!
Glaubst du, er senkte sein Schwert und bürg' es zahm in die Scheide,
Schwebte er heute zu uns nieder in's irdische Thal,
Sah' er am Ambos ftehn die schwarzen Gesellen und eifrig
Nägel, spitzig und lang, schmieden zum Sarge des Reichs?
Unseres deutschen Reichs, mit theurem Blut gelittet,
Daß wir als Nation endlich mit Ehren bestehn,
Ja, mit Strömen des Bluts, wie einst es die Ahnen vergossen
Für des Gewissens Recht gegen die Ketten des Wahns —
Glaubst du, er senkte sein Schwert? Er zückt' es blitzend und schlägt
Hauend mit Geistesmacht unter die Rotten des Feinds.
O, sie ruhen ja nicht, sie sorgen dafür, daß die graue
Blut'ge Erinnerung nicht schlafe im Sarge der Zeit!
Konnten sie nur, sie würden den Holzstoß schicken noch heute
Und die Opfer nicht Lust sehen zur Asche verglüh'n."
Ueber anthropomorphischen Gottesbegriff sich zu erheben, das Wesen
der Religion mit Verzicht auf alle sinnlichen Bilder zu erfassen, ist Sache
philosophischer Erkenntnis. Im Geiste derer, welche, um das Rechte zu
wollen und das Gute zu suchen, einen transscendentalen Himmel und eine
transscendentlle Hölle nicht brauchen, ist ein Gedicht Vischers geschrieben,
das in seiner düsteren Schwere und ehernen Härte dem sophokleischen Chor-

I^o Richa rd weltlich in München.
gesang sich gesellt, welcher die erschütternde Klage der Menschheit erhebt mit
den Worten: „Nie geboren zu sein, ist der Wünsche größter." Noch nicht
ganz im Dunklen und Hoffnungslosen verweilt unser Gedicht; die Kräfte
der Liebe ruft es auf, die allheilenden, zu mildem Tröste in schwerster Ent-
sagung. Und es lautet:
„Wir haben leine»
Lieben Vater im Himmel.
Sei mit dir im Reinen!
Man muh aushallen im Wellgctümmel
Auch ohne das.
Was ich Alles las
Vci gläubigen Philosophen,
Lockt leinen Hund vom Ofen.
Wäl' Einer droben in Wollcichöh'n,
Und würde das Schauspiel mitanschn,
Wie mitleidslos, wie teuflisch wild
Thiei gegen Thier und Menschenbild,
Mensch gegen Thier und Menschenbild,
Wülhct mit Zahn, mit Gift und Stahl,
Mit ausgcsonncner Folterqual,
Sein Vatrhrchrz würd es nicht ertragen,
Mit Donnerlcilen ward' er drein schlagen,
Mit tausend heiligen Donnerwettern
Ward' er die Hcnlertnrchlc zerschmettern.
Meint ihr, er werde in anderen Welten
Hintcnnach Vos und Gut vergelten,
Ein grausam hingemordctcs Lebe»
Zur Veigütung in seinen Himmel heben?
O, wen» sie erwachten in anderen Fluren,
Die zu Tod gemarterten Kreaturen:
>Ich baute!" würden sie sagen,
,Möcht' es nicht noch einmal wagen,
, Es ist überstanden. Es ist geschehen.
Schließ' mir die Augen, mag nichts mehr sehen.
Leben ist Leben. Wo irgend Leben,
Wird es auch eine Natur wieder geben,
Und in der Natur ist lein Erbarmen,
Da weiden auch wieder Menfchcn sein,
Die tonnten wie dazumal, mich umarmen —
O leg' in's Grab mich wieder hinein!
Wer aber lebt, muß es klar sich sagen:
Durch dies Leben sich durchzuschlagen.
Das will ein Stück Rohhcit.
Wohl dir, wenn du das hast erfahren,
Und kannst dir dennoch retten und wahreil
Der Seele Hoheit.
In Seelen, die das Leben aushalten
Und Mitleid üben und menschlich walten,
Mlt vereinte!» Waffen
Willen und schaffen,
Trotz Hohn und Spott,
Da ist Gott."

Friedrich vischer als Poet. I. ^

Kritisch ist zu bemerken, daß dieses Gedicht als „Anhang“ zu einer größeren Composition befremdet; wohl ist es Endglied einer Gcdantcnrcihe, aber für sich zu schwer, um nur im Gefolge zu erscheinen. Im Uebrigen wird ihm »m seines Geistes und seiner poetischen Größe willen die Zeit die Stelle anweisen, welche ihm allein gebührt: neben dem genannten Chorlied des Sophokles und neben Goethes „Prometheus“. Diese drei Dichtungen sind wie Brüder, in den Zügen sich ähnlich, doch individuell verschieden; die Nichtigkeit des Lebens spricht das antike Chorlied aus, gramvoll, gebeugten Geistes; den erhabenen Trotz der Menschheit, das Gefühl ihrer ureigensten Kraft „Prometheus“; schmerzlich resignirte Erkenntnis; und aus ihr fließendes ethisches Wollen das Gedicht Vischers.

In die tiefsten Probleme des Bewußtseins führen uns auch die letzten Dichtungen der „Lyrischen Gänge“. Ihr Inhalt ist eine Reproduction der griechischen Mythe, in ihrer rhythmischen Form nähern sie sich den Goethe'schen Hymnen. Doch sind sie nicht gesangartig, sondern erzählende Tarstellung von Visionen. Dies, glaube ich, ist vom Standpunkt der Poesie und des Kunstwerks aus das Wesentliche ihres Charakters. Der Dichter verweilt in Griechenland, und sein Fuß betritt Stätten, der Menschheit für immer geweiht, das Land von Mykene, die Schluchten bei Delphi, den Hain von Kolonos. Da weckt ein symbolischer Vorgang in der Natur oder ihr üufthauch und ihre landschaftliche Stimmung, ein Vorgang der Reise ihm plötzlich das ganze Erinnern an altheilige Sage, und sein Geist verliert sich in inneres Schauen und Traum. Die Schatten des Orestes und des Oedipus wandeln vor ihm und er spricht mit ihnen; die Gestalt ihres Lebens zieht an ihm vorüber. Und zwar in der Weise und Folge der Momente, wie sie der Griffel des Aeschylus und des Sophokles zum ewigen Erbe für die Menschheit gezeichnet hat. So sind diese Dichtungen zunächst Nachdichtungen, Ausbreitung der Stimmung und des Gedankens über poetisch bereits geformten Stoff; fie nehmen zuweilen längere Stellen der griechischen Tragödie in sich auf und sie rufen zuvor mit Ehrfurcht und Scheue die Manen des Aeschylus und des Sophokles an, nachstammelndes Wort zu vergeben. Indem man sie unter diesem Gesichtspunkte, als Reproductionen, betrachtet, ist der erste Eindruck, daß sie die Hoheit und Würde der beiden großartigsten Mythen der alten Welt rein und ungefälscht zum Ausdruck bringen. Aber sie sind doch auch mehr als Nachdichtungen. Nicht nur die epische Form veranlaßt Umgestaltung; sondern eben ihre Genesis, das visionäre Schauen, giebt ihnen einen selbständigen Charakter, macht sie zum persönlichen Erlebniß und Eigentum des Dichters. Und es ist eben doch ein modernes Bewußtsein, ein moderner Mensch, der sich in die antike Mythe nnd ihren geistigen Gehalt versenkt. Gerade deßhalb ist im zweiten Oebipusgesang Vischers der religiös-sittliche Gedanke des Sophokleischen „Oedipus auf Kolonos“ noch mehr herausgearbeitet als bei Sophokles felbft. das Zwielicht menschlicher Schuld, das Ethos, die Milde auch dieser Geistelwelt pointirter noch in das Ve-

N»id und Zu», xxiv, ?o. 8

wußtsin gerückt. Dagegen kommt für die poetische Fassung des „König Oedipus“, für die Wirrung und Losung des Schicksalsnetzes dem antiken Kunstwerk allerdings die dramatische Form und ihre Schlagkraft zu Statten; das ruhigere Geschehen des „Oedipus auf Kolonos“ eignet sich mehr für die Wiedergabe in Wischers epischer Form. Künstlerisch scheint mir der höchste Gipfel von Bischer da erreicht zu sein, wo die Vision ihrer Natur nach als ein rascheres Vild sich vollzieht und schließt; das ist im Gesang „Mykcne“ der Fall; ihn wird man als ein Kunstweit eisten Ranges zu nehmen haben. Im „Oedipus“ aber so gedankenschwer, so süß und mild diese Dichtung ist, beeinträchtigt das complicirte Detail der Handlung den Eindruck traumartigen Schauens; und wenn das Zukunftsbild von der Größe Athens vor dem Geiste des Oedipus sich aufrollt, so giebt die Erwähnung Platuns, die Namensnennung, doch zu viel historische Helle. Indessen will mein Einwand wenig bedeuten; er trifft im Grunde nur die sprödere Aufgabe; und ihre Lösung ist auf alle Fälle so huchpoetisch. die Summe von Lebenskenntniß, die in diesen Dichtungen ruht, ist so groß, ihre Sprache von Seele so ganz durchhaucht, daß jeder Kritik die bescheidenste Geste geziemt.

Der einheitliche Zug der Conception, welcher im Gesang „Mykene“ so fühlbar hervortritt, ist auch dem Gedicht „Marathon“ zu eigen, das nach Form und Genesis den genannten griechischen Dichtnugen verwandt, nur als historisches Vild eine Sonderstellung behauptet.

Angesichts solcher Kunstgebilde, wie die Prüfung der „Lyrischen Gänge“ sie ergab, dem Autor das Prädicat eines vollgiltigen Dichters zuzuerkennen, ist nichts weiter als Pflicht der Wahrheitsliebe. Es mag sein, daß der poetische Ausdruck an ein paar Stellen Mühe des Ringens verräth. daß die poetische Empfindung nicht überall auf gleicher Höhe steht. Aber das letztere ist in keiner lyrischen Sammlung der Fall und oft genug sind von Bischer die höchsten Gipfel erreicht. Seine Dichtung hat das Merkmal der Eigentümlichkeit; menschlich und poetisch ist sie Darstellung einer Individualität. Zu den griechischen Gedichten giebt es in deutscher Literatur kaum eine Parallele; in der „Ischias“ ist die Gestaltungskraft höchst originell; eine Art von Gedankendichtung, bei welcher Erkenntnißgehalt in lyrischer Stimmung volle Metamorphose erfährt, gehört dem Autor allein an, ist auch von didaktisch-polemischer Gattung, die daneben vertreten ist, völlig getrennt. Um so individueller Züge willen, nicht nur wegen der Mannichfaltigkeit der Producte, ist es schwer, den Dichter irgend einer literarhistorischen Gruppe anzuschließen. Von aller Form abgesehen, nach seiner poetischen und geistigen Grundstimmung nimmt er eine Stelle zwischen Jean Paul und Mörite ein; in der Art des lyrischen Empfindens steht ihm Letzterer am nächsten; als Humorist, wobei des „Auch Einer“ immer wieder gedacht werden muß, ist er ein Nachfolger Jean Pauls, ohne von ihm abhängig zu fein. Auch Gottfried Keller ist im engeren Sinne ein Geistesverwandter; auch an desfem

Friedrich vischer als Poet. I. ^3

künstlerischem Schaffen erfüllt sich der Satz: Trachtet am ersten nach der Wahrheit, so wird euch die Schönheit von selber zufallen. Damit ist ein klarer Gegensatz zu Formdichtern gegeben.

Nichts Süßliches, nichts Kokett-Anempfundenes begegnet uns in den „Lyrischen Gängen“, kein Klingklang, keine Declamation; sie sind Dichtung aus der Seele und Dichtung für Männer. Was aber immer in ihrem Rahmen vereinigt ist, behauptet auch, abgesehen von der poetischen Schätzung seinen Werth; denn eins wirkt mit dem andern zusammen als Ganzes, hilft uns einen ganzen vollen Menschen überschauen, dessen Reichthum von Jahr zu Jahr als unerschöpft sich erweist. Und von welcher Seite her wir auf den Grund seines Wesens vorzudringen versuchen, auf ein ehernes Fundament sehen wir immer und überall hindurch, auf die unbedingte Lauterkeit seiner Natur. Und der gewaltige Geist der Geschichte, der unseres theueren deutschen Volkes Sein und Leben wirkt, hat auch an ihm ein Exempel aufgestellt, an dem wir inne werden und fühlen, daß wahre Größe des Geistes in traurem Bund ist mit einfacher Güte des Herzens.

Nur zögernd spreche ich diese Worte aus vor einem Manne, dessen Größe eben darin ihr Bestes und Schönstes hat, daß sie schlichte Größe ist. Aber wer thatig wirkend ein langes Leben in das Gricenalter eingetreten ist, seine Mühen und seine Entsagung zu tragen bereit: der ist ehrwürdig genug, vom Kranze, den er sich verdiente, grüne Zweige mit Augen zu schnühen. Ist doch auch das Alter selbst wie eine stille und luftreine Höhe: der Sturm der Leidenschaften liegt zu Füßen des Bergs und Streit und Lob der Menschen klingt aus der Tiefe kaum mehr heran. Aber da ich dieses Umstand» noch einmal erwähnt habe; und da in einzelnen Dichtungen Wischers des Looscs aller Zeitlichkeit auch in Beziehung auf ihn selber gedacht ist, nicht als ob den mühenigen Geist dieser Ausblick beklemmte, sondern so, daß er uns die Trauer erweckt: so bleibt für mich, der ich den Eindruck seines Werkes zu schildern gewagt habe, nur übrig, die gewisse Hoffnung auszusprechen, daß er Nachtigallenschlag und Amselruf noch oftmals höre, daß er festgegründet noch lange stehe, ein Mann, gleich einem Fels inmitten der fluchenden Zeit.

Ein Roman für Erwachsene
von einem iungcn INäochen.
von
Paul Lindau.
— Verlin. —

Die Jugend don heut ist nicht sehr ansprechend: sle
gleicht einem allllInnen Kinde und ist unsmnputhisch,
weil unnatürlich, !E,nii Marrion Die Familie
Hartenderq, T, l<»,)

Neulich hörte ich, wie ein vierjähriges kleines Mädchen ihrem sieben-
jährigen Bruder, der sie eben geärgert hatte, mit dem Ausdruck
der tiefsten Entrüstung zurief: „So etwas ist mir in meinem
ganzen Leben noch nicht vorgekommen!" Ich kann nicht schildern,
wie komisch und reizend dieser gar nicht ungewöhnliche Ausruf aus dein
Munde des kleinen Lockentopfes klang. Vier Jahre! Und Das spricht von
seinem ganzen Leben!

Eine ähnliche Empfindung wie als Zeuge dieser Kinderscene habe ich als
Leser des Buches: „Die Familie Hartenberg, Roman aus dem Wiener
Leben" von Emil Marriot*), gehabt. Emil Marriot ist ein Pseudonym,
hinter dem sich ein junges Mädchen versteckt. Dies Geheimniß braucht nicht
mehr verrathen zn werden, und es ist keine Indiscretion, das Geschlecht
und das Alter des Autors hier anzugeben, da dies in sämmtlichen dem neuen
Roman angehängten „Stimmen der Presse" über ein früheres Werk Emil
Marriots mit besonderer Absichtlichkcit betont wird. Es würde übrigens
auch schwer gewesen sein, die Wahrheit zu verbergen. Denn daß dieses
durchaus junge und durchaus mädchenhafte Werk von einem alten Griesgram
herrühren könnte, würde wohl Niemand auch nur einen Augenblick haben
annehmen können.

Ich mache nun kein Hehl daraus, daß ich mich mit jungen Mädchen
) Berlin, F. u. P. Lchmcmn. 1883.

«Li» Roman für Erwachsene. ^5

gern unterhalte, nameistisch, wenn sie klug und niittheilsam sind. Es gewährt mir ein ganz besonderes Behagen, wenn ich sie Philosophiren höre, wenn sie mit Ernst und Ueberzeugung von ihren Beobachtungen und Erfahrungen sprechen. Mich wandelt dann zwar oft die Lust an, den unterhaltenden Vortrag mit irgend einer schnöden Bemerkung zu unterbrechen, und ich besitze nicht immer die Selbstüberwindung, diesem Reize zu widerstehen und die Sprecherin nicht durch einen unerwarteten Einwurf aus dem Eoncept zu bringen; aber ich habe es bisher immer bedauert, weil ich dadurch gewöhnlich um die Fortsetzung gekommen bin. Diesmal ist mir, ohne daß ich mir einen Zwang hätte aufzuerlegen brauchen, die ungetrübte Freude beschieden worden, alles zu vernehmen, was ein junges Mädcheu auf dem Herzen hatte. In einem Zuge erzählt uns E. Marriot die Geschichte der Familie Härtender«; und sie benutzt den Anlaß, um ihre Ansichten über die Grundpfeiler des gesellschaftlichen Baues, über Ehe, Familie nnd dergleichen Kleinigkeiten uns anzuvertrauen, mit jener richtigen, heiteren Bestimmtheit, die jeden Widerspruch ausschließt, und mit jener muntern Schnelfertigkeit des Wortes, die uns als eine berechnigte Eigentümlichkeit der Jugend so freundlich berührt. Während des Lesens dieser Geschichte ist das Lächeln nicht von meinem Gesichte gewichen — nicht das boshafte „sarkastische Lächeln“, das auf jeder dritten Seite dieses Romans um den scharfgeschnittenen Mund irgend eines der modernen Verkömmlinge spielt, sondern ein ganz gewöhnliches freundliches wohlwollendes Lächeln, — der Ausdruck einer behaglichen Stimmung; und je toller es in dem Roman zuring, desto behaglicher wurde es mir. Was aufrichtig und echt ist, erfreut immer, und dieser Roman ist das echte Wert eines jungen Mädchens, das die ihm zugänglichen Seiten aus den kleineren Schriften Schopenhauers ganz genau kennt, das für Griesebachs erotische Dichtungen schwärmt uud von Vacano als „ein wildstürmischer dichterischer Lebensfrühling“ in überschwänglicher Weise gefeiert wird. Ein kluges, nachdenkliches Mädchen, das mancherlei mit frühreifen Augen richtig beobachtet, mancherlei, was ihm bis zur Stunde hat verborgen bleiben müssen, infinctiu ahnt, mit selbständiger Kritik viel gelesen hat und mit der Sicherheit der Unreife alles sagt, was es sagen will. Hören wir die Geschichte. Sie ist einfach. Sie spielt sich zwischen sehr wenigen Personen ab. Episoden sind fast gänzlich ausgeschlossen. Von der sogenannten Spannung ist nahezu vollständig Abstand genommen. Es ist eine schlichte, unerquickliche Geschichte. Daß Emil Zola als unsichtbarer Beiather neben dem Schreibtisch der jugendlichen Verfasserin gestanden, wird Jedem einleuchten, der auch nur wenige Seiten dieses Romans gelesen hat. Die Zeiten des idealisirenden Romans haben wir ja glücklich überwunden. Die Hauptfiguren sind nicht mehr die schönen thatkräftigen Helden von ehemals; wir sind jetzt bekanntlich Realisten, und wenn wir von einem Helden sagen, daß er eine schöne Nase besitzt, so müssen wir, nm das glaubhaft zn machen, hinzufügen, daß der Held in diefem Augenblicke gerade an

^1.6 —7" Paul lindau in Veilin. ---

einem starten Schnupfen leidet, der die Nase in unförmlicher Weife auftreibt, abgesehen davon, daß durch den häufigen Gebrauch des Taschentuches die Haut an der Spitze abgeschürft ist. Wenn wir das gelesen haben, glauben wir allerdings daran, daß die Nase in normalem Zustande ganz schön sein kann.

Tic Familie Hartenberg, die in einem verdrießlichen alten Wiener Hause ungemüthlich zusammenwohnt, besteht aus lauter recht gründlich unangenehmen Persönlichkeiten. Das Haupt der Familie, der alte Hartenberg, ist ein widerwärtiger Greis. Das Alter, das gewöhnlich besänftigt und milde stimmt, hat ihn nur noch mürrischer gemacht. Er zanlt über Alles und Jedes. Alle, die in seiner Umgebung sind, haben unter diesem verstimhenden, unangenehmen Herrn zu leiden. Seine gute Frau hat er zum Glück begraben, denn er hat sie Zeitlebens schlecht behandelt. Als Kaufmann hat er fo thöricht gewirthschaftet, daß er sich von seinem kaufmännisch» tüchtigeren Sohn aus dem Geschäft hat herausdrängen lassen müssen. Außer» dem ist er noch ein Schwerenöther. Er gehört, wie die Verfasserin uns sagt, „zu jener Klasse alter Herren, welche unter der Maske des Väterlichen immer Gelegenheit finden, junge Damen zu lieblosen". Mit einem Worte: der alte Herr Hartenberg ist, um einen Ausdruck zu gebrauchen, der dem Norddeutschen bei der Besprechung dieses Romans aus dem Wiener Leben nicht verwehrt werden mag, ein „lieber Schneck". Wie sich's gebührt, erfreut sich der brave Familienvater auch des allergeringsten Grades kindlichen Nespccctes. Von kindlicher Liebe ist auch nicht im Entferntesten die Rede.

Der Sohn, Alphons, ein abgearbeiter, nervöser junger Mann, weiß ganz genau, daß er die Seele des Ganzen ist, und bei jedem Anlaß zeigt er seinem Vater gegenüber in einer Weise, die diesen nicht sehr freundlich berühren kann, seine völlige Ueberlegenheit. Er verbittet sich jede Einsprache in das, was er thut und läßt; und als sein Vater sich einmal herausnimmt, ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß Alphons eine kostspielige Maitresse unterhält, wirft ihm der liebevolle Sohn in gar nicht mißzuverstehendcn Worten vor, daß der Vater nicht das Recht habe, mitzureden, da er Almosen von ihm empfangen. Alphons behauptet, daß er zu seiner Maitiessenwirth» schaft vollkommen berechtigt sei, und es gelingt ihm in der That, den Vater von der Richtigkeit seiner Beweisführung zu überzeugen: „der Alte machte sich hinterher im Geheimen Vorwürfe, solchen Mißklang zwischen ihm und seinem Sohne heraufbeschworen zu haben".

Die älteste Tochter des Hauses, Emma, eine keifende, gelblich magere Frau, ist an einen langweiligen, über das Ausbleiben der Mitgift enttäuschten Mann, Namens Leberecht, mit einer unangenehmen, wie Blech klappernden Stimme, vermählt worden. Diese leibige, widerwärtige Person spielt in dem Romane nur eine unbedeutende Rolle.

Im Vordergründe desselben, neben Alphons, steht die jüngere Schwester,

Ein Roman für Erwachsene. ^?

Stephanie, ein eitles, genußsüchtiges, verwöhntes und in dieser unerfreulichen Mitte selbstverständlich bis zum Tode gelangweiltes, unbefriedigtes, gähnendes Geschöpf. Hier hat die Verfasserin dem Geschmacke des Publikums in Beziehung auf die Aeüßerlichkeit ein Zugeständnis; gemacht- Stephanie ist sehr schön. Die Verfasserin behauptet es, und wir müssen ihr natürlich glauben. Aber es wird mir schwer, nach den gegebenen Andeutungen mich von dem Vorhandensein dieser Schönheit zu überzeugen. Stephanie hat dunlelrothes Haar — das kann ich mir sehr schön denken; aber sie hat, wie auf Seite 55 zu lesen ist, „perlmuttergleichen Teint“, und das kann ich mir gar nicht schön denken. Eine Hautfarbe mit Fettglanz, die in Rosa und Grün und Hellblau schimmert — für Spielmarken und Hemdenknöpfe ist es ganz hübsch, aber auf den Wangen einer Jungfrau sehe ich lieber andere Töne und ein anderes Farbenspiel. Stephanie besitzt unzweifelhaft die lebhaftesten Sympathien der Verfasserin. Sie ist, oder vielmehr sie soll sein das wahre Mädchen aus dem Mittelstände, das unter unglücklichen Verhältnissen verwahrlost und unter dem Einfluß einer traurigen, freudlosen Umgebung zu Grunde geht. Sie hat, so versichert wiederum die Verfasserin, ein „größeres Herz“ als die Meisten ihres Geschlechtes. Ja, was man so ein „größeres Herz“ zu nennen pflegt! In Wahrheit erscheint mir diese Stephanie als ein ganz abscheuliches Frauenzimmer. Sie ist faul, räkelt sich den ganzen Tag auf ihrem Sopha herum, raucht Cigarretten, hat keine Spur von kindlichem Sinn, ein ziemlich mattes geschwisterliches Gefühl für ihren Bruder, eine unverschämte Weltverachtung, zu der sie in ihrer geistigen Dürftigkeit durch nichts berechtigt ist, und fühlt sich, wie alle hübschen und trägen Mittelmäßigkeiten, mißverstanden und verkannt. Ter gemeine Neid, daß es reicheren Frauen besser ergeht, die sich mit kostbaren Kleidern schmücken können, nagt an diesem vielleicht „größeren“, aber sicherlich ganz öden Herzen. Kurzum, diese Stephanie ist eine Verkörperung der allerunangenehmsten Weiber, die unfertig und zugleich blasirt und abgelebt, bevor sie flügge geworden sind. Sie entwickelt sich denn auch ganz folgerichtig in dem weiteren Verlauf der Geschichte.

In demselben Hause lebt noch eine Verwandte, Marianne, die die häuslichen Geschäfte erledigt und Alphons unglücklich liebt; und zu Beginn der Geschichte kommt noch ein anderes weibliches Wesen hinzu: Olga, die blutjunge Wittwe eines nahen Anverwandten.

Die eigentliche Handlung ist nun ungemein einfach. Ein Freund von Alphons, Ostar Sturmfeldt, lehrt nach längerer Abwesenheit nach Wien zurück, sucht seinen Jugendfreund auf und ist von der Schönheit und dem eigenthümlichen Wesen Stephanies ganz geblendet. Stephanie hat den lebhaften Wunfch, sich zu verheirathen; aber Sturmfeldt hat nicht Geld genug, und sie behandelt ihn deswegen zunächst herzlich schlecht. Eines Abends begiebt sich die Gesellschaft in den Circus. Sturmfeldt gewahrt in einer Loge einen seiner Bekannten, den er begrüßen muß, einen hageren, vornehm aussehenden,

^8 Paul lindau in Verlin.

aber durchaus nicht schönen Aristokraten, den Baron Fernhorst, Kämmerer und Mitglied des Reichsrathes. Stephanie sieht diesen vornehmen und reichen Mann mit ganz andern Augen an als den unscheinbaren Sturmfeldt, und auch der Baron Fernhorst bemerkt die dunkelrothen Haare und den Perlmutterteint Stephanies. Er bittet seinen Freund, ihn der jungen Tarne vorzustellen, und folgt ihm in die Hartenberg'sche Loge. Da entspinnt sich sehr bald zwischen den Beiden ein Gespräch. Stephanie äußert dabei, daß sie mit Vorliebe in den Nachmittagsstunden zwischen zwei und vier Uhr in dem einsamen Augarten spazieren gehe; das ist außerordentlich deutlich, und der Baron merkt es sich natürlich. Richtig, bei einem ihrer nächsten Spaziergänge trifft sie mit ihm zusammen. Er macht ihr nach allen Regeln den Hof und schenkt ihr einen Hund. Der Hund wird zum Vcriäther; denn Sturmfeldt sagt, als er den kleinen Köter sieht, er sehe genau so aus, wie ein Hund der Baronin Fernhorst. Also verhcirnthe! Und das hatte der Baron verschwiegen! Stephanie ist außer sich. Sie geht nicht mehr in den Augarten, sie beantwortet keinen der dringenden Briefe, sie benimmt sich mit einem Worte jetzt ziemlich correct.

Aber wie der Zufall spielt! — Eines Tages, als die Familie einen gemeinsamen Spaziergang unternimmt, trifft sie mit dem Baron, der Baronin und der ganzen Huudegesellschaft, die die kinderlose Baronin um sich zu vereinigen pflegt, zusammen; es gelingt dem Baron, mit Stephanie eine längere Auseinandersetzung zu haben. Sie macht ihm bittere Vorwürfe; er antwortet, daß er nie daran habe denken können, sie zu heirathen, das sei aber auch nicht nöthig; sie könne ja auch so an seiner Seite recht glücklich leben; sie werde im Ueberflusse schwelgen :e. Stephanie ist über dieses Anerbieten höchlich enlrüstet, aber sie laßt es sich doch gesagt sein. Sie nimmt die Einladung der Baronin an und geht unter dem Vorwande, die Baronin zu besuchen, sehr häufig und sehr lange aus. Eines schönen Tages kommt sie mit der unerwarteten Mittheilung, daß die Baronin sie auf ihr Gut in Steiermark eingeladen habe. Eine kostbare Neiseausstattung wird in's Haus gebracht, Stephanie reist ab und bleibt einige Monate vom Hause entfernt. Inzwischen hat der liebe Alphons bemerkt, daß Olga, die kleine Wittwe seines verstorbenen Vetters, eine sehr hübsche, begehrenswerthe junge Frau ist, und er hat ihr ganz unzweideutige Anträge gemacht. Olga weist dieselben ebenfalls mit jener Entrüstung zurück, die Stephanies größeres Herz erfüllt hatte. Aber wie die Sachen gehen! Im Hause wird es immer langweiliger, Marianne und Emma ärgern die kleine Olga, und eines schönen Tages verläßt Olga die ungemüthliche Behausung der Hartenbergs und bezieht eine lustige, freundliche Cocottenwohnung, für deren Ausstattung der gute Alphons Sorge getragen hat. Sie zieht sich als Türkin an, raucht Cigaretten, ist unzüchtig und kreuzfidel.

Nun lehrt Stephanie heim — vom Lande wollen wir einmal sagen.

Aber „wie anders war Dir's, Gretchen, als Du noch . . .“ Für den Leser

Ein Roman für Erwachsene. ^9
unterliegt es keinem Zweifel, daß sie nicht als Unschuld vom Laude heim-
kehrt; und richtig, im steirischen Lande, im Lande der Jodler, ist es lustig
hergegangen mit dem Baron Fernhorst!
„Das war ein Getos und ein Geschlück,
Ta ist denn auch das Blümchen weg!"
Und nun Verliebt sich Stephanie zu allem Unheil ernsthaft in Sturm-
feldt. was sie vorher ungleich bequemer hätte haben können, Sie verliebt
sich nicht nur in ihn, sie verlobt sich sogar mit ihm, ohne der steirischen
Episode mit einem Worte zu gedenken. Sturmfeldt aber ist, wie man sich
erinnert, Hausfreund beim Baron Fernhorst, und die Baronin, die sonst
eine recht gute Frau ist, glaubt ihre Pflicht zu thun, wenn sie Sturmfeldt
die unangenehme Wahrheit mittheilt, um ihn rechtzeitig zu warnen. Sturm-
feldt ist von dieser plötzlichen und gewaltfamen Offenbarung wie nieder-
geschmettert. Er schreibt in einem herzerreißenden Briefe an Stephanie,
daß er ihr verzeihe, daß er sie aber nicht heirathen könne. Inzwischen hat
sich auch Alphons mit der lieben Olga, die sich mit unglaublicher Schnellig-
keit von einer anständigen Frau zu einer Cocotte gewöhnlichster Art ent-
wickelt hat, gezankt und mit ihr gebrochen. Gleichzeitig erkrankt der alte
Hartenberg heftig und lebensgefährlich. Eine gute und dramatische Scene
spielt sich ab in dem Zimmer neben dem Sterbezimmer; die Schwester
beichtet dem Bruder das steirische Geheimnis; ihres Lebens. Stephanie
verläßt noch an demselben Abend das elterliche Haus unter dem Vormunde,
bei ihrer verheiratheten Schwester die Nacht zuzubringen; sie geht auf den
Kirchhof und erschießt sich auf dem Grabe ihrer Mutter. Ein Wachmann
bringt die traurige Mittheilung nach Hause; der alte Haiteuberg vernimmt
sie gerade uoch und haucht wenige Minuten darauf sein Leben aus. Beim
Begräbniß geloben sich Sturmfeldt und Alphons treue Freundschaft, und
Olga, die sich hinter eineni Gesträuch versteckt hielt, verspricht, sich zu
bessern.
Das ist also die Geschichte der Hartenbergs, die Emil Marriot mit
jener Leichtigkeit des Ausdruckes, die uns bei vielen österreichischen Schrift-
stellern angenehm auffällt, anschaulich und anspruchslos erzählt. Diese Ge-
schichte ist ein bischen stark, wie man sieht. Ein Mädchen, das zu den
anständigen gerechnet wird, das sich ohne alle Leidenschaft, ohne alle Liebe,
lediglich, weil es sich langweilt, in seiner Häuslichkeit nicht wohl fühlt und
schöne Kleider tragen will, also aus dem verwerflichsten Grunde, weil es
bezahlt wird, einem uninteressanten Manne hingibt; ein junger Mann,
der aus seiner Familie heraus sich seine Geliebte nimmt und seinem Vater
gegenüber die Berechtigung dieser Handlung vertheidigt — es ist nicht
gerade Zuckerwasser, das uns die Verfasserin reicht. Und wir können bei der
ganzen Art des Vortrags niemals vergessen, daß uns das alles von einer
jungen gebildeten Dame erzählt wird. „H.d, 8npri8ti! osr-cs Hu'ol!s5 3ont
touto8 cnmmo <?». I<?« rosihi's» cl'H,l'Fsnt6ni1?^ sagt der brave Bouchencoeur.

^20 Paul kindau in Verlin.

Der Grundgedanke, der sich durch das Ganze zieht, wird von Stephanie in dem Augenblicke ihrer größten Verzweiflung ausgesprochen: „Kein schlimmerer Fluch kann dem Menschen werden, als ein häßliches Familienleben“, sagt sie. „Dieser Zank und Hader, diese Disharmonie und Unzufriedenheit, welche zwischen unfern unglücklichen vier Wänden herrschen, waren die Treppe, welche mich in mein Verderben führte.“ Dieser Treppenwitz der Unsittlichkeit ist gar nicht übel. Es steht dieser Stephanie in der That sehr Wohl an, ihre Umgebung zu beschuldigen und sich über die Ungemüthlichkeit ihrer Familie zu bellagen. Als ob sie nicht vor allem dazu beigetragen hätte, die Familie zu einer ungemüthlichen zu machen! Als ob nicht gerade sie das Mittel in der Hand gehabt hätte, das Uebel, über das sie sich betlagt, zu mildern und vielleicht ganz auszurotten! Freilich hätte sie dann Verständnis; besitzen müssen für die erste Aufgabe eines jungen Mädchens: Lust und Sonnenschein in's Haus zu bringen. Aber Das stiehlt dem lieben Gott in unverantwortlicher Weise den Tag ab. streckt sich auf's Lotterbett, raucht Cigarretten, liest Bücher, die es halb versteht, belügt die Seinigen, gibt sich aus Putzsucht und poesieloser Sinnlichkeit dem ersten besten hergelaufenen Menfchen hin, der dafür genügend bezahlt, belügt und betrügt einen anständigen Mann, dessen Lebensglück durch diese Lüge vernichtet wird, hadert dann mit der Welt, und dem Schicksale und erhebt sich, anstatt unter der Last der Schuld zusammenzubrechen, als Ankläger gegen die Familie! Man braucht nur die Thatsachen zu verzeichnen, des Aufwandes von sittlicher Entrüstung bedarf es nicht. Stephanie ist ein unerfahrenes Mädchen, sie weiß nicht, was sie thut; und deshalb soll ihr auch nach einem der tiefsten und mildesten Worte der Schrift vergeben werden.

Wie in diesem Grundgedanken und wie in dieser Hauptfigur, so zeigt der Roman in allen wesentlichen Einzelheiten seinen weiblichen und jugendlichen Ursprung. Diese Bestimmtheit des Urtheils, bei dem es kein Besinnen, kein Schwanken giebt, dieser Drang, eine gelegentliche Beobachtung zu einer allgemein gültigen Sentenz zu verallgemeinern, diese Vorliebe für Aphorismen, die so klingen als ob sie irgend etwas wären, bei genauerer Prüfung sich aber nur darstellen als „Worte, nichts als Worte,“ diese holde Unbefangenheit des Unkundigen, diese Naivetät in der Schilderung von Verhältnissen, die ein junges Mädchen nicht kennen kann, dieser Hang zu übertreiben und da, wo ein kräftiger Anschlag erwünscht wäre, zu Paulen, — Alles das ist eminent jugendlich und mädchenhaft, und man müßte ein griesgrämiger Gefell sein, um das nicht liebenswürdig zu finden.

Die zahlreichen Aphorismen, die die Verfasserin als objectiver Erzähler ausspricht oder den handelnden Personen in den Mund legt, erinnern mich lebhaft an den Ausspruch einer jungen Dame, welche mir einst auf einem Balle, während sie ein Stück Torte aß, mit lächelnder Bestimmtheit, die gar keinen Einwand aufkommen ließ, sagte: „Aus der nachchristlichen Zeit mache

Lin Roman für Erwachsene, ^2^
ich mir nicht viel." Ich hatte darauf nur das gerade damals geflügelte Wort zu erwidern: „Sie haben ja so recht!" Aehnlich heißt es in diesem neuen Roman: „Ich stelle die Frau nicht allzu hoch." „Ich hasse das Familienleben. Nur in de» Büchern geschildert, nimmt es sich schön aus." „Langeweile ist der Grundton selbst des besten Familienlebens." «Fassen Sie doch die Ehe nicht so gewichtig auf!" „Das elende Leben des armen Mannes bietet ihm nur zwei Genüsse: den Brantwein und die Liebe." Sehr wahr! —
„Ter Vraimtcwcin, der Nianntewcin
Und die ucrfluchte Li-II-bc!" —
wie es in dem schönen Liede heißt.
Für die Neigung der Verfasserin, eine hier oder da gemachte Wahrnehmung zu einer schlechthin gültigen Wahrheit zu verallgemeinern, mag hier nur ein Sah angeführt werden. Das zweite Kapitel beginnt so: „Bei der Familie Harten.berg sah es am Abend genau so aus, wie bei allen Familienwenn das Souper vorüber ist. Man weiß nicht recht, was man thun soll, man spricht, schweigt, gähnt, sieht auf die Uhr, wundert sich, daß es nicht später ist — und freut sich im Stillen auf die nächtliche Ruhe." Also genau so sieht es bei allen, oder wie ich lieber sagen würde, in allen Familien aus, wenn das Abendessen abgetragen ist! In allen Familien, ohne irgend eine Ausnahme! —
Eine junge Dame braucht Sachen, die sich nur unter Männern abspielen können, nicht zu kennen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie bei der Besprechung derartiger Verhältnisse nicht ganz sachgemäß verfahren lann. Zum Beweise dafür braucht hier uur der Brief erwähnt zu werden, mit dem Baron Fernhorst die Herausforderung zum Zweikampf beantwortet. Das ist ein Beispiel; es könnten mehrere angeführt weiden. Junge Damen, die Romane schreiben, müssen sich immer mehr oder minder zur Auffassung jenes Kritikers bekennen, der grundsätzlich die Bücher, die er recensirte, nicht las, weil ihm sonst die Unbefangenheit des Urtheils geraubt wurde.
Auch für die jugendliche Lebhaftigkeit mögen hier einige Nelagstellen angeführt werden. Auf Seite 94 erweist sich Olga als Parterrekünstlerin: „Sie schleuderte den Hut weg und den zierlichen Sonnenschirm, warf sich auf den Boden hin und weinte und schluchzte wie ein verzogenes, getränktes Kind." Auf Seite 101 vergißt sich Marianne so weit, daß sie eines geringfügigen Wortwechsels halber Olga einen Kamm in's Gesicht wirft. Außer«
ordentlich lebhaft ist auch der Auftritt im Salon der Baronin, die dem unglücklichen Sturmfeldt mittheilt, daß seine Braut, Stephanie, in Stcier» mark das eheliche Verhiiltniß discontirt hat. Da heißt es: „Ein rauher Schrei brach von den Lippen des jungen Mannes. Er sprang in die Höhe und stieß den Stuhl mit dem Fuß fort. Der Stuhl fiel polternd zu Boden. Vom Schlaf aufgeschreckt, sprang der Mops vom Sopha herab und fuhr laut bellend auf Sturmfeldt los. Dieser versetzte dem Thier einen Fußtritt,

^22 - f»aullindau in Verlin.

daß der Hund aufheulend davonhinkte und Schutz bei seiner Herrin suchte."

Tills ist in wenigen Zeilen ein bischen viel Geräusch und Bewegung: erst schreit Sturmfeldt, dann springt er, dann stößt er: dann poltert der Stuhl, dann springt der Mops, dann bellt der Mops, dann stößt Sturmfeldt, dann heult der Mops. Ueberhaupt hat Sturmfeldt es auf die Stühle abgesehen.

In derselben Situation und in demselben Salon, in dem er eben einen Stuhl umgestoßen hat, ,ergreift er (S. 187) die Lehne des nächsten Stuhls und umklammert sie so wiithend, daß sie in Stücke geht."

Stephanie hat wieder eine andere Vorliebe. Das fünfte Kapitel schließt

mit den Worten: .Stephanie warf sich aufs Sopha und zerraupte sich das Haar;" das dreizehnte schließt so: „Stephanie ging auf ihr Zimmer, warf sich auf den Boden hin und zerraupte sich das Haar."

Trotz aller der Ausstellungen, die ich gemacht, trotz dieser lieber« treibungen und Unkenntnisse der rührenden Jugendlichkeit hat mich das Buch doch im Großen und Ganzen gefesselt. Es steckt Talent darin. Es ist einfach und recht gut componirt. Einige Scenen, wie das Lauschen Mariannes an der Thiir, während Alphons Olga sehr unehrerbietige Anträge macht, wie das Gesiändniß Stephanies vor Alphons, während der alte Hartenberg im Nebenzimmer fein Rcstchen Leben verzehrt, bekunden eine nicht gewöhnliche Erfindungsgabe. Die Verfasserin besitzt zudem ein gutes Auge für das, was auf der Oberfläche ist, wenn auch ihr Blick nicht in die Tiefe dringt.

Und menschlich sollte sie recht vergnügt sein, daß sie nicht die Reife der George Sand und George Elliot besitzt; denn um welche Opfer an Jugend und Lebensfrische und Lebensfreudigkeit müßte diese Reife erkaufte werden!

Es steht ihr ein leichter und natürlicher Ausdruck zu Gebote, der Wohl der Schulung noch bedürfte, der sich aber oft in feiner Ungezwungenheit recht anmuthig gibt. Es wimmelt allerdings in diesem Roman von Austriacismen; aber das sind ja Kleinigkeiten, die kaum in Betracht kommen. Einzelnes ist vortrefflich gesagt. Man kann das Gefühl, von dem Alphons befallen wird, als Stephanie mit ihrem Geständniß beginnt, als er die peinliche Wahrheit ahnt, aber noch nicht recht begreifen kann und begreifen will, nicht besser ausdrücken, als es Emil Marriot mit den Worten thut: „Was hast Du begangen?-

wiederholte er, von einem erkältenden Unbehagen erfaßt." „Erkältendes Unbehagen ist gut," würde Polonius sagen. Auch der Selbstmord Stephanies, und was darauf folgt, ist knapp und gut geschildert: „Sie kniete nieder und spannte den Hahn der Pistole. ‚Muth! Muth!' sprach sie von Schauder geschüttelt, ,es ist ja bald geschehend Die Regentropfen sielen dichter und dichter und durchnäßten das Kleid der auf dem Rasen hingestreckten Gestalt.

Die aber fühlte die Nässe und Kälte nicht mehr. Sie lag auf dem Rücken, das Auge blickte starr und weitgeöffnet zum Himmel auf, die linke Hand hatte sie im Grase vergraben, und die rechte umschloß krampfhaft die kleine Pistole. Es war geschehen."

Freilich, wenn sich die Verfasserin von der Schilderung des Thatsäch-

Ein Roman für Erwachsene,
»25
lichcn und Augenscheinlichen zur Schilderung des Psychologischen versteigt,
wenn sie ihre Weltanschauung niederlegt und ihre Weisheit uns verkündet,
so sieht es weniger erfreulich aus. Die Welt der Familie Hartenberg ist
die bekannte denkbar schlechteste, über die man seit den Tagen des verstorbenen
Hiob die klügsten Leute beständig hat klagen hören, und so wie sie sich dar-
stellt in der Phantasie eines jungen, begabten und niit Mancherlei unzufriedenen
Mädchens. Da soll man nicht schulmeisterliche Mahnungen vernehmen lassen,
man soll vielmehr mit dem heitern und menschenfreundlichen Goethe sagen:
„Wenn sich der Most auch ganz absurd gcbcrdct,
Es gicbt zuletzt doch noch 'u Wein."
„Die Kleine ist nicht übel", sagt die Baronin einmal, „Sie belustigt
mich mit ihrem Pessimismus und ihrer Menschenverachtung." Ich kann für
die Empfindung, die mir die Verfasserin der „Familie Hartenberg" einge-
flößt hat, keinen zutreffenderen Ausdruck finden.

Illustrierte Bibliographie.

indcrlnft. Von Walter Crane. Leipzig, A. Twietmeyer.

Wir Deutschen müsse» imnier etwas nachzuahmen haben. Und immer muß die Mode aus dem Auslände eingeschleppt sein. So hat Kate Greenawah in Deutschland einen ganz unerhörten Erfolg gefunden, wie wohl keiner selbst unserer beliebtesten einheimischen Meister. Es mag zwei Jahre her fein, da tauchten ihre Kinderbücher in Deutschland zuerst häufiger auf, und bald waren sie in Aller Händen. Das war in gewissen! Sinne verdient, denn ihre Zeichnungen waren in der That sehr hübsch, anmuthig und liebenswürdig, und ihre Geziertheit erhöhte eigentlich ihren Reiz, indem er ihren immerhin anspruchslosen Gegenständen einen Anflug von Laune zu geben schien. — So weit war die Sache ja gut. Nun aber regte sich im Deutschen der Asfenlrieb oder auch nur der Neid auf diese Beliebtheit, und es wurden Nachahmungen gefertigt. Es ist beschämend, aber es ist wahr, daß Zeichner von Nuf und von wirtlichem Talent dieser beiden Eigenschaften, die doch auch eine Verpflichtung sind, nnd unsrcr allgemeinen Ehre so weit vergaßen, um die neue Mode in einer Weise auszunützen, die mit einem Plagiate eine ganz verzweifelte Ähnlichkeit halte. Noch heute werden solche Bücher aufgelegt. Und doch fehlt ihnen in Deutschland jegliche Voraussetzung. Uns« Kinder wachsen in Deutschland, Gott sei Dank, ganz anders auf, als die Vnbies drüben über dem Canal, und unsere Landschaft, unsere Geselligkeit, eine jegliche Erscheinung unseres Lebens bis herunter auf die Tracht stellt sich ganz anders dar als die entsprechende in England. Man braucht sich nur des ersten Eindrucks zu erinnern, den man von den Bilderbüchern Kate Grcc»llwa>is empfangen hat: er war durchaus fremdartig. Niemand hatte bisher kleine Jungen mit so tollen Hüten oder kleine Mädchen mit so melancholischen Kleidchen gesehen: es war der reine Enrneual. Und es war doch gelinde gesagt, Thorhcit und überflüssig, diesen Earncunl in Deutschland eist unchzuschaffen. Daß man die wirklichen Grcnawah - Bücher sich aneignete, war ja etwas ganz anderes: sie waren einmal da, sie waren hübsch, und an ihnen vorüber zu gehen, wäre eine Einseitigkeit gewesen.

Die Himmlischen allein wissen, wie lauge diese Mode noch anhalten wird. Vor der Hand scheint sie noch nicht im Schwinden begriffen zu sein: denn Alles, was man in den Schaufenstern unserer Buchhändler von neuen Kindcrschriften erblickt, sieht ganz

— Illustrierte V ibliographie. ^25
so aus, als müßte es eigentlich mit dem Namen jlate Grccnawat) abgestempelt sein.
Vielleicht wird diese Erscheinung durch den Aufschwung begünstigt, den der
Farbendruck gerade jetzt und gerade in Deutschland gewonnen — bekanntlich nehmen
wir in diesem Felde unbestritten die erste Stellung ein, und England bezieht, wenn es
wirklich gute Drucke haben will, dieselben aus Deutschland. Jedenfalls ist diese ganze
Richtung vorwiegend auf den Farbendruck angewiesen.
Da wir uns nun einmal Kate Greenawau hcrübcrgcholt haben, war es nur
natürlich, daß der Vlick auf dem englischen Büchermärkte haften blieb, um zu sehen,
^^M"s'^

zlindeilult. (Verlag von A, Twictmcyi in Leipzig,!
ob sich nicht ein ähnliches hoffnungsvolles Talent da zeige. In Folge dessen sind
deren wohl mehrere bei uns eingeführt worden: eines der ansprechendsten darunter ist
Walter Clane, den wir heute unfern Lesern vorstellen Der Verleger, der die Be-
arbeitung und den Vertrieb seiner Schöpfungen in Deutschland erworben hat, ist
N. Twietmcyer in Leipzig. Die Proben, die wir in dieser Nummer geben, sind
einem Hcftchcn entnommen, das in der deutschen Ausgabe den Namen Kindcrlust
führt. Sie zeigen einen Künstler, dessen Schaffenswcise im Grunde der Kate
Grecnawaus nahe verwandt ist, der aber äußerlich einigermaßen verschiedene Mittel
anwendet. Er bildet nicht jene symmetrischen Gruppen, er zeichnet lehr viel natur-
getreuer, und er stellt die todtc Umgebung vor Allem nicht in jener gewissermaßen
praerafactitischcn Stilisirung dar. Es geschieht nicht ohne Absicht, daß ich diesen Aus-

Nord und Süd.

druck aus der Sprache der Kunsthistoriker wähle. Auf dem ersten Blick erkennt man, daß Vieles in der Manier aller dieser Kinderbücher mit jener krankhaften Richtung verwandt ist, die gegenwärtig einen so großen Theil der englischen Gesellschaft widerwärtig und lächerlich macht, mit dem a«8tksti«i8m, mit dem tootoo-Unwesen, das den dankbarsten, unnschimpflichen Stoff für die Zerrbilder des genialen Maurier hergiebt. Auch Walter Crane verräth, daß er davon angekränkt ist, obwohl dieser Zug bei ihm nicht so hervortritt. Wenigstens nicht in diesem Buche, Hier zeichnet er nur in anmuthigen Gruppen sehr hübsche Kinder, die allerdings auch alle den Eindruck machen, als wären sie verkleidet, als zierten sie sich ein wenig und nähmen sich sehr in Acht, damit nicht die kaum gebändigte Natur durch Frack und Robe durchbräche. Man kann diese mustcr-

Kindcilüs!. IVcilag von A, Twictmcycr in Leipzig, 1

hafte Artigkeit nicht recht ernst nehmen. Aber gerade dieses Gefühl hat etwas befreiendes, und Erancs Gestalten entgehen so dem Schicksal iener unausstehlichen Tugenden in den moralischen Büchern — der abstoßenden Langweiligkeit. Man kann sich dieser artigen Kinder freuen, ohne sie zu bemitleiden. Und sie sind sehr hübsch: schöne Köpfe auf zierlichen Figürchen. Hier und da sieht man, daß der Zeichner seine Kunst doch nicht ganz beherrscht; dafür hat er aber ein Selbstvertrauen, eine sichere Flothcit im Striche, die mit den kleinen Fehlern in der Zeichnungen aussöhnen. — Die Bilder werden von Vcrschcn begleitet, die freilich nicht Dichtungen ersten Ranges sind, die aber ihrem Zwecke, den betrachtenden Kindern vorgelesen zu werden, wohl entsprechen mögen. Im selben Verlage sind noch einige andere Arbeiten desselben Künstlers erschienen. Die eine, König Glückskind, ist eine Art von Allegorie auf die zwölf Monate; und sie ist die einzige, deren Einbürgerung wir mit Kopfschütteln begrüßen müssen. Das Buch ist zu englisch. Diese Verkörperungen der einzelnen Monate entsprechen unsrer eignen Lebensweise durchaus nicht: Gestalten wie jener Seemann sind weit davon ent-

fernt, für uns typisch zu sein, und andre stellen sich in einer Art dar, für die bei uns jede Vergleichung fehlt. Man sollte Kindern ein solches Buch nicht in die Hand geben. Wir Deutschen find gar nicht so geartet, dah wir es «ertragen könnten, schon in der Iuggcnd in ganz fremde Lebensanschauungen eingeführt zu werden. Für die anderen Bücher gilt das nicht in gleichem Grade. Es find lauter Vcarbcitungen deutscher Märchen: Blaubart, Dornröschen, Rothläppchen, Prinzessin Wunderstern, die hirschluh im Walde. Natürlich sind auch sie nicht in die Fremde gegangen, ohne ausländisches Wesen anzunehmen, obschon unsere Märchen zäher deutsch zu sein fcheinen als wir Deutschen selbst. Ziemlich am Schlimmsten ist Rothläppchen gefahren, das dem Engländer arg modern gernthcn ist. Nesser geht es den andern, deren Handlung in das Mittelalter «erlegt wird. Zwar ist es nicht

Kindcilüsl. IVcrlag ««n A. Twiclmcticl i,i Leipzig
unser Königssohn und unsere Königstochter, was er da zeichnet: sie sehen auch ganz verdächtig nach H,s8t,notiei8In aus. Aber darein kann man sich ja allenfalls finden. Und wenn für uns der Hauch ursprünglicher Poesie uon diesen Gestalten abgestreift ist, so entschädigt dafür eine gar nicht unbedeutende Summe uon Anschauung«- und Ausdrucksvermögen und sogar uon gewissen archäologischen Kenntnissen. Die Trachten sind alle überraschend richtig, richtiger als in manchem deutschen Märchenbuche, wo der Zeichner nach der Regel jenes Mecischweinchen-directors lebt: „Nach Christus Rittersticfeln, vor Christus nackte Beine!" Das ist vielleicht ziemlich unwesentlich; aber eine größere Treue in dieser Beziehung entspricht nun einmal dem ganzen Wesen unsrer Zeit.
Meisterhaft ist die Ausführung aller dieser Hefte. Von der einfachen Nettiglciit der Holzschnitte geben unsre Proben eine hinreichende Vorstellung. Jene Einfachheit entspricht im Ucbrigen den Anforderungen des Farbendrucks. Die ganze Art des Schnittes macht eigentlich den Eindruck, als sei die Arbeit in Deutschland oder wenigstens von Arbeitern ausgeführt worden, die sich nach deutschen Mustern gebildet hätten.
N»r» und Süd, xxiv, ?,», 9

<28 Nord und Süd.

Der Englands arbeitet etwas anders, als es hier geschehen. Der Farbendruck, dem ja die ganze Manier des Zeichners entgegenkommt, ist ganz uorzüglich ausgefallen, untadclhaft scharf. Papier und Druck sind nur zu loben. Und was das Beste ist: diese Hefte sind spottbillig, alle zusammen losten sie laum mehr al« ein einziges mit Zeichnungen Kate Grecnawaus. Das ist doch ein Umstand, der gewaltig mitspricht: denn dicse waren, obwohl unstreitig hübsch, viel zu theuer. Der Reichste soll für ein Buch, das er einem Kinde schenkt, und das uon diesem doch in allen Fällen beschmutzt und zerrissen zum Mindesten achtlos behandelt wird, nicht eine so große Summe ausgeben. Lurus in Büchern ist ein sehr gutes Ding i aber wenn wir ihn in Kinderbüchern treiben wollten, so hieße das die Sache, die wir doch erst anfangen, durchaus beim unrechten Ende anfangen. — «K.

Geschichte der fremden Literaturen. Zwei Bünde (Band 3 u. 4 der II l u s t r i r t e n Literaturgeschichte). Von Otto von Aeixner. Leipzig, Otto Spamer.

Der Sohn deö Schwarzlonlds. Von Franz Otto. Leipzig, Otto Spamer.

Das Vuch der schönsten Kinder- und Volksmärchen Sagen und Schwanke.

Von E. Lausch. Leipzig, Otto Spnmer.

Pendraa,«». Von I. Mählu. Leipzig, Otto Spnmer.

Wir haben schon im vorigen Hefte der obengenannten Bücher aus dem Verlage von Otto Spamer in Leipzig Erwähnung gethan. Wenn wir heute darauf zurückkommen, so geschieht es, um uon den Illustrationen einige Proben zu geben. Aus Otto von Leixncrs Illustriitcr Geschichte der fremden Literaturen heben wir eine Zeichnung heraus, die von dem berühmten französischen Schlachtenmaler A de Neuville, dem Maler des Sturmes auf St. Privat her stammt. Allerdings ist jenes Buch zum größten Theile von den Hauslünstlern des Spamer'schen Verlags, von Vogel, Heine, Mälin u. f. w. und zwar in recht wirkungsvoller Weise illustirt worden. Aber deren Art ist aus Hunderttaufenden von Spamerschen Werten in Deutschland schon hinreichend bekannt, mehr als die der meisten größeren Künstler. Dagegen bleibt es immer anziehend, die Art eines ausländischen Zeichners, dessen Werke man selten vor Augen hat, zu betrachten — geschähe es auch nur, um sie mit einheimischen Werken zu vergleichen. Das Nildniß, Nauard, der Ritter ohne Furcht und Tadel ist einer illustirten uoltsthümlichen Geschichte Frankreichs entnommen, deren von Neuville herrührende Illustrationen Spamer für Deutschland erworben hat. So kommt es, daß man in einigen uon dessen Vrrlagswerlen häufig Blätter findet, in deren Ecke das ^ . äs !?. flott hingeworfen ist. Man begegnet ihnen gern? denn in diesen Jugendarbeiten entfallt der Franzose ein Talent, das eigentlich fast mehr verspricht, als er später gehalten. Auch auf ihn hat der Erfolg die uerhängnißvolle Wirkung geübt, ihn in eine einseitige Richtung zu drängen. Hier dagegen sprudelt Alles noch frisch mit einem Uebermuthe, der an die schönen Tage der französischen Romantiker erinnert. Diese beiden Bildnisse find Muster ihrer Art, in der ausdrucksvollen Einfachheit ihrer Haltung und in der sicheren Ausführung, dem Treffen des Kennzeichnenden. Leixners Buch ist eine sehr steißige Zusammenstellung. Gegen manche seiner Ansichten würde man eigentlich Widerspruch erheben müssen. Doch bei Arbeiten dieser Gattung scheint es nun einmal ohne kleine Ungerechtigkeiten nicht abzugehen. Und obwohl es unverkennbar ist, daß den meisten ihrer Leser die nöthigc Urtheilsraft fehlen wird, um Richtiges von weniger Richtigem zu sondern, so wird man sich doch ein für allemal in solche kleine Uebelstände fügen müssen. Denn schlichlich überwiegt doch der Vortheil, den ein solches gewiß vielfach befruchtendes Buch bringt, alle anderen Bedenken. Sehr schiihcnswoerth sind die beigegegebncn Beispiele, Bruchstücke aus Uebcrsetzungen, die theilwcisc sehr schwer zugänglich sein mögen.

Der Sohn des Schwarzwaldcs ist, wie wir schon neulich bemerkten, Johann Peter Hebel. Zu dem, was wir neulich über das Buch gesagt, können wir kaum noch

etwas hinzufügen. Wir tonnen nur die Hoffnung und den auflichtigen Wunsch aus-
sprechen, das, der biedere Hausfreund auch in dieser Gestalt überall willkommen geheißen
und als ein geehrter Gast behandelt und behalten werden möge. Diese herrlichen Gc»
schichten, das schlichte Kannituerftahn mit seinem vollen, rein ursprünglichen Humor,

die Streiche des Heiners und
des rothenDieters, dieser ganze
Schal) einfacher Lebensweisheit darf
unsrcm Volle nie verloren gehen.
Das Alles ist auch elastisch; und
wir wiissten in der neueren Zeit
nicht einen einzigen Schriftsteller,
der uns das ersehen lönnte. Hebel
und Ludwig Nichter, die beide auf
verschiedenen Kunstgebieten dieselbe
Dil SchUI>dur«ll>»n 2. Vlch,'!«!n. Nichtungucrfolgen und das nämliche
«u« «»uich Märchenbuch. Leifzlü, !2t!o Zpamti. gi^ erreichen, gehören zu den
größten Wohlthätern unseres Volles — nennt man den Einen, so denkt man unwill-
lürlich auch des Anderen.
Lausch« Märchenbuch ist an dieser Stelle wohl gleichfalls schon hinreichend
gekennzeichnet worden/ Wie die Illustration zu der Hebel'schen Geschichte ursprünglich
siir die Stuttgarter Ausgabe gezeichnet ist, f° ist die zu den Schildbürgern gleichfalls
leine neue, sondern in einem älteren Märchenbuche, irren wir nicht, in einer der aus-
gaben von Schwabs V ° Ils blich ern. bereits gedruckt gewesen. Wir freuen uns, den
liebenswürdigen Gestalter des deutschen Märchens, L. Vechftein, auf dicfc Welse einmal

Nord und Süd.

wenigstens als Gast unsrer Zeitschrift begrüßen zu dürfen. Und wir betrachtendes als einen großen Vorzug der Spamcr'schen Verlagswerke, daß ihr Herausgeber das Gute nimmt, wo er es nur findet, und es sich nicht darauf ankommen läßt ob dasselbe vielleicht ursprünglich auf eines Anderen Acker gewachsen ist. Pendragon endlich ist auch mit Blättern illustirt, deren Natur auf einen fremden Ursprung deutet. Da d>c Erzählung nach einem französischen Stoffe bearbeitet zu sein scheint, so darf man wohl auch in dem Zeichner einen Franzoscn^vermuthen.

Au« Leixnel

VI>h»i!>. «im A. de Neuville,

esch. bei flcnide» Litcioluicn, Leipzig, vlto Svomer.

Auf unfrcr Probe zeigt er auch ganz die Eigenthümlichkeit seiner vaterländischen Kunst: ^roße Sicherheit und Keckheit in der Mache und eine wohlüberlegte Einfachheit, die das Ergebnis nicht verächtlicher Arbeit ist. Die meisten dieser kleinen Umriß» Zeichnungen sind sehr wohl werth, das, man sie aufmerksam bitlachtet. — Die Erzählung selbst ist ein Beitrag zu dem alten Stück, das der Gründer des Verlages zwar nicht erfunden, aber in feinem Der große König und fein Rekrut wirtlich zum Muster gestaltet hat — zu dem Stücke von dem großen Fürsten und dem jungen Abenteurer, der muthig, verschlagen, treu, stets an der Seite des Fürsten bleibt, an allen seinen Thaten thcilnimmt und deren glücklichen Ausgang meist entscheidet. Eine bequeme Fabel, um Geschichte spielend zu lehren. Pendragon ist ein junger Kelte (man

)Illustrirte Vibliographic.
^2,
denke an den französischen Ursprung der Geschichte!), der sich dem Siegcszugc Alexander« anschlicht, selbstverständlich die für die Franzosen schmeichelhafteste Rolle dabei spielt, gegen den trunksüchtigen, eigensinnigen, jähzornigen König auf das Vortheilhaltesle absticht, schließlich den Helden selbst schlägt und in Indien ob seimr Tugenden zum König gewählt wird. Voilü! So bringen die Franzosen ihrcnKindcrn Geschichte bei—und die Sache ist eigentlich so übel nicht. Nas Buch ist lebendig geschrieben und gewahrt ein recht anschauliches Vild der Zustände in der Alexander-Zeit. Der deutsche Bearbeiter, der

Die Tchmllhichiil. Von W, Lllludiu». Nu» Franz Ol<«, Dcr E ° l<» de« Sch « »izwald«l. LciPzi«, Otl« Sp»,»cr. bekannte Philolog Mähln, hat sich bemüht, die französische Erzählung möglichst mit den Thalsachcn in Einklang zu bringen und zu berichtigen. Nicht überall ist ihm das begreiflicher Weise gelungen. Er hat daher eine recht lcsenswcrthe Einleitung vorausgeschickt, die über alle Punkte, welche er vor seinem philologischen Gewissen nicht ucr-llntroorten kann, Rechenschaft ablegt. — Der Spamcrschc Verlag hat oftmals solche Bearbeitungen herausgegeben und in einigen derselben außerordentlichen Erfolg erzielt. Es war eine besondere Stärke des Begründers der Handlung, solche glückliche Stoffe herauszufinden und in die rechten Hände zu geben; und darin besteht eine hervorragende Eigenthümlichkeit seines ganzen Wirkens. Er war wirtlich einer, der wußte, was das deutsche Publikum verlangte i und seine Bearbeitungen waren in der Regel mehr als flüchtige Uebcrsctzungen, deren einzige Freiheit darin besteht, daß der Verfasser sprachlichen Schwierigkeiten geschickt aus dem Wege geht. Es waren wirtliche Arbeiten. Und zu dieser Gattung scheint unser Pendragon zu gehören. Wünschen wir ihm viel Glück! Er führt unsrc Jugend in eine Zeit zurück, in der wir sie stets recht heimisch zu sehen wünschen. — clc. Leutscher llindcrHalcnder 1883. Berlin, A. B. Auerbach. Ein sehr hübsches Heftchcn. Der Text stammt zum Theil aus den Federn uuserer bekanntesten Schriftsteller! und für den Erwachsenen hat es einen cigcuthümlichen Reiz, ein Märchen von Stettenheim oder ein Gedichtchen von Wildcnbruch zu

^32 Nord und 2üd.

lesen. Auch Nosegger hat eine Geschichte beigesteuert. Im Ganzen aber trägt das Werl ein durchaus norddeutsches, ja eigens Berliner Gepräge. Zahlreiche Bilder und sonstige Beilagen werden jedes Kinberherz erfreuen. —et.

Jung Vlieze. Bilder aus einem Kinderlcbcn von F. Werkmeister. Mit Reimen von Victor Blüthgen. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Entschieden eines der liebenswürdigsten Bilderbücher, die dieses Weihnachten an den Tag gerufen hat. Der Zeichner hat ein ganz eigenartiges Talent. Aber seine Blätter sind nicht nur sehr hübsch, sehr anmuthig, sehr geschickt gemacht, sondern sie üben auch eine gewisse seelische Wirkung aus. Sie haben einen solch poetischen Reiz, der Auge und Sinn ungewöhnlich fesselt. Man sieht gern in diese Kindcrauaen hinein und in dieses sonnige Eckchcn von Kinderidylle. Es ist ein Buch mindestens so sehr sür Erwachsene wie für Kinder. Ausschließlich für diese sind die Reime Nlüthgens; sie sind von der bekannten Art. Die Bezeichnung Reim ist dafür ganz treffend, denn viel mehr ist an den Sachen nicht als Reime und Füllsilbcn daran — aber mehr ist ja wohl auch nicht von Nöthen. — «t.

Musikalisches Künsiler-Mbum. Vierzehn Original-Compositione» von Kammer«lander, Lachner, Prestell, Kleffel, Nheinberger, Wüllner, und Zeichnungen von Freytag, Traub u. Zehme. Augsburg, N. Schmidt'sche Verlagsbuchhandlung (A. Manz).

Das vorliegende Album gehört zu jener Galtung von Prachlwcrclcn — einer ziemlich neu aufgekommenen Gattung — die Tcrt und Noten in unmittelbare Verbindung mit der Illustration setzen, indem zu Beginn jeder Composition auf Kopf und Rand eine Zeichnung gedruckt wird. Das ist jedenfalls eine schöne Zierde und ein herrlicher Fortschritt gegen die kläglichen Bilder, die meist auf den Umschlägen beliebter Musikstücke zu sehen sind, und die ihrem Werlhc nach eigentlich auf Kisten mit schlechten Cigarren gehören. Das Album bietet durchweg Compositionen, die bisher noch nicht veröffentlicht worden sind — lauter Gesangsstücke. Die Gedichte sind geschmackvoll gewählt — das Urtheil über die Compositionen ist von einem anderen Stuhle herab zu fällen. Die Zeichnungen tragen die deutlichen Kennzeichen des süddeutschen Ursprung«: die cigenthümliche Mischung von Motiven aus der deutschen Renaissance und aus der Illlcrmodernsten Zeit und den großen Aufwand füllenden Beiwerkes. Immerhin stellen sie sich recht stattlich dar, die Zinlotypien sind von G. Mcisenbach sehr gut ausgeführt. — Uebrigens kann jedes der Lieder aus diesem Album auch einzeln bezogen werden. — olc.

Schillers «eben und Werte. Von Emil Pallcsle. Elfte Auflage. 2 Bde.

75 Bogen. Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart. Gebunden 6 Ml. 75 Pf.

Pallellc's Schillerbiographie ist ein lieber alter Freund, den man nicht erst vorzustellen braucht. Wie Schiller's Werke der unerschöpfliche Born der Begeisterung sür Jung und Alt sind, so möge auch dieses ebenso geistvoll als anziehend geschriebene Werl „Leben Schillers" von Pallcsle immer noch weitere aufmerksame Leser finden.

Diese neueste elfte Auflage ist mit einem vortrefflichen Generalregister versehen, das die Brauchbarkeit des Buches wesentlich erhöht, und empfiehlt sich durch äußere Ausstattung als werthvolles Geschenk.

Franz Liszt. Gesammelte Schriften, herausgegeben von L. Ramann. 4. Band. Auch unter dem Titel: Aus den Annale« des Fortschritts: Concert und lammer-musilalische Essays. Lezilon-Format, VIII u. 273 S. Leipzig, 1882, Vrcitlopf und Härtet.

Der Band enthält: Berlioz und seine Harald-Symphonie — Robert Schumann — Clara Schumann — Robert Franz — Sobolcwslis Vinuela — John Fild und feine Nocturnes. Sämmtliche Aufsätze datiren aus dem Jahre 1855, mit Ausnahme des letztgenannten. Alle legen sie von Neuem leugniß ab für die hohe lünstlcrische Gcistesart ihres Verfassers, für feine neidlose Vewundcrung der Verdienste Anderer und für sein ausgezeichnetes schriftstellerisches Talent. Die Aufsätze über Berlioz, Schumann und Franz sind bei Weitem das Beste, was übrr diese bedeutungsvollen lunstgeschichtlichen Erscheinungen bis zur Stunde geschrieben worden ist, insbesondere der Aufsah über Schumann ist eine wahre Fundgrube von feinfühligcn und treffenden Bemerkungen. Kein Musiker von Fach, oder wer mit musikalischer Kritik sich zu beschäftigen hat, darf Liszts Schriften ungelescn lassen. — Die Uebersehung ist sehr gelungen, die Ausstattung der Bände entspricht dem Namen der Vcilagsfiima. ilarl Fr. Glascnapp. Richard Wagners Leben und Wirken. In sechs Büchern dargestellt. Supplement 1876—1882. Nebst einem Register über das gesummte Werl. 8. u. S. 479—558. Leipzig 1882, Breitlopf und Härtet.

Glascnapps Werl über Richard Wagner ist das umfassendste Werl, welches bis zur Stunde über das Leben und Wirken des „Meisters" erschienen ist. Es hat viel dazu beigetragen, gewisse Vorurtheile zu zerstreuen, welche dem Wesen und Wollen des großen Componisten entgegcngetragen worden sind. Der Verfasser hat sich die red-lichste Mühe gegeben, seinen wcitschichtigen Stoff zu bewältigen und er hat geboten, was gegenüber einer noch unter den Lebenden weilenden und in höchster Schaffens»kraft thätigcn Persönlichkeit zu bieten ist. Einer zweiten Auflage des Werkes, welches aus dem früheren Verlage in den von Breitlopf und Härtet übergegangen ist, wird es vorbehalten bleiben müssen, gewisse Irrthümer zu beseitigen und seit dem Erscheinen der ersten Auflage neu entstandene Gesichtspunkte zu »erweichen. Inzwischen hat das Buch durch das Supplement (mit den Capitel: das Londoner Festival, Eomposition des Parsifal, Religion und Parsifal) und durch zwei sorgfältig gearbeitete Register eine danlenswerthe Erweiterung erfahren, und noch mehr als zuvor wird es Keiner missen können, wer von dem Lebenswerke des Meisters mehr erfahren will, als feine Musitdillmen un« erzählen.

üevin Tchückiug, Alte Ketten. Roman. Zwei Bände. Breslau und Leipzig 1883. S. Schottlaender. Ml. 6 —

Diese neueste Arbeit des so unermüdlich schaffenden Dichters ist in der rasch beliebt gewordenen 3 Marl-Nibliolhel von S. Schottlaender erschienen. Auch ihr wird der gewohnte Beifall nicht fehlen, wir zählen sie mit zum Besten, was Schücking in den letzten Jahren geschrieben hat. Alte Ketten — das heißt: alte schuldvolle, von der Mitwelt ««gekannte oder vergessene Verhängnisse, deren tragische Folgen noch immer gleich unsichtbaren Ketten drückend an den Fuß des Dahinschreitenden geschmiedet sind und von ihm nicht eher gelöst, beseitigt werden können, bis die Schuld auch wirklich gebüßt, der Fehltritt gesühnt ist. In dieser Weise hatten wir uns beim Lesen des zweibändigen Romanes die Bedeutung des Titels zurechtgelegt; aber auf einer der letzten Seiten finden wir folgende Worte der Heldin, die uns den Titel nach der Absicht des Verfassers anders zu erklären scheint: „Es giebt Verhältnisse und Bande, welche edle und reine Seelen für immer aneinander letten. Schon das Be-wußtsein der Gemeinsamkeit einer vollen und tiefen Glücksempfindung, das ihnen llnuerloren bleibt, oder der Gemeinsamkeit eines großen Schmerzes bindet sie und macht ihnen Treue zur Notwendigkeit." Die Heldin des Romans, die Hofdame

I.3H Nord und Süd.

Antonie von Rotbrecht, wird diesem ethischen Gesetz untreu, indem sie einen von ihr in jungen Jahren begangenen Fehltritt durch Trotz, Stolz, Härte gegen sich und ihre Umgebung, gegen ihre natürliche Tochter Johanna, gegen deren Vater, den Herzog, der vergeblich immer wieder durch die vorgeschlagene Ehe mit ihr die Schuld der Jugend aufzuheben begehrt, eigenwillig zu sühnen sucht. Eine ganze Kette schwerer Prüfungen belehrt sie endlich, daß ihre ganze schön gefärbte Tugend nur Grausamleit und daß, wie sie selbst sagt, nicht ihre Schuld, sondern die Buße ihrer Schuld ihr Verbrechen war. Diese schöne, stolze, Illhle Egeria des Herzogs ist eine psychologisch hochinteressante Gestalt, von Schücking mit Meisterhand gezeichnet. Nicht minder fesselt der Herzog, eine auch geistig vornehme Persönlichkeit, sammt dem übrigen meist aristokratischen Kreise, dessen Figuren sich lebensvoll in dem Rahmen des spannenden, auf deutschem und italienischem Boden spielenden Romanes bewegen. Die Erfindung ist eine glückliche, oft abenteuerliche und zum Theil von jenem geheimnißvollen Duft umgeben, der zu Schückings Eigenart gehört. Eine prächtige, höchst originelle Figur ist der Erbonkel aus Amerika, der durch Schaden eilennen muß, daß die wahre sittliche Kraft des Menschen nicht im Gldbsitz ruht, sonst aber seine gar nicht zu verachtenden Ncltvcrbesscrungsvorschläge höchst ergötzlich vorzubringen versteht. Das sichere Wurzeln des Dichters im modernen Z^itbewußtscin, das geiswolle und scharfsinnige Behandeln der lebendigen Fragen der Gegenwart wollen wir noch besonders rühmend hervorheben. —r.

Caimcn Sylv». Iehovah. Leipzig, 1882. Friedrich.

Der Titel sollte wohl richtiger: Ahasuerus heißen, denn er, der ewige Jude, ist der Held dieser kleinen gedankenvollen, in schönen, wohlklingenden, reimlosen Versen geschriebenen Dichtung. Durch die ganze Welt, in Acgyptcn, Indien, Spanien, als Anachorct, Königsheld, Dichter — in der Neuen Welt als Fürst und König, in Italien als schaffender Künstler, unter stallen Männern und bei schönen Frauen sucht er in brünstiger Sehnsucht Gott, ohne ihn zu finden. Eine Stunde im frühlingssduftendcn Wald belehrt ihn, endlich: Im Weiden d» ist Gott, Golt ist ewig Werben! Er betet an, preist und verscheidet. Man würde die nur in kurzen, knappen Zügen sich bewegende Dichtung mit Interesse und Anerkennung lesen, auch wenn man nicht wüßte, daß die pscudonumc Verfasserin die Königin von Rumänien ist. Auf S. 32 ist wohl statt: „Die er das Recht sich fühlte zu verachten" — besser zu lesen: „Die er im Recht sich fühlte zu verachten." Aber auch dann klingt der Vers nicht sonderlich schön. —r.

Woldcumr Kade«, Pumpcjanischc Novellen und andere. 8. 462 E. Stuttgart

18'2. Adolf Bonz u. Co.

Woldcmar Kaden ist bei der deutschen Lescwelt mit Recht wohl accredirt. Die schon ziemlich stattliche Reihe seiner vortrefflichen Bücher über das hespcrische Zauberland, die ihm unmittelbar nach Gregorouius einen wohlverdienten Ehrenplatz in unserer Literatur einräumen, ist mit vielem Beifall aufgenommen worden und hat einen großen Leserkreis gefunden. Wir finden es nur begreiflich, daß, nachdem die italienische Novelle namentlich seit Paul Heyses glänzenden Leistungen auf diesem Boden einen so nachhaltigen Erfolg und eine immer gleich freundliche Aufnahme bei uns gefunden hat, auch Kaden sich versucht gefühlt hat, sein Glück hier zu versuchen. Reiche Phantasie, glückliches Talent der Auffassung und Darstellung, eine genaue Kenntnih der localen Verhältnisse, wie man sie nicht oft findet, elegante edle Sprache, die nur in seltenen Ausnahmefallen die Feile vermissen läßt, alles das konnte ihn ja wohl den Ritt in's romantische Land der Novelle, der sclbstschöpfrrischcn künstlerischen Thätigkeit wagen lassen und es kam zuletzt nur darauf an, ob er auch die Fähigkeit, künstlerisch zu componircn, organisiren, gruppircn in sich finden werde. Der vorliegende, etwas umfangreich gerathenc Band enthält fünf Stücke von ungleichen Giuhenucihältnissen

und von ungleichem Werthe, drei größere und zwei Heinere. Die Erzählung, die den Band eröffnet, ist die bedeutendste und gerade sie legt man am meisten unbefriedigt «uf die Seite. Um es kurz zu sagen, diese Erzählung hat der Autor nicht fertig geschrieben, sie ist ein Torso, sie ist ein unvollendeter Roman, der plötzlich abbricht, weil der Autor vielleicht die Lust daran verloren hat, weil — wir wissen nicht warum. »In der Morgenröthe" — die Erzählung spielt zur Zeit der ersten christlichen Gemeinde in Pompeji („Christi Blut hat die Welt erfüllt und sein purpurnes Leuchten ist Morgenröthe, welcher der Sonnenaufgang folgen wird," sagt ein Christian«), beginnt mit der Ankunft des Apostel Paulus in Italic» und schließt mit der glänzenden Schilderung des Auftretens Neros al« Sänger im Amphitheater zu Neapel an demselben Tag, an welchem Pompeji zu Grunde geht — ist mit vollem Unrecht eine Novelle genannt. Sic ist ein breit angelegter historischer Roman mit vielen in einander verschlungenen und verwickelten Handlungen, mit einer Menge von interessanten, bedeutenden Personen, aufgebaut und erfunden auf dem fast in erdrückender Detlilfüllc geschilderten Grund damaliger Zustände und Menschen, in deren grauenhafte, von Wollust und Verbrechen jeder Art durchzittcrle, nachldunlle Verworfenheit das Licht des neuen Evangeliums von der Liebe wie ein aufgehender Stern mildernd und sühnend fällt. Das ist Alles sehr gut erzählt — einzelne Szenen sind von ergreifender Schönheit der Darstellung, so das Seegefecht der Gladiatoren und Sclaucn auf dem Lacus Fucinus, wo man die vom Blutdunst zitternde Luft zu athmen glaubt: so die unvergleichlich poetische Schilderung der ersten Licbsbcgcnung zwischen dem Maler Agathemenos und der Sclauin Chnisogene und vieles Andere. Aber zuletzt bricht die Erzählung plötzlich ab, wir erfahren Nichts von Paulus, Nichts von Senecn mehr: Nichts vom Isispicstr und seine« zweiten Anschlag auf Eajus Sabinus, Nichts von dem, was eigentlich der gehcimnißuollc Besuch der Kaiserin PoppNa bei den Christen zu bedeuten hatte, und so schwebt »och gar Manches, indem es leine Folge Hai und nicht in eine weitere Erzählung weiter eingreift, völlig haltlos in der Luft — wie z. V. auch das ganze Spectalel im Amphitheater von Neapel. Der Verfasser hätte seine Erzählung künstlerisch zu Ende bringen müssen und wir hätten ihm dann ohne Zweifel ein Buch verdankt, das bei dem noch immer so absonderlich in die Alterthumsromauc verbissenen Geschmack unseres Publikums mit Recht auf großen Beifall hätte zählen können. — Nummer zwei und fünf sind nur Skizzen, ja, Nummer fünf sogar ganz eigentlich nur „ein Nouccllenstoff von der Insel Capri", höchst anziehend und bcachtens-crth — aber wc,rum hat der Novellist Kaden diesen „Stoff" nicht selbst behandelt? Der Novellist bietet doch seine „Stoffe" nicht aus. Uneingeschränktes Lob verdienen die beiden großen Novellen: „Des Ikarus Flügel", wo nur die Einfchachtclung der aus dem Italienischen übersetzten Novelle „Die Lampe der Venus" ganz überflüssig scheine», und „Aus den Herinlcrbcrgcn". Neide behandeln ein altes Motiv, die Liebe deutscher Künstler zu Töchtern des Landes, aber nicht in herkömmlichen Geleisen, sondern bedeutungsvoll, erschütternd und mit tragischer Kraft. Die wilde Leidenschaftlichkeit des Nergmädchens von Alatri ist meisterhaft geschildert, die ganze Gestalt bewundcrnswerth und hinreißend. — An den Herrn Verleger noch die bescheidene Anfrage: darf man einen fast dreißig Bogen starken Band, sonst vortrefflich ausgestattet, ungchcftct in die Welt gehen lassen, so daß das Buch, aufgechnitten, beim Lesen und Blättern in ungezählte Thcile zerfällt? Ist nur in Deutschland möglich.

— r.

Jahrbuch der Verliner Vörse. 1882—1883. Ein Nachschlagsbuch für^Banquicrs und Eapitaliftcn. Herausgegeben von der Rednction des „Berliner Actionär", I. Ncumann und E. Freustadt. 8. XXII und 403 S. Berlin, 1882, E. S. Mittler u. Sohn. Geb.

Tag für Tag hat die Börse mit den Ergebnissen der Ernte, mit der Thätiglcit unserer Industrie, mit der Vcrlchrs-Enwicklung auf unseren Transport-Anstalten,

<26 Nord und Süd.

mit der Wirksamkeit unserer Banken zu rechnen. Auf dem Veilehrsgebiete der Effecten-Börse zeigt sich eine erhöhte und sichtlich wachsende Bewegung: eine Anzahl neuer Papiere ist an den Markt gebracht, und für sie wie für die alten, soliden, od« in einem großen Thcile durch einschneidende Finanzoperationen auf eine solide« Basis gestellten Wcrlhe tritt fast tätzlich neuer Begehr hervor, erhöhen sich fast täglich die Course. Unter solchen Umständen bedarf der Banquier wie der Capitalist mehr wie >e eines zuverlässigen Führers durch die verschlungenen Gänge des Courszetlels, um die Grundlagen der Unternehmungen uollständig zu erkennen, denen er sein Vertrauen für den Zweck folider Speculation oder Capital »'Anlage zuwenden will. Als ein solcher zuverlässiger Führer hat sich anerlanntermaficn dieses Jahrbuch bewährt, so datz eine neue, bis in den Monat August mit ihren Daten hinabreichende Ausgabe, die vierte, eine für den Nörschmann und Capitalisten gleichmäßig werthuolle Erscheinung bedeutet, die hiermit bestens empfohlen fei.

Julius Grosse, Gedichte in neuer, durchgesehener und vermehrte»? Auswahl, mit einer Zuschrift von PaulHeuse. 3l« S. Berlin, 1882. G. Grote. Ml. 3.—, geb. Ml. 4.—

Julius Grosse, von Paul Hcyse beuorworlct und besürwortet — fürwahr, eine interessante Erscheinung auf dem diesjährigen Bücher und Weihnachtsmarkt. Wie die dem Buche vorgesetzte „Zuschrift" Heuses an Grosse ergibt, hat der Erste« die ganze Sammlung aus dem ihm anvertrauten, theils schon gedruckten, theils noch ungcdruckten Material zusammengestellt und schickt sie nun mit warmen Ncgleitworten in die Welt, die sein Verfahren dem Leser und dem doch schon für sich angifehenen und hochgeschätzten Dichter gegenüber rechtfertigen sollen. Diese „Zuschrift" ist in mehr als einer Hinsicht interessant: zunächst weil sie ein schönes Zeugniß für die auf« richtige Freundschaft ablegt, welche die beiden Dichter miteinander verbindet, dann weil sie ein sehr bcmerkenswcrthes Streiflicht auf die Stellung wirft, welche Heyse zu der „Lyrik von heutzutage" einnimmt. Man wird diesen Auslassungen jene Aufmerk-samkeit und Ncnchmng schenken müssen, welche sie aus dem Munde einer solchen Autorität beanspruchen. Sie haben siir uns nichts Ueberraschendes! um so mehr bedauern wir, bei dem eng begrenzten Raum hier nicht weiter darauf eingehen zu können, wir freuen uns nur, daß Heyse seinen ganzen Namen dafür einfeht, den bis jetzt „von dem krausen Singsang unserer Tage" übertönten Gedichten seines Freundes Julius Grosse die verdiente Aufmerksamkeit der „wenigen Freunde der Poesie" zuzu-wenden. Es kam Hcysc, wie er sagt, vor Allem darauf an, bei feiner Zusammen« stellung die volle Dichterpersönlichtcit Grosse« zum Ausdruck zu bringen und diese tritt uns denn auch aus der vorliegenden Sammlung stolz und imponirend entgegen. Vornehmheit in der Wahl des Stoffs und in der Wahl der künstlerischen Formen ist das charakteristische Merkmal des Dichters, der sich uns hier als ein Lyriker im großen Stil zeigt, gedankenvoll, tiefsinnig, von hinreißender Phantasie und mit Vorliebe jenen vornehmeren, glatten Formen zugewendet, welche ihren reichen Gedancninhalt mit Selbstbewußtsein zeigen. So begegnen wir der Terzine, dem mit Meisterschaft be-handelten Trimcter, dem ungereimten fünfsüßigen Trochäus durch alle Abtheilungen des Buches, mögen sie den Freuden und Leiden der Liebe oder dem oft mit genialem Humor slizzirten Sitten und Menschen des heutigen Roms oder der Pr acht und Herr-lichkeit der bäuerischen Alpenwelt gewidmet sein. Daß ihm auch die Gabe, im ein-fachen Volkston zu singen und zu sagen, nicht versagt ist, beweist der Licdercullus „Emma", der mit seiner Innigkeit und Treuherzigkeit der Empfindung, wie mit feiner Naiuctät des Wortes neben den berühmten Frauenlicdern Chamissus ebenbürtig da-steht. Den Bestrebungen und Kämpfen der Gegenwart ist der Dichter mit Ernst, mit der ganzen Kraft seiner poetischen Individualität zugekehrt. Das zeigen seine poli-tischen Lieder aus den Kriegsjahrern, die mit einer an Neranger erinnernden glänzen-den markigen Ausdrucksweise einem lebendigen Patriotismus volltönenden Ausdruck geben. Die poetischen Motive Grosses sind niemals klein oder kleinlich und auch in

—- Vibliographie.
^3?

dm epischen oder gcnrehaften Stücken immer bedeutend, imnicr von psychologischem Interesse. Der melancholische Zug, der dem Dichter zuweilen eigen ist und ost auch in bitterer Satire oder in stürmisch bewegter Klage sich ausströmt, wurzelt in dcm tiefen Eittlichtcitstgcfühl, das ihn beherrscht, in dem unbezwingbaren Hast gegen das Gemeine und Schlechte. Von tiefer Leidenschaftlichkeit erfüllt sind die Gedichte „an die Verlorene", welche wie die Gestalt der abweisenden Geliebten stolz und marmorschön wie eine Meduse dahinschicilct, während die Abtheilung „Junge Myrten" ein uoll ge-währtes und uoll genossenes Lirbesglück in reich dahinrauschcndcn Strophen feien. Möge die „kleine Gemeinde", die Heys« seinem Freunde prophezeit, sich bald zu einer „großen" erweitern und möge ihm diese den verdienten Antheil an Ruhm und Ehre zuwenden, der, wie ein römischer Poet schon sagte, der einzige Lohn und das einzige Ziel der „geheiligten Dichter" ist. —r.

VI P. v. Vonviers Handbuch der Oclmalcrei für Künstler und Kunstfirunde.
6. Auflage. Nach der fünften Auflage gänzlich neu bearbeitet von A, Erhardt. 8. XXVIII u. 476 S. Nraunschweig, 1882, E. N. Schwetschlc K Sohn. ^9.—
Diese neue Auflage des ausgezeichneten und seit Langem als ein solches bewährten Werkes ist gegen diese früheren Auflagen wesentlich vermehrt. Der Herausgeber, selbst ein Künstler von bedeutendem Ruf, hat das Buch Bouuiers einer vollständigen Um» arbeitung unterzogen. Das Handbuch soll zunächst dcn>enigen in erster Linie Ralh, Belehrung und Unterweisung gewähren, welche die unmittelbare Anleitung eines guten Künstlers bei ihren Studien sür die Oelmalerei nicht genügend oder wohl gar nicht haben können. Aber die mitgethciltcn Resultate all der aus sorgfältig angestellten Er-fahrungen gemachten Versuche nicht nur über das Material, sondern auch über die Technik, j» über den Gang und die Art der Studien, wird auch Künstlern Belehrung und sehr wünschenswerthe Kenntnisse gewähren können. Auster den erprobten An-weisungen und Anleitungen für die ganz unkundigen Anfänger ist in dieser Auflage nach Anordnung und Inhalt alles neu, was sich auf die Oelmalerei selbst und die dazu nothwcndigcn Kenntnisse, Studien und Arbeiten bezieht. — Die Ausstattung des warm zu empfehlenden Handbuchs ist sehe gut.

z«!>o!>K»,!', THlÜNIIH. II. 5. ?ms«5«>i, u««ellioll«»
Iilx. 7—1«. ^Vien, I^ipnz, Lui»x«»t,
6«llt««ll» tn>> lldoNI»e«u voll Ott« ^'«b«l,
ll»«<l»e, ^II^Ilzt, HÜgllou« Hi«it»nl. Um»
^Hv«ntz«»«n>cut«, I>«ii«iz, Voiloz von
!>. Illi«!
8»ii«»!»,! , ÜH»W, 8oll«!m«nli«H«,'. I^ioÄ^ ,
Ze»»««, ^Illiu» ^?,, lioolb» >M vitdoi!« »oinor
2«i«««»o«»«u I<?3—1?3«. L«ilill, V«il»z
I««l—l««o, Lsilin, Vollnz von I^ioHiiob
»»>>«!>»»»!! 8»»M»!!N, n«llt»cn» IlluiH- Ulla n»u,>
LibUutusII. LH, 30i Hloicon, ?»i!In, H. H«,
I»»H, LH, 3l: Llll«or, LHu<ui! I,vUon, Ru««ll
LH. «3: Ho, LH. II, LH, 34: Leinöl, N«»i««^
»»!>», I'olix, I'sliüito», Ili8t»!l»ci>»l Lumlln »ll»
«i »UN«!
l»«!Ul, ^., vio V»l>I- unH Uon>l»fiilcllO. 1.58.2.
Lülüti, VsrlI!^ von O. H. 8t»llis.
l»«ts>«!>, Xlli!, Hamlot, H«i O>i>3»»b«l Hol Vor-
««KU»!! , L»wdlli^, (iu»!ilv ÜHu»IH I^olt«.
Molken», Uurm»nn, u, I.uHu!pn p»e>»!>!», Lüilor
^ . ? . Illicütol,
II!»e», Nourss, u, L. Uoll!«, r»l«««tii!», I.s^ .21—«»
I,vli^, I»ipliß, V«l!»8 von I°i. Illiol.

138
— Nord und 5 üd.
IrolMONN-eiiXrl»», Hu«ze^»nlw ^Verli«. I^s?, «5
KI« 3«. 8tut»8»lt. IlieFor^ob« Verlnß«-
r»»t»«!>«!> »u« dem 8tutlss»rter Verlkss. >v«i!>.
n»c!>!en 1882, In Dommizsinn l>«i uebrüdor
fl«!»«!>m»!,,!! Otto, llei^e-Liider »u« 8pnni«n,
K»i5urs!»utelu, Lornmnn lv»v»«r« Ver!»z.
Lud!«, H., llulter und 8nnn. 2d. I, II. I^inlix,
Verl»« von Drn»t üeü.
Uiill!»»«!', Nru«t, lteHl-I^exioon der deuiürden
»lertümer. He5t 18 n. 1», 8onlu»z, I^eipiiF,
«.—<!, I,iel«runß. Lul!in8/W,, Verla? von
<ü»rl Nabel <l), I,. I,üderidl«oK« Verlag«-
Ur»»s», ^uliu«, V»dlll»it in Niedwnx, Nedionw,
I>üN2i^, Nudols I,ineK«» Ver!»^.
8r»>«, Ferdinand, Hu« der Lücnerai. Vorträge
und 8tudien, V?i«n, Oarl Xnno^en.
^ lleut und ^»«tern. U««onwnt»n u, 8lii^eu,
«!>l»r!,«l>« ü»!,t«r«»r!l» der Lrl«<!!!«!! und
Nömer. 2«N ?. 8. I^l», ?. 8. I^«i,2iü.
N. üemoo.
«IM, O»rl, Künstler und Üun8t«<!,r«ik«r,
ziunnnen, Inoodor 8tr«ler« Kun«tverl»i.
ll»M»r», I>rut055or 8ninuol, ^Vi»««N8<:nl>NI!ol,»
Vurir»^« eto. I, Hell, ?re»«Knrß n, I^einli?,
<l!«>, I^riedriod, Nr. nnil., vi« Von»» von llilo.
liliirun^ und ^Vürdi^un^. Uaunuver, Ill>nn.
Xlronogr, I^io, Dl, l'riedr., lieber da» Nrund-
Nei-üüizieutißunx,1. f'rozonammoi». Xoetbeu,
?»u! 8o!iet!!»l« Vorlag.
Xiieoonll«, Ol, üinil, l)«nte^!>« I^vnlir «eit 1850.
1,5^, 4—7. I>«in2i5, lIndnlnn I>inrts.
ll»!>»r, ?rofe«!,or Dl, V,, LeüzcnriN der Nezell.
5o!mfl !!ir Urdliunde lu Verl in, Xr. !»!>, INI,
8iel»e>mwr Land, IV. u, V, liest, llerün,
Uietrionllennor.
l.»s»i>»»>!>«, l'adeln, UKersetut von N, llulun,
illu^trirt von <3u?»av llor^, Lerlin,
V, lInezer, llo!oucnb»ndlune.
l.»u»«, Heinrich, lneodor l<l!rn«rü Zümmtliebe
Werlcn. llлу»trirte ?!»<!Nt»n^ade. lll. I. «.
"v/ien, I^ein^i^, ?rass, 8i^inun>l Lenüiniiier.
l-llük«, llr. ^,V,, öi Dr. «. v l.!!tl«», Denkmäler
der Kun8t. I, I^ielerui,^. ?r»i8 I ziarli.
«tnlwart, Verlaß vnn ?«u! ^ess.
l-Utlo», L»rl vnn, Di« lcu»5l5onllt?» Italien».
8tutt«»rt Verl.-»« vnn ^, l'Infellinrn,
>»,«,,, Hlsrnd de, linü», ll«»wen von I>udviz
6«n«nosl>i' >Vi<>n, c'«r! Knnozen,
ünrd, l'ilnl, ^ns »er ^Vo^e dsü l»>>«n3. Ne-
nie!»«. Nre^den und ^»in/i^, Verl»^ vuu
«<>rd>»nds«!irt»!>, vierter ,Dr^i!n2,i«^>»md). I,u.
2. ^. (ü5. W. de« U«»»mml«'lill»«.)
?»rlv, ?rnl»«»or U»ximi>i»n, Unn« die vv«til<!!i«n
?»»t«»<!usn lieln «rzonuplend» ?«^enn!<>^i«
I^eipüi^, O. !>'. ^?iutsr»ou» Verllurziuludlllii^.
!>«»<!!!!l«>!, LmU, Din- und Hu»«!»». Hüerlsi
Humor«, I>'r»u!lllri «. A,, Ver!»ß vc»»
— ^riedbei^, 2vei l»nten, 2vei liuvellsu.
l'rlmKfnri », U., O, Xoeuiteor.
?i»t»«!>n>»!m,vr. ll,cn»rd, Le«cnie!>t«d»r Xunztir«
Hllertnum, I,!x, 8, ?. l«iuii^, ?. H, Zrno^ -
N«volut!»>>, di^ e!e>!trn>w<!>mi«<!!!», pouuIKr»
l'IX'niu^un. llüncnen, Verl»« von Leur?
r°lln«r.
^«mzoneit. II. Nd., Ux. H—z. »ipii«/,
llo»»r!»». 8treuz»nd, Ne<li«nte. ?»r«Kim, ll.
8»«!>«r.>!»»»o!!l. U»« le«wmnni H»«»i» ll»K».
^l»n, Der »lt« O»Ht«l!iu>, I>eipiiß,
5«!>«>K> Li>»!»!»»r»!. I^ipÄF, ?riodricn Iniel.
Lonriuuü,, Nr, II., lWlieniLou» 8!!!ii«n. ürturi,
?r. 2»r»nol<>m^u».
8«!>r»»!d, vr. ?lindricn, veuwen« llenter und
llenller u. 8, >v. I,l^, 1, HlteuKur^, O«^»r
5!!»>l»»»««s«.U»l«r!«, 2. HuN., l. I^elerunz.
iHiuliz, ?, H, Vroülinou«.
Lr»>»«, X?»ll«r, Nüdordllouer - Xinderlust.
N!»n!>»rt. liornrülonun. liünix liMc^Irind.
Nie IlirsoüKuu im "Walde. I^einüig, ü. l»i»t-
Ver!«^ von l^rindric:n l,uo!c!>»rdt.
Unrl»>>>>, I^iüv, In ein«lunen 8tund«n. l.vri»c!>«
Ilioniunlren. 8tnnt«»rt, D. Nreiner«Ü!« Ver>
l»85Q!U!Ulun!5, (greiner «l kwilrer.
V«r!>»nd!u>>»«n der Ne»e!!«ou»rt Mr r^rd^nnd»
üu LerNn, Ld IX,, Hr. 8. Lerliu, Verlxz
von Oielrion lleimer.
«lddillen, Dr. I". U. Ol.w, Diu U<»Q»lli»U»lii
Vir ^udon, LetlHentun^en und V»i«!u!Hz« ^»»
vrviud. Lenin, 8tutlß»rl, V""', 8u«lu»uu.

Diuck unl, Verlag uon 5. 5choltlae»dei in ««»lau.
Unbeiechügier Nuchdiuir ouz drni ^„lzall lüejei Zeilschiift un>n<»ai. Uct>ii!essu,!g»iecht »»«eho!«,,.

/^<9^^ ^^6-^ i/^F^' ^//^V^/v'^^, ^^ 6-H-^^?.
^i/F^i7<?^ ^i/F ^»Hi//^^^ ^.1//v^^^5^v<?^^.
<U6n.-8tad83.r2t K. Univ.-Prof. Ol". VON ^ussdaum
IVIUncnkn.
Qeli. iviecz.-rlatli Prof. DI". Vircnow, Lsrlln.
'<?/«///ez/ck« ^//«c)'^^/> llÄne^« ?^>V//^/////7// «//^, 24. /)t^emH<
1878."
Ol-. Oscar I^lsdrsion, Prof. cistr I^6ilmitt6ll6nr6a.c
Univ. Lerlin.
1879."
Q6N. 8an.-r?Ätn Dr. O. Var-l-Ontrapp, Frankfurt 2.. IV
K. Univ.-Prof. Dr. IVI. ^. OkrtsI, IVIüncsn.
>I/5 e/^/>/^/^v/H^ (^c/^7«Xe ?n« oH^ z«// ^^?/« F^/»'^/
««. 16. ^!/<I>2 1879."
Qsn. IVIscl.-klatn Prof. Dr. f'. W. L6N6cl<6, IVIarour!
"^/«^ H^ e^/)'/^/^'^H^« t7c'/'t?«X>' /<///i/. ^c'//i t7^/tl/ic'//, ?'«^<?
2Z. ^/i7^ 1879."
8anltät3-slÄtn vr. Q. 'I'nilsrilUS, 8ocisn Ä. I'NUNU!
^////??/^ a/«^«c//vc/. 5. ^//// 1879."

EMPTY

Februar 1.885.

Inhalt.

5e!i»

Rudolph tindau in Verlin.

Ver Gast. «Line Novelle. Schluß 13Y

Wilhelm von Giesebrecht in München.

Unsere Gymnasien. Pädagogische Vriefe ^ ?6

Gtto Gumprecht in Verlin.

Robert Schumann I IO

Gustav Meyer in Graz.

Ueber spräche und literalur der Albanefen 21 I

Friedrich Althaus in london.

Erinnerungen an Gottfried Rinke! 22?

j)aul lindau in Verlin.

Fedora von victorien Sardou. Mit einigen Vemerungen über die VIIhnenfertigkeit französischer und deutscher Stücke ?H5

Bibliographie 26^

hierzu ein Portrait von Wilhelm von Giesebrecht, Radirung von Wilhelm Urauslopf in München.

^N»id nnd ?!ld" »rlclein! «m Anfang jede» M»nn!» in Letten ml! j» »In« AnüNbeüog»,

^.— piei» pl» Vuaiial <2 hefte) t Mark. ^ ^

All» NxchbanlXungen und p»stanftal!«n nehnien jedeizei! Uestellungen »».

^^ > illle auf den re!><>!i»nell«n Int«» von „V»rd und Züt" bezüglichlichen Sendungen sind »» dl,

V»<»l>>«» »nch Zlnli» l>f ll, von der lyesdlstiaß» I, ohne Angabe «in,» peefanennamen» zu richlen. ^ »»»

Aord und öüd.
Cine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
jDaul Lindau.
XXI V. Vand. — Februar M3, — ?^ . Heft.
,Mi< einem poniai! in »adlinng: willielm u°n (?!>scl>rech!>

Vreolau.
Druck und Verlag von 5. 5shotllaender.

EMPTY

Nudnluh Lindau.

— Verli». —

(Schlich.)

ns Leben im Lower Norwood hatte sich, seitdem die regelmäßigen und geheimen Ausflüge Monias von Katharina beobachtet worden waren, nicht mehr verändert. Die Hansbewohner Waren in verschiedene Gruppen getheilt, die eigentlich nur noch während der gemeinsamen Mahlzeiten zusammentrafen: Katharina nnd Harry, Monia und Nicolaus, John und Natalie. — Frau Monia, wenn sie zu Hause war, ging dort in ihrer gewöhnlichen, stillen Weise einher, machte sich etwas mit den Kindern, etwas in der Wirtschaft zu schaffen, oder las und ruhte. Sie ruhte viel, und es schien ihr vortrefflich zu bekommen: ans ihren tiefen, heißen Augen blickten Befriedigung und Freude am Leben-, ihr schönes, bleiches Angesicht war wie ein Bild sicheren Seelenfriedens. — Von Ohlsen sah man wenig. Früher hatte er häufig mit Monia im Salon zusammen gesessen oder lange Spaziergänge in dem schattigen Park mit ihr unternommen; aber schon seit Johns Ankunft war eine gewisse Veränderung in dieser Beziehung eingetreten, und nachdem Katharina sich in der Villa niedergelassen hatte, waren die Begegnungen in Lower Norwood zwischen Monia und Nicolaus selten und kurz geworden. Nicolaus verbrachte den größten Theil des Tages ans seinem Zimmer. Was er, der weder ein viel lesender noch ein viel schreibender Mann war, dort thun mochte, nm die langen Stunden auszufüllen, wußte Niemand. — Zwei Menschen kümmerten sich darum: Katharina nnd Natalie. Beide hatten Gelegenheit gefunden, darüber mit John zu sprechen: aber es war ihnen nicht gelungen, das, was sie wissen wollten, in Erfahrung zu bringen. Katharina hatte mit Verwunderung bemerkt, daß John anscheinend nur geringen Antheil an dem Unglück seines Zwillingsbruders nahm. Jedenfalls

10'

^0 Rudolph liüdau in Vcrlin.

war er Frau Monia und Ohlsen gegenüber nicht von jener Entrüstung und Erbitterung beseelt, die das Herz der alten Schwester füllten. Es war deshalb auch eine gewisse Erkältung zwischen den beiden Geschwistern eingetreten, Katharina, die zwar Harry gegenüber an dem Vorhandensein eines Verhältnisses zwischen ihrer Schwägerin und Ohlsen noch zu zweifeln schien, war in ihren« Innern fest von der Schuld dieser Beiden überzeugt und sprach mit John davon wie von einer unbestreitbaren Thatsache. Dies wollte der Californicr aber durchaus nicht gelten lassen.

„Es wird viel Schlechtes in der Welt über andere Leute geredet,

woran nichts Wahres ist," sagte er,

„Aber hast Du denn leine Augeu!" fuhr Katharina entrüstet auf.

„Oder willst Du nicht sehen?"

„Gerade weil ich Augen habe, und recht gute obendrein, glaube ich mich auf meine eigenen Wahrnehmungen verlassen zu dürfen. Ich sehe absolut nichts Verdächtiges. Ohlsen wohnt hier im Hause, weil Harry ihn gebeten hat, sein Gast zu sein; Monia behandelt ihn freundlich und zuvorkommend, wie dies als Wirthin ihre Pflicht und Schuldigkeit ist; die Beiden Verkehren freundschaftlich miteinander, wie wir es Alle erwartet und gewünscht haben. — Ich sehe in alle dem keinen Grund zu irgend welcher Beunruhigung oder zn einem bösen Argwohn."

„So!" entgegnete Katharina mit schwer verhaltenem Ingrimme ob der Verstocktheit und Stumpfsinnigkeit ihres Bruders; „So! Du siehst nichts! — Willst Du mir sagen, was Herr NicolauZ Ohlsen hier zu suchen hat, weshalb er hier bleibt? Ist es etwa Harrys wegen, der sich nicht um ihn bekümmert? — Ist es um Natalie, das arme Kind, das sich iu Liebe um ihn verzehrt? — Was in der Welt könnte ihn verhindern, um sie anzuhalten und sieheimzufiihren? —Ist esDeinetwegen? — Wo seht Ihr Beide Euch, wann sprecht Ihr miteinander? — Du sagtest mir, er sei nach England gekommen, um sich zu verheirathen. Sucht er in diesem Hause eine Frau? — Nach Harrys Briefen hatte ich immer angenommen, es sei ein offenes Haus. Das muß sich aber seit der Ankunft des Fremden geändert haben, denn außer der französischen Schneiderin habe ich, seitdem ich hier bin, noch kein weibliches Wesen über unsere Schwelle treten sehen. — Nun, so antworte doch! . . . Was hält ihn hier? Er schleicht wie das böse Gewissen umher! Und er hat guteu Grund dazu, der Elende! Scham, Schimpf und Schande über ihn! Weshalb zieht er nicht seiner Straße? Ist die Welt nicht groß genug für Alle? Weshalb stört er unseren Frieden? — Ich sage Dir, nur Eines fesselt ihn hier: ein sündiges, schlechtes Weib. Ich hasse sie. Wenn ich ihre Blicke umherschweifen sehe, so muß ich an mich halten, um ihr nicht laut zuzurufen, sie falle die Augen niederschlagen und kein öffentliches Aergerniß erregen durch ihre Niedrigkeit. Ich möchte ihr einen Trank eingeben, der ihren Frieden zerstörte, der sie schwer und elend und trank machte, wie sie unfern armen Harry gemacht hat!"

Der Gast, ^^

John schwieg. Ihn hatte in dem Zornniisbruch seiner Schwester vor Allein ein Sah berührt, der nämlich, in dein Katharina von Nataliens Liebe für Nicolans gesprochen hatte. Er war darüber sehr nachdenklich geworden. Sie beobachtete ihn; sie hoffte, sein Vertrauen erschüttert zu haben, und besänftigter, zutraulicher fuhr sie fort:

„Ich glaube der Fremde bereut, was geschehen ist. Er ist Jahre lang Dein Freund gewesen, und ursprünglich war er vielleicht nicht schlecht. Er mag gekämpft haben, ehe er unterlegen ist; aber sie war zu stark für ihn mit ihrer Macht und ihrer List. Was ihn jetzt drückt, das ist, zu wissen, er darf einem Ehrenmanne nicht mehr in's Auge sehen. Konnte er Alles ungeschehen machen, er thäte es. Ich möchte schwören, daß er sie nicht mehr liebt — vielleicht hat er sie nie geliebt. Aber sie hält ihn, sie hat ihn sich erobert. Er ist ihr Eigenthum, sie giebt ihn nimmer frei. Sie hängt sich an ihn wie eine Klette! Weshalb, John, hört man nichts mehr von Eurer Reise nach Californien? Er wollte fort, und Du hattest ihm versprochen, ihn zu begleiten. — Wochen sind vergangen, seit Du von Eurer Abreise als nahe bevorstehend sprachst — jetzt ist nicht mehr die Rede davon. Es thut mir leid, mich schon wieder von Dir zu trennen, aber ich sage Dir: geh' und schaffe den untreuen Menschen aus dem Hause — um jeden Preis, auch um den unseres Zusammenlebens, das ich Jahre lang ersehnt hatte!"

„Er hat nicht wieder von der Reise gesprochen. Es ist richtig, daß ich in den letzten Tagen wenig von ihm gesehen habe," antwortete John zerstreut.

„Er hat nicht wieder davon gesprochen, weil sie es ihm verboten hat!"

„Unsinn! — Weshalb sollte er ihr gehorchen?"

„Hat sie nicht Gewalt über ihn? — Und wenn sie ihm gesagt hat. .Wenn Du gehst, so folge ich Dir, mir ist dann Alles gleich?" — Harry der sie kennt, sagte mir, sie sei Eine, die auch mit Schimpf und Schande leben tonne, ohne unglücklich zu sein. Das könnte sie; aber Dein Freund kann es nicht. Er weiß in seiner tiefsten Brust, daß er ein Elender ist —, sich selbst täuscht er darüber nicht; — aber er will den Schein, daß er die Andern täuscht, aufrecht erhalten. Ihre Befehle allein halten ihn hier zurück, glaube mir!"

„Ich will ihn an die Rückreise nach Californien erinnern," sagte John noch immer auffallend zerstreut.

„Thue das . . . entferne ihn! — Du retttest Harry das Leben."

John begab sich schnurstracks auf Ohlsens Zimmer. Er wußte nicht, wie er mit ihm sprechen sollte; jede Verstellung wurde ihm schwer; und da er von Nicolaus' Schuld nicht überzeugt war, so wollte er keinen Argwohn zeigen. — Aber auch auf die Gefahr hin, daß Katharina sich irrte, wollte er Ohlsen nun aus Lower Norwood entfernen. Da Harry und Katharina dem Gast mißtrauten, so war es unter allen Umständen gut, daß er aus dem

^2 , Rudolph lindau in Verlin.

Hause verschwand. Auch für Natalie war es gut, daß er ging, wenn sie ihn liebte, und er ihre Gefühle nicht erwiderte oder nicht bekennen durfte. — Ja entschieden, auch für Natalie war es gut, daß Nicolaus ging! Ohlsen war nicht auf seinem Zimmer. Er war überhaupt nicht in Lower Norwood. Der Gärtner sagte, er sei gegen zehn Uhr Morgens fortgegangen und nicht wieder zurückgekommen. — Es war drei Uhr Nachmittags. Darauf fuchte John Natalie auf, um mit ihr einen Spaziergang zu machen. Aber die Unterredung zwischen den beiden guten Freunden wollte diesmal nicht in das zutrauliche Geleise kommen, in dem John gewünscht hätte, sie sein ganzes Leben lang fortführen zu tonnen. Er war niit dem Gedanken beschäftigt, daß Natalie eine unglückliche Liebe sür Nicolaus hege. Er wollte sich Gewißheit darüber verschaffen; aber es fehlte ihm der Mu!h, eine grade Frage darüber an Natalie zu richten, und er war zu ungeschickt, um auf krummem Wege etwas aus ihr herauszulocken, das sie wie ein Geheimniß bewahren mochte. — Der große, starke Mann blickte bemitleidenswert!) melancholisch auf das zarte, kleine Wesen herab, das an seiner Seite, anscheinend unbekümmert um sein Leid, leicht einherschritt; und seine breite, Brust hob sich mehr als einmal zu einem Seufzer, den er nur zu unterdrücken vermochte, indem er sich selbst zurief: „Jack, alter Mann! — Sei kein Narr!" — Aber er war ein Narr geworden, und Natalie. welche anfang, sich unbehaglich zu fühlen am Arme des Freundes, der heute so eigenthümliche Maniereu zur Schau trug, würde dies ohne Zweifel durch einige Fragen, die ihr auf der Zunge schwebten, entdeckt haben, wenn Neider Aufmerksam« leit nicht Plötzlich durch das Läuten der Glocke des Gartcnthors, dem sie sich genähert hatten, in Anspruch genommen wmden wäle. — Es war halb vier Uhr Nachmittags.

Die Thür wurde geöffnet, und ein schwarzgekleideter Herr trat in den Park. John erkannte den Subdirector der Western-Bank, dem er von seinem Bruder vorgestellt worden war. Sicherlich, etwas ganz Außergewöhnliches und Wichtiges muhte vorgefallen sein, um diesen Mann zu veranlassen, während der Geschäftsstunden nach Lower Noiwood zu kommen. John näherte sich ihm schnell und besorgt.

„Was giebl's, Herr Bleut?"

Herr Brcnt sah verstört aus. Er ergriff Johns Hand und sagte mit auffallender Wärme:

„Es ist mir sehr lieb, daß ich Sie zuerst autreffe, Herr Maclean. —

Wo ist Ihre Frau Schwägerin?"

„Was giebt's, Herr Brent?"

„Ihrem Bruder ist ein Unfall zugestoßen."

John erbleichte, und seine Augen öffnetm sich weit.

„Ist er todt?" fragte er heiser.

— Del Gast. <H3

„Nein, Gottlob! . . Aber ei hat sich schwere innere Verletzungen zugezogen ... Er ist überfahren worden."

.Wo ist ei?"

„Ich habe ihn durch einen Expreßzug nach Lmver Norwood schaffen lassen. Der Doctor ist bei ihm. Er wird in einer Sänfte hergetragen.

Er kann in wenigen Minuten hier sein. — Wo ist seine Frau?"

„Natalie. rufen Sie Ihre Mutter!"

„Sie ist ausgegangen."

„Rufen Sie meine Schwester! . . Herr Brent, ich folge Ihnen."

„Nein, bleiben Sie hier. Die Sänfte muß jeden Augenblick kommen und darf auf der Straße nicht angehalten weiden."

John Maclean räusperte sich. Sein Athem lam und ging schnell.

Er schaukelte sich von einem Fuß auf den andern. Dann öffnete er die Gaitenthür und blickte hinaus.

„Beruhigen Sie sich," sagte Herr Brent teilnehmend; „es ist noch Hoffnung vorhanden."

„Natürlich! . , natürlich! . ." antwortete John.

Da eilte Katharina die Freitreppe der Villa herunter und stürzte auf ihren Bruder los. Sie sah erschrecklich aus mit ihrem bleichen Gesicht und den unheimlich blitzenden, großen, schwarzen Augen.

„Wo ist Harry?" rief sie mit wehklagender, herzerreißender Stimme.

„Er kommt, Kitty, er kommt!"

„O die Elenden! sie haben ihn ermordet!"

„Schweig. Kitty! — Ich beschwöre Dich: sei ruhig! Es ist ihm ein Unfall zugestoßen! Er ist überfahren worden! . . Da ist er!"

Durch die offene Gartenthür trugen vier starke Männer eine schwere Vahre. Sie gingen langsam, festen, weiten Schrittes, im Takt, wie professionelle Leichenträger. Sic hatten gemeine, theilnahmlose Gesichter, die von der Anstrengung erhitzt und geröthet waren. Neben der Bahre schritt ein Herr mit ernstem, stillem Gesichte: der Arzt. Er begrüßte die Anwesenden und bat, ihm zunächst das Zimmer anzuweisen, in das der Kranke gebracht weiden sollte.

Katharina, die Plötzlich ganz ruhig geworden war. ging voran, und der Arzt folgte ihr. John und Herr Brent schlossen den traurigen Zug. Natalie war auf eine Gartenbant niedergesunken und schluchzte laut.

Ter Kranke wurde in sein Schlafzimmer gebracht. Er war bereits verbunden und wurde nun unter der Leitung des Dociors von seiner Schwester sanft gebettet. Seine Augen waren geschlossen. Katharina warf einen langen, sehnsüchtigen Blick auf das bleiche Angesicht, auf dem ein Ausdruck tiefste» seelischen Schmerzes sich gelagert Halle. Ihre Nasenflügel öffneten sich weit, und sie athmete schwer und vernehmlich. Aber sie sprach kein Wort und schien nur darauf bedacht, die Anordnungen des Arztes auf das Beste aus-zuführen.

^HH Rudolph lindau in Verli»,
Dieser winkte ihr jetzt, sich vom Lager des Kranken zn entfernen, und sagte ihr dann leise, nm die anscheinende Nuhe des Kranken nicht zu stören:
„Es ist augenblicklich nichts zu thun. In einer Stunde werden Nr. Morris und Nr. Alisson hier sein, um sich mit mir über die Behandlung Ihres Herrn Gemahls zu beratheu."
„Er ist mein Vruder."
„Entschuldigen Sie, gnädige Frau; ich habe nicht die Ehre, Frau Harry Maclean zu kennen . . . Das einzige, was wir augenblicklich für Ihren Vruder thun können, ist, ihm vollständige Ruhe zu sichern. Das überlasse ich Ihnen. Ich werde unten auf meine College» warten. Falls der Kranke inzwischen aufwachen sollte, so bitte ich Sie, mich zu rufen. — Herr Vreut, Herr Maclean, Sie folgen mir wohl! Je weniger Personen im Zimmer sind, desto besser für den Patienten."
Die drei Männer entfernten sich.
Katharina blieb allein mit ihrem Vruder. Sie setzte sich an das Bett, und ihre Augen hefteten sich auf das Angesicht des Leidenden. Sic saß still, ohne sich zu rühren, ohne einen Laut von sich zu geben.
Bald darauf kam Frau Monia aus London zurück. Sie trat müden Schrittes in den Park, ruhebedürftig. Die erste Person, die sie dort sah, war die weinende Natalic.
„Weshalb weinst Tu, mein Kind?"
„Ach, der arme Vater!"
„Was ist ihm zugestoßen?" fragte Monia ängstlich und schnell.
„Er ist überfahren worden . . . Sie haben ihn eben auf sein Vett niedergelegt."
„Doch nichts Gefährliches, hoffe ich?"
„Ich weiß nicht, Mama. Der Arzt i>t im Salon mit Herrn Vrent und Onkel John."
Frau Monia beschleunigte ihre Schritte ganz bemerkbar, und würde die Stufen zur Freitreppe hinaufgelaufen sein, wenn ihre Kleider sie nicht verhindert hätten. Sie trat sichtlich aufgeregt in den Salon und ließ sich von dem Arzt, nachdem dieser ihr von Herrn Vrent in üblicher Form vorgestellt worden war, bis in die kleinsten Einzelheiten Alles berichten, was dieser über den bcklagenswerthen Vorfall wußte. Sie äußerte sodann den lebhaften Wunsch, den Verwundeten zu sehen, ließ sich jedoch, nach einigem Widerstand, vom Toctor überzeugen, daß es im Interesse des Kranken am besten sei, auf die Erfüllung dieses Wuusches vorläufig zu verzichten, da Herr Maclean der Ruhe bedürfe, und ihm die Aufregung erspart bleiben müsse, die der Anblick der Gattin hervorrufen könnte.
Darauf legte Frau Monia den Mantel ab, zog die langen schwedischen Handschuhe aus, was einige Zeit erforderte, da dieselben mit einer großen Anzahl von Knöpfen versehen waren, und ließ sich endlich auf einem bequemen Sessel nieder, auf dem sie schweigend und nachdenklich, mit sichtbarer Be»

tümmeiniß in den Mienen, verharrte, bis Dr. Morris und I)i-. Alisson erschienen und mit dem bereits anwesenden College« zur Berathung in das Krankenzimmer traten.

Man hatte Harry in das gemeinschaftliche Schlafgemach gebracht. Es war dies auf Miß Katharinas Anordnung geschehen. Er wäre in jedem andern Zimmer ebenso gut, ja vielleicht besser aufgehoben gewesen, denn das Schlafgemach lag nach vorn heraus und war nicht so ruhig, wie einige andere Zimmer, an die Frau Monia dachte. Es war bedauerlich, daß die ersten Anordnungen nicht von ihr selbst getroffen worden waren; man hätte dann Manches zweckmäßiger einrichten tonnen. Miß Maclean war zweifelsohne von der besten Absicht beseelt, aber man durfte nicht von ihr erwarten, daß sie den Hausstand in Lower Norwood so kenne, wie die Herrin desselben. Augenblicklich ließ sich nun aber an den getroffenen Anordnungen nichts mehr ändern, und es handelte sich nur darum, Harry dort, wo er war, möglichste Ruhe und jeden erdenklichen Eomfort zu verschaffen.

Gegen halb sechs Uhr erschien Ohlsen. — Die Doctoren hatten sich bereits in das Krankenzimmer begeben. John war geräuschlos aus dem Salon verschwunden. Er wartete auf dem Flur, vor dem Krankenzimmer auf den Ausspruch der Aerzte. — Herr Vrent hatte sich mit der Ver-sicherung zurückgezogen, er werde am nächsten Murgen, ehe er auf die Bank ginge, wieder vorkommen, um Nachrichten über das Befinden des Directors einzuholen. — Frau Monia war allein im Salon, als Ohlsen dort eintrat. Sie erzählte ihm mit besorgter Miene, mit flüsternder Stimme, was vor-gefallen sei, und sprach zum Schluß mit tiefer Inbrunst die Hoffnung aus, daß Alles gut vorübergehen möge; Harry stehe glücklicherweise im kräftigsten Mannesalter; er sei, seitdem sie ihn kenne, nie auch nur einen Tag trank ge-wesen. Unter solchen Umständen dürfe man von der Natur gute Hülfe erwarten. Frau Monia tröstete ihre Umgebung; aber Ohlsen schien dafür wenig Verständnis; zu haben, denn er entgegnete kein Wort, sondern schlich auf den Fußspitzen aus dem Salon die Treppe hinauf, um sich in sein Zimmer zu begeben. Frau Monia sah ihm nachdenklich nach, und ihre Züge blieben sorgenschwer, auch nachdem er gegangen war.

Auf dem Flur im ersten Stockwerk erblickte Nicolaus seinen Freund John, der mit kummervollem Gesicht vor der Thür des Krankenzimmers Wache stand. Ohlsen drückte ihm stumm und fest die Hand, und dabei traten ihm die Thränen in die Augen. Als er, auf seinem Zimmer ange-langt, allein war, setzte er sich nieder und blickte mit blöden Augen wie Jemand, den ein schwerer Schlag betäubt hat, vor sich nieder und dann wieder in den Garten, dessen Blätter von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet wurden, wie an jenem Tage, da er mit Harry zum ersten-male in den Park von Lower Norwood getreten war.

^6 Rudolph linoau in Verlin.

XIV.

Der Ausspruch des Doctorencollegiums war nicht so ungünstig ausgefallen, wie John und Katharina es befürchtet hatten. Frau Monia, die Vernünftigste der Gesellschaft, hatte mit ihrem ruhigen Optimismus recht gehabt. Der Zustand des Verletzten war ein bedenklicher, aber kein hoffnungsloser; man durfte, wie Frau Monia ganz richtig bemerkt hatte, das Beste von seiner kräftigen Constitution erwarten.

Frau Monia ließ dem Gatten die aufmerkfamste Pflege angebeihen.

Ihr Benehmen ihm gegenüber war musterhaft, von unerschütterlicher Sanftmuth, unermüdlicher Wachsamkeit. Sie wäre am liebsten gar nicht von seinem Bette gewichen, wenn er selbst sie nicht wiederholt aufgefordert hätte, sich nicht zu sehr zu ermüden und sich durch John oder durch die unverwüstlich starke Katharina ablösen zu lassen. — Jedesmal, wenn sie dann das Zimmer verließ, folgte ihr ein langer, fragender, unruhiger Blick des Leidenden. Und doch hatte sie es an Beweisen nicht fehlen lassen, daß sie zu jedem Opfer bereit sei, um von dem Kranken Beunruhigung fern zu halten. Ihren Stolz sogar hatte sie zum Schweigen gebracht, ja erniedrigt, nur um eine unerklärliche, kindische, wenn nicht krankhafte Laune Harrys zu befriedigen. — Dieser hatte sie, sobald sie das erstemal allein waren, und er sprechen konnte, mit schwacher Stimme gefragt, wo sie an dem Tage, an dem man ihn auf einer Bahre in das Haus getragen hatte, gewesen wäre; er erinnere sich, nur von seinen Geschwistern empfangen worden zu sein.

Frau Monia war wieder bei Valerie gewesen.

„In der That!“ antwortete er. Es war ein Zweifel in seiner Stimme; sie sah ihn erstannt an.

„Bist Du davon nicht überzeugt?“ fragte sie im Tone großer Verwunderung. — „Würde es Dich beruhigen, wenn ich den Beweis brächte, daß ich Dir die einfache Wahrheit gesagt habe?“

Ei lag eine Weile sinnend da, während der sie ihn kopfschüttelnd betrachtete, als stünde sie vor einem unlösbaren Räthsel.

„Ja,“ sagte er endlich trocken.

Sie stand schnell auf, trat an den kleinen Schreibtisch, der sich im Schlafzimmer befand, und schrieb hastig einige Zeilen. Dann näherte sie sich dem Bette wieder und sagte:

„Wenn es Dich ermüden sollte, selbst zu lesen, so will ich Dir vorlesen, was ich geschrieben habe.“

Er griff mit schwacher Hand nach dem kleinen Briefbogen, den sie ihm hinhielt, und las:

„Liebe Valerie! Ich weiß nicht, ob Tn schon von dem Unglück gehört hast, das meinem armen Mann vorgestern, als ich bei Dir war, zugestoßen ist: er ist überfahren worden und liegt leidend im Netze. Ich muß mich für heute auf diese kurze Mittheilung beschränken, denn ich habe nicht die Ruhe, Dir ausführlich zu schreiben. — Ich hatte vorgestern verschiedene

Her Gast. I.H?
Neine Einkäufe gemacht, die ich aber irgendwo vergessen habe. — Vielleicht bei Tic? Es war ein Packet in weißein Papier und enthielt unter Anderem drei Paar Handschuhe. Solltest Tu es gefunden haben, so schicke es mir durch den Ueberbringer. Deine Monia."
Tas War Alles, was in dcni unverfänglichen Nillet stand. Harry las es aufmerksam durch. Tann reichte er es seiner Frau zurück, schloß die Augen und sagte in gleichgiltigem Tone:
„Tu kannst es absenden, wenn Tu willst."
„Soll ich etwas Anderes schreiben?" fragte sie hastig. „Sage mir: was?"
„Nein; es würde doch immer uns dasselbe herauskommen."
Er wandte sich müde ab. — Sie schien rathlos, aber sie schloß den Vlies, klingelte und sagte dem Diener, der gleich darauf erschien, leise, jedoch so, daß ihr Mann jedes Wort verstehen konnte, der Ticner solle den Brief fofort zu Fräuleln Didier tragen und Autwort zurückbringen. Tic Sache habe Eile; er könne eine Droschke nehmen, um den Weg von der Station zu Fräulein Tidier schneller zurückzulegen. Er solle sich so einrichten, daß er mit dem Vier-Uhr-Zuge wieder zurück sei.
Während seiner Abwesenheit verließ Monia das Krankenzimmer nicht, wennschon Katharina und John sich erboten, sie in gewohnter Weise abzulösen. Sie schien jeden, möglichen Verdacht, als ob sie hinter dem Rücken ihres Mannes mit Valerie correspondire, im Grunde ersticken zu wollen.
Ter abgesandte Ticner kam erst um fünf Uhr nach Lowcr-Norwood zurück. Er entschuldigte die Verspätung damit, daß er eine halbe Stunde bei Fräulein Tidier habe warten müssen. Er übergab ein sorgfältig eingewickeltes Packet, das Natalie nachlässig öffnete, doch so, daß Harry es sehen konnte, und das verschiedene Kleinigkeiten: Vtinder, Knöpfe, Nadeln und auch die ausdrücklich erwähnten drei Paar Handschuhe enthielt. — Tie Sache war in Ordnung. Auch der Pries ließ für Jeden, der nicht überall Arges wännen wollte, nichts zu deuten übrig. Er war etwas kurz für einen Vrief, der die schreibscilige und schrciblundige Valerie eine halbe Stunde beschäftigt hatte. Gewöhnlich waren ihre überschwenglichen Epistel an Monia zum mindesten acht Seiten lang und kreuz und quer beschrieben, mit zahlreichen Nachschriften versehen, dagegen ohne Tatuni. — Tas vorliegende Pillet lautete:
„Dienstag, 4. Octobcr.
Meine arme, bctlagcnswerthe Freundin, geliebte Monia! Ich bin durch die entsetzliche Nachricht, die ,Teine liebcn Zeilcn mir bringen, auf das Tiefste erschüttert. Ich eile heute Abcnd zu Tir, wenn auch uur auf wenige Minuten, uni die Einzelheiten des grausigen Ereignisses aus Teinem Munde zu erfahren. — Anbei das kleine Packet, das ich gleich, nachdem Du gegangen warst, gesunden habe. Ich würde es Dir nachgeschickt haben, wenn ich nicht gehofft hätte, Tich in den nächsten Tagen wiederzusehen. —

1 ^8 Rudolph linoau in Verli»,
Hast Tu neulich nicht den Zug verpaßt? Wir hatten uns verplaudert, und ich bemerkte erst, als Du gegangen warst, das; nur noch 'wenige Minuten au vier Uhr fehlten. Die zwei Stunden waren wie wenige Scconden hin-geflogen. Ach, ich fürchte, geliebte Freundin, es wird lange dauern, bis ich wieder ein Plauderstündchen, die einzige Freude meines traurigen Lebens, mit Dir haben kann! Grüße Deinen lieben, lieben, armen Kranken und sei tausendmal umarmt von Deiner treuen Valeri»."

Harry las den Brief bedächtig durch, ohae eine Miene zu verziehen, von Anfang bis zu Ende, dann ließ er ihn gleichgiltig auf die Bettdecke fcilleir.

„Nun," sagte Monia, als sie sah, daß er nicht sprechen würde; „bist Du befriedigt?"

Er räusperte sich, als wollte ei sprechen: aber dann schien er sich eines Anderen besonnen zu haben und sagte einfach mit müdem Ton:

„Ja."
Der Brief war in seinen Augen ein elendes, vorher abgekartetes Machwert. Daß Valerie ihre einzige Stütze in der Welt, Monia, nicht zu Fall bringen würde, darüber war Maclean sich ganz klar. Die Französin hatte sich in Harrys Augen ganz und gar an Monia verläuft, für die Dienste, die sie von dieser erwartete. — Sie war, nach seiner Ansicht, auf den vorliegenden Fall vorbereitet worden und hatte den ihr gegebenen Anweisungen gemäß gewissenhaft gehandelt. Was hätte es genützt, diesen neuen Verdacht zn äußern? Monia wäre um eine Antwort sicherlich nicht verlegen gewesen. — Lug und Trug, mit einigem Scharfsinn gepaart, ver-fügen über viele Waffen. — Harry fühlte sich betrogen; aber er schwieg, wenn er den Betrug auch durchschaute. Er wußte sich der schlaunen Monia unendlich überlegen; aber seine Verachtung für sie hatte nun den Grad er-reicht, wo sie schweisgsam wird und sich nur noch in einem willenslosen Zornausbruch äußern kann. Es gebrach dem kranken Mann an Kraft, sich zur hellen Entrüstung emporzuschwingen. Er war müde — müde, unver-diente Schmach so lange getragen z» haben, müde, von einem untergeordneten Wesen belogen und betrogen zu sein. — „Wozu noch kämpfen?" sagte er sich. — „Bald ist Alles Eins;" — und die einzige Sorge, die ihm noch blieb, war die um seine Kinder, die vaterlos heranwachsen, und um seine Geschwister, die ihn beweinen würden. Sorgen um sich selbst hatte er keine mehr.

Zwei Wochen waren dahingegangen, ohne daß sich eine erhebliche Ver-änderung in dem Zustande des Kranken gezeigt hätte. Er war vielleicht etwas schwächer geworden — wenigstens glaubten Katharina und John das zu bemerken. Dem Arzt war es entgangen; auch Frau Monia sah es nicht. Aber sie hatte dessen ungeachtet ihre Sorgen — ernste, schwere Sorgen. — Sie fühlte sich vernachlässigt, vereinsamt. Ganz unmerklich, trotz ihrer aufrichtigen Bereitwilligkeit zu jeder Dienstleistung am Bette des Kranken,

war sie dort durch Katharina und John vordrängt worden. Tic Beiden waren ihr an rein physischen Kräften erheblich überlegen. Die wöchige Katharina handhabte den tranten Bruder wie. ein kleines Kind, während Monia ihn beim besten Willen kaum bewegen konnte, wenn er in die Hohe gehoben weiden oder seine Lage im Nett verändern wollte, um sich Linderung der Schmerzen zu verschaffen, die ihn nur selten verließen. Ihre schönen, weichen Hände waren dienstwillig genug, aber nicht diensttüchlig. — „Rufe mir Katharina oder John.“ sagte Harry, wenn er sah, wie sie sich mit Anstrengung aller ihrer Kräfte vergeblich bemühte, ihn emporzurichten. Und Katharina oder John waren immer in der nächsten Nachbarschaft, erschienen auf den ersten Wink und thaten mit Leichtigkeit, was der Kraute verlangte. Und wenn das geschehen war, dann blieben sie im Iimmcr, und nach einer Weile tiefen Schweigens von allen Seiten empfand dann Monia stets, das; sie nicht nur entbehrlich sei, nein, daß sie störe. Und dann entfernte sie sich, nicht ohne die Empfindung eines gewissen eifersüchigen Grams. Sie wäre sogern eine unübertreffliche Krankenwärtern! für ihren Wann gewesen, an gutem Willen dazu fehlte es ihr nicht; aber sie hatte nun einmal nicht die Kräfte dazu. Tagegen ließ sich nichts machen.

Auch die Aerzte fanden bald heraus, daß die Geschwister die eigenllichen Pfleger ihres Patienten seien, und wandten sich vorzugsweise an diese, höchstens aus professioneller Höflichkeit auch an Frau Monia, um Weisungen über die Behandlung des Kranken zu ertheilen. Selbst die zahlreichen fremden Besucher, wie Herr Brnt zum Beispiel, schienen es natürlicher zu finden, Miß Katharina oder Herrn John Maclean nach dem Befinden des Bruders zu fragen als Frau Monia nach dem des Herrn Gemahls. — Monia fühlte sich verringert, und das kränkte sie. Sic konnte sich stundenlang auf dem Zimmer einschließen, das sie sich nach der Erkrankung Harrys für ihren Privatgebranch eingeeicht hatte, ohne daß irgend Jemand ihre Abwesenheit zu bemerken schien. Alles ging, auch wenn sie nirgends eingriff, seinen ruhigen Gang. — Sie kümmerte sich um die Kinder, um wenigstens nicht ganz nutzlos zu sein; sie ging mit der stillen Natalie spazieren, um irgend welche Gesellschaft zu haben. — Katharina und John vermieden sie nicht gerade, aber sie suchten sie niemals auf; und dann waren sie stets durch die Sorge um den tranken Bruder beschäftigt. — Die Familie des Gatten war Frau Monia niemals sympathisch gewesen; die anwesenden Mitglieder derselben wurden ihr nunmehr geradezu antipathisch. — Sie verhehlte sich nicht, daß ihr die alles überwuchernde Geschwisterlicbe der Macleans unangenehm, lästig werde. — Ter Mann sollte zuerst der Frau gehören, so schickte es sich; so wollten es Religion, Gesetz, Gesellschaft! — Harry aber gehörte Katharina und John viel mehr als ihr. — War das recht? — Sie fühlte sich ungerecht, schlecht behandelt, tief verletzt! Sie war eine vernachlässigte Frau!

Bou Nicolaus Ohlsen sah Frau Monia so gut wie nichts mehr. Es

I.5N Rudolph lindau in Verlin.

tonnte kein Zweifel darüber obwalten, daß dieser sie absichtlich vermied. Niemals war er mit ihr allein, ja, sie konnte nicht einmal seine Blicke antreffen, wenn er ihr bei Tisch stumm und bleich gegenüber saß. Den Kranken hatte Ohlsen gar nicht gesehen. Die Aerzte hatten ausdrücklich befohlen, daß Niemand außer den Wärtern das Krankenzimmer betreten sollte. Jede Aufregung sei dem Leidenden schädlich, und es sollte deshalb auch die kleinste sorgfältig vermieden werden. — Ohlsen war fast nie mehr zu Hause. Er verließ Lower Norwood gewöhnlich mit frühem Morgen und kehrte erst zum Essen nach der Villa zurück. — Katharina und John vermißten ihn nicht. Sie waren zu sehr mit Harry beschäftigt. Auch war augenscheinlich eine gewisse Verstimmung zwischen John und Nicolaus eingetreten. — Gleich einem kalten, dunkeln Schatten erhob sich zwischen ihnen ein finsternes Geheimnis; das John mit der Zeit mißtrauisch gemacht und das Nicolaus schon vom ersten Tage ab sein altes, offenes Zutrauen zu John geraubt hatte. Iohu, der als schlichter Mann der That nur selten über seine Verhältnisse zu Andern nachgrübelte, sondern dieselben aufnahm, wie sie sich gerade gestalteten, legte sich von der Verstimmung nicht genau Rechenschaft ab. Ja, wenn er an Ohlsen dachte, so geschah dies noch immer mit alter Freundschaft, und er sagte sich sodann, daß die Geheimnißkrämerei, die seinen Freund augenblicklich von ihm entfernt halte, doch endlich einmal ein Ende nehmen, und daß das gute, offene Verhältniß, wie es zehn Jahre lang ungetrübt existirt hatte, dann wieder aufblühen werde. — Ohlsen aber schien unter der Behandlung, die ihm seit Harrys Erkrankung in Lower Norwood zu Theil wurde, empfindlich zu leiden. Eines Abends bemerkte er bei Tische, es sei wohl besser, wenn er das Haus zeitweilig verlasse. Er fürchte, daß seine Gegenwart störe.

„Unsinn!“ rief John.

„Wie tonnen Sie fürchten, daß Sie stören?“ sagte Frau Monia. „Man hört und sieht Sie ja nicht. — Mein Mann würde lebhaft bedauern, wenn er erführe, daß er Sie aus dem Hause Vertrieben hat. In seinem und in meinem Namen bitte ich Sie zu bleiben.“

Katharina war nicht gegenwärtig, als diese Unterredung stattfand. Sie saß wie gewöhnlich bei ihrem Bruder. Die arme, kleine Natalie, um die sich kein Mensch zu bekümmern schien, und von der kein Mensch eine Aeüßerung erwartete, sagte kein Wort, und Niemand bemerkte, wie schmerzlich es um den kindlichen Mund zuckte und bebte.

Nicolaus ließ die Unterhaltung fallen, aber nicht wie Einer, der in seinem Vorhaben wankend gemacht worden ist.

Frau Monia entfernte sich bald nach dem Essen, um nach dem kürzlich eingeführten Gebrauch Katharina am Krankenbette abzulösen und dieser Zeit zu geben, ihre Mahlzeit einzunehmen. — John leistete der Schwester dabei Gesellschaft. — Ohlsen trat auf die Veranda »nd zündete sich dort eine Cigarre an. Natalie gesellte sich still zu ihm. Da trat Nicolaus plötzlich

Der Gast. ^
leise und scheu auf sie zu, als sei ei im Begriff, eine böse Handlung zu begehen und flüsterte:
„Liebe Natnlie, wenn ich gegangen sein werde, so bewahren Sie mir ein freundliches Angedenken!"
Sie stand sprachlos, entzückt und verwirrt. Er erhob die Arme, als wollte er sie an seine Brust ziehen. Sie rührte sich nicht von der Stelle. Aber plötzlich machte er eine abwehrende Bewegung mit den Händen, und ehe Natalie sich von dem, was vorgegangen war, Rechenschaft abgelegt hatte, war <?r verschwunden.

XV.
Katharina und John hatten richtiger gesehen als die Aerzte und Monia. Harry war schwächer und schwächer geworden. Seit einigen Tagen war dies Allen aufgefallen, die ihn sahen, und die Doctoren machten bedenkliche Gesichter und zuckten die Achseln, wenn sie über den Zustand des Kranken befragt wurden. — „So lange noch Leben ist, ist noch Hoffnung", sagte Dr. Morris. Das tröstliche Wort war nicht trostreich.
Eines Abends, zu später Stunde, nachdem der Kranke lange Zeit mit weitgeöffneten Augen schweigend dagelegen hatte, sagte er mit schwacher Stimme zu Katharina, die starr und still neben seinem Bette wachte:
„Liebe Schwester, rufe mir Monia. Und dann lasfe mich mit ihr allein."

Katharina erhob sich nnd ging. Bald darauf öffnete sich die Thür wieder, und Frau Monia trat herein. Sie war in weißem Nachtgewand.. Ihre Lippen erschienen farblos bei dem fahlen Lichte der Lampe, die im Zimmer brannte: aber die großen Augen strahlten in dem stillen, Weißen Gesichte in wunderbarer, tiefer Gluth. Sie trug um den feinen Hals, an einem schwarzen Sammetband, das niit schweren goldenen Stickereien seltsam verziert war, ein altes russisches Crucifix aus Ebenholz, mit der Gestalt des Gekreuzigten aus gebräuntem Silber. Es war seit ihrer frühen Kindheit ihre Gewohnheit , diese ehrwürdige Reliquie, die ihr von einer längst verstorbenen Urahne kam, des Abends anzulegen, unmittelbar ehe sie sich zur Ruhe legte. Sie versäumte dies niemals, und es war nicht eine gleichgiltige Gewohnheit, sondern die einzige feierliche Handlung ihres frivolen täglichen Lebens, ein religiöser Act, den sie Inieend am Fuße ihres Bettes verrichtete, und mit dem sie lange Gebete und gewisse fromme Gebräuche der griechischen Kirche verband. Sie verfuhr dabei mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, denn sie war eine strenggläubige, orthodoxe Christin, ohne ein Atom von Skepsis, und für die Alles, was die Religion von der Vergeltung im Jen« seits lehrt, unangezweifelte Wahrheit war.
In dem Krankenzimmer herrschte Todtenstille. Auf einem kleinen Tisch, neben dem Bett, standen in sauberer Ordnung Arzneiflaschen nnd erfrischende Getränke. Der Kranke saß halb aufgerichtet auf seinem Schmerzens-

1,52 —- Rudolph lindau in Verlin.

lager. Sein bleiches, abgehagerles Haupt, von dunklen Haaren umrahmt, ruhte unbeweglich auf dem schneeweißen Kopfkissen; die tiefcingesunkenen, müden Augen waren sanft geschlossen. — Monia näherte sich dem Kranken unhöibar, leichten Schrittes. Er aber fühlte ihre Nähe und öffnete die Augen, sobald sie neben ihm stand. Er blickte sie lange wehmuthsvoll an, mit einem Ausdruck inniger Liebe, der seit Jahren in seinen Augen erloschen war, und sagte dann leise:

„Ich werde bald sterben, Monia; aber bor meinem Tode muß ich mich mit Dir versöhnen: Dir verzeihen, wenn Tu gesündigt hast; Deine Verzeihung erbitten, wenn ich Dir Unrecht gcthan habe. — Kannst Tu bei dem heiligen Kreuze, das an Deinem Halse hängt, schwuren, daß Tu mir treu gewesen bist, wie die Frau es dem Manne sein soll, dann schwöre und reiche mir die Hand und verzeihe mir: denn dann habe ich in meinem Herzen schweres Unrecht an Dir gethan. — Kannst Du den Schwur nicht leisten — dann schweige. Ich aber will Dir die Hand reichen und Dir verzeihen, wie ich hoffe, daß der Herr, vor dessen Nichterstuhle ich nun bald erscheinen werde, mir barmherzig verzeihen möge. — Nun sprich Monia, — oder schweig!"

„Wirst Du mir glauben?" fragte sie bebend.

„Ich werde Dir glauben." Er kämpfte eine Secundc und dann setzte er feierlich hinzu: „So wahr mir Gott helfe!"

Tie Jahne schlugen ihr wie im Fieberfrost im Munde zusammen; ihre Lippen bebten und zitterten. Langsam, zögernd, zitternd hob sie die Rechte und legte sie auf das Kreuz an ihrer Brust. Noch einen Augenblick schien sie zu kämpfen, und dann sagte sie mit erstickter Stimme:

„Ich war Tir treu!"

Er hatte jede ihrer Bewegungen ängstlich, aufmerksam verfolgt.

„Ich verstehe Dich nicht," sagte er mit einem schwachen Anflug von Ungeduld. „Sprachst Tu? Wiederhole!"

„Ich schwöre ... bei dem Bilde des Gekreuzigten ... ich war Dir treu."

Die Worte entrangen sich unendlich mühsam, aber klar und verständlich ihrer Brust.

„Dann verzeihe mir, Monia," sagte er milde.

Er streckte die kraftlose, abgemagerte Hand nach ihr aus, die sie mit ihren beiden Händen stürmisch ergriff und nnt Küssen bedeckte und mit heißen Thränen benetzte:

„O Harry, geliebter Mann, stirb nicht, daß ich Dir noch zeigen möge, wie ich lieben kann, wie ich Dich liebe!"

Er seufzte tief; dann schloß er ermüdet die Augen und blieb lange Zeit unbeweglich liegen. Endlich sagte er:

„Ich habe auch mit Katharina und mit John zu sprechen; und ich will die Kinder noch einmal sehen. Rufe zunächst meine Schwester. Auf Wiedersehen, liebe Monia!"

Der Gast. I,53
Sobald Katharina in das Zimmer getreten war, begann Harry zu sprechen, wie einer, der weiß, daß ihm kostbare Zeit karg zugemessen ist. Aber er sprach langsam und feierlich, und Katharina lauschte ehrerbietig, gebeugten Hauptes, überwältigt von der Majestät des gewaltigen Todes, dessen Nähe am Lager des Bruders sie schaudernd empfand.
„Nähere Dein Ohr meinem Munde . . . Katharina, wir haben Moni» Unrecht gelhan ... Sie war unschuldig."
„Ja, lieber Bruder."
„Du mußst allen Argwohn aus Deiner Brust verbannen und ihr liebevoll entgegenkommen und ihr treu zur Seite stehen, wenn ich gegangen bin."
„Ja, lieber Bruder."
„Der Schein trügt. Er hatte uns betrogen. Er zeugte falsch gegen Monia. Sie war treu."
„Ja, lieber Bruder."
„Kannst Du mir versprechen, ihr zur Seite zu stehen, in Freud' und Leid, willig ihr zu helfen und zu rnthen, wenn sie Deiner bedarf?"
„Ja. lieber Bruder."
„Du kannst sie niemals lieben, wie Du mich liebst; — aber willst Du sie lieben — um meinetwillen, Deines Bruderswillen?"
„Ja, lieber Bruder."
Jammervoll, herzzerreißend kamen die Worte aus der Brust des armen Weibes.
„Dann küsse mich, Katharina, und rufe John."
Sie legte ihr Haupt an das seine, das Gesicht in das Kissen gedrückt. Die beiden Köpfe lagen lange Zeit unbeweglich und stumm neben einander. Dann erhob sich Katharina wie nach einem stillen Gebet und verließ das Gemach.
Mit John, der seiner Schwester folgte, wechselte Harry nur wenige Worte.
„Ich bin müde," sagte er, „und wollte Dich sehen, ehe ich einschlafe. Gute Nacht, mein alter, treuer John!"
Er hatte vor drei Wochen, bald nach dem Unfall, aber als er sich noch verhältnißmäßig stark fühlte, in geschäftlicher Weise — „zu seiner Beruhigung" wie er damals sagte — Verfügungen über sein Vermögen nach seinem Tode getroffen und Herrn Brent und seinen Bruder zu seinen Testaments-Vollftieckern und zu Vormündern seiner unmündigen Kinder ernannt.
„Wegen der Kinder bin ich ruhig," sagte ei.
„Natürlich!"
Der Californier hatte viele Menschen sterben sehen. Er wußte, daß der Mann, den er am meisten auf der Welt geliebt hatte, den Niemand, weder Mann noch Frau, ihm jemals wieder ersehen tonnte, ihn nun bald und auf immer verlassen würde. Bitterer Schmerz füllte seine Brust; aber er blieb stark.
»Ild und LIld. xxiv, ?i. 11

i,5H Rudolph liüdau in Verlin. - -
„Noch Eins." fuhr Harry fort. „Ich habe Deinen Freund. Herrn
Ohl ..." Er hielt inue und legte die Hand auf das Herz, wie um einen
Schmerz zu besänftigen. Dann wiederholte er den angefangenen Satz, aber
in veränderter Form: „Ich habe unfern Gast Nicolans nicht mehr sehen
können. Grüße ihn von mir!"
Die Kinder, die aus den Betten geholt worden waren, wurden jetzt
von Monia und Natalie hereingetragen. Der Kranke küßte die schlaf-
trunkenen Köpfchen, die ihm hingehalten wurden, und legte seine Hand
segnend darauf.
Und jetzt, da alle seine Lieben um das Lager versammelt waren, faltete
er die Hände, und während feine bleichen Lippen sich lautlos bewegten,
wanderten seine Augen langsam von Einem zum Andern, bis seine stummen
Lippen sich schlossen. Tann, nach einer kleinen Pause, sagte er leise, doch
vernehmbar: „Gute Nachi!" und schloß die Augen; worauf Alle, bis auf
Monia, sich laullos entfernten.
Dicfc saß geisterblcich an dem Bette des Gatten, während der langen
Stunden der unheimlichen Nacht. Es war drei Uhr Morgens. Ein
Schauern des Frostes durchrieselte sie. Sie erhob sich und nahm ein großes
Tuch, das auf einem Stuhl lag, um sich darin einzuhüllen. Ihre Ve»
wcgungen wann kaum hörbar leise gewesen; aber eben so leise schwang die
Thür, und Katharina erschien auf der Schwelle.
„Ich hörte, daß Sie sich bewegten," sagte sie. „Wie geht es Harry?"
„Er schlummert."
Katharina blieb vor Monia stehen. Es schien, als kämpfe sie mit
einem Entschluß; aber nicht lange; dann streckte sie dieser die Hand ent-
gegen, die Monia zögernd ergriff und dann krampfhaft festhielt.
In diesem Augenblicke öffnete Harry Maclean die Augen. Die
beiden Frauen standen am Fuße des Bettes: Hand in Hand. Ein Lächeln
des Friedens verklärte das Antlitz des Sterbenden,
„Tas ist gut!" sagte er.
XVI.
Harry war nicht wilder aus dem Schlummer erwacht, in den er
gesunken, nachdem er seine Frau und seine Schwester Hand in Hand am
Fuße des Nettes stehend erblickt hatte. — „Tas ist gut," waren seine
letzten Worte gewesen, Worte des Friedens. — Katharina hatte sie in ihre
Brust gegraben. Nicht eine Miene, geschweige denn ein Wort verriet!), daß
sie Frau Monia noch vor Kurzem gehaßt uud bei ihrem Bruder John
gleiche Gefühle zu erwecken versucht hatte. Sie vermied ihre Schwägerin
nicht mehr, wie dies während der Krankheit Harrys geschehen war, sondern
ging ihr milde und friedfertig bei den traurigen Geschäften und Arbeiten
zur Hand, die zwischen dem Sterbe- und dem Begräbnißtage verrichtet
werden mußten. Zwei ihrer Schwestern, Geraldine und Maria, die telegraphisch

von dem Abscheiden Harrys benachrichtigt worden waren, hatten sich in Lower Norwuod eingefunden, um der Bestattung des Bruders beizuwohnen: große, hagere, ernste Frauen, mit versteinerten, eckigen Gesichtern, die in ihren einfachen, gänzlich schmucklosen Tiauertleioern aussahen, als seien sie aus einem alten Bilde herausgetreten. Sie hatten Frau Monia bei ihrer Ankunft ohne ein Wort der Klage oder des Beileids begrüßt und waren seitdem für diefe wieder unsichtbar geworden. Die vier Geschwister saßen am Abend jenes Tages in Katharinas Zimmer. Diese hatte den Neuangekommenen soeben einen kurzen aber vollständigen Bericht über die letzten Augenblicke des dahingeschiedenen Bruders erstattet.

„Seine Frau war gut und treu zu ihm, sagtest Du?“ fragte Maria.
„Das war sie“, antwortete Katharina bestimmt.
„Gott segne sie dafür“, sprachen darauf Geraldine und Maria gleich«
zeitig.

John warf seiner ältesten Schwester einen verwunderten Blick zu; — aber er schwieg.
„Als ich ankam“, fuhr Katharina fort, „da glaubte ich die Schwägerin auf eitlen Tand allein bedacht, und konnte ihr nicht freundlich gesinnt sein. Aber nun weiß ich, daß sie nur anders ist als wir, nicht schlechter; und in meinem Herzen habe ich ihr Abbitte gethcm ob meines raschen UrtheilK.“
John stand leise auf, um sich zu entfernen. Katharina hielt ihn nicht zurück. Sic kannte ihn und wußte, daß es keiner Unterweisung von ihr bedurfte, um ihn zu warnen, den Schwestern den alten Verdacht gegen Frau Monia zu offenbaren. Er würde davon nicht sprechen, dessen war sie sicher.

John ging in den Park. Ob Monia schuldig oder unschuldig war, lümmelte ihn in diesem Augenblick nicht. Sein Herz war ganz voll des wehen Gefühls, den Menschen, der ihm am nächsten gestanden hatte, verloren zu haben. Er tonnte an nichts denken, nicht einmal an den Verlust, den der erlitten hatte; er fühlte sich schwer, müde und sehnte sich nach Dunkelheit und Einsamkeit. — In einer Allee des Parks sehte er sich auf eine Bank nieder, und dort, unter dem herbstlichen Himmel, von Niemand gesehen, löste er den Zwang, den er sich bis dahin auferlegt hatte, und ließ seinen Thränen freien Lauf. Sie rannen lange und still über feine Wangen und gewährten seinem Herzen, das nicht Trostes bedürftig war, ja das Trost wie eine Kränkung zurückgewiesen haben würde, Erleichterung. — John Maclean wußte, daß er sich männlich in sein Schicksal zu sügen hatte, und daß er dies auch thun werde. Er verzweifelte nicht am Leben oder am Glück, weil er das Theuerste verloren hatte; aber der Schmerz um den Verlust war das Einzige, was ihm jetzt noch von seinem Bruder blieb; er wollte diesen Schmerz wahren und pflegen wie etwas Kostbares, und Niemand sollte ihm dessen Schwere verringern. Er war Mann, sie zu tragen,

11*

^56 Rudolph linoau in Verliu.

Da hörte er in der dunklen Allee langsame Schritte. Eine Gestalt näherte sich, ohne ihn, der unbeweglich auf der Banl saß, zu bemerken. — Es war Ohlsen. — John ließ ihn vorübergehen. Er hatte das Gefühl, daß er ihn erschrecken würde, wenn er ihn beim Namen rief. Als aber die Schritte sich in der Entfernung nur noch schwach vernehmen ließen, stand er auf und folgte ihnen. Er hatte seinen Bruder verloren. Es blieb ihm ein Freund. Er hatte plötzlich den Entschluß gefaßt, sich Klarheit darüber zu verschaffen, ob er auch diesen verlieren müsse. Weit ausschreitend schlug er die Nichtung ein, die Ohlsen genommen, und bald hatte er diesen so weit überholt, daß er die langsam vor ihm heiwandelnde Gestalt wieder erkennen konnte. Ohlsen hatte die schweren Schritte hinter sich gehurt und war stehen geblieben.

„Wer geht da?“ fragte er unwillkürlich, alter californischer Sitten eingedenk, da er in den Minen wie in Feindesland gelebt und vor jeder fremden Annäherung im Dunkeln auf seiner Hut gestanden hatte.

„Freund!“ antwortete John zurück.

Darauf vereinigten sich die Beiden und gingen eine Weile ohne zu sprechen neben einander her. Dann sagte Maclean:

„Wir haben uns seit Harrys Tode noch nicht allein gesprochen. Ich habe einen Gruß von ihm für Dich.“

Und er belichtete von seiner letzten Unterhaltung mit dem verstorbenen Bruder.

Ohlsen hörte schweigend zu. Die Neiden hatten jetzt eine kleine Lichtung erreicht. Ueber ihnen breitete sich ein trüber Nachthimmel aus. Der Mond, durch ein graues Wollenlager verschleiert, hinter dem er blaß hervorschien, spendete ein kaltes, glanzloses Licht. Die entblätterten Bäume, welche die Lichtung einfaßten, streckten ihre nackten Aeste wie lange, schwarze Geisterarme in die Herbstnacht hinaus. Es war ein trauriger Platz, und es herrschte dort eine unheimliche Stille, die nur durch den seinen, kläglichen Schrei eines Nachtvogels unterbrochen wurde. — „Hin ist hin!“ so klang der Ruf des Vogels in Nicolaus' Ohren. — „Hin ist hin!“ —

Dort blieb Maclean stehen und sagte kurz entschlossen:

„Ohlsen“ — seit langen Jahren war es das erste Mal, daß er ihn so anredete, und die ungewohnte Ansprache hatte in seinem Munde etwas Feierliches — „wir haben, seit wir uns kennen, als Freunde nebeneinander gestanden. Ich hatte nie anders gedacht, als daß es so bleiben müsse, bis der Tod uns scheidet. Aber diese Zuversicht habe ich nun verloren, und — Du weißt es — nicht durch meine Schuld. Du hast etwas Fremdes zwischen uns geschoben. Aber wenn es nicht etwas ist, dessen Du Dich zu schämen hast, so wird die Zeit es beseitigen, nnd vielleicht entschließt Du Dich später, mir zu sagen, wie ich dazu helfen kann. Ich verlange keine Geständnisse von Dir; und ich verlange keine feierlichen Erklärungen. Ein Mann, ein Wort! Wem ich nicht traue, dem glaube ich nicht, auch wenn er tausend Eide schwürt. Nicolaus, dies ist eine reine Hand, ...“

Der Gast. ^5?

Er streckte die Rechte, die Finger weit ausgespreizt, Ohlsen entgegen.

„. . . die Hand des Zwillingsbruders von Harry Maclean, neben dem ich unter einem Herzen geruht und vierzig Jahre lang in ungetrübter Liebe und Eintracht gelebt habe. Sie ist Blut von seinem Blute. Wenn Du sie jetzt berührst, so berührst Du die Hand des Todten. Darfst Du das nicht — dann Ohlsen verschwinde! Hast Du das Recht, sie zu ergreifen, dann nimm sie! — Da ist sie!" — er streckte sie ihm mit heftiger Bewegung entgegen — „Sie ist Dein, und dann, bei Gott! auf Leben und Tod!" Ohlsen ergriff, ohne ein Wort zu sagen, die dargebotene Hand, deren Finger sich in zermalmendem Druck um die seine schlossen.

Dann gingen die Beiden weiter; aber schon nach wenigen Schritten blieb Ohlsen plötzlich stehen, stieß einen kurzen, schwachen Klagelaut aus und siel mit dem Gesicht nach vorn zur Erde, als hätte ihn eine Kugel getroffen.

Maclean raffte den leblosen Körper auf und erreichte mit ihm leuchend und in Schweiß gebadet Ohlsens Zimmer, wo er den noch immer Bewußtlosen auf das Bett legte. Dort kam der Leidende nach kurzer Zeit wieder zu sich. Nachdem er sich mühsam und schwerfällig entkleidet, wobei Maclean ihm hilfreiche Hand geleistet hatte, bat er leife, ihn allein zu lassen; Ruhe würde ihm wohlthun und wäre Alles, dessen er bedürfte.

Am Nachmittag des nächsten Tages sollte die Beerdigung des Directors stattfinden. Vom frühen Morgen ab war die Leiche in dem von liebenden Händen ausgeschmückten, offenen Sarg ausgestellt, auf daß die Angehörigen und Freunde bis zum Letzten das Antlitz des Dahingeshiedenen schauen möchten. Es war ein schönes, durch den Tod wunderbar verklärtes Angesicht, voll heiligen, sanften Friedens und himmlischer Versöhnung. Die Geschwister kamen und gingen unausgesetzt, ohne sich an demselben satt sehen zu können. Auch Frau Moni« erschien jede Stunde und kniete dann, in tiefem, langem Gebete versunken, am Fuße des Sarges nieder, ohne jedoch das weiße Gesicht auch nur ein einziges Mal zu erheben, um in das noch weißere vor ihr zu schauen.

Nicolaus trat zu früher Stunde in das Todtengemach und verweilte dort geraume Zeit. Er war allein. Er näherte sich dem Sarge und blickte festen Auges in das Angesicht des Verblichenen. Die Versöhnung und der Friede, die darauf lagen, schienen auch in seine Seele zu dringen, und seine starren Züge wurden sanfter und weicher.

Die Hände des Todten waren über dem Bahrtuche fromni zusammengefalt: wachsgelbe, makellos reine, fleischlose Hände mit bläulichen Nägeln, von schneeweißen Manschetten umfaßt. Ohlsens Augen, die lange Zeit unverwandt auf dem Gesichte des Todten geruht hatten, sielen jetzt darauf. Der Anblick schien ihn mit Grausen zu erfüllen, denn er begann zu zittern, und kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Er wankte zurück und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Er wurde nicht ohnmächtig, aber seine Sinne umflorten

^58 Rudolph lindau >» Verlin.

sich. Er lag mit weitgeöffneten, starren Augen, — und doch wie in einem Traum.

Er befand sich im Getöse einer grüßen Stadt. John, und wiederuni nicht dieser, dessen Doppelgänger, ergriff vertraulich seine Hand und führte ihn nach einem stillen Park, in dessen dunkeln, endlosen Gängen sie dahin» wandelten. Hinter den Bäumen blitzte in Hellem Sonnenschein ein weißes Haus hervor; und von diesem herab schwebte ihm eine licht? Erscheinung entgegen: ein Weib mit sehnsüchtigen Augen und liebend geöffneten Armen. — Da wurde es plötzlich dunkel und schaurig, und die verfinsterte, eisige Luft war nur noch durch das fahle Licht des Mondes erhellt. — Er stand auf einem freien Platze, von unheimlichen, drohenden Gestalten umringt, die ihre nackten, schwarzen Geisterarme nach ihm ausstreckten. Eine furchtbare Angst packte ihn. Er wollte schreien — und er hörte einen Schrei; aber nicht aus seiner eigenen Brust. Aus weiter Ferne, voll unendlichen, trostlosen Jammers, zog es wehklagend durch die Luft: „Hin ist hin! . . . Hin ist hin!" Der Doppelgänger stand noch immer neben ihm; aber nicht mehr vertraulich, freundschaftlich hielt er ihn. Die Finger hatten sich wie eiserne Klammern um seine Hand gelegt und drückten dieselbe zum Zermalme». Ohlscn riß sich wüthend los; der Andere taumelte zurück, die Hand zitternd, mit weit ausgespreizten Fingern gegen ihn ausgestreckt, und dann fiel er zu Boden und lag da, regungslos, auf einem mit Blumen und Palmen geschmückten Sarge, das Antlitz feierlich und still, die reinen Hände fromm und ergeben über der Vnist gefaltet.

Ohlsen stöhnte wie unter dem Druck eines Alps. — Mit einer furcht-baren Anstrengung riß er sich empor ans der Betäubung, in die er versunken war. Licht und Leben kam wieder in seine Augen: trauriges, hoffnungs-loses Leben. Er erhob sich und wankte der Thür zu mit einem letzten scheuen Blick auf den Tobten im offenen Sarge. —

XVN.

Die Villa in Lower Norwood leerte sich schnell nach dem Begräbnis; des Direktors. Ter Erste, der verschwand, war Ohlscn, und dies geschah in einer Weise, die für Alle, bis auf John, ein unaufgeklärtes Geheimniß blieb. Als dieser nämlich nach dem Begräbnis; in sein Zimmer trat, fand er auf dem Tische einen Brief liegen. Er erkannte die Handschrift Ohlsens, der noch vor einer halben Stunde auf dem Kirchhofe neben ihm gestanden hatte. Nicolaus schrieb:

„Lieber Jack! Ich scheide von Dir. Du hast mir gestern zum letzten Male die Hand gedrückt. Du wolltest mir damit einen Beweis von Ver-trauen geben. Aber es war Mißtrauen darin. Das konntest Du nicht ändern. — Tu bleibst mir der liebste Freund, Aber ich will Dich niemals wiedersehen. Ich gehe jetzt nach Calisornie», um dort meine Angelegenheiten zu ordnen. Gieb mir dazu drei Monate Zeit, und bleibe bis dahin in

Der Gast. —_ »Zn
Eiroua. Nachher gehört Dir die ganze Welt. Lebewohl, alter Kamerad!
N. O."

Macleans großes Herz war „gesättigt". Es empfand keinen neuen Schmerz mehr. Er faltete den Brief sorgfältig wieder zusammen, steckte ihn in eine große Brieftasche, in der er werthvolle Documente aufbewahrte, und die er. nach alter californischer Art, stets bei sich trug, und gesellte sich sodann zu seinen Schwestern, mit denen er zu Mittag aß und den Abend verbrachte. — Moni» hatte ihr Zimmer nicht verlassen, seitdem die Leiche aus dem Hause getragen worden war.
Am nächsten Tage reisten die drei Schwestern nach Edinburg zurück. Geraldine und Maria nahmen in förmlichster Weise Abschied von Monia. Sie war ihnen stets eine Fremde geblieben, und der Tod Dessen, der sie im Leben hätte vereinen können, näherte sie einander nicht. — Katharina aber hatte, che sie ging, ja ehe sie sich überhaupt entschloß zu gehen, eine Unterredung mit Monia. Sie suchte diese in ihrem Zimmer auf und fragte in dem Tone und mit den Worten Jemandes, der aufrichtig wünscht, daß seine Anerbieten angenommen werden, ob sie sich auf irgend eine Weise im Hause nützlich machen konnte — vielleicht bei den Kindern, die sie ja liebgewonnen hätten. Monia lehnte dankend ab, keineswegs unfreundlich, aber doch bestimmt. Katharina würde im Hause herzlichst willkommen sein, so lange sie bleiben wollte, und sie, Monia, würde sich glücklich schätzen, wenn es ihrer Schwägerin recht lange in Lower Norwood gefiele; aber sie selbst habe keine andere Freude mehr im Leben als die, sich um ihre Kinder zu bekümmern, und diese einzige Freude könne sie mit Niemand theilen, auch mit einer so lieben Verwandten nicht, wie Katharina. — Darauf sagte diese.- „Wenn Sie je meiner bedürfen, so schreiben Sie mir, und ich werde kommen." Monia dankte. Es sei ihr ein großer Trost zu wissen, daß sie nicht ganz allein dastehe in der Welt. — Und dann umarmten sich die Beiden in klösterlicher Weise, indem sie die Wangen gegen einander drückten, und schieden von einander.

Auch John Maclean fand nur wenig zu thun, um als einer der Testamentsvollstrecker den letzten Willen seines Bruders zu erfüllen. Die Verhältnisse desselben waren vollständig geordnete gewesen. Das Testament, von einem Rechtskundigen aufgesetzt, war kurz und bündig, mit den in England üblichen Bestimmungen die Wittve und die hinterlassenen Waisen betreffend. Die Kinder waren noch zu jung, als daß es Maclean möglich gewesen wäre, seine Fürsorge für sie in dem Augenblicke thatsächlich zu beweisen. Sie mußten noch während langer Jahre der Mutter anvertraut bleiben. Die Verwaltung ihres Vermögens übernahm der zuverlässige und sachverständige Director Brent. Nachdem John dies Alles festgestellt hatte, that er, wie seine Schwester gethan. Er suchte Frau Monia auf und stellte sich dieser bereitwillig und ganz zur Verfügung; auch erhielt er denselben Bescheid wie Katharina. — Monia erklärte, sie sei in der That tief gerührt

I.60 Rudolph lindau in Verlin.
von so viel Liebe und Freundschaft, aber sie bedürfe keines Beistands.
Ihre Lebensaufgabe sei ihr vorgezeichnet. Sie wolle sie zu lösen v:r-
s uchcn, indem sie ihre Kinder zu glücklichen und guten Menschen mache.
„Herr Vrent wird stets wissen, wo ich zu finden bin," bemerkte darauf
der Californier. „Wenn ich Ihnen oder den Kindern nützen kann, so rufen
Sie mich."

Aehnliche Worte hatte Katharina gebraucht. Es war, als ob die Beiden
sich verabredet hätten, dasselbe zu fagen. Geraldine und Maria würden
zweifelsohne auch so gesprochen haben, wenn sie Gelegenheit gefunden hatten,
M onia ihre Dienste anzubieten.

John hatte den Tag seiner Abreise festgestellt. Am Vorabend derselben
and noch eine Unterredung zwischen ihm und Natalie statt. Es war nun
win terlich geworden, und die Thüren, die zur Veranda und in den Park
führten, waren verschlossen. Im Kamin prasselte ein gutes Kohlenfeuer.
Frau Monia hatte sich, wie sie es häufig that. gleich nach dem Essen auf
ihr Zimmer zurückgezogen, um erst zum Thee wieder zu erscheinen. Natalie
und John waren allein. Da sagte Dieser:

„Ich gehe nun morgen fort von hier, Gott weiß! auf wie lange Zeit.
Da muß ich Sie noch etwas fragen, und Sie können mir unverhohlen ant»
Worten; denn wie Ihr Bescheid auch ausfallen möge, er wird mir Gesetz
sein . . . Ich habe die traurigste Zeit meines Lebens hier verlebt; aber sie
war nicht freudenleer, weil ich Sie hier kennen gelernt habe. — Ich habe
Sie lieb gewonnen, so lieb, das glaube ich, wie ein Mensch einen andern
lieb haben kann. Sie sind weit jünger als ich, und Sie sind so schön und
gut, daß der Beste im Lande glücklich und stolz sein müßte, wollten Sie
ihm Ihre Hand reichen. Und doch werbe ich darum . , . weil ich glaube,
daß Niemand mehr darauf bedacht sein wird, Sie glücklich zu machen, als
ich. — Wollen Sie sich mir anvertrauen?"

Natalie antwortete nicht. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen
und begann zu weinen.

„Warum weinen Sie?" fragte John.

„Sie sind so gut," antwortete Natalie unter Thränen, „weit besser
als alle anderen Menschen, die ich kenne; und ich habe sie von Herzen lieb,
aber was Sie von mir verlangen, das kann ich nicht!"

„Das dachte ich mir," sagte der Californier ruhig und geschäftsmäßig.

„Nur mußte ich sprechen: auch Ihretwegen, weil ich immer denken werde,
daß ein Anderer nicht so für Ihr Glück sorgen kann, wie ich es gethan
haben würde. — Aber davon wollen wir nicht weiter sprechen! — Und noch
Eins: Ich möchte nicht, daß Sie ganz aus meinem Leben verschwänden. —
Wollen Sie mir schreiben?"

„Gern, gern werde ich es thun."

„Sehr wohl. Meine Adresse ist leicht zu behalten: Bank von Californien
in San Francisco. Sollten Sie das vergessen: Director Brent weiß, wo
ich zu finden bin. — Soll ich Ihnen schreiben?"

ver Gast. I.6».

„Ach bitte, thim Sie das!"

„Es soll geschehen! — Und wenn Sie einen Freund brauchen, — ich bin immer da, das vergessen Sie nicht! Und nun geben Sie mir die Hand wie ein guter Freund — und als guter Freund nehme ich von Ihnen Abschied."

Sie reichte ihm die Hand, die er sanft drückte und dann langsam wieder freigab.

Am nächsten Tage war John Maclean gegangen, und nun war die Villa in Lower Norwood in der That ganz still und öde geworden. Auch auf den Kindern schien das Unglück des Hauses zu lasten. Man hörte sie nicht mehr lachen, und sie wurden still und ernst und sahen eingeschüchtert aus, wie Kinder, die von gelaufenen Händen gepflegt werden. Monia gab sich große Mühe, um sie aufzuheitern — aber es gelang ihr nicht. Ja, die Herzen der Kleinen schienen sich von ihr abzuwenden. Sie waren gern mit Natalie, ruhig und freundlich, wenn diese oder die Mägde sich mit ihnen beschäftigten; aber vor der eigenen Mutter schienen sie Furcht zu haben, und wenn sie eine Neine Weile mit ihr zusammen gewesen waren, so baten sie mit befremdlicher, ängstlicher Artigkeit, die Mutter möge ihnen doch erlauben, mit Tascha zu spielen.

Monia bemerkte diese Zurücksehung, ohne darunter zu leiden. Die Kleinen seien, wie die meisten Kinder, launenhaft und unberechenbar. Mit den Jahren würden sie von selbst herausfinden, daß die Mutter ihnen unvergleichlich näher stände, als alle anderen Menschen, und würden sich ihr dann dem entsprechend anschließen. — Frau Monia hatte ihre kühle Objectivität nicht verloren; aber sie war seit dem Tode des Directors eine andere Frau geworden: zunächst nachdenklich, dann unruhig, endlich schwer-müthig.

Als ihr erster Mann, der Grieche Antoniades gestorben war, hatte ihre Mutter noch gelebt. Sie war zu ihr gezogen, und das Haus der jungen, schönen Wittwe hatte sich bald wieder mit Bewunderern und Freunden gefüllt. Sie hatte in vielen Blicken das Verlangen gelesen, sie zu trösten, und hatte sich, nach Ablauf der üblichen Frist, von Herrn Director Maclean trösten lasse». Ihre erste Ehe war eine kurze gewesen. Sie war in der schönsten Jugend aus derselben herausgetreten, und das ganze Leben hatte damals noch vor ihr gelegen. — Jetzt war Alles anders. Sie war fünfunddreißig Jahre alt, sie besaß eine erwachsene Tochter, zwei Kinder, die heranwuchsen. Sie hatte bis dahin nie an ihr Alter gedacht. Ihre Schönheit stand auf dem Höhepunkt der Reise und Vollkommenheit. Jetzt kam sie sich plötzlich alt vor — und sie wurde alt. Kleine, zunächst kaum bemerkbare Fältchen lagerten sich um die Augen und den Mund; und eines Nachts, als sie vor dem Schlafengehen ihr Haar ordnete, erblickte sie im Spiegel ein schneeweißes Haar an ihrer Schlafe. Es mußte im Laufe des Tages weiß geworden sein. Sie halte es am Morgen nicht bemerkt.

^62 Rudolph lin da» in Verli».

Es war ganz still in dem warmen Gemach; und auch draußen herrschte feierliche Ruhe. Frau Moni« blieb vor dem Toilettentisch sitzen, auf dem zwei Kerzen brannten, die ihr Spiegelbild hell beleuchteten. — Das weiße Haar kümmerte sie nicht; aber die Gedanken, die langsam, unwiderstehlich in ihr aufstiegen und ihr ganzes Wesen wie in einen kalten Nebelmcmntel einhüllten, lagerten düstere Schatten auf ihre Stirn. — Was sie im Leben noch nicht erreicht hatte, das winde sie nun auch nicht mehr erreichen! — Und was Halle sie erreicht? Wohin hatten sie die tausend Erfolge, nach denen sie so heiß gerungen hatte, auf die sie stolz gewesen war, nun geführt? — Sic war die unbekannte Wittwe eines zu seinen Lebzeiten hochgeachteten, nunmehr bereits vergessenen Mannes. — Ihr Haus war seit seinem Tode vereinsamt. — In den ersten Tagen nach dem Trauercreigniß waren zahlreiche Visitenkarten bei ihr abgegeben worden mit dem üblichen „p. «." in der eingekniffen Ecke. Einige naher stehende Bekannte hatten der Wittwe persönlich ihre Aufwartung gemacht; — aber seit Wochen ließ sich Niemand mehr im Hause blicken. Sie mußte sich eingestehen, und sie that es mit dem bittern Gcjhle verletzten Stolzes, das; der schlichte, wortkarge, pedantische Mann, uni den sie sich seit Jahren kaum noch bekümmert Halle, weil er „schwer" war, weil er sie langweilte, den Niemand in Gesellschaften zu bemerken schien, wo sich Alles um sie, die Schönste der Schönen, drängte, daß dieser Mann es gewesen war, dem sie Alles verdankte, was sie im Leben erfreut hatte. Sie fühlte j>tzt, da sie allein blieb, was sie mit Harry Maclean verloren hatte. — Wo waren die Freunde des Hauses geblieben? — Verschwunden! Und ihre Freunde? — Sie hatte nie Freunde gehabt. — Sie dachte an Katharina und John, aber nur einen Augenblick; dann machte sie entmulhigt eine abwehrende Bewegung mit der Hand; an Valerie, die Getreue? — Sic lächelte bitter. Die liebenswürdige Schneiderin war ihr mit ihicn überschwönglichen Eigebenhllsversichcrungen plötzlich unangenehm geworden. Sie Halle ihr nicht etwa die Thür gewiesen, sie zeigte ihr, wenn sie kam — was häufig geschah — eiu möglichst freundliches Gesicht, und ihre Traueitleider waren im „Hause Didier" gemacht und wie gewöhnlich übermäßig Ihcuer und sofort bezahlt worden; — aber mit der Liebe für die Jugendfreundin war es wohl zu Ende, denn zweimal schon hatte Moni» sich, wenn auch in der schonendsten, vorsichtigsten Weise, vor der treuen Valerie verleugnen lassen, Sie konnte doch am Ende nicht die Schneiderin Mlldemoisc lle Didier zum Grundpfeiler des gesellschaftlichen Gebäudes machen, in dem sie in Zutunst Hausen wollte! — Wenn sie sich wieder verheirathete? Sie dachte als Freier an Diesen und Jenen, die Jahre lang zu ihren Füßen gelegen und wiederholcnllch zu verstehen gegeben hatten, daß sie mit Freuden ihr „Herzblut" für fie hingeben würden. Aber Dieser kam nicht und wäre möglicherweise nicht gekommen, auch wenn sie ihn gerufen hätte, und Jenen, der die Hand der reichen Wittwe wohl bereitwillig ergriffen haben würde, wenn fie sie ihm gereicht hätte, Jenen wollte sie nicht.

Frau Monia hatte den Liebes- und Freundschaftsbetheuerungen ihrer Anbeter, auch der ausgezeichnetsten unter ihnen, niemals vollen Glauben beigemessen, aber daß das angebotene „Herzblut“, das sie in Gedanken oftmals berauscht hatte, ein so elender, nüchterner Saft sei, wie sie nun erkannte, das hatte sie doch nicht erwartet, und das quälte sie. — Blieb ihr denn Nichts, nachdem Harry, der ihr so wenig gewesen, gestorben war? Ein neuer Gedanke, nagender, bitterer als alle anderen, schien in ihr aufzusteigen, denn ihre Mienen verfinsterten sich, und sie preßte die kleinen, blauweißen Jahne scharf zusammen. — Aber von diesem Gedanken mußte sie sich befreien: er war unerträglich. — Sie stand hastig auf und trat in das Nebenzimmer, in deni Natalie schlief. Sie hatte, unmittelbar nach dem Tode ihres Mannes, das Schlafzimmer ihrer Tochter neben das ihrige verlegt. Tic Einsamkeit der Nacht war ihr beängstigend gewesen; sie hatte lein lebendes Wesen in ihrer Nähe wissen wollen. — Nalalie schlummerte sanft. Frau Monia beugte sich vorsichiig zu ihr hinab und drückte einen leisen, langen Kuß auf ihre Stirn. Sie trat beruhigter wieder in ihr eigenes Gemach zurück und vollendete ihre Nachttoilette, wobei sie uni den feinen nackten Hals nichts als ein leichtes, seidnes Tuch fchlang. Tann begab sie sich ohne Weiteres zur Nnh', nachdem sie, in dem Augenblick, wo sie sich niederlegte, hastig das Zeichen des Kreuzes geschlagen hatte.

XVIII.
John Maclean hatte seit dem Tode seines Bruders noch drei Monate in Edinburg bei seinen Schwestern verlebt und dann die Rückreise nach San Francisco angetreten. Er hatte dort eigentlich wenig zu suchen, aber er fand dort alte Genossen und möglicherweise irgend Etwas zn Ihuu. Jedenfalls durfte er hoffen, in Californien schneller mit den langen Tagen fertig zn weiden, als ihm dies in Schottland, in der ermüdenden, stillen Einförmigkeit des Hauses seiner Verwandten, möglich gewesen war. — Vor seiner Abreise schrieb er an Frau Monia und an Natalie, und von Beiden empfing er mit umgehender Post Antwort auf seine Briefe. — Frau Monia schrieb ganz kurz: Glückliche Ncise, beste Wünsche, hoffentlich baldiges Wiedersehen, herzlichste Grüße, auch an die Schwestern, namentlich an Katharina. — Natalicns Brief war länger und wärmer, aber viel besagte derselbe auch uicht. — John Maclean war jedoch nicht anspruchsvoll. Die Briefe, die er fchrieb. waren Geschäftsbriefe, und er erwartete auch leine anderen als solche. Natalicns Brief, mit Nachrichten über die Kinder und ihr eigenes Befinden, mit der Bersicherung, daß sie ihren „guten Freund, Onkel John“ schmerzlich vermisse, und ihn „recht, recht bald“ wiederzusehen hoffe, befriedigte ihn, wennschon er beim Lesen desselben ein recht wehes Gefühl empfand.

Tic Trennung von den „Mädchen“ wurde dem Ealifornier nicht leicht; aber diese thaten ihr Bestes, um deu Abschied nicht zu erschweren. —

^6H Rudolph tindau in Verlin.

„Adieu, lieber John! Möge es Dir gut gehen! Auf Wiedersehen!" —

Das waren die letzten Worte, die er mit auf den Weg nahm, als er ihnen auf dem Perron der Eisenbahn die Hände zum Abschied drückte. Er blickte noch einmal zum Wagenfcenster hinaus, als der Zug sich bereits in Bewegung gesetzt hatte. Da standen die vier schwarzen, großen Gestalten, in Reih' und Glied und blickten ihm nach! Er winkte mit der Hand. Sie antworteten in derselben Weise. Und dann verschwanden sie hinter einem Pfeiler, und John Maclean empfand mit einem Gefühl schmerzlicher Leere im Herzen, daß er wieder losgelöst sei von Allem, was er auf Gottes Erde liebte, und was ihn liebte. — Aber er wurde nicht fchwach.

„Niemals sag': Alles ist verloren!" sprach er vor sich hin. Und dann warf er sich in eine Wagenecke und schloß die Augen, wie um zu schlafen.

Während der Uebcrfahrt von Liverpool nach New-Iork knüpfte Maclean freundschaftliche Beziehungen an mit einem gelbhaarigen, blau« äugigen, langen, hageren, sehr gesprächigen Herrn Thomas Derrick. dem ersten Ingenieur des Schiffes, mit dem er manches Glas starten, heiße Grogk leerte, und der in ihm einen ernsten und aufmerksamen Zuhörer seiner Theorien und Erzählungen fand. Herr Derrick stellte ihm dafür, den anderen Offizieren des Schiffes gegenüber das Zeugniß aus, er sei ein sehr vernünftiger Mensch, mit dem sich ein ruhiges Wort sprechen lasse. Diese sahen sich Herrn Maclean darauf näher an und gesellten sich später zu ihm, als ob er einer der Ihrigen gewesen wäre, so daß John, als er das Damvfboot in New-Iort verließ, wohl ein Dutzend Paare harter, wettergebräunter Hände zu schütteln hatte, deren Besitzern er, ohne Ausnahme, die Phrase wiederholte: »Froh Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Wenn Sie nach San Francisco kommen, dürfen Sie nicht vergessen, mich aufzusuchen. Bank von Californien! Nie zu verfehlen!" — Er selbst erreichte seine Bestimmung wohlbehalten, ohne daß ihm das geringste Reiseabenteuer zugestoßen wäre, und ohne sich unterwegs aufgehalten zu haben. Er war ungeduldig, kalifornischen Boden zu betreten. Er hoffte, dort Nachrichten von Nicolaus vorzufinden, von dem er seit dem Tode Harrys nicht wieder gehört, und an den er seit seiner Ankunft in Amerika häufig und liebevoll gedacht hatte.

Maclean fand in San Francisco in der That Nachrichten von Ohlsen, und dieselben waren überraschend. Der Director der Bank von Californien überreichte ihm ein großes, sorgfältig verschlossenes Couvert, das sein „Partner" für ihn zurückgelassen hatte. Dasselbe enthielt verschiedene, weit-schweifige Schriftstücke; aber nur die Unterschriften waren von Ohlfens Hand. Es waren Schenkungsurkunden, die von dem eisten Juristen San Francisco s in unantastbarer Form aufgesetzt waren, und die über den größten Theil des Ohlsenschen Vermögens unwiderruflich verfügten. — Nicolaus hatte von dem, was er besaß, 25000 Dollars für sich behalten, und diesen

ver Gast. ^65

Betrag aus der Bank von Kalifornien entnommen. Das Neblige hatte er in drei gleichen Theilen Natalie und deren zwei Halbgeschwistern, Harry Macleans Kindern geschenkt. Für John war ein Kästchen bestimmt, welches die wenigen Schmucksachen enthielt, die Ohlsen seit Jahren getragen hatte. Sonst war in dem Couvert nichts als die eine Zeile:

„Noch einmal, Lebewohl! N. O.“

Es schien, als habe Ohlsen sein Testament gemacht, als habe er sterben wollen. Was jedoch Maclean in dieser Beziehung beruhigte, war der Umstand, daß Nicolaus 25000 Dollars in baarem Gelde mit sich genommen hatte. Maclean bemühte sich eifrigst, in Erfahrung zu bringen, was aus dieser Summe und deren Besitzer geworden war; aber seine Nachforschungen blieben erfolglos.

Nach geraumer Zeit — es mochte wohl ein Jahr dahingegangen sein — drang ganz zufälliger Weise das Gerücht zum Director den Nonl von Californien, daß Macleans früherer Partner sich unter einem angenommenen Namen in Blighton-Bar, einem neuen Minenlager im Nordwesten von Californien, aufhalte. Herr Whitley, ein alter Kunde der Banl, der nach Blighton-Bar gereist war, um zu sehen, ob dort vielleicht in „Gruben-Acien“ etwas zu verdienen sei, glaubte Nick Ohlsen dort gesehen und erkannt zu haben. Sicherheit darüber hatte er sich jedoch nicht verschaffen können, da der muthmaßliche Ohlsen ihm aus dem Wege gegangen war, anscheinend absichtlich, denn er hatte sich während Herrn Whitleys Anwesenheit in Blighton-Bar nicht wieder vor diesem blicken lassen. Herr Withley, ein alter Goldgräber, war nicht neugierig. Er hatte das vermuthete Incognito respectirt. Ohlsen schuldete ihm nichts, und wenn er ihm aus dem Wege ging und unter einem angenommenen Namen lebte, so war das seine Sache. Der Bankdirector, dem Macleans Nachforschungen nach Ohlsen bekannt waren, theilte dem Schotten mit, was Whitley ihm erzählt hatte. Dieser und Maclean kannten sich seit langen Jahren; ihre Hütten hatten nebeneinander gestanden in dem Lager, in dem Maclean und Ohlsen Freundschaft geschlossen hatten. Der alte Goldgräber war einem Genossen aus jenen Tagen gegenüber mittheilsamer als dem Bankdirector; aber viel Neues erfuhr Maclean nicht von ihm, nur daß Whitley nun mit Bestimmtheit versicherte, Ohlsen gesehen zu haben.

„Ich würde doch Nick Ohlsen nicht mit einem anderen verwechseln!“

sagte er. „Ich kenne doch seinen Gang und seine Schultern, wenn ich ihn von hinten sehe. Er war es, so sicher wie ich Bob Whitley bin. Aber er wollte mich nicht kennen.“

„Wie sah er aus?“

„Gealtert, abgemagert, wie Einer, der die Fieber gehabt hat. Er halte sich den ganzen Bart wachsen lassen und die Haare kurz geschnitten.

Er sah mich eine Secunde an — gerade — so —“ Herr Whitley blickte Herin Maclean scharf in das Weiße der Augen — „dann wandte er sich ab und ging — aber ich hatte ihn erkannt.“

^66 Rudolph lindau in Verün.

„Wie nannte ei sich?"

„Das habe ich vergessen, alter Mann! Ich wußte nicht, daß die Sache Sie kümmerte; hatte Nick seit drei, Sie seit zwei Jahren nicht gesehen. ,Dns Compagnie-Geschäft muß Wahl aufgelöst seiV, dachte ich mir. Ich wunderte mich darüber, denn Ihr war't ja seiner Zeit mächtige Freunde. Aber ich forschte nicht weiter nach. Gefährliche Sache. Wißbegierde, mit Burschen wie Nick; und ich, offen gesagt, habe, seitdem ich verheirathet bin, lein Vergnügen mehr an Auseinandersetzungen."

„Schien er in Blighton-Var ansässig, bekannt?"

„Ja, sicher! Man zeigte mir seine Hütte."

„U»d Sie können sich auf seinen Namen nicht besinnen?"

„Ich hörte ihn nur ein einziges Mal und forschte nicht weiter. Ter Vorname war ,Geora/; aber ich will verdammt sein, wenn ich mich besinnen kann, unter welchem Familiennamen er segelte."

Mit diesen Nachrichten machte sich John Maclean unverzüglich auf den Weg nach Blighton-Nar. Ohlsen hatte in London geschrieben, er wollte ihn, Maclean, niemals wiedersehen, aber das war für John ohne Bedeutung. Er wünschte feinen alten Nick wiederzusehen! Achtzehn Monate waren nun seit der Flucht aus Lower Norwood vergangen'. Die Zeit hatte möglicherweise ihre Wirkung gethan, und Nicolaus war von seiner schwermüthigen Laune geheilt. Dann sollte er wieder nach San Francisco zurückkehren und dort mit seinem alten Kameraden wie ein vernünftiger Mensch leben.

Maclean langte an einem heißen Juni-Tage in dem neuen Goldlager an. Er war mit den Gebräuchen derartiger Ansiedelungen von Alters her wohl bekannt, und sein ganzes Auftreten zeigte de,i „Jungen", die vor der Schenke des Ortes die Ankunft der Post abwarteten, daß sie einen „Alten" vor sich sähen. — Ter Wirth begrüßte ihn dem entsprechend mit einem gewissen Respect und fragte, was zu feinen Diensten stände. — Maclean begnügte sich damit, seinen Neisekuffer in Verwahrsam zu geben, da er sich zunächst im Lager etwas umzusehen wünschte. Er hatte nämlich seinen Feldzugsplan gemacht. Er wollte, ohne an irgend Jemand eine Frage zu lichten, die wenigen Hütten und Arbeitsplätze des kleinen Lagers absuchen und, wenn er Nick gefunden hatte, ihm die Hand auf die Schulter legen, als wäre er ein Constabler, und ihm fagen: „Junger Mann, Sie sind mein Gefangener! Sie weiden mich fofort nach San Francisco begleiten," — Tiefer Plan hatte Herrn Maclean während de-s ganzen Weges beschäftigt und ihn verschiedene Male vergnüglich lächeln machen.

Als Maclean die letzte Hütte des Lagers erreicht hatte, ohne bis dahin auf Ohlsen gestoßen zu sein, schickte er sich an, die Arbeitsplätze zu besuchen. Er bedurfte zu dem Zwecke eines Führers, und sah sich nach einem solchen um. Da erblickte er vor sich, auf einer kleinen Anhöhe, im Schatten eines Baumes, ein abgerissenes Individuum, das, auf dem Bauch ausgestreckt, den

ver Gast. ^6?
Kopf auf beide Händen gestützt, mit sichtlichem Wohlbehagen eine kurze Pfeife rauchte und dabei die große, ruhige Landschaft in Augenschein nahm, die, im Sonnenschein gebadet, zu seinen Füßen dalag. — Maclean rief ihn an.
„He! Sic Mann dort oben!"
Der Gerufene wandte die Augeu nach rechts, um den Störenfried zu fehen, aber er rührte sich sonst nicht.
„Wollen Sie ein paar Dollars verdienen? dann bemühen Sie sich herunter zu mir!"
„Es ist nicht weiter von unten nach oben, als von oben nach unten!" scholl es zurück; und dann wandten sich die Augen des Ruhenden wieder dem Pfeifendampf zu. der sich ergötzlich in der stillen, hellen Luft kräuselte. Maclean wußte, daß er »achzugeben hatte, wenn er sich mit dem Mann verständigen wollte, und klomm den Hügel empor. Da erblickte er in der Ebene, die sich unübersehbar weit vor ihm ausstreckte, in geringer Entfernung einen Reiter, der in gestrecktem Galopp dahinflog. Es war unmöglich, die Gestalt, die ihm den Rücken zukehrte, zu erkennen; aber die Art und Weise, wie sie sich, etwas nach vorn gebeugt, im Satlel hob und senkte, geschmeidig den Bewegungen des dahinsprengenden Pferdes folgend, erregte Macleans Aufmerksamkeit. — Neben dem Pferde sagten in laugen, leichten Sprüngen zwei große Hunde, in denen Maclean schottische Windhunde zu erkennen glaubte.
„Halloh! Wer ist das?" rief er.
Der Liegende, dem er sich jetzt auf lur^e Entfernung genähert hatte, hob die Augenbrauen und musterte ihn von der Fußsohle bis zum Scheitel, wie etwas Außerordentliches, Sehenswerthes.
„Wer ist der Reiter dort?" wiederholte Maclean aufgeregt.
Der Liegende veränderte darauf langsam seine Position. Er richtete den Oberkörper halb in die Höhe, wobei er sich nachlässig auf die linke Hand stützte, und nahm mit der rechten die Pfeife aus dem Munde, um zu sprechen. — Aber „der Fremdling" bereitete ihn, zunächst noch eine neue Ucbciraschung. Dieser halte nämlich plötzlich beide Hände an den Mund gesetzt, und wie Trompetenton schmetterte aus seiner breiten Vrust ein langgezogener, wilder Schrei: „Hnia—o—hih!"
Die stille Luft trug den Schall weit hinaus in das Land, bis zu dem feinen Reiter. Die beiden Windhunde stutzte» im Sprunge, knickten zusammen, wandten die Köpfe dem Hügel zu und fctzlen dann in lange» Sätze» ihre» wilden Lauf fort. Aber den Reiter schien der Schrei wie eine Kugel getroffen zu haben. Man sah deutlich, wie er sich schnell und tief auf den Hals des Pferdes beugte, das einen mächtigen Sprung machte, als sei es wüthend gespornt worden, uud dann mit rasender Schnelle weiterflog.

^68 Rudolph lindau in Verlin. —^ -

Maclecm, dessen Augen unverwandt auf den Fliehenden gerichtet gewesen waren, hörte jetzt neben sich sprechen.

„Wollen Sie mir sagen, Fremdling“, so begann das sitzende Individuum, „wer Sie eigentlich sind, der Sie rufen, als wären Sie ein Eingeborener, Leute anreden, denen Sie nicht vorgestellt worden sind, und Fragen an sie richten, als wären diese in der Welt nur dazu da, um Ihnen Auskunft zu geben.“

„Wollen Sie zehn Dollars verdienen?“ fragte Maclean schnell.

„Das ist wieder eine Frage; aber darauf antworte ich: ja!“

John zog zwei Goldstücke aus der Börse und reichte sie dem Mann.

„Wer ist jener Reiter?“ fragte er fodann.

Der Gefragte beschattete seine Augen mit der einen Hand und blickte nach dem Fliehenden, dessen rasch dahinziehende Gestalt mit jeder Minute undeutlicher wurde.

„Wenn ich Georg Gilmore nicht vor einer Viertelstunde noch auf der Post gesehen hätte, so würde ich antworten: Georg Gilmore. Das ist sein Sitz. — Und richtig: er ist es! Fly und Panther sind bei ihm. Sehen Sie nicht die beiden Hunde?“

„Hier sind noch zehn Dollars,“ sagte Maclean ungeduldig; „aber nun antworten Sie mir schnell! Wohin führt jener Weg?“

„In die Prairien.“

„Wissen Sie, wohin Gilmore reitet? Und tonnte man ihn wieder einholen, um ihm eine gute Nachricht zu geben?“

„Wohin er reitet, das weiß ich nicht“ — war die Antwort. „Er hat es mir nicht gesagt. Aber vielleicht tonnen wir etwas darüber auf der Post oder in seiner Hütte erfahren. Kommen Sie, Fremdling! Ich werde Ihnen den Weg zeigen. — Ihn einzuholen aber, daran ist nicht zu denken. Er hat das einzige gute Pferd im Lager und ist der beste Reiter.“

Der Mann war jetzt aufgestanden und ging gelassen, aber weit ausschreitend voran. Maclean folgte ihm. Nach wenigen Minuten blieb er vor einer Hütte stehen, deren angelegte Thür er öffnete, und die er sodann von der Schwelle aus aufmctksa<ls" in Augenschein nahm.

„Ja, er ist gegangen,“ berichtete er, sich an Maclean wendend, der hinter ihm stehen geblieben war; „und wohl auf einen weiten Weg. Er hat seine „Henry-Rifle“ und die großen Satteltaschen mitgenommen. Er scheint auch noch gekramt zu haben, ehe er ging. Sein Koffer ist offen und halb geleert.“

Maclean trat in die Hütte und sah sich dort nm. Außer einigem Sattel- und Reitzeug aus der besten Londoner Werkstatt, das der Besitzer sich aber sehr Wohl in San Francisco angeschafft haben tonnte, war in der Hütte nichts zu sehen, als was zur rationellen Ausstattung eines Goldgräbers gehört. An einem Nagel hing eine Joppe und ein Beinkleid und darunter standen ein Paar starke, hohe Stiefeln. „Der Anzug würde Ohlsen gepaßt

Her Gast. ^6Z
haben", dachte Maclean, und in seinem Geiste sah er Niculaus darin stehen, wie vor zehn Jahren, einen herzhaften, lebensmuthigen Mann, der sich damals stark genug gefühlt hatte, den Kampf mit der ganzen Welt aufzunehmen. Und nun war ei zu Boden geschlagen, wahrscheinlich durch ein Paar weiche Frauenhände!
Aus der Post, der Hauptschenle von Blighton-Bar, erfuhr Maclean im Gespräch mit einigen der Honoratioren des Lagers, daß sein Begleiter den harmonischen Namen von Jini Croker führe und ein großer Freund berauschender Getränke, sonst aber ein nichtsnutziges, wenn auch harmloses imd friedfertiges Individuum sei; aber auf seine Mittheilungen über Georg Gilmoie dürfe man sich verlassen, denn er kenne diesen besser als ein anderer Mann im Lager, da Gilmoie Herrn Jim Croter mehrere Male zu Dienstleistungen in seinem Stall und in seiner Hütte benutzt, für die er ihn wahrscheinlich immer sehr gut bezahlt habe, denn Jim sei darauf regelmäßig drei Tage hinter einander vollständig betrunken gewesen. — Maclean erschien den Goldgräbern als eine vertrauenswürdige Person. Man glaubte ihm auf's Wort, als er erklärte, er hätte Gilmore gern getroffen, um ihm etwas Angenehmes mitzutheilen, und man war nicht wortkarg in der Bericht-erstattung über den Verschwundenen.
Georg Gilmore hatte in Blighton-Bar ein zurückgezogenes Leben geführt, auch nicht viel gearbeitet, wennschon man ihm, beim ersten Spatenstich, den er that, angemerkt hatte, daß es eine „alte Hand" sein müßte. Er hatte jeden Tag die Post abgewartet, aber sich nie nach einem Brief erkundigt, auch nie einen bekommen oder geschrieben. Es wäre so seine Gewohnheit gewesen, und Niemand würde daran gedacht haben, sich auf seinen Platz zu stellen, am Pfeiler, am Ende der Veranda; denn obgleich er niemals ein Wort lauter als das andere gesprochen, so hätte doch Jedermann vermieden, sich ihm unangenehm zu machen; es wäre etwas Eigenthümliches in seinem Blick gewesen, das jede Vertraulichkeit zurückgewiesen hätte.
„Trank er, spielte er?" fragte Maclean.
„Nein."
„Was that er während der langen Abende? Er konnte doch nicht allein in seiner Hütte sitzen?"
„Nun, er trank und spielte natürlich; aber nicht was man trinken und spielen nennt. Er that es ohne Freude. Er nahm keine Bank, auch war er niemals betrunken. David O'Connor, der spielt; hat gestern wieder Alles, bis auf seinen letzten Cent, verloren; und Jim Croter, der trinkt.— Nein! Gilmore spielte nicht und trank auch nicht. — Cr war ein Mann, Herr Maclean, der Cinem leid that. Nicht, daß er jemals geklagt hätte, aber er sah aus wie Jemand, dem Etwas am Heizen nagt, das ihm jede Freude abfrißt. Wir haben manchmal unter einander über ihn geredet und calculirt, daß er jenseits des Wassers etwas verübt oder verloren haben müßte, was ihm Ruhe und Frieden raubte. — Wissen Sie, wie wir ihn Noid un» Süd. XXIV, ?l. 12

^70 Rudolph lindau in Aeilin.

nannten? Peter Schlemihl, den Mann, der seinen Schatten verloren hat. Denn etwas Außergewöhnliches, Geheimnißvolles war es um Gilmore. Ein einfaches Verbrechen hatte er nicht begangen. Man hat ja in seinem Leben schon Mörder und Räuber und Falschmünzer gesehen! Aber diese Leute, auch wenn sie den Sheriff auf ihren Fersen wußten, sahen nicht so trostlos aus wie Georg Gilmore. — Peter Schlemihl war der richtige Name für ihn." Maclean blieb noch drei Tage in Nlighton Bar. Vor seiner Abreise übergab er dem Postmeister für Georg Gilmore einen Brief, der nach sechs Wochen an Maclean zurückgesandt werden sollte, falls es bis dahin nicht gelungen wäre, den Avressaten aufzufinden. Der Brief gelangte wieder in Macleans Hände. Gilmore, so berichtete der Postmeister in einem freundschaftlichen Schreiben, sei im Lager nicht wieder aufgetaucht und auch sonst nirgends zu entdecken gewesen. Um dieselbe Zeit empfing Maclean einen unerwarteten und angenehmen Besuch, nämlich den seines flachshaarigen, gesprächigen Freundes Thomas Derrick. mit dem er vor Jahr und Tag die Reise von Liverpool nach New Uorl gemacht hatte. Derrick war auf eine andere Linie verseht worden und fuhr jetzt zwischen Panama und San Francisco. Er hatte Maclean gleich nach seiner eisten Reise aufgesucht, aber nicht angetroffen und auf der Bunt von Californien erfahren, daß Jener anf einige Tage in das Innere gegangen sei und voraussichtlich bald wieder nach San Francisco zurückkehren werde.

„Wann war das?" fragte Maclean.

„Am 13. Juli," antwortete der Ingenieur.

Er war des Datums sicher, denn das Dampfboot, auf dem er diente, hatte einen Postcontract und mußte stets innerhalb bestimmter kurzer Fristen seine Reisen vollenden.

„Am 18. Juli war es," wiederholte er. „Wir blieben eine Woche hier und fuhren am 25. nach Panama zurück."

„Das stimmt," sagt Maclean. „Ich war um die Zeit im Nord-Westen, auf der Suche nach einem verlorenen Freunde."

Und da John Maclean und Thomas Derrick mittlerweile beim vierten großen Glase starken, heißen Grogls angelangt waren, und der Schotte das Bedürfniß fühlte, von dem zu sprechen, was ihm schwer auf dem Herzen lag, so erzählte er dem Gaste die Geschichte seiner Expedition nach Blighton Bar, ohne jedoch Ohlsens wahren Namen zu nennen.

„Wie sah der Mann aus?" fragte Thomas Derrick.

Maclean gab eine genaue Beschreibung von Ohlsens Aeußerm.

Derrick strich sich den Bart, schaute nachdenklich in das vor ihm stehende Glas, nahm einen tiefen Zug daraus und sagte sodann:

„Ich habe Ihren Mann."

„Wie? — was?" rief Maclean aufgeregt.

„Er nannte sich Alexander Allen," fuhr der Ingenieur ruhig fort,

Der Gast. »7t.
„aber ich will mich hängen lassen, wenn er nicht Ihr Georg Gilmore war . . . Also hören Sie . . . Als die .Goldene Küste° — dies war der Name des Dampfers, auf dem Herr Derrick jetzt fuhr — „bereits von der Boje los war, und die letzten Boote das Schiff verlassen hatten, näherte sich noch ein kleines Gig. Die Treppe war schon aufgezogen; aber der Passagier, der in dem Boote saß, »ahm ein Seil, das ihm hingereicht wurde, und schwang sich an Bord wie ein Lootse. — Er führte nur einen kleinen Handkoffer mit sich, der ihm nachgereicht wurde. Er sah jedoch aus wie ein geborener Gentleman, nahm sein Billet zur ersten Cajüte und zahlte dafür in Gold. Mir war es aufgefallen, wie gut er an Bord kam, um so mehr, als ich bei seinem elenden Aussehen nicht so viel Entschlossenheit bei ihm vermuthet hatte; und als das Schiff unterwegs war, und ich am Abend auf dem Deck spazieren ging, redete ich ihn an. — Er hatte sich von den anderen Passagieren abgesondert und saß hinten am Steuer, eine Pfeife rauchend. Er antwortete mir zunächst ziemlich einsilbig. — Ja, er käme von San Francisco; ja, er hätte den Dampfer um ein Haar verfehlt. — Ich sagte, ich hätte San Francisco erst vor Kurzem kennen gelernt: es wäre eine hübsche Stadt. — ,Ia.° — Ich besäße dort nur einen einzigen Bekannten. — ,So?' — Ob er, Herr Allen, ihn vielleicht kenne? Sein Name sei John Maclean. — ,Ich kenne einen Mann des Namens: groß, stark, schwarze Haare, schwarze Augen, glatt rasirt, gute Zähne'. — ,Stimmt,' sagte ich. — Und dann erzählte ich, daß wir vor fünfzehn Monaten auf einer Reise von Liverpool nach New Jort zusammen gewesen wären. Er schien sich für Sie zu interessiren. Er fragte, wie Sie ausgesehen, wie Sie sich auf der Fahrt gehalten hätten; und als ich darauf antwortete, Sie wären guter Dinge gewesen, da sagte er, das freue ihn. Als ich dann aber hinzufügte, wir hätten uns angefreundet, ich würde Sie bei meiner nächsten Reise in San Francisco aufsuchen, ob ich Grüße oder Bestellungen von ihm auslichten sollte, da erwiderte er, nein, er danke; Sie würden ihn gar nicht kennen; er wisse nur zufälligerweise, wer John Maclean sei. — Aber er kam in unseren späteren Unterhaltungen immer wieder auf Sie zurück und wurde nicht müde, zuzuhören, wenn ich von Ihnen sprach. — Ich fragte ihn. ob er in Panama bleiben werde, dann könnten wir dort einmal einen vergnügten Abend zusammen verbringen. Er lehnte ab, indem er sagte, er beabsichtige, sich nur kurze Zeit auf dem Isthmus aufzuhalten und nach Costaiica zu gehen. — Nachdem er das Boot verlassen hatte, sah ich nichts mehr von ihm. — Weshalb er sich Alexander Allen nannte und nicht unter seinem wahren Namen Georg (Minore reiste, das müssen Sie besser wissen als ich: aber daß er Ihr Georg Gilmore war, darauf möchte ich schwören und sogar wetten. — Ihre Freunde in Blighton Bar hatten ganz recht: — Peter Schlemihl war der Name für ihn. Er ging einher, wie Einer, der etwas Unersetzliches verloren hat." Es war John Maclean unerklärlich, weshalb Gilmore sich wie ein

12'

^?2 Rudolph lind au in Verl in.

geächteter Verbrecher vor ihm und der Welt verbarg. Der Ingenieur bemerkte darauf scntenziös, dah Lumpe, Lügner und Verräther genug in der Welt umherliefen, welche die Stirn hätten, wie Ehrenmänner aufzutreten, und daß es deshalb nicht gar zu sonderbar erscheinen dürfte, wenn es einem anständigen Menschen einmal gefiele, sich wie ein Verräther zu verstecken. Es gäbe eben unaufgeklärte Geheimnisse in der Natnr, die ja bekanntlich von Zeit zu Zeit sehr sonderbar spielte. Herr Derrick war, als er diese sinnreiche Bemerkung von sich gab, soeben mit einem „allerletzten" Glase Groggt fertig geworden, und äußerte nun mit etwas schwerer Zunge den Wunsch, an Bord „gesehen zu weiden," da er zu der vorgerückten Stunde und in der unbekannten Stadt den Weg zum Hafen verfehlen tonnte. Maclean begleitete den Ingenieur darauf bis an sein Boot, das am Landungsplatze auf ihn wartete, und ging dann nach Hause, nachdenklich übeu das, was er im Laufe des Abends über Nicolaus Ohlsen erfahren hatte. — Es war das Letzte, was er je von seinem alten Kameraden hörte. Er sagte sich, daß er nicht das Recht habe, ihn feiner zu verfolgen, der sich so ängstlich bemüht zeige, sich ihm zu entziehen, — Der Tod seines Bruders hatte ihn tief geschmerzt, aber er hatte den Schmerz überwunden; es wurde ihm schwer, auf seinen Freund verzichten zu sollen, aber er verzichtete auf ihn und lebte weiter und fand, hie und da, anfänglich mit einem Gefühl von Neue, auch wieder Freude am Dasein. — Thomas Derrick, der ihn regelmäßig alle sechs Wochen besuchte und in ihm einen gelehrigen Schüler für die tiefe Lebensphilosophie fand, die er sich während seiner langen Ueberfahrtn auf dem Stillen Ocean angeeignet hatte, erklärte ihm, seine Neue habe keinen sittlichen Werth; es sei unphilosophisch dieselbe zu cultiviren. „Uebrigens," so schloß er eine lange Abhandlung „müssen Sie bedenken, daß es für Ihren Bruder ein großer Schmerz gewesen wäre, wenn Sie vor ihm gestorben wären; und daß Sie ein Leid tragen, das einer von Ihnen Beiden nothwendigerweise tragen mußte. — Ich habe leine Geschwister und bin nicht verheirathet; ich habe nur noch meine Mutter auf der Welt. Wenn die stirbt, bin ich ganz allein. Aber ich hoffe, ihr die Augen zuzu-drücken, und daß der alten Frau der Schmerz erspart bleibe, mich zu über« lebe»."

„Da haben Sie ganz Nccht," sogte John Maclean, diesmal voll- ständig überzeugt.

Macleans Trübsinn schwand von diesem Zeitpunkt an ziemlich schnell. Er war einundvierzig Jahre alt, aber fühlte sich noch jung, und er nahm sich Vor, noch einmal seine Netze auszuwerfen und zu versuchen, sei» Glück zu fangen. — Seine Verbindung mit der Heimath war nicht unterbrochen worden. Er empfing ganz regelmäßig Nachrichten von seinen Schwestern, von Herrn Brent, dem gewissenhaften Vormund seines Neffen und seiner Nichte, und auch von Natalie. Diese Briefe, die sich gegenseitig ergänzten, erzählten mit zahlreichen Details, was in der Familie in England vorging. Die beiden kleinen Kinder waren wohl; sie wuchsen und gediehen.

Äer Gast, ^73

Auch von Natalie trafen erfreuliche Nachrichten ein. Sie war bereits mehrere Male und auf längere Zeit zum Besuch bei den Schwestern in Schuttland gewesen, die sich mit ihrer Schönheit und ihrem fremdartigen Wesen ausgesöhnt hatten und ihr das Zcugniß ausstellten, sie sei ein gutes, stilles, vernünftiges Mädchen. Sie war mit den Kindern nach Eoinburg gekommen, um nicht allein mit ihnen in Lower Norwood zu bleiben, während ihre Mutter auf Reisen ging. — Ileber diese lauteten die Nachrichten traurig. — Nach Nataliens Berichten war sie immer leidend, namentlich quälte sie Schlaflosigkeit. Sie fand nirgends Nuhe. Sie hatte alle möglichen Kurorte und alle möglichen Arzneien versucht. Am besten hatte ihr noch eine Neise nach Kiew gcthan, der alten heiligen russischen Stadt, wo sie nahe an drei Monate geblieben war. Heilung ihres peinigenden Leidens hatte sie jedoch auch dort nicht gefunden. Gesunden, natürlichen Schlaf kannte fic gar nicht mehr. Sie verfanl vor übergroßer Ermattung von Zeit zu Zeit in einen leichten Schlummer, aber nicht selten erwachte sie daraus mit einem Gefühl großer Beängstigung. Sie durfte deshalb auch niemals allein sein, und während der ganzen Nacht mußte Jemand bei ihr wachen. Eine russische fromme Schwester verrichtete diesen schweren Dienst. Die Mutter hatte sie aus Kiew mitgebracht. Sie war eine ganz zuverlässige Person, die aber kein Wort Englisch verstand, so daß sie mit Niemandem ini Hause als mit der Mutter Verkehren konnte. — Fräulein Valerie Didier, deren sich Onkel John wohl noch erinnern werde, wäre gern bereit gewesen, Winterdienste zu leisten, aber die Kranke habe dies nicht zugeben wollen. Ueberhaupt habe sie Fräulein Didier in letzter Zeit nicht mehr gesehen. Sie, Natalie. tonne sich aber auch nicht nützlich machen. Die Mutter ziehe vor, von Fremden gepflegt zu werden, weil sie häufig nervöse Krisen habe, durch die sie ihre Kinder und Verwandten — denn auch Katharina habe sich ihr zur Verfügung gestellt — nicht erschrecken und unnütz aufregen wolle. „Sie würden meine arme Mutter nicht wiedererkennen," schrieb Natalie in ihrem letzten Briefe. „Sie ist abgemagert zum Skelett, und ihre schönen Haare sind ganz weiß geworden."

Die nächste Post brachte einen Brief von Katharina, aus Lower Norwood datirt. Harrys Frau war gestorben, „versehen mit den heiligen Sacramenten der Kirche" besagte die offizielle Todesanzeige. Katharinas Brief setzte hinzu, sie sei durch eine Depesche Natalieus nach Lower Norwood gerufen worden, und habe dort ihre Schwägerin bereits sterbend gefunden.

„Sie war noch bei Bewußtsein, als ich mich ihrem Bette näherte. Ich hätte sie nicht erkannt, wenn ich nicht gewußt hätte, wer sie war. Ich habe Viele sterben sehen, aber Keinen, der sich vor seinem Tode so verändert hätte. Sobald sie mich erblickte, sagte sie mit matter Stimme: Hiebe Katharina, Sie verzeihen, was ich gesündigt habe.' — Darauf antwortete ich: ‚Liebe Schwester, ich weiß nicht, was ich Dir zu verzeihen hätte. Aber woran Du auch in diesem Augenblicke denken magst, ich ver«

I>7H Rudolph liüoau i» Veilin.

zeihe es Dir von ganzem Herzen. Gott sei Deiner armen Seele gnädig!

— ‚Amen!^ sagte sie inbrünstig, und das war ihr letztes Wort. Aber sie ver-schied erst am nächsten Morgen. Sie ist unserm Harry schnell gefolgt. Sie hing mehr an ihm als wir geglaubt hatten; und sie hat einen schweren Tod gehabt. Friede ihrer Asche!"

Bald darauf trafen auch Briefe von Natalie und Herrn Brent in San Francisco ein, aus denen hervorging, daß die verwaiste Familie nach Schottland übersiedeln werde. Herr Brent hatte sich in seiner Eigenschaft als Vormund darüber mit der ältesten Miß Maclean verständigt, die er als eine ganz hervorragende Person bezeichnete, von der mit Sicherheit an-zunehmen sei, daß sie die Erziehung der beiden Kinder in der besten Weise leiten werde. Auch Fräulein Antoniades werde zweifelsohne in dem Hause ihrer Tante besser aufgehoben sein, als irgend wo anders. Er habe das junge Mädchen, das nun in kurzer Zeit selbständig sein werde, natürlich um ihre Ansicht gefragt, aber nicht nöthig gehabt, dieselbe zu beeinflussen; denn Fräulein Antoniades habe als selbstverständlich angenommen, daß sie zu ihren Tanten nach Edinburg ginge. Herr Brent fügte hinzu, Fräulein Natalie sei sehr schön geworden, jedoch sehe sie ihrer Mutter nicht ähnlich. Ihre Schönheit sei, so zu sagen, milderer Art, sei nicht so auf-fallend und stolz, wie es die der verewigten Frau Harry Maclean zur Zeit ihrer Blüthe gewesen sei. Auch mache Fräulein Antoniades durchaus den Eindruck einer sanften und gutmüthigen Person, was man doch von ihrer Mutter nicht habe sagen tonnen, wensschon damit keineswegs etwas Unver-bindliches gegen die Verstorbene ausgesprochen werden solle.

James Maclean hielt es für seine Pflicht, sich einen schwarzen Flor um den Hut zu binden; aber in seinem Herzen war keine Trauer. Dagegen dachte er viel an die überlebenden Kinder. Es war als Vormund seine Schuldigkeit, jetzt doppelt für die Kleinen zu sorgen, und er correspondirte darüber lebhaft und regelmäßig mit Natalie und mit seiner Schwester Katharina. Seine Briefe an diese beschäftigten sich aber vorzugsweise mit Natalie, uud Katharinas Antworten thaten ein Gleiches. Eines Tages schrieb sie ihm, seine Anfrage, ob Natalie noch an Herrn Ohlsen denke, beantworte sie entschieden mit nein; wenigstens denke Natalie nicht mehr an den jungeil Mann in der Weise, die John allein meinen tonne. Sie sei vor vier Jahren noch ein Kind gewesen; sie habe sich damals in Ohlseu verliebt, und sein Verschwinden mit aufrichtigem und tiefem Schmerz empfunden. Aber solche Wunden seien jungen Herzen nicht tödtlich; die meisten heilten gründlich davon, und dies sei zweifelsohne auch bei Natalie der Fall. — Ohlsen habe sich vergessen machen wollen, und dies sei ihm gelungen. Nataliens Herz sei frei, und da John das junge Mädchen liebe, was sie, Katharina, ja längst erkannt habe, so könne sie ihm nur anrathei«, sein Glück zu versuchen und Muth zn haben; dann würde es ihm wohl auch glücken, die Vraut heimzuführen. —

Darauf stand in der nächsten, in den Zeitungen veröffentlichten Passagier»
liste der .Goldenen Küste" auch der Name von „John Maclean, Esq!l.
von San Francisco vi» Panama nach England".
Ein einsamer Mann, der eine kleine Hafenstadt in Centralamerika
bewohnte, las diese Anzeige und begab sich bald darauf nach Californien:
aber nicht mit dem Dampfschiff „Goldene Küste", nuch nicht nach San
Francisco sondern nach Sacramento. Er deponirte dort auf einer Bank
unter dem Namen von Georg Gilmore eine Summe von zwanzigtausend
Dollar und zog sodann in das Innere als „Projector", d. h. als einer jener
furchtlosen Abenteurer, die in neuen, noch nicht erforschten Gebieten nach
Gold suchen. Von Zeit zu Zeit lehrte er nach Sacramento zurück, um
Mundvorrath und Munition einzulllufen. Er schien leine Bekannte zu
haben und auch leine Verbindungen zu suchen. Er verbrachte seine Zeit
im Lesezimmer, wo er alte und neue Zeitungen durchblätterte. Bei einer
solchen Gelegenheit fand er eines Tages unter der Ueberschrift „Heirathen"
die turze Notiz:
„John Maclean Esq?. aus San Francisco (Californien) mit Natalie
Nntoniades aus Lower Norwood (England) im Hause der Misses Maclean
in Edinburg (Schottland)".
Dabei stieg dem Leser das Blut in das Gesicht, und das Herz schlug
ihm. Aber sein Blick wurde bald darauf freudiger. Er zeigte fortan ein
weniger scheues Wesen und begann, sich an der „Bar" an der Unterhaltung
der dort zahlreich versammelten Gäste zu betheiligen. Wenige Tage darauf
verließ er Sacramento wieder, um eine neue Erforschungsweise anzutreten.
Es sollte die letzte sein, sagte er dem Wirth. Dieser möchte ihm einen
lleinen Handkoffer aufheben, der einige Kleidungsstücke enthalte, die ihm
augenblicklich unnütz seien; wenn er zurückgekehrt wäre, so wolle er sich in
Sacramento niederlassen; er sei des Lebens in den Prairien und
Beigen müde.
„Es ist ein einsames Leben und ein gefährliches Leben," fagte der
Wirth. „Es wird mich freuen, Sic wiederzusehen. Glückliche Reise, Herr
Gilmore! Ihre Sachen nehme ich in guten Verwahrsam, bis Sie dieselben
wieder abfordern."
Aber diefe Sachen wurden nicht wieder abgeholt, und nach Jahr und
Tag nahm der Wirth an, der Besitzer derselben müsse wohl im Schnee ver-
loren gegangen oder Indianern in die Hände gefallen und dabei um's Leben
gelommen sein. Der Koffer wurde in Beisein eines Beamten geöffnet; er
enthielt jedoch nichts, was über die Herlunft Georg Gilmores Auskunft gegeben
hätte. Sein Name stand darauf noch eine Zeit lang im Amtsblatt, in der „Liste
der Vermißten", nach der üblichen Frist wurde er wieder daraus entfernt,
und damit Verschwand sodann die letzte schwache Spur des Verlorenen und
Vergessenen.
Helgoland im September 1882.

!"^?^,M
^W,
^(.Me^^
^^/D^^H^" <^^
U?isere Gymnasie,:.
pädagogische Vriefe

Wilhelm vc>n Oieselncchr.
— München. —

1.
ieber Freund! Du verwunderst Dich, daß mir jene lebhafte Theil-
nahme an dem Gedeihen unserer Gymnasien, die Du in der Jugend
an mir kanntest, noch im Alter geblieben ist, obwohl mir doch
schon lange das Glück — ja ich sage das Glück versagt ist, an
ihnen zu wirken. Aber ich meine, diese Theilnahme ist sehr begreiflich. In
den Mauern einer altberühmten Klosterschule geboreu, habe ich dort meine
Kindheit und die ersten Iünglingsjahre verlebt, und nicht viel später bin ich
dann wieder in die Räume einer nicht minder gepriesenen Fllrstenschule ein-
gezogen und habe dort, freudig schaffend nnd arbeitend, zwanzig glückliche
Jahre zugebracht. Tausend Erinnerungen knüpfen sich so für mich an Schul-
mauern, und noch ganz anders, als es bei den Meisten geschieht, ist mein
Leben durch die Schule bestimmt worden. Auch spater, als ich nicht mehr
ein Lehramt an einem Gymnasium bekleidete, bin ich doch stets mit den höheren
Lehranstalten amtlich in Verbindung geblieben, und jede amtliche Thätigkeit
war mir da zugleich wahre Herzenssache; denn ich fühlte mich da wie in
meinem rechten Lcbenselemente. Vieles ergreift man ja in einein langen
Leben bald aus freiem Entschluß, bald durch mächtige Einflüsse gedrängt,
hält es eine Zeit lang fest und läßt es dann fallen; aber Eines pflegt doch
für jeden Menschen das Eigenste zu sein, aus dem sein ganzes Leben gleichsam
erwachsen und wieder mit ihm verwachsen ist, und das ist für mich das
eigenartige Wesen unsrer gelehrten Schulen.
Auch darüber verwunderst Du Dich, daß ich. wenn die alte Liebe in
mir nicht erkaltet, in dieser Zeit, .wo die Gymnasien so erbitterten Angriffen
ausgesetzt sind, nicht ein Wort der Verteidigung für sie fände; ich ließe,

Unsere Gymnasien, ^??
wirfst Tu mir vor, hier meine Feder ruhen, während ich sie oft für Dinge ansetzte, die weit weniger das allgemeine Interesse berühren. Der Vorwurf mag nicht unberechtigt fein. Und doch geht es Dir gewiß wie mir, daß Du über Sachen, die Du zu verstehen meinst, nicht gern sprichst, wenn sich die Menge darüber ereifert. Und wollte man auch reden, man wüßte kaum ob man etwas Neues zu fagen hätte. Denn wer möchte sich rühmen, jedes Wort zu kennen, welches im Widerstreit der Meinungen bereits gefallen ist? Und dann — glaubst Du wirtlich, daß mit jener pädagogischen Schriftstellelei, wie sie an der Tagesordnung ist, viel gewonnen wird? Ich gestehe, so anziehend mir immer die pädagogische Praxis erschienen ist — denn sie greift mitten hinein in das reiche Leben der Menschheit, in das frische Treiben der Jugend — so lehrreich mir oft Mittheilungen erfahrener Schulmänner über ihre Thätigkeit gewesen sind, an theoretischen Erörterungen über normale Schulen, normale Lehrer und normale Schüler habe ich stets wenig Gefallen gefunden. Die wichtigsten Reformen des Unterrichtswesens sind mehr durch energische Schulregenten, als durch gelehrte Tractate herbeigeführt worden, und auch von der heutigen pädagogischen Tagesliteratur, in welcher freilich weniger Gelehrsamkeit als Superklugheit belästigt, erwarte ich nicht viel Heilsames. Manches in dieser Literatur mahnt mich an das Spiel der Kinder mit Seifenblasen, und das Kinderspiel fchickt sich kaum noch für mein Alter.
Müßte ich reden, so würden überdies meine Worte vielleicht selbst denen nicht gefallen, die mit mir unfern alten Gymnasien noch eine lange Zukunft wünschen. Denn so groß meine Liebe zu denselben ist, bin ich doch fern von der Meinung, daß sie in jedem Betracht vollkommen und über alle Anfechtung erhaben seien. Es giebt keine absolut beste Schule, wie keinen besten Staat, und wie nur der Staat gut ist, der in sich die Möglichkeit fortwährender Verbesserung seiner Institutionen trägt, so ist auch nur die Schule gut, in welcher das Bewußtsein lebt, daß sie in stiller unverdrossener Arbeit sich zu reformiren habe. Und wenn jedes einzelne Gymnasium so an sich zu bessern hat, so wird auch das gesammte Gymnasialwesen, so lange es Lebenskraft in sich hat, im Laufe der Zeit mehr oder minder durchgreifende Reformen erfahren muffen. Was Dünkel und Skandallust, was Privat-, Standes-, und Parteiinteresse an ihm bemängelt, fällt nicht schwer in das Gewicht, aber Forderungen, welche von den einsichtigsten Männern der Ration, welche namentlich von weitblickenden Schulmännern selbst gestellt werden, tonnen nicht auf die Dauer unberücksichtigt bleiben.
Was nicht veralten soll, muß sich verjüngen. Auch unsere Gymnasien sind öfters regenerirt worden, ohne daß dabei ihr innerstes Wesen berührt wurde, und sie werden, hoffe ich, noch manche folche Regeneration erfahren. Wann aber wäre ihr innerstes Wesen bedroht? Einerseits wenn man die hnmanistischen Studien beseitigte, oder so abschwächte, daß sie nur eine oberflächliche Wirkung üben könnten; andererseits wenn man die Gymnasien zu

I.78 ^— Wilhelm vo» Gieseblecht in München.

Cpccialschulen für gewisse Fachwissenschaften herabsetzte. Ehe das eine ober das andere geschieht, mag man ihnen lieber das Lebenslicht ausblasen und ihnen den Nekrolog schreiben, in welchem man wenigstens das ihnen nachrühmen wird, daß sie Jahrhunderte lang die Pflanzstätten der höheren Bildung in unserer Nation gewesen sind und zu Allem, was Deutschland groß gemacht, mitgewirkt haben. Wir haben aber in einer Zeit, wo der Zudrung zu ihnen ein fast erschreckender ist, wohl am wenigsten Aenderungen zu fürchten, die ihrer Vernichtung gleich kämen, und wer in der Zuversicht ihrer gesicherten Existenz gelassen dem Ansturm gegen sie zusieht, nützt vielleicht mehr als Mancher, der im Uebereifer eine gute Sache schlecht verthcidigt. Ohne Deine Herausforderung hätte ich dies Alles nicht geschrieben; denn was soll ich Dir Dinge sagen, die Du viel besser übersiehst als ich. Längst höre ich Dich Nagen: 82t praw didorunt! Aber wer die Schleuse aufgezogen hat, darf über die einbrechende Fluth nicht klagen, und so hast Du zu verantworten, wenn ich redselig geworden bin, uni mich gegen den Vorwurf zu verwahren, daß ich aus Theilnahmlosigkeit nicht für die Gymnasien eintrat.

2.
Du bctheuerst, lieber Freund, daß Dir die Absicht fern liege, meine Cirkel verwirren zu »vollen, sprichst aber zugleich den Wunsch aus, mindestens Dir über die brennenden Fragen des Gymnasialwesens meine Meinung nicht zu verhehlen, da ich, wie Du meinst, in der Lage sei, ruhiger diese Fragen zu erwägen, als mancher Andere. Zunächst willst Du wissen, einmal was ich von den Leistungen der Realgymnasien halte, und dann, ob auch nach meiner Meinung eine Ueberbürdung unserer Gymnasiasten mit Arbeiten stattfinde, wie sie so vielfach im Publikum und sogar von medicinischen Autoritäten behauptet wird. Ich glaube nicht, daß ich Dir da irgend Neues bieten kann, aber es würde unfreundschaftlich sein, Deinen Wunsch nicht zu erfüllen. Also die Realgymnasien! Wenn man von ihnen reden soll, erscheint es als ein Glück, daß sie, nachdem sie früher mit den verschiedensten Ein»richtungen bestanden und deshalb so schwer in ihrem eigentlichen Wesen zu erkennen waren, neuerdings in den meisten deutschen Staaten eine feste Gestalt gewonnen haben. Konnten sie früher mehr als Fachschulen erscheinen, so sehen sie jetzt gleich den alten Gymnasien ihre Aufgabe darin, eine höhere allgemeine Bildung zu geben, nur daß sie zum Theil mit anderen Mitteln diese Aufgabe zu lösen suchen. Der wesentlichste Unterschied ist nunmehr, daß sie den Unterricht im Griechischen ausfallen lassen, und dadurch Raum gewinnen, die modernen Sprachen und die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen in größerem Umfange zu betreiben. Mag so in ihren Einrichtungen auch jetzt noch Einzelnes auf ihre näheren Beziehungen zu gewissen technischen Fächern hinweisen, in der Hauptsache stehen sie doch fortan in ausgesprochener Cuncurrenz mit unseren alten Gymnasien. Man kann es beklagen, daß so eine Zersplitterung in das Gymnasial-

—- Unsere Gymnasien. 4?^

Wesen gekommen ist, daß die alten Gymnasien, um ihre Besonderheit gegenüber den Realgymnasien zu kennzeichnen, das humanistische Element schärfer zu betonen und sich als humanistische Gymnasien zu bezeichnen genöthigt find, aber man schafft damit nicht Lehranstalten aus der Welt, die doch mit einer gewissen Nothwendigkeit sich entwickelt und die Concurrrenz aufgenommen haben, man beseitigt damit nicht den Kampf, der mit Nothwendigkeit aus der Concurrrenz entsteht.

Die Vorlhcle der Concurrrenz sind oft genug gepriesen worden; mau rühmt nicht mit Unrecht, daß von dem Wetteifer verschiedener Kräfte die Gesammtheit zu gewinnen pflge. Auch von der hier in Rede stehenden Concurrrenz wird man manche Vortheile erwarten, aber es ist mindestens fraglich, wie weit solche bisher zu Tage getreten sind.

Zu kurze Zeit bestehen die Realgymnasien in fester Gestalt, um über ihre Leistungen schon ein sicheres Urtheil zu fällen. Was ich bisher von solchen kennen gelernt habe, hat mich günstig für diese Anstalten gestimmt, aber ich wage doch nicht aus vereinzeltten Erfahrungen weitgehende Folgerungen zu ziehen. Wenn man, auf statistisches Material gestützt, nachgewiesen hat, daß die Zöglinge der Realgymnasien bei solchen Lehramts- und Promotionsprüfungen, wo sie neben Schülern der humanistischen Gymnasien zugelassen weiden, im Durchschnitt Gleiches oder Nesseies als diese geleistet haben, so verdient dies gewiß volle Würdigung; aber man darf dabei nicht außer Betracht lassen, daß ein Wissen, wie es für Prüfungen beschafft und in ihnen producirt zu werden Pflgt, für die gewonnene höhere Bildung leinen zureichenden Maßstab giebt. Freilich giebt es leine Bildung ohne Wissen, aber man kann viel wissen und doch in höherem Sinne ungebildet sein.

Um so mehr wird man jene Leistungen schätzen müssen, als die Realgymnasien mit nicht geringer Behinderung in die Concurrrenz eingetreten sind. Tenn es ist ohne Zweifel ein schwerer Nachtheil für sie, daß ihren Abiturienten zur Zeit die meisten Universitätsstudien unmöglich gemacht sind und deshalb Eltern, welche begabten Söhnen die Wahl des Berufs möglichst frei halten wollen, genöthigt sind, dieselben den humanistischen Gymnasien zuzuführen. Wohl ist es zu wünschen, daß man den Schülern der Realgymnasien den Zugang zu allen Facultätsstudien eröffnede, damit diese so den Wetllampf mit den anderen Gymnasien unter völlig gleichen Bedingungen aufnehmen könnten und so ein sichereres Resultat gewonnen würde, aber ich begreife, daß viele Bedenken einem Experimente entgegenstehen, bei welchem nicht nur das Lebensglück Einzelner, sondern auch wichtige Staatsinteressen in Frage stehen.

Wie die Dinge liegen, kann der Kampf, der hoffentlich immer mit ritterlichen Waffen geführt weiden wird, sich lange hinziehen: aber endlich wird er doch zu einer Entscheidung führen müssen, welche den Sieg auf der einen, die Niederlage auf der anderen Seite in sich schließt. Denn undent-

1,80 Wilhelm von Giesebiecht in München. ^

bar scheint mir, daß das Endergebniß darin bestehen sollte, daß die höhere, für die Spitzen des Volts« und Staatslebens beanspruchte Bildung in gleich vollkommener Weise auf diesem oder jenem Weg zu gewinnen sei. Befestigt sich die Meinung auf Grund unumstößlicher Thatsachen, daß die Realgymnasien den besseren Weg eingeschlagen haben, so sind sie die Gymnasien der Zukunft und die humanistischen Studienanstalten verlieren ihre Bedeutung, andernfalls behaupten die Letzteren die Stellung, welche sie früher inne gehabt haben und die ihnen erst in neuester Zeit bestritten ist, und die Realgymnasien werden wieder Vorbercitungsanstalten für gewisse technische Fächer, wie sie es ursprünglich waren.

Der Propheten sind heutigen Tages so viele, daß ich ihre Zahl nicht vermehren möchte. Aber verhehlen kann ich nicht, daß mir der schließliche Sieg der Realgymnasien wenig wahrscheinlich ist. Denn in ihrem innersten Wesen scheint mir ein Ucbelftand zn liegen, der schwer, ja fast unmöglich zu beseitigen sein dürfte. Bei der Rücksicht, die sie auf die praktischen Bedürfnisse des modernen Lebens zu nehmen haben — denn recht eigentlich aus ihnen sind sie erwachsen, — sind sie genöthigt worden, eine so große Zahl von Disciplinen einzuführen, daß die Zahl der obligaten Lchrftunden vermehrt und zugleich die Concentration des Unterrichts erschwert werden mußte. Die noch ziemlich weit verbreitete Ansicht, daß der Durchgang durch die Klassen leichter in den Realgymnasien sei, als in den humanistischen, ist überaus irrig. Nun weiden aber jene praktischen Bedürfnisse, an sich unbestimmter Natur, im Laufe der Zeit gewiß noch wachsen, und man wird dann neue Anforderungen an die Realgymnasien stellen; der Unterricht wird damit noch mehr zersplittert, die Zahl der Lehrstnnden noch vergrößert werden. So wird eine Ueberspannung der geistigen und Ueberbürdung der körperlichen Kräfte der Schüler eintreten, bei denen ein geregelter, gesunder Fortschritt derselben unmöglich ist.

Gerade die Ueberbürdung der Schüler wird ja heute besonders den Gymnasien zum Vorwurf gemacht, und an diesem Vorwurfe werden die Realgymnasien wohl schwerer als die humanistischen zn tragen haben. Und damit wäre ich bei der Ueberbürdung angelangt, über welche Du gleichfalls meine Meinung hören wolltest. Aber indem mir schon alle Schrecken der Ueberbürdung vor die Augen treten, werde ich mich hüten, durch eine weitere Fortsetzung dieser ohnehin zu langen Epistel Dich und mich selbst zu überbürden.

3.

Lieber Freund! Du willst es mir nicht erlassen, daß ich auch über die angebliche Ueberbürdung der Gymnasiasten meine Meinung sage, und so muß ich den bitteren Kelch, den Du mir credenzt hast, wohl bis auf die Neige leeren.

Mir ist es immer so erschienen, als sei an unseren alten Gymnasien im Lause der letzten Jahrzehnte kaum Wesentliches geändert worden, als seien

Unsere Gymnasien. <8l.

sie von den Zeitbewegungen weniger berührt worden, als die meisten anderen Lehranstalten. Trete ich jetzt in die Räume eines Gymnasiums, so meine ich noch von derselben Luft dort umweht zu werden, wie in meiner Jugend. Und doch muß ich mich in einem schweren Irrthum befinden, wenn jene Klagen über Ueberbürdung der Schüler vollauf begründet sind, wie sie jetzt von allen Seiten ertönen; dann muß jetzt ein Geist des Unmuths da verbreitet sein, wo früher der Uebermuth, oft nur zu laut, sich hervorthat.

Es wird Dir, wie mir, erinnerlich sein, daß früher Klagen der Eltern nicht selten waren über nicht ausreichende Beschäftigung ihrer Söhne außer der Schulzeit. Allerdings kamen wohl auch zuweilen Beschwerden der Eltern und noch mehr der Schüler vor, daß sie momentan mit häuslichen Arbeiten überhäuft seien, und solche Beschwerden waren meist begründet; die Nebelstände waren bald durch ein zufälliges Zusammentreffen verschiedener Hausaufgaben, bald durch Ungeschick einzelner Lehrer herbeigeführt worden und ließen sich leicht durch einen verständigen Director oder durch Verständigung unter den zunächst betheiligten Lehrern beseitigen. Jedenfalls waren aber Klagen, wie sie jetzt verlauten, wonach eigentlich das ganze Gymnasialwesen als eine systematische Unterdrückung des jugendlichen Geistes bezeichnet wird, früher unerhört.

Es setzt mich in der That in das höchste Erstaunen, wenn ich jetzt von wissenschaftlichen Autoritäten unverhohlen ausgesprochen finde, daß die körperliche und geistige Gesundheit unserer Jugend in einer das Gemeinwohl beeinträchtigenden Weise durch die überspannten Anforderungen der Gymnasien gefährdet werde. Man beruft sich dabei auf statistisches Material*), freilich *) Besonderes Gewicht pflegt man auf die statistischen Nachweisungen über das Zunehmen der Kurzsichtigkeit unter der Schuljugend in Deutschland zu legen und spricht die Befürchtung aus, daß die Kurzsichtigkeit geradezu zu einem deutschen Volksgeschehen sich auswachsen könne. Man beruft sich dabei auf die auffällige Erscheinung der vielen Brillenträger in unseren Schulen, während in Frankreich von den Schülern weit weniger, in England fast gar keine Brillen getragen werden. Ich erinnere mich sehr wohl, daß in meiner Gymnasialzeit auch unter meinen Mitschülern die Brillenträger sehr selten und ein Gegenstand allgemeinen Mitleids waren, während ich jetzt mit Schrecken die Hälfte der Schüler in den Oberklassen mit Augengläsern sehe. Die Sache wird dadurch noch befremdender, daß wir höchst unbequeme Cubscilien hatten, die Beleuchtung in den Schulstunden mangelhaft war und die häuslichen Arbeiten meist bei einem kläglichen Talglicht angefertigt wurden. Man behelf sich eben, und Viele, die heute die Brille nicht werden entbehren können, behelfen sich auch ohne solche. Mir scheint unzweifelhaft, daß die Zahl der Brillenträger mit der Ausbildung der Augenheilkunde und der Vermehrung der Augenärzte in gleicher Progression gewachsen ist; aber eine Statistik, welche daraus folgern würde, daß die Augenärzte die Zahl der Augenranken gemehrt hätten, würde einfach der Absurdität angeklagt werden. Die Folgerung, daß die Schulen eine so rapide Steigerung der Augenkrankheiten veranlaßt haben, ist jedoch kaum besser begründet. Es liegt doch sehr nahe, sich die zufällige Thatsache dadurch zu erklären, daß man mehr und mehr auf die Augenleiden aufmerksam geworden ist und ihnen schon im Entstehen zu begegnen gesucht hat. So sind die Brillenträger gewachsen, und die immer steigende Sorgfalt der Augenärzte wird hoffentlich dahin

I.82 Wilhelm von Giesebrecht in München.
schüchtern; denn es befestigt sich doch allmählich die Ueberzeugung. daß die Statistik oft unzulässige Folgerungen aus unsicheren Prämissen zieht. Man beruft sich überdies auf eigene Erfahrungen, nach denen, wenn sie untrüglich, unsere Gymnasien Spitälern sehr ähnlich sehen müßten. Uebten die Gymnasien wirklich auf den Nachwuchs in den höheren Ständen unseres Volks eine so zerstörende Wirkung, wie behauptet wird, dann bliebe den Regierungen aller» dings kaum etwas andres übrig, als sie möglichst bald sammtlich zu schließen; denn mit allen jenen armseligen Reformen, die vorgeschlagen werden, würde doch wenig oder nichts geholfen werden.
Sehe ich nun zunächst auf die humanistischen Gymnasien, denen doch vorzugsweise der Angriff gilt, so frage ich mich — und Andere werden dieselbe Frage sich stellen: wie ist erklärlich, daß Schäden, früher kaum bemerkt, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer Gefahr herangewachsen sein sollen, welche die ganze geistige Stellung unserer Nation bedroht? Es wird um so unerklärlicher, als bei den Gymnasien kaum so durchgreifende Veränderungen in den letzten Jahrzehnten eingetreten sind, daß man aus diesen die behaupteten verderblichen Wirlungen ableiten könnte. Der Lehr» plan ist im Wesentlichen der frühere, die Zahl der Lehrstunden ist eher gemindert als erhöht worden, die Forderungen für die Abiturientenprüfung sind nicht unerheblich herabgesetzt, und so muß es doch mehr als fraglich erscheinen, ob die Arbeitslast der Schüler wirklich über Gebühr gesteigert wurde. Es mag ja sein, daß einzelne ungeschickte oder noch unerfahrene Lehrer den Schultern der Schüler mehr auferlegen, als sie tragen können, aber man wird zwischen solchen überspannten Anforderungen Einzelner und den Anforderungen der Gymnasien selbst zu unterscheiden haben.
So weit meine Beobachtungen reichen, kann ich nicht finden, daß die jetzt die Universität beziehenden jungen Leute an geistiger und körperlicher Frische früheren Generationen wesentlich nachstehen. Indessen vereinzelte Wahrnehmungen gelten wenig gegenüber ärztlichen Gutachten, welche eine Abnahme der Körper« und Geisteskraft bei den Schülern der höheren Lehranstalten im Allgemeinen behaupten. Auch wer geneigt ist, derartige allgemeine Behauptungen mit einiger Skepsis aufzunehmen, wird zugeben müssen, daß ihnen Erfahrungen zu Grunde liegen müssen, die ernste Nesorgniß einflößen. Nur fragt es sich, ob jene Abnahme der Kräfte, die man bei der Jugend der höheren Stände bemerkt haben will, die Gymnasien allein oder nur in der Hauptsache verschuldet haben.
Die meisten Gymnasien sind in größeren Städten belegen, wo das führen, das, die Kurzsichtigkeit nicht ein Erbübel der Nation wird, sondern stetig abnimmt, — Auch die traurigen Selbstmorde der Schüler hat man mit Uebcrbürdung motiuiren wolle». Während ich auf dcni Gymnasium war, erschossen sich zwei mein» Mitschüler, Knaben von 13—15 Jahren, Veidc hatten sich nie mit Arbeiten überlastet; der eine hatte sich den Kopf mit der Leclürc von Räuberromanen erfüllt, der andre sollte in eine alberne Liebesgcschichtc verwickelt sein.

Unsere Gymnasien. ^83
öffentliche Leben sich in den letzten Zeiten freier entwickelt hat. Es ist unmöglich die Schüler von demselben ganz abzusperren, auch die häßlichen Auswüchse dieses städtischen Treibens bleiben ihnen nicht nur nicht verborgen, sondern erregen besonders ihre Aufmerksamkeit. Wer wüßte nicht, welchen verführerischen Reiz das Wirthshausleben, sittenlose Komödien und die Schmutzliteratur gerade für die halberwachsene Jugend haben? Dazu kommt, daß in den höheren Ständen unsrer Nation das Leben reicher und mannigfaltiger, zugleich aber auch genußsüchtiger und üppiger geworden ist. Von dem Luxus der Eltern lassen sich die Kinder nicht ganz ausschließen, und er übt auf die Jungen eine entnervende« Wirkung, als auf die Alten. Es wäre wahrlich nicht zu verwundern, wenn so Vergnügungen und Zerstreuungen, die Erholung gewähren sollten, oft zu einem schleichenden Gift für unsere Jugend weiden. Und will man einmal durchaus die beklagten Uebelstände auf Ueberanstrengung der Jugend zurückführen, so richte man doch sein Augenmerk auf die Last, welche die Eltern selbst ihren Söhnen nur zu häufig durch Privatunterricht aufbürden, sei es durch die Nachhilfe sogenannter Instructoren für die Schule, fei es durch Unterweisung in Lehrgegenständen, welche der öffentliche Unterricht ausschließt. Wenn man dem Knaben, der kaum von der Schulbank aufgesprungen, gleich wieder zu Hause in die Arbeitsstube einschließt, dann freilich tritt eine heillose Ueberbürdung ein, aber man wird sie der Schule sehr mit Unrecht beimessen. Unaufhörlich kämpfen die Gymnasien gegen jene betrübenden Einflüsse des socialen Lebens auf die Jugend, wie gegen die Ueberanstrengung derselben durch Privatunterricht, und doch bleibt man blind gegen diese für das Gedeihen der Jugend so nachtheiligen Mißstände und mißt die üblen Nachwirkungen derselben gerade den öffentlichen Lehranstalten bei, die vielleicht allein noch wirk-same Abhilfe gewähren können.

Wie übertrieben gewiß die den Gymnasien gemachten Vorwürfe sind, es würde doch gewissenlos sein, wenn nicht alle dazu Berufenen ernstlich prüfen wollten, ob sie nicht doch in irgend etwas begründet seien. Sollte sich da, wie ich glaube, herausstellen, daß unsere Schulordnungen keinerlei Schuld an den beklagten Uebelständen tragen, so würde dies noch keineswegs ausschließen, daß wirklich Ueberbürdungen der Schüler eintreten. Wie alle anderen menschlichen Ordnungen können auch die der Schulen mißbraucht und mißachtet werden, und ich muß dies um so mehr befürchten, als ich nicht selten neuerdings auch von einsichtigen Eltern Klagen gehört habe, daß ein Uebermaß von häusliche« Arbeiten den Schülern auferlegt werde, namentlich zu viel memorirt werden müsse. Der letzte Grund solcher Ueberbürdungen wird denn kein anderer sein, als daß manche Lehrer nicht begreifen wollen, daß ihre Hauptaufgabe ist, den Lehrstoff in der Schule selbst der Jugend mitzutheilen und durch didaktische Kunst zum vollen Ver-ftändniß zu bringen, die Hausaufgaben dagegen wesentlich keine andere Bedeutung haben, als das in der Schule Erlernte zu wiederholen

^8H — Wilhelm von Giesebiecht in München.

und anzuwenden. Kein Zweifel, daß es manche nachlässige und ungeschickte Lehrer giebt, die in den Schulstunden nur oberflächlich unterrichten, im Neblichen die Schüler auf das Eompendium verweisen und sich dann damit begnügen, zu controliren, wie weit sich der Schüler in häuslicher Arbeit das Lehrbuch zu eigen gemacht hat. Da wird dem Schüler allerdings mehr zugemuthet, als er leisten kann, und mit der Ueberspannung der Kraft wächst die Unlust au der Arbeit und der Widerwille gegen die Schule.

Wie in allen pädagogischen Dingen, liegen die Mißstände auch hier mehr in den Personen als in den Einrichtungen, und die Mißstände werden in der letzten Zeit sich um so fühlbarer gemacht haben, als die Behörden bei dem Lehrermangel nicht immer die strengste Auswahl bei der Anstellung treffen tonnten. Leider giebt es gegen schlechte oder fahrlässige Lehrer lein radikales Mittel, aber man kann die Jugend doch möglichst gegen sie schützen. Dies ist vor Allem die Sache der Nectoren, und mir scheint es die wichtigste Pflicht jedes Schulregiments, welches die Gymnasien in heil-samem Stande erhalten will, an die Spitze derselben Männer zu stellen, welche die Aufgabe der Gymnasialbildung richtig erfaßt haben und die Energie besitzen, dieselbe selbst unter vielen und großen Hindernissen glück» lich durchzuführen. Solche Nectoren werden auch die angemessenen Mittel finden, durch kräftigende Geistesarbeit die Jugend vor entnervenden Ein-flüssen zu wahren und sie andererseits vor Ueberbürdung durch unkluge oder gewissenlose Lehrer zu schützen.

Wenn man vorgeschlagen hat, die Arbeitsstunden in gleicher Weise zu normiren, wie es bei den öffentlichen Lchrstunden der Fall ist, so scheint mir ein solcher Vorschlag von sehr zweifelhaftem Wcrthe. Eine Eontrolle der häuslichen Arbeitsstunden ist schwer zu üben, überdies das richtige Maß für dieselben schwer zu finden; denn der begabte Schüler bringt in einer halben Stunde fertig, wozu einem anderen zwei Stunden nicht ausreichen. Und sollte es auch durch eine solche Normirnng wirklich gelingen, die Arbeitszeit erheblich zu verkürzen, wer bürgt dann dafür, daß die so gewonnene Freizeit nicht vielfach zu Erholungen angewendet wird, die für Körper und Geist verderblicher sind, als zu strenge Arbeit?

Aber genug und übergenug! Die Feder eilt im Fluge dahin, und ich bemerke nicht, daß ich Dinge schreibe, die gewiß tausendfach gesagt sind und die Niemand besser kennt, als Du. Wie gefährlich war es, an dem Schrein zu rütteln, in dem ich meine pädagogischen Sorgen so lange still verborgen hielt.

4.

Du willst nicht zugeben, lieber Freund, daß es Dich reut, mich zu meinen pädagogischen Herzensergießungen verführt zu haben. Du verlangst sogar ihre Veröffentlichung. Denn in einer Zeit, wo contra ^viun»8ia so viel declamirt würde, dürfe ein Wort pro F)rlli>u3Ü8 nicht verloren gehen,

Unsere Gymnasien. ^85
und meine Bemerkungen, so fragmentarisch und aphoristisch sie seien, tonnten vielleicht um so eher nützlich werden, als das Publikum sich über Streitfragen der Zeit meist lieber aus der leichten Literatur der Journale, als aus dick-leibigen Büchern zu unterrichten Pflge. So sehr es nun auch meiner Neigung widerspricht, die pädagogische Literatur auch nur mit einem Blatte zu vermehren und so wenig ich glaube, irgend etwas Neues gesagt zu haben, würde ich es doch für unverantwortlich halten, mich Deinem Bei» langen zu widersetzen, wenn Du meinst, daß durch die Veröffentlichung meiner Briefe irgend etwas genützt werden könne. Sollen Sie aber in weitere Kreise gelangen, dann muß ich ihnen noch ein Postscript beifügen; ich darf über meinen Lehrgegenstand nicht schweigen, dessen Pflege mir besonders am Herzen liegt und der trotz seiner anerkannten Bedeutung doch vielfach vernachlässigt wird. Ich brauche Dir kaum zu sagen, daß ich den Geschichtsunterricht meine.
Ich denke zunächst an die Weise, wie die Geschichte an den Gymnasien gelehrt wird, aber es wird an den anderen höheren Bildungsanstalten, Realgymnasien, Realschulen, höheren Bürgerschulen und wie sie sonst sich nennen, eher schlechter als besser um diesen Unterricht stehen, und so dürften meine Bemerkungen auch auf diese analoge Anwendung finden.
Die Bedeutung des Geschichtsunterrichts für unsere höheren Lehranstalten wird kaum Jemand bestreiten. Abgesehen davon, daß es unumgänglich nöthig ist, den Jüngling, der seine geistige Nahrung vorzugsweise aus der Literatur alter Zeiten empfängt, auch über die Verhältnisse, ans denen jene Schriftwerke erwachsen, zu orientnen, daß ihm feiner der Zusammenhang der Vergangenheit niit der Gegenwart, in deren Leben er selbst eingreifen soll, zum Verständniß gebracht werden muß, soll alle höhere Bildung doch vor Allem die Befestigung des sittlichen Willens, die Gewöhnung an sittliches Handeln in das Auge fassen, d. h. Charakterbildung sein, und unter allen Lehrgegenständen ist nächst dem Religionsunterricht keiner geeigneter, sittliche Vorstellungen und Impulse zu wecken, als die Geschichte; vornehmlich ist der Unterricht in der vaterländischen Geschichte das beste Mittel, patriotisches Gefühl zu nähreu und zu patriotischem Handeln anzureizen.
Auch haben es die Schulbehördcn nicht daran fehlen lassen, auf die Wichtigkeit des Geschichtsunterrichts hinzuweisen und besonders hervorzuheben, wie er die patriotische Gesinnung in der Jugend pflegen und beleben soll. In allen wichtigen Wendepunkten unserer Geschicke hat man die Schulen durch Verordnungen an die Pflege der vaterländischen Geschichte gemahnt. Ueber die Zahl der diesem Unterricht zuzuweisenden Lehrstunden, über den Umfang des Lehrstoffes, über die an das Wissen des Lehrers zu stellenden Forderungen hat man vielfach Verfügungen erlassen. Trotzdem hat es nie an Klagen über mangelhaften oder geradezu schlechten Geschichtsunterricht gefehlt, und man darf bezweifeln, ob durch alle jene Anordnungen, so gut
Noib und Süd. XXIV, ?, 13

sie gemeint waren, viel erreicht wurde, ja ob überhaupt auf diesem Wege eine durchgreifende Besserung zu erzielen ist.

Nicht selten haben mir Männer, die auf Gymnasien gebildet, noch in ihrem Alter mit wahrer Begeisterung von ihrem Geschichtslehrer gesprochen, dem sie nicht nur einen reichen Schatz von fruchtbaren Kenntnissen, sondern auch ihre ganze Lebensrichtung zu danken hätte», während ich nicht minder häufig von Anderen habe hören müssen, wie ihnen ein geistloser Unterricht in der Geschichte das Interesse für diese Wissenschaft auf immer genommen habe. Wir erleben es ja auch täglich, daß von den zur Universität übergehenden Jünglingen die Einen sich mit Eifer zu historifchen Studien drängen, die Anderen sich mit Unlust von ihnen abwenden — ohne Frage Nachwirkungen des auf dem Gymnasium genossenen Unterrichts; denn von Natur herrscht in jedem Menschen ein historischer Trieb. Ich kann aus solchen Wahrnehmungen keinen anderen Schluß ziehen, als daß die Wirkung des Geschichtsunterrichtes hauptsächlich von der Person des Lehrers abhängt. Mehr oder weniger wird das ja bei jedem Lehrgegenstand der Fall sein; nur tritt es hier, wo sich eine feste Methode weniger ausgebildet hat und auch nach der Natur der Sache weniger ausbilden kann, besonders scharf hervor. Die volle Bedeutung der Geschichte tritt den Schülern gleichsam erst in der Bedeutung des Lehrers entgegen.

Liegt nun so viel wie Alles an der Person des Lehrers, so wird es vor Allem nothwendig sein, den Geschichtsunterricht nur in die Hände solcher Lehrer zu legen, welche ihm die rechte Wirkung zu geben vermögen. Da ist es nun ein großer Irrthum zu meinen, solche Lehrer würden sich nur unter den gelehrten Geschichtsforschern finden. Es ist ja selbstverständlich, obwohl in der Praxis leider noch immer nicht allgemein anerkannt — daß Niemand in der Geschichte unterrichten sollte, der nicht ein umfassendes und gründliches Wissen in diesen, Fache besitzt; aber damit ist noch nicht die Forderung erhoben, daß er sich als ein gelehrter, selbständiger Forscher bewahrt habe. Wollte man derartige Ansprüche an die Gymnasiallehrer stellen, so würde man bei der herrschenden Suecialisirng der wissenschaftlichen Forschung bald zu einer Fachzcrfplitteung an den Gymnasien kommen, bei der sie dem sicheren Untergang zueilten; schon jetzt macht es sich übel genug bemerklich, daß in einzelnen Disciplinen das Fachlehrerwescn übermäßige Geltung gewonnen hat. Viel wichtiger, als eine profunde Gelehrsamkeit, ist für den Geschichtslehrer, daß er die Einsicht besitzt, aus dem reichen Stoff das auszuwählen, was den Schülern verständlich ist und sie fesselt, daß er eine lebendige Anschauung der geschichtlichen Vorgänge und eine solche Rede» gäbe besitzt, seine Anschauungen den Schülern in klarer und anziehender Weise darzulegen; er muß endlich durch seine würdige Haltung in der Jugend die Ueberzucugung zu erwecken vermögen, daß es ihm in dem Urthcil über geschichtliche Personen und Vorgänge einzig und allein um Wahrheit und Gerechtigkeit zu thun ist. Nur in der Hand eines solchen Lehrers kann der

— - Unsere Gymnasien. ^8?

Unterricht bewirten, daß der historische Stoff nicht allein vom Gedächtnis äußerlich aufgenommen, sondern innerlich erfaßt wird, daß ein Interesse für die Geschichte gewonnen wird, welches weit die Schulzeit überdauert, daß dieser Unterricht eine sittliche Wirkung auf die Jugend übt, die das ganze spätere Leben mitbestimmt.

Es giebt ohne Zweifel nicht wenige Geschichtslehrer an unseren Schulen, welche die erwähnten Eigenschaften besitzen und in der segensreichsten Weise den Unterricht ertheilen. Daneben giebt es aber leider Andere, die nur aus diesem oder jenem äußeren Grunde den Geschichtsunterricht übernommen haben, für den sie weder besondere Beanlagung noch die nöthige Vorbildung, ja nicht einmal ein inneres Interesse besitzen, und deren Unterricht deshalb wesentlich im Lesen eines Lehrbuchs, Aufgeben eines Memoriistoffes aus demselben und Abhören des Memorirten besteht. Nie heilloseste Ueberbürdung mit sinn- und zweckloser Arbeit entsteht da für den Schüler und erweckt in ihm einen Abscheu gegen alle Beschäftigung mit der Geschichte, der sich oft nie wieder verliert. Ein solcher Unterricht ist es, von dem einst ein hervorragender bairischer Schulmann sagte, er schade viel mehr, als er nütze. Man hat sogar, auf die traurigen Resultate solche» Unterrichts hinweisend, die wunderliche Meinung laut werden lassen, es sei besser auf den Gymnasien gar keine Geschichte zu treiben und die Pflege derselben ganz den Universitäten zu überlassen.

Vielleicht wird gefragt, was denn die Schulbehörden, wenn die Wirkung des historischen Unterrichts so sehr von der Person der Lehrer abhängt, für die Hebung desselben zu thun vermögen. Die geeigneten Persönlichkeiten könnten sie nicht schaffen, und eine ausreichende Zahl solcher würde sich überhaupt kaum finden lassen. Das mag sein, aber ich glaube doch, daß Manches geschehen konnte, um junge begabte Leute, die Neigung zum historischen Studium und zugleich Neigung zum Lehren haben, in größerer Zahl für das Lehramt an Gymnasien zu gewinnen und so eine Pflanzschule für tüchtige Geschichtslehrer zu erhalten. Vor Allem wäre freilich dann nothwendig. daß der Geschichtslehrer, der seine Aufgabe wirklich erfüllt, auch in dein Lehrercollegium die volle ihm gebührende Stellung fände, sich in keiner Weise in seiner Laufbahn behindert sähe, wie es thatsächlich noch häufig der Fall ist. Es entmuthigt natürlich junge Leute, die sonst alle Eigenschaften für das Lehrfach besitzen, sich dem Gymnasialunterricht zu widmen, wenn sie dabei in der Gefahr stehen, immer gleichsam Gymnasiallehrer zweiter Klasse zu bleiben.

Es ist mir durchaus nicht zweifelhaft, daß der tüchtige Historiker dem Gymnasium vollkommen gleiche Dienste leistet, wie der tüchtige Philologe, und deshalb auch völlig gleiche Stellung beanspruchen darf. Man wende nicht ein, daß die Verwendbarkeit des Historikers am Gymnasium eine geringere sei. Die Geschichtswissenschaft greift so vielfach in andere Gebiete hinüber, ist namentlich mit den philologischen Tisciplinen so mannigfach ver-

^88 Wilhelm von Giesebrecht in München, bunden, daß eine ganz einseitige Fachausbildung für den Historiker fast unmöglich ist. Es ist deshalb auch gerechtfertigt, daß in den meisten Prüfungsordnungen für das höhere Lehramt vom Historiker auch der Nachweis von Kenntnissen in anderen Wissenschaften verlangt wird, wenngleich in niederem Maße, als von solchen, die diesen Wissenschaften ein eigentliches Fachstudium zugewendet haben. Die Geschichtslehrer weiden deshalb an den Gymnasien auch für andere Disciplinen verwendet weiden können, und es fehlt nicht an Beispielen, daß dies mit dem besten Erfolge geschehen ist. Die Anforderung freilich an jeden sich dem Gymnasiallehramt widmenden Historiker zu stellen, daß er auch die volle Fachausbildung des Philologen haben müsse, wäre eben so unbillig, als von dem Philologen verlangen, daß er ein nach allen Seiten durchgebildeter Historiker sei. Es giebt ja Einzelne, bei denen Beanlagung und Neigung für philologische und historische Fachstudien die gleiche ist und die deshalb diese Studien in gewisser Verbindung treiben, aber es wäre ganz thöricht eine solche Verbindung allgemein zu verlangen, wobei nur die Oberflächlichkeit und Acüßerlichkeit des Studiums gefördert weiden würde. Aber die Thätigkeit der Behörden hat sich nicht allein darauf zu richten, die geeigneten Kräfte für den Geschichtsunterricht zu gewinnen, sie hat auch das Lehrziel für denselben angemessen zu stellen und dafür zu sorgen, daß nicht mehr gelehrt wird, als der allgemeine Zweck der Schulen verlangt und den Kräften der Schüler zngemuthet werden kann. Und da ist nur dankbar anzuerkennen, daß in diesen Beziehungen in letzter Zeit sehr ersprießliche Verordnungen ergangen sind.

Es ist bekannt, einen wie maßgebenden Einfluß auf den Geschichtsunterricht in den deutschen Gymnasien die von dem westfälischen Provinzialschulcollegium i. I. 1830 erlassene Instruction für denselben geübt hat, welche für die unteren Klassen einen biographischen, für die mittleren einen ethnographischen und schließlich für die oberen einen universalhistoiischen Cursus vorschrieb. Man wollte von dieser Instruction eine neue Aera für den Geschichtsunterricht datiren, und es läßt sich auch nicht leugnen, daß sie in manchem Betracht anregend gewirkt hat. Dennoch wird man jetzt wohl allgemein überzeugt sein, daß sie weit über das richtige Ziel hinausschoß, in» dem sie ein universalhistorisches Wissen von den Schülern beanspruchte. Denn wir leben einmal nicht mehr des naiven Glaubens, daß, wenn viel gelehrt, auch viel gelernt wird, und es ist uns andererseits der Begriff der Universalgeschichte selbst immer flüchtiger und unbestimmter geworden, während zugleich die Erkenntnis; lebendiger wurde, daß unserer deutschen Jugend doch vor Allem Bekanntschaft mit der deutschen Geschichte nothwendig sei. Diese Erkenntnis; drückt sich auch deutlich in der Schulordnung für die bayerischen Studienanstalten von 1874, wie in dem jüngst bekannt gewordenen Lehrplan für die preußischen Gymnasien aus. Beide beschränken, im Wesentlichen überstimmend, ohne die Zeit für den Geschichtsunterricht zu kürzen, nicht unerheblich den Lehrstoff; sie ordnen einen doppelten Cursus desselben

Unsere Gymnasien. ^8H
an, einen niederen, mehr elementaren, für die Schüler von etwa 12 bis 15 Jahren, und einen höheren für die letzten vier Jahre der Gymnasialzeit, und bestimmen, daß in den Mittelpunkt des Unterrichts für das Alterthum die Geschichte der Griechen und Römer, für die mittler? und neuere Zeit die deutsche Geschichte zu treten hat. Diese Nestimmungen sind leicht zu controliren und weiden sicher eine Vertiefung des Geschichtsunterrichts in seiner Beschränkung herbeiführen. Möchten nur auch die anderen wohlgemeinten Vorschriften, welche in jenen Verordnungen enthalten sind, gleich des Erfolges sicher sein! Ich meine jene Vorschriften, daß der Geschichtsunterricht in einer dem Veiständniß der Schüler angemessenen und das sittliche Gefühl anregenden Weise ertheilt weiden und sich nicht auf die Einübung eines gegebenen Memorirstoffes beschränken solle.
In diesen Verordnungen wird von dem Geschichtsunterricht nicht mehr verlangt, als gefordert werden muß und geleistet werden kann. Freilich wird es, wie man sich nicht verhehlen darf, doch nur von tüchtigen Lehrern geleistet werden, und so wird jede wirkliche Besserung doch immer wieder von der Anstellung solcher Lehrer abhängig sein. Gelingt es, sie überall heranzuziehen, so weiden bald die Klagen verstummen, daß der Geschichtsunterricht für unsere Gymnasiasten eine drückende Last sei; er wird vielmehr sie geistig erfrischen und kräftigen, und nicht nur auf die Jugend unserer höheren Stände, sondern auf unser gesummtes Staatsleben sittlich hebend wirken.

Robert Schumann.

von
Ottll GllMprecht.
— Verlin. —

fach und Beethoven sind die Väter der musikalischen Romantik. Während Weber und Schubert nur vom Geiste des Letzteren befruchtet worden, gesellt sich zu seinem Einfluß auf Mendelssohn und Schumann noch als anderer Factor die Hinwendung zu dem in unserem Jahrhundert neu entdeckten protestantischen Altmeister. Wenn jede bereits auf eine lange thatenreiche Vergangenheit zurückblickende Kunst mehr und mehr ablenkt vom Allgemeinen, Einheitlichen, Objectiven, innier angelegentlicher in die Darstellung des Besonderen, Einseitigen, Subjectivcn sich vertieft, so tritt dieser Verlauf nirgend sinnfälliger zu Tage, denn innerhalb der durch keine Beziehung zur äußerlich wahrgenommenen Welt beschränkten, durch keine Abhängigkeit von einem vorgefundenen Natur-schönen gezügclten Musik. Aus Lust und Unlust, Harmonie und Dissonanz, aus der Bejahung uud Verneinung des Willens zum Leben sind alle jene geheimnißvollen Vorgänge in unserem Gcmüth zusammengesetzt, die wir als Gefühle, Stimmungen, Seelenzuständc bezeichnen. Ihre Mannigfaltigkeit, bedingt durch das Mischungsverhältnis; der in ihnen verbundenen Elemente, ist unerschöpflich. Die Sprache läßt sich aber auf die feineren Abstufungen und Unterschiede der in dem rastlos geschäftigen Mikrokosmos sich kundgebenden, hier gleich dem Wogen der Brandung ewig einander drängenden und ablösenden Erscheinungen gar nicht ein, sondern faßt ganze Gruppen unter einem gemeinschaftlichen Wort zusammen. Vorzugsweise Dienerin des Verstandes, hat sie weder ein Interesse noch überhaupt die Fähigkeit, Besitz zu ergreifen von dieser unendlichen Fülle individuellster Gefühlsschattirungen, jede einzelne bei ihrem Namen zu nennen. Was solchergestalt dem dichterischen Ausdrucksvermögen sich gänzlich entzieht, gerade das offenbart uns die in

Robert Schumann. ^9^

den verborgensten Tiefen des Gcmüths heimische Musik. Ohne sie, die ein Ohr hat für den leisesten Herzschlag der Empfindung und den Mund, das heimlich Erlauschte zu künden, würde ein wesentlicher Theil der menschlichen Nalur gar nicht zu schöner, von seinen elementaren Erscheinungen abgelöster Gegenständlichkeit, mit einem Wort zu künstlerischer Darstellung gelangen können. Ter Zug nach dem Subjcctiven ist den Tönen eingeboren und jenen Beiden, aus deren Schöpfungen er mit siegreichster Beredsamkeit zu uns spricht, sollte darum die Zukunft gehören. Nicht verwundern darf aber, daß die Werte des jüngeren Meisters den Schaffenden wie den Genießenden früher in Saft und Blut übergegangen, als die des älteren, das; erst Beethoven dem Verständnis; Bachs die Wege gebahnt hat. Tiefer, obschon gleich dem anderen echtester Seelenkündiger, stand doch zu ausschließlich unter der Herrschaft einer specifisch kirchlich gefärbten Lyrik und der durch sie bedingten streng contrapunktischcn Formen, um Sinn und Gemüth der Massen für die Aufnahme der von ihm gespendeten Schätze bereit zu finden. Geraume Zeit mußte verstreichen, bevor die allgemeine musikalische Bildung in der rauhen Schale den küstlichen Kern entdeckte, oder sagen wir lieber, dahin gelangte, das scheinbar so graue, wirre, polyphone Gewebe als die organische Entfaltung des reichsten, beseligendsten Inhalts, als ein von wärmstem Leben erfülltes Adern- und Ncrvengeflecht zu begreifen und zu bewundern. Mit Vorbedacht sind hier Bach und Beethoven als die Väter, also nur als die Vorläufer unserer Romantiker bezeichnet worden. Was sie von diesen selber scheidet, ist der Umstand, daß sie keine der beiden Eigenschaften je verläugnet. die das Wesen des klassischen Kunstwerks ausmachen. Ein solches bringt uns nämlich immer einen großen, bedeutsamen, allgemein giltigen Inhalt vor die Seele. Symbolisch im Goethe'schen Sinne veranschaulicht es irgend einen Grundzug der menschlichen Natur. Tie klassische Kunst verschmäht alles Zufällige, Absonderliche. Im einzelnen Beispiel das Walten der ewigen Gesetze versinnlichend, thut sie tund, was stets war, stets ist, stets sein wird. Und zu dieser Urbildlichkeit des Inhalts gesellt sich die vollendete Form. Idee und Erscheinung, Empfindung und Ausdruck durchdringen sich in dem Maße, sind so sehr blos in- und miteinander, daß keine Seite auch nur den geringsten Mangel oder Ucherschuß aufweist. Tem Schöpfer eines klassischen Gebildes bleibt darum nichts Unausgesprochenes ans der Seele, er verschwindet hinter dem Werke, das er zwar mit seinem Herzblut? genährt hat, das aber, zu goldener Reife gediehen, mit jeder Faser von ihm abgelöst ist. nun selber ganz und voll für sich entsteht. Tiefe zum ästhetischen ABC gehörenden Sätze gelten für alle Kunst, welchen Stoff sie auch ergreifen mag. Wie unsere klassischen Meister sich nie hinabgebückt zu dem Kleinkram spielscliger Empftudelei, wie man sie auf das vornehme Wort der Juristen: miniiNÄ non iurat piaetor anwenden darf, eben so wenig haben sie je für sich und ihre Musik erborgter Krücken und Stelzen bedurft, um Früchte zu pflücken, die ihnen sonst zu fern und hoch gehangen. Der Kraft,

I.92 Vtto Gumprecht in Verli».

dem Reichthum, der Gesundheit des Stimmungsgehaltes entspricht denn auch hier überall die Fülle, Weite, Festigkeit der Gestaltung. Ganz anders die Romantik, die im Streben nach bisher noch nicht erschöpften Möglichkeiten des Ausdrucks entweder für ihre emsige Klein» und Feinmalerei nur die winzigsten, embryonischsten Formen brauchen kann, oder bei ihren großen Würfeln immer wieder den Versuch machen muß, das von ihr als äußerer Zwang empfundene musikalische Causalitätsgesetz zu durchbrechen. Aber Mendelssohn, wird man einwenden, was hat er zu schaffen mit irgend welchem revolutionären Sturm und Drang, kam es ihm je in den Sinn, an den Formen zu rütteln, sich aufzulehnen gegen den in den Tönen waltenden Trieb nach organischer Entfaltung? Darauf ist zu erwidern, daß der Componist des Sommernachtsstraums nur ein halber, verschämter Romantiker gewesen, eben so wie sein theologischer Doppelgänger Schleiermacher ein halber, verschämter Pantheist. Es soll das keineswegs zur Verkleinerung der Neiden gesagt sein, sondern viel eher zu ihrem Ruhme. Durch Naturanlage und die ganze geistige Entwicklung zur Mittlerrolle berufen, haben sie sich dieser unterzogen und wahrlich nicht ohne reichen Segen. Mendelssohns romantische Neigungen fanden ihren Ausdruck in der Freude an der mondbeglänzten Zaubernacht, an der wunderbaren Märchenwelt. Gern floh er aus dem wirren Getümmel des Lebens in ein von keiner menschlichen Leidenschaft beunruhigtes, freilich darum auch wesenloses Traumreich der Phantasie. Ihr buntestes Spielzeug, den ganzen, unendlich kleinen, unendlich feinen Hausrath der Elfen und Feen, lauter Schätze, welche die klassische Kunst so gut wie unberührt gelassen, breiten seine Töne vor uns aus. Er hat indessen weder die gesammte Kraft und Zeit auf diese Dinge gewandt, noch sie überhaupt recht ernsthaft genommen. Die Beschäftigung mit ihnen konnte ihn nicht abhalten, von der Vollendung seiner eigensten Lebensaufgabe, von der Erneuerung des Oratoriums.

In ungleich tieferen, durstigeren Zügen haben Schumanns Werte den während des ersten Drittels unseres Jahrhunderts die ganze geistige Atmosphäre erfüllenden VIIIthenduft der Romantik eingesogen. Gemein ist beiden die ungezügelte Richtung auf das Subjective und, was damit aufs Engste zusammenhängt, die aufgehobene oder wenigstens gestörte Harmonie zwischen Empfindung und Erscheinung, eine Art der Darstellung, die das letzte Wort schuldig bleibt, in Näthscln zu uns redet, den mitzutheilenden Inhalt mehr versteckt als offenbart, weil seiner erschöpfenden Kundgebung die endliche Natur jedes Ausdrucksmittels sich versagt. Die Romantik gipfelt aber im Weltschmerz, dieser höchsten Spitze der Subjectivität. Das einzelne Ich dünkt sich hier viel zu groß und bedeutend, zu vornehm und edel, um auf die schlechte Wirklichkeit sich überhaupt einzulassen. Es findet bloß noch einige Befriedigung in dem Genuß seiner selbst, in unersättlicher Gefühlsschwelgerei. Auf's Stärkste sehen wir darum das Wesen Schumanns beeinflußt von der weltschmerzlichen Grundstimmung seiner Zeit, vor Allem von Byron, ihrem

berufensten poetischen Zeugen. Wie mit Jean Paul so hatte er sich schon an der Schwelle des Jünglingsalters mit dem britischen Dichter auf's Innigste vertraut gemacht. Diesem ist nicht allein die ihm ausdrücklich gewidmete Manfred-Musik, sondern so manches trostlos in sich hineinbrütende Adagio, so manches wilde, trotzige Scherzo zugeeignet. In allen nicht ganz weiblich und weichlich gearteten Naturen hat der Ekel vor der Welt eine ironische Kehrseite. Die niedrige, fratzenhafte Wirtlichkeit, aus der wir in unser hohes, reines Innere flüchten, wäre sie denn auch nur eine einzige Thriine werth? Nothwendig schlägt daher das Gefühl der Trauer, das sie erlauchten Geistern zuerst einflößt, in den Uebcrmuth der mit Menschen und Dingen spielenden Willkür um. Weil indessen die Ironie eine Tochter des Verstandes, also heimathlos im Tunrcich ist. tritt hier an ihren Platz der aus dem tiefsten Gründe des Gcmüths hervorquellende Humor. Dieser hat zwar manches mit jener gemein, aber der Verneinung mifcht sich bei ihm doch immer ein positives Element bei. Während er das Lächeln auf den Lippen trägt, sind ihm die Augen feucht, sein Herz blutet, wie laut auch der Mund lacht, der zur Schau gestellte Haß ist nur eine durchsichtige, stets sich verschiebende Maske heißester Liebe. Daß Schumann selbst in den frühesten, unreifsten Schöpfungen etwas Besseres gewesen, als der Sänger „Vlöder Iugendeselei". als nur der Vertraute sentimentaler Mädchen und schwärmerischer Jünglinge, verdankt er der ihm in so reichem Maße verliehenen Himmelsgabe des Humors. Zwei Seelen haben in seiner Brust gewohnt, Zwiesprache in seinen Tönen gehalten: Eusebius' thränenselige Empfindsamkeit und der Feuergeist Florestans. Um zu wissen, welche Bewcmdtniß es mit dem musikalischen Humor hat, um ihm so recht in's lebensvolle Antlitz zu sehen, muß man ihn an der Quelle, d. h in den Beethoven'schen Instinmentalwerten aufsuchen. In ihnen ist er nun freilich mit sehr wenigen Ausnahmen nie das Letzte und Höchste, vielmehr löst sich seine Zwie-spältigkeit in der hellen, siegreichen Eonsonanz der aus dem inneren Widerspruch neugeborenen Bejahung des Willens zum Leben. Ter Schumann'sche Humor führt nicht zu solcher Befreiung und Versöhnung, seine Dissonanz bleibt unllufgehoben, er fluthet zurück in seinen Ursprung, den Weltschmerz. Zu dem Beethovens verhält er sich darum wie etwa der Vyrou'sche zum Shatespeareschen. Immer und überall sind es die singenden und klingenden Wellen der Romantik, die in den Gebilden unseres Tondichters auf- und niederrauschen. Wohl durste er von sich bekennen: „Ach ja — von den Schmerzen und Freuden, die die Zeit bewegen, der Musik zu erzählen, dies fühl' ich, ist mir vor vielen Anderen zuertheilt worden." Er hat das innigste Verständnis; für den poetischen Pulsschlag der Periode gehabt, in die sein Tagewerk gefallen. Hoffmanns tolle Phmitastik, Heines dissonanzenrciche Lyrik sind ihm nicht minder vertraut als die mit Waldesgrün bekränzte Muse Eichendorffs und Chamifsos keuscher Frauen- und Minnedienst. Bald träumt er mit Uhland an den von Moos und Epheu umsponnenen Burgen

19^ Vtto Gumprecht in Verli».

des Mittelalters, bald pflückt er mit Rückert köstliche Rosen. Wie uns der Wind von jeder Blume Kunde bringt, die er unterwegs gestreift, ebenso Schumanns Musik. Sie gleicht jenem lieblichen Kind der Lüfte, der holden Peri, die. um der künstlichsten Gabe und mit ihr der Erlösung theilhaftig zu werden, ruhe-, frid- und heimathlos durch die Welt schweift.

Was unserer ganzen über sich hinausstiebenden romantischen Tonkunst wie ein Alp auf dem Herzen liegt, ist nichts Anderes als das für ihre Zwecke unzulängliche Ausdrucksvermögen des von ihr ergriffenen Stoffes. Sämmtliche Räthsel, die sie sich und uns aufgibt. finden einzig ihre Lösung in dem Alles deutenden Worte. Weil aber dasselbe dem Munde der Instrumente versagt ist, muß hier eine den Tönen äußerlich angeheftete Erklärung des in sie hineingeheimnißten Inhalts den Mangel ersetzen. Immer wieder haben unsere Componisten zu dieser verzweifelten Auskunft gegriffen, um jedoch auch stets von Neuem nicht nur die Erfahrung zu machen, daß sie damit die Hörer auf eine Eselsbrücke geführt, sondern auch inne zu werden, daß die vermeintliche Befreiung der Musik auf einen Selbstmord hinausläuft. Wo eine Tonschöpfung wirklich zu ihrem Verständniß eines Programms bedarf, da besiegelt es nur entweder die Unfähigkeit ihres Autors, oder die Unnatur der von ihm gewählten, Aufgabe. Mehr als pedantisch wäre es nun sicherlich, jede mit einer Ueberschrift versehene Com« Position als musikalische Contrebande zurückzuweisen. Weitaus die meisten Ouvertüren würden damit verurthcilt sein, so vieler Frühlings-, Meer-, Llindschlfts-Sinfonien, zahlloser Fantasie- und Charakterstücke für das Clavier gänzlich zu geschweige«. Warum sollte es dem Tonsetzer verwehrt bleiben, gelegentlich ein Wort über die Eindrücke fallen zu lassen, die ihn zum Schaffen angeregt? Wer wüßte nicht, mit welcher äußersten Strenge und Gewissenhaftigkeit Mendelssohn auf die Reinheit seiner Kunst gehalten! Fürwahr, man könnte ihn weit eher einen musikalischen Puritaner nennen, als ihm den Vorwurf machen, die Grenzsteine zwischen den verschiedenen Tarstellungsgcbietcn des Schönen verrückt zu haben. Dennoch trug er lein Bedenken, uns zu Verratheu, wiesehr es ihm der Shakespeare'sche „Sommer-nachtstraum", das Goethe'sche Gedicht „Meeresstille und glückliche Fahrt", „die schöne Melusine", die „Fingalshöhle" angethan.

Nicht leicht ist es, Schumanns Stellung zur Programmmusik genau zu definiren. Wenn Freunde wie Gegner dieser problematischen Gattung sich auf ihn berufen, so thun sie es soft mit dem gleichen Rechte. Denn nicht nur hat sein Verhältnis; zu ihr mannigfache Wandlung erfahren, es ist auch stets ein unklares und schwankendes gewesen. Als Vollblutromantiker konnte er sie unmöglich ganz verdammen, ebenso wenig als echter Musiker über ihr schielendes Antlitz, ihren zweideutige» Charakter, kurz über ihre Iwitternatur sich täuschen. In seinen Worten und in seinen Werken tritt dieser innere Widerspruch offen zu Tage. Deutlich verrät!) er sich z. B. in der folgenden, den Phantasiestücken op. 12 geltenden oratio pro <lomo: „Was überhaupt

die schwierige Frage, wie weit die Instrumentalmusik in Darstellung der Gedanken und Begebenheiten gehen dürfe, anlaugt, so sehen hier Viele zu ängstlich. Man irrt sich gewiß, wenn man glaubt, die Compunisten legten sich Feder und Papier in der elenden Absicht zurecht, dies oder jenes aus» zudrücken, zu schildern, zu malen. Doch schlage man zufällige Einbrücke und Einflüsse van Außen nicht zu gering au. Unbewußt neben der musikalischen Phantasie wirkt oft eine Idee fort, neben dem Ohre das Auge, und dieses, das immer thätige Organ, hält dann mitten unter den Klängen und Tönen gewisse Umrisse fest, die sich mit der vorrückenden Musik zu deutlichen Gestalten verdichten und ausbilde» könne». Je mehr nun der Musik verwandte Elemente die mit den Tönen erzeugten Gedanken oder Gebilde in sich tragen, von je poetischere,» oder plastischerem Ausdrücke wird die Composition sein, — und je phantastischer oder schärfer der Musiker überhaupt auffaßt, um fo mehr sein Wert erheben oder ergreifen wird. Warum könnte nicht einen Beethoven inmitten seiner Phanwsieen der Gedanke an Unsterblichkeit überfallen? Warum uicht das Andenken eines großen gefallenen Helden ihn zu einem Werke begeistern? Warum nicht einen Anderen die Erinnerung an eine selig verlebte Zeit? Oder wollen wir undankbar sein gegen Shakespeare, daß er aus der Brust eines jungen Tondichters ein seiner würdiges Wert hervorrief, — undankbar gegen die Natur und le»g»cn, daß wir von ihrer Schönheit und Erhabenheit zu unseren Werken borgten? Italien, die Alpen, das Bild des Meeres, eine Frühliugsdämmcrung, — hätte uns die Musik noch nichts von alle Tiefem erzählt?" Das letzte Wort hat jedoch nicht der begeisterte Tonmaler und Tonpoi't, der in seinen Noten die ganze Herrlichkeit der Welt einsangen möchte, sondern der bedächtige Tonkünstler, während derselbe die Gewissensrettung hinzufügt: „Die Hauptsache bleibt, ob die Musik ohne Text und Erläuterung an sich etwas ist, und vorzüglich, ob ihrGeist innewohnt." Ein den 5. September 1839 an Dorn gerichteter Brief spricht sich in dem nämlichen Sinne aus: „Ungeschickteres und Boinirteres ist mir nicht leicht vorgekommen, als es Nellstab über meine Kiudersceueu geschrieben. Der meint wohl, ich stelle mir ein schreiendes Kind hin und suche die Töne dann danach. Umgekehrt ist es. Doch leugne ich nicht, daß mir einige Kindcrköpfe vorschwebten, beim Eomponiren; die Überschriften entstanden aber natürlich später und sind eigentlich weiter nichts als feinere Fingerzeige für Vortrag und Auffassung." Schumann ist sicherlich in seinem Recht, wenn er die jenen genialen Tonbildchen beigegebenen poetischen Stichwörter, die von ihm nur als leise, dem Spieler zugeflüsterte Ausdrucksbezeichnungen genieint waren, für durchaus unverfänglich erklärte. Aber nicht immer geht es bei ihm so harmlos her. Die ursprünglich „Florestan und Eusebius" betitelte I^-moll-Sonate o^, 11 enthält wirkliche Programmmusik, desgleichen die Phantasie mit dem Tchlegelschen Motto sop. 17), deren drei Sätze deiCompouist, „Ruinen", „Triumphbogen", „Sterncntranz" zu nennen gedachte. Wille und That, Empfindung und Ausdruck, Darzustellendes und Dargestelltes

I.H6 Vtto Gumprccht in Verlin.
decken sich hier keineswegs, beide Werke würden uns ohne die anderweitig erlangte Kenntniß, von der ihnen zu Grunde liegenden Absicht großentheils unverständlich bleiben. Statt Licht auszustrahlen, nutzt solches die Tonsprache von außen borgen. Was ihr an eigener Logik, an innerem Zusammenhang abgeht, soll das Programm ergänzen. Dasselbe dient als eine dem Verständnis; voranleuchtende Fackel, als ein die Lücken und Nisse der Gestaltung verkleisternder Kitt. Die geringere oder größere Redseligkeit derartiger Belehrungen macht in der Sache selbst gar keinen Unterschied, sondern zeugt bloß von dem besseren oder schlechteren Geschmack des Componisten. Stets hat der feinfühligste Schumann auf ganz kurze, gleichsam verschämte Überschriften und Bemerkungen sich beschränkt und sie, wo es nur thunlich war, bei späteren Ausgaben, so bei den 1850 neu aufgelegten „Davidsbündler-tänzen“ (oft. 6) gestrichen. Er wollte dem vierten Satz seiner Rheinischen Sinfonie zuerst als Erläuterung beifügen: „Im Charakter der Begleitung einer feierlichen Ceremonie“, nahm aber davon Abstand, indem er meinte: „Man muß den Leuten nicht das Herz zeigen, ein allgemeiner Eindruck des Kunstwerkes thut ihm besser: sie stellen dann wenigstens keine verkehrten Vergleiche an.“ Dem Frühling sollte ursprünglich die L-clur-Sinfonie zugeeignet werden, auch jeder einzelne Satz seine besondere Ueberschrift empfangen. Man darf wohl behaupten, daß Schumann von Haus aus der Programmmusik zugethan gewesen, weiterhin sich aber mehr und mehr von ihr abgewandt hat. Keines Künstlers Tagewerk verläuft indessen so geradlinig wie die von einem speculirenden Philosophen oder Mathematiker beschriebene Gedankenbahn. Wir wollen uns darum nicht wundern, daß auch noch der gereifte Mann und Meister einer Gattung manchen freundlichen Blick geschenkt, an der einst die Seele des Jünglings gehangen. So bekennen sich zu ihr unverhohlen die im Teccmber 1848 entstandenen „Bilder aus Osten“, eine Reihe vierhändiger Clavierstücke, angeregt durch Nückerts „Matamen des Hariri“. Es heißt in dem beigegebenen! Vorwort: „Des Buches wunderlicher Held, Abu Said, — wie auch die Figur seines ehrenwerthen Freundes Hareth wollten dem Tonseher während des Componirens nicht aus dem Sinn kommen, was denn den fremdartigen Charakter einzelner der Musikstücke erklären mag. Bestimmte Situationen haben übrigens dem Componisten bei den fünf ersten Stücken nicht vorgeschwebt, und nur das letzte konnte vielleicht als ein Niederhält der letzten Makame gelten, in der wir den Helden in Reue und Buße sein lustiges Leben beschließen sehen. Möchte denn dieser Versuch, orientalische Dicht- und Denkweise, wie es in der deutschen Poesie schon geschehen, annähernd auch in unserer Kunst zur Aussprache zu bringen, von Teilnehmenden nicht ungünstig aufgenommen werden.“ Auch ändert es an dem eigentlichen Wesen der N« - clui-Sinfonie, der Rheinischen, nichts, daß sie ihr Programm nur im Herzen, nicht auf den Lippen trägt. Ganz unverfänglich sind dagegen die malerischen und dichterischen Neigungen der D-clur-Sinfonie; weil sie einem durchaus musicalisch gearteten

Robert Schumann. ^9?

Stimmungsgehalt gelten, könnte doch das Titelblatt so ziemlich jedes frischen, fröhlichen Tonwerks getrost die Frühlingsflagge aufhissen.

Wer es unternimmt, von Schumann zu reden, dem drängt sich immer von Neuem der Name Mendelssohn auf die Zunge. Beide haben so viel Gemeinsames, sind in dem Maße der echten, treuen Ausdruck alles gedeihlichen Lebens und Strebens, das während des zweiten Viertels des Jahrhunderts in der musikalischen Production des deutschen Volkes sich geregt, daß sie in unserer Liebe wie in dem Zeugniß und Befund des nach künstlerischer Erkenntniß trachtenden Verstandes unzertrennlich verbunden sind. Diese Zusammengehörigkeit schließt aber keineswegs mancherlei kleinere und größere Gegensätze aus. Denn nie lassen sich zwei wirkliche Charakterköpfe unter einen Hut bringen, und zwar um so weniger, je bedeutender sie sind. Nur die vorurtheilvollste Befangenheit wird jedoch der Behauptung Spittas nicht beipflichten, daß von einem principiellen Gegensatz zwischen Mendelssohn und Schumann in Wirklichkeit kaum etwas bestand, daß die Verschiedenheit eine persönliche gewesen. Mit einem stolzen, prächtigen Gartengewächs kann man die Musen des einen, mit einem wunder- und geheimnißreichen Kinde des Waldes die des anderen vergleichen. Jener ist mehr in die Vergangenheit, Dieser mehr in die Zukunft gewandt. Je größer und anspruchsvoller die Formen, je mannigfaltiger und gehäuft die Darstellungsmittel sind, die es zu bewältigen gilt, um so glänzender bewährt sich das Vermögen des Elfteren. Nicht als Führer des Orchesters oder der mit diesem vereinigten Chormassen, sondern am Clavier. Im Liede, in der Kammermusik hat uns dagegen der Letztere sein Bestes gespendet. Von zartester Kindheit an war Mendelssohns künstlerische Erziehung aufs Plan- und Zweckmäßigste geleitet worden. Die klugen Eltern hatten ihren Liebling mit aller nur erdenklichen Sorgfalt umgeben, ihn unter die Obhut der strengsten, tüchtigsten Lehrer gestellt, seine unerfahrene Jugend vor jeder Zeit- und Kraftvergeudung behütet, dazu fügte die Gunst der Verhältnisse den bildenden Einfluß eines vielfach bewegten großstädtischen Toulens. Schon das Ohr des Knaben hatte sich geschult und geläutert im unausgesetzten Verkehr mit dem Chor der Berliner Sing-Akademie und mit den erlesensten Kräften der königlichen Kapelle. Wie von selbst, gleich dem Gebrauch der Muttersprache, war dem jungen Meister die Herrschaft über fächliche Factoren der Musik zu Theil geworden. Nichts ist uns indessen geschenkt, auch die beneidenswertheste Glücksgabe hat ihre Kehrseite. Allgewandte Technik, wachsame Kritik, heller Kunstverstand leisten gewiß bei den Werken der Phantasie die unschätzbarsten Dienste. Jedem dieser gar nicht zu missenden Gehilfen wohnt indessen die Neigung inne, selbst den Herrn zu spielen, das geheimnißvolle Walten der im dunkelsten Schachte des Gemüths thätigen Kräfte zu stören, der künstlerischen Production jene köstliche, allem Individuellen eigene Naturfrische abzustreifen, von der die Wirkung nicht minder abhängt, als von dem glatten, festen Gefüge, dem stilgerechten Ausdruck, der ungetrübten Reinheit der Erscheinung. Nun

I. 98 ö)tto Gumprecht in Verlin,
wäre cs sicherlich eine Absurdität, gegenüber Mendelssohn von gemächlicher
Routinen- und Schablonenarbeit oder von akademischer Kühle und Nüchtern«
heit zu reden. Wohl hat er aber eine nahezu unüberwindliche Scheu gehabt,
uns sein Innerstes zu zeigen, die höchste Lust, das tiefste Weh zu lünden,
den naturgewaltigen Beherrscherinnen der Herzen, den Leidenschaften, die
feurigen Jungen zu losen. Ueber allem charakteristischen Vermögen der Musit stand
ihm doch noch die harmonische, still in sich befriedigte Schönheit. Er zog
es darum stets vor, sobald nach der einen oder anderen Seite ein Opfer
gebracht werden mußte, die Kraft und Unmittelbarkeit des Stimmungsgehaltes
abzuschwächen, statt der Eurythmie der Gestaltung auch nur das Geringste
zu vergeben.

Fern dem großen Knnstgetriebe in einer stillen kleinen Bergstadt am
einsamen Clavier war Schumann aufgewachsen. Von keinem väterlichen
Auge überwacht, von keines Lehrers Hand geführt, durfte der Knabe und
Jüngling nach Herzenslust umherschweifen in den Zaubergärtcn der Phan-
tasie, bis zur Unersättlichkeit schwärmen und schwelgen in der ihn auf
Schritt und Tritt umwogenden Fülle von Duft, Farben, Gestalten, jede
holde Blume, jede goldene Frucht pflücken, die sein Verlangen gereizt, blos
die ihm genehmen Wege einschlagen, auch wohl die gebahnten Pfade gänz-
lich verlassen, um irgend einem wunderbaren Falter iu's dunkle Dickicht zu
folgen, kurz völlig ungestört durch die Außenwelt seinen Träumen und
Idealen leben. Wer könnte die hiemit verbundenen Gefahren verkennen!
Unscr Tondichter selbst hat später die durch solche unregelte Erziehung be-
dingten Lücken lind Mängel aufs Schmerzliche empfunden, auch unablässig
und wahrlich nicht ohne Erfolg getrachtet, das in der Jugend Versäumte
nachzuholen. Seine Phantasie war seinem Kunstverstand wie seinem
technischen Vermögen weit vorangeeilt, schon längst mündig geworden,
während die Beiden anderen noch in den Kinderschuhen steckten, und aufs
engste hängt damit die überwiegende Richtung auf das Subjective zusammen,
welche auch die reifsten Schumannschen Werke nicht gänzlich verläugnen.
Wie aber Diamanten nur auf Kosten ihres Gewichts de» kunstreichen Schliff
erhalten, so bezahlen wir die Wohlthaten der Bildung mit einem Theil
unseres Wesens. War das Eigenartige dieser genialen Persönlichkeit zunächst
ein Gnadengeschenk der freigebigen Natur, so blieb es, Tank der immer blos
das Homogene ergreifenden autudidaklifchen Entwicklung, bis zu einer Zeit
durchaus unberührt, in der keine fremden Einflüsse mehr seinen Stempel
verwischen konnten. Wonach die musikalische Welt am meisten lechzte, wurde
ihr darum hier in Hülle und Fülle geboten: thanfrische Originalität.
Wir alle erfreuen uns heutigen Tages au den Schöpfungen der beiden
hier so oft nebeneinander genannten Meister, aber die Mcndelssohniancr
und die Schumannimier, die einst ihren lauten Hader in die Conccrtsäle.
die Presse, die Salons getragen, sind bis auf einen kleinen, nahezu vei>
schwindenden Rest ausgestorben. Das Elftere steht mit dem Letzteren in

ursächlichem Zusammenhang. Kampf ist die Lebensbedingung aller Parteien, aus dem Gefühl ihres Gegensatzes zur herrschenden Meinung schöpfen sie ihre Kraft. Sobald der gesunde Theil ihres Glaubensbekenntnisses einmal Gemeingut geworden, gehen sie selber, von einigen wunderlichen Käuzen ab» gesehen, auf in der großen Masse der Unbefangenen. Diese weiß jetzt genau, was sie an Mendelsohn, was sie an Schumann besitzt. Statt den Einen auf Kosten des Anderen zu erheben, hat unsere Liebe vollen Raum für Neide. Der vermeintliche principielle Gegensatz, in welchem man sie ehemals durchaus wider ihren eigenen Willen gestellt, ist der klaren Erkenntniß gewichen, wie sehr sie zusammengehören und sich ergänzen. Möchten wir etwa das Paradies und die Peri, die Musik zu Faust, zu Manfred entbehren, obwohl keines dieser Werke mit dem Paulus, dem Elias, der Walpurgisnacht sich messen kann, oder auf die lieblichen krystallhellen Lieder und Clavierstücke Mendelsohns verzichten, weil die Schumann'sche Lyrik uns einen noch weit reicheren tieferen Empfindungsgehalt vor die Seele bringt. Gewiß ist das Abwägen, Vergleichen, Gruppieren recht eigentlich die Aufgabe der Aesthetik, und dennoch sieht sie sich zuletzt immer wieder zu dem Gegenstand; gedrungen, daß wirkliche künstlerische Individualitäten, im Grunde genommen, incommensurabel sind.

Als Schumanns phantastische Erstling — der hochsymbolische Name von op. 2 „Pavillons“ paßt in der That auf alle diese aus verborgenster, lichtscheuester Innerlichkeit zu farbenprächtigen Schmetterlingen entpuppten Ton- und Stimmungsbilder — hinausflogen in die Welt, da war man zunächst weit entfernt, sich von ihnen in der gewohnten Tagesordnung stören zu lassen. Mit wenigen Ausnahmen gingen entweder die zünftigen Pianisten kopfschüttelnd den bunten, seltsamen Mäusen ans dem Wege, oder sie ergossen die volle Schale ihres Zornes über den alle Regeln und Sitten der Claviertechnik sträflich mißachtenden Componisten. Schweres Aergerniß nahmen sie an den weitgriffigen Accorden, den gewagten Sprüngen, dem scheinbar so verworrenen, singendwidrigen Figurenwerk, der verschwenderischen Verwendung des Pedals, dem wunderlichen Uebcr- und Durcheinander der Hände. Und nicht bloß die hier geforderte völlig neue Spielart, auch der unerhörte Stimmungsgehalt befremdete und verblüffte höchlich; war doch jene nur durch diesen bedingt, das ihm einzig gemäße Darstellungsmittel. Die Leute vernahmen eine von Leidenschaft glühende, in den äußersten Gegensätzen und Superlativen umher getriebene, allem Conventionalen abgewandte, lediglich der gebieterischsten subjectiven Nothigung Folge leistende Tonsprache und fühlten sich dadurch in der süßen Gewohnheit ihres künstlerischen Empfindens und Genießens aufs Zudringlichste beunruhigt und gestört. Ähnliches war ihnen zwar schon von Beethoven gesagt worden, aber die Wenigsten hatten ihn verstanden, und dann verhielt es sich nur ihm doch noch anders. Seiner stets aufs Große gerichteten Natur entsprachen allein die organisch sich entfaltenden Formen, der breite, stolze Aufbau des klassischen Stils. Schumanns

200 Otto Gumprecht i» Verlin.

ungleich subjectiver geartete Lyrik fand dagegen ihren Ausdruck in scharf zugespitzten Pointen, in aphoristischen Antithesen, in einzelner aus tiefstem Dunkel aufzuckenden Gefühlsblitzen. kurz in der musikalischen Interjection.

Sie ist gewiß mit dem wärmsten Herzblut ihres Autors getränkt, aber keineswegs von ihm so gänzlich abgelöst, daß ihr nicht ein rein persönlicher Ziest, ein geheimnißvolles, dem Mittheilungsvermögen der Töne sich entziehendes Etwas anhaftet. Der Componist selber ist der Letzte gewesen, der sich hierüber getäuscht. An Kosmaly schrieb er den 5. Mai 1843: „Mii einiger Scheu lege ich Ihnen ein Pamiet älterer Compositionen von mir bei. Sie werden, was unreif, unvollendet an ihnen ist, leicht entdecken.

Es sind meistens Widerspiegelungen meines wild bewegten früheren Lebens; Mensch und Musiker suchten sich immer gleichzeitig bei mir auszusprechen; es ist wohl auch noch jetzt so, wo ich mich freilich und auch meine Kunst mehr beherrschen gelernt habe. Wie viele Freuden und Leiden in diesem kleinen Häuflein Nuten zusammen begraben liegen, Ihr mitfühlendes Herz wird es herausfinden.“ Ein am 15. Juni 1838 an Henriette Voigt gerichteter Brief enthält das folgende Gestandniß: „Daß Sie sich meiner Phantasiestücke so warm annehmen, ist mir schon recht. Ich bedarf solcher Amazonen. Die Musiken mancher Componisten gleichen ihren Handschriften: schwierig zu lesen, seltsam anzuschauen; hat man's heraus aber, so ist's als lönte es gar nicht anders sein; meine Handschrift gehört zum Gedanken, der Gedanke zum Charakter u. s. w. Kurz, ich kann nicht anders schreiben und componiren», als Sie mich einmal kennen, meine liebe Freundin.“ In einem Brief an Kefcrstein vom 19. Februar 1840 heißt es: „Und dann denke ich doch auch, meine Musik hat nichts vom Handwerk an sich und kostet dem Herzen mehr, als man ahnen mag.“

Unter unseren Klassikern haben vor Allein Bach und Beethoven dem subjectiven Empfinden und damit zugleich dem Ausdrucksvermögen des Claviers die Zunge gelöst. Kein anderes musikalisches Werkzeug gehorcht so widerstandslos jedem Gebote der Phantasie, wie dies durch seinen Reichthum und kaum minder durch seine Armuth zu den unschätzbarsten Diensten befähigte Instrument. In die Hand des Einzelnen giebt es die gesummte, ihres blühenden sinnlichen Lebens jedoch entkleidete Tonwelt. Je körperloser der von ihm dargebotene Stoff ist, um so fügsamer erweist er sich dem künstlerischen Willen. Daß gerade das Elavier mit photographischer Genauigkeit die feinsten, subjectivsten Gefühlsmischungen widerzuspiegeln vermag, verdankt es nicht zum geringsten Theil dem schattenhaften Grau in Grau seiner Töne. Bloss auf leise Andeutungen beschränkt, mit seiner Geistersprache weit mehr an die Seele als an das Ohr sich Wendend, ist es, sobald es nur seinen Proscro gefunden, der Ariel unter den Instrumenten. Ihm haben denn auch unsere Romantiker ihre zartesten, verschämtesten Geheimnisse in den Mund gelegt. Schumann konnte sich bis zum dreißigsten Jahr gar nicht von den geliebten Tasten trennen, das erste Viertelhundert seiner ver-

Robert Schumann. 20[^]
öffenlichten Weil? besteht lediglich aus Claviercompositionen. Sie gebe«
«ns das getreueste Abbild ihres Autors mit allen seinen Vorzügen und
Schwachen. Kund thut sich in ihnen quellende Fülle und unangetastet«
Frische der Erfindung, aber auch zügellose Willkür und Leidenschaft, stetes
Hinausgreifen der entfesselten Innerlichkeit über die Darstellungsmittel, eine
umsonst nach Erlösung und Versöhnung ringende Zwiespältigkeit. Es sind
Bekenntnisse persönlichster Art, man möchte sagen Ohrenbeichten, dem Alles
verstehenden, Alles mitfühlenden Genius des Claviers abgelegt. Den in
ihnen fast insgesamt nach Ausdruck ringenden Stimmungsgehalt trägt das
der Phantasie «r>. 17 beigefügte Schlegel'sch« Motto auf den Lippen:
Durch alle Töne kommet
Im bunten Erdenraum
Ein leiser Ton gezogen
Für den, der heimlich lauschet.
Was hier als leiser, bloß dem feinhörigsten Ohr vernehmbarer Ton
bezeichnet worden, heißt sonst bei den Romantikern die blaue Vlume, die
ihren Anblick und ihren Duft nur den Sonntagskindern gönnt. Die Lyrik
des jungen Clavierpoeten gemahnt in mehr als einem Betracht an die
Lenllu's, des Lieblingsdichters jener Periode. Gemein haben beide den welt-
schmerzlichen Grundzug, das Sprunghafte der Empfindung, das ruhelose Hin
und Her zwischen wilder, ins Oede starrender Verzweiflung und toller, ihre
Sache auf nichts stellender Lust, das Ringen mit dem Stoff und der Form
und die damit zusammenhängenden Schärfen des Ausdrucks, endlich daß bei
dem einen wie bei dem anderen das ihnen drohende Verhängnis; schon lange
seinen Schatten vor sich her geworfen. Wenn Otto Ludwig gemeint, seit
Beethoven sei die Musik gemüthskranl geworden, aus jedem Blumenstrauch
stecke die furchtbar schöne Schlange Wahnsinn die spielende Zunge, so hat
er Schumann und dessen Schule im Auge gehabt.
In dem schon oben cilirten Brief vom 5. Mai 1843 heißt es auch:
»Gerade in den Versuchen liegen oft die meisten Keime der Zukunft" und
erfüllt hat sich dies hoffnungsreiche Wort an dem, der es gesprochen. Bei
der Jugend, der Trägerin der Zukunft, sollte er zuerst offene Ohren und
Heizen finden. Während Moritz Hauptmann „hübsche, curiose Sachlichen
die alle leine rechte Mitte hatten, aber sonst interessant waren," die Früh-
lingsgaben des Schumann'schen Genius genannt, mußte in ihnen das her-
anwachsende Geschlecht Blut von seinem Blut und Geist von seinem Geist
erkennen. Zum guten Theil paßt auf sie das Lob, das ihr Autor einem
Anderen gespendet, wenn er ausrief: »Schubert wird immer der Liebling
der Jugend bleiben, er zeigt, was sie will, ein überströmend Herz, kühne
Gedanken, rasche That, erzählt ihr, was sie am meisten liebt
von romantischen Geschichten, Märchen und Abenteuern, auch Witz und
Humor mischt er bei, aber nicht so viel, daß dadurch die weichere
Gemüthsstimmung getrübt würde." Kann man Wohl Treffenderes von
R»lt> und Ell>, xxiv. ?,. 14

202 Vtto Gumxrccht in Nerlin.

Schumann sagen, hat er nicht unbewußt sich selbst damit charakterisirt? Er erklärte von seinen Novelletten op 21., sie seien „größere zusammenhängende abenteuerliche Geschichten“. Gehören jetzt eben diese Novelletten, die Phantasiestücke c,p. 12, die Kinderscenen op. 15 zu unserem musikalischen Hausschatz, der Carneval op. 9, die Ntuds« (8vmpKolli^us8) «n forine <l« Variation» op. 13, die Kreisleriana «p. 16 zum eisernen Bestand unserer Concertvrogramme, so hat die Gegenwart die Hinterlassen-schaft aus Schumanns erster Periode doch nur cum benMoio inventarii angetreten. Ueber die Sonate „Florestan und Eusebius" liz-nioll op. 11 urtheilt sie ungefähr noch ebenso wie einst Moscheles, welcher das ihm von Klara Wieck vorgeführte Wert interessant, aber schwer zugänglich und verworren gefunden. Alle Geister der Romantik, die guten und die bösen, sind hier entfesselt, desgleichen in der „Phantasie" (O-äur up. 17). für deren Zerrissenheit und Maßlosigkeit mancherlei poetische Züge im Einzelnen leinen Ersatz gewähren. Der Genius wird geboren, aber Uebung macht den Meister. Unsere tiefsinnige Sprache ehrt darum mit diesem Namen den Künstler wie den Handwerker, wenn nur beide ihre Sache verstehen. Bios sehr allmählich gelangte Schumann dahin, zur Fülle natürlicher Begabung die gewandte Herrschaft über die Formen und Darstellungsmittel zu fügen. Die geistigen und technischen Fertigkeiten, welche die meisten seiner Berufsgenossen als wohlgesicherten Besitz aus der Schule mitzubringen pflegen, hat er sich zum guten Theil nachttäglich mühsam erwerben müssen. Viele der ersten Periode ungehörige Arbeiten verrathen uns deutlich die Art ihrer Entstehung. Sie sind nicht blos für's Clavier, sondern auch am Clavier gemacht worden, ein Verfahren, das später der Componist durchaus verworfen. „Gewöhnen Sie sich ja — (schrieb er den 10. Mai 1852 an Debruis van Bruyck) vorausgesetzt, Sie wären anders gewöhnt — Musik frei im Geist zu denken, nicht mit Hilfe des Claviers, nur auf diese Weise erschließen sich die inneren Quellen, kommen in immer größerer Klarheit und Reinheit zum Vorschein."

Von ungleich höhcrem Werthe als die in breiten Formen angelegten und ausgeführten Frühwerke sind die im engsten Rahmen gehaltenen Stimmung^ bilder. Während jene etwas Unfertiges, Brüchiges. Mosaikartiges habe» an die Stelle der organischen EntwickelunZ vielfach das lockere Band der bloßen Gedankenassociation tritt, decken sich zumeist in diesen sccnischen Miniaturgemälden Absicht und That, Inhalt und Erscheinung, Empfindung und Ausdruck auf's Allerglücklichste. Wie manche Chopin'fche, Schubert'sche, Vcethoven'sche, Vach'sche Einflüsse das Schumann'sche Charakterstück auch in sich aufgenommen, es ist und bleibt doch die eigenste Schöpfung seines Autors, Dieser selbst hat sich über die vom Altmeister des Claviers empfangenen Anregungen ausgesprochen: „Hier haben Sie meine Bekenntnisse. Daß Nach und Jean Paul den größten Einfluß auf mich geübt in früheren Zeiten, finden Sie wohl ohne meine Anmerkung heraus." Die Verwandt-

Robert Schumann. ^03
schaft mit dem Beethoven'schen Scherzo verräth sich uns aber deutlich durch die allen Erscheinungsformen des Humors gemeinsame Zwiespältigkeit der Grundstimmung. An Chopin gemahnt nicht selten das Technische der Clavierbehandlung. ihr Duft und Schmelz, das verschwimmende Helldunkel des Colorits. Schon sehr früh hat Schumann die Herrschaft über die Variationenform sich angeeignet. Seine zu dieser Gattung zählenden Arbeiten sind fast ohne Ausnahme Meisterwerke. Besonders ragen unter ihnen hervor die bereits erwähnten von Geist sprühenden sinfonischen Studien ur,, 13 — sie sind offenbar angeregt durch die Beethoven'schen Variationen über einen Diabelli'schen Walzer — und die nicht minder genialen, aber noch ungleich liebenswürdigeren Variationen für zwei Claviere (op. 43), die ihre Entstehung der glücklichsten Zeit im Leben unseres Tondichters verdanken. Der erste unscheinbare Keim des Themas steckt im Trio der vierhändigen D-inoU-Polonaise von Schubert. Wie stets die schöpferischen Künstler die Erzieher der darstellenden sind, so auch in unserem Falle. Mit der Wiedergabe der nämlichen Compositionen, die einst für äußerst dantlus, wider haarig, nahezu für unspielbar gegolten, feiern die heutigen Pianisten ihre glänzendsten Triumphe.

„In Ihrem Aufsatz über das Lied hatte es mich ein wenig betrübt, daß Sie mich in die zweite Klasse setzten. Ich verlangte nicht nach der ersten; aber auf einen eigenen Platz glaub' ich Anspruch zu haben", so schrieb Schumann den 9. Mai 1841 an Koßmaly und er ist mit der letzteren Forderung unzweifelhaft in seinem Recht. Aber wenn doch einmal verglichen werden soll — und die Aesthetil kann sich dessen gar nicht begeben — müssen wir ihm dennoch die zweite Stelle anweisen. Reichthum und Gesundheit der melodischen Erfindung, sinngemäßer, namentlich auch in der Be-deutsamkeit und Feinfühligkeit der Begleitung sich kundthuender Ausdruck sind die obersten Werthmesser des Liedes. Was die schöpferische Urkraft der Phantasie anlangt, überragt Schubert sicherlich um mehr als eines Hauptes Länge alle seine Nachfolger. Keine graue, sorgenvolle Reflexion beunruhigt, leine subjective Zuthat überschleiert bei ihm die aus unversieglichem Vorrath emporquellende Fülle der Melodie. Mit nachtwandlerischer Sicherheit führt uns seine Tonsprache den innersten Stimm ungsgehalt der von ihr ergriffenen Dichtung zu Gemüthe. Sie vertieft sich nicht auf Kosten des Gesllmmteindrucks in die Ausdeutung des Einzelnen, und zwar gilt das ebenso wohl von der Clavierbegleitung wie von der Singstimm?. Gewiß begegnen uns unter den ein halbes Tausend übersteigenden Schubcrt'schen Liedern eine Menge welker färb- und duftloser Blüthen, aber daneben vollendete Muster der Gattung in staunenswcithester Zahl und Mannigfaltigkeit. Auch Schumann hat uns eine ganze Reihe herrlichster Gesänge gespendet, ich zähle zu ihnen, um nur einige zu nennen „Schöne Wiege meiner Lei den", den „Nußbaum«, die „Frühlingsfahrt". „Waldesgesvräch", „In der Fremde", fast den gesammten Cnklus „Frauenliebe und-Leben". Allein
14'

204 Otto Gumprecht i» Verlin.

mit der königlichen Freigebigkeit des Vorgängers kann sich die seinige nicht messen.

Tic Gesundheit aller dem Wort angeschmiegt, es deutenden Musik hängt natürlich zum guten Theil von der Beschaffenheit der poetischen Unterlage ab. Ein Herzkranker Text muß nothwendig die mit ihm in Freud' und Leid unzertrennlich verbundenen Töne anstecken. In solchen Fällen wäre mit dem Comvonisten bloß wegen der Wahl seiner Aufgabe zu rechnen. Der Vorwurf nach pathologisch gearteten Stoffen die Hand ausgestreckt zu haben, kann nun freilich dem Sänger der Winterreise nicht gänzlich erspart weiden. Während aber bei ihm die kränkelnde Empfindung immer aus der ungesunden Dichtung entspringt, steht es um Schumann doch wesentlich anders. Seine Phantasie ist von Haus aus weltschmerzlich gefärbt und hat darum die Neigung, mit dem eignen Weh jeden von ihr berührten Gegenstand zu umflore. Man vergleiche z. B. sein „durch den Garten, durch die Lüfte“ und Schuberts „Die linden Lüfte sind erwacht.“ Neide Lieder bringen uns eine gemischte Stimmung, das durch den Frühling geweckte Hofjeu und Sehnen eines schwer verwundeten, nach Friede und Erlösung ringenden Gcmüthes vor die Seele, aber wie sehr überwiegt in dem einen die Vernlinung, in dem anderen die Bejahung des Willens zum Leben! Unbedeutende Texte finden sich häufiger bei Schubert, kranke dagegen weit mehr bei Schumann. Bewunderungswürdig ist gewiß in des letzteren „Löwcnbraut“ die Kraft und Treue des Ausdrucks; sich überhaupt mit derlei Dingen zu befassen, widerspricht jedoch schnurstracks dem befreienden und erlösenden Beruf der Kunst. Durch die viel tiefer als das Wort in unsere Brust sich eingrabende Musik wird die Sache noch schlimmer. Die erste Schuld trifft darum den sonst so keuschen, feinfühlenden Chamisso, die zweite, größere, den nicht minder hochsinnigen Tondichter. Verführt hat eben Beide der Drang, ihr charakteristisches Vermögen an einem recht ausgiebigen Stoffe zu bethätigen. Hier nur uoch ein Beispiel von übel brathener Texteswahl. Das Lied : „Ein Jüngling liebt ein Mädchen“, das elfte des Heine zugeeigneten Cyklus: „Dichtelliebe“, bietet im Grunde genommen dem Comvonisten eine unmögliche Aufgabe. Dieser erkünstelte Gleichmut!) der Stimmung, die so absichtsvoll zur Schau getragene Blasirtheit, die gesuchte Trivialität des Ausdrucks, alles hat nichts zu schaffen mit dem innersten Wesen der Musik, die es stets treu und ehrlich meint, immer das Herz auf der Zunge trägt.

In Rücksicht auf Rcichthum und Tiefe des Empfindungsgehalts und die dadurch bedingte Fülle und Mannigfaltigkeit der Gestaltung steht die Lyrik Schumanns der Schubert'schen ungleich näher als die Mendelssohn'sche. Die letztere verdankt ihre trystallhelle Klarheit vornänilich dem enger gemessenen seelischen Modulationsumfang. Sie erweist sich viel einfacher im Melodischen und Harmonischen, in der Behandlung der Singstimme und in der Begleitung. Gehäufte und gesteigerte Darstellungsmittel bedürfen freilich Solche, denen das Herz übervoll ist von Seligkeit oder Jammer.

Robert Schumann. 205

und die es ganz vor uns ausschütten möchten. Schubert und Schumann haben darum in ihren Liedern das gesammte, durch die Beethoven'sche Sonate dem Clavier gewonnene Ausdrucksvermögen verwandt. Ihre Vor-, Zwischen-, Nachspiele sind von höchster seelennäherischer Bedeutung. Bei keinem der Beiden fehlt es übrigens an Gesängen, deren Schlichtheit sich der Volksweise nähert. Man denke nur an des Einen „Knabe sah ein Röslein ftehn“, an des Anderen „O Sonnenschein“. Das Schumann'sche Lied ist nicht minder heimisch in der Natur und deren phantastischem Widerspiel der Märchen-, Feen- und Elfenwelt, als in den verborgensten Tiefen der menschlichen Brust. Es kennt die geheimnißvolle Sprache des Waldes, der Blumen, des Windes, der Wellen, aber auch alle Trunkenheit der glücklichen, alle Qualen der unerwiderten oder verrathenen Liebe. Ein Ton, den Schubert nur leise und gelegentlich angeschlagen, hat in Mendelssohns und Schumanns Munde vollen Klang gewonnen. Der Frauen ewig Oh und Ach ist Beiden ein unerschöpfliches Thema. Mehr von seiner anmuthigen Seite hat es Jener, mehr von seiner mystischen Dieser gefaßt. Weber war der erste, der in seinen Liebern wie in seinen Opern den specifisch weiblichen Empfinden die Junge gelöst. An seinen holden Mädchengestalten ist Alles echt jungfräulich und zugleich echt deutsch. Das damit der Mensch erschlossene Ausdrucksgebiet haben die zwei jüngeren Romantiker wetteifernd erweitert und bereichert. Der bevorzugte Träger der Schubert'schen Lyrik ist der Tenor, der Mendelssohn'schen und Schumann'schen der Sopran. Frauenliebe und -Leben zieht nicht blos in dem so geheißenen Liedercyklus an uns vorüber, auch „Paradies und Perse“, „Der Nose Pilgerfahrt“ breiten den nämlichen Inhalt aus. Wahre Cabinetstücke der Gattung sind Mendelssohns und Schumanns Frauenduette, desgleichen die Gesänge für gemischte Stimmen. Unter sämmtlichen der Dresdner Periode angehörigen Schöpfungen nimmt das „Spanische Liederspiel“ eine der ersten Stellen ein. Alles, was Ohr und Herz erfreut, kommt in dieser duntzsimmernden, vom Localcolorit leise angehauchten Perlenschnur meist zwei- und vierstimmiger Stücke zu Worte: süßer Wohllaut, lässige Grazie, schalkhafte Koketterie, aber auch warme, das Gemüth sättigende Innigkeit. Man spürt den sonnig heiteren Tönen — das Vorbild der Brahms'schen Liebeswalzer ist wohl hier zu suchen — deutlich an, wie leicht und fröhlich dem Componisten dabei zu Muth gewesen. „Etwas in der Art, wie das Spanische Liederspiel (heißt es in einem Brief vom 18. September 1840), habe ich, glaube ich, noch nicht geschrieben. Sehr glücklich war ich, als ich daran arbeitete.“ Wie im Liede so scheint mir Schumann auch innerhalb der Kammermusik nach Schubert der Nächste zu sein. Der Beethoven'sche Einfluß reicht bei ihnen doch noch viel weiter und tiefer als bei Mendelssohn. Die reinste vergeistigtste Blüthe der Kammermusik ist das Streich-Quartett und darum auch unseren deutschen Meistern recht eigentlich an's Herz gewachsen. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zu dieser Stunde, von Haydn bis

206 Vtto Gump recht in Verl in,
<iuf Vrahms hoben sie es auf's Liebevollste gehegt und gepflegt. Gerathen die Schubert'schen Werke der Art nicht selten der Sinfonie in's Gehege, so lassen die Schumann'schen deutlich erkennen, daß ihr Autor am Clavier groß geworden. Gelegentlich über die Stilgrenzen zwischen den einzelnen Gattungen hinaus zu schweifen steckt nun einmal aller Romantik im Blute. Mit welcher unendlichen Liebe Schumann an seinem Beethoven gehangen, hat er vielleicht nirgend so laut und rückhaltlos gestanden, wie im ^-Moll-Quartett. Ist es da nickt, als ob uns der jüngere Meister vor das Antlitz des älteren führte und leuchtenden Auges ausriefe: „Blicket hin, das ist der Inbegriff alles Hohen, Edlen, Schönen.“ Mit Ausnahme der an Mendelssohn gemahnenden ersten Hälfte des Scherzo zeigt sich die Tonsprache gänzlich erfüllt und beseelt vom Beethoven'schen Geiste. Gleich die präludienartige Einleitung hält durch ihren sinnenden Ernst, ihre träumerisch in sich gekehrte Empfindung den Hörer mit sanfter Gewalt fest. Anf's Wirksamste bereitet sie daß so ausdrucksvolle, die verwandte Durtonart ergreifende Hauptmotiv des Allegro vor. Adagio und Finale des ^.-inoll-Quartetts verhalten sich ähnlich zu einander wie Nacht und Tag. 'Giebt jenes dem mit der Eigen-Ihümlichkeit des Componisten noch nicht völlig vertrauten Ohre manche Räthsel auf, so sind in diesem alle Wege dem Verständniß geebnet. Huldigend neigt sich das elftere vor dem entsprechenden Satze der Neunten Sinfonie, wogegen das Letztere dem Humor freicsten Spielraum gönnt. Wir besitzen von Schumann nur die drei Streich-Quartette aus den Jahre 1842. Das in ^-ckur läßt an die Stelle des herkömmlichen Scherzo ein Thema mit Variationen treten. Reiches Leben breitet sich in dem Satze aus, der freilich den Tlistellungsmitteln hin und wieder mehr abfordert, als sie freiwillig gewähren. Selbst die meisterhafteste Ausführung kann uns darüber nicht hinwegtäuschen. Von den vier Instrumenten ächzt und stöhnt bald das eine, bald das andere unter dem Zwang der ihm aufgebürdeten Noten. Diese Variationen zeigen übrigens einen wesentlich anderen Charakter als die Beethoven'schen Muster der Gattung. Während hier das Thema seinem innersten Entwicklungsdrange, einer, mau möchte sagen, logischen Nothwendig-leit gehorchend, in die einzelnen Elemente sich zerlegt, um stets neu geboren aus deren Mischung und Wandlung wieder hervor zu gehen, und solcher-gestalt gllichsam durch alle Stadien einer musikalischen Seelenwanderung seinen Inhalt in immer geistigeren, verklärteren Formen ausspricht, bildet es bei Schumann nur das feste Gerüste, welches die tondichtende Phantasie mit ihren frischesten Blüthen schmückt. Auch das Finale reiht nach Schnbert'scher Weise allerlei bunte Bilder zu einem Wechsel- und stimmungsvollen Ganzen zusammen. In jedem Takte bekennt sich dagegen das Adagio wieder zum Beethoven'schen Einfluß. Das ?-äui--Quartett, ebenso knapp in der Form wie klar und mittheilscim im Ausdruck, zählt zu den heitersten Schöpfungen des Componisten. Meisterhaft gerathen sind namentlich die Variationen. Das flotte, rührige Finale erinnert an den entsprechenden Satz der Cchumann'schcn und der Ncelhoven'schen Ij-cUu-Sinfonie.

Robert Schumann». 20?
Von allen der Kammermusik ungehörigen Werken unseres Tondichters hat sich das A-dur-Quintett für Clavier und Streichinstrumente am frühesten und festesten in der Gunst des großen Publikums eingebürgert. Reichthum und Neuheit der Gedanken, warmblütige Frische des Ausdrucks, markige Gedrungenheit der Formen, fesselnder Reiz des Klangcolorits vereinigen sich hier zur glücklichsten Gesamtwirlung. Namentlich können die ersten beiden Sätze, das von Kraft und Leben strotzende Allegro und Andante, halb Trauermarsch, halb Ballade, als Muster ihrer Art gelten. Das N-dur-Quartett für Klavier und Streichinstrumente (c>p. 47) steht nicht auf gleicher Höhe, auch in ihm spricht sich eine poetisch angeregte Innerlichkeit aus, aber sie gelangt zu keiner plastischen Erscheinung. Unter den drei Claviertrios ist das in d-moll (op. 63) das bedeutendste. Sein erster Satz hat kaum genug Raum für den überschwänglichen harmonischen und modulatorischen Reichthum. Etwas trocken läßt sich das Scherzo an, dem ein mit warmer Empfindung getränktes Adagio folgt. Wie so oft in der Schumann'schen Instrumentalmusik bezeichnet auch hier das Finale den Umschlag der Stimmung aus träumerisch brütender, weltfremder Versunkenheit in dem kräftigen Entschluß, sich frisch und fröhlich dem Leben und seinen Ansprüchen hinzugeben. Leichter gewogen, aber dabei doch nicht arm an erfeulichen Tongestalten ist das e-moll-Trio c>p. 80. Das in f-moll (op. 110) bereits in die Düsseldorfer Zeit fallend, enthält dagegen nur graues Gedanken-gespinnst der grübelnden Reflexion. In den so massenhaften Erzeugnissen jener letzten Periode ist die Kammermusik noch durch eine Menge Arbeiten vertreten. Der von ihnen geweckte Eindruck ist darum so peinlich, weil wir deutlich gewahren, wie ihr Autor vor dem Dämon in seinem Gemüthe Zuflucht bei den Tönen gesucht, wie er nur um so emsiger geschaffen, je mehr ihm die Kraft versiegte, immer weniger darauf achtend, daß die rastlose Hand nicht wie ehemals eine Fülle goldner Früchte, sondern bloß noch welkes Laub vom Stamme der Kunst geschüttelt. Eine Ausnahme machen die Märchenbilder für Clavier und Viola (op. 113), die gleich verschwimmendem Abendroth ein leuchtender Widerschein der ehemaligen Herrlichkeit umstießt. Unter den Sinfonien ist die in A-dur nicht bloß der Entstehungszeit, sondern, wie mich dünkt, auch dem Werthe nach die erste. Der Komponist hat sich in keiner anderen so unumwunden ausgesprochen. An das Quintett gemahnt die Frische des Stimmungscolorits, die durchsichtige Klarheit der knapp und straff zusammengehaltenen Formen. Das Werk sollte ursprünglich, wie schon berichtet worden, auch auf dem Titelblatt zum Frühling sich bekennen, dessen erquicklichen Sonnenschein und duftigen Athem es eingesogen. Bereits in der Einleitung, hier um eine Terz höher gelegt, kündigt sich das Hauptmotiv des ersten Satzes an. Aufgekeimt ist es aus jenem süßen Gesang des Horns, der Schuberts V-dur-Sinfonie eröffnet. Besonderen Reiz übt das zweite Thema mit seiner ausdrucksvollen Gliederung in Frage und Antwort, wie mit dem milden nachdenklichen Anhauch der seinen

208 Otto Gumflicht in Verl,».

Inhalt weiter entfaltenden orgelmäßigen Figuration. Der schwächste Satz ist nach meinem Gefühl das Andante, ein überschwängliches Lied ohne Worte, durch Melodie, Harmonie und Klangweise» narkotisch auf den Hörer wirkend. Gleich mit dem Eintritt des dem Vorgänger unmittelbar sich anschließenden Scherzo — es wirft dem Menuett der Mozart'schen tt-moll-Sinfonie einen Liebesgruß zu — wird wieder ein Heller, reiner Ton angeschlagen. In verschwenderischer Fülle sind hier überall Züge des Geistes und der Laune ausgestreut. Das doppelte Trio ist eine auch in manchen anderen Schumann'schen Werken uns begegnende Eigenthümlichkeit. An Rundung und Einheit steht das Finale hinter dem ersten Allegro zurück. Allerlei leicht beschwingte Wesen, unter welchen auch ein paar Mendelssohn'sche Elfen ohne Mühe zu erkennen sind, schlingen um uns ihren munteren Reigen, lassen sich auch nicht irre machen durch die ernsten Stimmen, die wie abmahnend dazwischen rufen. Der Schwerpunkt des ganzen Satzes liegt im Anfange des zweiten Theils mit dem so machtvoll emporstrebenden Gebirge der Contrabässe. An die wuchtige Durchführung reiht sich eine jener artigen Neckereien, wie sie in den Haydn'schen Finales dem Wiedereintritt des Hauptthemas voranzugehen pflegen. Schumanns erste Orchesterschöpfung hat noch nichts gemein mit den Beethoven'schen Spätwerken. Wie Schubert und Mendelssohn zog er es hier vor, sich auf dem Gebiete anzubauen, dessen Grenzstein die vierte Sinfonie des gewaltigen Meisters bezeichnet. Ihr Einfluß giebt sich der aufmerksamen Betrachtung vielfach kund.

Höher hinaus will die D-moll-Sinfonie, tatsächlich die zweite, die aber gegenwärtig als vierte und letzte zählt, weil ihr Autor eingedenk des Horazischen *nomini praeponere verbum* in annis sie zehn Jahre lang im Pulte behalten und erst 1851 nach gründlicher Umarbeitung veröffentlicht hat. Ich konnte nie zu ihr ein näheres Verhältniß gewinnen trotz redlichsten Bemühens. Nicht, als ob sie mit dem Hörer Verstecken spielte, ganz im Gegentheil, nur zu sehr verräth sich dem achtsamen Ohr die auf thematischen Reichthum und Tiefsinn gerichtete Absicht und zugleich die Kluft zwischen Wollen und Vollbringen. Das Werk hat das Besondere, daß seine vier Sätze ohne Pause einander folgen, also ein auch äußerlich zusammenhängendes Ganzes bilden sollen. Motive aus den früheren werden in den späteren wiederholt angeschlagen. Die von Schumann als „Ouvertüre, Scherzo und Finale“ bezeichnete Miniatur-Sinfonie gehört zu seinen lebenswürdigsten Orchestergebilden. Es gilt das wenigstens von den ersten Beiden, aus dem frischesten Born der Erfindung geschöpften Sätzen. Lächelnde Glückseligkeit schlägt da allenthalben ihr helles Kinderauge zu uns auf. Nur Unschuld und Frieden athmen diese Klänge, ein ewig blauer Himmel spiegelt sich in ihnen ab, segnend scheinen über sie Haydn und Mozart ihre Hände zu breiten. Dabei gebricht es keineswegs an den zarten, phantastischen Reizen moderner Romantik, an den geheimnißvollen Grüßen aus jener bunten Zauber- und Märchenwelt, die uns Weber und Mendelssohn erschlossen.

Uobert Schumann. ^09

Freilich senkt die Tonsprache im Finale die Schwingen. Seinen contra-
punktischen Velleitäten haftet ein doctriimrer Beigeschmack an, die Gestaltung
hat etwas Gesuchtes, Mühseliges, man vermißt den einheitlichen, freiwillig
gewährenden Fluß und Guß. In der O-cinr-Sinfonie gebührt der Preis
den beiden mittleren Sätzen, besonders dem küstlichen Scherzo, dessen erste
Hälfte aus dem nämlichen Stoff geformt ist, wie das Beste in dem eben
betrachteten Werte. Auch hier mögen dem Componisten eine Reihe lieblicher
Kinderlöpfe als Modell vorgeschwebt haben, blieb doch stets sein Herz mit
verständnißvollster Theilnahme der Jugend zugewandt. So manches dieser
ausdrücklich gewidmete Genrebild — man denke an die „Kinderscenen“
op. 15, an das „Weihnachtsalbum“ op. 68, an den „Kinderball“ cip, 13N
— erzählt uns, wie sehr er vertraut gewesen mit ihren kleinen Freude»
und Schmerzen. Das Scherzo der Oilur-Sinfonie weist wieder zwei Trio 's
auf. die beide charakteristisch sind. Auch der seelenvolle Gesang, mit dem
das Adagio anhebt, weckt im Gemüth bekräftigenden Niederhält. Schwer
drückt auf das Finale die über Gebühr in die Breite gequollene Coda, eines
seiner Motive erinnert sinnfällig an Beethovens: „Nimm sie hin die kleinen
Lieder.“

Der erste Sah vertieft sich zu geflissenllich in alle nur erdenkliche
Möglichleiten thematischer Dialektik. Er gleicht darum mehr einer Studie,
als einem ausgereiften Organismus.

Die ^8-üur-Sinfonie heißt die Rheinifche, nicht nur weil sie in
Düsseldorf entstand, sondern weil der Componist auch ein Stück rheinischen
Lebens und Wesens in sie hineindichten wollte. Was seine Seele beim
Anblick des Kölner Doms wie bei den Festlichkeiten bewegte, welche die
Erhebung des Erzbischofs Geißel zum Cardinal begleiteten, gab ihm die
künstlerische Stimmung und Anregung zu diesem Werte, bildete gleichsam
die geistige Substanz, aus der er es geschaffen. Daß der so befremdlich
zwischen Andante und Finale eingeschobene vierte Satz ursprünglich die
erläuternde Ueberschrift empfangen sollte: „Im Charakter der Begleitung
einer feierlichen Ceremonie“ wurde schon berichtet. Schumann meinte, volks-
thümliche Elemente müssen in der Musit vorwalten uud glaubte, es sei ihm
damit gelungen. Im mennettartigen Scherzo zieht denn auch etwas wie
eine Pastorale Idylle an uns vorüber. Mit dem durch Reiz der Motive
und des Klangcolorits den Hörer aufs Freundlichste ansprechenden Satze tcmn
sich indessen leiner der vier übrigen messen. Die Ns-dur-Sinfonie ist immer-
hin die bei weitem gewichtigste Instrumentalschöpfung aus der Düsseldorfer
Zeit. Von den dieser Periode ungehörigen fünf Ouvertüren sind mir drei
im Concertsaal begegnet: die zu Shakespeares „Julius Cäsar“, zu Goethes
„Hermann und Dorothea“ und zum „Faust“. Ueberall tritt hier die
Atmahme des productiven Vermögens unverkennbar zu Tage. Statt aus dem
Vollen und Ganzen zu strömen, sickert die Erfindung stockend und mühselig.
Ihre in's Nebelhafte zerfließenden Gebilde, das eintönige Grau in Gra,i

2^0

Vtic Gumpiecht in Vecliii.

des Klangwesens thun dem Ohre nichts Anderes kund als müde Abkehr von der Welt und dem Leben.

Ich kann unmöglich von den Instrumentalwerlen unseres Meisters scheiden, ohne hier noch mit zwei Worten des Clavierconcerts zu gedenken, einer Composition, die auf ihrem Gebiet alle späteren ebenso sehr überragt, wie das Mendelssohn'sche Violinconcert auf dem seinigen. Wer sähe es dieser aus Schumanns glücklichster, vroductionskräftigster Zeit stammenden, bei bewegtester Mannigfaltigkeit im Einzelnen durch den gemeinsamen Stiinmungs» charalter aufs Festeste zusammengehaltenen Arbeit an, daß die letzten beiden Sätze vier Jahre später entstanden, als der erste. Zu quellendem Reichthum der Phantasie, blühender Gesundheit des Ausdrucks, innigstem Einvernehmen zwischen dem Solo-Instrument und dem Orchester gesellt sich jene wohlgemuthe, dem Ohre mittheilsam entgegngeneigte Sinnlichkeit, auf die nun einmal die Gattung zählt. Wie bei Beethoven sind die Grenzen zwischen dem Concert- und dem Sinfoniestil mit feinfühligter Hand gewahrt. Obgleich der Ton- dichter an Alles eher gedacht als an den Vorthail des Spielers, ist diesem doch die dllulblliste Aufgabe geboten, nur muß er nicht blos fingerfertiger Virtuose, sondern auch Seelenmaler auf den Tasten sein.

Neber Sprache und Literatur der Albanesen.
von
Gustav Mener.
— Graz, —
Ils ich im Herbst 1880 von Foggia nach Neapel fuhr,
Imtte ich das Vergnügen, mir durch die Unterhaltung mit einem
jungen, eleganten Advocaten aus Bari die Zeit zu verkürzen.
Er war im Laufe des Gespräches so liebenswürdig, sich nach dem
Zwecke meiner Reise zu erkundigen, und ich sagte ihm, ich ginge nach
Sicilien, um die nähere Bekanntschaft der dort lebenden Albanesen zu machen.
Tiefe Mittheilung verfehlte nicht bei meinem Gefährten großes Erstaunen
hervorzurufen. Zunächst wußte er gar nichts davon, daß in Sicilien
Leute wohnten, die nicht italienifch redeten; dann kam ihni aber die dunkle
Erinnerung, daß auch in Uteritalien, nicht weit von seinem Aufenthaltsorte,
Albanesen existirten. Aber was könnten mich die besonders interessiren, sie
sprächen doch nur ein verdorbenes Griechisch. Glücklicherweise fuhr der Zug
gerade in den Bahnhof von Caferta ein, wo Herr Negri ausstieg, und ich
wurde dadurch der Nothlrcndigkeit überhoben, ihm eine kleine Eisenbahn-
Vorlesung über den Unterschied von Albanesisch und Griechisch zu halten.
In Palermo wurde ich öfters an diefe Lücke in der Bildung meines
Advocaten erinnert. Wenn ich in den Läden der Buchhändler und Antiquare
mich nach etwa vorhandenen albauefischen Drucksachen erkundigte, so wurden
mir mit seltener Bereitwilligkeit sämmtliche griechische Schulbücher, die der
Betreffende gerade auf Lager hatte, zur Verfügung gestellt. Die Albanesen
heißen in Palermo allgemein Greci, das Dorf bei Palermo, in dem ein großer
Bruchtheil von ihnen angesiedelt ist, tragt den Namen kiaua cksi ttroi.
Erinnere ich außerdem noch — wenn es erlaubt ist Großes neben so
Kleines zu stellen — an die „durch keinerlei Sachkenntniß getrühte Unbe-
fangenheit“ jenes Diplomaten auf dem Berliner Congreß, der zwischen

21,2 Gustav Meycr in Graz.

Albanesen und Slaven nicht einmal einen nothdiiiftigcn Unterschied herzustellen wußte, so dürfte die Annahme nicht allzu unberechtigt sein, daß auch unter den Lesern dieser Blätter mancher in Verlegenheit käme, wenn man ihn fragte, welche Sprache die Albanesen sprechen.

Das ist nun freilich lein sehr bedeutendes Unglück; und es ist auch nicht sehr merkwürdig. Die Heldenzeit Albaniens, wo es unter Skanderbeg von Kroja ein Bollwerk der abendländischen Christenheit gegen das sieghafte Vordringen des Halbmondes war, ist längst vergangen und wird zudem in unfern Geschichtsbüchern, welche die heldenhafte Verteidigung Wiens doch genugsam zu rühmen wissen, mit unverdienter Gleichgiltigkeit behandelt. Der letzte große Mann aber, den Albanien hervorgebracht hat, ich meine Ali von Iannina, lebt in der Vorstellung des Occidents nur als rebellischer türkischer Pascha, nicht als albanesischer Nationalheld. In den letzten Jahrzehnten haben die Schkipetaren ganz für sich in ihren Bergen gelebt, und wenn sie sich unter einander die Häse abschnitten, so geschah dies, ohne daß sie bei dieser so beliebten Beschäftigung die Zustimmung der europäischen Großmächte nachsuchten, oder daß diese sich veranlaßt sahen, sich darum zu kümmern.

Neuerdings ist das anders geworden. Die langsame Vivisection der Türkei hat auch in ihren albanesischen Gebietstheilen das Verlangen nach Autonomie geweckt, und die albanesische Liga, in trugvollem politischem Gaukelspiel von der Pforte geschaffen, hat ihre Tendenzen gegen diese selbst gekehrt.

Seit Mehmet» Ali niedergemetzelt worden und seit die Westmächtc ihre Schiffe auf der Höhe von Dulcigno von der Bora durch einander werfen ließen, ist der Name der Albanesen häufiger als je in den Spalten der Zeitungen zu finden. Es liegt mir fern, hier in eine politische Discussiou einzugehen; trotzdem kann ich mich nicht enthalten, eines zu bemerken. Wer wie ich, davon überzeugt ist, das; das Slavcnthum der einzige gefährliche Feind des Friedens und der Cultur in Europa ist, der muß wünschen, daß bei dem unvermeidlichen Zusammenbruch der osmanischeu Herrschaft Vor-sorge getroffen werde gegen das Weitervordringen des slavischen Einflusses.

Durch das fortwährende Schönthun mit den Grußmachtsgelüsten des montenegrinischen Zauuköuigs und durch die Aufrichtung des Fürstenthmns Bulgarien sind schon genug Fehler in dieser Beziehung gemacht worden.

Nur die Griechen und die Albanesen, Beide von alteingewurzeltem Stammes-hasse gegen die Slaven erfüllt, können ein wirksames Gegengewicht gegen die allmähliche Slavisirung der Baltanhalbinsel abgeben. Gern gönne ich den Griechen jede Erweiterung ihres Königreiches; aber es ist nicht anzu-nehmen, daß sie jemals im Stande sein würden, sich die wilden Bergstämme der Tiwra und Matja, der Maljsoren und Mirditen zu assimiliren, die auch von der Pforte immer nur dem Namen nach abhängig waren. Ein selbständiges Albanien aber könnte der Freund und Bundesgenosse des stammverwandten HellenenUolles weiden, das ja seit langer Zeit eine a^inz beträchtliche Anzahl Bewohner albanischen Stammes sein eigen nennt.

Ilcber 5 z> iachc »iid titcrat» r der Albc> ,1 esen. — 2^3

Es ist besannt, daß eine große Menge Albanesen in der Diaspora lebt, ohne ihre Sprache und ihre sonstigen nationalen Eigenthümlichkeiten aufgegeben zu haben. In Attita und den benachbarten Inseln des Golfes von Salamis ist die Landbevölkerung ausschließlich albanesisch, aber auch in anderen Theilen des Königsreichs Hellas, besonders in Böotien, Argolis, Korinth und ini südlichen Arkadien bilden sie einen nicht unbedeutenden Procentsatz der Bevölkerung, im Ganzen gewiß nicht viel unter zweihundert Tausend. Matrosen und Soldaten der griechischen Marine bestehen fast nur aus Albanesen. vorwiegend und von den Inseln Hydra und Spezia, die auch die meisten der Seehelden des griechischen Befreiungskrieges zu ihren Söhnen rechneten. Aus etwa hunderttausend Seelen beziffert sich die albcmcsische Bevölkerung des Königreichs Italien. Die ersten kamen zu Skanderbegs Zeiten als Hilfstruppen der nrragonesischen Könige nach Neapel und Sicilien; als nach seinem Tode sein Stammlnnd den Türken dienstbar wurde, fanden zahlreiche Flüchtlinge auf italienischem Boden gastfreundliche Aufnahme und haben sich durch lange Zeit hervorragender Privilegien zu erfreuen gehabt. Zahlreiche Dörfer in Calabrien, der Capitanata. Nasilicata und der Terra d'Otranto haben bis heute die alte Eigenart in Sprache und Sitte bewahrt; ihre Namen findet man vollständig in den 8iucлии lin^uiLtioi von Biondelli (Mailand 1856) Seite 59 u. ff. und danach in den albanesischen Studien von Hahn S. Ü15. In Sicilien war die erste Niederlassung Eontessa, von Georg Reres 145N auf den Trümmern des Nraberfchlosses Kalat-Nawrü gegründet; es folgten 1481 Palazzo Adriano. 1488 Pinna dei Greci, jetzt 8000 Einwohner zählend, die aber nicht alle albanesischer Abstammung sind, und 1490 Mezzojuso; Santa Criftina ist eine im siebzehnten Jahrhundert angelegte Zweigniederlassung von Plana. Auf österreichischem Gebiete ist endlich das vor den Thoren von Zara gelegene Torf Borgo Erizzo zu erwähnen, wo sich im vorigen Jahrhundert auf Veranlassung eines Venetillnischen Provveditore Erizzo glgssche Albanesen angesiedelt haben, die zwar in Tracht und Sitte fast Alles von den umwohnenden Slaven angenommen, aber ihre Sprache mit anertennenswerther Reinheit bis jetzt bewahrt haben.

Hlla inia naxion«? divi«» o >,ei ^l> in» nu» — so schrieb ein patriotischer Albanese Italiens, Vincenzo Dorsa, als Widmung vor sein 1848 in Neapel erschienenes Buch claxli Hldüiiosi, liemolw s ponmori. Die italienischen Albanesen, die an Eultur ihren Stamniesgenossen in Epirus längst vor- aus sind, haben das Gefühl der geistigen Zusammengehörigkeit mit ihnen niemals verloren, trotzdem daß ihnen nichts ferner liegt als irgend ein panalbllnifcher Gedanke. Aber die Einheit der Cchkipetaren des Stammlandes selbst in politischer, religiöser und sprachlicher Beziehung läßt noch sehr viel zu wünschen übrig. Politisch in eine Anzahl Clans von verschiedener Größe und verschiedenem Einfluß zersplittert, deren gegenseitige, durch die Blutrache fast immer in Athen» gehaltene Rivalität GopLevit? in seinem Buche über Ober-Albanien in lebendigen Farben geschildert hat, religiös durch den Gegen-

2^ Glistilr Meyer in Oia;

satz des Chrifteenthums und des Islam und den womöglich noch schrofferen des Katholicismus und der griechischen Orthodoxie aus einander gehalten, haben die Albanesen auch noch an der Verschiedenheit der Sprache zu leiden, die den Nordalbanesen, den Gegen, für den südlichen Tosken nur schwer verständlich macht. Zwischen diesen beiden Hauptmundarten, deren Grenze etwa der Muß Schlumb bildet und die natürlich in eine große Menge von Lokal- und Uebergangsdilllekten zerfallen, besteht ein Unterschied, doch ungefahr so groß wie zwischen Hochdeutsch und Plattdeutsch. Die in Griechenland und Italien gesprochenen Mundarten tragen wesentlich den toslischen Typus. Es darf niemanden Wunder nehmen, daß unter einem Volle, bei dem Lesen und Schreiben höchst seltene Luxusartikel sind und wo die Flinte — und was für eine alte, ehrwürdige Steinschloßflinte! — häufig den kostbarsten Besitz des Einzelnen bildet, noch kein Dante oder Luther aufgetreten ist, um ihm die Wohlthat einer Schriftsprache zu schaffen. Die armen Albanesen sind noch weit schlimmer daran; sie haben nicht einmal eine allgemein angenommene Lautbezeichnung, In Nordalbanien, wo die christlichen Albanesen durchweg römisch-katholisch sind, herrscht der Einfluß des italienischen Clerus; für ihn hat die Propaganda in Rom ein paar grammatische und lexikalische Hilfsbücher compiliren und einige geistliche Tractiitchen in's Albanesische übersehen lassen. Sie sind nach italienischer Lautbezeichnung gedruckt; für die dem Albanesische eigenthümlichen Laute sind ein paar neu erfundene, nicht sehr geschmackvoll aussehende Zeichen gebraucht, die schon der Geistliche Nlanchus (ein geborener Albanese) in feinem 1635 erschienenen Wörtcrbuche zugewendet hatte. Auch die italienischen Albanesen schreiben mit lateinischen Buchstaben; nur der Sicilianer Demetrio Camarda hat in seiner Grammatik und seinen Texten sich des griechischen Alphabetes bedient. Wo, wie im Süden Albaniens, das griechische Element das geistig herrschende ist, überwiegt auch der Gebrauch griechischer Lautzeichen; mit solchen ist z. B. eine im Jahre 1827 in Corfu erschienene Übersetzung des Neuen Testamentes gedruckt. Indessen kommt selbst unter den Albanesen des Königreichs Griechenland vereinzelt der Gebrauch lateinischer Schrift vor, wie die mir vorliegende Correspondenz des verstorbenen Dr. Neinhold in Athen beweist. Von den fremden Gelehrten vollends, die sich mit albanischer Sprache beschäftigt haben, hat so ziemlich jeder seine Besonderheiten in der Wiedergabe der einheimischen Laute; Unländer und von Hahn brauchen griechische, Millosich und Dozon lateinische Buchstaben, im Einzelnen weichen alle vielfach vo» einander ab.

Es liegt auf der Hand, daß die Schöpfung einer einheitlichen Schrift die Grundbedingung ist für Herstellung eines geistigen Bandes zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der Schlipetaren, Patriotische Männer haben daher zu verschiedenen Zeiten verschiedene Versuche dazu gemacht. Herr von Hahn machte in Elbassan die Bekanntschaft eines aus zweiundfünfzig Zeichen bestehenden nationalen Alphabets und hat im ersten Theile seiner

lieber spräche u»d literatur der ?l l l>>i ü escn, 2^5
„Ulbanesischen Swdien" ausführlich darüber berichtet. Ich glaube nicht, daß Jemand heute noch seine Meinung theilen wird, daß dasselbe ein uraltes, parallel mit dem griechischen aus dem phönizischen Alphabete entwickeltes Denlmal pelasgischer Cultur sei; der griechische Schulmeist er Theodor, an dessen Namen die Tradition dasselbe Inüpft, wird wahrscheinlich für den Urheber desselben zu gelten haben. Dann ist es gegen das Ende des vorigen Jahr- hundert's zusammengestellt worden. Verbreitung über Elbassan hinaus hat es nicht gefunden; selbst dort beträgt die Zahl der Personen, die desselben lundig sind, nicht über fünfzig. Aus einer kleinen, in Lamia 1861 gedruckten Schrift erfahre ich, daß ein gewisser Naum Bithtukki (auf deutsch „Rothbcmm") das Albanesische mit slavisirenden Buchstaben schreiben wollte; etwas Näheres über seine Methode habe ich nicht erkundet. Jedenfalls berührt sich dieser Versuch mit dem des bekannten Linguisten Kopitar. der in einem für die damalige Zeit geradezu vortrefflichen Aufsätze in den Wiener Jahrbüchern der Literatur von 1829 (Seite 59—106) über die rumänische, bulgarische und albanesische Sprache in ihren gegenseitigen Beziehungen handelte und dabei eine albanesische Sprachprobe (die Parabel vom verlornen Sohn aus den, Lucas-Evangelium) mittheilte, in der er den Text mit lateinischen Buchstaben unter Zuhilfenahme cyrillischer Zeichen schrieb. Vom griechischen Alphabete sind mehrere Vorschläge ausgegangen, die ein für Vergangenheit und Zukunft seines Volkes in etwas confuser Weise begeisterter Toske in einer 1860 in Lamia begründeten Zeitung machte. Der erste Jahrgang derselben hat mir durch die Güte des Herrn Gymnasialdirectors Dr. Stier in Zerbst vorgelegen, dessen freundlicher Mittheilung ich die Einsicht in mehrere ältere albanische oder albanologische Bücher verdanke. Ob mehr erschienen ist, weih ich nicht—das Gegentheil wäre jedenfalls weder für die Menschheit im Allgemeinen noch für die Albanesen ein Verlust. Das Wissen des Herrn Pykcios — so heißt der Herausgeber — steht mit seiner Vaterlandsliebe nicht auf gleicher Höhe, und obwohl man bei der Beschäftigung mit den dilettantischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Albanologie gegen Unsinn allmährl ich etwas abgestumpft wird, so überschreitet das hier Gebotene bedeutend das sonst übliche Maß. Die hier angewendeten oder empfohlenen Schreibweisen haben ebenso wenig Verbreitung gefunden wie eine in der athenischen Zeitung „Elvis" vom 15. November 1860 befürwortete. Ohne Zweifel ist der Gebrauch des durch einige Zeichen ergänzten lateinischen Alphabetes nicht nur für wissenschaftliche Zwecke das einzig Richtige, fondern auch in praktischer Hinsicht vernünftig, da ja doch die meisten Volker Europas sich desselben bedienen. Daher haben auch diejenigen Versuche zur Schöpfung eines nationalen Alphabetes, die eine reellere Unterlage haben, als die angebliche pelasgische Urverwandtschaft mit den Hellenen, die lateinische Schrift zum Ausgangspunkte genommen. Es sind ihrer zwei: den einen hat Herr Kiistoforidis aus Elbassan unternommen, ein gebildeter und wissenschaftlich thätiger Albancfe, dem der französische Eonsul Dozon die Einführung in seine Muttersprache zu danken hatte und

21,6 Gusiari Meyer in Gra; ,
der ein reichhaltiges Wörterbuch derselben im Manuscript liegen hat. In einer gegischen Uebersetzung des Neuen Testaments, so wie in einer Fibel und einem Abriß der biblischen Geschichte hat er ein durchaus rationelles System der Schreibung angewendet, lateinische Buchstaben mit diakritischen Zeichen, wie sie bei uns in wissenschaftlichen Werken üblich sind und wie sie z. B. die Tschechen in ihrem auffallend vernünftigen Alphabete gebrauchen. Der Fremde würde noch die Hinzufügung von Nccentzeichen wünschen, aber die sind freilich dem Einheimischen entbehrlich.

Ich weiß nicht, warum ein zweiter, neuerdings gemachter Anlauf sich von dieser Methode des Herrn Kristoforidis so weit entfernt hat. Durch die Freundlichkeit des Herrn Professor Comparetti in Florenz ist mir vor Kurzem ein im Jahre 1879 in Konstantinopel gedrucktes Schriftchen zugekommen, welches die Statuten einer Gesellschaft enthält, die sich zu dem Zwecke gebildet hat, Bücher für das albanesische Volk in albanesischer Sprache drucken zu lassen. Die achtundzwanzig patriotischen Albanesen, die am Schluß unterzeichnet sind, gehen in einer kurzen Vorbemerkung von der Erwägung aus, daß alle aufgeklärten und gebildeten Völker diese Aufklärung und Bildung lediglich durch Bücher in ihrer Sprache erlangt hätten, daß dagegen jedes Volk, das seine Sprache nicht schreibe und keine Bücher in derselben besitze, in Finsternis; und Barbarei lebe. Die Albanesen hätten sich bis jetzt in dieser Lage befunden, und daher habe sich eine Gesellschaft gebildet, um durch Druck und Verbreitung von Unterrichtsschriften den Albanesen die Möglichkeit zu eröffnen, ihre Muttersprache lesen und schreiben zu lernen. Die einzelnen Bestimmungen der in albanesischer Sprache abgefaßten Statuten sind nicht von weitergehendem Interesse. Zugleich mit ihnen habe ich ein von dem Verein bereits herausgegebenes Abc-Buch erhalten, das außer den Hebungen zum Lesen und Schreiben kurze Abrisse der albanesischen Geschichte, der Erdkunde, der Elemente der Naturlehre, der vier Species und dergleichen wissenschaftliche Dinge mehr enthält. »Die Schreibung steht der von Herrn Kristoforidis angewandten an Einfachheit und Klarheit bedeutend nach, da die Buchstaben mit diakritischen Zeichen durch solche mit willkürlicher Veränderung der ursprünglichen Form oder durch willkürlich verwendete griechische Zeichen ersetzt sind. Zunächst ist es nicht sehr viel, was die Albanesen mit diesem oder einem andern Alphabet, über das sie sich etwa einigen sollten, drucken können. Ich will von dem, was man albanesische Literatur nennen könnte, zunächst die schon oben berührten Uebersetzungen ausschließen, welche die Propaganda veranstaltet hat. Es liegen mir eine ganze Menge solcher kleiner Hefte im gegischen Dialekte vor. Der enge Anschluß an Wort« im Satzfügung des Italienischen hat naturgemäß dem Geiste der anderen Sprache allzu häufig Gewalt angethan, als daß wir erwarten dürften, in diesen Uebersetzungen, die ja von keinem Schlegel oder Heyse herrühren, einen getreuen Ausdruck echter und unverfälschter albanesischer Sprechweise

zu finden. Für die Grammatik und das Wörterbuch haben sie trotzdem einen gewissen Werth. Dasselbe gilt von den Bibelübersetzungen. Die bereits genannte tostische Übersetzung des Neuen Testaments, die im Jahre 182? in Corfu erschienen ist, wurde 1858 in Athen neu gedruckt; sie war für die grammatischen Arbeiten der Herren Xylanber und von Hahn eine ausgiebige Fundgrube. Mir sind außerdem noch ein paar neuere lieber« sehungen bekannt geworden. Die vier Evangelien sind 1878 und 1879 der Psalter schon 1866 in Konstantinopel in albanesischer Sprache mit griechischen Lettern gedruckt worden; die Mundart ist hier wiederum die toskische. Uebersetzer Herr Kristoforidis. Weit interessanter sind aber die von demselben verfaßten, 1872 in Konstantinopel erschienenen Uebersetzungen des- ganzen Neuen Testaments und der Psalmen in den weit weniger bekannten nordalbanischen oder gegischen Dialekt. Endlich hat der durch seine linguistischen Bestrebungen besonders auf dem Gebiete italienischer und baskischer Mund- arten bekannte Prinz Lucian Bonaparte das Matthäus-Evangelium in die Mundarten der Albanesen von Pinna dei Greci in Sicilien. von Frascineto in Ealabrien und von Scutari übertragen und in sehr zierlichen Ausgaben in London 1868—70 drucken lassen. Die hier angewendete Schreibung des Albanesischen ist die einfachste und beste, die ich kenne; die Büchlein sind leider nur in einer sehr kleinen Auflage gedruckt worden und daher wenig bekannt, ich verdanke Exemplare derselben der Freundlichkeit des Herrn Comparetti in Florenz, sowie des Prinzen Bonaparte selbst. Wenn ich zunächst von den Literaturbestrebungen der Albanesen Italiens einige Worte sage, so geschieht das darum, weil hier wirtlich seit längerer Zeit ein reges geistiges Leben herrscht, das unter uns gänzlich unbekannt, kaum in Italien selbst sehr beachtet ist. Die gebildeten Albanesen nehmen durchaus Theil an der politischen und literarischen EntWickelung ihres Vaterlandes — der bekannte und vor nicht langer Zeit viel genannte Deputirte Crispi ist ein sicilianischer Albanese,— ohne deshalb doch eine warme Anhänglichkeit an ihre Nationalität aufzugeben. Bei der Ausnahmestellung, die den italienischen Albanesen in kirchlicher Beziehung noch immer reservirt ist — sie sind römische Katholiken mit griechischem Nitus — und dem daraus hervorgehenden Bedürfnis;, durch- weg nationale Priester zu haben, darf es nicht wundern, wenn eine große Anzahl geistig strebsamer Männer sich dem Priesterstande zugewendet hat und wir unter den literarisch Thätigen vorwiegend Geistlichen begegnen. Wer sich im Einzelnen über diese seit dem Anfang dieses Jahrhunderts niemals erloschenen Bestrebungen unterrichten will, den kann ich auf einen Aufsatz der Fürstin Helena Ghila verweisen, die unter dem Schriftstellernamcn, Dorn d'Istrill Mehreies über die Nalkanvöltcr geschrieben und überall ein feines Verständnis; für das Nationale und Volksthümliche an den Tag gelegt hat. Er ist in der Inclspsnäan^o tislłöni^ns erschienen und von Herrn N. Camarda als besonderes Büchlein in's Italienische übersetzt worden (ttli «ei-ittori IllwQesi äell' Italia rneriäioulüe, Palermo 1867). Das hier gesammelte N»id und T!!!>, XXIV, 71. It»

2^8 Gustav Meyer in Graz.

Material ist vollständiger als in der älteren Abhandlung von G. Stier .Die Albanesen in Italien und ihre Literatur" in der Allgemeinen Monats-schrift von 1853. Seite 864—874, der sich im Wesentlichen bloß auf die schon früher erwähnte Schrift von Vincenzo Dorsa stützen konnte. Ich will den Leser weder von Giulio Variboba unterhalten, der, wie der Mönch Otfried, in die heilige Geschichte hineingriff und ein gereimtes Gedicht über das Leben der Jungfrau Maria schrieb, noch von Antonio Santoro, der 1848 einen begeisterten Hymnus an die Freiheit dichtete und als Verfasser von Novellen und einem Drama genannt wird, oder von Anderen, deren Weile entweder niemals gedruckt wurden oder mir nicht vor die Augen gekommen sind. Ich beschränke mich darauf, einige Worte über den thätigsten und hervorragendsten Poeten der italienischen Albanesen zu sagen, über Girolamo de Rada. Er stammt aus San Demetrio in Ecilabria citeriore und seine Familie wird schon im sechzehnten Jahrhundert erwähnt. Seine Dichtungen, die vor 1848 entstanden sind, aber bis in die neueste Zeit mehrfach in Neapel gedruckt wurden, behandeln Stoffe aus der Heldenzeit Albaniens nntcr Slanderbeg im fünfzehnten Jahrhundert. Rada ist von eigenthümlichen ästhetischen und literargeschichtlichen Anschauungen beherrscht, die ihn in der Composition seiner Dichtungen sich gänzlich haben vergreifen lassen. Er hat seine Impulse von den Volksliedern empfangen, wie sie unter seinen Stammesgenossen immer noch gesungen werden, und hat in seinen Gedichten die Form dieser Volksdichtung für die Kunstdichtung zu verwenden gesucht. Das heißt eine Form, wie er sie sich vorstellt und künstlich zurecht gelegt hat. Nach seiner Ansicht existiren unter den Albanesen seiner Heimath noch solche Liedercyklen, wie sie die gelehrte Forschung als Vorstufe und Grundlage der Homerischen Dichtungen und anderer älterer Epen mit mehr oder weniger Berechtigung anzunehmen pflegt. Er hat später — im Jahre 1866 — solche albanesische Volkslieder herausgegeben, die er „Rhavsodiecn eines albanischen Gedichtes" betitelt hat. Es ist nicht zweifelhaft, daß diese Sammlung echte und wirtliche Volkspoesien enthält; aber ebensowenig zweifle ich daran, daß wir es im Großen und Ganzen mit etwas Aehnlichem zu thun haben wie mit dem Macpherson'schen Ossian. Nicht nur die ganze Anordnung der einzelnen Stücke rührt von dem Herausgeber her, sondern er fcheint auch als Interpolator aufgetreten zu sein, um Verbindungen zwischen den einzelnen Liedern herzustellen, und Ton und Darstellung des Ganzen ist hier und da von seiner überarbeitenden Hand beeinflußt worden. Ganz in die nämliche Form, die de Rada hier für die Voltspocsie der calabrischen Albanesen herzustellen gesucht oder vielmehr in sie hinein getragen hat, sind seine eignen Dichtungen gekleidet. Lyrische Ergüsse wechseln mit kurzen erzählenden oder dialogischen Fragmenten, und die wirklichen poetischen Schönheiten, die sich zerstreut finden, besonders in dcscriptiver Beziehung, können Niemanden für den Mangel einer fest durchgeführten, einheitlichen Handlung, für die nebelhafte Charakteristik der Personen, für die allzu häufig

Ueber spräche und literatnr der Albanesen. 21.9
geschraubte und dunkle Darstellungsweise entschädigen. Gut gemeinter Patriotismus ist auch so ziemlich das Einzige, was der italienische Literat» Historiker Cesare Cantu an diesen Gedichten zu rühmen fand, und Lamartine, dem de Rad« seinen Milosao mit italienischer Uebersetzung zusandte, fand als Anerkennung dafür nichts als ein paar billige Phrasen. Deutsche Leser, die sich eine Vorstellung von der Eigenart dieser Schöpfungen machen wollen, finden eine Probe davon übersetzt von Herrn G. Stier in einer 1856 erschienenen Wittenberger Gratulationsschrift.

Der hervorragendste Kunstdichter, den das eigentliche Albanien hervor- gebracht hat, ist Nesim Vey aus Premet. Von seinen Gedichten, die niemals gedruckt worden sind, ist nur wenig bekannt. Sie sind m gegischer Mund- art verfaßt und der Dichter erfreut sich eines großen Nenommsses unter seinen Stammesgenossen. Herr von Hahn hat acht Lieder von ihm in seine Sammlung albanesischer Volkspoesien aufgenommen; im Besitze eines Beys von Elbassan soll sich eine mit türkischen Buchstaben geschriebene, sehr dick- leibige Sammlung der Dichtungen Nesims finden. Die paar von Hahn mit- getheilten Gedichte sind meist im Geiste der üppigen und maßlosen orientalischen Erotik gehalten und werden dadurch unserem Geschmacke nicht näher gerückt, daß sie nicht an eine Geliebte, sondern an einen Geliebten gerichtet sind. Diese Art von Liebeslyrik, bei uns trotz Shakespeare und Platen befremdlich, entspricht durchaus einer nationalen Eigenthümlichkeit des Gegen. Jeder Nordalbanier hat vor seiner Verheirathung ein sehr leidenschaftliches, wenn auch durchaus platonisches Verhältniß zu einem andern Jüngling, der ihn so schlecht behandelt, als dies bei uns eine tugendhafte oder coquette Geliebte nur irgend thun kann; zahlreiche kleine Voltslieder geben von der Grausamkeit des Geliebten, von der Bewunderung und den Qualen des Liebenden Kunde. Dem nach der Türkei und nach Persien hinweisenden Geiste der Dichtungen Nesims entspricht auch die sprachliche Form; den albanesischen Worten ist ein so starker Procentsah von türkischen, beziehungsweise persischen und arabischen Vocabeln beigemischt, daß nur ein der orientalischen Sprachen Kundiger diese Poesien zu verstehen vermag. Ich theile eines der einfacheren Lieder Nesims in freier Uebersetzung mit:

Deinem Lclaoen, denn ich bin es,
Schaffe durch den Tod Erlösung,
Wenn Du nicht durch Licbeszeichen
Ihm gewähren willst Genesung.
Stets »ergieß ich heiße Thränen
Und verhaßt ist mir das Leben;
Los zu werden dieses Sehnen,
Möcht' ich selbst den Tod mir geben.
Nicht ein einzig freundlich Wörtchen
Bringt mir für mein Leid Genesung;
Darum fleht Dich an Dein Sclave:
Schaff' ihm durch den Tod Erlösung.
Kann somit von nationalem Schriftthum auf dem Boden Albaniens

1b'

220 Gustav Meyer in Graz.

leine Rede sein, so finden wir dafür hier das Volkslied um so reicher eutwickelt. Alle die verschiedenen, auf der Balkanhalbinfel neben und unter einander wohnenden Stamme, die Serben, Bulgaren, Albanesen und Griechen, erfreuen sich einer sehr reichen Volkspoesie, in welcher im Gegensätze zu andern Völkern das epische Volkslied ganz besonders cultivirt erscheint. Es ist eine für die Völkerpsychologie ganz besonders interessante Aufgabe, das Gemeinsame, das den Liedern dieser vier Völker eigen ist, heraus zu suchen und darzustellen. Die feinsinnige Fürstin Helena Ghila (Dorn d'Istria) hat in der lievus cles 6sux moncls» vom 15. Mai 1866 die albanische Nationalität nach den Volksliedern in einem geistvollen Aufsatz zu charakterisiren versucht. Freilich könnte man heute über diesen Gegenstand mehr sagen, denn seitdem die Verfasserin schrieb, ist eine große Anzahl von Volkspoesien aus diesen Gegenden neu bekannt geworden. Ein Theil ist von dem französischen Consul August Dozon in seinem Nanusl de la lanFus onkipy (Paris 1879) veröffentlicht worden; die meisten aber stehen in einer sehr reichhaltigen Sammlung, die ein in Aegypten lebender Tosle, Herr Mitkos, im Jahre 1878 in Alexandrien unter dem Titel „Albanische Biene" herausgegeben hat. Was man früher wohl bezweifelt hat, ist durch dieses Buch sichergestellt worden, nämlich daß die Erinnerung an manches Ereigniß der Nationalgeschichte auch bei den Albanesen im Liede lebt. Freilich nur aus neuerer Zeit' vergebens fucht man auch in dieser Sammlung nach dem großen Nationalhelden des Mittelalters, nach Georg Kastrioti Standerbeg. Nur bei den italienischen Albanesen wird noch heute von ihm gesungen, wie die oben erwähnten „Rhapsodien" des Herrn von Rada darthun. In Italien ertönt auch heute noch ein tief empfundenes Abschiedslied an das schöne Morea, wie es die Väter sangen, als sie zum eisten Mal an fremder Küste ihre Schiffe gelandet hatten. Dagegen stehen in den Liedern bei Herrn Mittos die Kriege Ali Paschas im Vordergrund; doch auch neuere Ereignisse, wie die Kriege in Bosnien und mit den Bewohnern der Schwarzen Berge haben der Volkspoesie Stoff geboten. Daß sich, wie Biondelli berichtet, unter den epirotischen Volksliedern ein bis in die Zeiten des Pnrrhus reichendes Kriegslied befinde, erlaube ich mir um so mehr zu bezweifeln als es auch Biondelli unbekannt geblieben ist. Die große Verwandtschaft, die zwischen diesen albcmesischen Liedern und den griechischen Kleftcnliedern auf Epirus besteht, wird Niemandem entgehen. Ich setze als Probe ein altes sehr verbreitetes Lied auf den Tod eines jungen albanesischen Söldners in der Uebersetzung von O. L. B. Wolff her:

Jenseits von Kjabcscls Brücke
Fiel ich durch des Feindes Tücke.
Sagt der Mutter, O Gefährten,
Die zwei Ochsen zu uerwcrthcn
Und das Geld dafür zu geben
Meiner Liebste», meinem Leben.
Wenn die Mutter fragend quälet,

Sagt, ich Wie mich vermählet;
Wenn sie fragt, wer meine Lust,
Sprecht i drei Kugeln in die Brust,
Sechs in meine Arm' und Beine;
Fragt sie dann, wer zum Vereine
Sei des Hochzeitsmahls gekommen,
Sagt: die Krähen und die Raben
Kamen als Verwandte, haben
Alles fressend fortgenommen.
Tas erotische Volkslied der Albanesen läßt im Ganzen die Einfachheit
und Zartheit vermissen, welche das griechische in so hohem Grade auszeichnen.
Tic Sinnlichkeit ist roher und die Darstellungsweise überladener, mehr dem
Geiste des Morgenlandes sich zuneigend. Tas hindert nicht, daß mancher
feine und geistreiche Gedanke sich darin findet, zumeist in den vierzeiligen
Improvisationen, die mit einem türkisch-arabischen Worte Ne'it's genannt
werden, Sie rcpräsentiren hier wie überhaupt die älteste Form des volts-
thünlichen Liebesliedes und lassen sich den italienischen Vierzeilen und den
griechischen Liebesdistichrn vergleichen, die nur scheinbar zweizeilig sind, da
ja jeder der die ganze griechische Voltspoesie beherrschenden „politischen“
Verse in zwei Hälften von selbst zerfällt. Tes eigenthümlichen Umstandes,
daß ein großer Theil der albanesischen Erotik einem geliebten Jüngling gilt,
geschah schon Erwähnung. Hier einige Beispiele in prosaischer Übertragung,
Auf der Straße bleibt der Liebende stehen und sendet zärtliches Mienenspiel
nach dem Fenster des Geliebten:
Ich blieb wie ein Stein auf der Straße stehen — und jeder stößt an mich mit
dem Fuße; — die Nase steht in ihrem Topfe — und wir wechseln zärtliche Blicke,
Hie Schönheit des Geliebten scheint im Winter den Frühling vorzuspiegeln:
Hyacinthen und Narcisscn — Hab' ich niemals im Winter gesehen; — uerrathc
mir, wo du sie gepflückt hast —, denn sie haben uns den Frühling gebracht,
Ter Liebende fleht den Geliebten um ein einziges freundliches Wort an:
Geliebter, ich will Dir ein Wort sagen — aber magst Du es erhören! — Du
kennst, o Geliebter, meine Leidenschaft — sprich und rede ein Wort mit mir,
Aber dieser ist gransamer als die rauhen Berge:
Diese schneebedeckten Berge — wie weinen sie über meinen Kummer! — Was
hast Du, o Geliebter, daß Dein Mund stumm bleibt? — Mögest Du von Gott
bestrast weiden!
Und doch ist er der einzige Gedanke des Anbeters, den in die Moschee und
bis in den tiefsten Traum sein Bild verfolgt:
Als ich in die Mofchec gekommen war, — warf ich meine Augen nach allen
Seiten;— wie fehl ist mein Verstand schen zerstört! — Die Thränen flössen mir von
den Wangen.
Selbst während des Schlafes, den ich schlafe — verzehrt mich fortwährend die
Liebe zu Dir; — bis sie mich mit Erde zudecken; werde ich mich von Dir, o Go
bieter, nicht scheiden.
Ich will nichts von albanesischen Sprichwörtern und Räthselfragen
sagen und nur noch eine Seite der Volksliteratur kurz berühren, das Märchen.
Herr von Hahn hat in seinen „griechischen und albanesischen Märchen“
(Leipzig 1864) neun albanische Märchen in Übersetzung mitgethrt: vier-

222 Gustav Meyer in Graz.

undzwanzig stehen im Urtext in dem Buche des Herrn Dozon, der eine französische Übersetzung derselben vorbereitet,") und ein weiteres Dutzend in der „Albanischen Biene" des Herrn Mitkos. Wir begegnen den bekannten Märchenstoffen, die sich seit den Forschungen der Brüder Grimm als bei allen europäischen Völkern verbreitet herausgestellt haben, auch hier wieder dem Schneewittchen (in zwei Versionen, Hahn Nr. 103, Dozon Nr. 1) dem in ein Lämmchen (hier Ziege) verwandelten Brüderchen (Mitkos 1), den Brüdern mit den wunderbaren Gaben (Dozon 4, Mitkos 10), dem Fortunatusmarchen (Mitkos 9) u. s. w. Ich will zum Beweise, daß auch die Darstellungsweise dieser Märchen häufig eine ganz geschickte ist, das Schneewittchenmärchen in der Fassung bei Dozon übersetzen; der Leser mag es mit den siciliauischen Märchen in der Sammlung von Laura Gonzenbach Nr. 2 bis 4 und den von Reinhold Köhler in der Anmerkung dazu angeführten anderer Völker vergleichen, zu denen jetzt noch das griechische Rodia-Miirchen gekommen ist, das in der „Deutschen Rundschau" vom Juli 1881 und bei Legrand Pontes popn1»iro8 Fieo8 Seite 133 ff. überseht ist, während in dem Märchen bei Bernhard Schmidt, Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder Nr, 17 unser Märchen mit dem von dem Mädchen mit den abgeschnittenen Händen combinirt erscheint.

„Es waren einmal drei Schwestern; die jüngste von ihnen, welche Fatime hieß, war schöner als die beiden andern. Eines Tages erhoben sie sich und fragten die Sonne: ‚Sonne, liebe Sonne, welche von uns ist am schönsten ‚Fatime/ Da überlegten die beiden andern, was sie ihr anthun könnten, und sprachen untereinander: Morgen wollen wir uns stellen, als ob wir nach Holz gingen, und wir wollen uns früher aufmachen als Fatime und zu ihr sagen: wo wir die Kürbisflasche aufhängen, da kannst Du uns finden.' Das beschlossen sie, und am folgenden Tage sprachen sie zu Fatime: ‚Kehre das Haus, wir wollen Holz schneiden und Du findest uns dort, wo wir die Kürbisflasche aufhängen/ Die Schwestern gingen fort, und als Fatime das Haus gekehrt hatte, ging sie dorthin, wo die Kürbisflasche hing. Sie suchte hier, sie suchte da, aber sie tonnte die Schwestern nicht finden, denn diese waren auf einem andern Wege nach Hause zurückgekehrt. Da ging sie nach allen Seiten durch den Wald um einen Weg zu finden, aber sie fand keinen. Unterdessen wurde es Nacht, und sie stieg auf den Gipfel eines Baumes. Da sah sie von weitem ein schwaches Licht, ging ihm nach und trat unter vielen Gebeten in ein Haus.

Dies Haus aber war die Wohnung von vierzig Räubern, welche in der Nacht auf Raub ausgingen und bei Tage in dieses Haus einkehrten. Nach ihrer Gewohnheit kamen sie auch an diesem Tage in das Haus, schlugen mit einem Gewehr an die Thür, so daß sie aufging, und traten herein. Als sie bei Tisch saßen, merkten sie, daß die Speisen nicht von der Hand ihres Dieners zubereitet waren. Dieser nämlich hatte Fatime beauftragt, ') Sie ist im vorigen Jahr in Paris bei Lcioux, erschienen.

Ueber spräche und titeratur der Libanesen. 223

die Speisen zu bereiten, da er sich rasch in sie verliebt hatte. Sie sprachen zu dem Diener: ‚Hast Du Jemand im Hause?’ Er wollte anfangs nichts gestehen, endlich aber sagte er ihnen die Wahrheit. Hierauf wollte ein Jeder sie zur Frau nehmen, um aber keinen Streit anzufangen, gaben sie sie dem Diener. Und seit der Zeit ging auch der Diener mit ihnen aus, und die vierzig Räuber liebten Fatime wie ihre Schwester und brachten ihr tausend schöne Dinge mit nach Haus, Ihre Schwestern aber erfuhren, daß Fatime lebe und sich verheirathet habe. Darüber ärgerten sie sich sehr und beschlossen sie auf irgend eine Weise zu tobten. Eines Tages schickten sie ihr durch eine Dienerin ein goldenes Halsband, das sie vergiftet hatten, damit sie stürbe, wenn sie es umgelegt. Die Dienerin ging hin, bot ihr, wie es ihr die Schwestern befohlen hatten, Gruß und Heil und gab ihr das Halsband; und sowie jene «s umgelegt hatte, starb sie. Die Näuber kamen und schossen ihre Gewehre ob, damit sie, wie gewöhnlich, die Thür öffne; endlich aber, als keine Ant» wort kam, schlugen sie sie mit Gewalt ein und traten ein. Da sahen sie Fatime ausgestreckt in der Mitte des Zimmers liegen. Sie schüttelten sie von allen Seiten, zuletzt nahmen sie ihr das Halsband ab und sogleich wurde sie wieder lebendig. Hierauf erzählte sie ihnen, wie sie gestorben war, «nd wie sie das hörten, geboten sie ihr, sie sollte ein anderes Mal nichts von ihren Schwestern annehmen.

Als die Schwestern am folgenden Tage hörten, sie sei nicht todt, schickten sie ihr durch dieselbe Dienerin ein Sieb voll Goldstücke. Fatime ließ sich bethören, und als sie die Goldstücke in ihr Kleid ausgeschüttet hatte, starb sie wieder. Die Räuber kehrten sammt ihrem Mann vom Rauben heim, und da sie sie wieder todt fanden, durchsuchten sie sie wieder von allen Seiten und fanden die Goldstücke, die sie in ihren Busen geschüttet hatte. Da schärfen sie ihr noch eindringlicher ein, sie sollte nichts annehmen, was ihr die Schwestern schickten; aber sie ließ sich wieder bethören, denn am dritten Tage schickten ihr die Schwestern, die gehört hatten, sie sei wieder nicht todt, einen Ring, Fatime nahm ihn und starb wiederum, als sie ihn an den Finger gesteckt hatte. Die Räuber kamen vom Raube zurück und fanden sie wieder todt; sie suchten hier und da, aber es kam ihnen nicht in den Sinn, an der Hand zu suchen, und so fingen sie an um sie zu weinen. Hierauf legten sie sie in einen Sarg, deckten ihn zu und setzten ihn auf einen Vaum, an dessen Fuße eine Quelle war. Eines Tages kam ein Stallknecht des Königs zu dieser Quelle um seinem Pferde Wasser zu geben; «ls aber das Pferd sich der Quelle näherte, floh es und vermochte nicht zu trinken, denn im Wasser erschien das Abbild des Sarges. Der Stallknecht kehrte zum Könige zurück und erzählte ihm den Vorfall; da ging der König selbst hin. und wie das Pferd floh, sah er nach dem Wasser und erblickte das Abbild des Sarges. Er befahl denselben herunter zu nehmen, und da er «ine so schöne Frau darin sah, nahm er ihn an sich und verschloß ihn in eins seiner Gemächer. Als nun Fatime längere Zeit todt lag, begann sie

mager zu weiden, und da fiel ihr der Ring vom Finger und sie wurde lebendig und der König nahm sie zur Frau. Sie wurde alt und lebte glücklich."

Es wäre voreilig aus der Gemeinsamkeit der Märchenstoffe auf eine Verwandtschaft der Albanesen mit den andern indogermanischen Völkern, die in Europa wohnen, zu schließen. Denn diese Märchen sind durch nachbarlichen Verkehr allenthalben hingewandert und finden sich bei gänzlich unverwandten Stämmen wieder. Wir haben indessen ein anderes, zuverlässigeres Mittel, um die Zugehörigkeit der Albanesen zu der großen Völkerfamilie, der auch wir entstammt sind, darzuthun, nämlich die Sprache. So lange das, was man Anthropologie nennt, nicht ein wissenschaftlicheres Ansehen gewonnen hat, wird die Sprachwissenschaft in Fragen nach der Abstammung der Völker immer noch die gewichtigste Stimme beanspruchen dürfen. Nur wo sicher beglaubigte historische Thatsacheu zur Verfügung stehen, wird sie ihr Votum modificiren müssen. So sind die Bulgaren, die heut eine durchaus südslavische Sprache reden, nachweislich ein türkisch-tatarischer Stamm, der seine slavische Redeweise erst in seiner jetzigen Heimath angenommen hat. Für die Albanesen liegt nichts vor, was eine derartige Annahme rechtfertigen könnte. Sie sind, wenn nicht Alles trügt, uralte Bewohner des Landes, in dem sie heute wohnen, und wenn der Name Autochthonen in der Ethnologie überhaupt Sinn hätte, so haben sie ein Anrecht darauf. Die Illyrer und Epiroten des Alterthums sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Vorfahren der Schtipetaren gewesen; Pyrrhus von Epirus zeigt bereits den Typus eines verwegenen und begabten albanesischen Söldnerführers, und wenn wir der Uebeilicferung trauen können, so ist auch in den Adern des großen Alexander von Macedonien von mütterlicher Seite her schtipetarischs Blut geflossen. Allein Anschein nach hat dieses illyrische Volk vor der Einwanderung der Griechen ein bedeutend nusgebreiteteres Gebiet bewohnt als später. Trotzdem wird man gut lhun, mit ethnologischen Schlüssen auf Grund der wissenschaftlich noch wenig durchforschten albanesischen Sprache vorsichtig zu sein, und vor Allem ist es nicht räthlich, die Frage nach dem Wesen der berüchtigten Pelasger damit zu vermengeu.

In den Jahren 1496—1499 zog ein biederer deutscher Nittersmann, Herr Arnold von Harff, von Köln aus nach dem Osten. Er hat seine Pilgerfahrt durch Italien, Syrien, Aegypten u. s. w. in treuherziger Weise selbst erzählt; sie ist im Jahre 1860 von E. von Groote in Köln neu herausgegeben worden. Bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Durazzo hat er ein paar Dutzend albcmesische Vocabeln und Redensarten gesammelt. Sie sind das Aelteste, was von albanischer Sprache auf uns gekommen ist. Heute haben diese unbehilflichen Aufzeichnungen den Wcrth, daß sie beweisen, wie die Sprache der Schkipetareu sich» in diesen vierhundert Jahren so gut wie gar nicht verändert hat. Es wäre sehr übereilt, daraus schließen zu wollen, daß wir in ihr überhaupt eine sehr alterthümliche Sprache vor uns

Ueber Sprache und literatur der Libanesen. 225
haben. Im Gegentheil. Wenn auch die türkische Herrschaft ziemlich spurlos an der Sprache vorübergegangen ist und nur eine große Anzahl türkischer Lehnworte derselben zugeführt hat, die besonders im geglichen Dialekt reichlich vorhanden sind, und deren Eliminirung gegenwärtig mehrfach von Puristen angestrebt wird, so hat dagegen die Zeit der römischen Herrschaft einen um so intensiveren Einfluß auf das Albanefische geübt. Es ist nicht zweifelhaft, daß die albanische Sprache um ein Haar der Nomanisirung gänzlich erlegen wäre, nicht anders wie das Keltische in Frankreich. Nur mit schwerer Schädigung seines Laut-, Wort- und Formenbestandes ist es aus dieser Periode hervorgegangen. Nicht nur, daß eine große Menge lateinischer Lehnwörter alte albanefische Bezeichnungen für immer verdrängt hat, selbst für Begriffe, wo sonst fremder Einfluß gewöhnlich machtlos ist. Auch romanische Lautneigungen haben zahlreich den alten Formvorrath altcirt und selbst die Beugung der Wörter ist nicht ganz unberührt geblieben von römischer Gewohnheit.

Tiefer Umstand macht die Beschäftigung mit der albanesischen Sprache zu einer ebenso schwierigen als dankbaren Aufgabe. Vorläufig läßt sich zweierlei constaliren. Das Eine ist. daß das Albanefische unzweifelhaft dem indogermanischen Sprachstamme zugehört. Tas hat schon Franz Bopp in einer bekannten Abhandlung nachgewiesen, deren Hcemptresultot unzweifelhaft ist, wenn auch das Einzelne in dicfcr Arbeit des berühmten Begründers der vergleichenden Linguistik wenig gelungen erfchcint. Nas Zweite ist weniger allgemein zugegeben: das Albanefische rcpräfentirt einen durchaus selvststiindigen Zweig innerhalb der arischen Völkerfamilie. Man hat es fchon früh in ein dialektisches Vcrhältniß zum Griechischen sehen wollen, und besonders hat sich ein fleißiger italienischer Gelehrter albanesischcr Abstammung, der jüngst verstorbene TonTcmetrio Camarda inLivorno, indiesemSinn bemüht. Ich darf ausspreche», daß weder er noch Andere diesen Beweis erbracht haben; und ich glaube, Albanescn und Griechen dürfen sich freundfchaftlich die Hände reichen, ohne daß ihre Sprachen näher unter einander verwandt find als mit den anderen Sprachen von indogermanischem Typus. Was sich von speciellen Übereinstimmungen zwischen Albancsisch und Griechisch etwa findet, das erklärt sich nach dem allgemeinen Satze, den zuerst Schuchardt ausgesprochen hat, daß Sprachen benachbarter oder einst benachbart gewesener Völker stets gewisse nähere Berührungen zeigen, ja in den Grenzgebieten häufig allmählich in einander übergehen. Das Albanefische oder Illyrische, einst in der Mitte gelegen zwischen Griechisch und Slavisch-Litauisch, zeigt noch weit auffallendere Uebereinstimmungen mit dieser letzten Sprachengruppe, ohne daß es Jemand darum zu einer slavischen Sprache stempeln dürfte. Ich kann nicht aufhören von der albanifchen Sprache zu reden, ohne den Einfluß zu erwähnen, den sie felbft auf benachbarte Sprachen gehabt hat. Das Bulgarische und das Rumänische, jenes eine slavische, dieses eine romanische Sprache, zeigen eine Reihe auffallender Uebereinstimmungen, die,

Gustav Meyer in Graz.

wenn nicht Alles trügt, vom Albanesischen ausgegangen sind. Ich will eine hervorheben. Während der Franzose für „der Mann“ l'homme sagt, der Italiener l'uomo, beides aus dem lateinischen homo entstanden, heißt es im Rumänischen omul, das ist Iwuw homo. Diese Nachsehung des Artikels, auf romanischem Sprachgebiete sonst unerhört, findet sich auch im Bulgarischen, das damit wiederum unter den slavischen Sprachen eine Sonderstellung einnimmt. Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß diese Eigenthümlichkeit, die der albanesischen Declination ein so besonderes Gepräge giebt, von hier aus in jene beiden anderen Sprachen übergegangen sei.

So hat die Sprache der Schkipetaren in ihrem Verhältnis; sowohl zu altindogermanischen wie zu modernen Sprachen des Merkwürdigen genug, um sie zu einem interessanten Problem für die Wissenschaft zu mache», wie das Volt selbst wahrscheinlich in der nächsten Zukunft ein interessantes Problem für die Politik sein wird. Ich will demselben gern wünschen, daß die Ansähe zur Pflege nationaler Sprache und nationaler Cultur, wie sie patriotische Männer gegenwärtig machen, einen gedeihlichen Fortgang nehmen mögen. Davon hängt Alles ab — und der Weg ist noch ein sehr weiter und beschwerlicher. Die lächerliche Phrase von der ungeschwachten Jugendlichkeit, welche die Partei des Herren Atsakov so gern in Bezug auf die Slaven im Munde führt, werde ich mich hüten auf die Illyriens anzuwenden, denn sie sind ebenfalls ein altes, wahrscheinlich sehr altes Volt. Aber wer einmal albaniische Krieger mit dem edelgeschnittenen Antlitz und der siegesbewußten Haltung gesehen hat, der giebt sich nur ungern dem Glauben hin, daß diese Leute in alle Zukunft nichts anderes thun sollten, als in unnützen Blutrachefehden ihr Pulver und ihre Kraft zu vergeuden oder als Söldner für fremde Gebiete Schlachten zu schlagen.

Erinnerungen an Gottfried Kinkel.

von
Friedrich Althm,s.
— london. —

I,
ic Nachricht von dem Tode Gottfried Kinkels hat wohl in mancher Seele alte Erinnerungen wieder erweckt, die unter der Hülle der großen Ereignisse der letzten Jahrzehnte mehr oder weniger vergessen geschlummert hatten. Keinen ernsteren Mahnruf an die Vergangenheit eines Menschen gibt es als seinen Tod, und Kinkels Leben hatte einst mit zu weiten Kreisen der zeitgenössischen Geschichte in Zusammenhang gestanden, seine Persönlichkeit hatte auf die Phantasie der Zeitgenossen einen zu tiefen Eindruck hervorgebracht, als daß dieser endliche Abschluß seiner Laufbahn auch in unferer raschlebigen Epoche ohne eine Theilnahme hätte vorübergehen können, die zu der Bedeutung des Dahingeshiedenen in einer Art von angemessenem Verhältniß stand. Nie Schlußperiode seines Lebens, nach seiner Rückkehr aus der Verbannung, entsprach schwerlich ganz seinen früheren Hoffnungen; denn im Grunde hatte er ja das Exil in England nur mit einem neuen Exil in der Schweiz vertauscht, und so wohl er sich am Fuße der Alpen, unter dem Bürgerrecht der Republik fühlte, so war er im Grunde doch wohl nie ganz mit dem Schicksal ausgesöhnt, in dem neuen Teutschland nicht als Bürger zu leben, sondern nur gelegentlich als gern gesehener Gast zu erscheinen. Ich kann nicht mit Bestimmtheit über diesen Punkt sprechen; aber aus mehrfachen Andeutungen und aus meiner Kenntniß feines Charakters schließe ich, daß Kinkel den Mangel an öffentlicher, oder richtiger gesagt, an officieller Anerkennung in dem neuen Deutschland tief empfand, wenschon er nie oder selten davon redete. Dennoch war er im innersten Kern seines Wesens eine zu rüstig thätige und zugleich eine zu ede! und harmonisch angelegte Natur, um sich durch eine Vernachlässigung verbittern zu lassen, von der er sich gestehen durfte, daß er sie nicht ver»

228 Friedrich Althaus in London.
diene. Mit ungebrochener Mannestraft war er aus der Verbannung zurück-
gekehrt, mit den reichen Gaben seines Geistes und Charakters schuf er sich,
trotz schwerer Enttäuschungen, in der schweizerischen Republik einen neuen
sympathischen Wirkungskreis und in der Mitte seines Wirkens, auf der Höhe
des Lebens, ereilte den noch ungebeugten, rastlos thätigen Mann ein schneller
Tod. Johannes Scherr hatte ganz recht, wenn er in seiner Gedächtnißrede
in der Frauenkirche in Zürich, im Kreise derer, die bis zuletzt Zeugen seines
Lebens gewesen waren, und die sich nun versammelt hatten zu seiner Todten-
feier, Kinkel wegen dieses Todes glücklich pries und die Worte Goethes über
Winkelmann auf ihn anwandte: daß er ohne eine Abnahme der Geisteskräfte,
ohne die Gebrechen des Alters erfahren zu haben, von dem Gipfel des
Daseins zu den Seligen emporgestiegen und im Andenken der Nachwelt den
Vorthail genießen werde, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen.
Seit ich Kinkel zuerst kennen lernte, seit ich ihn zuletzt sah, sind viele Jahre
verflossen. Aber als ein Kräftiger und Tüchtiger erscheint er auch jetzt in
meiner Erinnerung. Ich sehe wie in alter Zeit den männlich geistvollen
Kopf vor mir, dessen Schönheit nur noch charaktvoller hervortrat durch
das im Kerker früh ergraute Haar, die hohe stattliche Gestalt, die sich
um eines Hauptes Länge über jede gewöhnliche Umgebung erhob und mit
so mächtigen Schritten dahin wanderte; ich höre den vollen Glockenklang
seiner Stimme, mit dem reich modulirten Redefluß, dem tiefen ernsten Wort,
dem hellen, fröhlichen Lachen; und indem ich an die Ereignisse und den
Inhalt seines Lebens zurückdenke, kann ich nicht umhin zu glauben, daß er
auch im Andenken der Nachwelt hoch über viele Mitlebende hervorragten
und als „ein Tüchtiger und Kräftiger“ fortleben wird. Er war nicht ohne
seine Fehler — wer ist dies? — und wie andere öffentliche Männer hat
er die Schärfe öffentlicher und privater Kritik, den Haß der Parteien, den
Winkelmuth der Volksgunst in reichem Maße erfahren, Aehnlich ist es der
großen geschichtlichen Bewegung ergangen, in deren Verlauf er in einem ent-
scheidenden Moment handelnd auftrat. Noch immer scheint es in Deutschland
Mode, auf diese Bewegung mit einer Art von bedauerlichem Achselzucken herab-
zublicken, als wäre sie weiter nichts gewesen als eine sinnlose Verirrung.
Das wird schwerlich das Endurtheil der Geschichte bleiben. Denn die Revolutions-
jahre 1848 und 49 hatten nicht bloß ihre notwendige Begründung in drei
Jahrzehnten der Reaction nach 1815, sie waren auch eine nothwendige
Vorbedingung der Siege von 1866 und 1870. Neben vieler Unreife, Selbst-
sucht und Gemeinheit förderte der Sturm dieser arg geschmähten Jahre
auch viel Edelsinn, Charakterstärke und Opfermuth zu Tage und unter
den Episoden, in welchen diese Elemente vorwiegen, wird die Geschichte
Kinkels, des Gelehrten, des Dichters, des Politikers, sein Kampf in der
politischen Arena und im Felde, seine Gefangenschaft, seine Befreiung und
sein Exil, wohl immer einer hervorragenden Beachtung sicher sein. Wenn
er kein Gelehrter, kein Dichter und kein Politiker ersten Ranges war, so

- Erinnerungen an Gottfried Kinkel. 22H
vereinigte ei doch ohne Frage jene drei Charaktere zu einer Gesamt-
erscheinung, die neben andern ähnlichen Gestalten der deutschen Geschichte in
selbständiger Eigenthümlichkeit dasteht. Unter den Dichtern und Kämpfern
der Freiheitskriege und der diesen folgenden Reactionszeit erinnert an ihn
vielleicht am meisten Arndt, von den Dichtern der revolutionären Epoche
wird wohl Freiligrath immer mit ihm zusammen genannt werden. Aber
die bloße Erwähnung dieser Namen genügt, die außerordentliche Verschieden-
heit ihrer Träger anzudeuten. Auch will ich keine Vergleiche anstellen.
Nur an die allgemeine Stellung Kinkels in der neueren deutschen Geschichte
sollte in einigen großen Zügen erinnert werden, ehe ich mich den persönlichen
Erinnerungen an ihn zuwende.

I,
Vor der Revolution.

Ich sah Kinkel zuerst im Herbst 1847, als ich in Bonn die Universität
bezog. Er war damals, nachdem er die theologische Facultat verlassen, seit
zwei Jahren Professor der Kunst- und Literaturgeschichte und hatte sich durch
seine glänzenden Vorträge, besonders über Kunstgeschichte, ein Fach, das,
vor seiner Anstellung, in Vonn nicht vertreten war, einen großen Zuhörer-
treis und einen gefeierten Namen erworben. Auch als Dichter war er schon
bekannt. Dennoch würde ich mein erstes Semester wohl kaum mit einem
Colleg über Kunstgeschichte begonnen haben, hätte ich nicht schon früher viel
von Kinkel gehört. Mein Bruder Theodor war zu Anfang der vierziger
Jahre in der Kirchengeschichte und Exegese Kinkels Schüler gewesen und wie
manche seiner Schüler, angezogen durch den Geist und die geniale Liebens-
würdigkeit des jungen Docenten, in nähere persönliche Beziehungen zu ihm
getreten. Nach Studentenwcise erzählte mein Bruder, wenn er in den Ferien
nach Hause kam, viel von der Universität und, da er während seines Auf-
enthaltes in Vonn keiner Verbindung angehörte, besonders viel von den
Professoren. Bei seinem Talent für Chnratterdarstellungen, machten diese
Bilder aus einer Welt, in die ich selbst nach nicht zu langer Zeit einzu-
treten hoffte, mir einen bedeutenden Eindruck. Noch jetzt schweben gewisse
porträtähnliche Züge der Theologen Nihsch, Sack und Bleut mir mit so
frischen Farben vor der Seele, daß ich sie malen könnte; aber mit der
wärmsten Neigung wurden die Erscheinung, das Auftreten, die Redeweise, die
Lebensverhältnisse und die Aussichten Kinkels besprochen, der aus den
Schilderungen meines Bruders eben so sehr als das Ideal eines akademischen
Lehrers, wie einer jugendlich-männlich schönen Persönlichkeit hervorleuchtete.
Spätere Correspondenzen und Besuche in Bonn hielten die so angeknüpften
Beziehungen wach. Wir erfuhren zu Hause von allen wichtigen Begeben-
heiten in Kinkels Leben: von seinen Beziehungen zu Johanna Matthieux,
von seiner Verheirathung, von den Kämpfen und Verleumdungen, welche dies?
Ehe ihm Seitens der bigotten Theologen und der respectabeln Bonner Ge«
7.

230 Friedrich Althaus in London.

sellschaft zuzog, von seinem Austritt aus der theologischen Facultät, von seinen Erfolgen als Kunsthistoriker und auch von der politischen Wendung, welche seine Gedanken seit dem Jahre 1846 zu nehmen anfangen. Mein Bruder machte inzwischen eine ähnliche Entwicklung, von der Theologie zur Politik, durch. Auch ihn trieben später die Revolutionsstürme von 1848 in die active Beteiligung an dem politischen Leben, und es war ihm vorbehalten, während Kinkel im Zuchthause in Naugard schmachtete, selbst als Gefangener im Staatsgefängniß zu Hildesheim dem Freunde ein Denkmal zu setzen, das beiden Männern zu gleicher Ehre gereicht. Noch in diesen Tagen las ich von Neuem die Charakteristik Kinkels in dem 1850 erschienenen Buche meines Bruders „Aus dem Gefängniß“, und vortrefflicher wurde meiner Ansicht nach weder vorher noch nachher Kinkels Entwicklungsgang und innerstes Sein und Wesen dargestellt als in diesem Charalterbilde. Um die Zeit, als ich nach Bonn kaum, träumte man aber kaum von der Nähe so ernster Ereignisse. Ein Hauch von Hoffnung zog durch die Welt und in hoffnungsvoller Stimmung begab auch ich mich, bald nach meiner Ankunft in Bonn, mit einem Empfehlungsschreiben meines Bruders auf die Wanderung zu Kinkel, auf dessen persönliche Erscheinung ich nach allem Vorangegangenen ebenso gespannt war wie auf seine Vorlesungen.

Er wohnte damals am Stiftsplatz. Ich fand ihn zu Hause, und wurde sehr freundlich empfangen. Die Einzelheiten unseres Gesprächs habe ich vergessen, doch erinnere ich noch, daß ich aus gewissen Aeußerungen schloß, er müsse mit seiner theologischen Vergangenheit vollständig gebrochen haben. Außerdem fiel mir besonders das leicht bewegliche Ueberspringen von einem Gegenstand zum andern, von ganz persönlichen Fragen zur Kunst, von der Kunst zur Geschichte, von der Geschichte zur Politik, auf — ein freier Conversationston, der mir in dieser Form neu war und, getragen von der schönen stattlichen Erscheinung und dem klangvollen Organ des Redners, einen bedeutenden Eindruck machte. Wilhelm Meister kam mir dabei in den Sinn. Und dieses Wilhelm Meister'sche Kunst- und Culturelement bildete in der That einen der Grundzüge in Kinkels Natur, der mir auch bei späterem Verkehr immer wieder wahrnehmbar wurde. Zugleich erlebte ich, ohne es zu wissen, einen Beweis jener tief gewurzelten Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe, die ein anderes Grundelement seines Wesens war. Ich erwähnte gegen ihn, daß ich beabsichtige, bei Welcker das Colleg über griechische Mythologie zu hören. Hierauf erwiderte er mit einem wahrhaft begeisterten Lobe dieser Vorlesungen, als in der ersten Reihe des Besten, was die Universität Bonn zu bieten habe. Ich schätzte mich im Stillen glücklich über so viel verheißende Aussichten und erfuhr erst später, daß Welcker zu Kinkels abgesagten Gegnern zählte, wie denn überhaupt auch um jene Zeit seinen Erfolgen der dunkle Hintergrund des Neides, der Eifersucht, der hämisch absprechenden Kritik keineswegs mangelte. Kinkel war mit diesem feindlichen Gerede, das nicht bloß unter feinen Collegen, sondern auch in

Erinnerungen an Gottfried Kinkel. 23^

gewissen studentischen Kreisen umging, vollkommen vertraut und äußerte sich darüber gelegentlich nicht ohne Bitterkeit; doch das vorherrschende Gefühl bei ihm war immer das Bedürfnis; der neidlosen Anerkennung des Vortrefflichen, auch bei gehässigen, ungerechten Gegnern. In Bezug auf Welckers Mythologie hatte er vollkommen Recht; Mancher aber würde in seinem Falle ganz anders geredet oder geschwiegen haben, wenn der Gegenstand zur Sprache gekommen wäre.

Einige Tage nach dieser ersten Zusammenkunft nahmen Kinkels Vorlesungen über Kunstgeschichte ihren Anfang. Ich war begeistert von diesen glänzenden Vorträgen, die mir Alles verwirklichten, was ich von akademischer Lehre und Beredsamkeit geträumt hatte, und einen gleich hinreißenden Eindruck empfing ich während meiner nachfolgenden Studienjahre nicht wieder, so manche ausgezeichnete Männer ich in Bonn, in Leipzig und in Berlin auf dem Katheder hörte. Karl Rosenkranz und Kuno Fischer waren, so viel ich nach den Erzählungen von Freunden urtheilen kann, wohl die einzigen Zeitgenossen, die in dieser Hinsicht Gleiches oder Aehnliches leisteten. Kinkel sprach nicht vollständig frei, wenigstens hatte er ein Heft auf dem Katheder, in das er gelegentlich hinein sah; aber sein Vortrag brachte ganz den Eindruck freier Rede hervor und floß dahin mit einem schönen Strom und Schwung, dessen Nachwirkung die Kathedereigenthümlichkeiten mancher seiner Collegen in Bonn um so auffallender empfinden ließ. Je seltener eine solche Rednergabe auf dem Katheder ist, um so mehr wurde sie ihm beneidet. Es sei, so wurde versichert, wenig mehr als Ton und Klang in seinen Vorlesungen, er verstehe im Grunde nichts von Kunst, diese Behauptung sei falsch, jene Annahme unerwiesen, u. s. w. Eine derartige Kritik begegnete mir unter anderm in einem Studienreise, mit dem ich seit dem ersten Beginn meines Aufenthaltes in Bonn viel verkehrte: in der Burschenschaft Frantonia. Ich vertheidigte Kinkel nach Kräften gegen seine Angreifer, hatte jedoch Anfangs einen harten Stand, bis ein Frantone auf meine Seite trat, der ohne Frage von allen Verbindungsmitgliedern der bedeutendste war. Ich hatte ihn schon früher bemerkt. Gleich beim ersten Sehen war er mir aufgefallen durch die charakteristische Physiognomie des von langen braunen Locken umwallten Kopfes, durch seine schlanke, anmuthige Gestalt, durch die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen und durch die überlegene Ruhe, wie durch den heiter treffenden Geist und Witz seiner Unterhaltung. Es war Karl Schurz. Ich vergesse, ob er schon früher in Kinkels Colleg gewesen war, oder durch meine Erzählung zu einem Besuch veranlaßt wurde. Sicher ist, daß wir uns eines Abends in Kinkels Auditorium trafen und beim Hinausgehen in der Begeisterung über das Gehörte begegneten. Unser Gespräch führte zu einem langen Spaziergang, der damit endete, daß ich Schurz in seine Wohnung, er mich in meine Wohnung begleitete und daß wir gemeinsame geschichtliche Studien verabredeten. Schurz war nur wenige Monate älter als ich und hatte nur ein Semester Vor mir voraus. Wir studirten beide

222 Friedrich Althaus in tondoil.

Geschichte und Philologie und entdeckten in allen unfern Grundansichten und Neigungen eine gegenseitige Uebereinstimmung. Auch wurde jener Plan gemeinsamer Studien während des größten Theils des Wintersemesters 1847—48 ausgeführt. Abwechselnd fanden in feinem und in meinem Hause an bestimmten Abenden Zusammenkünfte statt. Gelegentlich wurden auch eigne Arbeiten, ja febstversaßte Gedichte vorgelesen und ich erinnere mich noch eines Abends, als Schurz mich durch mehrere Scenen eines Dramas „Ulrich von Hütten" überraschle, die ein ganz Shatespeare'sches Gepräge trugen. So viel ich weiß, wurde dies Drama nie beendet. Dem jungen Dichter war ein dramatisches Leben beschieden. Er hatte felbst Etwas von dem Hutten'fchen Geiste in sich, der Hutten'sche Wahlspruch: „Ich hab's gewagt!" wurde der Wahlspruch seines eigenen Lebens und setzte, früher als wir es ahnten, seinen friedlichen Studien in Bonn ein Ziel. Mit Kinkel war er damals noch nicht persönlich bekannt. Aber wenn von nun au in studentischen Kreisen die Rede auf Kinkels Vorlesungen kam, standen Schurz und ich gewöhnlich als Widersacher seiner Widersacher zusammen. Ich besuchte noch ein anderes, ebenfalls fehr anziehendes Colleg bei Kinkel: die Nedeübungen. An diesem nahm Schurz nicht Theil. Das Colleg war äußerst charakteristisch, ja, nach meiner akademischen Erfahrung, einzig in seiner Art. Es war ein Versuch, die Studenten mit dem Professor und untereinander in nähere persönliche Beziehung zu bringen, sie zuerst an freie Disciifson gegebener Themata, dann an freie Vortrage zu gewöhnen, kurz die Hebung der Rede zu fördern, unter dem Vorsitz eines Mannes, der die Redekunst studirt hatte und verstand, und vor einer Zuhörerschaft, die, wenschon weniger erfahren, darum doch nicht minder kritisch war. Einmal stellte Kinkel selbst ein Thema, entwickelte in einigen großen Zügen die Disposition und leitete damit eine Debatte ein, an der die Zuhörerschaft sich in freier Weise theilte und die zuletzt von ihm mit einem zusammenfassenden Ueberblick beschlossen wurde. Ein anderes Mal wurden einem oder mehreren Studenten bestimmte Gegenstände zu rednerischer Bearbeitung aufgegeben. Jeder las dann feine Arbeit vor und ein kritifches Nachspiel über Vortrag und Behandlung des Themas folgte. Die letzte Stufe der Hebungen bestand in der improvisirtcn Rede. Außerdem wurden Gedichte frei recitirt und ein Drama mit vertheilten Rollen gelesen. An einem Abend las Kinkel die Schiller'sche Uebersetzung des zweiten Buchs der Aene'ide mit großem Effect vor. Ich kann nicht sagen, daß ich sein Lesen ebenso sehr bewunderte wie seinen freien Vortrag; wie mir schien, kam jenes diesem an charakteristischer Mannigfaltigkeit der Modulation nicht gleich. Dennoch war die Wirkung an den leidenschaftlich bewegten Stellen bedeutend und Alles in Allem fügte der frische, anregende Ton diefer Versammlungen dem akademischen Leben einen cigenthümlichen Reiz hinzu. Wenn Kinkel in den „Redeübungen" über den herrschenden Universitätsgebrauch hinaus ging, indem er eine Verbindung der Wissenschaft mit dem

Erinnerungen an Gottfried Kinkel. 233

Leben versuchte, so schritt er in dieser Richtung noch weiter durch seine Theilnahme an dem öffentlichen bürgerlichen Gesellschaftsverkehr Bonns, der während jener vorrevolutionären Tage seinen charakteristischsten Ausdruck fand in den Carnevalsbelustigungen. Zur Leitung dieser musikalisch-rednerischen Reimionen heiterer Ausgelassenheit, die um Neujahr anfangen und in einem großen öffentlichen Local ihren Mittelpunkt hatten, wurde ein Bürger-Comitö ernannt und Kinkel hielt es nicht unter seiner Würde, sich in eine Behörde wählen zu lassen, auf welche die officielle akademische Welt mit mehr oder weniger vornehmer Geringschätzung herabblickte. Er that das eben sowohl aus der natürlichen Neigung eines zu harmloser Gemüthlichkeit gestimmten Geistes, wie aus dem tiefwurzelnden Gefühl seiner Zusammengehörigkeit mit dem Volksleben der Heimath. Neben diesen echt rheinischen Elementen erfüllte ihn aber wohl auch der Wunsch, einen Protest einzulegen gegen den Gelehrtenftolz und das „respektable“ Cliqueswesen, von dem ihm persönlich in seinen bürgerlichen Verhältnissen so manche bittere Erfahrung beschieden gewesen war. Er selbst war von diesem Stolz völlig frei. Sein Verkehr mit den Bürgern war durchaus ungezwungen und auf der Schätzung dieser naturwüchsigen Sympathie eines Mannes, der ihnen an Bildung und Wissen überlegen war, beruhte auch die Popularität, deren Kinkel schon lange vor dem Ausbruch der Revolution sich unter den Bürgern Bonns erfreute. In die humoristisch'burlesken Reden und Gesänge der Carnevalsgesellschaften mischten sich manche politischen Anspielungen; in der That bildeten diese eine Hauplwüize jener Carnevalsscherze, und Kinkel ließ es sich nicht nehmen, diese Würze reichlich einzustreuen, wenn er einmal mit einem Vortrage auf» trat. Seine politischen Ansichten hatten damals noch keine demokratische, aber eine entschiedene liberale Färbung. Zugleich erkannte man ohne Mühe in seiner Unterhaltung, daß die Ereignisse der politischen Welt nicht blos Erscheinungen waren, die er außerhalb seines wissenschaftlichen Berufsleises wahrnahm und würdigte, sondern lebendige Mächte, welche die Saiten seiner Seele in Schwingungen der Hoffnung und der Furcht, des Hasses und der Liebe ertönen ließen. In Bezug auf seinen politischen Instinct erinnere ich mich einer Thatsache, die mir großen Eindruck machte. Ich besuchte ihn eines Tages zu Anfang Februar 1848. Wir sprachen über verschiedene Dinge. Dann fragte Kinkel plötzlich, was ich über die Vorgänge in Paris denke. Ich meinte, es sei Nichts als eine der vielen französischen Effervescenzen, besondere Wirkungen seien nicht zu erwarten — worauf er den Kopf schüttelte und erklärte: „Nein, nein! Ich sehe etwas Ernsteres dahinter. Ich glaube, wir stehen am Vorabend einer neuen Revolution.“ Wie bekannt, brach wenige Wochen später die Februar-Revolution in Paris aus. Dieser folgten in kurzen Zwischenräumen die März-Revolutionen in Deutschland, und im Zusammenhang mit den großen Ereignissen jener Zeit nahm Kinkels Leben eine entscheidende Wendung. Ehe ich indeß zu den Erinnerungen an das Sturmjahr 1848 übergehe, muß noch eines andern, Nord und Süd>. XXIV, ?l. 16

23H Friedrich Allhaus in london. —

friedlich schönen Kreises gedacht werden, in den kein störender Lärm der Außenwelt eindrang, und in dem ich vor der Revolution Kinkel öfter begegnete. Durch meinen Bruder hatte ich früher viel von einem literarischen Kränzchen in Kinkels Hause, dem Maikiiferverein, gehört. Dieser Verein existirte nicht mehr als ich nach Bonn kam. Aber an seine Stelle war ein Gesangverein unter Johanna Kinkels Leitung getreten und ich hatte die Ehre und das Vergnügen, in diesen letzteren aufgenommen zu werden. Er bestand aus Damen und Herren, jüngeren und älteren, Privatdocenten und Studenten, und versammelte sich jeden Sonnabend Nachmittag in Kinkels Wohnung. Das schöne große Gesellschaftszimmer, das nach dem Stiftsplatz hinaus ging, eignete sich vortrefflich zu diesen Zusammenkünften. Johanna Kinkel führte an ihrem Erard'scheu Flügel den Vorsitz und sowie sie mit einigen vollen Accorden präludirte und die Blicke sich ihrer bedeutenden charaktervollen Erscheinung zuwandten, fühlte man sich schon in die richtige künstlerische Stimmung versetzt. Wir übten eine Reihe verschiedener Gesangstücke ein, Klassisches und Modernes, Händel und Mendelssohn, und oft hatte ich dabei Gelegenheit, das rasche scharfe Ohr, den edeln hochgebildeten Geschmack unsrer Dirigentin zu bewundern. Kinkel nahm an diesen Uebungen keinen Theil. Er liebte die Musik und besaß ein kritisches Urtheil über musikalische Leistungen; aber trotz feines schönen Organs hatte er keine Gesangstimme und überhaupt keine ausübenden musikalischen Talente. Dennoch fehlte er bei jenen Sonnabend-Nachmittagen nicht ganz. Gegen das Ende der Gesangsübungen erschien er gewöhnlich in unserer Mitte. Wenn dann die Notenhefte bei Seite gelegt waren, setzte man sich um den Tisch vor dem Sopha. Wein und leichte Erfrischungen wurden aufgetragen und es begann eine lebhaft Unterhaltung, in der die Kunst, die Universität, die Arbeiten und Schicksale gemeinsamer Bekannten und Freunde, politische und kirchliche Dinge frei besprochen wurden. Kinkel war bei diesen Gelegenheiten ganz der liebenswürdige Wirth. Ernste Worte und heitere Scherze flössen von seinen Lippen. Den Damen hatte er meist etwas Angenehmes zu sagen. Wenn er sich besonders behaglich fühlte, fiel er mitunter in seinen gemüthlichen, rheinischen Dialekt. Alles in Allein schien er sehr glücklich. Gelegentlich setzte seine Frau sich wohl auf besonderen Wunsch noch einmal an den Flügel und trug mit ihrer seelenvollen Altstimme eine Arie, oder mit ihren Künstlerhänden ein Musikstück vor, die der Zusammenkunft einen harmonischen Abschluß gaben.

II.

Die Revolutionszeit.

In dieses friedlich glückliche Leben schlug die Revolution mit ihrem Wetteistrahle, mit dem Donner ihrer Explosionen, ihrer Erschütterung des ganzen alten Zustandes der Dinge ein. Sie traf Kinkel nicht unvorbereitet. Lange hatte er nicht bloß das Unhaltbare in der politischen Lage Deutsch-

Erinnerungen an Gottfried Kinkel. 235

Illnds, sondern die Notwendigkeit großer socialer Verbesserungen erkannt, und so heimisch er sich in der idealen Welt der Kunst und der Poesie fühlte, mit so warmer Sympathie schlug sein Herz für die rechtlosen Klassen, die, von den Privilegien des Bürgerthums wie von den Freuden höherer menschenwürdiger Bildung ausgeschlossen, ein trübes Dasein der Roth und der Arbeit dahinschleppten. Ich erinnere mich keiner besonderen Aeüßerungen von ihm aus jenen stürmischen Frühlingswochen des Jahres 1848, aber ich weiß, daß er voll ernstbegeisterter Hoffnung war, und als die Wellen der Revolution nun auch nach Preußen hinüberschlugen, als die Revolution in Berlin selbst den Sieg davon trug, erschien in Bonn Kinkel gleichsam naturgemäß an der Spitze der Bewegung. Außer ihm «wurden noch zwei andere Männer genannt: Arndt und Dahlmann. Aber beide waren Vertreter der Vergangenheit. Man huldigte ihnen als den alt-bewährten Führern der Opposition in einer trüben, nun verschwundenen Epoche, und schön und ehrenvoll wie der Instinct war, der am 20. März 1848, nachdem das königliche Patent bekannt geworden, in den die Straßen Bonns durchwogenden Volksmassen den Ruf: zu Arndt! zu Dahlmann! ertönen ließ, so bewegten doch offenbar die Brust der Gefeierten andere Gefühle. Sie waren zu alt geworden, um durch die Begeisterung des Augenblicks hingerissen zu werden, sie waren zu conservativ bedächtig, um sich der revolutionären Auflegung gegenüber hoffnungsvoll oder behaglich zu fühlen. Wie die Demonstration bei Arndt verlief, kann ich nicht als Augenzeuge berichten. Vor Dahlmanns Hause dauerte es lange, ehe der Professor sich auf dem Balcone zeigte und über die versammelte Menge hin einige unverständliche Worte redete; noch länger, ehe er bewogen werden konnte, sich dem Zuge zur Rückkehr in die Stadt, auf den Markt, anzuschließen. Noch jetzt sehe ich ihn dahin schreiten, das berühmte „essigsauere" Gesicht, dessen tiefgezogene Falten auch in jenem Frühlingssturm zu keinem Ausdruck von Heiterkeit aufthauten, gedankenvoll zur Erde gewandt. Der bedeutendste Vorgang des Tages ereignete sich auf dem Markt, wo Kinkel, an der Spitze einer ansehnlichen Deputation von Bürgern, auf der Höhe der Rathhaustreppe stehend, dem Oberbürgermeister von Bonn eine große schwarzrothgoldene Fahne über» reichte, als das Symbol der neu aufgehenden Freiheit des deutschen Volkes. Er begleitete diese Ceremonie mit einer schwungvollen Rede, die dem hoffenden und dem mahnenden, dem patriotischen und dem kosmopolitischen Geist jener Märztage in charakteristischen Tönen Ausdruck verlieh. Der Oberbürgermeister konnte nicht umhin, die deutsche Fahne dankbar anzunehmen und mit einem Anflug von officieller Zustimmung auf Kinkels Rede zu erwidern. Beide Reden begrüßte der Beifallssturm der umherwoegeubcn Voltsmenge. Wenn man sie freilich am nächsten Morgen in der Zeitung verglich, so enthüllten sie schon klar genug die Gegensätze der Parteien, deren Repräsentanten nur für einen stürmisch erregten Augenblick unter deu wehenden Falten der schwarzrothgoldenen Fahne vereinigt waren. Aber in der Begeisterung jenes

IL*

236 Friedlich Althaus in tondon.

Augenblicks dachte man nicht an den nächsten Morgen. Das Jubelfest der errungenen Freiheit schloß in Bonn mit einem großen Fackelzug der Bürger und der Sudenten, mit einer allgemeinen Illumination, welche die Stadt und die Ufer des Rheines taghell erleuchtete.

Die eben erwähnte Rede Kinkels war die erste eigentlich politische Rede, deren ich mich von ihm erinnere. Wenige Tage nachher erreichte das Semester sein Ende und ich ging in die Ferien nach Hause, von wo ich erst gegen Mitte Mai wieder nach Bonn zurückkehrte. In der Zwischenzeit hatte Kinkel an der politischen Bewegung einen hervorragenden Antheil genommen. Er hatte Programme an die Wähler des Bonner Wahlkreises zu dem deutschen und dem preußischen Parlament veröffentlicht, die eine entschieden demokratische Färbung trugen; und er hatte einen Handwerker-Bildungsverein begründet, durch den er auf die politische Aufklärung der arbeitenden Klassen zu wirken suchte. Ich fand ihn in sehr aufgeregter Stimmung. Er schien von den Mittelklassen in Bezug auf die Sicherung der Resultate der Revolution wenig mehr zu hoffen, glaubte schon eine beginnende Reaction zu erkennen und meinte nur das entschiedenste Auftreten für den vollen Inhalt der populären Forderungen könne den drohenden Gefahren einigermaßen begegnen. Auch die Studentenschaft war von lebhafter Giihrung ergriffen. Oeffentliche Versammlungen wurden gehalten, wo man die Abschaffung der akademischen Gerichtsbarkeit, die Bewaffnung der Studenten und ihren Eintritt in die Nürgergarde, die Begründung seines allgemeinen Studentenvereins, statt der, oder neben den bestehenden Corps und Burschenschaften erörterte. In diesen Versammlungen machte Schurz sein erstes Debüt als politischer Redner. Auch ich nahm eifrigen Theil daran und wir beide wurden in ein Comit« gewählt, das einen Bericht über die verlangten Reformen ausarbeiten sollte.

Die Bewaffnung der Studenten kam wirklich zu Stande. Wir hatten Exercirübungen, und noch erinnere ich mich einer schönen Mondscheinnacht, in der ich mit Schurz und Anderen in der Umgegend der Poppelsdorser Allee auf- und abpatrouillirte. Ebenso wurde ein allgemeiner Studentenverein zur Erörterung studentischer und politischer Fragen gebildet. Derselbe hielt seine Sitzungen in einem der Hörsäle der Universität. Die einzige Scene daraus, die mir im Gedächtniß geblieben, ist ein Rede-Zweikampf zwischen Schurz und Ernstnuseu, dem nachmaligen Gouverneur des Elsasses, damals Senior irgend eines Corps. Ernsthausen vertrat die conservative, Schurz die demokratische Seite der Sache. Es war ein Vergnügen, diese Beiden kämpfen zu sehen. Keiner blieb dem Andern einen Schlag schuldig, doch führte Schurz, wie mir schien, eine Waffe von schärferem Stahl, und seine Hiebe trafen mit genialerem Lichtglanz, als der gewichtige Cavallerie-säbel seines Gegners. In der That schlug während der späteren Geschichte dieses Vereins, der bis zum Frühling 1841) fort dauerte, Schurz alle Gegner aus dem Felde, und wurde das unbestrittene Haupt desjenigen Theils der

Erinnerungen an Gottfried Kinkel. 22?

Bonner Studentenschaft, der überhaupt an der Debattirung öffentlicher Fragen theilnahm.

Doch die Studenten, obgleich die jüngsten und schnellfüßigsten Mitglieder des Bonner Gemeinwesens, liefen den übrigen Gesellschaftsklassen den politischen Rang nicht ab. Schon ehe der eben erwähnte Verein ins Leben trat, hatte Kinkel mit mehreren Bürgern und Studenten den demokratischen Verein begründet, dessen Laufbahn am 27. Mai eröffnet wurde. Mein Name stand mit unter dem zur Gründung dieses Vereins erlassenen Aufruf, ich war unter Kinkels Vorsitz dessen erster Secretär und hatte während der folgenden Monate häufige Gelegenheit, unseren Präsidenten zu sehen und zu hören. Die Mitgliederzahl des Vereins belief sich auf einige Hundert. Wie natürlich, waren sehr extreme Ansichten darin vertreten, aber bei alle» dem herrschte im Ganzen ein vortrefflicher Ton und soweit meine Erinnerung reicht, fehlte es vollständig an lärmenden Auftritten und Zänkereien. Kinkel war ein ausgezeichneter Präsident. Seine Reden trafen in Gehalt und Vortrag die echt vollsthümliche Mitte. In zweifelhaften Fällen entschied seine Autorität, die auf der Achtung vor seinen Talenten und seinem Charakter ruhte. Damals traten auch Kinkel und Schurz zuerst einander näher. Nach der Sitte der Zeit führten wir alle den „Titel“ Bürger und wenn ich an jene Sommermonate des Jahres 1848 zurückdenke, klingt das „Bürger Kinkel“, „Bürger Schurz“ mir noch oft in den Ohren. Und wie gewisse Dinge sich dem Gedächtnis; unauslöschlich einprägen, so höre ich auch noch Kinkels Stimme, wie er eines Abends spät, als ich, durch überlange Reden gewisser demokratischer Mitbürger gelangweilt, mich zum Fortgehen anschickte, laut hinter mir herrief: „Bürger Nlthaus, wo wollen Sie hin?“ Ich fühlte, daß es ihm selbst keine geringe Ueberwindung kosten mußte, auszuharren, und so harrete denn auch ich an jenem Abend aus, bis zum Ende der Sitzung. Die Thätigkeit unseres Vereins beschränkte sich indeß nicht auf die Stadt Bonn. Gelegentlich begaben wir uns auf die Wanderung in die umliegenden Dörfer, um das Landvolk über die großen Fragen der Zeil aufzuklären. Eines solchen Ausfluges erinnere ich mich noch besonders deutlich. Eine Anzahl auserwählter Vereinsmitglieder war in dem betreffenden Dorfe angelangt, und hatte in dem großen Zimmer des Wirthshauses auf dem Bureau Platz genommen. Das Zimmer war mit Handwerkern und Bauern gefüllt. Die für den Beginn der Verhandlungen festgesetzte Zeit war vorüber, aber wir tonnten nicht anfangen, weil unser Präsident fehlte. Da er meist sehr pünlllich an Ort und Stelle war und versprochen hatte, zugegen zu sein, wurde beschlossen, noch eine Weile zu warten — doch er kam nicht. Endlich erschien athemlos und aufgeregt ein Bote, der den Vicepräsidenten bei Seite winkte und geheimnißvoll mit ihm flüsterte. Das Gesicht des Vicepriisidenten nahm eine bedeutungsvolle Miene an. Er erhob sich in der Mitte des Bureau und kündigte der Versammlung an: Bürger Kinkel sei Plötzlich und unvermeidlich verhindert, heute zu erscheinen. Es

228 Friedrich Althaus in london.

sei in seiner Familie ein Ereignis; eingetreten, das man weder ungewöhnlich noch betrübend nennen könne, das ihm jedoch nicht gestatte, sich weit von Hause zu entfernen; die Debatte werde daher während seiner Abwesenheit stattfinden. Ein verständnißvoller Beifall antwortete auf diese Rede und am nächsten Tage erfreute uns die Nachricht, daß dem Bürger Kinkel ein Sohn geboren sei.

Ich muß gestehen, daß gegen das Ende des Semesters mein Eifer als Mitglied des dem olratischen Vereins einigermaßen erkaltete. Es war etwas in diesem ganzen Treiben, das mich weniger befriedigte als meinen Freund Schurz. Die Wissenschaft erschien mir öfter in meinen politischen Traumen und deutete mit ernst erhobenem Finger auf die vernachlässigten Bücher. Ganz bei den Sitzungen zu fehlen, ging indcß nicht an. Es kamen gewisse Momente, in denen das Interesse an der Sache und an den Personen über alle anderen Rücksichten den Sieg davon trug. So hatten wir große Debatten über eine Adresse an die Nationalversammlung, worin diese aufgefordert wurde, der neuen deutschen Verfassung eine demokratisch-republikanische Form zu geben; ein Beschluß, welcher die rednerischen Kräfte des Vereins zu besonders effectvoller Geltung brachte. Dann errang unser Verein einen seiner größten Triumphe bei einer Gegendemonstration der Conservativen von Bonn, die ein allgemeines Meeting der Bürgerschaft in der Reitbahn ausschrieben, um gegen die Einführung demokratisch-republikanischer Formen in die neue Verfassung zu piotestiren. Mehrere conservative Professoren standen an der Spitze dieser Demonstration und das ganze politische Bonn befand sich in Aufregung über die kommende Debatte und deren wahrscheinliches Resultat. Mindestens tausend Personen aus beiden kämpfenden Parteien drängten sich in die Reitbahn zusammen. Die conservativen Professoren thaten ihr Bestes. Einer von ihnen sich glaube es war der Jurist Dr. Sell) machte durch eine geläufige wohl berechnete Rede wirklich Eindruck. Aber die Versammlung wurde hingerissen durch die Gegenrede Kinkels, der die Argumente der Antragsteller triumphirend über den Haufen warf und die Ablehnung des Antrages herbeiführte. Es war die glänzendste rednerische Leistung Kinkels, deren ich mich überhaupt erinnere. Er sprach mit einer Leichtigkeit, einer Selbstbeherrschung, einem Humor, einer überzeugenden Kraft und Leidenschaft, vor deren vereinter Wirkung nichts Fremdes Stand halten zu tonnen schien. Als er schloß, wollte der Beifallssturm nicht enden. Nach der Abstimmung geleitete eine Schllar seiner Freunde vom demokratischen Verein ihn nach Hause und das Beifallsrufen erneuerte sich dort noch einmal, ehe man in siegesfroher Stimmung auseinander ging. Im Freundeskreise besprachen wir später diese glänzende Improvisation. Wir alle standen unter dem Eindruck, Kinkels Rede sei ein Wert der Begeisterung des Augenblicks gewesen. Um so größer war die Ueberraschung, als Schurz uns sagte, Kinkel habe ihm auf eine ähnliche Bemerkung hin mitgetheilt: er habe seine Rede sorgfältig vorbereitet. Beides, die Thatsache selbst und die Offenheit des Geständnisses

Erinnerungen an Gottfried Kinkel. 23H
waren charakteristisch genug, um nicht leicht vergessen zu werden. Sie weifen auf Kinkels Leistungen und Erfolge als Redner ein interessantes Licht. Unzweifelhaft befaß er in hohem Maaße die Gabe der Improvisation, der schlagfertigen Erwiderung, der Anpassung an die Erfordernisse des Augenblicks. Aber wenn es sich um bedeutendere Reden handelte, verließ er sich nicht auf diese durch vielseitige Uebung gleichsam zur Gewohnheit gewordenen natürlichen Vorzüge, sondern gab denselben feste Grundlagen und Stützpunkte in dem vorhergängigen Durchdenken und Schematismen und, wenn möglich und wünschenswert!), auch in der betailirten Bearbeitung seines Gegenstandes. Bekanntlich war das die Art und Weise der meisten beedeutenden Redner in alten und neuen Zeiten; aber nicht alle waren wohl in einem Augenblick des Triumphes offen genug für ein solches Geständniß.

III.
Rastatt, Naugard und Spandau.
Nach jenem Meeting in der Reitbahn sah und hörte ich Kinkel noch bei mehr«
fachen Veranlassungen; etwas Wesentliches über meine Erinnerungen an ihn während dieses Zeitraums wüßte ich indeß dem schon Gesagten nicht hinzuzufügen. Ich verließ Bonn im August 1848 und traf dann Kinkel erst nach mehr als fünf Jahren in London wieder. In der Zwischenzeit vollzog sich jene dramatische Episode seines Lebens, die ihn mehr als alles Vorhergegangene aus dem verhältnißmäßig beschränkten rheinischen Kreise seines Wirkens zu einem der repräsentativen Charaktere der deutschen Revolutionszeit erhob und in jeder Hinsicht den späteren Gang seines Schicksals entschied. Zu Ende des Jahres 1848 zum Mitglied der preußischen gesetzgebenden Versammlung gewählt, thllt Kinkel, nach der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. und nach der Auflösung des preußischen Parlaments im Frühling 1849, den verhängnißvollen Schritt aus der friedlichen Agitation in den bewaffneten Aufstand, in dem er das letzte verzweifelte Rettungsmittel der bedrohten Freiheit des deutschen Volkes und zugleich der Mannesehre erkannte, welche sich gedrunken fühlt, ihre Ueberzeugungstreue durch die Thllt zu bewähren. Man mag über diese That urtheilen wie man will, man mag sie bedauern, verdammen oder bewundern, selbst der Parteihaß konnte und kann ihr leine unedel« Motive unterschieben, denn es war „ein reich-bekränztes Leben", das der aufständische Mann „in den Opferbrand warf", und schwer büßte er, wmn er irrte, seinen Irrthum. Näher auf die Ereignisse jener Zeit, auf die Theilnahme Kinkels an den Kämpfen in der Pfalz und in Baden, auf seine Verwundung und Gefangennahme, seine Haft in den Kasematten von Rastadt, seinen Proceß und seine Verurtheilung einzu« gehen, ist hier nicht der Ort. Von allen in die badisch-pfälzische Katastrophe von 1849 verflochtenen persönlichen Schicksalen erregte wohl keines allgemeinere und tiefere Theilnahme als das Schicksal des zu lebenslänglicher Zuchthaus« strafe verurtheilten Gelehrten und Dichters Gottfried Kinkel. Ein kleiner Trost

2H0 Friedrich Althau- in london, war es für die Freunde des Nonner Kreises von 1847—48, daß Schurz, der seinen Lehrer und Freund in die Pfalz und nach Baden begleitet hatte, unverseht in die Schweiz entkommen war. Ich meinerseits hatte mit Schurz correspondirt bis kurz vor der Zeit, ehe er Bonn verließ und sah ihn auch, wie weiter« hin bemerkt werden wird, viel früher wieder als Kinkel und zwar unter Umständen, die auf Kinkels Schicksal von entscheidendem Einfluß waren. Ueber Kinkels Leben und Leiden im Zuchthause hörte man während der Jahre 1849 und 1850 gelegentlich aus den Zeitungen. Außer der unzweifelhaften Thatsache, daß er Wolle spulen mußte, ist indeß, so viel ich weiß, nur wenig Authentisches über seine Haft in Naugard und Spandau bekannt geworden. Es wird daher wohl den Lesern nicht unwillkommen sein, wenn ich die gegenwärtige Veranlassung benutze, diese Lücke einigermaßen auszufüllen. Ich bin dazu in den Stand gesetzt durch die Gefälligkeit einer gemeinsamen Freundin, die eine der Wenigen war, welche mit Kinkel während seiner Zuchthaushaft Briefe wechselten, und deren aus Naugard und Spandau von Kinkel empfangene Briefe mir zur Benutzung vorliegen. Es sind nur Auszüge, die ich mittheilen werde, aber Auszüge, in denen das Wesen des Mannes sich klar spiegelt und die, wenn man die Umstände bedenkt, unter welchen sie geschrieben wurden, sein Charakterbild durch mehr als einen interessanten Zug ergänzen.

Der erste dieser Briefe ist datirt: Naugard, 7. December 1849, also nach mehr als zwei Monaten seit dem Beginn von Kinkels Zuchthaushaft. Er schreibt der Freundin:
„Sic haben ans wunderbare Weise meine Stimmung in der Haft crrathcn: liis jetzt hat das All mich noch leinen Tag ohne erfrischende und gciststärkncde Eindrücke gelassen, und uon den blauen Reflexen, die ein klarer nordischer Himmel auf den blendenden Schnee wirft, uon den bunten Granitfundamcntcn, auf denen unser Palast des Schmerzes aufgebaut ist, bis zu den hohen und fernen weihen Wollen, die an den Van Eyl'schen Himmel auf dem Gcnlcr Altarbild erinnern, webt und fchwebt Vieles, was einem betrachtenden Gemüth Nahrung gibt. Jetzt lommt es mir manchmal zu Gute, daß ich ein liebend Herz habe — liebend nicht wie die Frommen, die das All »erachten, fondern liebend wie ein Denker, dem jede Offenbarung des Allgottes ein Grus; von ihm, jeder Tun, jede Farbe ein Kuh auf den düsteren Menfchengeist geworden ist. Jene hasscn mich, weil ich frömmer bin als sie: fo haben die Heiden den ersten Christen den sonderbaren Vorwurf des Atheismus gemacht! Ucbrigens bin ich hier dum ersten Tage an gütig behandelt worden und auf die Dauer lonn ja doch lein Mensch mir böse bleiben, und wenn er sich auf dm Kopf stellte. So nähre ich die Hoffnung, bald auch wieder mich mit Buchen« erquicken zu können, worauf denn alles Neblige, wcnn's auch etwas rauh ansaht, schon erträglich bleibt. Ich danle Ihnen also, daß Sic so ehrend und richtig uon mir gedacht haben; ich danle für Alles, was in Ihrem Briefe steht, und auch für den Frühling, den ich au» ihm herauslese.“ —
Hierauf folgen theilnahmsvolle Aeußerungen über Verwandte und Freunde, Ratschläge an die Freundin in Bezug auf die Fortsetzung ihrer künstlerischen Studien, Hinweise auf sein früheres Leben. Der Brief schließt mit den Worten:

inner" id="navbar-inner">

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
-
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-textCatalog

Search

Search Field ListAll Fields

Search

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1883:1.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: [Select Collection](#)

Add

Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

About versions

Version: 2011-02-02 09:59 UTC[version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text](#)

Full Screen

Zoom In Zoom Out

Rotate left Rotate right

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to Go

Jump to section

- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Table of Contents](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 48](#)
- [Section 3 - 58](#)
- [Section 4 - 81](#)
- [Section 5 - 94](#)
- [Section 6 - 116](#)
- [Section 7 - 405](#)

Search in this volume

Search in this text Find

2H0 Friedrich Althau- in london,
war es für die Freunde des Nonner Kreises von 1847—48, daß Schurz, der
seinen Lehrer und Freund in die Pfalz und nach Baden begleitet hatte, unver-
sehrt in die Schweiz entkommen war. Ich meinerseits hatte mit Schurz correspondirt
bis kurz vor der Zeit, ehe er Bonn verließ und sah ihn auch, wie weiter«
hin bemerkt werden wird, viel früher wieder als Kinkel und zwar unter
Umständen, die auf Kinkels Schicksal von entscheidendem Einfluß waren.
Ueber Kinkels Leben und Leiden im Zuchthause hörte man während der
Jahre 1849 und 1850 gelegentlich aus den Zeitungen. Außer der
unzweifelhaften Thatsache, daß er Wolle spulen mußte, ist indeß, so viel ich
weiß, nur wenig Authentisches über seine Haft in Naugard und Spandau
bekannt geworden. Es wird daher wohl den Lesern nicht unwillkommen
sein, wenn ich die gegenwärtige Veranlassung benutze, diese Lücke einigermaßen
auszufüllen. Ich bin dazu in den Stand gesetzt durch die Gefälligkeit einer
gemeinsamen Freundin, die eine der Wenigen war, welche mit Kinkel während
seiner Zuchthaushaft Briefe wechselten, und deren aus Naugard und Spandau
von Kinkel empfangene Briefe mir zur Benutzung vorliegen. Es sind nur
Auszüge, die ich mittheilen werde, aber Auszüge, in denen das Wesen des
Mannes sich klar spiegelt und die, wenn man die Umstände bedenkt, unter

welchen sie geschrieben wurden, sein Charakterbild durch mehr als einen interessanten Zug ergänzen.

Der erste dieser Briefe ist datirt: Naugard, 7. December 1849, also nach mehr als zwei Monaten seit dem Beginn von Kinkels Zuchthaushaft.

Er schreibt der Freundin:

„Sic haben ans wunderbare Weise meine Stimmung in der Haft crrathcn: liis jetzt hat das All mich noch leinen Tag ohne erfrischende und gciststärknde Eindrücke gelassen, und uon den blauen Reflexen, die ein klarer nordischer Himmel auf den blendenden Schnee wirft, uon den bunten Granitfundamcntcn, auf denen unser Palast des Schmerzes aufgebaut ist, bis zu den hohen und fernen weihen Wollen, die an den Van Eyl'schen Himmel auf dem Gcnlcr Altarbild erinnern, webt und fchwebt Vieles, was einem betrachtenden Gemüth Nahrung gibt. Jetzt lommt es mir manch-mal zu Gute, daß ich ein liebend Herz habe — liebend nicht wie die Frommen, die das All »erachten, fondern liebend wie ein Denker, dem jede Offenbarung des All-gottes ein Grus; von ihm, jeder Tun, jede Farbe ein Kuh auf den düsteren Menfchen-geist geworden ist. Jene hassen mich, weil ich frömmer bin als sie: fo haben die Heiden den ersten Christen den sonderbaren Vorwurf des Atheismus gemacht! Ucbrigens bin ich hier dum ersten Tage an gütig behandelt worden und auf die Dauer lonn ja doch lein Mensch mir böse bleiben, und wenn er sich auf dm Kopf stellte. So nähre ich die Hoffnung, bald auch wieder mich mit Buchen« erquicken zu können, worauf denn alles Neblige, wcnn's auch etwas rauh ansaht, schon erträglich bleibt. Ich danle Ihnen also, daß Sic so ehrend und richtig uon mir gedacht haben; ich danle für Alles, was in Ihrem Briefe steht, und auch für den Frühling, den ich au» ihm herauslese.“ —

Hierauf folgen theilnahmevolle Aeüßerungen über Verwandte und Freunde, Ratschläge an die Freundin in Bezug auf die Fortsetzung ihrer künstlerischen Studien, Hinweise auf sein früheres Leben. Der Brief schließt mit den Worten:

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

— Erinnerungen an Gottfried Kinkel. ^ 2H^

„Es wird in Ihrem und meinem Interesse sein, das, von diesem Briefe Niemand erfährt. Das, Ihnen die „Erzählungen“ gewidmet werden sollten, wissen Sie, es geschah aus ähnlichen Gründen nicht. Wenn meine Segel wieder schwellen, ruf' ich um so öffentlicher Ihnen den Freundesgruß zu.“

In dem nächsten, vom 4. Februar 1850 aus Naugard datirten Briefe bemerkt Kinkel, das achtungsvolle Urtheil der Freundin über den Zuchthaus-director bestätigend:

„Meine Lage ist eine viel gelindere, als sie in den ersten, allerdings schweren Wochen, sich voraussehen lies;. Ich bestrebe mich, der warmen Theilnahme des Vaterlandes, meiner Freunde, so vieler herrlicher Frauen, unter denen Sie in erster Linie stehen, durch Standhaftigke!« und geistige Klarheit Ehre zu machen; an sich ist eine Lage erträglich, die uns nur eine Aufgabe stellt: das Dulden, und uns dafür vom Handeln dispensirt. Die Gewohnheit ist denn auch eine große Göttin, die Betrachtung lindert Vieles, und jeder abrollende Tag bringt der Freiheit näher. Das ist ein Trost, selbst wenn man dabei an die Freiheit des Grabes denken mühte, die mir indeh sehr wenig in den Sinn kommt; denn ich glaube an mein Fatum so fest wie der gottseligste Türke. Für zwei Briefe habe ich Ihnen zu danken, zunächst für die erbetenen Notizen aus meinem Hause. Das Meiste habe ich srischweg in meinen Lebenslauf aufgenommen“), und es sind mir aus diesen Zeiten wieder mit düsterer Wahrheit die Bilder meiner zerquälten Jugend aufgestiegen. Sehr freute mich Ihr Zeugniß, daß ich nie vom Christenthum verhärtet worden bin. Daß ich Sie als über Ihre Jahre behandelte, ist ein alter Grundsatz bei mir, denn es ist pädagogisch das beste Mittel, ein Kind zum Fortschritt zu spornen. Daß etwas „Fremdes“ nach der Rückkehr von Berlin in meinem Wesen lag, ist wahr, doch war es damals nicht Frömmigkeit, wovon später der Theil meines Lebenslaufs, der über Berlin handelt, Sie überzeugen wird. Sondern ich war damals in meiner selbst auferlegten Schule, ein Redner zu werden, und da kommt man zur vollen Kunstcisiung nicht, ohne in Sprache, Ausdruck und Haltung durch die Affectation hindurch zu gehen. In Nastadt habe ich am 4. August 1849 gespürt, daß jene Selbstquälerei denn doch Nutzen gebracht hat: nur wer Schule besitzt, ist im Reden unerschütterlich, selbst wenn man ihn, wie mich, ohne vorherige Anzeige zum Urtheil über Leben und Tod aus dem Bette holt und ihm nicht Zeit gönnt, vorher etwas zu essen. Dafür habe ich denn am Tage nach dem Kriegsgericht den Entschluß gefaßt, bei wiedererlangt« Geistesfciheit eine Theorie der Redekunst zu schreiben. Ebenfalls freute ich mich, daß Sie, die mich so genau kennt, meine Entwicklung consequent finden; das könnte aber jeder Unbefangene so gut wie Sie, denn 184? war ich kein Anderer, als 1849, und darum vermieden schon damals Männer wie Nahlmann meinen Umgang und ich drängte mich auch nicht an sie. Consequent sein ist freilich keine bequeme Sache. — Von Herzen danke ich Ihnen für die Nachrichten von meiner Frau, die mich wahrhaft erquickt haben. Sie trafen da, wie immer, gerade das Rechte, dem Herzen Wohlthuende. Wenn meine Familie und die wenigen Freundschaften, auf die ich Werth lege, nicht während meiner Haft becimirt werden, wenn ich in den Bezügen meines Herzens beim Austritt aus dem Kerker noch an die Vergangenheit anknüpfen kann, dann hoffe ich neben dem Schaffen und Leisten auch noch auf Glück und Lebensgenuß, wie ich beides nach einem bis jetzt nur tampferfüllten Leben billig noch einmal vom Schicksal fordern darf.

In der Zwischenzeit zwischen diesem und dem folgenden Briefe lag Kinkels Abführung von Naugard nach Köln (April 1850), wo der schon mit lebenslänglicher Zuchthaushaft Bestrafte sich vertheidigen sollte gegen eine

*> Kinkel schrieb damals auf Veranlassung des Zuchthausdirectors seine Selbstbiographie.

2H2 Friedrich Althaus in london,
neue Eavitalanklage, die Anklage auf einen beabsichtigten Angriff gegen das Zeughaus in Siegburg, von der jedoch die rheinischen Geschworenen ihn nach einer meisterhaften Verteidigungsrede freisprachen. In Folge eines Flucht» Versuchs auf der Rückfahrt und vielleicht auch weil man argwöhnte, daß er in Naugaid nicht streng genug behandelt werde, wurde er nun in das sicherer gelegene und bequemer zu controlirende Zuchthaus zu Spandau gebracht, und von dort schrieb er am 8. Juli 1850 der Freundin seinen nächsten Brief.

„Von nur," sagte er nach einigen einleitenden Bewertungen über ihm zugegangene Briefe der Freundin, „berichte ich nichts. Johanna lann Ihnen ungehindert das Wenige erzählen, was jetzt mein äußeres Leben bildet. Uebrigcns habe ich auch nicht viel darüber mitzntheilen. Ich weih ja kaum, ob ich große Erleichterungen meiner Lage wünschen soll! denn in dem Mahr wie man mich besser behandelt, wächst die Wahrscheinlichkeit, das, man mich wieder in ein anderes Gefüngniß verpflanzt und das Spulen nebst Andern, frisch wieder anfängt. Das lann ich Ihnen versichern, daß ich meine Gesundheit noch nicht erschüttert fühle und, soweit man das selbst beurtheilen lann (was freilich schwer ist), habe ich auch im geistigen Leben durch die jahrlange Haft noch leine Schwächung erlitten. Ein Jahr freilich und zwar von allen das schöpferträftigste, das 34stc, ist unwiederbringlich verloren: indessen habe ich doch auch früh zu leben und zu wirken angefangen und so compensirt's sich noch allenfalls."

Hierauf folgen lange Auseinandersetzungen über die Malerei der Gegenwart, über die Anfänge der gothischen Baukunst in Deutschland und besonders über den Dom in Basel, den die Freundin eben gesehen und über den sie dem Gefangenen ihre Eindrücke beschrieben hatte. Wenn an dieser Stelle Kinkels außerordentliche Kenntnis; nicht blos allgemeiner Entwicklungsgänge, sondern der reichhaltigsten Details künstlerischer Anschauung auffällt, welche der von allem Verkehr mit der Außenwelt Abgeschlossene »nie aus einer wohlgeordneten geistigen Vorrathskammer hervorholt und zu einem Ganzen gruppirt, so liefert das dann Folgende einen merkwürdigen Beweis der seltenen Parteilosigkeit und Gerechtigkeitsliebe, die schon oben als einer seiner Charatterzüge hervorgehoben wurde und deren Schwungkraft auch die Bitterkeit des Scillventhums ihm nicht raubte.

„Was Sic mir über Burclhardt erzählen," fährt Kinkel im Anschluß an seine Vomiclungen über den Vom in Vafel fort, „hat mich gar nicht frappirt. Er ist <iu»ncl mömo der lebenswürdigste Mann, den ich je gekannt habe. Absolut Historiker, sieht er in Allem das Positive, ganz wie sein großer Lehrer Ranke. Auf diesem Standpunkt lann man nicht Partei nehmen, nicht hassen, nicht sich begeistern, denn ein Recht haben alle Parteien, sonst beständen sie nicht. Nun ist Burclhardt daneben ein Virtuos des Genusses, ein feinsten Kenn« des Acsthetischen: er beutet die ganze moderne Eulturwclt zu seiner geistigen Bereicherung aus, ohne je uon ihr gcnüN zu werden — wie ich z. N. nicht glaube, daß er je die Sorgm einer Ehe auf sich nehmen wird. Eigentlich stellt er sich zu aller Eultur gerade so nonchalant wie, nach Ihrem Brief, zur Bastler Gesellschaft; aber Stolz ist das nicht, sondern nur die Kühle einer am Ariadnefaden der Geschichte jedes Laburinth moderner Verhältnisse lächelnd durchschreitenden, ganz reifen, ganz ruhigen Bildung. Nenn Burclhardt weiß Alles: er weiß, wo am Comer See die süß>sten Trauben reifen und sagt Ihnen zugleich aus dem Kopfe, welches die Hauptqucllen für das Leben des Nostradamus sind. Er schreibt eine lateinische Abhandlung über Kriegszüge des Karl Vlartt'N in der Eistet, uon denen

Erinnerungen an Hottfried Kinkel. 2^3

bisher keine sterbliche Seele etwas muhte: dann setzt er sich auf's Sopha, raucht ein Dutzend feine Manillo-Cigarren und schreibt, gleich in's Reine, eine poetisch-phantastische Erzählung uon der Liebschaft eines Kölner Kurfürsten mit der Tochter eines Alchimisten. Wer rann verlangen, daß solch ein reiches, genußvolles Leben sich enlhusiastisch zwischen die Bajonette der modernen Geschichte werfe? Burckhardt hafzt schon im Freundes» leben jeden Streit, geht in der Wissenschaft den Controuerscn aus dem Wege und hat seinerzeit in seinem Blatte Jesuiten und Sonderbund verthcidigt, blos damit es uon Bern her nicht zum Klappen käme, wie es denn freilich dock trotz allen Buickhardls gekommen ist. Ich kann seine Freundschaft, fo lange Er jsie mir nicht aufkündigt (und dazu hat er die Seelenstäikc niemall) nimmermehr aufgeben, denn ein Mensch, der Alles kann, ist allzu unschätzbar, und die Stunden, bei ihm «erbracht, sind unter den köstlichsten meines Lebens. Daß er Sie nicht besuchte, lag einfach darin, daß er mit Ihnen jetzt über mich nicht sprechen wollte — und ich bin so wenig Fanatiker, bah ich ihm, wie nun einmal seine Natur ist, das nicht »erdenke."

Der ganze nächste Brief (Spandau, 5. August 1850) ist auf vier eng geschriebenen Seiten angefüllt mit Iunstgeschichtlichen Notizen, als Vademecum für die Freundin, die eine Reise über Würzburg und Nürnberg nach München beabsichtigte, und von Neuem staunt man über die Lebendigkeit des Wissens und der Phantasie, mit welcher die künstlerischen Individualitäten der ver-schiedenen Städte bis in die geringsten Einzelheiten dem gefangenen Manne gegenwärtig sind. Ohne Zweifel hielt, neben der Hoffnung, daß, trotz seiner scheinbar verzweifelten Lage, eine nicht zu ferne Rückkehr in die Freiheit ihm beschieden sei, vor Allem das Leben in jenen Reichen des Geistes seine» Muth aufrecht. Dennoch kamen Stunden und Tage, wo das Gefühl grenzen-losen Elends ihn fast überwältigte, und welche Tiefen des Schmerzes auch unter seinen heitern und gefaßten Worten verborgen lagen, zeigt der letzte Brief an die Freundin aus Spandau, vom 13. October 1850, mit dem er auf zwei empfangene Briefe, darunter einen zu seinem Geburtstag, er-widerte. Nach einigen einleitenden Bemerkungen schreibt Kinkel:

„Sie fragen mich nach meinem Befinden und fordern Nachrichten uon mir. Kind, es gicbt Wunden, die man nicht berühren soll: sie brennen so scharf, das; sie uns die Hände mit entzünden. Entehrt, wirkungslos, leibeigen — lassen Sic jeden dieser Begriffe sich in seiner ganzen Schärfe uor Ihrem Geiste In>stallisircn und wenden Sic dann jeden, einzeln, auf mein Wesen an, wie Sic dies Wesen seit 15 Jahren leimen, so ahnen Sie was ich leide. In die Tiefen einzelner Momente des Schmerzgefühls taucht die Phantasie des in freier Luft Lebenden nie hinab, und Ihrer Frage gegen-über drang mir im Stillen mehr als einmal das Wort aus der Seele:

Was weiht Du uom Thurmc?

Was weißt Du uom Bein?

Vom Gräuel im Sturme

Weiß Klingsohr allein!')

Vorigen Sonntag erhielt ich drei Briefe zusammen: Johanna schrieb mir uon Rolandscccl, Sic uon Achensee, Marie Nrüningt uon Isola Bella und dem Marlus-platz: im Humboldt las ich uon der Palmcnzonc. So uiel Luft und Licht in der Welt, so viel Möglichkeit eines harmlosen, liebevollen Willens in fremden Erdtheilcn und dem gegenüber lebendig «ergraben mit noch jugendlicher Kraft. Der furchtbare Schmerz, mit dem ich besonders an meine Kinder dcnle, zerrüttet mir oft selbst die ') Vers aus Immermanus „Merlin."

Friedrich Althaus in london.

Möglichkeit freien klaren Forschens, und ich fühle gleichsam Stellen der Seele, wo es wie Vermoderung beginnt. So viel denn von mir, weil Sic es gefordert haben. — Trotzdem lebe ich, und wünsche zu leben und beute den Moment nach Vermögen aus, um sür künftige Thcitigkeit in der Freiheit als Lehrer oder Pflanzer irgendwo nördlich oder südlich von Mexiko breitere Grundlagen zu gewinnen. Es sind mir wissenschaftliche Bücher gestaltet: ich lese nichts »us meinen früheren Gebieten, z. B. gar nichts von Kunst und Literaturgeschichte. Absichtlich, denn am meisten erfrischen einen thatlosen Geist ganz neue Anschauungen. Ich lese römische Historiker und Naturwissenschaftliches, jetzt Humboldts Kosmos; ein früh meiner Natur eingepflanzter Drang, alle Erlenntnißgebictc zu übersehen, den man mir, so lange ich Theolog war, oft verdachte, schlägt jetzt noch einmal stark bei mir durch. Wenn ich den Kerker verlasse, che die Spannkraft der Seele, mir zerbricht, so hoffe ich wenigstens viel neu Gelerntes aus ihm mitzutragen. TaK ich einige Erleichterungen gcniche, besonders bezüglich der Arbeit, wird Johanna Ihnen mittheilen können.

„Ich bin wie die Geister der Gestorbenen, die zum Beschwörer sagen: .hiitt' ich doch erst gesprochen!' — und froh, von mir selber loszukommen, folge ich Ihrem frischen Lebenszuge in die schönen Hallen von Bier-Athen," .. .

Dieser Brief, der traurigste von allen, die er um jene Zeit an die Freundin schrieb, war aber auch der letzte aus dem Kerker. Nur wenige Wochen sollten noch verstießen, ehe der auf Lebenslange verurtheilte Leib-eigene der Freiheit zurückgegeben wurde. Meine Erinnerungen an das Wie seiner Befreiung und an das neue Leben, das er in England anfang, spare ich für das nächste Heft auf.

Fedora von Victorien ^ardou.
INit einigen Vemerkingen über die Vühnenfertigkeit französischer und deutscher 5tücke.
von
Paul Lindau.
— Verlin. —

üedora gehört zu jener Gruppe der Schauspiele von Victorien Sardou, in denen, wie in „Seraphine“, „Andrea“, „Dorn“, „Odette“ und ähnlichen, der Dichter alle Strahlen der Handlung in einem einzigen Brennpunkte, dem Geschick eines Weibes, gesammelt hat. Alle diese Schauspiele haben nur eine Heldin, der ganz unzweifelhaft die erste Stelle gebührt, und die fast ausschließlich die Theilnllhme der Zuschauer in Anspruch nimmt. „Fernande“ möchte ich nicht ohne weiteres dieser Gruppe beigesellen. Na schwanken wir, ob wir dem unglücklichen Mädchen, das, in der Schande aufgewachsen, das Opfer der verderblichen Einflüsse ihrer Umgebung geworden ist, und wie Börne einmal sagt, die „anatomische Unschuld“ wohl verloren, aber die Reinheit der Seele sich gerettet hat, oder der in ihren besten Gefühlen liebeleidigten und durch diese Kränkungen zu unversöhnlichem Haß und erbitterter Rache aufgestachelten Gräfin jene erste Stelle anweisen sollen. Bei den andern eben aufgeführten Schauspielen Sardous kann uns ein solcher Zweifel nicht beschleichen. Seraphine, die in ihren reifen Jahren eine alte Betschwester geworden ist, nachdem sie in ihrer blühenden Jugend genau das gewesen war, was die alten Betschwestern nach dem bekannten Sprllchworte in ihren jungen Tagen oft gewesen sein sollen, und die ihren Fehltritt dadurch siihueu will, daß sie das Haus ihrer verheiratheten Tochter zum Herde der Bigotterie macht und ihre jüngere Tochter in ein Kloster sperrt; Andrea, die anmuthige Frau

2Ht> j)aul tindau in Vcrlin.

eines pflichtvergessenen Mannes, die vergeblich, sogar mit Hülfe der Polizei, gegen den unverbesserlichen und unverzeihlichen Leichtsinn des ihr angetrauten Gatten ankämpft; Dorn, das heitere junge Mädchen und die reizende Frau, auf die der Verdacht eines schmähhchen Verraths gewälzt wird, eines Ver«raths, der um so schmähhcher ist, als alle mildernden Umstände der Liebe und Leidenschaft völlig ausgeschlossen sind, und die in Folge einer verhängnisvollen Verwicklung von Verhältnissen nicht in der Lage ist, ihre Unschuld beweisen zu können; Odette, die schuldige Gattin und Mutter, die in die Tiefe der Verkommenheit versinkt und von dort aus plötzlich aufblicken muß zu der unbewußten und strahlenden Reinheit ihres eigenen Kindes — alle diese Frauengestalten der Sardou'schen Dichtungen sind im wahrste» Sinne des Wortes „Heldinnen" von Schauspielen. Sie stehen im Mittelpunkte und im Vordergründe der Handlung; von ihnen allein geht fast eine jede Regung aus, und beinahe jedes der gesprochenen Worte hat unmittelbaren Bezug auf sie. Aber so bedeutend die Aufgaben auch sein mögen, welche Sardou in diesen Schauspielen seinen Heldinnen anweist, in keinem derselben ist die weibliche Hauptrolle so anspruchsvoll, mächtig und allbeherrschend, wie in „Fedora". Fedora «drückt ihre ganze Umgebung. Sie tritt auf, nachdem der Vorhang sich kaum gehoben hat, und bleibt mit ganz geringfügigen Unterbrechungen auf der Bühne, bis sich der Vorhang zum letzten Male senkt. Es ist ein langes dramatisches Solo, das erst gegen den Schluß des Stückes durch ein Duett, in dem sie noch immer die dominirende Stimme beibehält, abgelöst wird.

In Bezug auf theatralische Fertigkeit möchte ich „Fedora" trotz „Fernande" und den anderen so überaus wirksamen Bühnenwerken des scharfsinnigen, findigen und mit allen Geheimnissen des Bühneuräderwerts vertrauten Verfassers für die gelungenste Arbeit von Victorien Sardou halten. Die Klarheit der Exposition , die Kunst des Aufbaues, die sichere Steigerung bis zum Höhepunkt, die Kraft, bis zur Auflösung die Theilnahme in unverminderter Fülle zu erhalten, — alle diese Vorzüge des erfolgreichsten der modernen französischen Bühnendichter kommen hier in wahrhaft glänzender Weise zur Geltung und flößen demjenigen, der das Stück einer aufmerksameren Prüfung unterwirft, respectvolles Erstaunen ein.

Dem Bühnendichter stehen zur Veranschaulichung der dramatischen Handlung, wenn man von den feineren Unterscheidungen absieht, drei verschiedene Wege offen: er kann den Vorgang auf die Bühne selbst verlegen, das Ereigniß vor den Augen des Zuschauers sich zutragen lassen — unter den modernen Dichtern ist es vornehmlich Scribe, der auf diese Weise die unmittelbare Wirkung auf die Zuschauer angestrebt und erzielt hat; das Ereigniß kann hinter die Coulissen verlegt werden, wo es sich entweder eben abgespielt hat oder noch in dem Augenblicke abspielt, in dem wir die Wirkung bei den auf der Bühne befindlichen Personen wahrnehmen — die

Fedora uon victorien sardou. —^ 2^?

Beschaffenheit der antiken Bühne macht es schon erklärlich, daß die alten Tragödiendichter sich vorzugsweise dieses Mittels bedient haben, und wenn ein Beispiel angeführt werden sollte, so brauchte nur etwa auf die Ver» zweiflung des Oedipus beim Tode der Iolaste hingewiesen zu werden, in der neueren dramatischen Dichtung auf das Ende von „Wallensteins Tod“; endlich kann auch die Handlung in der Erzählung fein, in dem Bericht über schon Geschehenes — als unerreichtes Muster wäre hier die „Frauenshule“ von Molidre anzuführen, die nichts anderes ist als ein ununterbrochener Bericht über Dinge, die sich schon ereignet haben, und die dem Zuschauer verborgen geblieben sind, ohne daß das Lustspiel deswegen an Einförmigkeit litte, und die komische Wirkung irgendwie beeinträchtigt würde. Sardou bedient sich mit Vorliebe des zweiten Mittels. Wir sehen den Reflex der gleichzeitigen oder soeben erst abgeschlossenen und uns unsichtbaren Handlung sichtbar in den auf der Bühne befindlichen Personen, und die Wirkung, welche die Ereignisse auf diese ausüben, überträgt sich auf den Zuschauer selbst. In „Fedora“ wendet er dieses Mittel sogar fast ausschließ- lich an, wie sich am besten aus der Wiedergabe des Inhaltes des neuesten Schauspiels erkennen lassen wird. Fedora gehört einer der ersten Familien ihres Vaterlandes an. Sie ist eine Fürstin Romazoff. Zu ihren Ahnen von mütterlicher Seite zählt sie die berühmte Sophie Potocka, deren cmmuthiges, in zahlreichen Repro- ductionen sehr verbreitetes Pastellbild von Grenze aus dem Berliner Museum die reizenden mädchenhaften Züge dieser schönen Person allbekannt gemacht hat. Ihr Vater, der alte Fürst Romazoff, war durch und durch Russe, ein wahrer Kosak, und von ihm hat Fedora mancherlei geerbt, — eine gewisse Gewaltthiitigkeit, die sich bei vielen Gelegenheiten in etwas drastischer Weise äußert. So läßt sie einen Neugierigen, der ohne Erlaubniß ihre Dampf- Yacht besteigt, von den Bootsleuten einfach über Nord in's Wasser werfen. Sardou hebt diese und andere bezeichnende Züge ganz besonders hervor, um von vornherein den Vorwurf zu entkräften, daß Fedoras Handlungen nicht allein unweiblich, sondern unmöglich seien — unmöglich für eine Französin, unmöglich für sonst eine gebildete Dame irgend eines Culturvolkes, das würde er allenfalls zugeben; bei Fedora, diefem eigenthümlichen Geschöpf einer launischen Nacenkreuzung, bei dieser ganz merkwürdigen Person, in deren Adern sich das Blut des hellenischen Kaiserthums mit dem des kosakischen Stockrussenthums vermischt, soll man sich aber der unwahrscheinlichsten Dinge versehen dürfen. Ihren eisten Mann, einen uninteressanten Trunkenbold, an den sie von ihrem gewaltsamen Vater verheirathet worden ist, hat sie ohne Schmerz begraben. Sie ist schön, sie ist reich, sie ist jung. In den gesellschaftlichen Vereinigungspunlten von Petersburg: in den Salons der Aristokratie und

2H8 Paul lindau in Verlin.
auf dem Eise der Newa macht sie die Bekanntschaft des vornehmen und sehr verführerischen jungen Lebmannes, Wladimir Andrejewitfch Jaristin. Die Beiden verloben sich im Geheimen, und ganz im Stillen werden die vorbereitenden Schritte zur Vermählung gethan.
Der erste Aufzug spiel^ in Wladimirs Wohnung. Wir erblicken als vorderen Raum ein behagliches und reiches Innngesellenzimmer, an welches da» Schlafzimmer anstößt. Auch dieses ist durch die breite Thür im Hintergründe zu erblicken, ebenso sieht man, d» der vordere Raum ein Octogon bildet, durch die abgestumpften Ecken des Hintergrundes das an das Schlafzimmer anstoßende Toilettenzimmer. Es ist schon ziemlich spät. Der Kammerdiener wartet auf seinen Herrn. Inzwischen verplaudert er die Zeit mit einem großen Juwelier, bei dem Wladimir im Laufe des Abends vorsprechen wollte, den er aber vergeblich hat warten lassen. Der Herr kommt nicht. Anstatt seiner erscheint Fedora, die sich in großer Aufregung und Beunruhigung befindet. Auch ihr hat Wladimir seinen Besuch für den Abend angekündigt, und auch bei ihr ist er nicht gewesen. Die Angst der verliebten Frau ist um so erklärlicher, als der Anfang des Stückes gerade in die Tage der allgemeinen Bestürzung fällt: der Zar ist vor einigen Tagen ermordet worden, hinter jeder Thür lauert das schreckhafte Gefpenst des Nihilismus. Die Luft ist mit allerlei unheimlichem Zündstoff und dem Staub der explodirten Minen ganz erfüllt, und Wladimir ist der Sohn einer der verhaßtesten Persönlichkeiten von Petersburg, der Sohn des Generals Jariskin, des obersten Polizeichefs. —
Die Minuten der qualvollen Erwartung werden Fedora entsetzlich lang. Sie öffnet das Fenster, sie blickt auf die Straße, Wladimir kommt noch immer nicht. Endlich wird die Klingel gezogen. Wie befreit athmct sie auf; aber eine furchtbare Enttäuschung harrt ihrer. Der Polizeiagent Gretfch betritt hastig das Zimmer, gefolgt von mehreren seiner Leute. Er bringt Wladimir, von einem Schusse tödtlich verwundet. Der herbeigerufene Arzt erfcheint. Wladimir wird im Schlafzimmer auf sein Lager gebettet. Alle machen sich um den Sterbenden zu schaffen. Während die Vorhänge geschlossen werden, wird im vorderen Naume sofort das Verhör begonnen. Ein Zeuge ist gleichzeitig mit Gretfch erschienen: Herr de Sinex, Attachs an der französischen Botschaft. Durch Vernehmung des Kutschers wird festgestellt, daß sich Wladimir, wie in letzterer Zeit schon mehrfach, nach einem entlegenen Stadtviertel hat fahren lassen, wo der Schlitten vor dem Gitterthor, das zu einem ziemlich abgeschlossenen, von öden Garten umgebenen Häusercomplex führt, gehalten hat. In der Nahe befindet sich ein Schießhaus. Der Kutscher hört, bald nachdem sein Herr den Schlitten verlassen hat. zwei aufeinander fallende Schüsse. Freilich wundert er sich darüber, aber er erklärt es sich eben durch die Nähe des Scheibenstandes. Einige Minuten darauf kommt Jemand schnell auf den Schlitten zu. Der Kutscher meint, es sei sein Herr; der Unbekannte schlüpft indessen schnell vorüber, ohne sein Gesicht

Fedoia vo» Viktorien Pardon, 2HH
zu zeigen, und entfernt sich hastig, Der Kutscher steigt vom Bock und sieht nun im Schnee Blutspuren. Er ruft um Hilfe, ein Wagen fährt vorüber und hält; diesem entsteigt Herr de Siriez. Die Neiden folgen nun den Blutspuren, die sie in ein Gartenhäuschcn führen. Dort finde» sie auf der obersten Stufe der Treppe Wladimir in seinem Blute, im Nebenzimmer einen Revolver, den der Kammerdiener auf das Bestimmteste als die seinem Herrn gehörige Waffe recognoscirt. Er war in letzter Zeit beständig bewaffnet ausgegangen, da er durch einen nihilistischen Drohbrief um seine Sicherheit besorgt gemacht worden war. Da sich in der Briefftasche Wladimirs alle Wertpapiere unversehrt vorfinden, gilt es als zweifellos, daß die Nihilisten ihre Drohung ausgeführt haben. Es ist festgestellt worden, daß das Haus acht Monate vorher für einen Studenten, der dort anatomische Präparate herzustellen vorgegeben hat, durch eine Frauensperson, die etwa wie eine Hllndelsfrau ausgesehen hat, gemiethet worden ist. Die Mirthe ist vorher geregelt worden, man hat den Miethcr nie gesehen. Als bei dem Verhör des Frauenzimmers gedacht wird, meldet sich der Kammerdiener und sagt, daß ihm jetzt erst einfallt, wie sein Herr im Laufe des Abends, gerade als er sich anschickte auszugehen, einen Brief erhalten habe, der ihm durch ein Frauenzimmer, das den Eindruck eines Dienstboten oder einer Handelsfrau gemacht habe, überbracht worden sei. Der Graf hat der Person mündlich den Bescheid gegeben: „Es ist gut, ich werde kommen!" und darauf den Brief in die halbgeöffnete Schublade seines Schreibtisches geworfen. Der Kammerdiener hat das ganz genau gesehen und bethcucrt auf das allerbestimmteste, daß der Brief unbedingt noch da sein müsse. Aber der Brief ist nicht da. Auf die weiteren Fragen des Polizeiagenten meldet Wladimirs Groom, der kleine Dmitri, daß allerdings im Laufe des Abends während der Kammerdiener gerade eine Besorgung machte, ein Herr, der früher bisweilen den Grafen besucht habe, sich nach ihm erkundigt, und nachdem er gehört, daß er ausgegangen ,sei, erklärt habe, er wolle einige Worte aufschreiben. Der Groom hat ihn in das Cabinet geführt, der Herr hat sich an den Schreibtisch gesetzt, ist aber, während der Groom das Kaminfeuer in Ordnung brachte, sofort wieder aufgestanden mit dem Bemerken, er wolle Wladimir doch lieber sprechen, und hat darauf mit auffälliger Haf5 >das Haus verlassen.
Für Fedora und Gretfch ist nun Alles sonnenklar: Wladimir ist in einen Hinterhalt gelockt worden, die Person, welche den Brief überbracht, hat gesehen, wie er diesen in den Tischkasten geworfen, und hat die Verschwörer davon benachrichtigt. Einer derselben hat, um den einzigen Gegenstand des Verdachts zu vernichten, .den Brief entwandt. Es handelt sich also nur darum, die Persönlichkeit des Briefdiebes festzustellen, der wahrscheinlich mit dem Mörder identisch sein Mrd. Vergeblich bestürmt man den kleinen Dmitri, sich auf den Namen des Mannes zu besinnen, der nach seiner Aussage mehrfach im Hause gewesen ist und dessen Namen er auch Noib und 2üd. XXIV, ?I. 1?

250 f)a»I kindcill i» Vcrlin.

kennt, inzwischen aber wieder vergessen hat. Ter Kleine kann sich nicht besinnen. Plötzlich fällt ihm indessen ein, daß der Gesuchte an einem bestimmten Sonntage sich längere Zeit vor dem Hause mit Wladimir unterhalten und sich bei der Gelegenheit vom Hauswart Feuer für seine Cigarre hat geben lassen. Nun wird der Portier vernommen, und dieser bezeichnet als die von Dmitr! gemeinte Persönlichkeit den Grafen Loris Ipanoff.

„Ipanoff!" bestätigt der Groom mit voller Bestimmtheit. Und Ivanoff wohnt gerade gegenüber; man lann die Fenster von diesem Cabinet aus scheu. Sie sind dunkel. Gretsche besinnt sich nicht lange und will sofort zur Verhaftung Ivanoffs schreiten. Er begibt sich mit seinen Leuten in das bezeichnete Haus. Mit fieberhafter Aufregung verfolgen die im Cabinet Zurückgebliebenen die Vorgänge im Hause gegenüber: Fedora, Eirix und die Dienstboten. In den Zimmern wird es hell; man sieht Schatten hin- und Heihuschen. Plötzlich sammeln sie sich. „Sie haben ihn!" ruft Fedora aus. Da wird sie sanft vom Doctor abgerufen. Der Sterbende hat nach ihr verlangt. Sie stürzt in das Schlafgemach, sie ruft ihrem Geliebten einige herzerreißende Worte zu, dann schreit sie entseht auf: Wladimir hat seinen letzten Athemzug gethan. Fedora ist am Sterbebette niedergesunken, die Diener knieen nieder, Gretsche kommt zurück, um zu melden, daß Ivanoff entflohen ist, und entblößt das Haupt, als ihm bedeutet wird, daß er vor einer Leiche steht. Damit endet der erste Act. Der zweite Aufzug spielt in Paris im Salon der reizvollen, geistreichen, oberflächlichen, lasterhaften und annuithigen Gräfin Soukareff, die alle möglichen interessanten Leute empfängt, also auch Nihilisten, und diese sogar mit einer gewissen Vorliebe, — also auch Loris Ipanoff, der glücklich aus Petersburg entkommen ist. Fedom gehört ebenfalls zu den Gästen der Gräfin. Sie hat das Gerücht aussprengen lassen, daß auch sie verbannt sei, weil sie hofft, als Genossin des Exils das Vertrauen Ipanoffs leichter zu gewinnen und ihm wo möglich ein Geständnis; zu entlocken. Sie hat nur noch eine Lebensaufgabe: den Tod ihres Geliebten zu rächen; sie hat ihren Racheplan mit grausamen« Scharfsinn ausgearbeitet und steht im Vegriff, ihn in's Werk zu setzen. Sie will Loris Ipanoff in sich verliebt machen, um ihn dem Henker zu überliefern. Alles scheint ganz nach Fedoras Wunsch zu gehen. Loris verliebt sich in der Thal in die schöne, originelle und geistvolle Fürstin. Aber auch Fedora soll erfahren, daß das Spiel mit dem Herze» nicht ganz gefahrlos für sie ist — auch sie fängt an, sich in sehr bedenklicher Weise für den jungen und schönen Loris zu interessiren. Sie schämt sich freilich dieses Gefühls, das sich ihr gewaltsam aufdrängt, und die Beschämung steigert ihren Rachedurst noch mehr; aber sie gesteht doch selbst Herrn von Sinex, der ihr vertrauter Freund geworden ist, daß es der innigste Wunsch ihres Herzens wäre, wenn sie sich von der Unschuld

Fedora von Victorien Sardou, 25[^]
Ipanoffs überzeugen konnte. Wie jedoch die brückenden Verdachtgründe, die gegen Loris sprechen, beseitigen? Gleichwohl wird sie[^] nichts gegen ihn unternehmen, bevor sie sich nicht die völlige Gewißheit verschafft bevor sie nicht aus Ipanoffs eigenem Munde vernommen, daß er Wladimir getötet hat. Ipanoff selbst wird von russischen Polizeispielen, welche die Regierung des Zaren in Paris zur Ueberwachung der Nihilisten unterhält, und die unter dem Befehl von Gretsche stehen, auf das strengste beobachtet. Indessen ist es der Polizei bis jetzt nicht gelungen, irgendwelchen Zusammenhang zwischen Ipanoff und den Nihilisten festzustellen.
Im Salon der Gläsin Olga treffen also Loris und Fedora zusammen, und während die übrige Gesellschaft im anstoßenden Zimmer einer musikalischen Aufführung beiwohnt, entspinnt sich zwischen den Beiden eine sehr bewegte Scene. Loris gesteht Fedora seine leidenschaftliche Liebe. Fedora will diese Leidenschaft, die sie im Innern theilt, auf's Aeüßerste steigern, um ihm in der zügellosen Aufregung der Einnahme das Geständnis; seiner Schuld zu entlocken oder den unwiderleglichen Beweis seiner Unschuld zu gewinnen. Sie sagt ihm also, daß sie morgen abends werden, da ihre Begnadigung eingetroffen sei. Loris ist verzweifelt. Fedora tröstet ihn. Sie besitzt in Petersburg Einfluß genug, um sicher zu sein, daß sie auch seine Begnadigung durchsetzen werde. Loris entgegnet, er stehe unter dem Verdacht, den Sohn des Polizeimeisters Jariskin ermordet zu haben, und er werde niemals auf Gnade hoffen dürfen. „Und wenn Du Deine Unschuld beweisen könntest?“ fragt Fedora, „Denn Du bist doch nicht schuldig?“ Loris erklärt sich für unfuldig, aber von Fedora bedrängt, spricht er das Wort aus: „Ich habe allerdings Wladimir getötet, habe das Strafgericht an ihm vollzogen.“ Er kann dem verzweifelten Weibe in dieser Umgebung und zu dieser Stunde die nothwendige Aufklärung nicht geben, aber er wird ihr Alles sagen, sie wird Alles begreifen und Alles verzeihen. Fedora kennt diese Phrasen des Nihilismus. Sie giebt ihm noch für denselben Abend ein Stelldichein in ihrer Wohnung, dort will sie ihn anhören, dort will sie auch ihre Nache vollziehen. Mit dieser Verabredung und mit diesem Gelübde Fedora's schließt der zweite Act.
Um die mitternächtige Stunde sitzt Fedora in dem eleganten Salon ihres Hotels und brütet und wartet; „und was sie sinnt, ist Schrecken, und was sie schreibt ist Blut.“ Sie schreibt an den General Jariskin, daß Loris Ipanoff sich zur Ermordung Wladimirs bekannt hat. Durch die von Säulen getragene Vorhalle sieht man den Garten, der im vollen Mondenschein friedlich daliegt. Wie gewöhnlich stellt sich um diese stille Stunde auch Gretsche ein, um ihr über das, was er im Laufe des Tages ausgerichtet und ausgekundschaftet hat, Bericht zu erstatten. Heute zum ersten Mal hat Gretsche etwas Verdächtiges ermittelt. Ein gewisser Platon Soluleff ist aus 1?»

252
sau! lind an in Verl in,
Petersburg mit einer schriftlichen Mittheilung von Valerien Ipanoff, dem Bruder von Loris, eingetroffen. Fedora öffnet ihren Brief wieder und schreibt die Namen der Beiden hinein: Platon Sutoleff und Valerien Ipanoff. Gretsche weiß ferner, daß Sokoleff schon am andern Tage nach Petersburg zurückkehren werde. Fedora theilt dem Agenten mit, daß ihr Tag ergiebiger gewesen ist, daß Loris ihr Alles gestanden hat. Sie hat ihn hierher gelockt, und da die französische Negierung sich weigert, politische Verbrecher auszuliefern,, wird sie selbst die Aufhebung Ipanosss in's Werk sehen. Gretsche und seine Leute halten sich im Garten, den Loris durchschreiten muß. versteckt, das Hotel liegt an der Seine. Fedora hat eine kleine Dampfyacht gekauft und schon verschiedene Vergnügungsfahrten auf derselben mit guten Freunden unternommen. Die zur Bedienung des Schiffes gehörigen Bootsleute werden ebenfalls den Befehlen von Gretsche unterstellt, auch sie sind im Garten untergebracht. Die Dienstboten Fedoras werden zu Bett geschickt, der Portier wird angewiesen, fest zu schlafen und sich nicht zu rühren und zu regeu. wenn er auch verdächtiges Geräusch im Garten hören sollte. Es wird Folgendes verabredet: Sobald Ipanoff das Zimmer verläßt und durch den Garten den Quai gewinnen will, stürzt sich Gretsche mit seinen Leuten auf ihn, knebelt ihn und läßt ihn an Bord der Jacht schaffen, wo er in der untersten Cabine in Sicherheit gebracht wird. Dort verbleibt er bis zum hellen Tage. In der Frühe wird der Kessel geheizt, nicht in der Nacht, da dies Verdacht erwecken tonnte, und am Morgen fährt die kleine Jacht die Seine hinunter nach Havre, wo eine russische Fregatte vor Anker liegt und die Ankömmlinge erwartet. Sobald Loris auf der russischen Fregatte ist, ist er auf russischem Grund und Boden, und die französische Polizei hat ihre Rechte verloren. Alle diese Vorbereitungen werden mit größter Pünktlichkeit ausgeführt.
Mitternacht ist vorüber, es ist Alles still, da hört man leise die Gartenthür anlegen, der Kies im Garten knirscht, Gretsche zieht sich schnell zurück, und harmlos geht der leidenschaftlich verliebte Loris in die Falle. Ohne Umfchweif bringt Fedora das Gespräch auf die Ermordung Wladimirs. „Ein Act politischer Rache?“ — Aber schon bei dem ersten Wort, das Loris antwortet, erstarrt ihr das Blut. „Keineswegs, eine Liebcsgeschichte.“ Und unter dem steigenden Grausen Fedoras erzählt nun Loris die der«hängnißvolle Wahrheit. Loris hat sich wider den Willen seiner alten gelähmten Mutter und wider den Willen seines Bruders Valerien mit der Vorleserin seiner Mutter, einer Polin Namens Wanda, im Geheimen vermählt. Wanda hat in Petersburg neue Bekanntschaften angeknüpft, unier andern auch mit Wladimir Jaristin. Loris hat bemerkt, daß Wladimir seiner Frau bedenkliche Aufmerksamkeiten erweist, und er hat Wanda gebeten, den Verkehr mit dem jungen leichtsinnigen Lebermann aufzugeben. Wanda hat ohne Weiteres in den Wunsch ihres Gatten gewilligt, und die flüchtige Bekanntschaft, die sich zwischen Loris und Wladimir auch in Folge der Nachbarschaft ihrer Wohnungen geknüpft hatte, hat sich schnell wieder gelöst. Um die Weilmachts.

Fedora vor» Oiclorien Zordou. -52

zeit will Loris zum Besuche seiner Wutter auf's Land reisen. Auf der Bahn bemerkt er, daß er einige wichtige Sachen, die er für seine Mutter zu besorgen halte, in seinem Zimmer hat liegen lassen. Er kehrt um, um die Sachen zu holen, und wird den nächsten Zug benutzen. Im Augenblick, als der Schlitten vor seiner Thür hält, bemerkt er, wie die Kammerzofe seiner Frau aus dem Hause Wladimirs tritt, und als sie ihn erblickt, sich schnell zu entfernen sucht. Er sieht ihr nach und bringt sie auf sein Zimmer. In der äußersten Be^ürzung gesteht sie ein, daß sie von ihrer Herrin einen Brief an Wladimir gegeben, den dieser in ihrer Gegenwart in den Tischlasten geworfen habe. Sie gesteht, immer unter der Bedrohung ihres Lebens und in der äußersten Angst, daß ihre Herrin öfter heimliche Zusammenkünfte mit Wladimir in einem verlassenen Gartenhäuschen der entlegenen Vorstadt gehabt habe. Das Häuschen sei im Uebrigen nicht bewohnt gewesen. Sie sei an den Tagen der Zusammenkünfte hingegangen, um Lichter und Feuer anzuzünden, den Beiden das Haus zu öffnen, und habe sich dann entfernt. Loris befiehlt der Kammerzofe, genau nach der üblichen Vorschrift zu handeln. Sie soll heute wie an den früheren Tagen Licht und Feuer anzünden. Er schließt sie indessen zunächst ein, geht in Wladimirs Wohnung und verschafft sich unter dem Vormunde, Etwas aufschreiben zu wollen, Eintritt, findet den Brief an der bezeichneten Stelle und begiebt sich nun mit dem Mädchen nach dem einsamen Haufe. Er hält sich hinter dem Treppenvorsprunge versteckt, den Revolver in der Hand; das Mädchen neben ihm. Er befiehlt ihr zu öffnen und erklärt, daß er sie bei dem ersten Zeichen, daß der Herr dem ersten verdächtigen Worte niederschließen würde. Zur angegebenen Zeit wird geläutet, Wladimir kommt zuerst, fragt, ob die gnädige Frau schon da sei, und auf die verneinende Antwort steigt er die Treppe hinauf, Loris hört, wie er ungeduldig auf- und abgeht. Nach einer kleinen Weile kommt Wanda, fragt, ob der Herr schon da sei, und huscht, nachdem das Mädchen die Frage beantwortet hat, vergnügt an den Neiden vorüber, die Treppe hinauf. Loris wirft dem Mädchen seine Börse zu und gebietet ihr, spurlos zu verschwinden. Er wartet einige Augenblicke, geht auch hinauf, öffnet die Thür, welche die Schuldigen nicht einmal geschlossen hatten, und steht mit blitzenden Augen den Neiden gegenüber, den Revolver in der Faust. Wladimir, der ihn bewaffnet sieht, zieht seinerseits den Revolver und feuert. Gleich darauf schießt auch Loris. Loris wird leicht verwundet, Wladimir getödtet. Loris entkommt. Er verbirgt sich einige Tage bei seinem Freunde Boroff und kommt dann in Verkleidung unbehelligt über die Grenze. Es ist ihm nicht faßbar, wie die Polizei sofort auf seine Spur hat kommen können.

Tas Alles erzählt Loris Fedora, und er beweist ihr die völlige Wahrheit seiner Aussage, indem er ihr Briefe von Wladimir an Wanda vorlegt, die über das strasbaie und ruchlose Verhältniß der Beiden nicht den geringsten Zweifel lassen. Wladimir spricht darin mit äußerster Mißachtung von der

254 j?au! liüdau in Verlin.

reichen Frau, die er heirathen müsse, um seine zerrütteten Vermögens-Vcrhältnisse wieder aufzubessern. Und das Alles liest Fedora mit eigenen Augen! Und der Mann, den sie geliebt, den zu rächen sie sich zur Lebensaufgabe erkoren hatte, enthüllt sich ihr in seiner ganzen Erbärmlichkeit als Lügner, Ehebrecher und Schuft! Und um dieses Menschen willen steht sie im Begriff, den edlen, unglücklichen Mann, den sie nun von ganzer Seele leidenschaftlich liebt, dem Henker zu übergeben! Ja, sie hat es schon gcthan, denn Gretsche wartet vor der Thür, und Gretsche hat vom General Jariskin die Weisung erhalten, die Sache nun endlich zum Abschluß zu bringen! Das heißt: Loris lebendig oder todt dem Moloch der russischen Gerechtigkeit vorzuwerfen.

Es ist spät geworden. Loris darf nicht länger verweilen, wenn er die Fürstin nicht compromittiren will, er darf auch nicht langer verweilen, um seiner eigenen Ruhe willen; denn er liebt die Fürstin leidenschaftlich. Sie sind allein in der zauberischen Mondesnacht, ihre Sinne sind in äußerster Erregung; er zittert bei ihrer Berührung, er muß gehen! Fedora bittet ihn, beschwört ihn zu bleiben; sie schmiegt sich an ihn, sie hall ihn gewaltsam zurück; er wehrt sie ab, er muß gehen! Nein, er darf nicht gehen! Sie weiß ja, wenn er dies Zimmer verläßt, ist er ein Kind des Todes. Alle Mittel der Beredsamkeit sind von ihr erschöpft, ihr bleibt nur noch ein letztes, unl ihn zurückzuhalten: sich ihm hinzugeben. Und sie schwankt nicht — Loris bleibt.

In den nächsten Wochen erzählt man sich in den Pariser Salons eine lustige Geschichte. Die Lästerzungen sind in eifrigster Thätigkeit: Die schöne Fürstin Fedora Romazoff hat ein offenkundiges Verhältniß; mit dem interessanten Flüchtling Loris Ipanoff angeknüpft. Die beiden haben in der reizenden Dampfyacht eine lange Vergnügungsfahrt gemacht, ganz originelle und entzückende Flitterwochen zu Wasser durchlebt.

Während sie so in seliger Verschollenheit ganz ihrer Liebe leben, haben sich in Petersburg wichtige Dinge ereignet. Jariskin ist in Ungnade gefallen und wegen einiger schreiender Gewallact schnell von seinem Amte entfernt, und Loris Ipanoff, für den sich sein Freund Boroff energisch verwandt hatte, ist begnadigt worden. Siriex meldet diese gute Nachricht Fedora. Aber Siriex ist nicht nur der Ueberbringer dieser guten Nachrichten, er bringt auch bitterböse. Die Gewaltmaßregeln, die den Sturz des alten Generals Jariskin vor Allem herbeigeführt haben, treffen Loris und mit ihm Fedora in ergreifendster Weise. Jariskin hat einen gewissen Platon Sololeff ergreifen, unter dem Vormunde, ihn zu verhören, in sein Cabinet bringen lassen, und Niemand weiß seitdem, was aus ihm geworden ist; er ist auf russische Weise beseitigt worden. Er hat ferner den Bruder von Loris, Valerien Ipanoff, unter dem Vorwande, daß dieser an der Ermordung

Fedoia von victorien 3ardou, 255

Vladimirs mitschuldig sei, in einen unterirdischen Keiler der von der Nawa umspülten Festung geworfen, die Nawa ist in der Nacht gestiegen, das Wasser ist in die Zelle gedrunken, Valerien ist ertrunken.

Als Fedora diese grausigen Nachrichten vernimmt, wird sie fast wahn-sinnig vor Verzweiflung. Sie selbst hat die Namen von Platon Sokoleff und Valerien Ipanoff in den Brief an Uarislin gesetzt; sie kann nicht daran zweifeln, daß sie die intellectuelle Urheberin dieses fürchterlichen Doppelmordes ist. Und nun lommt Loris zu ihr, aufgeräumt, heiter und guter Dinge, glücklich, um die Briefe in Empfang zu nehmen, die fein Kammerdiener während der anticipirten Hochzeitsreise in der Wohnung der Fürstin abgegeben hat.

Es sind mehrere Briefe und eine Depesche. In Fedorcis Gegenwart selb« will Loris Kenntniß von deren Inhalt nehmen. Fedora schaudert. Er öffnet zunächst die Depesche von Boroff; „Du bist begnadigt! Jarislin ist gestürzt, ich habe den Brief. Treffe Donnerstag fünf Uhr in Paris ein.“ „Also heute... in einer halben Stunde! — Aber welchen Brief?“ fragt Loris. Er durchsucht die Briefe und nimmt nur den einen heraus mit dem Petersburger Poststempel, sonderbarerweise nicht von seinem Bruder Valerien, von dem er Nachrichten erwartet. Der Brief ist von Boroff; er ist einige Tage vor der Depesche geschrieben. Boroff theilt ihm darin mit, welche Schritte gethan sind, um eine Begnadigung zu bewirken. Boroffs Vater, ein Freund des Zaren, hat sich auf das Lebhafteste für Loris verwandt. Der Kaiser hat Jariskin zu sich beschieden, Jariskin hat auf das Be stimmtest? versichert, daß er die Beweise in Händen habe, wie Loris zu de» Nihilisten gehöre und Wladimir getödtet habe. Er habe den Beweis in einem Briefe, den eine in Paris lebende Russin an ihn gerichtet habe. Noroffs Vater wird alles Mögliche thun, um in den Besitz dieses Schrift-stückes zu gelangen. In einer Nachschrift meldet Boroff das entsetzliche Ende von Platon Sokoleff und Valerien Ipanoff. Damit noch nicht genug. Die alte gebrechliche Frau Ipanoff hat die Erregung der fürchterlichen Tage nicht überlebt. Die Verbannung ihres ältesten Sohnes, der schauerliche Tod ihres jüngsten hat auch sie getödtet.

Loris bricht zusammen. Sein tiefster Schmerz findet bald einen schauerlichen Ausdruck in dem unmenschlichen Haffe gegen die elende Person, die all' dieses Unheil angerichtet hat. Und Fedora ist Zeugin dieses wahn-sinnigen Ausbruchs und hört die Verwünschungen, die der Geliebte in seiner besinnungslosen Verzweiflung gegen sie, die ihm noch Unbekannte, schleudert. Aber er wird sie ja kennen lernen! Buroff hat den Brief, und Voroff ist eben eingetroffen, wie der Kammerdiener meldet. Fedora feilscht mit jeder Minute. Um einige Augenblicke zu gewinnen, überredet sie Loris, noch zu bleiben, Boroff kommen zu lassen, in fünf Minuten kann er da sein, und sie will diese Gelegenheit noch benutzen, um ihn wo möglich versöhnlicher zu stimmen, um ihm zu erklären, was ihm unerklärlich erscheinen muß, um

256 s>a»I liidau in Vcrlin.

ihn zu überzeugen, daß sie nichts Böses gewollt hat. daß sie Wladimir haßt daß sie ihn liebt. Sie wagt erst schüchtern, dann von der Angst gepeitscht, immer zuversichtlicher die Unbekannte zu vertheidigen. Vielleicht ist sie doch leine gemeine Spionin, leine feile Denunciantin, vielleicht hat em edleres Motiv mitgewirkt, vielleicht hat sie Wladimir geliebt, nicht gewußt, weshalb ?r gefallen ist, hat in Ipanoff nur eiüen erbarmungslosen Mörder dessen gesehen, der ihr das Theuerste gewesen ist. Sie spricht wärmer, die Todesangst macht sie unvorsichtig, Loris schöpft Verdacht und spricht seinen Argwohn aus. Sie gesteht. Er will sie niederschmettern. „Es ist nicht nöthig," sagt sie. Sie hat die Kapsel eines byzanlinischen Kreuzes, eines Familienstücks, das sie stets an ihrem Halse trägt, geöffnet und in demselben Augenblicke, da Boroff gemeldet wird, den Inhalt in die Tasse Thrc entleert und das Gift gctrunten. Voroff findet eine Sterbende, und nach einigen Augenblicken haucht Fedora, der Loris noch vergeben hat, ihre Seele aus.

<° 5
Das ist der Inbalt dieses erschütternden Schauspiels, das mit der Darstellerin der Heldin steht und fällt. Betrachtet man dasselbe vom Standpunkt der Technik etwas genauer, so wird man bemerken, wie Sardou die Hauptwirluug dadurch erzielt, daß er die wesentlichen Factoren der Handlung hinter die Coulissen verlegt und uns in den auf der Bühne befindlichen Personen die Wirkung dieser unsichtbaren Vorgänge veranschaulicht. Wir sehen nicht den todten Wladimir, wir sehen nur das Entsetzen, das sein Tod verbreitet; wir wohnen der Haussuchung bei Loris nicht bei, aber wir sehen alle Einzelheiten derselben durch die Augen Fedoras und ihrer Umgebung. Wir leiden mit Fedora, während sie aus dem Munde ihres Geliebten die verhcnnignißvolle Wahrheit vernimmt, weil wir wissen, daß der Henker vor der Thür steht, daß Gretsche und seine Gesellen im Gebüsch versteckt auf den armen Loris lauern; wir machen die furchtbaren Seelenkämpfe Fedoras im letzten Aufzuge mit, weil Voroff unterwegs ist, Voroff mit dem Brief, der jeden Augenblick eintreten und die Schuldige entlarven muß. Wenn uns in allen diesen Scenen die Erfindung und das Geschick des berühmten Schriftstellers in wahrhaft glänzender Weise entgegentreten, so staunen wir doch noch mehr über die Sauberkeit der Ausführung und die völlige Fertigkeit der Arbeit. Da ist kein Wort zuviel, da ist nichts dem guten Glück überlassen, es ist Alles bis auf das Pünktchen über dem i so ausgeführt, wie der Dichter es gewollt hat. Alle Aeüßerlichkeiten. die Anordnung des Mobiliars, die Stellungen, die Art und Weise, wie die Personen ausstehen, sich setzen, die lebenswahren Unterbrechungen, die dem Laien gar nicht auffallen, in denen aber der Mann von Fach und jeder bühnenkundige Leser die bewußten Ncußerungcn eines bemerkenswerthen Kunstoerstandes, die sehr absichtlich angebracht worden sind, um Längen zu vermeiden, um die Theilnahme aufzufrischen und zu beflügeln, erblicken muß — alle diese Einzelheiten, die dichterisch von geringerem Werthc sein mögen.

Fedora von Victorien 3c>rdo». - 25?

aber für den Bühnenerfolg eines Werke? von großer Wichtigkeit sind, ja sogar entscheidend mitwirken können, sind hier in wahrhaft meisterhafter Weise durchgeführt. Das ist es, was auch in diesem Stücke einem Jeden, der für die deutsche Bühne schreibt, am meisten auffallen und was ihm zu» gleich das betrübende Geständnis; entlocken muß: diese Sauberkeit und diese Fertigkeit sind bei uns gar nicht zu erreichen!

Es ist wohl möglich, daß ein Stück von poetischerem Werthe in Deutschland geschrieben werden kann, ein so bühnensicheres und theaterfestes Stück kann hier nicht geschrieben werden.

Es kann überhaupt nirgends geschrieben werden, es kann nicht am Schreibpult entstehen, es kann sich nur auf der Bühne selbst bis zu dieser völligen Fertigkeit entwickeln. Wir besitzen kein auch nur annähernd so fertiges Theaterstück wie „Fedora“, und »reihen auch keines besitzen, so lange die Verhältnisse bei uns bleiben, wie sie sind.

- Es würde im höchsten Grade lehrreich sein, wenn man einen Einblick in das Manuscript Sardous thun und die Veränderungen sehen könnte, die in dem Manuscript vorgenommen worden sind von den» Tage an, da er zum erstenmal auf der Probe erschienen ist, bis zum Tage der ersten Aufführung. Man würde staunen, über das. was auf diesem langen Wege abgestoßen und hinzugefügt, gemildert und verstärkt worden, wie in das Ganze Leben und Bewegung gekommen, wie das Schwerfällige beflügelt, das Steife gelenkig gemacht, das Farblose charakteristisch geworden ist. Wäre dasselbe Stück, das nun die Pariser in helle Begeisterung versetzt, so oder ungefähr so, wie es der Dichter in seiner Arbeitstube geschrieben hat. zur Aufführung gekommen — es wäre vielleicht ausgcgähnt oder ausgelacht worden, weil es eben damals noch ganz unfertig war!

Die stärkste Anschaulichkeit reicht nicht aus, um dem Dichter die Bühnenwirkung wahrhaftig zu verbürgen. Wie wäre es sonst erklärlich, daß sich Dichter und Bühnentundige, Männer wie Laube und Dingelstedt nach Kenntniahme des Manuscriptes oft auf das gröblichste hätten täuschen können, daß sie und alle Andern, die ein Stück aus dem Buche kannten, Dinge übersehen haben, die am Abend der ersten Aufführung einem jeden beliebigen Gevatter Schneider und Handschuhmacher sofort als unmöglich erschienen sind? Ein Bühnenwerk will mit leiblichen Augen gesehen sein, und die französischen Dichter sind in der glücklichen Lage, daß ihnen diese Möglichkeit geboten wird, bevor noch das Publikum zum Zeugen geladen ist. während die deutschen Bühnenschriftsteller ihr Stück thatsächlich zum erstenmal am Abend der ersten Aufführung sehen. Das ist der gewaltige Unterschied!

Die viel günstigeren Bedingungen, unter denen ein französisches Stück entsteht, erklären vollkommen die souveräne Ueberlegenheit, deren sich die Franzosen in der Handhabung aller theatralischen Mittel mit Recht be- rühmen dürfen.

Wenn einer der bekannten französischen Bühnendichter, wenn Augier,

258 Paul lindau in Vrclin.

Sardou, Dumas oder ein Anderer dem Theater ein neues Stück bringt, so wird er mit offenen Armen aufgenommen und mit den Ehren eines Fürsten behandelt. Sein Wort ist maßgebend, sein Wunsch Befehl. Ehe noch das Stück in die Hände der Schauspieler gelangt, ist über alles Wesentliche und Unwesentliche nach eingehenden Berathungen das Einvernehmen erzielt, über die Besetzung der Rollen, die Decorationen, die Costüme und Möbel. Sachkundige Männer werden herangezogen, es werden erforderlichen Falls Localstudien gemacht, nicht die geringfügigste Einzelheit bleibt unberücksichtigt. Und erst, nachdem Alles gewissenhaft erledigt ist, beginnen die Proben. Und was für Proben!

Wochenlang ist das Theater, während am Abend das übliche Repertoire»stück gespielt wird, im Lause des Tages ausschließlich den Proben des einen Stückes zur Verfügung gestellt. Dreißig, vierzig Proben werden abgehalten, und eine jede bringt etwas Gutes, etwas Neues, Fördersames, und was heute unbemerkt vorüberging, stört morgen, wird übermorgen durch etwas Neues ersetzt, das am folgenden Tage vielleicht wieder abgethan wird, bis endlich das Rechte am rechten Flecke steht. Daß aber die Summe von Unwesentlichem auf der Bühne Wesentliches ergiebt, weiß Jedermann, der nur einmal mit der Bühne zu schaffen gehabt hat. Eine glückliche Wendung ist im Stande, das bieber Leblose zu beleben; ein kleiner Strich, ja, die Beseitigung eines unüberlegten Wortes kann entscheidend sein für eine ganze Scene. Und wie hilft der Zufall dabei und der Rath der Schauspieler, die da erklären, daß ihnen dies oder jenes „schlecht liegt“, daß sie es lieber anders machen möchten; und wie zeigt sich nun, daß zu diesem oder jenem eine andere Umgebung als diejenige gewählt werden muß, welche dem Dichter vorgeschwebt hatte, — daß dieser Effect, der nach des Verfassers Ansicht gar nicht fehlschlagen konnte, völlig verpufft, und etwas Anderes, das den: Verfasser nebensächlich erschienen war, auf der Bühne plötzlich eine ungeahnte Wichtigkeit erlangt. Das alles kann nun gebührend berücksichtigt werden. Die französischen Dichter haben ja Zeit, und der Regisseur steht nicht mit der Hetzpeitsche hinter ihnen, um ihnen zu sagen, daß am so und so vielen das Stück unbedingt gegeben werden muß!

Es ist auch natürlich, daß dieses stete und ununterbrochene Zusammenarbeiten mit den Schauspielern auf der Bühne dazu beiträgt, die Rollen für die betreffenden Darsteller individueller zu gestalten; wenn die Rolle aber, um den landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, einem Schauspieler „auf den Leib geschrieben“ ist und diesem einen völlig paßt, so paßt sie auch dem andern, weil sie eben lebenswahr ist.

Für Theaterstücke ist der Schreibtisch nichts anderes als die graue Theorie, die Bühne selbst des Lebens goldner Baum; und weil die französischen Dichter des unberechenbaren Vorzugs genießen, ihre Stücke selbst auf der Bühne vollenden zu dürfen, werden sie —, ich meine nicht als Dichter, aber als Theaterschiffsteller — den Deutschen immer überlegen bleiben, so lange

Fedora vo» vi>, torie» ^a> do». 25H

diese sich nicht desselben Vorzugs zu erfreuen haben werden. Ein französischer Bühnenschriftsteller, dem man zumuthete, sein Stück unter den Bedingungen, die bei uns die allein maßgebenden sind, zur Aufführung zu bringen, würde dem Director in's Gesicht lachen, er würde ihn kaum für zurechnungsfähig halten. Der französische Bühnenschriftsteller beansprucht seine dreißig bis vierzig Proben und während der Proben die Alleinherrschaft auf der Bühne. Wie aber find die Verhältnisse in Deutschland? — Ich spreche natürlich nicht von den ersten besten Provinzialbühncn, ich spreche von den maßgebenden Kunstanstalten, die berufen find und berechtigt wären, sich den vornehmsten Pariser Theatern an die Seite zu stellen; ich spreche auf Grund von Erfahrungen, die ich am Burgtheater unter Dingelstedt — über Wilbrandttz leitende Thätigkeit steht mir ein Urtheil nicht zu — am Wiener Stadtthcatei unter Laube und am Berliner Schauspielhause habe machen tonnen. Die Verhältnisse sind an diesen drei Bühnen, die man wohl als ungefähr maßgebend für Deutschland betrachten darf, nahezu dieselben. In den beiden von hervorragenden Schriftstellern geleiteten Wiener Theatern zeigte man wohl den Autoren ein größeres Entgegenkommen und brachte deren bisweilen etwas ungeregeltem Eingreifen eine wärmere Theilnahme entgegen, als dies bei dem starren Ordnungssinn an der von früheren Schauspielern, Hein und Deeh, geleiteten Berliner Hofbühne als zulässig erschien; aber auch dort herrschte im Großen und Ganzen die Auffassung, daß sich die Thätigkeit des anwesenden Verfassers auf den Proben darauf zu beschränken habe, irrige Auffassungen im Einzelnen zu verbessern, nothwendige Striche vorzunehmen, geringfügige Hinzusetzungen zu.machen, mit einem Worte, jene Arbeit, die man als „Retouche" zu bezeichnen pflegt, zu verrichten, — immer unter der Voraussetzung, daß dadurch keine zeitraubende Störung eintrete, daß das vorgeschriebene Pensum in der vorgeschriebenen Zeit richtig abgehaspelt werde, und daß schließlich die Entscheidung nur dem Director zustehe. Die Möglichkeit einer gründlicheren Umgestaltung, die sich ans den Proben vielleicht als nothwendig herausstellen tonnte, ist auch dort ausgeschlossen. Und wenn der Director etwa einen Strich vornimmt, der dem Verfasser unberechtigt oder gar unzulässig erscheint, so bleibt dessen Protest gleichwohl kraftlos. Man erinnert sich eines von den Zeitungen gemeldeten Vorfalls, der sich zwischen dem früheren Director des Burgtheaters und dem jetzigen, zwischen Dingelstedt und Wilbrandt, als dieser noch in dem einfachen Verhältniß eines Dichters zum Burgtheater stand, abgespielt hat. Zwischen den Neiden kam es bei den Proben zu dem Wilbrandt'schen Schauspiel „Die Tochter des Herrn Fabricius" zu einer heftigen Auseinandersetzung, da Dingelstedt eine Stelle gestrichen hatte, die Wilbrandt für wichtig und nothwendig hielt. Wilbrandt verließ die Probe und wollte das Stück zurückziehen. Schließlich gab er aber doch dem Drängen und der Vermittlung der Schauspieler nach. Das Schauspiel, wurde so, wie es Dingelstedt gewollt hatte, aufgeführt, und der Director hatte feinen Willen durchgesetzt.

260 Paul lindall in Vcrlin,
Abel gleichwohl ist die dem Autor eingeräumte Mitwirkung an der Auf-
führung seiner Stücke in Wien eine viel erheblichere als in Berlin. Es ist
ja ganz natürlich, daß die Beziehungen zwischen Schriftsteller und Schrift-
steller innigere sind als die zwischen dem Schriftsteller und dem früheren
Schauspieler, der, sobald er Tirector des Schauspielhauses ist, sich als Be-
amter fühlt und über den Anforderungen an seine künstlerische Thätigkeit
auch die des königlichen Dienstes niemals aus den Augen läßt.
Im Allgemeinen ist das Verhältniß in Deutschland so: bei uns fühlt
sich der Autor, der in Frankreich Hausherr ist, während der Proben seiner
Stücke auf der Bühne als Gast — und nicht immer als ein willkommener
Gast, oft als geduldeter, den man hat einladen müssen, weil es eben nicht
gut anders geh!. Seine Bemerkungen werden fast ohne Ausnahme mit deut-
licher Zurückhaltung, oft sogar mit unverhohlenem Mißtrauen aufgenommen.
Man bestreitet ihni zwar nicht die Fähigkeit, ein Stück zu schreiben, aber
die Fähigkeit, bei dessen Verwirklichung auf der Bühne thatkräftig mitzu-
wirken, wird ihm nur in sehr beschränktem Maße zuerkannt; und wenn er
das Recht hat, für die Bühne zu arbeiten, sein Recht, auf der Bühne zu
arbeiten, wird stark angezweifelt und wird ihm in jedem Streitfall fogar
einfach abgesprochen. Mit dem Augenblicke, da er das in seiner Arbeitsstube
abgeschlossene Stück ans den Händen giebt, begiebt er sich nach dm hiesigen
Auffassungen des Rechtes der weiteren Einwirkung darauf. Er ist ungefähr
in der Lage des Vaters, der sein Kind verhcirathet hat; so lange es im
Hause war, war er der Vater, von dem Augenblicke an, daß es den Bund
mit der Dirccction eingegangen ist, ist er der Schwiegervater, der nicht immer
gern gesehen wird.
Der Regisseur oder Dirccctor, oder wie er sonst heißen mag, der das
Stück in Ccenc scht, hegt gegen den etwas unbequemen Nachbarn, den neben ihm
am Negielische sitzenden Autor, ein argwöhnisches Gefühl, daß dieser in seine
unveräußerlichen Rechte eingreifen könnte. Wenn der Autor nach den Auf-
fassungen des Regisseurs eine zu umfangreiche Thätigkeit entwickelt, so muß er
es sich gefallen lassen, daß er von diesem in die Schranken des herkömm-
lichen Wohlverhaltens zurückgewiesen wird; und ist der Autor, der sich während
dieser Vordercitungszeit in einer sehr erklärlichen nervösen Ueberreiztheit be-
findet und es nicht vergessen kann, daß man schließlich doch sein Weil da
verarbeitet, nicht jso nachsichtig und sanftmüthig, wie der Regisseur es wünscht,
kommt es zwischen den Beiden zum Auftritt, so endigt dieser damit, daß der
Verfasser das Haus verlassen muß, und der Regisseur in den ungestörten
Vollbesitz seiner Befugnisse wieder eintritt. Es spielt keine Rolle, daß der
Verfasser an stinem eigenen Werke doch einen ungleich größeren Antheil hat
als derjenige, der es znr Aufführung vorbereitet — es ist lediglich eine
Frage des Huusiechls und des Hausfriedensbruches.
Der verstorbene Tirector des königlichen Schauspielhauses, Hein, war
gewiß ein in mannigfachen Beziehungen befähigter Mann, und er hatte auch

viel gelernt; aber ich glaube mich an dem Tobten nicht zu versündigen, wenn ich erkläre, daß er doch in jeder Beziehung recht viel unbedeutender war als Gutzkow. Nun, bei dem letzten Stücke, das von Gutzkow hier aufgeführt worden ist, „Der Gefangene von Metz", ereignete sich zwischen den Beiden ein derartiger, ebenso betrübender wie lehrreicher Zwischenfall, dessen sich Hein noch in späteren Jahren mit besonderem Wohlgefallen rühmte, und der mir im vollen Umfange von Gutzkow selbst bestätigt worden ist, Gutzkow, der nebenbei bemerkt auch selbst als praktischer Dramaturg durch lange Jahre thätig gewesen ist, war bei den Proben seines Schauspiels zugegen. Der berühmte Dichter machte, wie dies doch sein unzweifelhaftes Recht war, hier und da Ausstellungen, ertheilte. wenn auch unerbetene Rathschläg,? und bemühte sich mit einem Worte, das; sein Schauspiel in einer Weise zur Aufführung käme, die seinen Absichten am meisten entsprechen würde. Hein wurde durch dieses beständige „Dareinreden", wie er es nannte, aufgeregt; er befürchtete, daß seine Autorität erschüttert würde, wenn die Schauspieler sähen, wie noch ein Anderer als er ein Wort mitzusprechen hätte; er verwies Gutzkow sogar in ziemlich barscher Weise zur Ruhe, und als dieser sich die Zurechtweisung nicht gefallen lasse« wollte, entspann sich ein Streit, der damit endete, daß Hein Gutzkow mit dürrn Worten aufforderte, die Bühne zu verlassen. Man überdenke die Situation: Hein, der Gutzkow bei der Einstudirung eines Gutzkow'schen Weites zum Tempel hinauswirft! Man übertrage sie nach Frankreich und frage sich, ob der Fall möglich wäre, daß Sardou bei der Einstudirung eines seiner Stücke an die Luft gesetzt würde von — ja, von wem? Nie heißt der französische Hein? Keiner von uns tennt seinen Namen. Und das ist geschehen und ist von den öffentlichen Blättern vermerkt worden, ohne daß sogar das theteiligte Theaterpublitum ein besonderes Interesse an den Tag gelegt hatte, oder daß dem Director Hein daraus irgend welche Unannehmlichkeit erwachsen wäre. In Frankreich wäre ein derartiger Vorfall nichts anderes gewesen als die große Tagesfrage für den „Figaro", als der „«oanÅalo cl'lüsi^.

Aber ganz abgesehen von der gründlichen Verschiedenheit in den Verhältnissen des französischen und des deutschen Autors zu den Schauspieler» und der Regie werden die deutschen Autoren und deren Werke vor allen, durch die völlig ungenügende Vorbereitung geschädigt. Von den Provinzialbühnen spreche ich nicht, denn da sind die Verhältnisse geradezu fürchterliche, ich spreche immer noch Von den begünstigten ersten Theatern, wo es de» steißige» Schauspielern vergönnt ist, wenigstens Herren des Wortes zu sein, „fertig zur Probe zu kommen," wie sie es nennen.

Für ein deutsches Schauspiel, das leine größeren sccnischen Schwierigkeiten darbietet als etwa die Schauspiele von Augier, Sardou. Dumas.werden bei uns in der Regel fünf Proben anberaumt; nur in Ausnahmefällen wird noch eine oder werden gar noch zwei Proben hinzugefügt. Gewöhnlich ist der Verlauf der — nehmen wir an, daß es sich um

262 f>anl li>il>c>u in Verlin. —
ein Schauspiel in virr Acten handelt —: am ersten Tage werden die beiden ersten Acte sorgfältig durchprobirt, die Auf- und Abgänge werden festgestellt, die Stellungen geordnet, wichtige Scencn werden wiederholt, bisweilen sogar ein ganzer Act, und dann ist die Zeit soweit vorgerückt, daß die Probe geschlossen werden muß. Am zweiten Tage wird mit der anderen Hälfte des Stückes ebenso verfahren. Am dritten Tage wird das Stück zum erstenmal durchgespielt. Der Regisseur richtet an diesem Tage an den Verfasser gewöhnlich die höfliche Bitte, nicht zu unterbrechen, damit man sich eine Vorstellung von dem Ganzen machen tonne. Gleichwohl sind die Unterbrechungen noch ziemlich zahlreich, da die Schauspieler noch nicht sicher sein können und die schwierigeren figurenreichen Scenen noch durchaus nicht klappen wollen. Mit demjenigen Acte, welcher diese schwierigeren Scenen enthält, wird am vierten Tage gewöhnlich begonnen, weil da die Schau» spieler noch am frischesten sind, also sagen wir mit dem dritten Acte. Darauf folgt dann der erste, dann der zweite, und wenn alles gut geht, auch noch der letzte. An diesem Tage sind Unterbrechungen in der That schon mißlicher und von irgend welchen erheblichen Veränderungen kann nicht mehr die Rede sein, da die Schauspieler nur dann ihr Bestes geben können, wenn ihnen der mechanische Wortlaut gar keine Schwierigkeiten mehr bereitet, eine jede Veränderung aber, selbst die geringfügigste, ein kleiner Strich, ein umgestellter Satz die Tarsteller befangen macht, ängstigt und verstimmt. Mit trüben Gedanken verläßt der Autor die Probe am vierten Tage. Er sieht, wie es noch an allen Ecken und Enden hapert, wie noch Lücken klaffen, die ausgefüllt werden müßten, und Längen schleppen, die auszumerzen wären; aber er kann nichts mehr thun, und der Dirctor, der die so beliebte Routine besitzt, tröstet ihn und sagt: „Es wird schon Alles gut werden; morgen bei der Generalprobe werden Sie Ihre Freude haben." Und dann kommt die Generalprobe, bei der gar nicht mchr unterbrochen werden darf, und dann kommt die Aufführung! Jetzt, da das Stück eben aus dem Rohsten herausgearbeitet worden ist, da die eigentliche Arbeit erst beginnen sollte, — jetzt ist sie schon gethan. Der französische Autor hat nun noch fünfundzwanzig bis dreißig Proben! Es wäre doch unbegreiflich, wenn ihm während dieser fünfundzwanzig Tage reizvoller, anregender Arbeit in Gemeinsamkeit mit intelligenten nnd willigen Künstlern nichts mehr einfallen sollte, wenn diese lange, gewissenhafte Arbeit dem Werke nicht in jeder Beziehung fördersam wäre. In dem Augenblicke aber, da der französische Bühnendichter die eigentliche feine Ausarbeitung anfängt, hat der Deutsche die seinige bereits abschließen müssen!

Ist es bei solchen Verhältnissen zuviel gesagt, wenn die Behauptung aufgestellt wird, daß wir in Deutschland unter Umständen zwar gute dramatische Dichtungen, aber nach Lage der Dinge kein einziges fertiges Theaterstück besitzen können?

Die deutschen Bühnenschriftsteller, die von der Unzulänglichkeit der

vorbereitenden Arbeiten tief durchdrungen sind, suchen dem Schaden, unter dem Alle zu leiden haben: die Direktoren, das Publicum und sie selbst, so- weit es eben thunlich ist, abzuhelpen. Die sogenannten „Probirbühnen“ sind so ein dürftiges Surrogat für den Ausfall der nolhwendigen Proben. Der Autor, der fich eigens nach einer kleinen Residenz oder größeren Provinzialstadt begiebt, um dort sein Stück einzustudiren, darf von vornherein einer freundlichen Aufnahme gewiß sein; und wenn es gestattet ist, hier eine persönliche Bemerkung einzustreuen, so möchte ich erwähnen, daß ich da die angenehmsten Erfahrungen gemacht habe: dreimal in Weimar unter Baron Loen und Otto Devrient. in Dessau unter v. Normann und Schönfeldt, in Hamburg unter Polliui und Barnay, habe ich am dritten Tage den Gang der Probe unterbrochen, wesentliche Veränderungen, die ich als nothwendig erkannt hatte, vornehmen und auch nach der Aufführung noch Erhebliches umgestalten können, so daß ich den wichtigen Hofbllhnen ein, ich bin weit entfernt zu sagen: theaterferliges, aber doch nicht ganz und gar unfertiges Stück einreichen durfte. Es erscheint mir demnach auch nicht billig, wenn in de» hauptstädtischen Blättern, wie dies neuerdings sehr oft geschehen ist, laute Beschwerde darüber erhoben wird, daß die deutschen Bühnendichter mit ihren Stücken erst über alle andern deutjchen Bühnen ziehen, bevor sie es dem Urtheil der Hauptstadt unterbreiten. Es erscheint mir als völliges Verkennen der wahren Verhältnisse, wenn man darin den mangelnden Respect an der Competenz des hauptstädtischen Publicums erblickt. Es ist im Gegentheil nur ein Beweis der schuldigen Achtung und ein Zeugniß für das begreifliche Verlangen des Schriftstellers, seinen wichtigsten Nichtern, die schließlich die maßgebende Stimme haben, eine möglichst gesäuberte und abgeschlossene Arbeit zu bieten. Branche ich noch besonders hervorzuheben, daß diesen Zeilen eine jede refoimatoiiiiche Tendenz fernliegt? Nichts wäre undankbarer als den unfrucht- baren Entwürfen zur Hebung des deutschen Theaters noch einen neuen hin- zuzufügen und eine Neform zu predigen, die sich, wie die Dinge bei uns liegen, gar nicht durchführen ließe. Unser Thealetpublicum ist im Verhült- niß zu Paris ein geringes, oder vielmehr: bei uns zersplittert sich die Schaulust in viel größerem Maße. Unsere Bühnen müssen, wenn sie sich lebensfähig erhalten wollen, daher ungleich mehr Neues bieten als die Pariser, und die Mannigfaltigkeit und der beständige Wechsel des Repertoires schließt bei uns schon die Möglichkeit aus, auf die Einstudirung der einzelnen Stücke dieselbe Sorgfalt zu verwenden, die in Paris darauf verwandt werden kann. Aber diese Zeilen bezwecken allerdings, den Leitern unsrer Bühnen die ihnen freilich nicht ganz unbekannte Wahrheit in's Ge- dächtniß zurückzurufen, daß gar nicht oft und gar nicht gründlich genug probirt werden kann, die deutschen Zuhörer aber milder zu stimmen und es ihnen erklärlicher zu machen, wenn das theatralische Können ihrer dramatischen Schriftsteller Stückwert ist und bleibt.

Illustrierte Bibliographie.
r|^

Amor und Psyche. Episches Gedicht von N, Hamerling. Mit Illustrationen von Paul Thumann. Leipzig, A. Tiße.
chon in einem früheren Hefte haben wir auf dieses Prachtwert hingewiesen, dessen Inhalt ja auch im Uebrigen den Lesern dieser Biälter nicht ganz fremd ist. Haben doch diese erst vor einigen Monaten ein Bruchslüct aus der Hllmerling'schcn Dichtung veröffentlicht. Den Inhalt derselben könnten wir ohne- hin als bekannt voraussehen. Hnmerüng hat sich fast ganz treu an das Märchen des Npulejus gehalten. Und er hat weise daran gethan. Denn trotz aller Entstellungen, die der ursprünglich wohl uolkslhümliche Stoff in der gelehrten Vearbcitung der Alten zu eiduldcn gehabt hat, sind auch dort die lieb- lichen Orundzüge so vollkommen und rein erhalten, das, Erfindung kaum daran ver- bessern kann.
Das Märchen von Amor und Psyche ist eines der sprechendsten Beispiele von der un- uersieglichen Lebenskraft der echt dichterischen Vorwürfe. Den Wandel der Zeiten, die Verpflanzung von Volt zu Volk, den Umsturz aller Culturen, aus dcuen es entstanden, und der Religionen, denen es sich augeschmiegt — Alles das hat es überdauert, und noch heute.braucht der Dichter blos darauf zu hauchen, und alle verrottet,» Zuthaien schwinden und das rein Menschliche tritt in i.nvrewellttr Frische prangend hervor.

Illustrierte Bibliographie.

265

Robert Hamerling ist ein wirklicher Tichter: das braucht der Welt nicht erst gesagt zu werden. Er hat läimende Erfolge gehab«, anerkennenden Widerspruch erfahren, und nachdem das Mcs verrauscht, ist uns seine Gestalt bekannt und lieb geblieben, und die echten Züge derselben sind uns immer deutlicher entgegengetreten. Er besitzt eine scharfe Eigenhümllichkeit, die sich dem Gedächtnisse leicht einprägt: er weiß das auch sehr wohl und sucht meist gerade seine Besonderheiten hervortreten zu lassen. In dieser Dichtung indes, hat er eine Ausnahme gemacht und hat sich dem Stoffe völlig unbefangen hingegeben. Co. erreicht er ziemlich nahe den einfachen Ton,

(Aus Hameiüng« „Nm»i und Psych«', sechzig, A, lihe«

der sich für den Gegenstand schickt, und die Schönheiten stellen sich ihm doch ein, auch ohne daß er sie sucht. Ueber dem Ganzen liegt wirtlich ein Glanz ontiller Einfachheit, der nur selten durch Modernes unterbrochen wird. Hamerling ist nicht zum ersten Male in die antile Welt eingetreten. Seine Aspasia, wenn sie auch als Roman von nur mäßigen! Interesse ist, schätzen wir Alle wegen des feinen Verständnisses und der wohlthuenden Begeisterung, womit das Altcrthum geschildert wirb. Hier befindet sich Hamerling auf demselben Boden und zeigt auf ihm dieselben edlen Eigenschaften. Das wirtliche Leben behandelt er hier allerdings mit einer gewissen Scheu, die der Stoff wohl gebietet. Her paphische Dienst, an dessen Gebräuche das Märchen anknüpft, ist mit orientalischen Gebräuchen so zersetzt, daß man zu ihm freilich leine Neigung fassen lann. Aber dadurch erhält dieser Eingang des Gedicht«, da Hamerling wohl begriffen, er dürfe auch nicht gegen jene Gebräuche eifern, etwas Trockenenes, Kaltes, es klingt wie eine akademische Redei der Mann geht um den Kern der Sache Noid und Eiid, XXIV. ?l. 18

Nord und Süd.

herum und glaubt ^uns >»it Redebäumen für seinen Mangel an Aufrichtigkeit entschädigen zu können. — Das soll nicht hart Hingen. Der Punkt ist sehr zart und jedes Wort legt ihn in eine starre, nie ganz passende Form. Hamerling ist sicherlich durchaus ehrlich zu Werthe gegangen, und was sich dem Stoffe abgewinnen ließ, das hat er auch gewonnen: wenn man sich nicht befriedigt fühlt, so muß man sich eben über den Stoff beklagen, den der Dichter begreiflicher Weise auch nicht umändern mochte, und nicht über diesen. So wie Psyche von der Windsbraut ergriffen und fortgeführt wird mitten in die Märchenwelt hinein, geräth auch der Erzähler sofort

(Als Hamerling's „Amor und Psyche“, Leipzig, A. Titz>

in das frischeste Fahrwasser, Dieses seltsame Gemisch von hellenischer Empfindung und orientalischen Zuthaten, die das Märchen auf dem üppigen Boden Kleinasiens, dem Orte seiner endgültigen Fassung angenommen, sagt Hamerling's Wesen außerordentlich zu. Die Schilderungen von dem Zauberorte und dem verschleierte Liebestraum sind von großer Schönheit und von keuschestem Reize. Diese natürliche, ungekünstelte Zartheit der Behandlung ist der höchsten Anerkennung werth. Hamerling hat hier den sichersten Geschmack bewiesen, indem er es vermied, irgendwie die Sinnlichkeit in seine Dichtung hineinspielen zu lassen. Der ganze Charakter des Stoffes verbot das auf das Entschiedenste, und das Körperlose der Handelnden giebt der Handlung erst den eigentlichen Zauber, der das Märchen glaubhaft macht.

Wir können den Dichter nicht durch alle Theile seines Werkes begleiten. Es genüge zu sagen, daß sie alle gleich werthvoll sind, ja daß bei der Schilderung der schwächsten

^Illustrirte Vibliograpbie.

26?

lichen Nänke, des hereinbrechenden Unglücks, der Irrfahrten und der endlichen Erlösung Psychcs die Schönheiten sich eigentlich steigern. Der wohl lautende Verl, die schwungvolle Sprache und die poetische Kraft — alles Eigenschaften, die bei Hamerling nicht erst betont zu werden brauchen, geleiten den Leser rasch bis zum Ende, Nur zn>ei Bemerkungen seien hier noch gemacht. Die eine trifft das Spielen mit dem Namen Psyche. Hamerling ist sonst Allem, was nach Allegorie schmeckt, sorglich aus dem Wege gegangen. Aber oft genug braucht er die Anrede „Mein Seelchen“. Iind wenn man nicht jedesmal darauf achtet, so erinnert man sich doch bisweilen, daß das

INus hllmeiling« „Amol mid Psych«,“ Leipzig, Ä, T!he,1

die Uebcrschung von Psyche ist, und obwohl man es Hamerling gewiß nicht zutraut, daß er seine Leser mit Ticsdeutigkeit und Gehcimnißrämerci behelligen will, so wird man doch zerstreut, wäre es nur durch eine flüchtige Erinnerung an allen den mustayogischen Unsinn, zu dem dieses Märchen hat herhalten müssen. Aber das ist eine Kleinigkeit. Die andere Ausstellung ist dagegen ernsthafter. Es ist entschieden störend, trenn Hamerling in seinen leichtgeschürzten Olymp auf einmal die ernsthafte deutsche „Minne“ einführt. Hat er das Märchen dadurch zu vertiefen geglaubt? oder ist es nur ein unglücklich gewähltes Wort? Sicher ist, daß es gar nicht hierher paßt, und daß es kaum besser wirkt, als der Schluß eines platten Etammbuchreimes.

An dem vorliegenden Buche hat ein zweiter Künstler mitgewirkt, der allmählich zu einem der Lieblinge des deutschen Volles zu werden scheint. Man kann die Straßen unsrer Städte nicht mehr durchwandeln, ohne fast auf Schritt und Tritt einem Werke Thumanns zu begegnen. An dieser Ecke sieht uns, in Oe! gemalt, einer seiner ichönen Frauenköpfe entgegen, in der nächsten Auslage treffen wir gleich eine ganze Reihe von Lichtdrucken feiner Zeichnungen zu Chamifsos Gedichten, in einem dritten H.'nden einige große Photographieen — kurz, überall wird man an ihn erinnert, und 18»

er ist einem so gegenwärtig, daß man auf große Entfernung schon, wenn man nur die edlen Umrisse eines Kopfes und Nackens dargestellt sieht, „Thumann!“ sagt und sicher ist, sich nicht geirrt zu haben. Beneidenswerther Künstler, dessen Werke uns überall auf der Gasse entgegentreten und von Jedermann freundlich begrüßt werden. Und das mit Recht. Denn seine Kunst ist nicht die gefällige Dirne, die sich ein Aller-Weltsgesicht zurechtgeschnüht hat, sondern ein frisches Mädchen von ungekünstelter Anmuth, hinter dessen Lächeln keine Berechnung lauert. Wenn irgend Jemand, so war Thumann berufen, gerade dieses Buch auszuschnücken. Für die liebliche Psyche und den holden Eros hätte kein Anderer die zarte Linie gefunden. Auch wer diese Blätter noch nicht gesehen hat, wird von vornherein keinen Zweifel daran hegen; und die Proben, die diese Zeile» begleiten, sollen diesen Satz nicht erst bestätigen. Thumanns

»Auö Homerlings „Amor und Psyche“, Leipzig, A, litzc.»

Ausdrucksvermögen ist vielleicht gar nicht sehr umfangreich, aber innerhalb seiner Grenzen ist es beinahe vollkommen. So wollen wir nicht daran mäcln, daß sein Olymp eine ziemlich wunderbare Versammlung ist, die eigentlich den Offenbach herausfordert, daß seine Aphrodite der Hoheit entbehrt — vielleicht ist es ihm eben nicht gegeben. Derartiges darzustellen. Aber abgesehen von diesen zwei Blättern hat man eine rechte Herzensfreude, völlig ungetrübt, an diesem Werte. Auch Thumanns Humor (wir rechnen dahin das Blatt mit dem Satyr) ist durchaus glücklich. Und im Ganzen erhält man aus diesen Zeichnungen den stärksten Eindruck von dem Können des Meisters. Neben der reinen Linienführung drängt sich die Sicherheit und Kraft und Vielseitigkeit, womit er die Bewegungen ausdrückt, der Bewunderung auf. Wir haben Thumann schon so manchen genußreichen Augenblick zu danken gehabt, aber noch nie die auf richtige Freude über seine Leistungen und die Achtung vor seiner Fertigkeit so stark empfunden wie vor diesem Werte.

Anerkennung scheint dem Buche nicht zu fehle», denn in diesen Tagen erscheint bereits die dritte Auflage. Die Ausstattung des Ganzen ist übrigens der beiden Namen, welche das Titelblatt zieren, würdig. Wir könne» es uns ersparen, von dem Einbände, dem Papier, dem Drucke zu reden. Das Alles entspricht ziemlich genau der Ausstattung von Frauen-Liebe und Leben und von all' den gleichartigen Prachtwerle», die in Titzcs Verlage erschiene» sind, und die wir seiner Zeit nach Verdienst gerühmt haben. Es ist reich, gediegen und geschmackvoll. Nur ein Wort sei der Illustration gewidmet. Sie ist in den Bruckmann'schen Werkstätten ausgeführt worden und beansprucht das höchste Lob. Zur Rechtfertigung desselben, so weit es die Holz^

schnitte betrifft, tonnen wir auf unsere Proben «erweisen. Aber wenn wir von den Lichtdrucken, die wir ja hier nicht wiedergeben können, sagen, daß darin wieder einmal das Höchste geleistet ist, nicht mir bezüglich der Treue, sondern auch der Schönheit an sich, so wird uns das Jeder wohl glauben, der die Leistungen jener berühmten Werkstätten lennt. oll.
Ilafacl«. Novelle von G. zu Putlih. Stuttgart, Nichter und Kappler.
Die liebenswürdige Erzählung von Putlih hat sich rasch die Herzen eroberl. Er

(Nu3 Putlitz „Rafaella". Stuttgart, üUchtei K Kapplei,)
thllt mit ihr einen Schritt aus seiner eigentlichen Gewohnheit heraus. Denn gewöhnlich führt er uns auf heimischen Boden- und dahin folgen wir ihm auch am liebsten, denn hier fühlt er sich am sichersten, und hier weilen wir gern. Aber gerade eine Ausnahme zu machen, lohnt sich häufig auf das Beste. Das hat er erfahren, als er diese seine italienische Novelle schrieb. Ihre Gattung gehört zwar im Grunde zu den überwundenen, und wir verzeihen es fast nur noch dem Meister Heyse, uns von der lieben He^math weg in das Welsche zu versetzen. Aber Putlih hat das Glück gehabt, nicht mit dem platten Novellisten, die ihre Begeisterung erst unter blauerem Himmel suchen müssen, zusammengeworfen zu werden. Seine Novelle ist auch etwas Besseres, ols diese Abkochungen der Unfähigkeit. Für sie ist Italien wirkllich der natürliche Voden, und sie ist dabei anziehend genug, das Lesen zu lohnen. Im Uebrigen kämen

270 Nord und Süd.

wir wohl zu spät, wenn wir heute von einem Buche, das Jedermann kennt, ausführlich reden wollten. Es ist eine anmuthige, fesselnde, wahre Erzählung, mit großer Kunst dargestellt — das wissen wir ja Alle, und Niemand wird es bestreiten. Wir haben heute das Buch nur genannt, um zu erwähnen, daß es in einer illustrierten Ausgabe erschienen ist. Von den Bildern geben wir eine Probe. Sie sind durchaus geeignet, den Reiz des Wertes zu erhöhen, und wenn sie ihn: „nicht neue Freunde zuföhre“ (was wohl nicht erst nöthig ist), so werden sie den alten eine Freude bereiten, etc. Aler.ei. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel.

Dieser Alexei ist Iar Peters unglücklicher Sohn, dessen dunkles Schicksal schon so Mancher mit seiner Dichtung aufzuhellen versucht hat. Was Kruse zu diesem Stoffe verlockt hat, ist indessen wohl schwerlich die Anekdote, die doch immer eine dürstige Unterlage für ein Schauspiel bleibt. Er hat wohl gleich von vornherein den scharfen Gegensatz des Wesens zwischen Vater und Sohn aufgefaßt und daraus die Dichtung entwickelt. Nach seiner Art — und sie ist wohl die gute — ist er dem geschichtlichen Hergange möglichst genau gefolgt; er hat ihn nur dichterisch lebendig gemacht, indem er ihn aus den Charakteren entwickelt. Und auch diese sind im Großen geschichtlich. Aber man muß sehen, wie er sie beleuchtet! Peter rastlos und rücksichtslos, das eingefleischte Zülbewußtsein, Mcntschikoff, den gemein verwegenen Sklaven, ein Abbild der allmächtigen Freigelassenen aus der Cäsarenzeit, Alcei kränkelnd, ruhebedürftig, voll schlummernder Poesie, und die selbstlose Affrosinja, die ihn zum Mann zu ergänzen trachtet. In dieser Schärfe der Charakteristik ist Kruse unerreicht. Sie zeigt sich auch in den Nebenfiguren, in dem feingesonderten Höflingspaare Tolstoi und Rumiinzow, in Katharinen, und vor Allem in Charlotte von Vraunschweig, Alexeis Gattin. Das ist auch eine Gestalt, die Schwätzer und Dichter genug in Athem gehalten hat; aber ihrer Keiner hat sie so wahr, so liebenswürdig gesehen wie Kruse, der frei von aller Empfindelheit sie menschlich fehlen sieht. Ihre wenigen Auftritte sind Musler realistischer Kraft und Schönheit. Vor Allem der Abschied der Sterbenden von Peter, eine wahre Perle der Charakteristik. Man fühlte sich versucht, die ganze Scene hierherzusehen! allein das verbietet sich eben. Die rührenden Bitten Charlottens und Peters Tröstungen: das ist Alles so einfach und wahr und darum so schön.

Machen wir uns doch klar, wie viel der Dichter verwerfen mußte, um zu dieser Einfachheit durchzudringen. Seine Kunst ist eine gewisse Selbstentäußerung, ein Verzicht auf das Blendende zu Gunsten des Echten. Den Gang der Handlung darzulegen, ist nicht der Ort. Wer ihn genau betrachtet, wird sich überzeugen, daß die Straffheit, die man anfänglich daran vermißt, nur anscheinend fehlt. Auf der Bühne mußte dieses Stück, das zugleich ein mächtiges Geschichts- und Volksbild ist, von großer Wirkung sein. Die Schwierigkeiten: der häufige Wechsel des Schauplatzes und die große Zahl der Handelnden, sind doch nur scheinbare. Doch bei der Zurücksetzung, womit unsere Bühnen Kruse behandeln, ist kaum Aussicht, das Stück so bald zu sehen. Man lese es aufmerksam und unbefangen, und man wird finden, daß er mit einer Menschenstimme redet, die schöner ist als das tönende Erz, das einem so manchmal von der Bühne entgegen donnert.

Nur «eise». Briefe eines Dilettanten. 373 S. Wien, 1882. Carl Konegen.

Es ist schade, daß der Verfasser der hier anzuzeigenden, geistreich und lebhaft geschriebenen Reisebriefe sich nicht genannt hat. Gar mancher Reisebeschreiber, namentlich gar mancher aus Italien heimkehrender Reisebeschreiber, hat seinen Namen «gescheut vor ein Buch gesetzt, das viel schlechter war, als das vorliegende, und um mich höflicher auszudrücken, nicht entfernt die Vorzüge dieses letzteren erreichte. Es ist immerhin ein Kunststück, die bald nicht mehr übersehbare Geschichts-, Kunst- und Touristenliteratur des von Reisenden jeder Sorte überschwemmten Italiens noch um

Vibliographie. 2?^
«in weiteres interessant geschriebenes Buch zu vermehren. Aber unser „Dilettant" — M. u. W. unterzeichnet er seine Widmung an einen Freund und scheint seines Zeichens Maler oder dergleichen zu fein — schildert lebhaft, plaudert geistreich, beschreibt gut und ist — die Hauptsache — ein Mann von jener gründlichen, positiven Bildung, ohne die überhaupt Niemand einen Reisepaß gerade nach Italien «halten sollte. Im Anfang des Buches nehmen die Schilderungen und Anpreisungen gewisser Gemälde, die dem Verfasser das Herz besonders mit Freude und Entzücken füllen, einen wohl etwas zu großen Raum ein. Aber das gleicht sich später aus und wir folgen mit Vergnügen der weiteren Fahrt des „Dilettanten" nach Rom, Neapel, Sicilien, an die Riviera und nach Spanien. Wer diefc Länder schon gesehen, wird sich die Erinnerung daran gern durch diese „Reisebriefe" wieder auffrischen lassen. Bei Rom hätte hervorgehoben weiden können, daß Goethe vom römischen Carneunl im Grunde nichts weniger als entzückt war, worüber man die einschlägigen Stellen seiner italienischen Reise selbst nachschlagen möge, und in der Spanien behandelnden Abtheilung hätten die viele» Fremdwörter — z. B. Rtetablo, Nzuleios, Agraz u. s. w. — vermieden oder durch beigefügte deutsche Wörter erklärt werden lönnen. Sic klingen zwar sehr vornehm und schmuckreich, aber gar man^cr Leser — und in letzter Linie wenden sich die „Reiscbricfc" hier doch an das größere Publikum — weiß Nichts damit anzufangen. —r.

Ioslph Köhler, aus dem Lande der Kunst. 86 S. 8. Würzburg. 1882. Stahel. 1 Ml. 60 Pf.

Unser geschätzter Mitarbeiter Felix Dahn (man vergl. „Nord und Süd", Heft 6? S. 143) wird sich freuen: der Autor dieser kleinen, aber gehaltreichen Schrift aus dem Lande der Kunst ist ein Jurist, ist ein bayerischer Jurist, ist ein Würzburger Jurist, ein Mann, der sogar tief rechtsgelahrte Bücher schreibt — zu schreiben scheint, wollen wir beifügen, denn wir schließen dies nur aus einem Passus der Einleitung — und doch noch Zeit und Lust behält, ein dithyrambisches Buch „aus dem Lande der Kunst" in die Welt zu schicken. Denn ein wirklich dithyrambischer und darum auch oft etwas überfchwänglicher Zug geht durch die vorliegende Schrift, die vom Lande der Kunst zwar nur ein sehr kleines Partilelchen behandelt, dafür aber das- Geschaute in Kunst und Natur in großen Zügen, begeisterten Worten schildert und wiederzugeben sucht, Alles sprunghaft und fast aphoristisch, aber durchzogen von geistvollen, originellen, manchmal barocken Einfällen über Welt, Leben, Tod, Liebe, Musik — kurz, was an bedeutendem der Betrachtung würdigem Stoff dem Autor nur in die Hände fällt. Zahlreiche Citate bezeugen eine fleißige, mit Geist und Geschmack gewählte Lcctüre — die poetischen Dreingabcn hätten wir im Interesse des sonst so tüchtigen Büchleins, des Autors, des Lesers lieber unterdrückt gesehen. Es versteht und kann eben doch nicht Jeder Alles, und ist denn der Lockung, auch noch als „Dichter" zu glänzen, gar so schwer zu widerstehen? —r.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Tahn, G. Droysen, Ioh. Dümichcn, Bernhard Erdmannsdöiffer, Th. Flache, Ludw. Geiger, K. Gosche, Gust. Hertzberg, Fcrd. Iusti, Frirdr. Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, W. Oncken, W. Philippson, S. Rüge, Th. Schiemann, Eberh. Schradcr, B. Stade, A. Stern, Otto Waltz, Ed. Wincklmann, Adam Wolf. Herausgegeben von Wilhelm Oncken. Lexikon-Format. 51.—57. Ablheilung. Berlin, 1882, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Subscriptionspreis per Abtheilung Ml. 3.

Das rüstige Fortschreiten dieses nationalen Gcschichtswcrles muß mit lebhafter Genugthuung begrüßt werden: es ist ein Werl groß und edel in der Anlage und seinem inneren Werthc entsprechend äußerlich gestaltet. Jede neue Abtheilung liefert dafür einen erneuten Beweis, mag auch gegen die Verteilung des Stoffes oder die

272 Nord und Süd.

Auswahl d» Illustrationen hier und dort diese oder jene Ausstellung zu machen sein.

Die Notheilungen 51 und 52 setzen Martin Philipppsons „Geschichte von

Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV." fort. Diese

Thcilc zeichnen sich durch einen besonders reichen und interessanten Illustrationsschmuck

aus. Wilhelm Onckcns »Zeitalter Friedrichs des Großen' ist mit der

53. Abthcilung bis zum 22. Bogen des 2. Bandes gediehen. In der 54. Abtheilung

beginnt Prof. G. F. Hertzbcrg seine „Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen

Reichs bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts". In der 55. Abtheilung wird Ludwig

Gcigcr's „Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland" bis zum

27. Druckbogen weitergeführt- „die bedeutsamsten Erscheinungen in der Geschichte des

Humanismus treten in lebensvoller Gestaltung vor uns hin. Die 56. Abtheilung setzt

Sophus Rugc's „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen fort, ein Werl, dem

man kein besseres Lob spenden kann, als das, es vermöge neben dem gleichnamigen

classischen Werl« Oscar Peschcls voll zu bestehen. Adam Wolf, einer der bewährtesten

Kenner der österreichischen Geschichte des vorigen Jahrhunderts, beginnt in der 57. Ab-

theilung mit der Geschichte Österreichs unter Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II.

(1740—1792). Die zahlreichen Portrait« des Bandes verleihen »hm, neben dem «in

historischen, auch ein besonderes Interesse.

H. M. Nichter, Aus der Messias- und Werthcr-Zeit. 8. VII u. 1N9 S. Wien, 1882,

L. Rosner.

Diese neueste Arbeit des wohlaccreditirten Forschers in literarhistorischen Dingen

bringt Nachrichten über die Wirkung und Verbreitung der Werte Klopstocks und

Goethes in Oestcrrich. Sic wird deßhalb in Deutschland Allen willkommen sein, welche

gern von den persönlichen Beziehungen, wie auch von dem Einflüsse der beiden

Dichter auf Bildung und Gesittung eines Volkssiammes lesen, der ein Jahrtausend

lang ein wichtiges Glied der deutschen Nation in ihrer politischen Vereinigung ge-

wesen und seinen geistigen Zusammenhang mit Deutschland auch setzt noch aufrecht

erhält. Deutsch-Oestcrrich nimmt an dem deutschen Culturleben durch eigene Pro-

duction, wie nicht minder durch das geschichtliche Bewußtsein regen Anthcil. Das letztere

wird durch Arbeiten von der Art der in dem Buche Richters enthaltenen, wachge-

rufen, und so darf dieses Buch warmer Thcilnahmę bei uns und besonders in

Deutsch-Ocstereich sich versichert halten, wo mehr als jemals von Deutschthum und

Verehrung für Kaiser Joseph — gesprochen wird. Diese Abhandlungen geben, ohne

irgend welche politische Tendenz an der Stirne zu tragen, dem Deutschthum ein

historisches Fundament, sie knüpfen an die jetzt so lebendige Iosephinische Tradition an,

und so dürfen sie wohl auf freundliches Interesse rechnen. Speciell die Freunde

der Geschichte der Stadt Wien finden darin eine Schilderung des geistigen Lebens der

Stadt, die damals einen regen Anthcil nahm an allen Erscheinungen der deutschen

literarischen Production und in ihrem Denken und Empfinden sich als eine deutsche

Stadt darstellt. „Klopstocks Wiener Beziehungen" und „Ter junge Werther in Wien

und Wien in der Wcrthcr-Epoche" sind die Titel der bciden in dem sorgfältig aus-

gestatteten Bande enthaltenen Studien. —r.

Faust. Ei« Fragment von Goethe, Ncutsche Literaturdenkmale des 18. Jahr-

hunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Scuffert. Hcilbronn, Verlag

von Gebr. Henninger.

Die Originalausgaben des Faust-Fragments — es ist deren eine überraschend lange

Reihe erschienen — sind schon recht selten geworden, und so kommt dieser Neudruck

sehr gelegen. Denn gerade mit dem Verhältnis, des Fragments zu der späteren Aus-

führung beschäftigt sich die Goetheforschung gegenwärtig angelegentlicher als je, um

die interessantesten Schlüsse daraus zu ziehen. Die Arbeiten Schrcrs und Schröers

zwingen jeden ihrer Leser, sich mit diesem Verhältnis; eingehend bekannt zu machen.

Wer nicht so glücklich war, eine der alten Ausgaben zu besitzen, war darauf angewiesen, sich den Bestand des Fragments aus derjenigen letzter Hand zusammenzusuchen — «ine Arbeit, die mühselig genug war, wenn man sich wirtlich Alles recht anschaulich machen wollte. Diesen» Ucbclstande ist durch die vorliegende Ausgabe »uf das Wirksamste abgeholfen. Ja, wir befinden uns in der Lage, gegenwärtig zwischen zwei Neudrucken des Fragments die Wahl zu haben, denn auch Holland hat einen solchen unter dem Titel: Goethes Faust, ein Fragment in der ursprünglichen Gestalt, neu herausgegeben (Freiburg i. B. u. Tübingen, I. E. B. Mohr). Neide Neudrucke unterscheiden sich nur unwesentlich von einander. Man möchte es eigentlich bedauern, da« nothwcndig eine der andern Abbruch thun muh. Sollte es nicht möglich gewesen fei», sich darüber zu verständigen? — Die Einleitung Leuffcrt^s weist unter Andern» aus Wielands Gedichten an Psyche nach, welche Thcile des Faust I,??5 schon ausgeführt gewesen sein müssen: ein anderer Theil der Einleitung vergleicht Wicl^{and}s „Wahl des Herkules" mit dem Faust. Scuffcrt^t schließt hier auf eine starke Beeinflussung Goethes durch Wieland, und in der Thal sprechen viele der Anklänge, die er gefunden, beinahe zwingend für feine Behauptung. Daß jene Beeinflussung stattgefunden, ist demnach wohl nicht zu verkennen: wie weit sie sich erstreckt, und ob Scuffert bisweilen nicht doch über das Ziel hinausschießt, ist eine Frag/, die sich schwerlich allgemein, sondern nur für Jeden nach eigenem Ermessen wird entscheiden lassen. Stimmt man Senffert bei, so erhält man allerdings werthuollc Gründe für die Dlltirung einzelner Bruchstücke. Anziehend sind folchc Untersuchungen immer. Als eine Emiosität sei hier angeführt, daß der Seufzer:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!

sich über Wicl^{and} bis auf Xenophon hinauf verfolgen läßt: Wicl^{and} wenigstens zieht einmal den betreffenden Ausdruck an. Für ein dichterisches Bild ein recht ehr» würdiges Alter!

Tic Venus von Vlilo. Ein neuer Versuch der Ergänzung, Erklärung und Würdigung von Friedrich Kiel. Mit einer Holzschnitttafel. Hannover, Hahn'schc Buchhandlung.

Die Ergänzung unserer lieben Frau von Mclos scheint die Köpfe fast ebenso zu beschäftigen, wie beispielsweise die Frage der Lenkbarkeit des Luftschiffes. Und trotz allem angewandten Scharfsinn scheint bisher weder für diese noch für jene etwas recht Erhebliches geschehen zu können. Erst jüngst freilich hatte ein Gelehrter auf Grund «natomifchr Betrachtungen die ursprünglichen Handstellungen der Göttin nachweisen zu können geglaubt, und seine Anficht war um so lockender, als er sich auf eine ganz ähnliche Bronze berufen konnte. Nun wird sein Ergänzungsucrsuch von Kiel bereits wieder verworfen und durch einen neuen ersetzt. Allein wenn dieser möglicherweise noch geistreicher und gelehrter ist, so spricht etwas gegen ihn, was entscheidet: er ist nicht schön. Nach ihm stützt sich die Göttin mit beiden Armen auf einen Speer. Dadurch werden die herrlichen Linien ihres Leibes, recht der Reiz des geliebten Bildes, so fleischcrmäßig zerschnitten, daß man Angesichts dieses letzten Versuchs am liebsten alle die tiefen Untersuchungen für ewig bei Seite werfen und sich für die alte Vermuthung entscheiden möchte, der Künstler habi es überhaupt nicht gewagt, seiner Schöpfung Arme zu geben. ^

Ludwig U«N»e, Georg von Frundsberg. Roman aus der Reformationszcit. 2 Bde.

202 und 20Z S. Gothi, 1882. F. A. Perthes. °K. 6. —

Der Roman fchildcrt aus dem Leben des berühmten Feldhauvtmnnnes Georg u on Frundsberg die Jahre t52l—25. Mit seinen Kriegs- und Wanderzügen verschlingt sich die interessante und spannende Geschichte des Fräulein Clairc von Bocage, einer Halbschwester des Kaisers Karl V., die Frundsberg unter schilleren Gefahren aus der Pieardie von ihren Verfolgern rette! und sie in seine Heimat Mindclheim führt, um sie wie feine Tochter zu halten. Für die von Ueberlraft schäumende und gährende Refor-

27H
Nord und 2üd.
mationszeit scheint Ludwig Nonne der rechte Epiker zu sein. Auch in seinem neuen Roman mag man noch die durchaus nolhige Concentration vermissen, aber mit lebendiger Anschauung und Gestaltungskraft führt er uns die handelnden Charaktere vor! Allen voran der wackere Frundsberg. Aber auch die Art der „frommen“ Lands- Inechle und ihrer Hauptleute, der aus ihrer Verdumpfung erwachenden Mönchswelt^ des gesunden deutschen Hauses — alles ist mit großer Naturwahrheit dargestellt. Und zu dieser intuitiven Art,' historische Personen in ihrer Wahrheit tzu erfassen, kommt bei Nonne die Gabe, jeder Scene die richtige Localfarbe hu geben. An jedem Orte, den er uns in seiner Erzählung vorführt, von den Ardennen bis tief in Italien hinein^ ist er selbst geloesen, und aus diesen Erinnerungen quillt jene Wahrheit. Nicht minder verdient die Sprache Lob. Einfach und sachlich schlägt sie überall den rechten Ton an; mit eigenen Reflexionen des Dichters uns verschonend, geht sie immer nur darauf aus, das Object in seiner Wesenheit darzustellen.
I^ñ Äi» Nsooetinll von „»»sl! un«l 5!!»" INI Le«i>i«e!»mz «u>8«3<mz«ll» LüonVI.
z>>>?!><»>', N«id»iH von, V«l N«N» lloillIONWio.
Llmdulg, ^ . ?, Hiebt».
— ?lii nnä !id«l Hi« ä«nt«<:n«il l°r»n«n, Nluu»
duiU, ^, ?. llicn!«!
X»!>«!'» Oollsetion ol Dnßliln Hntor«. Vol, 200.
Llwoni^, Olli! <j««ä«n»l ii >!, IV lli«!,t«i,
L»!'s!»!'», Ällil, Hzn«», l,ind«»!i»H»r unÄ
<ieu»u!l«näi«uinnL«n. l^oipli^, ?. H, vioc^-
(!!>»,topkiln^zj», XisiKlint». Inäilon« R«k»v».
Lä.VII, vi««i»u u, 1<«iz»iB, 8.8«dntt!»«nä«l.
!>»!>!, 0. ?,,, Ä<lc^«!b»l^« üoselucntnn, l.nävig-
»«««,«!>«!> »um»!' !>, Vlls» »!!< 8!!«!, leit-
^uz^lld! von Hussu«t 8tllnn, l^eip^iz,
»»>«»!)!>« l.>«»s»t!»'<l«!>KM»>« <!«» !8.1»!>s!>U!,<!«s«5.
l»«!lll. ,>,, vi« V»K!-n, v«nli«plüel>«. l^lz. «-4.
Nullit^, v«l>»z von 0. ^ . ljiwil!«.
IsK, l.uivi^, voutLon« Qi«H«lwl«l. L«lliu,
(.dl, ?r, Niswin.
sslM», ^uliu« 2«inlion, vi« l,i«b« »!« ^«lt-
piincip, l^ob«!i«lt. v«ilin,(!, Voiimkmu^ou«
l>»i>«», (,»i! Lmü, v«niH«!l«« v!cbt«lbucn »n»
ss»!!«n-Ns»«!«!' l!ls n»>!» !!!»! «»!<. l«i^iss,
»»lll^mm«!», Neliulmn, v»« vorn vom Xinü«.
l>f^, ?-l0. Lnlin. 8V. Vel!« von r»il
>s»s», ^Inlinz, >V»!>id«it in Viedwnß. <5eow!>t«.
Mos!«)!»«!!, Häoll, >V»ni» N««cdiHi«n. l.uävsiz»-
iu«t, llo«tuo!! , Uin^tui!l!cn« Nofdn-cn-
Xltl, l,ni««, ysäicdt«. Äünodon, Inoosor
Xi>»»»«!>!i», vi. Dmil, voniHon« IV,viii«i »eit
1850, l^fzs, »—10. Ivoiplig, Vsrlüss von
Xll>»m»!»!, Kr. 0»ll, Nimzised« ^ilbvlnliit.
l.!!l>!i,, vi. V. n. vi. L. v»» l.»«l»», v«n^in!»<>r
d«l Xim»t. l^tz. 2. 8tutt«!it, Voll«« voll.
?»lll X«T
l.ütl««, l)!!! von, vi» Xnuütlouztl« ll»li«uz.
><>, 8oM«, 'vu»«i« Nl«n. « LH,, 3 !U«!i-
LiblioUi«^, LH. VIII, IX. Li««luu nnH,
>»!»»>'<!l<>. Di. Otto, vor ui«toii«cn« X«ln Her
>»y«i', LoiMlMn, Xätecnizinn» H«i X»tion»l-
NKnnuNio, Xüuiz«l>«i^ i, ?i,, l°«i6m»nH,
Lsvsi» Lncbd»ni»m>ss.
>lo!l««>»l, üon l»Ä«!!W«, v«!>«l««tit von 8i«^tliock
l^ii>iu«l, l^ipii^, llruc^ nncl V^orlllg von
NwitKopl ^ ll»i1«!
ül»'<»»n»s»l,s«»n!Nlz»!inn^!d»nz 1.1^ 5—«? ä»
N««!unmtv?«ilis»i. l^ipiiiz, l«inin<u>H 2iit
!»,«r!»«!>»«!', llicli»?»«, l>«wä« VüUiol. l,fß, l?
di» «4, lvoivliL, Viei>, ^uüu» Xünc!ill»lst.
!>!!<»«,, <3u«tl>v lu, K»s«>!l», Hovoü«. 5wttz»i^,
«»!>>, ^Vünolw, l1»z l«!>«u Dr. U»ttin l^utnei^
l^sipÄ^, Noor^ Itoiennist., Voi!»z.
No,««,«s, Hn«5«vll!ilt« 8edr>st«n. ^ . ?»—««.
8«!>»«^«s.l.»i'«!!«i,f«l^, vi« H«ii». IV,»8 l»—«5.
Vion, l^«!>t, l^oioxi^, ^ . lloiiodon« Ver>»^.
^?»im»i 18«2, Verloz äoi voutlrnon
?liot08i»vn«N'2«!tiinF.
V»,«, c»l>, n. 8p«o!>t, vi« 8lln«utui««, l>hl. »
^»>!l»<«ln, !l»x, üelconntniilL« «in«« 2oNI>e»wi>
Rel>!g!i! »nt»i vn»n»w«r»l!chlli! dcs yela»5gtb«5.
Druck »nd v«lll>g vo» 5. Schottlaender in V«li»n,
Unbeiechtig!« Nachdruck cm» dnn ^nhul! d!es« Irüschiif! nnlnfogi. Uebeiseynng,«ch< >>«lt»h<>lt»!i.

l.'

^ir nmp!«n!»n dwimil nüon N,u<>n<>rn nn?,>i- loionkxllwo« I,,ws »in
l»nt «nHzt«n»ll>!«l l'!«!,!»!»!!« „n<< doiun^nn, <i<<z, <«», von nn, nssorMon
»>n«n Vo^non «nz««lnsH«nt>,cn «rwiculom. - «,s v<>,,>,» „,o>, >n ^,o<,<„» ^l>li?i «urnon,
nn««l»!> ünnÄnn <w, 8u»tn uiüü' l^»,»»>,,,ii«>,,c, «„ „„.>,,,n, un^ !»»on nm V^«„!>!u,uslr!!ss«,
/lifo» <<«s c^nn, >,,
ri rinmi,,.'.'
l.» ln!<!»<l, .
r> 8»li!
l! «i«tt<> , .
k! N»m!«nt» ,
l.» l>»<llf» .
«l r»«i»i>. .
»«Hell», . ,
l<» ci»!-!<!»<l ,
Tlt»ui» ...
r> «s!u»i>t« ,!
ll «!»!>« . .
l^o Lls« . , ,
8r»<!!«!!!H»<l , .
l.» lle«n!t» . ,
k«»» ä« Com»« ,
l! Nii-o ...
1^ Orl»6». . .
l! rinulU» . ,
l<» Import»»«!»
l>» L»t»s«lt» .
l! «e>;»l» . . ,
!!,,lrl,,»«. .
H!,Uul- >
u."<-niii.!
gl, Knois..
rmtle!- »
irr. l»n>lr««> >
'«!H
milloüirln^
>»i»Kt, mittelkrüs!^'
m!l,l'
mitwürKNi?
voll un6 ^l!»!n^
mMuIKMrUz
inlislig
»üloliirMtilc
7571557,'
». l UIU«
!»5 -
ll!» —
l^> Heroin» lmr,, zwli. l'»««»
1^» ^»nvenienr!» . . , , gros«, vc>>!,
l^> ll!»t«rl» üe^ün-^onn
Intlin» irroü« l!o^»!in.r'l>?<>„
l>» ^!>i!lnrl>!»a M!!W>-?' >l,t2, K«,f
»ru>l>l» iilmn«, miüoi-l'ofon
l^> K»bl«l» äx^üü Omon..
l< O»r»n» <!» !>«>,»i!» , . ll«^»!>!> ^ü^an
vi»Oizl»rrrenl>>n,lzUmmU.in <i«nNrun^furnoi!< lurn, culhro,!» <!,ru,r«!u> i«iu u, llnilurunml>^or
ll»b»tt llnnn »ul Oißilrron nlentbo^iiüsst vroläon, l>»^<^°n !!>,,o„ i,r Hus^il^« n^s»u! v^nn 2U 1!li.
<m DVi-soss«! «u»: Inn«!in>K l)Vntzcli>»i»l, <!«r ^li«'««, Ul,!^»«, l>„!>!„,ä ,i,u! l«,w!i><>^,
l1«r Ui»«sl«w tri« »in, von» minäo^tsnz INNN 8,,>,>i (. ,^ ^,,u„ !„ /,, l>!,>»>„,>!,, «>> ,
>^> ?»clim>ff K«> <l«n^enil.'»n Lnrtün, ll!« «'il n«s in >/«, l^Ku,,^ - «,,l<iol>i<>, "»,',„ onlli ,n ver-
(ss«l«d««l!-»!,r mit No>'uzteln.1li!n>!>,l>><!i). l>er ülick l „„rk. >,,s ,< vnll>>n,! 3 llio-II.
vi»»» lü^ürlüNünit« boztont »u» l»«i lu«>mmo!ili^c!>rl>ni,>^n l>wl!^n, ,!», »U5u!n!>„6„l
e»nn»m«n v»n!«n liünn»«. In <!i» »U5zodonrts llü>,l» ln«t m^>n n^inn Ui^licN «in olllilioncruz^z
3Ni«!! -»«iü5» ^Viltt«, v«lcn» äiu r«llloklil>'lluit ^°» iianlnos ll„Kaul;l, un^ 6^nir voriiuäon,
liiw!5!>. 8!il!>!<. llnUll>se>!,i,c>n.
^
e?X22X^^??'/???????????^'?????!!

?«vwvu uvv^vvu U^ ^VUV'ÜTFÜV l^l^ ^^ u Ü1>'^^>?^v^'c^^ ^^ !^ VVUV5

^I/F^i/6!^ ^i/F /)^c/?'F<7/w/V ^.1/^/^^^i^V«?^^
Q6n.-8tad8ar2t l<. Univ.-^rof. Dt-, von l>lu88daum
1878."
l)r. OZcar l^i6dl-6ic:n, Prof. 6sr l-lsilmittklslisO a. c!
Univ. Lsrlin.
<?e^//,«<7^ <^« /ä,/^^t',<'^ t"Vö,'<?//i-/! ^/>/^ ^7^e?//,V. 5. ^«?«
1879."
Qeli. Sai.-Natli Or. 0. VÄt-r6ntt-Äpp, pranl<ful-t s.. IV
7//// ^///c-//, /^^'/^//tV,, l^^'/«. Kc. 4. H5/7,^ 1879."
l<. Univ.-s'l-af. Dt-. IVl. ^. Osrtkl, IVlünc»i6n.
"^^/^^ <?/,^<7//tv/^^ <?<7/,v?«X^ ,e/« o</e^ ,«// tt^?> Fn,,«-^
««. 16, ^/t?>^ 1879."
clsli. IVlslcl.-slat^ Prof. Dr. k^ . W. L6N6cl<6. IVlal-ourl
23. ^/«>,? 1879."
INnitätZ-ktatK v»-. Q. l'nilSNiUZ, Zaclen N. l'Nunu!
/5////7,n ^«^«<//«l^ . 5, ^/>^l/ 1879."

^^^>^,x Â«^> ,>Â°>>'

März 1883.
Inhalt.
Sei«
Christian Lister.
«Line Kreuzträgerin. Erzählung. Aus dem Norwegischen übersetzt
von Emma Klingefeld 2?5
Georg Winter in Marburg.
Die Katastrophe walle »stein«. Nach der neuesten archivalischen
Publikation 2Y3
Carl Abel in Verlin.
Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter 320
Heinrich öeidel in Verlin.
Gedichte 338
Gtto Gumprecht in Verlin.
Robert Schumann (3chluß) 3H I.
) . Hermann Vaa5 in Worms.
Ueber die Grenzen des Ärztlichen Könnens 35?
tudwig fletsch in Verlin.
Gabriel Max, 3?H
Adam Müller-Guttenbrunn in Wien.
Die Frau Hofräthin. Line wahre Geschichte 39 I.
Vibliographie ^5
Hierzu ein Portrait von Gabriel Max, Radirung von Wilhelm Rohr
in München.
^!«ld und 5»d" «lchein! «m Anfang jede» M»n»l» in heften mi! je «lner «mistbellog».
pn>« prn «uarial (5 hefl«) « Marl. ^—
All« Vuchhandlungen und pcstnnftoüen nelzmen lederzei! Vestellungen »n.
— Alle auf de» ledncttonellen Inbol! von „M«ll» «n» Kid" bezüglichlichen Sendungen sind »» d!«
z><»«<i»» noch ZlelNn « «l, »«» dei yefdlstiahe l, »b,ne Angabe «ine» peyonennamen« zu iichlen.

in unsere Mbonnenten!

ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte
der bereits erschienenen Vände von
„Nord und Süd“
ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten
oder fein gebundenen Vänden von uns nachbezogen werden. Oreis
pro Vand (—3 Hefte) brofchirt 6 Mark, gebunden in feinstem
Original-Einband mit reicher Goldpressung und 5schwarzdruck 8 Mark.
Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original- Gin6anööscken
im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer leinwand und stehen solche zu Vand XXIV (Januar bis
März l.883), wie auch zu den früheren Vänden I—XXIII stets
zur Verfügung. — Der j)reis ist nur ^ Mark 50 j)f. pro Decke. —
Zu Bestellungen wolle man-sich des umstehenden Zettels bedienen und
denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige
Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen
werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit,
gegen Einsendung des Vetrages (nebst 50 f)f. für Frcmcatur) das
Gewünschte zu expediren.
Vreslau.
Die Verlagsbuchhandlung von 5. öchottlaender.
(Vestellzettel umsehend.)

Mestell-Zsttel'.
Vei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd“
herausgegeben von Paul Lindau
Ivellog von 5. Scholüoendei in viesloul
Lxpl. Band I.. II.. III..IV. V.. VI.. VII.. VIII..IX..
X., XI.. XII., XIII., XIV.. XV. XVI.. XVII..
XVIII., XIX. XX.. XXI., XXII., XXIII..
XXIV.
elegant broschirt zum streife von ^6. —
pro Vand (—3 Hefte)
fein gebunden zum streife von «4i. 8. —
pro Vand
>0. yeft „2,2,4, 5,6. 7, 8, 9, ,U, U, ,2, ,3. ,4, ,5, ,6, ,7, ,8,
<9, 2U, 2,, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28,29, 30, 3«, 22, 32,
3H, 25, 3s, 27, 28, 39, 4», 4,, 42, 42, 44, 45, 46, 47, 48,
49, 50, 5,, 52, 52, 54, 55, 5b, 57, 58, 59, 60, 6<, 62, 63
64, 65, 66 67, 68, 69, 70, 7<, 72
zun, streife von ^i. 2. — pro Heft
Lin b an d d e cke zu Vand XXIV. (Januar bis
März 1.883)
do. do. zu Vand I.. II.. III.. IV. V. VI.. VII..
VIII.. IX.. X. XI.. XII., XIN.XIV.. XV. XVI.,
XVII.. XVIII.. XIX., XX. XXII.. XXIII.,
XXIV.
zum streife von °/i. ^50 pro Decke
Mchigeroünschle; bitte zu durchreichen.
Um gefi, recht deutliche Namens» und wolmungbanzob« wird erl»chl.

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
f)aul tindau.
XXIV. Vand. — März s883. — 72. Heft.

VrcFlau.
Druck und Verlag ron 3. 3chottlaeüder.

EMPTY

Eine Kreuzträgerin.
Erzählung

Christian Elster.
Aus dem Norwegischen übersetzt von Emma Aliiigenfelo,
iuf den grasbewachsenen Abhängen der wilden Grcnzbcrgc,
zwischen denen die norwegischen Kirchspiele zerstreut liegen, finden
sich einzelne Bauernhöfe. Liegen diese Ansiedelungen außerhalb,
der großen Verkehrswege, welche die verschiedenen Landestheile
verbinden, so ist eine wiistenschunrige Einsamkeit über ihnen ausgebreitet,
die Nenjeuigen erschreckt, der nicht gewohnt ist, Mcnschnwohnungen zwischen
den Regionen der Gletscher und des Nerghaidetrautes zn sehen.
Kommt man von niedrigeren, reicheren Gegenden, unmittelbar vom
menschlichen Eulturlcbcn, wo die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen uns die
gewaltige Gedcmnkraft zeigt, die darin wirksam ist; oder befände man sich
etwa (wie es während der Velagerungszeit von Paris vorkam) in einem
Luftballon, der nach dieser eiskalten Gegend verschlagen worden, und
gewahre solchergestalt den schärfsten Gegensatz: das Bild des aufgeregtesten
Weltlebens und die öde Einsamkeit des Gebirgslebens — dann sucht der
Gedanke eine Weile uach einem Anhaltspunkte dafür, daß hier wie dort die-
selben Grnndkräfte das Menschenleben regeln. Denn vor unserm Glauben
will das große Wort von gemeinsamem Ursprung, gemeinsamen Grund-
bedingungen und gemeinsamer Lcbenshoffnung alles Menschendaseius nicht
Stich halten; wir wännen, vor einem abgefrorenen Gliede der Schöpfung zu
stehen, und wir sind in Versuchung, zu fragen: Warum wurde dies
geschaffen? —
Und so lange Jemand nur das äußere Leben hier oben betrachtet,
löst sich sein Glaube auch uicht aus dem Starrfrost, der ihn, gleichwie die
ganze unabsehbare Strecke, umfängt.
IN'

276 Christian Elster. —

Kommt man zur Winterzeit herauf, wenn die Schneestürme himmelweit über die Hochebene dahinbrauscn, wenn Alles rings weißer Nauch ist, sausende Schneewehen, welche zu Lawinen anwachsen, die Mann und Pferd begraben und die Häuser bis znm Vordach in Schnee hüllen; steht man mitten in diesem rasenden Winter, der über dem oberen Ende des Thales tobt, während das untere seine Hoffnung vom Meer begraben sieht; und findet man als einziges Lebenszeichen, außer dem Geheul des Windes und den, eigenthümlich kalten Rauschen einer rutschenden Schneschicht, einen schwachen Lichtschimmer aus einem Hause drunten in der Schneetiefe — dann wird mich unsere Hoffnung auf einen Zusammenhang dieses abgeschiedenen Lebens mit dem reicheren Leben in niedrigeren Himmelsstrichen nur ein unsicheres Flackern in Schnee und Sturm. Und sehen wir am nächsten Tage Meufchen, die nur Haut und Knochen sind, hervorkommen und sich ein Loch graben, damit Licht und Lust zu ihnen eindringe — dann dünnt uns, selbst das Seelenleben hier oben tonne nicht weiter gedeihen, als sich ein Luftloch zu bohren, hinaus in den lichten Tag, um für eine nr> Nacht unter dem Schnee Luft einzulassen.

Kommt dann der Frühling, so scheint man hier oben nichts weiter vo, hm zu haben, als die ungestillte Sehnsucht bei dem Gedanken, daß er n».. drunten im Thale seinen Einzug hält. Tenn hier oben ist noch die ganze Fläche von Schneerinnen durchfurcht; hier tragen noch die Wasser schwere Eisbinden im Schooß und sind nur längs des Strandes aufgethaut. In dieser Zeit kommen wohl Leute über's Gebirge, besonders Handelsleute, die von einem Kirchspiel zum andern hiiuüberwollen; doch ist keine Möglichkeit für sie, die Wege zu befahren, wenn ihnen nicht die Leute auf den Gehöften mit ihrem Vieh durch die Schnccinassen hindurchhelfcu. Wenn der Sommer längst die harten Winterspuren drunten im Thale aufgethaut hat, und Reisende auf Dampfern und in Booten die Fjorde nns- und einfahren, da beginnt es auch endlich anf den Berghalden zu sprießen und zn grünen, während der grüßte Theil der Hochebene die weiße Schnee-fnrbe »nr mit der braunen des Haidetrautes oder der grauen des Moufes vertauscht. Nun kommen mehr Leute in die Gegend, und die Bewohner selbst reisen wohl auch des Sommers hinunter; doch, gleichviel ob Winter oder Sommer- der Verkehr mit der Außenwelt besteht mcistcnthcils nur in Erzählungen, welche in der oft seltsamen Gestalt, die sie unterwegs annahmen, ihren Einzug in die Gedankenwelt der Gebirgsbewohner halten, und welche ihre abenteuerliche Form nicht abgestreift haben, wenn sie im nächsten Sommer ihre Nachfolger begrüßen.

Und doch kann man hier oben in dem inneren Leben, das, vom Tode bedroht, in dieser Einsamkeit Verläuft, eine Menschenspur finden und fühlen, daß dieselbe Sache vor Gott geführt wird, sowohl in der Gebirgseinode als dort, wo die Natur ihre Gaben mit vollen Händen ausstreut. Wohl entwickelt sich das Seelenleben oft seltsam unter solchen Verhältnissen i man

Eine Aren ztr Harri», 277

findet die verwachsenen Formen der Zwergbirke wie auch ihr hartes Holz; doch Niemand kann daran zweifeln, es sei dieselbe Noth, die hier das Leben verwüstet wie überall, dasselbe Leid, das seine Schwermut!) darüber ausbreitet, und dieselbe sonnige Hoffnung, die das Leben hier grünen und gedeihen laßt.

Und vernehmen nur von den großen Kampfplätzen Erzählungen voll Wildheit und Blutdurst, so finden wir dieselben wiloen Regungen auch hier; und wird draußen vou dem großen Weltlagcr eine Heldenthat mit tausend Zungen ausgerufen: so finden wir auch hier denselben Heldenmut!), ob auch seine einzige That nur ein stiller Gang unter der Last des Kreuzes sei, wovon Niemand spricht.

Eine solche prunklose Geschichte aus dem einsaincn Hochgebirg ist es, die ich nun erzählen will.

Auf den Bergabhängen des Nythals zwischen zwei angrenzenden Thal-itrichen liegt der Gebirgshof Sklct. Vor vielen Jahren zogen zwei junge Eheleute aus dem Thal hier herauf. Ter Mann, Gest Tuiskaven, war in seiner Jugend der wildeste Bursche gewesen, von dem die Leute ringsum zu erzählen wußten.

Jede Gegend pflegt eine Kunstfertigkeit zu haben, worin ihre Bewohner sich vor anderen auszeichnen. In deni einen Bezirk versteht man Boote zu bauen, die weit berühmt sind; ein anderer ist bekannt durch seiue trefflichen Schützen; in einem dritten werden die jungen Leute in den verschiedenen Kniffen des Pferdehandels unterwiesen. Oft sind es die Ortsveihältnisse, denen ein gewisser Erwerbszwcig sein. Entstehen verdankt; oft aber liegen auch rein zufällige Umstände zu Grunde, wie z. B. daß Einer von dein Sprengel einmal in die Fremde kam und dies oder jenes Gewerbe erlernte, das seine Milbürger nuu wieder ihm absahen; oder es geht wie bei Jenem aus Varthal, der Holzschuhe machte, Anfangs nur als kleinen Behelf für sich und seine Familie, uud es so weit brachte, ein Geschäft zu gründen, das nun die Varthaler Holzschuhe über das ganze Land, ja bis nach Schweden und Dänemark sendet.

In dem Bezirk, zu dem Gest's Gut gehörte, war fast Jeder Pferdehändler, und Gest begann frühzeitig, dieselbe Beschäftigung zu treiben, und zog auf seinen Handelsreisen hinunter bis an die Ostmark.

Von seinen Streifzügen brachte er Erzählungen in Hülle und Fülle mit von fremden Leuten und fremden Sitten, Geschichten, Lieder nud Sprüche, hinreichend, um das ganze Torf damit zu versorgen, neue Tänze und neue Kleider, aber auch neue Handelskuiffe, eine lose Hand und eine lose Junge, Lust am Trinken uud an wilden Gelagen, und viel Geld, seine Lust zu befriedigen.

Toch als Gest in die zweite Hälfte der Zwanzig kam und die wildeste

278 Christian Elster,
Hitze weggetanzt und sich durch Hnndel und Händel einen genügenden Ruf erworben hatte, ward er friedlichen: Sinns und bekam Lust, sich häuslich niederzulassen. Er sah sich nach einer Frau um, und eine alte Erinnerung tauchte in ihm auf und winkte von dem Nachbarsgehöfte seines Vaters. Dort wohnte ein Mädchen, Namens Salborg, mit der Gest manches Kinderspiel auf den grünen Hügeln vor ihren Elternhüfen gespielt hatte. Doch währte das Zusammenleben der Beiden nicht lange: eines schönen Tages sagte Gest dem Heimathsort Lebewohl, und seitdem sah Salborg ihn nur noch zu Pferde vorüberstreifen. Toch sie vergaß ihn nicht, wie er in jener Abschiedsstunde in die Stube ihres Vaters getreten war, zwanzig Jahre alt, schlank wie eine Kerze, gebräunt und blauäugig, voll Muth, voll Fröhlichkeit uud voll stolzen Selbstbewußtseins. Sie saß still und schweigsam, als unheimliche Gerüchte von seinem Lebenswandel nach dem Gehöft drangen; doch niemals erlöschte das kleine Licht, das sie in ihrem Innern für seine Heimkunft angesteckt; und als Gest endlich auf den Spielplatz seiner Kindheit zurückkam, fand er jede Erinnerung bewahrt uud gehütet. Ta verstand er, daß sein ganzes Leben ein Ritt hinweg von ihr von ihrer Liebe gewesen, und daß all' das Verscherzte Schritt für S wieder erworben werden müsse. Lange Probejahre kamen für seine Get und als die Wartezeit um war, setzte Salborg uoch die Bedingung, daß er den Gebirgshof Sillet, der gerade feil war, kaufen sollte. Viele wunderten sich wohl darüber, daß Salborg die milden Laubhügel ihrer Heimath mit diesem unbewaldeten Windstiich vertauschen wollte; doch Gest merkte, daß sie beabsichtigte, ihn von der verführerischen Macht des Verthehrslebens fern« zuhalten, und ohne Bedenken willigte er ein. So zogen sie denn nach den Vergabhängcn des Nythals und lebten viele Jahre iu Nuh' und Frieden. Wenn der Frühling anbrach, kam wohl zuwcileu die alte Wanderlust über Gest, doch mit den Jahren schien er gesetzteren Sinnes zu werden, und bald zog er nur »och über das Frühlingseis, wenn ein bestimmtes Anliegen ihn dazu veranlaßte. Sie hatten ein einziges Kind, einen Knaben, der nach dem Willen der Mutter Ion (Johannes) getauft wurde; „denn," sagte sie, „wer in einer Einöde wohnt, wie wir, kann sich nicht fest genug an Gottes Wort halten." Ion wurde groß und stark, aber er erschien schwerfällig und schläfrig, und jeder bestimmte Ausdruck verschwand hinter den groben Zügen. Doch tief unter der breiten Sliru lagen ein Paar latzengrauc Augeu, die gewöhnlich schliefen wie der ganze Mensch, die aber zuweilen in rastlosem Umherirren nichts Gutes von den Thaten kündeten, die in diesem lauerten. Tes Sommers hütete er Ziegen, Jahr aus Jahr ein, auf demselben Flecke, mit derselben öden Aussicht. Wenn Ion draußen saß, war über ihm dieselbe leblose Nuhe wie über der Natur; er lag mit geschlossenen Augen im Haidetraut und sandte nur hie und da einen stumpfen Blick nach

«kine Krenzträgerin, 27)
den Kühen und Ziegen. Doch wenn er Abends heimkam und sich am Herd-
feuer getrocknet und gewärmt hatte, erwachten die Lebensgeister in ihm.
Dann sehte sich der Vater zn ihm hin, und die Beiden konntn den ganzen
Abend beisammen sitzen und mit einander flüstern; sie machten sich etwas
zn schaffen, oder sie saßen auch müßig nnd sorgten nur dafür, daß das Feuer
nicht ausging.
Ter Vater erzählte von seinen Streifzügen in alten Tagen, und er
flüsterte, damit Salborg es nicht hören solle.
Doch sie wußte gut, wovon sie sprachen; nnd mit Entsetzen gewährte
sie, wie alte Erinnerungen und alte Lüste wieder in Gest erwachten, während
er erzählte. Sie bat ihn, es zn unterlassen; er versprach es auch; aber
wenn Ion hereinkam und ihn in Versuchung führte, indem er nach Dem
und Jenem fragte oder that, als Hab' er etwas nicht genau behalten oder
falsch verstanden — dann konnte der Vater nicht widerstehen und vergaß
Salborg und sein Versprechen. Und Ion lauschte und zwinkerte unablässig
mit den Augen; es war, als ob er jene häßlichen Bilder nicht durch's
Gehör in sich aufnehme, sondern sie in sich hineinblinze mit unersättlichem
Durst nach mehr. Und während der Vater erzählte, sah Ion die weite,
unbekannte Welt vor sich wie einen einzigen großen Handelsplatz mit einem
grenzenlosen Tumult von Pferden und einem unheimlichen, aber verlockenden
Schwirren von Stimmen drinnen in Halbdunkeln Schäntstuben, wo betrunkene
Männer mit gezogenen Messern sich zwischen bängen, doch neugierigen
Weibern umhertummelten.
Und wenn der Vater die Geige von der Wand nahm und ein paar
Striche that, kam Alles, was der Knabe dort drunten sah, in rasender Jagd
vom Thal herauf in's Gebirge gezogen: da setzten Pferde, riesig wie die
fernen Berggipfel, in Blitzesschnelle, mit fliegender Mähne über den Abhang;
und Volkshaufen, undeutlich verschwommen wie die Nebelbänke, die sich
manchmal am Berge lagerten, wälzten sich ihnen nach.
Aus deu Erzählungen lernte er, daß das größte Heldenstück im Leben
sei, beim Pferdehandel zu betrügen, in jedem Torf ein Mädchen zn haben
und bei jedem Jahrmarkt ein Merkzeichen seines Messers auf der breitesten
Brust und in den härtesten Schädeln zu hinterlassen.'
Ter Vater besaß eine Peitsche mit schwerem Stiel, ein Messer mit
Messinggriff, und eine Brieftasche mit Bleistift an silberner Kette. Auf
diese Dinge blickte Ion mit Ehrfurcht und mit erwachender Luft nach dem
Leben, an das sie gemahnten.
Doch der Weg zu all' diesen Herrlichkeiten war Geld; und darum
war Geld frühzeitig Ions ständiger Gedanke.
Salborg bemerkte, daß ihr Sohn, selbst nachdem er erwachsen war, eine
eigenthümliche Freude an allem Schimmernden und Flimmernden hatte: an
blanken Geldstücken, farbigen Kleidern und Tüchern, Metallknüpfen und Messern,
aber auch in besonderem Grade an Geldscheinen, Sätteln und Peitschen.

Wenn Leute über» Gebirge kamen, war Ion immer bei der Hand, zupfte an ihren Kleidern und zwinkerte mit den Augen, Anfangs glaubte Salborg. es sei nur das Fremde und Seltene, was feine Bewunderung erzeuge; aber als es hie und da vorkam, daß fremde Leute Dies oder Jenes vermißten — und immer Sachen von Werth — und als sie die Gegenstände später in Ions Besitz fand, da bangte der Mutter vor der Natur, die sich in diesen Zügen offenbarte. Manchmal hatte er das fremde Gut geradezu entwendet, manchmal aber hatte er es auch eingetauscht. Wenn er gestohlen hatte, züchtigte der Bater ihn; wenn er aber gehandelt hatte, und besonders wenn er einen guten Handel gemacht, das heißt, die Leute geprellt hatte, dann lächelte Gcst blos. Doch kamen die Eigentümer und beschuldigten Ion, das Vermißte zu haben, so leugnete er nie, sondern gab die Sachen augenblicklich zurück, um das nächste Mal klüger zu Werke zu gehen. So wuchs Ion auf unter der wachsamcn Sorge der Mutter und unter der Zucht, aber auch dem heimlichen Beifall des Vaters. Als er confirmirt weiden sollte, erkundigte die Mnttrr sich nach ihm beim Pfarrer und erhielt den Bescheid: einfältig sei Ion nicht, aber er habe kein ausgeprägt Gefühl für Nccht und Unrecht.

Die Eltern hörten übrigens nichts Böses von ihm in dieser Zeit; do nannte man ihn „den Halbvcrrückten", weil er die Gewohnheit hatte, Jedermann anzuglotzen, und weil er, wenn er Pferde, fchöne Zaume und Sattel oder Geldscheine sah, sich in deren Anblick so vertiefen konnte, daß er weder Auge noch Ohr für andere Dinge hatte.

Nach der Eonfirmation begann Ion davon zu sprechen, daß er sich auf den Pferdehandel verlegen wolle, wie einst sein Vater. Salborg hatte erwartet, daß diese Stunde einmal kommen würde; aber nun blieb sie felsenfest gegenüber den Bitten des Sohnes und dem Wunsche des Vaters. Eh' ihr Sohn sich auf das ruchlose Treiben der Pferdehändler eiulasfe, eher sollte er sein Leben unthätig hier oben verbringen. Und Ion kannte seine Mutler gut genug, um zu wissen, daß, wollte er jetzt hinaus in die Welt, er auf sich allein angewiesen sei.

Einige Zeit verging, ohne daß weiter über die Sache gesprochen wurde, und Salborg gab sich schou der Hoffnung hin, daß sie diesen Brand im Keime erstickt habe. Da begab es sich eines Frühlings, daß ein fremder Handelsmann über die Rythaler Berge kam, um drübcu auf der andern Seite Pferde zu taufen und zu verkaufen. Dies war der Mann von der rechten Torte- Er hatte, schon seit er ein halbwüchsiger Knabe war, dies herumstreichende Leben geführt; er trug gelbe Lederhosen und einen blauen Kittel mit Acht-schillingstückcn als Knöpfen, klimperte mit seinem Gelde und schnitt fürchterlich auf; und an dem Tage, als er in Sklet einkehrte, saßen die beiden Männer des Hauses lang' über Mitternacht mit ihm beisammen.

Von dieser Zeit an war Jon auffallend still und saß häufig in tiefem Nachdenken. Oft traf ihn die Mutter, wie er mit der Peitsche des Vaters

Line Kreuz! rage r in, 23^
dastand und sie in der Hand wog. Sie hörte ihn auch häufig den Vater fragen, ob er nicht glaube, daß der fremde Handelsmann bald zurückkomme; und die Mutter fürchtete, daß Jon beabsichtige, sich ihm anzuschließen. Als es gegen den Sommer zuing, hatte Gest eine Besorgung drunten in der nächsten Ortschaft, und just an demselben Tage kam der Pferdehändler zurück. Er hatte gute Geschäfte gemacht, zeigte sein Geld vor und schänkte Ion aus einer kleinen Reiseflasche ein. Als er am nächsten Morgen feines Weges zog, begleitete ihn Ion; aber da dieser keine besonder» Neisevorbereitungen getroffen, war Salborg seinetwegen unbesorgt. Jon kam spät Abends zurück und beantwortete die Fragen seiner Mutter mürrisch und wortkarg. Er schien sehr unruhig, ging unablässig aus und ein, zwinkerte mit den Augen und wollte sich nicht zur Ruhe begeben. Am nächsten Morgen sah die Mutter ihn das Boot hinansrudern, obgleich Gest gesagt hatte, daß man es nicht anrühren solle, bis er heim komme. „Das Holzwerk müsse quellen," sagte Ion, als die Mutter ihn fragte, warum er es losgelöst habe. Als Gest bald darauf zurückkehrte, begann wieder das alte Geflüster zwischen Vater und Sohn: und bald war es offenkundig vor Saluorg, als im Werke sei. Eines Tages äußerte nämlich Gest, er glaube, nun könne es nichts mehr nützen, Ion länger voni Fortgehen abzuhalten. Talborg fragte: „Gibst Du ihm Geld dazu?" „Er sagt, er könne sich selbst fortbringen," antwortete Gest. „Woher sollte er die Mittel haben?" „Das kümmert mich nicht," versetzte Gest und ging. Doch in Salborg begannen schwere Gedanken aufzusteigen wie Tcevögel vor einem Unwetter; und mit Sorge sah sie die beiden Männer sich gegen ihren Willen verbinden. Da tauchte plötzlich im Sommer ein häßliches, unheimliches Gerücht auf, daß ein Mann im Gebirge verchwunden sei — derselbe Mann, der zweimal im Frühling hier oben auf dem Hofe übernachtet hatte. Später kamen Leute aus dem Thal, um nach ihm zu forschen, und sie kamen auch nach Sklet, Sowohl Vater wie Sohn begleiteten sie, um ihnen suchen zu helfen; doch keine Spur von dem Vermißten war zu finden. Die Leute meinten, er müsse sich hinaus auf das lockere Frühlingseis gewagt haben und hinuntergestürzt sein. Es war nicht zum ersten Mal, daß Salborg von Jemand hörte, der im Gebirge verunglückt war; aber diesmal erfüllte die Nachricht sie mit einem Entsetzen, dem an den Grund zu kommen ihr graute. So lange »nie möglich versuchte sie sich des Gedankens zu erwehren; aber immer wieder stiegen in ihrer Erinnerung Anklagen auf gegen Einen, den Niemand im Verdacht hatte. Abend für Abend legte sie sich voll Angst nieder, und keine Nacht schlief sie mehr ruhig: so oft sie einschlummerte, hatte sie schreckliche Träume, und sie erwachte, in kalten Schweiß gebadet. Sie war bange bei jedeni Worte, das gesprochen wurde; sie versteckte sich, wenn Leute kamen;

sie zitterte, wenn sie ein fremdes Kleid erblickte, und jedes Geldstück, das sie anfaßte, erschien ihr wie glühend.

Indessen ging der Sommer zu Ende, ohne daß man weiter von dem Pferdehändler hörte. — Eines Tages hatte Salbolg im Feld zu thun, und ihr Weg. führte sie an einer tiefen Schlucht unweit des Hofes vorbei. Da hatte sie plötzlich einen Anblick, der feitdem nie mehr aus ihrem Gedächtnis; wich.

Trunteu in der Tiefe lauerte ein Mann und beugte sich über Etwas, das vor ihm auf der Erde lag. Ihr eigner Sohn war's, den sie dort sitzen sah. Er wühlte in einem Beutel, zählte gierig das Geld und zwinkerte mit den Augen. Sie hörte ihn murmeln:

„So, nun muß der Beutel denselben Weg!"

Sie kannte sowohl den Veutel wie die Brieftaschen darben, und der Anblick all' dessen, sowie der steileu Felswand, die über den Burschen und seinen Raub sich hieuübcrneigte, war für sie wie der Anblick des Bösen selbst, der mit tiefen, kalten Augen auf ihren Sohn lauerte. Ter Schrecken machte sie starr. Sie wollte fliehen, doch die Füße trugen fie nicht; sie wollte schreien, doch die Stimme versagte ihr. Sie mußte stille steheu und den Sohn zählen und zählen sehen; und als er fertig war uud die Höhe wieder erklimmen hatte, sah sie ihn einen langen Umweg nach dem Fjord machen und dann hinausrudern uud Etwas ins Wasser verscuten — nun wußte sie, warum er damals das Boot losgelöst!

Noch lange stand sie, es durchschauerte sie kalt; doch in ihrer Seele brannte es desto wilder. Und als sie endlich wieder Macht über sich gewonnen hatte, streifte fie lange rastlos umher, als vermöchte sie Dem. was sie gesehen, zu entfliehen. Doch worauf sie auch ihre Gedanken und Blicke richtete — immer sah sie denselben Felsvorsprng vor sich uud dieselbe Gestalt darunter taueru, und die ganze Strecke war mit gelben und blauen Geldscheinen überstreut.

Als sie nach Hause kam, erzählte Gest ihr, daß der Sohn ihm soeben mitgethcilt habe, er wolle nun in die Welt hinausziehen. Sie sah ihn an. als wollte sie in den innersten Fallen seiner Seele lesen; und soviel sah sie, daß er eine Ahnung davon haben muhte, hier liege ciu Unrecht vor. Sie bat, sie weinte, sie rief ihm all' das ins Gedächtnis; zurück, was er und sie durch seine eigne wilde lugeud gelitten hatten. All' seine Betheuerungen beschwor sie herauf, damit sie gegen ihn zeugten: alle Mächte rief sie zu Hilfe, von denen sie glaubte, er würde sich ihnen beugen; und als er noch immer stumm, unerschütterlich vor ihr stand, brach sie in die Worte aus: „Lieber sah' ich ihn als Leiche vor mir liegen, als das; er jetzt von uns zieht! Um unseres Erlösers Willen, last' ihn jetzt nicht reisen, Gest!"

Doch Gest antwortete kalt, daß der Cohn selbst über sich zu bestimmen habe.

Da ging sie zu Jon. Zuerst erinnerte sie ihn mild an die Lehren, die sie Hm in seiner Kindheit gegeben; und als dies keinen Eindruck auf ihn machte, drohte sie ihm mit der Strafe Gottes, und endlich sagte sie, daß sie seine Sünde kenne.

Da hatte es einen Augenblick den Anschein, als ob er schwanke, und sie glaubte schon, gewonnen zu haben.

„Ja.“ fügte sie hinzu, „niemals sollst Du vor mir sicher sein, wenn Du mir nicht gehorchst!“

Da aber zerriß er das letzte Band und rief:

„Nun ist ja doch kein Frieden mehr im Hanse; nun reis' ich erst recht, und sollt' ich nnsern Hof und Euch nie wiedersehen!“

Es war eine sorgenvolle Nacht, die diesem Tage folgte. Draußen stürmte es, und das erste Schneegestober sauste um's Haus. Salborg vernahm Stimmen, die sie riefen; sie lag auf den Knieen und sandte brünstige Gebete um Hilfe zu Gott. Endlich schlummerte sie vor Müdigkeit ein und träumte, Alles sei nur ein böser Traum — sie erwachte und wußte, daß es wirtlich geschehen war und betete von Neuem; doch all' ihre Bitten und all' ihre Thronen fielen als fruchtbarer Negcn auf einen einzigen Gedantcnkeim in ihrem Innern — und dieser wachsende Gedanke war selbst kalt wie Eis.

Ter nächste Tag war ein Sonntag. Sie bat die Männer, mit ihr zur Kirche zu gehen, aber sie wollten nicht. So ging sie allein.

Auf dem Weg und vor der Kirche begegneten ihr viele Bekannte, die sich alle darüber wunderten, wie bleich und hohlwangig sie war. Das mußte das Hochgebirgslebcn mit sich bringen.

Das sei möglich, sagte sie. Es begeben sich da droben so Mancherlei, was Einem schwere Gedanken mache. Dann lenkte sie das Gespräch vorsichtig auf den Vermißten, und bald merkte sie, daß keine Seele Jemand von den Ihrigen im Verdacht hatte. Die Sache konnte also in ewiges Dunkel begraben werden.

Sie trat in die Kirche, bebend wie ein Sünder, der die Stätte mit seinen unreinen Gedanken entweiht. Der Prediger sprach von der Pflicht des Menfchen, die verirrten Seelen auf den rechten Weg zu leiten. Nicht Jeder sei dazu berufen, sagte er, als Priester und Verkünder des Wortes vorzutreten; aber sei ein Mann oder ein Weib in der Gemeinde sich deutlich bewußt, daß es ihm geboten sei, das Wort zu sprechen oder die That zu üben, die einen Sünder zur Bekehrung führen könnlen — dann weh ihm, oder ihr, wenn fie dem schweren Gebot nicht gehorchen!

Salborg war es, als ob diese Worte allein für fie gesprochen feien und als ob der Priester sie vor der ganzen Gemeinde bezeichnet habe. Denn sie war ja diejenige, an die ein solches Gebot ergangen, und die nicht gehorchen wollte. Ihr war, als müßten Alle es ihr ansehen, und sie wagte weder sich zn rühren, noch die Augen aufzuschlagen. Doch als der Gottes-

28H Christian Clster.
dienst zu Ende war, fand sie Alle unverändert; und war ihnen ja etwas aufgefallen, so war es ihre tiefe Andacht.
Sie legte den Weg durchs Thal wieder zurück, doch lief fie wie verfolgt. Denn nun hatte sie ja ein Zeichen bekommen; und sie unterhandelte niit sich selbst, ob nicht das Wort des Priesters anders gelautet haben tonne, als wie sie es gehört. Als sie auf die Höhe kam, fiel das bleiche Nachtlicht des Mondes über die todtenstillc Fläche.
In solchen Nächten gehen die Verstorbenen um, dachte sie, indem sie weiterschritt. Toch wer ein gutes Gewissen hat, sieht nichts von bösem Spuk, tröstete sie sich. Tann aber ward ihr wirtlich bange; denn wenn sich nun doch etwas begeben sollte, so wäre dies abermals ein Zeichen. Sie war gerade auf der ödesten Stelle im ganzen Umkreis; der einzige Laut war das Knirschen des Schnees unter ihren Füßen und das Einzige, was sich von der Einförmigkeit der Weißen Fläche abhob, war ihr Schatten, der mit ihr über den Vcrg eilte.
Horch! — Erscholl nicht ein Laut hinter ihr? Nein! es mußten ihre eignen Gedanken gewesen sein. Aber konnten sie so laut rufen? Konnten sie wie Pferdegestampf, wie sausende Pcitschenschlä'ge schallen? — Näher und näher kam es heran: sie hörte nicht nnr, sie sah leibhaft vor sich einen Zug Pferde, die, halb verborgen vom Schuecdunst, blau gefärbt vom Moudlicht, wild dahinsausten, ohne daß sie einen einzigen Huffchlag vernahm. Sie sprengten vorüber, und wählend sie vorbcijagten, sah Salborg den ermordeten Pferdehändler. Er ritt rückwärts auf einem Rappen, sein Haar und seine Kleider hingen voll klappernder Eiszapfen; er sah sie mit gebrochenen Augen an und deutete niit seiner Gerte nach dem Wasser. Ta warf sie sich nieder in den Schnee bei dem entsetzlichen Anblick und rief: „Ich will! ich will!“
Als fie sich wieder erhob, war Alles bleich und stille wie zuvor; sie aber ging nicht länger wie gejagt; denn nun wußte sie, was sie wollte. — Jon rüstete sich eilig zur Reise — er wollte deu Winter benutzen, um „zu einem bekannten Pferdehändler in die Lehre zu gehen“. Der Vater half ihm, doch heimlich; denn sowohl er wie der Sohn waren bange, Salborg unter die Augcu zu trete». Sie verlor kein Wort mehr an Bride; doch im Ausdruck ihres Gesichtes lag eine schreiende Anklage, die schwerer zu ertrage« war, als die härteste Rede. Gest fühlte, daß ihre stummen Vitien niemals aufhörten, ihn zu verfolgen, und Ion hatte leinen Augenblick Frieden vor deu bleichen Sputgestalten seiner eigenen Unthat.
Salborg wurde nimmer müde, zwischen ihnen umherzugehen, immer auf dieselbe stumme Weise mahnend uud beschwörend, bittend und drohend, und immer hoffend, daß die letzte Frist, welche sie sich gestellt, nicht vorübergehen werde, ohne daß sie den Sieg gewinne. Toch Tag für Tag wurde ihre Macht geringer, und von Tag zu Tag trafen die Männer ihre Anstalten offentundiger, weil sie allmählich die stumme Mahnerin gewohnt waren — und Salborg fühlte, daß die Stunde der Entscheidung nun gekommen sei.

ki»e RI euzträgrin, 28Ö

An einem Mondscheinabend, still nnd klar wie damals, als Salborg jene Erscheinung gehabt, sah Ion, der in dein offenen Schuppen arbeitete, seine Mutter plötzlich vor sich stehen. Er hieb drauf los, das; die Spähne um ihn stoben, um einer Unterredung mit ihr zu entgehen- doch mußte er wider Willen die Uzt fallen lassen, da sie die Hand aus seine Schulter legte und fragte: „Ion, getraust Tu Dich heut' Abend mit mir aufs Eis zu gehen?"

„Was wollt Ihr auf dem Eise?"

„Es ist spiegelglatt über dem Wasser gefroren; heut' Abend tan» man Alles sehen, was darunter liegt."

„Ihr redet irre."

„Getraust Tu Tich mit mir zu gehen und nachzuschauen, ob nicht vielleicht ein Mann hinuntergeworfen ist?"

Er hieb die A^'t in den Holzpflöck, richtete sich auf und rief: „Nein, das halt' ich nicht aus! Ist kein Frieden mehr im Hause zu haben, so soll ^ . s, so wahr ich lebe, die letzte Nacht sein, daß ich hier Ruhe suche!"

„Wann aber wird die letzte Nacht sein, daß Tu Nuhc suchst vor dem . n, Gewissen?"

Er riß die Art wieder heraus und stand wild der Mntter gegenüber.

„Schweigt, Mutter, oder — Gott straf' mich! — ich thue Euch und mir ein Unglück au!"

„Tann war' es eine Erlösung für mich. Ion! Wüßt' ich nur, daß Tu bereust, so — Gott ist mein Zeuge! — würd' ich froh sein, wenn diese Stunde meine letzte wäre. Kein Gang soll mir zu schwer werden, wenn Tu Tich nur belehren willst."

„Ihr seid von Sinnen."

„Ion, die Frist ist turz; bald ist die Stunde der Gnade vorüber.

Nicht ich bin's, die Dir jetzt rath — ein Stärkerer waltet über uns. Zum letzten Mal ist's, daß Tich Jemand so mild ermahnt, zum letzten Mal, daß die Thür der Erlösung sich vor Dir aufthut — gehorchst Tu diesmal nicht, dann fällt Gottes Hand schwer auf Tich, wenn er Dich das nächste Mal ruft."

„Aus dem Wege, Mutter! Hier steht die Jugend, und die will vorwärts; die Alten mögen daheim sitzen und plärren!"

Damit schob er sie beiseite und war draußen. Doch Salborg saß einsam drinnen im Schuppen uud weinte über den Gang, der ihr nun bevorstand. —

Tags darauf war sie wieder auf dem Wege uach dem Kirchdorfe. Ter Schnee siel dicht in schweren Flocken, die in der windstillen Luft langsam niedcrwchten und hohe, flaumige Schichten über Bäume, Zäune, Häuser und Wiesen legten. Wenn sie durch einen Wald ging, war es, als ob sie in ein Schneehaus trete, das hie uud da einen Ausblick in die freie Luft habe.

An allen Häusern hing der Schnee von den Tüchern über die Fenster herab:

2^<> ^ brist, an LI st er.
Wände ii»d Gesimse waren weiß überstreut: Alles lag schlummernd in dem weichen Schneebette.
Als Salbolg hinunter ins ebne Dorf kam, war Alles dnntel, nur einzelne Lichter blinkten. Sie schlug den Weg nach dem Pfarrhofe ein, und da das Gesinde eben hincingerufen wurde, stand sie allein in der Vorflur. Ter Pfarrer war zu Hause; man wies sie eine hohe Treppe hinauf. Als fie durch den Gang schritt, öffnete sich die Thür zur Wohnstube, worin die Frauen des Hauses um ciucn Tisch saßen. Salborg konnte kaum einen Blick hineinwerfen, so schloß die Thür sich wieder; aber da war ihr Fuß schon beim Treppenabsatz angelangt, nnd ihre Hand ruhte auf dem Geländer. Ticser schmale Lichtstreif aus einem warmen, friedlichen Heim, der auf ihren kalten Winterweg fiel, machte ihren Vorsatz wanken. Was sie zu thun im Begriffe stand, war ja nicht mehr noch minder, als — vielleicht für ewig — den Riegel vorzuschieben vor ihr eignes Heim, so daß sie niemals mehr seine Wärme in ihren Gedanken oder in ihrem Herzen fühlen konnte. Sollte sie hier umkehren, so dicht am Ziele, sich hinwegschleichcn, wieder durch's Thal zurückwandern, daß der Winter seine hohen Schneehügel über sie und ihr Geheimniß lege?
Eine Treppe war zu ersteigen — durch eine Thür zu fliehen, um zum eiueu oder zum andern Ziel zu gelangen. Nur diese wenigen Schritte zwischen zwei Leben? — — Sie ging schon in Gedanken hinaus durch die Vorflur, hinaus zur Thür und trat deu Rückweg au; die Lichter im Thal erloschen hinter ihr, Flur und Wald verloren sich mehr und mehr in der Tiefe: vor ihren Füßen lag die freie Höhe, und mitten darauf stand ihr Heim!
Aber was erwartete sie dort? Erinnerungen, die sich nie mehr auslöschen ließen. Rufe von Verstorbenen jede stürmische Nacht; vielleicht noch neue Gräuelthaten — ja, barmherz'gcr Himmel, das war das Schlimmste — vielleicht noch neue! Denn sie hatte ja die bösen Triebe in Vater und Sohn aussteigen sehen wie eine Fluth, uud sie wußte, lief es diesmal gut ab, dann gab es für die Beiden kein Band mehr, das sie hemmen tonnte. Nnd inmitten all' dieser Qnalen sollte sie leben mit einem friedlosen Gewissen? Nein! war sie so manchen schweren Gang gegangen, hatte sie so manche einsamen Stunden durchwacht, so manche lichte Hoffnung von sich geschleudert, um ihren Mann von den bösen Mächten, die in ihm schlummerten, befreit zu sehen — so mußte sie auch noch diesen letzten Kreuzgang versuchen! Und — da stand sie in der Stube des Priesters.
An einem Tisch vor einer Lampe saß der Priester und las. Es war ein kurzes, rundes, hitziges Männchen, das Alle, die ihm zu ungelegener Zeit kamen, mit einem Schwall von heftigen Worten überschüttete. Aber wenn er nach Herzenslust gescholten, die ärgste Hitze ausgepustet und ausgeschwitzt und sich in seiner vielgeplagtcn Stellung gehörig selber bemitleidet hatte, und wenn selbst der letzte Nachhall des Unwetters sich in ein endloses, leises

Knurren aufgelöst - dann war er ein ernster und auch hilfreicher Mann, der sich seiner Berufspflicht nie entzog.

Als er diese Frau aus dem Hochgebirg bleich und durchschneit in seiner warmen Stube stehen sah, begriff er sofort, daß er in seiner gemüthlichen Stimmung gründlich gestört werden würde. Er sprang auf und fragte barsch: „Was wollt Ihr? Habt Ihr ein Anliegen an mich?“

„Ich.“

„Wer schickt noch so spät zu mir? Von wem habt Ihr Auftrag?“

„Pon mir selbst.“

„So!“ Nun konnte nicht einmal die Rede davon sein, die Sache hinauszuschieben. — Der Priester ging auf und ab und fuhr sich durch die Haare.

„Nie kann Sie einen Auftrag von sich selbst haben?“

„Ich wollte den Priester um einen Rath bitten.“

„Da haben wir's!“ platzte er los. »Rath will Sie? Ich glaube — Gott verzeih' mir den sündigen Gedanken! — diese Leute bilden sich ein, der Priester sei ein Mann, der einen Kramladen hat — oder besser eine Apotheke voll Seelenpflaster in Büchsen und Schubladen; und daß er Nummer so und so viel herunterhole, je nach Bedarf davon abwäge und billig verkaufe. — Rath? Ist Sie bei Trost? Was für einen Rath soll ich armer Mann geben, der kein einziges Stündchen Ruhe hat? Tag und Nacht soll die Apotheke offen stehen, selbst mitten im Winter, wenn der Schnee haushoch liegt und die Leute sich Gott befehlen, ihre Thüre schließen und zu Hause bleiben sollten. — Rath? — Was wird's denn sein? Hat der Bräutigam Eurer Tochter die Verlobung gelöst und verlangt die Brautgeschenke zurück? Sie hätt' es bleiben lassen können, Gaben anzunehmen, das ist mein Rath, das ist einer von den billigen; oder jene hätt' es bleiben lassen tonnen, sich zu verloben; das ist einer von den theuern, aber sicheren“. Er hielt plötzlich inne.

„Iaso! Ihr habt ja keine Tochter.“

„Nein.“

„Nein, ganz richtig, Ihr habt keine Tochter — und doch braucht Ihr Rath? Was für eine Art Noth ist's denn, die Euch betroffen?“

„Die schwerste, in die ein Mensch gerathen kann.“

Der Zorn des Priesters begann sich zu legen; denn es lag Etwas über der Frau, die hier in der Ecke stand und so kurz und bestimmt sprach — ein Etwas, das die Luft in der Stube kalt machte. Der Pfarrer schritt zum Ofen, setzte sich davor und schürte nach.

„Hm, es giebt mancherlei Noth, und Wenige können sagen, daß sie die schwerste erprobt haben. — Erzählt!“

Salborg bedachte sich eine Weile, dann sagte sie: „Jemand hat eine große Missethat begangen, und ich bin die Einzige, die darum weiß.“

Nun brach der Priester wieder los: „Du mein Schöpfer! Ihr kommt

238 «5 biist, an Elster.
doch nicht, um mir das zu erzählen? Was soll ich mit Eurer Misscthat?
Sie in mciu Archiv niederlegen uud dann in meiner eigenen Stube nicht
mehr schlafen können vor lauter Thaten der Finsterniß in meinen Schränken?"
Uud nuu ergoß er sich' in die ungcreimtesteu Klagen über die Frau
uud die ganze Welt, die nur daran dächte, alles Böse von sich abzuwälzen
und es in der Stube des Priesters zu verbergen, damit sie selber es gut
habe. Toch Salborg kannte ihn und wußte, das; man ihm Zeit lassen
mußte, sich miszutobeu. Sic schwieg, bis wieder Windstille eintrat und der
Priester ihr das Zeichen gab, daß sie nun fortfahren tonne.
„Ich weiß nicht, ob ich es verheimlichen darf," sagte sie.
„Aber das wißt Ihr. daß ich es wissen soll — he? Doch ich will
es nicht wissen, ich will es nicht wissen!" — Er ging wieder auf und ab.
„Verheimlichen — hm — verheimlichen? Habt Ihr irgend eine Ver-
pflichtung, es zu sageu?"
„Ich fürchte, zweier Seeleu Seligkeit geht verloren, »venu ich schweige."
Im Nu war der Priester verwandelt. Er hielt in seinem ungeduldigen
Hin- uud Herrenuen iuue, faltete die Hände vor sich und sagte: „Frau,
nuu wird es ja ernsthaft. Herr, Tu meu Gott, welche Noth seufzt nicht
zu T!r empor von dieser jämmerlichen Erde! — Seht Euch, Ihr werdet
müde sciu."
„Ich bin nicht müde."
„O nein, ist die Noth so groß wie Ihr sagt, so habt Ihr wohl leine
^',eit, müde zu sein. — — Es wird Euch schwer fallen, die Sache zu
offenbaren?"
„Schwerer als ich sageu taun."
„Ter Thäter steht Euch vielleicht nahe?"
„Es ist meu eigucr Sohu!"
„Golt stärk' Euch! — Ist die Strafe so groß, falls die That
bekannt wird?"
„Es gilt gewiß das Leben."
Ter Priester fuhr zurück: „Weib, Weib, wollt Ihr Eueru ciguen
Sohu vom Lebe» scheiden?"
Zum ersten Mal während des ganzen Gespräches regte Salborg sich,
zum ersten Mal brach all' der Jammer, der sie beschwerte, hervor durch die
Verschlossenheit, die feste, fast strenge Art, die sie bisher in ihrem Gebahren
nnd ihrer Ncde au den Tag gelegt. Tenn all' die Schneehügel, die dieses
Unglück iu ihrem Sinn aufgehäuft, begänne» nuu iu lebendigen Frühlingquellen
hinzuschmelzeu, welche die Sorge niit sich nehmen wollten; und unter der
gefrorenen Schicht duftete das grüne Gras, und die sonnige warme Luft
legte fich mit tausend tröstlichen Gedanken über die neuaufgeschossenen Keime
in ihrem Innern. Ihre Stimme bebte sanft und flehend, und ihre Augeu
schienen sich in die geheimsten Gedanken des Priesters einzubohren, als sie
fragte: „Meint Ihr, ich darf es verheimlichen?"

Line Krenztl Hgelin, ^ 289
Der Priester kam wieder zur Besinnung. „Ihr sagtet, es gelte Zweier Seelenheil?"
.Ja."
.Wer ist der Zweite?"
..Der Vater."
„So übten sie Neide das Verbrechen?"
„Nein; aber er muß merken, daß Unrath im Wege ist, und doch will ei mir nicht helfen."
„Hm, er ist seinerzeit ein wilder Geselle gewesen — nun fürchtet Ihr, die alten Laster könnten schlimmer wiederkommen, wenn dies ungestraft abläuft?"
„I°."
„Habt Ihr ihnen in's Gewissen geredet?"
„Ich ließ nichts unversucht, wovon ich mir Hilfe versprach."
„Doch es nützte nichts?"
„Nein."
„Ja, hier gilt es das Leben, wie Ihr sagt — in doppeltem Sinne das Leben. Nun wißt Ihr nicht, was Ihr wählen sollt. Ja. ja, das ist der Menschen Loos von Tag zu Tag; soll ich das Leben wühlen, das der Tod ist. oder den Tod. der das Leben ist? — Erzählt mir Alles!"
Salborg erzählte kurz und wahrheitsgetreu, und als sie zu Ende war. saß der Priester still und nachdenklich da. Nun war das Gehörte in sein Inneres eingedrungen und wurde von seinem Gewissen gewogen. Nach langem Schweigen fragte er: „Glaubt Ihr selbst, daß Gott von Euch begehrt, Ihr sollt es anzeigen?"
„Das zu fragen, kam ich zu Euch," versetzte Salborg fast unhörbar.
„Aber glaubt Ihr es selbst?"
Ein leises, aber festes „Ja" kam von den Lippen der bleichen Frau. Der Priester ging auf und ab, offenbar in schwerem Streite mit sich selbst. Salborg stand und wartete auf seinen Schiedsspruch. Mehrmals thllt er einen Schritt auf sie zu, aber immer wieder kehrte er sich ab. Doch plötzlich trat er dicht vor sie hin, sah ihr fest in die Augen und sagte fast barsch: „Vetet um Gottes Beistand und geht den Weg, den er Euch gehen heißt!"
Dies war der Axtstreich, der Salborgs letzte Hoffnung niederschmettete. Das Entscheidungswort war gesprochen, Das, was noch übrig blieb, war: nur blind gehorchen/
Kein feiner Sonnenstrahl erglänzte mehr, der ihr Auge aufleuchten ließ; lein milder Frülilingsregen fiel, der Das erweichen konnte, was erstarrt und begraben war, und keinen Scheideweg gab's mehr, der ihren Fuß zaudern machen tonnte. Sie stand wieder da. ganz auf sich selbst angewiesen; sie hatte ihr Haus geschlossen und war reisefertig.
Der Priester aber sah sie fast stehend an, als Hab' er ihr ein großes Unrecht abzubitten. Er nahm sie bei der Hand und redete ihr zu, dazubleiben; «»id und Lud. xxiv, «, 20

290 Christian Elster, —

sie solle sich erwärmen und trocknen und etwas genießen. Doch da sie nicht warten wollte, erbot er sich, an ihrer Stelle zu gehen; und da sie auch dies Anerbieten ablehnte, wollte er sie wenigstens begleiten. Er stand vor ihr, bemüht, seine thränenerstickte Stimme für überströmende Barschheit und kalte Herzlosigkeit auszugeben. Doch Salborg bedurfte nicht der Fürsorge eines Andern in dieser Stunde und antwortete, nun könne sie sich selbst helfen. Aber als sie Abschied nahm, flüsterte der Priester ihr zu: „Weib, diese Stunde wird Gott Euch nicht vergessen am Tage des Gerichts!"

Als der Priester wieder allein in seiner Stube saß, dachte er, dies sei eine Mahnung für ihn gewesen, weil er gerne behaglich zu Hause sitzen wollte und nicht an die Tausende dachte, die draußen unter der schweren Last des Kreuzes einherwandeln.

Salborg war im Innern ihrer Sache gewiß; doch als sie in die dunkle Nacht hinaustrat und im Schneegestöber weiter wanderte, konnte sie doch an keinem Hause, aus dem es ihr friedlich und hell entgegenblickte, Vorbeigehen, noch Jemand begegnen, den keine Sorge zu drücken schien, ohne daß es in ihr flüsterte: «Noch tonntest Du zurücktreten, noch könntest Du Dich und die Deinen schonen!" Doch sie watete weiter, immerzu, bis sie den Hof des Schulzen erreicht hatte.

Als sie die Thür desselben hinter sich geschlossen, war sie fertig.

Sie trat in's Amtszimmer — der Schulze war nicht zu Hause. Dies war eine neue Prüfung. Noch eine Nacht der Versuchung! dachte sie, als sie hinausging, und doch war es, als ob diese Frist Erlösung bringen könne. Sie ging in die andere Stube, um sich ein Nachtlager anweisen zu lassen; aber sie fühlte, daß Jemand, der die Sorge im Geleite bringt, Keinem ein willkommener Gast ist. Hunderte von Fragen las sie in den Gesichtern, die sie umgaben, obwohl Niemand weiter nachforschte, was eine so ferne Wohnende zu dieser Zeit hinunter in's Thal getrieben haben konnte. Die Kinder verkrochen sich hinter die Erwachsenen und stierten mit ängstlichen Mienen auf die fremde Frau mit dem bleichen Gesicht und den scharfen, kohlschwarzen Brauen; und sie merkte, daß selbst die Erwachsenen scheu waren, weil sie nicht wußten, wen sie beherbergten, und doch fühlten, daß etwas Unheimliches an der Fremden hafte. Was würden sie erst sagen, wenn sie wüßten, um was es sich handelt, dachte Salborg; und schon sah sie die Ihren und sich als die Gebrandmarlten, die Jeder scheute.

Man bettete sie allein in eine kleine Kammer; doch hörten die Frauen, die im Nebenzimmer schliefen, sie stöhnen und leise beten. Als sie beim ersten Morgengrauen ausstanden, war die Fremde schon verschwunden. Nach einer Weile sah man sie aus dem Echulzenhof gehen und wieder thalaufwärts schreiten. Doch eh' es noch lichter Tag geworden, wußte man, was ihr Anliegen gewesen: den Sohn des Mordes anzuklagen.

Als Salborg heimkehrte, folgten ihr zwei Männer, um ihn zu holen.

Vater und Sohn waren bei ihrer Ankunft zu Hause. Gest saß aus der

Line Kleuzträgerin. 2H^

Bank. Sobald er ihr Begehren hörte, fühlte er, daß er noch der Mann sei, dessen Faust einst gefürchtet war; und als er lautlos, wie wenn er den Boden nicht berührte, mit einem einzigen Sprung vor den Männern stand und sie anschrie: »Wer hat ihm das nachgesagt?" dachte Jeder dasselbe, denn Keiner antwortete.

Als er aber zum zweiten Male, heftiger begann: „Ich frage, wer ihm das nachgesagt hat?" blickten die Männer auf Salborg; Gest folgte ihren Augen — und als er ter vollen Wahrheit von Angesicht zu Angesicht gegenüber stand, da rerließ ihn seine Kraft, sowohl in den Füßen als auch im Sinne, er stürzte sprachlos zu Boden.

Ion raste wie ein wildes Thier. Er schlug um sich, bat und fluchte: so lang' er tonnte; doch als er sah, Alles sei vergeblich, schwieg er trotzig und sprach nicht ein Wort mehr, bis er vor Gericht verhört wurde und gestand. Bei allen Verhandlungen war Salborg als Zeuge zugegen. Man sah sie lein einziges Mal fehlen, so lange das Verhör dauerte, und auch nicht, als das Urtheil gefällt wurde, das über ihren Sohn lebenslängliches Gesängniß verhängte, aber ihren Mann freisprach, weil man ihm leine Schuld nachweisen konnte.

Ictxkmlll ging sie die weite Strecke hin und zuiück — und sie ging auch heim nach der letzten Sitzung.

Sie schritt vorbei an ihrem «lten Vaterhaus, wo sie ihren Frühlings-traum unter den hellbelaubtcn Birken getäumt hatte, ohre nun einen Seufzer auszustoßen, daß der wilde Herbststurm all' die Blätter abgestreift. Aber als sie hinauf zu dem Bergabhong kam und ihre Heimstatt sah und daran dachte, daß jetzt der Schnee nicht nur hoch um dies Haus lagere, sondern mich um ihr Leben: da sanl sie todmüde am Wege nieder — da sah sie mit einem einzigen Blick die ganze Oede, die vor ihr lag, und da fühlte sie bis in ihr Innerstes die Eislälte des Lebens, das ihr nun bevorstand- Sie hatte ihre eigene Lebenshoffnung zu Grabe geleitet: jetzt blieb ihr Zeit, den Verlust zu beweinen.

Dies ist meine Geschichte aus dem einsamen Hochgrbirg. Sie erzählt von jener Art Heldenlhat, die leine glänzenden Bilder in unseren Gedanken weckt, und die nicht zur Sage im Volksmunde wird. Man senkt eine solche Sage still in die Erde.

Doch dieser Muth und diese Bereitwilligkeit, sein Kreuz zu tragen, wenn es gilt, ist die einzige erlösende Macht in der Stunde der Noth. — Jene Gluth, die oft Tausende anfeuert, sich selbst zu vergessen in einer großen Stunde, kann verdunsten wie Morgennebel; aber dieser siegesstarle Wille hält aus.

Bei jeder Sage, die zur Schirach oder Ehre eines Volkes entsteht, ist's diese Kraft, die schläft oder kämpft; wenn Gott großes Unglück sendet, so ist's diese Kraft, die er wecken will; und diefe Kraft ist es auch, von der

292 Christian «lfter,
wir Alle hoffe« mufte», daß in der Stunde der Gefahr, wenn das Nordlands-
Voll den Kampf aufnehmen soll für Land und Heimath, dieses feinen alten
Heldenruhm bewähren werde.
Doch Gott tröste den, der einfam mit feiner Sorge auf der kalten
Nergeinöde wohnt!

Christian Elster ist am 4. März 1841 in Namdalcn in Norwegen geboren,
wo sein Vater damals Vogt war. Später siedelte die Familie nach dem Söndfjord
über, und hier wuchs er auf, bis er in seinem 15. Jahre nach Christian»» kam, um
daselbst die Schule zu besuchen. Indes; wollte es mit dem Latein nicht gehen. Er
suhlte selbst, daß er zu spät begonnen hatte. Dazu kam, daß Elster, unter einer starken
inner« Nahrung, die verschiedenartigsten Weile las und binnen Kurzem Bekanntschaft
mit der ganzen neueren vaterländischen, wie auch mit einem guten Theil der aus-
ländischen Literatur machte. In seinem neunzehnte» Jahre schrieb er ein Schauspiel;
gleich danach dcbütirte er auf dem Theater in Christiania. Sein Stück wurde von vcr-
ständigen Männern gelobt; und das einstimmige Urtheil über sein Spiel war, das; er
großes mimisches Talent habe. Dessenungeachtet zog er, als die Saison begann, wo
er auftreten sollte, sich zurück — nicht weil er an seinem Talente zweifelte, sondern
weil die Währung, unter welcher er sich entwickelte, ihn unklar über sich selbst und
seine Aufgabe machte. Vcim «xamsn »rtiuin siel er durch. Elster lebte nun in
Christiania als Correspondent und Mitarbeiter für verschiedene Blätter. In dieser
Zeit schrieb er auch mehrere Erzählungen, die, trotz mancher Mängel, großes Talent
verriethen nnd dem jungen Autor Lob und Aufmunterung von Denen einbrachten,
welche sich für die nationale Dichtung interessirten. Denn Christian Elster war und
blieb norwegisch. Da er jedoch die Studien nun aufgegeben hatte, reiste er 1858 nach
Deutschland, um sich als Forstmann auszubilden. 1868 lehrte er zurück und machte
sein Examen, wonach er wieder mit seinen literarischen Arbeiten begann. Den
Winter 1872—73 brachte er in Kopenhagen zu; dies war (nutzer seinem Aufenthalt in
Deutschland) die einzige Reise in's Ausland, welche er unternahm. Im Herbst 1873
erhielt er die Anstellung, die er bis zu seinem Tode behielt: die Stelle eines Forst-
ajsistenten im Drontheimischen mit einem jährlichen Gehalt von 1200 Kronen, der in
den sieben Jahren, welche er diente, bis zu 1600 stieg. Im Frühling 1881, gerade
während sein letztes Buch „Gefährliche Leute" in Kopenhagen gedruckt wurde, erkrankte
Elster; und am 11. April starb er an einer Lungenentzündung nach dreiräglgcm
Kranlenlager. Er hinterläßt eine Wittwe und drei Knaben. Es war eigentlich erst
sein letztes Buch, das völlig zeigte, welch' großes und ungewöhnliches Talent Elster
besaß. Wie etwas Unklares über seiner ganzen Entwicklung liegt, so daß er den einen
Lcbensplan nach dem andern aufgab, bis ihm endlich die bescheidene Stellung eines
Forstassistentcn zu Theil wurde, so geht ein gleicher Zug durch die hervorragendsten
Figuren in seinen Erzählungen. Sie sehnen sich nach etwas Großem, Hohem und
Feinem. Aber das Leben umgiebt sie mit engen, kleinlichen Verhältnissen: und vor-
nehmlich in diesem Gegensatz läßt Elster seine lebendigen Gestalten sich bewegen, läßt
sie zu Grunde gehen oder sich hindurchlarnpfen. Er selbst sehnte sich ja nach größern,
freieren Verhältnissen; er hatte sicher selbst die Empfindung, daß sein Talent der Auf-
munterung und Befruchtung bedürfe, welche ein Aufenthalt in der Fremde verleiht.
Um fo mehr ist es zu bewundern, daß er nicht verbittert wurde, daß er seinen frischen
Humor und die Liebe zu seinem Land und Voll bewahrte; daß sein dichterisches
Talent im Kampfe mit der knappen Lebenslage nicht verkümmerte, sondern im Gegm-
thcil sich stets reicher entfaltete. Und um so tiefer ist es zu beklagen, daß er sterben
mußte, gerade als die Anerkennung ihm endlich in vollen« Maße zu Theil wurde.

Die Katastrophe wallensteins.
Nach der neuesten archivalischen Publikation,
von
Georg Winter.
— Marburg. —

Is giebt Erscheinungen in der Weltgeschichte, welche dem belebenden Lichte der Sonne vergleichbar ein ganzes Zeitalter erleuchten und erwärmen. deren Schöpfungen gleich denen des Weltenraums unvergänglich zu sein und das Leben der Menschheit in neue Vahnen zu lenken scheinen. Solche Erscheinungen bewundern wir vor Allem in dem Schöpfer der christlichen Religion, dann in Männern wie Luther. Newton, Kepler, Karl dem Großen. Neben ihnen aber zeitigt das vielgestaltige, vroteusartige Leben der Völler andere Gestalten, welche meteorartig plötzlich aus dem Nichts erstehen, die Welt mit ihrem über» natürlichen und doch nicht wohlthätigen Glänze erfülle», um dann eben so schnell wieder in dem Nichts zu verschwinden, aus dem sie hervorgegangen. Es sind Persönlichkeiten, wie Attila und vor Allem Napoleon I., an die wir denken.

Wallenstein nimmt zwischen ihnen gleichsam die Mitte ein; auch er tauchte aus dem Dunkel der Unbedeutendheit plötzlich hervor und wurde bald glänzend in seiner Erscheinung, bedeutend in seinen Schöpfungen, ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung: auch ihm ist es begegnet, daß er von der schwindelerregenden Höhe, welche er erstiegm, jäh herabstürzte in den Abgrund, der sich unsichtbar und unbemerkt vor ihm eröffnet hatte. Ist aber diese furchtbare Katastrophe wirklich von ihm verschuldet gewesen? Ist er, dem Meteor ähnlich, an seinem eigenen verzehrenden Glänze zu Grunde gegangen? Das sind Fragen, welche die historische Forschung von dem Augenblicke an, wo die unerwartete Katastrophe eintrat, immer und immer wieder auswarf, ohne doch eine definitive Antwort zu finden, bis dann in

2H4 Gcoi'g Ivintcr in Marbura.

unseren Tagen der Altmeister deutscher Geschichtschreibung, Leopold von Ranke. dem erstaunten Geiste der Nachwelt mit genialer Klarheit zum Bewußtsein brachte, daß es bei der Lösung dieses historischen Problems nicht so sehr auf die Frage ankomme, ob Wallenstein nach den Gesetzen der Moral und des Rechtes schuldig gewesen sei, daß es vielmehr Aufgabe der Geschichtschreibung sein müsse, die eigenthümliche Combination historischer und politischer Thatfachen und Beziehungen klarzulegen, denen der wunderbare Mann erlegen ist. Denn so sehr auch der berühmte sah, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei, bis zu einer gewissen Grenze eine unbestreitbare Wahrheit in sich schließt, so grundverschieden ist doch das Verfahren und die Methode des Historikers von der des Richters. Während dem letzteren die unmittelbare Wahrnehmung, der persönliche Verkehr und die persönliche Unterredung mit den Betheiligten als Quelle seiner Erkenntniß dienen, während er es mit der unmittelbaren, gleichsam noch fortlebenden Gegenwart zu thun hat, in der und mit der er selbst lebt und webt, muß der Historiker die objective Wahrheit aus den Zeugnissen längst vergangener Zeiten zu gewinnen suchen: ihm fehlt die persönliche Berührung mit dem Gegenstände seiner Forschung: er muß daher nachzuweisen suchen, welche Stellung eine Persönlichkeit oder ein Ereigniß in der fortschreitenden Bewegung der Geschichte der gesamten Menschheit eingenommen, welchen Werth sie für die Entwicklung derselben gehabt haben.

Und in diesem Sinne kann das Urtheil über Wallenstein nur günstig lauten. Nicht seinen eigenen Ideen und Plänen ist er erlegen, sondern vielmehr der eigenthümlichen Constellation der politischen Verhältnisse, der Sinnes- und Anschauungsweise seiner Zeit und vor Allem dessen, der ihn auf seinen hohen Platz gestellt hatte. Es liegt eine furchtbare und doch tief in dem Wesen der Menschennatur begründete Wahrheit in dem Satze, welchen der Dichter unserm Helden in den Mund legt:

Nicht was lebendig, kraftvoll sich uertündigt,

Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz

Gemeine ist's, das ewig Gestrige,

Was immer war und immer wiederkehrt.

Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten.

Eben an dem Kampfe gegen dieses „ewig Gestrige“, in welches sich seine gewaltige Natur nicht hineinfinden konnte, ist Wallenstein zu Grunde gegangen.

Suchen wir uns die historische Lage zu vergegenwärtigen, welche Wallenstein vorfand, als er im Frühjahr 1632 zum zweiten Male das Generalat übernahm.

Schon einmal hatte er im Jahre 1625 den Kaiser ans drohender Gefahr errettet: damals hatte der Danenkönig Christian sich an die Spitze der deutschen Protestanten gestellt und ein mächtiges Heer aufgebracht, mit welchem er den Kaiser zur Nachgiebigkeit gegen die Protestanten hatte zwingen wollen. Der Kaiser selbst war nicht in der Lage gewesen, ihm ein seinem unmittel-

Die Katastrophe wallensteins. 2^5)
baren Befehle untergebenes Heer entgegenzustellen; denn Tilly stand im Solde der Liga, deren Interessen mit denen des Kaisers doch keineswegs überall zusammenfielen. Da war Wallenstein mit dem merkwürdigen Anerbieten mi Kaiser Ferdinand herantreten, ihm auf eigene Kosten ein Heer von 50,000 Mann anzuwerben, welches nur dem Kaiser selbst zur Disposition stehen, dessen Oberbefehl aber dem Feldherrn allein vorbehalten bleiben solle. Der Kaiser hatte anfangs geschwankt, ob er das Anerbieten, dessen bedenkliche Seite ihm nicht verborgen bleiben tonnte, annehmen sollte. Die Noth aber überwog diese Bedenken. Wallenstein erhielt in der That die verlangte weitgehende Vollmacht und — löste das gegebene Versprechen, dessen Ausführung man fast für unmöglich gehalten hatte, ein. Die Welt war voll von Bewunderung über die beispiellos kühnen Kriegsthaten, die er dann an der Sitze dieses felbstgeworbenen Heeres vollbrachte. Aber als er seine Aufgabe gelöst hatte, als der Dänenkönig und die deutschen Führer der Protestanten geschlagen, ja fast vernichtet waren, als durch den Frieden von Lübeck die von Dänemark drohende Gefahr beseitigt war, da erhob sich von allen Seiten ein dichtes Gewebe von Intrigen und Verdächtigungen gegen den großen Feldherrn, dessen Glanz und Macht naturgemäß den Neid imd die Eifersucht der deutschen Kurfürsten geweckt hatte. Der Kaiser war schwach genug, seinen Retter den Machinationen seiner offenen und heinlichen Gegner preiszugeben. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan; er konnte gehen. Auf den« Kurfürstentagc von Regensburg ward Wallenstein seiner Würde entsetzt: er nahm die Nachricht hiervon, so sehr sie ihn auch verletzen mußte, ruhig entgegen und entließ die Abgesandten, welche sie ihm überbracht hatten, mit fürstlichen Geschenken. Scheinbar ruhig zog er sich von der bewegten Bühne des politischen Lebens zurück und schien sich in dein ruhigen friedlichen Glänze seiner reichsfürstlichen Stellung zu gefallen. Aber schon war der Schwedenkönig in Deutschland erschienen und fegte, gleichsam wie eine Windsbraut über die nördlichen Gegenden unseres Vaterlandes dahinbrausend, Alles, was dem Kaiser anhing, hinweg. Die Eroberung und Zerstörung Magdeburgs durch Tilly war nur ein vorübergehender Erfolg der kaiserlichen Waffen. Wenige Monate später erlitt Tilly die furchtbare Niederlage bei Leipzig und Breitenfeld, die Gustav Adolph den Weg nach dem Rhein und Süddeutschland eröffnete. Während die nunmehr mit Gustav Adolph Verbündeten Sachsen unter einem Schüler Wallensteins, Arnim, in Böhmen eindringen und Prag besetzten, rückte der Schwedentönig in unaufhaltsamem, glänzenden Iuge durch Thüringen und Franken nach dem Rheine, nahm Würzburg ein, besehte Mainz und rückte in Bayern ein. In diesem Momente stand für den Kaiser Alles auf dem Spiele: er war verloren, wenn es ihm nicht gelang, ein mächtiges, von einem tüchtigen Führer geleitetes Heer dem Schwedenkönige entgegenzustellen. In dieser höchsten Noth wandte er sich wiederum an den Mann, der ihn schon einmal ans schwerster Bedrilingniß gerettet hatte, an Wallenstein,

216 - Georg Winter in Marburg,

An diesen trat nun die schwerwiegende Erwägung heran, ob er seine Kräfte noch einmal dem Kaiser zur Verfügung stellen solle, der ihn trotz der großen Verdienste, welche er sich um ihn erworben, der Eifersucht der Kurfürsten aufgeopfert hatte. Mußte Wallenstein nicht eine Wiederholung dieser EntWicklung fürchten, zumal seine politischen Pläne, wie wir sehe» werden, in geradem Gegensatz zu den Anschauungen der Kurfürsten standen? Konnte es für ihn nicht zweckmäßiger erscheinen, sich dem neuaufgehenden Gestirn des Schwedenkönigs anzuschließen? Es ist bekannt, daß religiöse Motive bei Wallenstein nie in hervorragender Weise mitgewirkt haben: er hat immer in seinem Heere, ja in den Reihen seiner höheren Offiziere eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Protestanten gehabt. Ja, die ganze Richtung seiner Politik, seine ureigenste Anschauung war immer auf eine Aussöhnung mit den Protestanten gerichtet. Er hat dem Kaiser schon während seines ersten Gcneralats einmal geäußert! und wenn er zehn Schlachten gewinne, so sei dieser Krieg damit doch noch nicht beendet. Aus diesem Grunde hatte er im Jahre 1629 energisch gegen das Restitutionsedict, welches die Protestanten in ihren eigensten Interessen tödtlich verletzen mußte, protestirt. Und daß die Wahl der Politik nach seiner Absetzung völlig in seiner Hand lag, ebenso wie das bei den übrigen deutschen Fürsten der Fall war,- kann keinem Zweifel unterliegen. Nicht nur in seiner Eigenschaft als Herzog von Frickland war er souveräner Fürst des Reiches, er war von dem Kaiser auch mit den mecklenburgischen Landen, deren Herzöge man geächtet hatte, belehnt worden. Er stand den souveränen Fürsten Deutschlands, deren einige bereits in ein Äüdnis mit Gustav Adolph getreten waren, ebenbürtig zur Seite.

In der That hat denn auch Wallenstein, bevor ihm von Seiten des Kaisers der Antrag zur Wiederübernahme der obersten Feldherrnwürde gemacht wurde, in Verbindung mit dem Schwedenkönige gestanden. Wir besitzen über den Gang und den Inhalt der Verhandlungen ein wichtiges und in der Hauptsache authentisches Zeugnis; in den Aufzeichnungen des schwedischen Unterhändlers, der den Verkehr der beiden großen Feldherr» vermittelte. Zwischen diesem, Adam Terzka und Wallenstein hat dann eine Unterredung in einem Gartenhause des Grafen Maximilian Wallenstein stattgefunden, in welcher Wallenstein seine Anträge näher formulirte.- aber eben die Grundforderung des Friedländers, der Schwedenkönig solle ihm 12,000 Mann seiner Truppen überlassen, wollte und konnte dieser, der seine Kräfte nothwendig zusammenhalten mußte, nicht eingehen.

Und eben als sich die Verhandlungen mit dem Schwedenkönige auf diese Weise zerschlugen, erschien der Abgesandte des Kaisers, Fürst Eggenberg, in Znaim, um Wallenstein zu der Annahme des Generalats zu bewegen.

Es war vorauszusehen, daß Wallenstein auf diesen Antrag nur eingehen würde, wenn ihm für die Gedanken, mit denen er sich trug und die eben auf eine Versöhnung der sich widerstreitenden Gegensätze gerichtet waren.

Die Katastrophe wallensteins. 2Y?
völlig freie Hand gelassen wurde. Wenn der Kaiser darauf, wie wir sehen werden, einging, so leitete ihn hierbei vor Allem der Gesichtspunkt, daß er selbst sich in Bezug auf Sachsen mit Gedanken trug, welche mit denen Friedlands zusammenfielen. Er hoffte zu erreichen, daß Sachsen, mit dem er so lange eng verbunden gewesen war und das sich nur nothgedrungen und fast wider Willen dem schwedischen Bündnisse angeschlossen hatte, wieder auf seine Seite trete. Und eben hierzu erschien Wallenstein, der mit dem sächsischen Feldherrn Arnim früher in einem engen persönlichen Verhältnisse gestanden hatte, als der geeignete Mann. Der Kaiser hat sich, eben um Sachsen und auch Brandenburg wieder auf feine Seite herüberzuziehen, sogar Wallenstein gegenüber zu dem Versprechen einer Aufhebung des Restitutions-edictcs verstanden. Und eben in diesem Sinne hatte Wallenstein dann weiter operirt.

War so in Bezug auf die vornehmste Frage ein Einverständniß erzielt, 10 konnte Wallenstein nunmehr ernstlich daran denken, auf den Antrag des Kaisers einzugehen. Er that es, aber nicht bedingungslos. Er wußte sehr wohl, was er dem Kaiser war oder werden tonnte. Und wenn er sich als souveräner Fürst des Reiches dazu verstand, noch einmal in ein directes Dienstverhältnis; zum Kaiser zu treten, wer wollte es ihm verarge», wenn er sich die Unabhängigkeit seiner Entschließungen, die ihm, wenn er den Antrag des Kaisers nicht annahm, beiwohnte, auch bei der Uebernahme des Ober« Kommandos zu sichern bestrebt war?

Aber so natürlich dies Bestreben an sich auch war, so liegt doch eben darin der Knoten der dann folgenden tragischen Verwicklung. Eben dies mit voller Unabhängigkeit veibundcne Dienstverhältnis; trug die Keime eines späteren Eonflicies mit der souveränen Gewalt des Kaisers schon in sich.

Die Ccipilulalirn, auf Grund deren Wallenstein den Oberbefehl wieder übernahm, ist niemals in völlig authentischer Form bekannt geworden: zum Theil sind die Bedingungen nur mündlich vereinbart worden. So viel aber steht doch fest, daß dem Obeifeldherrn nicht nur das volle und völlig unabhängige Commando über das neuzuschaffende Heer übertrage», des Kaifcrs eigener Sohn ausdrücklich von jeder Theilnahme am Oberbefehl ausgeschlossen wurde, sondern daß dem Fcldherrn auch die Leitung der Politik, die Einleitung und Führung der Friedensverhandlungen überlassen wurde.

Und lag hierin nicht in der That ein innerer unlösbarer Widerspruch?

Konnte eine solche absolute Feldherrngewalt mit der Souveränität des Staatsoberhauptes vereinbart werden? War es schon bedenklich für einen souveränen Fürsten, sich der obersten Heeresleitung zu entäußern, so muß die monarchische Gewalt in der That illusorisch werden, wenn sie auch auf das Recht der Verhandlung mit fremden Mächten verzichtet. In dem Augenblicke, in welchem der Feldherr von dieser ihm verliehenen Gewalt thatfächlich Gebrauch gemacht hätte, wäre ein unheilbares Ierwürfniß mit dem Kaiser eingetreten. Es ist eingetreten, noch bevor der Feldherr bis an die äußerst? Grenze des nach dieser Cnuitnlation Erlaubten vorging.

2H8 Georg Winter in Marburg.

Daneben erscheinen dann die Bedingungen, welche Wallenstein für seine spätere Stellung im Reiche forderte, so wichtig sie an sich fein mögen, fast unbedeutend. Wir wissen schon, daß der Kaiser ihn mit dem Herzogthum Mecklenburg belehnt hatte. Dies aber war gegenwärtig von den Feinden beseht: der Kaiser verlieh ihm in Folge dessen das Fürstenthum Glogau und versprach ihm, falls Mecklenburg nicht wiedergewonnen werden follte, ein vollständiges Aequivalent für diesen Verlust. Seine Stellung als deutscher Reichsfürst wollte sich Wallenstein auf keinen Fall entreißen lassen: denn erst durch diese gewann er auch nach der eventuellen Beendigung des Krieges eine Stellung, in welcher er seine unabhängigen und selbständigen politischen Pläne weiter führen konnte: denn in den politischen Fragen, welche die Welt bewegen, vermag das Recht nicht immer oder nur sehr selten allein zu entscheiden. Es muß mit der erforderlichen Macht gepaart sein, welche ihm seine Durchführuug erst ermöglicht.

Von dem Momente an, in welchem Wallenstein die Führung des kaiferlichen Heeres wieder übernahm, suchte er nun, wie ihm dies seine Capitulation gestattete, auch die Fäden der europäischen Politik in seiner Hand zu eoncentriren. Sein vornehmster Gedanke war dahin gerichtet — und damit befand er sich zunächst in voller Uebereinstimmung mit dem Kaiser — das zwischen Schweden und Sachsen bestehende Bündnis, zu lösen, die Sachsen auf die Seite des Kaisers herüberzuziehen.

Viel nützte Deutschland meine Mäßigung,
War mii's geglückt, das Bündnis; zwischen Sachsen
Und Schweden, das verderbliche, zu lösen,
läßt Schiller Wallenstein dem kaiserlichen Abgesandten Questenberg
entgegen.

Man hat Wallenstein in neuerer Zeit wohl den modernen Fabius Cunctator genannt, der durch zögernde und vorsichtige Kriegführung den Staat gerettet habe. Nicht ganz mit Unrecht. Zunächst aber war doch das gewünschte Ziel auf gütlichem Wege allein nicht zu erreichen, der Gewalt der Waffen mußte die Entscheidung anvertraut werden.

Wallenstein wandte sich zunächst eben gegen den Feind, den er zu sich herüberzuziehen beabsichtigte. Indeni er die Sachsen aus Böhmen vertrieb, Prag eroberte und in Sachsen einzudringen sich anschickte, hoffte er entweder den Schwedcnkönig, der bereits in das Herz des Bayernlandes vorgedrungen war, von dort wegzuziehen oder den Kurfürsten zu einem Separatfrieden zu vermögen.

Das konnte doch eben wieder nur geschehen, wenn man den Sachsen in dm religiösen Fragen Zugeständnisse machte. Und darauf liefen die Anerbietungen, welche Wallenstein dem sächsischen Feldherrn Arnim, noch während er ihn bekriegte, gemacht hat, hinaus. Freiheit der Religion und voller Besitz der geistlichen Güter sollte gewährleistet, Brandenburg zum Beitritt aufgefordert werden.

Die «atafnophe walleüsteins. 299

Aber so ohne weiteres wollte sich doch der Kurfürst von Sachsen von Gustav Adolf, der ihn eben noch vor Tilly's Schallren gerettet hatte, nicht trennen. Dessen Gedanken aber waren neben einer Ausgleichung der religiösen und ständischen Gegensätze, wie sie Wallenstein in Vorschlag brachte, noch auf eine territoriale Entschädigung Schwedens in Pommern gerichtet. Brandenburg, welches durch seine alten Erbverträge Anspruch auf die Nachfolge in diesem Lande hatte, meinte er durch Säkularisationen geistlicher Güter zu entschädigen. Sehr bezeichnend für Wallensteins Gesinnung ist es doch, daß er auf diese Präntionen der Schweden auch in späteren Tagen nicht einzugehen gewillt war. Nachdem sich einmal seine Verhandlungen mit Schweden zerschlagen hatten, stand er diesen immer mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber. Die Schweden für seine Zwecke zu gebrauchen hätte er wohl kein Bedenken getragen, aber ihnen deutsche Länder zu überlassen, dagegen sträubte sich sein Nationalgefühl. In seinem ersten Generalat hat er wohl daran gedacht, dem Kaiser der kurfürstlichen und ständischen Macht gegenüber eine absolute Gewalt zu verschaffen: die Intaktheit des deutschen Reiches hat er nie aus den Augen verloren. Im Grunde ist es in der That ein Ausdruck seiner wahren Ueberzeugung, wenn der Dichter ihn ausrufen läßt:

Was geht der Schweb' mich an? Ich hass' ihn, wie
Den Pfuhl der Hülle, und mit Gott gedien' ich ihn
Bald über seine Ostsee heimzujagen.

Doch irrte Schiller, wenn er annahm, daß Wallenstein in der That mit den Schweden schon lange vor seiner Katastrophe heimlich verhandelt habe.

An eine Verbindung mit den Schweden hat er erst gedacht, als er bereits die Nachricht von seiner zweiten Absetzung erhalten hatte: bis dahin hat er mit ihnen, wenn überhaupt, nur vorübergehend und nie heimlich, unterhandelt: wir werden sehen, daß er den Kaiser über seine sämtlichen Verhandlungen mit fremden Mächten stets auf das Genaueste informirt hatte.

An Verhandlungen ohne Vorwissen des Kaisers hat er bis in den December des Jahres 1633 nie gedacht. Die Gründe seiner Absetzung und seiner Ungnade beim Kaiser sind ganz andere gewesen. Wenn die Anhänger des Kaisers solche heimliche und „Hochverrätherische“ Verhandlungen als den Grund seines Sturzes angeben, so haben sie, und das ist das epochemachende Resultat der jüngsten unparteiischen Publikationen, wesentlich oder unwissentlich eine Unwahrheit abgesprochen.

Da nun der Kurfürst von Sachsen auf eine Verhandlung, welche in einem bewußten Gegensatz zu den Intentionen Gustav Adolfs gestanden hätte, nicht eingehen wollte, so mußte zunächst mit den Waffen weiter gekämpft werden.

Es ist bekannt, wie Wallenstein dann mit seinem und dem von Maximilian von Bayern geführten Heere Gustav Adolph gegenüber bei Nürnberg ein befestigtes Lager aufschlug, wie Gustav Adolph den Versuch

3<X> Georg Winter in Marburg.
machte, dasselbe zu erstürmen, aber von Wallenstein zurückgeschlagen wurde.
Die Welt wurde inne, daß sich hier zwei Kräfte mit einander maßen, die einander völlig gewachsen waren.
Eine große Versuchung muß es doch für Wallenstein gewesen sein, als ihm nun der Schwedentönig eine persönliche Unterredung behufs eventueller Friedensunterhandlung anbot. Ging Wallenstein auf das Anerbieten ein, und verständigte sich mit Gustav Adolph, so hätten beide vereint das Schicksal Europa's entscheiden können. Er widerstand der Versuchung und theilte den schwedischen Antrag Maximilian von Bayern mit, der dann dafür war, daß man den Kaiser hierüber entscheiden lassen müsse. Und in der That war der kaiserliche Hof geneigt, auf Verhandlungen mit dem Schweden einzugehen. Aber die Grundlage für dieselben, die er in Vorschlag brachte, Aufhebung des Nestitutionsedictes für Sachsen, Brandenburg und Dänemark einerseits. Integrität der kaiserlichen Erblände andererseits, hätte doch nur die deutschen Protestanten, nicht aber den Schwedenkönig zufriedenstellen können. Die Verhandlungen zerschlugen sich, ehe sie noch recht in Gang gekommen waren. Währenddem waren die Sachsen, die durch den Zug Wallensteins nach Bayern freie Hand bekommen hatten, in Schlesien eingefallen, Gustav Adolph selbst in das südliche Bayern vorgedrungen in der Hoffnung, daß Wallenstein ihm folgen werde. Dieser wendete sich aber vielmehr gegen Sachsen und drang siegreich bis in das Herz dieses Landes vor. Er berechnete, daß der Schwedentönig seinem Bundesgenossen zu Hilfe eilen werde und daß es in Sachsen zu einer definitiven Entscheidung kommen müsse: darum hatte er den Kurfürsten Maximilian von Bayern aufgefordert, mit nach Sachsen zu ziehen: ohne Erfolg: Maximilian wollte sein Erbland nicht schuhlos den Waffen des Feindes preisgeben und blieb in Bayern. Wallenstein aber hatte richtig gerechnet: Gustav Adolph folgte ihm in der That nach Sachsen: bei Lützen kam es am 1<!. November zu einer der fürchterlichsten Schlachten jenes traurigen und Deutschland zerrüttenden Krieges. Die Schweden waren Anfangs im Nachtheil: als der König nach dem rechten Flügel eilte, um die schwankende Schlachtordnung wiederherzustellen, wurde er von mehreren feindlichen Kugeln erreicht und brach zusammen. Erst über seiner Leiche entbrannte dann der fürchterlichste Kampf, der auf beiden Seiten mit beispielloser Wuth und Tapferkeit geführt wurde: nicht eigentlich geschlagen, mußte sich doch Wallenstein entschließen, den Befehl zum Rückzüge zu geben. Ium Theil war auch die Stimmung der Landeseinwohner Veranlassung zu diesem Entschlusse. Schon hatten die Fuhrleute, welche die Bespannung der Geschütze gestellt hatten, ihre Pferde fortgeführt: man mußte eine allgemeine Empörung des Landvolkes befürchten.
Gleichwohl wurde der Tag von Lützen von dem Kaiser und seinen Anhängern als ein großer Sieg gefeiert: man wußte wohl, — und Wallenstein war der Letzte, sich dieser Einsicht zu verschließen, — was es zu bedeuten hatte, daß dieser eine Mann nicht mehr war.

Die Katastrophe wallensteins, 3U<

Und vielleicht ist es für den weltgeschichtlichen Ruhm Gustav Adolfs selbst ein Glück gewesen, daß er eben jetzt einen ehrenvollen Tod fand. Noch stand und steht sein Bild rein und ungetrübt vor den Augen der Mit- und Nachwelt. Wohl ist es wahr, daß sein Eifer für die protestantische Sache nicht der einzige Beweggrund seiner Landung in Deutschland war, daß auch dynastische Interessen, namentlich der Unwille über die Absetzung der ihm verwandten mecklenburgischen Herzöge, mit im Spiele waren. Noch gingen aber seine Anforderungen, wie wir gesehen haben, über eine billige Entschädigung für seine Gefahren und Anstrengungen nicht hinaus: noch konnte man ihn als den edlen und ritterlichen Retter der protestantischen und antiösterreichischen Ideen in Deutschland bewundern und verehren. Wenn man behauptet hat, er habe sich zum Kaiser von Deutschland machen und somit seine eigenen dynastischen Interessen zu seinem leitenden Gesichtspunkte machen wollen, so läßt sich hierfür ein irgend stügender Beweis nicht erbringen. Aber hätte er der Versuchung auch bei ferneren Erfolge der schwedischen Waffen widerstanden? Hätte ihm nicht bei der großen Verehrung, die ihm von Seiten der deutschen Protestanten immer allgemeiner entgegengebracht wurde, der Gedanke aufsteigen sollen, diese für seine persönlichen Zwecke zu benutzen? Aus einem Retter der protestantischen Religio» wäre er dann ein nationaler Feind Deutschlands geworden». Auch in dieser Beziehung ist die Schlacht bei Lützen von unermeßlicher historischer Bedeutung gewesen.

Zunächst aber war für Wallenstein, dessen Heer durch die furchtbaren Anstrengungen und die beiden blutigen Schlachten schwer gelitten hatte, die Nothwendigkeit gegeben, aus Feindesland zu weichen und seine Winterquartiere in dem durch den Krieg schon völlig ausgesogenen Böhmerlande zu nehmen. Daß ihm hieraus ein begründeter Vorwurf nicht zu machen ist, ersieht man aus dem Bericht, den der kaiserliche Abgesandte Questenberg am 20. December 1632 aus Prag nach Wien erstattete. Hier heißt es: „Die Kaiserliche Majestät hat dies Jahr lang gewährt, die Soldateska ist mit der Proviant über die Mäßen schlecht gehalten und bei der zweien durchgegangenen Treffen übel zu- gerichtet, da in dem letzten in wehrender Schlacht von Freund und Feinden der dillfaßlio, darin des Soldaten ganze Substanz confistirt, spolirt worden." Deshalb habe der General beschlossen, den Winter über den Krieg mit Praktiken zu führen, d. h., von Neuem Unterhandlungen mit dem Feinde, namentlich mit Sachsen, das er nach Gustav Adolfs Tode auf seine Seite zu bringen hoffe, anzuknüpfen, und erst im Sommer wieder die kriegerische Operation mit voller Kraft zu eröffnen. In demselben Sinne berichtete Wallenstein selbst an den Wiener Hof: so äußerte er sich auch zu dem Grafen von Wartensleben, der von dem Kaiser als Friedensvermittler nach Wien geschickt war und auf dem Rückwege von dort Wallensteins Lager in Prag berührte: „er fühle jetzt, daß er alt werde; er sei von Krankheiten geplagt, der Ruhe bedürftig. Niemals habe er größere Vor-

302 Georg Winter in Marburg.
bereilungen zum Kriege gemacht, aber dcch niemals heißere Begierde gehabt
Frieden zu machen.""

In der Thal begannen Friedensverhandlungen eingehendster Art schon
im März 1633 unier Vermittlung des Landgrafen Georg von Hessen, der
mit ausdrücklicher Genehmigung des Kaisers in Leilmeritz erschien und dort
mit den kaiserlichen Abgesandten, an deren Spitze der Bischof Anton von
Wien stand, verhandelte. Die kaiserlichen Abgesandten erwiesen sich noch
nachgiebiger als früher: nicht nur die Aufhebung des Reftitutionsedictes,
sondern slbst die völlige Gleichberechtigung der Confessionen in den Territorien,
eine paritätische Besetzung des Reichskammergerichtes, selbst die Herstellung
der Pfalz zu conccdiren waren sie nicht abgeneigt. Unerbittlich aber zeigten
sie sich den Anforderungen gegenüber, welche an den Kaiser persönlich gestellt
wurden. Tie Heist<llung der fliiheren Zustände in Böhmen wollten sie
nimmermehr concediren: mit einer gewissen Berechtigung führten sie auf,
daß dem Kaiser in Bezug auf das Berhälinið der beiden Confessionen in
seinen Erblanden dasselbe Recht zustehe wie den Fürsten in ihren Territorien.
Ebenso wenig wollten sie auf die paritätische Besetzung des geheimen Ruths
des Kaisers eingehen. Noch aber schien eine Vereinbarung möglich. Indem
man ohne definitive Abmachungen von einander schied, nahm man doch für
den Sommer einen gemeinsamen Fiicdenscongreß in Breslau oder Prag in
Aussicht.

Vorerst aber mußte die Armee wieder in Stand gesetzt, die Lücken, die
der Krieg in ihre Reihln gerissen hatte, wieder ausgefüllt werden. Von
Neuem wurden die Werbetrommeln des Friedländcrs gerührt, und von
Neuem strömten Schnuren Kriegslustiger zu den wohlbekannten Fahnen.
Wie ein Fürst erschien der Friedländer in seinem Heerlager. Trotz der
strengsten Disciplin, welche er im Heere zu halten wußte, war er ein Ab-
gott der Soldaten: dlennie ging wahres Verdienst und wahre Tapferkeit
ohne Belohnung aus, und so Manchem war es gelungen, aus der niedrigsten
Stellung zu den höchsten Ehren emporzusteigen.
Zugleich aber lag doch in der Stellung des Kaisers zu seinem Feld-
Herrn ein innerer Widersinn. Nicht der Hof in Wien, fondern das Feld-
lager des Generals war der Mittelpunkt, in welchen die Fäden der europäi-
schen Politik zusammenliefen. In seinem mit großartiger Pracht ausgestatteten
„Friedender Hause" in Prcg empfing Wallenstein die Abgesandten von
aller Herren Länder. Tas aber war das Verhängnißvolle in der Stellung
des Feldhcrin, daß er laut kaiserlicher Vollmacht auch das Recht der Entscheidung
i-ber Krieg und Fricdcn in seiner Hand hatte. Daß der Kaiser nicht be-
rechtigt nar, seine Handln»c>!weise zu dmchkreuzc«, kann keinen Augenblick
zweifelhaft sein. Noch wollte er es abir anch nicht, da sich die Politik
) Brandend«! gische Cchrist über den Verlauf in Nn5den an den Kanzler
cxfnzüclna. Bei Maule. Geschichte Wallensiciüs, S. 276.

Die Katastrophe wallenstei»?. 303

des Friedlanders in Bahnen bewegte, welche den kaiserlichen Intentionen entsprachen.

Die jüngst von Hallwich veröffentlichte Correspondenz Wallensteins aus seinen! letzten Lebensjahre eröffnet uns einen Ausblick in die Seele dieses eigenthümlich genialen Mannes, wie er großartiger und umfassender nicht gedacht werden kann. Konnte über das Feldherrntalent Wallensteins niemals ein berechtigter Zweifel obwalten, so erscheint er uns hier fast noch größer als Organisator und Staatsmann. Mitten in den Wirren des Krieges und den mancherlei heranstürmenden Gefahren des Augenblicks hat er noch Zeit und Muße zu einer detaillirten Obsorge für sein Fürstenthum Friedland; denn nicht nur als Feldherr, sondern vor Allem als souveräner Landesfürst, dessen Dienstverhältniß zu dem Kaiser nur ein vorübergehendes sei, hat er sich stets gefühlt. Fortwährend dachte er an die Hebung seiner Hauptstadt Gitschin, an die wirthschaftliche und geistige Wohlfahrt seiner Unterthanen. Er dachte das Herzogthum Friedland in jeder Beziehung von Böhmen unabhängig zu machen: selbst an die Begründung einer Universität in demselben hat er gedacht. Ist man alle dem, was aus seinem Briefwechsel mit evidenten Klarheit hervorgeht, gegenüber berechtigt anzunehmen, daß er dauernd und ernsthaft daran dachte, wie man wohl behauptet hat, sich zum Könige von Böhmen zu machen? Wozu dann alle die Anstrengungen, um sein Herzogthum von diesem Königreich gänzlich abzutrennen? Daß sein Vertrauter Kinski) mit dem französischen Abgesandten Feuquières darüber verhandelt hat, geht allerdings aus den Aufzeichnungen des Letzteren hervor. Aber derselbe Gewährsmann giebt doch auch an, daß Wallenstein eine an ihn selbst gerichtete dahin gehende Anfrage nicht einmal einer Antwort gewürdigt hat. Wie so oft, so ist es auch in diesem Falle Wallenstein begegnet, daß seine Freunde in ihren Verhandlungen und Anerbietungen weit über seine eigenen Absichten hinausgingen.

O grausam spielt das Glück

Mit mir! Der Freunde Eifer ist's, der mich

Zu Grunde richtet, nicht der Hast der Feinde.

Und in welchem inneren Widerspruch bewegen sich doch diejenigen, welche voll einer Absicht Wallensteins, die polnisch-böhmische Königskrone anzunehmen, sprechen und ihm dennoch einen Vorwurf daraus machen, daß er keine Winterquartiere in dem so schon schwer bedrängten Böhmen nahm? Mußte es nicht vielmehr sein Bestreben sein, sein zukünftiges Königreich möglichst zu schonen und sich dadurch dessen Einwohner geneigt zu machen?

Wie wenig er eben damals geneigt war, sich in irgend einer Hinsicht in bewußten Gegensatz zum Kaiser zu bringen, beweist am besten die große Fülle von Ordonnanzen aus jener Zeit, in denen er immer und immer wieder seinen Commandeuren vor Allem die Conservation der kaiserlichen Länder an's Herz legte. Der ganze Feldzug in Schlesien im Jahre 1633

30H Georg Winter in Marburg, hatte keinen andern Zweck als eben diese». Und wenn Wallenstein auch während dieses Feldzuges in fortwährenden Verhandlungen mit den Sachsen stand, so geschah doch auch dies nicht nur mit Vorwissen, sondern mit ausdrücklicher Billigung des Kaisers. Wir müssen hierbei noch einen Augenblick verweilen.

Mit unglaublicher Geschicklichkeit und größter Mühe hatte Wallenstein die Armee während des Winters wieder aus 120,000 Mann gebracht, obwohl ihm von dem kaiserlichen Hofe nur fast lächerlich geringe baare Mittel zur Verfügung gestellt werden konnten. Wiederholt sandte er im Frühjahr 1633 Succurs nach Bayern und Schwaben, den Hauptnachdruck des Krieges aber beschloß er nach seiner alten, bewahrten Manier gegen den Feind zu wenden, welchen zu sich herüberzuziehen ihm am meisten am Herzen lag. Man hat ihm auch daraus einen Vorwurf gemacht. Aber abgesehen davon, daß er sich die unbeschränkte Verfügung über sein Kriegsheer vorbehalten hatte, war im Augenblicke die dem Kaiser drohende Gefahr eben in Schlesien am größten. Der sächsische Feldherr Arnim hatte dort in Verein mit den Schweden und Brandenburgern mit Glück gegen die von Gallas befehligten kaiserlichen Truppen gefochten. Wallenstein wollte und mußte zunächst hier das Gleichgewicht der Kräfte oder vielmehr das Übergewicht des Kaisers wiederherstellen. Am 3. Mai verließ er das Friedländer Haus, um sich zu seiner Armee zu begeben.

Ueber die Maßen prächtig war nach zeitgenössischer Schilderung sein Auszug aus Prag. „Er hatte 14 Kutschen bei sich, jede von 6 Pferden; 40 Cavalliere und vornehme Hofoffiziere warteten ihm auf. neben 10 Trompetern mit silbernen und verguldeten Trompeten und 12 Lakaien, welche allesammt summt dem ganzen Hufgesind in Roth und Blau von Neuem bekleidet waren. Die Bagagewagen waren auch alle mit rothem Leder bedeckt und auf das Illerstilltlichft und lüstlichst gerüstet. Er, Herr Generalissimus, selbst in einem ledernen Koller und ruhigen Mantel aufgezogen und führet in feiner Armada mit sich 90 Compagnien zu Pferd und 70 Compagnien zu Fuß.“

Es war das letzte Mal, daß die Hauptstadt Böhmens den Feldherrn in aller feiner Pracht schaute: er hat sie nie wieder betreten.

Ende Mai langte Wallenstein in Schlesien an und erschien in den ersten Tagen des Juni in der Nähe von Münsterberg dem von Arnim gefühlten feindlichen Heere gegenüber. Während Illow Nimptsch einnahm, sandte Wallenstein schon am Abend des 3. Juni einen Vermittler zu Arnim, welcher ihn zu einer Zusammenkunft einladen sollte. Eine solche kam in der That am 5. Juni bei Heidersdorf nördlich von Nimptsch zu Stande: es wurde ein Waffenstillstand auf 14 Tage verabredet, während dessen Arnim nach Dresden gehen, Wallenstein die Absendung eines kaiserlichen Neuoll» mächtigten erwirken wollte. Es handelte sich um nichts Geringeres als um ein wirkliches Bündniß Sachsens mit dem Kaiser auf der schon in Prag

Die Katastrophe wallensteins. 305

festgestellten Grundlage völliger Religionsfreiheit. Nur darüber war man noch zweifelhaft, ob man als Normaljahr für die Zustände im Reiche 1618 oder 1622 wählen sollte. Arnim erklärte sich in einem Schreiben an Wallenstein für das Erstere, da er vor Allem auch die Wiederherstellung der Zustände in Böhmen, wie sie beim Beginn des Krieges gewesen waren, wünschte. In der That ist Wallenstein auf diese Auffassung der Sache eingegangen. Man wollte dann mit vereinten Kräften gegen diejenigen, „so sich unterfangen sollten, den »wtuin Imxerii noch weiter zu turbiren und die Freiheit der Religion zu hemmen“, vorgehen. Man sieht, es war auf definitive Beilegung des unseligen Religionskriegs abgesehen. Aber nicht auf einen Druck, den man gegen den Kaiser ausüben wollte, ging die Absicht Wallensteins. Im Gegentheil; er theilte den Gang und Inhalt der Verhandlungen getreulich nach Wien und an Maximilian von Bayern mit und bat den vorläufigen Bestimmungen des Vertrages von Heidersdorf gemäß, um Absendung eines kaiserlichen Bevollmächtigten. Als nach Ablauf des Waffenstillstandes weder dieser angekommen noch Arnim aus Dresden zurückgekehrt war, wurde zwischen Piccolomini und Terzka einer-, dem Herzoge Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg andererseits eine Verlängerung des Waffenstillstandes um 4 Tage verabredet. Aber auch dieser Termin verstrich; mit gleicher Nachlässigkeit und Langsamkeit behandelte der Wiener und der Dresdener Hof die so hochwichtige Sache; als endlich Anfangs Juli Questenberg mit einer, wie es scheint, nicht zustimmenden Antwort des Kaisers eintraf, hatte Wallenstein, dem die Stimmung in Wien nicht unbekannt war, schon aus eigener Initiative die Verhandlungen abgebrochen.

Und wirklich schien es zunächst zu einer Erneuerung der Feindseligkeiten schon jetzt kommen zu sollen. Wallenstein machte mit seinem Heere eine Diversion gegen Schweidnitz, welches er durch einen Handstreich zu nehmen gedachte. Dies Unternehmen scheiterte an der tapfern Verteidigung der Einwohner, denen ein Regen, welcher das Pulver der Kaiserlichen durchnäßte, zu Hilfe kam. Tann lagerten sich die Heere in der Nähe von Schweidnitz einander gegenüber. Hier ist es bann noch einmal zu Unterhandlungen gekommen. Und wenn Arnim Anfangs wenig zur Nachbigkeit geneigt erschien, so änderte sich diese seine Stimmung, als der kaiserliche General Holk in Folge eines Befehls, den ihm Wallenstein hatte zukommen lassen, von Eger aus in Sachsen einfiel und die Länder des Kurfürsten verwüstete. Arnim hat dann auch mit diesem verhandelt, dem Wallenstein Vollmacht dazu gegeben hatte: während der Verhandlung starb Holt am 9. September, wie er selbst annahm, an Gift, welches ihm Arnim hatte reichen lassen.

„Aus dem Frieden wird nichts,“ schreibt Wallenstein am 14. September an Terzka; er hatte nunmehr beschlossen, den Krieg mit Eifer wieder in die Hand zu nehmen. Neben den Zögerungen des sächsischen Hofes bestimmte Nord und S>,!>. XXIV, 72, 21

306 Georg Winter in Marburg.
ihn hierzu auch die Lauheit, mit welcher man in Wien die Verhandlungen betrieb. Denn schon hatte dort wieder die Partei, welche die Politik Wallensteins bekämpfte und auf eine eifrige Fortführung des Krieges bedacht war, die Oberhand gewonnen. Den Abmachungen mit dem Feldherrn entgegen gestattete der Kaiser sogar dem Todfeinde Wallensteins, dem Beichtvater Lamormain, eine Einmischung in die politischen Geschäfte. Wie sehr die Mißstimmung, welche sich in Folge dessen Wallensteins bemächtigte, berechtigt war, sieht man aus einem Schreiben, welches Ouestenberg am 1. August an Wallenstein richtete. Er schreibt: „Ich trinke den Sauerbrunnen und schlägt dazu alle Unlust, daß man so hart negociiren muß und dennoch nicht fortkommen kann.“ Niemand wolle recht Hand anlegen; alles werde nur oberflächlich, nichts mit Nachdruck betrieben. Er sei die Stimme eines Rufenden, aber in der Wüste: Niemand wolle ihn hören. Deutlicher kann sich wohl ein kaiserlicher Rath nicht ausdrücken. Es war eben klar, daß von Neuem, wie im Jahre 1630, dem Feldherrn von einer einflußreichen Partei am Hofe entgegengearbeitet wurde. Zu dieser gehörte neben dem Pater Lamormain vor Allem auch der spanische Gesandte Castaneda, der darüber ungehalten war, daß Wallcnsteiu den Durchmarsch eines spanischen Truppencorps, welches unter der Führung des Herzogs von Feria nach den Niederlanden durch Deutschland gehen sollte, nicht zugeben wollte. Man weiß, welche Bedeutung Schiller diesem Umstände für den Untergang Wallensteins beimaß; und nicht mit Unrecht: es trat eben in dieser Angelegenheit zum ersten Male ein Zwiespalt zwischen der kaiserlichen Souveränität und der dem Feldherrn anvertrauten Machtvollkommenheit hervor. Wir werden auf diese Verhältnisse, die in den letzten Lebensmonaten Wallensteins eine verhängnißvolle Rolle gespielt haben, noch einmal zurückkommen.
Diese feindselig gestimmte Partei am kaiserlichen Hofe zum Schweigen zu bringen, mußte Wallcnsteiu noch einmal eine Probe seines Feldherrntalentes zu geben suchen. Sie gelang in glänzendster Weise. Mit genialem Blick hatte Wallenstein den Moment erspäht, in welchem Arnim, von Isulani's Neiterschaaren beschäftigt, westwärts abgezogen war, um die unter Duval und Thurn in einer isolirten Position bei Steinau a/O. stehenden Schweden anzugreifen. Nach einem von Schaffgotsch geleiteten glücklichen Neitcrgefecht mußte das ganze schwedische Corps, welches an 6000 Mann stark war, capituliren. Die gemeinen Soldaten wurden in das kaiserliche Heer eingereiht, den Offizieren aber, also auch Duval und Thurn, abzuziehen gestattet, jedoch mit der Bedingung, daß alle noch von ihnen besetzten schlesischen Plätze an die Kaiserlichen ausgeliefert werden sollten. Um diesen Preis glaubte Wallenstein die Flllirer freigeben zu dürfen; er hoffte hierfür auf die Billigung des kaiserlichen Hostagers: er hatte sich getäuscht, eben hieraus schmiedeten später seine Gegner eine der schwerwiegendsten Anklagen gegen ihn: sie hatten eben kaum je den Fuß in ein Heerlager gesetzt und vermochten die Bedeutung der für die Freilassung der Führer errungenen Bedingung nicht zu ermessen.

Die Katastrophe wallensteins. 30?

Daß man übrigens unter dem Eindrucke des Sieges selbst zunächst nicht daran dachte, dem Feldherrn hierüber Vorwürfe zu machen, ergiebt sich aus den in den überschwänglichsten Ausdrücken der Freude und des Dankes abgefaßten Briefen, welche an Wallenstein von Wien aus nach diesem Siege gerichtet wurden. Selbst der spanische Resident im Lager Wallensteins ergeht sich in unbegrenzten Lobeserhebungen. „Nun wird“, so schreibt er dem Kaiser, „sich der Feind zum Frieden genöthigt sehen und die Anglegenheiten der Religion, Eurer kaiserlichen Majestät und des Hauses Oesterreich weiden zu einer Höhe emporgehoben werden, welche sie bisher noch nie erreicht.“

Ter Reihe nach öffneten ihm nun die schleichen Städte, zuletzt mich Breslau, die Thor. Seine Truppen drangen bis Frankfurt a/O. vor, welches sich ohne Schwertstreich ergab. Wallenstein dachte an einen Einfall in Sachsen, und auch Arnim hatte Furcht vor einem solchen. Der kaiserliche Generalissimus nahm noch einmal eine grandiose Stellung ein, er schien die Geschicke der Welt in seiner Hand zu halten: nur drei kurze Monate, und er lag ermordet im Palaste von Eger.

Der Historiker geräth in Verlegenheit, wenn er angeben soll, in welchem Momente dann der tödtliche Conflict zwischen dem Kaiser und seinem Heerführer ausgebrochen ist. Daß die Friedensverhandlungen, welche Wallenstein unausgesetzt mit Sachsen und Brandenburg pflog, das Einvernehmen zwischen beiden nicht gestört haben, daß sie vielmehr im vollsten Einverständnis mit dem Kaiser gepflogen wurden, glauben wir nachgewiesen zu haben. Jeder Zweifel, der hierüber noch obwalten könnte, wird durch einen Brief aufgehoben, den der Kaiser am 1. September 1633 an Trautmannsdorf richtete, in welchem er diesem mittheilt. Wallenstein habe bei ihm angefragt, wie er sich Arnim gegenüber zu verhalten habe. Darauf habe er, der Kaiser, nach reiflicher Ueberlegung befunden, daß Alles davon abhängig sei, ob in der That mit Sachsen und Brandenburg zu einem beständigen Frieden zu gelangen sei: das aber müsse Niemandem besser bekannt sein als dem Herzog von Friedland.

Der Grund zu dem Conflict muß also an anderer Stelle gesucht werden: er lag einmal in der eigenthümlichen Constellation der politischen Verhältnisse, namentlich der Beziehungen zu Spanien, in denen die dem Feldherrn übertragene unbedingte Machtvollkommenheit dem Kaiser lästig zu weiden begann, dann aber in den Ereignissen auf dem süddeutschen Kriegsschauplatze, welche zu dem Falle Regensburgs führten.

Bei beiden Punkten müssen wir, um die ganze Bedeutung des tragschen Ereignisses zu ermessen, noch einen Augenblick verweilen.

Unleugbar ist es, daß die Schweden im Frühjahr 1633 einen Einfall in Böhmen zu machen beabsichtigten. Sowohl Gustav Hörn als Bernhard von Weimar haben derartige Versuche gemacht. Als nun Wallenstein selber sich veranlaßt sah, die Operationen in Schlesien zu eröffnen, hinterließ er in

21»

308 'Georg Winter in Marburg.

Folge dessen Aldringen, der sich im bayerischen Gebiete aufhielt, den Befehl „nichts zu hazardiren". sondern vielmehr sein Hauptaugenmerk auf Böhmen zu richten. In ähnlichem Sinne war ein Befehl an Holl ergangen.

Maximilian von Bayern aber glaubte annehmen zu müssen, daß die vornehmste Absicht des Feindes auf Bayern gerichtet sei. und daß Wallenstein jenen Befehl an Aldringen nur erlassen habe, um ihm, dem er wegen seines feindseligen Auftretens auf dem Regensburger Tage zürne, zu schaden. Unaufhörlich trug der bayerische Kurfürst dem Kaiser an, er solle Wallenstein veranlassen, daß Aldringen an ihn gewiesen, seinem Oberbefehl unterstellt werde. Natürlich konnte Wallenstein hierauf nicht eingehen: denn eben auf seinem einheitlichen Oberbefehl beruhte die ganze Stärke seiner Stellung.

Auch der Kaiser selbst war damals noch nicht geneigt, dem Drängen» Maximilians nachzugeben. Er erklärte Questenberg ausdrücklich, daß er Wallenstein hierüber keine Vorschriften machen wollte, von dem er auf alle Weise versichert, daß er's mit ihm nicht anders denn gut und wohl ver-
meine. Um völlige Klarheit zu erlangen, wandte sich Ferdinand an den zunächst beteiligten Aldringen selbst. Und dieser erklärte sein volles Einverständnis; mit den nur auf die Defensive abzielenden Anordnungen des Generalissimus. Denn wie zweifelhaft erscheine es, ob man bei einem Angriff auf den Feind den Sieg davontragen werde; und doch könne eine Niederlage alle Berechnungen des Obcrfeldherrn vernichten.

Dadurch war das Ansehen Wallensteins zunächst vollkommenrehabilitirt. der Kurfürst Maximilian aber von Neuem sein unversöhnlicher Gegner geworden, der immer und immer wieder Eingriffe gegen die Anordnungen Wallensteins versuchte, die dieser nothwendig zurückweisen mußte, wollte er anders sein Ansehen als alleiniger Obcrfeldherr des Kaisers aufrecht erhalten. Auch mußte ihm mehr an dem günstigen Fortgang der kaiserlichen Sache überhaupt als an den Präntionen des bayerischen Kurfürsten gelegen sein. Maximilian aber fand einen mächtigen Bundesgenossen am Wiener Hofe in der Person des spanischen Legaten Eustaüeda.

Wir haben schon erwähnt, daß sich Wallenstein, als im Juni die spanische Absicht, ein Heer unter dem Herzog von Feria im Elsaß aufzustellen , kund wurde, energisch gegen diese Maßregel aussprach. Er betonte, daß dadurch die protestantischen und selbst die katholischen Stände gereizt, vor Allem aber, daß durch das Erscheinen einer neuen, fremden Heeresmacht die schon begonnenen Friedensverhandlungen unmöglich gemacht werden würden. Er sprach es in einem Schreiben an den Kaiser offen aus, „daß die, die ein solches gerathen, entweder das Werk nicht verstehen, oder die Beförderung Ihrer kaiserlichen Majestät Dienst in keine Eonsideration ziehen". Keinen» falls aber könne er dem Herzoge von Feria auch noch Truppen zu Hilfe schicken, da er deren zur Deckung Böhmens dringend bedürfe.

Möglich, ja wahrscheinlich, daß hierbei auch ein persönliches Motiv

mitwirkte: Wallenstein konnte in der That nicht wünschen, daß durch das Er<

Die Katastrophe wallensteins. 30Z

scheinen eines spanischen Heeres in Deutschland die Concession, die man ihm gemacht hatte, daß er der einzige kaiserliche Feldherr sein sollte, illusorisch gemacht wurde. Daß man aber mit der Forderung eines Hilfscorps an Spanien nur eine Schwächung seiner militärischen Mittel bezweckte, konnte ihm keinen Augenblick zweifelhaft erscheinen. In der That verschloß sich anfangs auch der Kaiser den Erwägungen Wallensteins nicht; er erklärte wiederholt, daß der Einmarsch spanischer Truppen nach Deutschland unthunlich sei. Endlich aber gab er doch dem fortwährenden Drängen Castanedas und seiner Bundesgenossen am kaiserlichen Hofe nach und ertheilte dem Cardinal-Infanten Don Fernando, dem Herzog von Feria und dessen spanischen und italienischen Truppen den gewünschten Paß zum Einmarsch und verlangte von Wallenstein, daß er ihnen Zuzug leiste. In der That hatte damit der Kaiser den mit Wallenstein geschlossenen Vertrag verletzt; er hatte dem ausdrücklichen Wunsche des Generalissimus entgegen die Aufstellung einer zweiten Armee in Deutschland gestattet und mit jener Forderung an Wallenstein den ersten Versuch gemacht, diesem die unbeschränkte Disposition über sein Heer zu entreißen.

Man ging noch weiter. Maximilian brachte nunmehr, nachdem so der erste Schlag gegen Wallenstein gelungen war, seinen alten Wunsch, daß Aldringen mit seinen Truppen, die noch durch 4000 Mann von Holks Corps verstärkt werden sollten, direct an ihn gewiesen werden sollte, wieder in Erinnerung. Der Kaiser aber war jetzt nicht abgeneigt, die Forderung Maximilians zu unterstützen und sandte den mit Wallenstein auf sehr gespanntem Fuße stehenden Hofrath Grafen Schlick nach Schlesien, um Wallenstein dazu zu vermögen. Nach dem Bericht, welchen dieser nach Wien erstattete, hat Wallenstein in der That, wenigstens bedingt nachgegeben und Aldringen den Befehl ertheilt, „sich Ihrer kurfürstl. Durchlaucht Ordinanzen begehrtcrmaßen in Allem zu accomodiren und zu bequemen, allein mit diesem Vorbehalt, daß er sich in keine Hauptbelagerung eines Ortes einlassen oder impugniren sollte“. Man sieht, ein Imbedingtes Aufgehen des Aldringen'schen Corps in dem spanischen wollte und konnte Wallenstein nicht bewilligen: so weit er nachgeben konnte, gab er nach.

Maximilian aber forderte mehr: Der Kaiser solle Aldringen von Wien aus direct anweisen, sich unbedingt den Befehlen des Kurfürsten zufügen und den Ordonnanzen Wallensteins nicht zu gehorchen. In der That ließ der Kaiser mit einem derartigen Befehl Walmerode, ebenfalls einen erklärten Gegner Wallensteins, an Aldringen abgehen, ohne Wallenstein Mittheilung hiervon zu machen. Gleichzeitig wurde Gallas zum General-Lieutenant, d. h. zum Stellvertreter des Hächstcommandirenden, ernannt. Wallenstein hatte damit thatsächlich aufgehört, alleiniger Oberbefehlshaber des Kaisers zu sein; er befand sich diesen Anordnungen des Kaisers gegenüber, die in directem Widerspruch mit seiner Capitulation standen, im Falle der Nothwehr.

So war aber nun einmal die Lage der Dinge. In einem Momente

2^0 Georg Winter in Marburg.

der höchsten Gefahr hatte der Kaiser den Einzigen, der ihn erretten konnte, mit einer fast souveränen Gewalt ausgestattet, die ihn eigentlich seiner eigenen Verfügung entzog. Er hatte es gethan in der Hoffnung, daß sich der Feldherr gleichwohl stets seinen Intentionen und Ansichten unterordnen werde. In dem Augenblicke aber, in welchem sich zwischen seinen Zielen und denen des Feldherrn eine wenn auch nur vorübergehende Differenz zeigte, mußte dem Kaiser die Macht, welche er seinem Unterthanen anbeitraut hatte, gefährlich und unheimlich erscheinen.

Noch aber hatte man keinen Grund, gegen den Mächtigen mit Gesetzesmacht einzuschreiten; er hatte weiter Nichts gethan, als von der ihm anvertrauten Vollmacht in loyalster Weise Gebrauch gemacht. Möglich, daß ihm auf seiner einsamen Höhe zuweilen ein kühner und unerlaubter Gedanke aufgestiegen ist, möglich sogar, daß er vorübergehend daran gedacht hat, den Frieden, dessen Abschluß er sich nun einmal als das vornehmste Ziel seines Lebens vorgesteckt hatte, auch im Gegensatz zu dem Kaiser durchzuführen. Psychologisch erklärlich wäre das bei dem vulkanischen Ehrgeiz, der in seinem Inneren glühte. Fest steht nur, daß wir hierfür keinen bestimmten Beweis vor uns haben, wohl aber mit Sicherheit wissen, daß er, wenn er solche Gedanken vorübergehend gehegt haben sollte, immer sofort wieder in die Grenzen der Loyalität gegen seinen Kaiser zurückgekehrt ist und diesem den Gang der von ihm gepflogenen Unterhandlungen mitgetheilt, seine Genehmigung zu deren Fortsetzung eingeholt hat. Wer wollte überhaupt die politische Stellung eines Mannes von der großartigen Bedeutung Wallensteins nach den Grundsätzen hausbackener Moral allein beurtheilen? Der Genius bedarf seines eigenen Maßstabes.

Immer mehr näherten sich inzwischen die Bestrebungen der Gegner Wallensteins ihrem eigentlichen Ziele. Das Corps Aidlingens, welches Wallenstein doch nur bedingt dem Oberbefehl Maximilians von Bayern unterstellt hatte, erhielt von diesem die Weisung, sich mit dem Herzog von Zeria zu conjungiren. Aber auch die Verfügung über die ihm unterstehenden kaiserlichen Truppen sollte Wallenstein entzogen werden. Gallas erhielt von Wien direct den Befehl, mit 1000 Pferden und allen Dragonern von Böhmen aus nach Nürnberg zu marschiren, während Wallenstein ihm ausdrücklich geboten hatte mit seinen Truppen Böhmen, auf das das Hauptaugenmerk des Feindes gerichtet sei, zu decken. Die Unterfeldherren des Generalissimus kamen in eine immer bedenklichere Lage. Sollten sie dem Befehl ihres Oberfeldherrn ober dem des Staatsoberhauptes gehorchen? Gallas that mit schwerem Herzen das Letztere; er wußte, daß der kaiserliche Befehl eben von Wien aus, d. h. ohne eigentliche Kenntniß der Lage des Heeres, gegeben war. Er trug kein Bedenken, seine Ansicht dem Kaiser mitzutheilen; er schrieb ihm, daß durch seinen Abmarsch nach Nürnberg des Kaisers Länder dem Feinde offen stehen würden.

„Ich will meinen Kopf zu Pfände sehen, daß dcr von Weimar nach

Die Katastrophe Walleusteins. 3^

Egcr wird gehen," erklärte Wallenstein noch im November, als auf Veranlassung des Kurfürsten von Bayern ein reitender Bote nach dem andern von dem Kaiser an ihn geschickt wurde, um ihm das Begehren Maximilians, einen Succurs von Wallenstein zu erhalten, kundzuthun. Es war ein verhill'ngniszvoller Irrthum, den der Feldherr Wallenstein beging und den man ihm in Wien weit schwerer verzeihen tonnte, als selbst eine wirkliche Auf» lehnung gegen die Autorität des Kaisers. Die Folgen dieses Irrthums haben recht eigentlich dem Fasse den Boden ausgeschlagen. Die Absicht, den Feldherrn zu schwächen und allmählich entbehrlich zu machen, bestand, wie wir sahen, schon vorher. Zur tragischen Ausführung gelangte der Plan erst, als man in Wien die Ueberzeugung erlangt zu haben meinte, daß der Feldherr Wallenstein keineswegs unfehlbar sei.

Allerdings hatten noch im October die Schweden, wie Wallenstein sehr Wohl wußte, die bestimmte Absicht, eine energische Diversion gegen Böhmen zu unternehmen. Bernhard von Weimar hat dies direct als die Hauptaufgabe des Feldzugs bezeichnet. Wallenstein glaubte an diese Absicht so fest, daß er an eine Gefahr für die Donaulinie überhaupt nicht zu glauben vermochte.

Aber das Unerwartete geschah: am 14. November fiel Regensburg, der außerordentlich wichtige Donaupaß, in die Hände des Feindes. Bernhard von Weimar hatte erfahren, daß die Stadt nur mit 1500 Mann beseht war; er unternahm einen Handstreich gegen sie, welcher gelang. Und damit war allerdings die Gefahr unmittelbar an die kaiserlichen Erblände herangetreten.

Wallenstein aber hatte an demselben 14. November nochmals an den Kaiser berichtet: „Daß der Herzog von Weimar seine Intention gegen Regensburg gerichtet, hat auf der Welt leine Apparenz." Gleichzeitig mit diesem Briefe traf in Wien die Nachricht von dem Falle Negcnsburgs ein. Maximilian von Bayern hatte Recht behalten, Wallenstein aber geirrt.

Wallenstein erhielt die niederschmetternde Nachricht am 18. November. Sofort, schon am darauf folgenden Tage, machte er sich auf, um dem Herzog von Weimar entgegenzugehen und ihn am weiteren Vordringen zu hindern. Und wahrlich, sehr unberechtigt ist der Vorwurf, den Questenberg bei Schiller dem Feldherrn macht:

gemächlich

Durchzieht er Rühmen auf dem längsten Wege.

Im Gegentheil, in unglaublich kurzer Zeit, in 10 Tagen, legte er den Weg von Enzowar in der Nähe von Leitmerih, also an der Nordgrenze Böhmens, wo er sich aufhielt, nach Neumarl an der Südwestgrcnze zurück; am 30. November stand er bereits bei Fürth in Niederbayern.

Aber inzwischen hatte er bereits die Nachricht von der völligen Umwandlung der Stimmung gegen ihn am Wiener Hofe erhalten. Er erfuhr, daß man damit umginge, sich seiner durch eine zweite Absehung zu entledigen.

3^2 Georg Winter in Marburg.

Das Wollte er nicht über sich ergehen lassen. Mißmuthig erklärte er dem Grafen Trautmannsdorf, er wolle resigniren.

Inzwischen war auch in den böhmischen Grenzgebirgen der Winter eingetreten; es erschien unmöglich, mit der Armee weiter vorzudringen; Wallenstein kehrte nach Böhmen zurück, nachdem er den Kaiser von seiner Lage kurz verständigt hatte. Der Kaiser antwortete in ziemlich ungnädigem Tone — zum ersten Male in seiner ganzen Correspondenz mit Wallenstein —: er habe ungern vernommen, daß er den Beschluß gefaßt habe, nach Böhmen zurückzugehen, während es doch jetzt seine Hauptaufgabe sein müsse, die kaiserlichen Erblande zu vertheidigen. Daß aber Wallenstein mit seiner Ansicht über die Unmöglichkeit eines Winterfeldzuges nicht allein stand, sieht man am besten aus dem Urtheil seines Gegners, des Herzogs Bernhard von Weimar, der ebenfalls der Ansicht war, daß „Wallenstein wegen des eingetretenen Frostwetters in dem böhmischen Gebirge nicht so wohl fortkommen könne.“

Da der Kaiser mehrfach den Befehl an Wallenstein wiederholte, noch in diesem Winter den Feldzug gegen Bernhard zu eröffnen, was Wallenstein aber für unmöglich hielt, bat er, ihm Questenberg ins Lager zu senden, da er „wegen vieler Ihrer Majestät Dienst und das donum publicum betreffenden Sachen nothwendig mit dem Herrn zu reden habe“. In der Thal traf dieser im Verein mit Trautmannsdorf in Pilsen ein, wohin sich Wallenstein von Fürth aus begeben hatte. Der Letztere wollte die kaiserlichen Abgesandten durch eigenen Augenschein von der Unmöglichkeit, den Feldzug in diesem Winter noch zu eröffnen, überzeugen; deshalb legte er deren Instruction den Obersten seines Heeres zur Begutachtung vor. Es war ein außergewöhnlicher Schritt, den er damit unternahm; aber er hielt ihn durch die Lage der Dinge für geboten. Die Heerführer sprachen sich einstimmig dahin aus, „daß jetziger Zeit die Execution höchstgedachter kaiserlichen Ordonnanzen eine pur — lautere Unmöglichkeit sei“. In diesem Sinne belichtete Trautmannsdorf auch an den Wiener Hof. Questenberg, von dem man sich nach Schillers meisterhafter Darstellung dieser Vorgänge doch ein richtiges Bild nicht macht, war ohnehin einer der eifrigsten Verfechter der Wallenstein'schen Politik am kaiserlichen Hofe. Er schrieb dem Kaiser noch von Pilsen aus, obwohl ihm die veränderte Stimmung, die am Wiener Hofe herrschte, nicht unbekannt war: „Eure kaiserl. Majestät sollten allerdings versichert sehn, da Etwas daran wäre oder seyn könnte (nämlich an den Gerüchten, daß der Feind in die kaiserlichen Erblande vordringen wolle), daß der Generalissimus Eurer Majestäts Dienst in Acht zu nehmen, eher zu Fuß selbst hinlaufen und die Nothdurft in Acht nehmen würde.“ Das schrieb zwei Monate vor der vom Kaiser direct oder indirect befohlenen Ermordung Wallensteins ei» Mann, an dessen loyaler Treue gegen seinen Kaiser niemals auch mir der mindeste Zweifel obgewaltet hat.

Ein sehr charakteristisches Urtheil über Wallenstein hat in jenen Tagen

Die Katastrophe wallenstein?. 2^3

ein anderer kaiserlicher Nath, Fürst Eggenberg, derselbe, der ihn zur Übernahme des zweiten Generalats bewogen hatte, abgegeben. Er äußerte in einem Gespräch mit dem bayerischen Residenten: „Nein Herzog von Friedland mangle es an dem inFeino nicht, aber an der Patienz sehr viel, indem er Niemanden hören und zu Ruth ziehen möge, sondern allein seinen Kopf folge und daher auch öfters fehle.“ Schon war aber am Hofe der Beschluß gefaßt, „dem Herzoge von Friedland die Kriegsdirection und das Gencralat zu entnehmen“. Der bayerische Resident wußte das schon in den letzten Tage des December, und auch Walle nstein hatte Kunde davon.

Wir sahen, daß Wallenstein anfangs die Absicht äußerte, seine Würde freiwillig niederzulegen. Als er aber die bestimmte Nachricht erhielt, daß man am kaiserlichen Hofe mit feiner Absetzung umgehe, ist er doch andern Sinnes geworden. Eine Wiederholung der Schmach von NegcnZburg wollte er unter keinen Umstän den über sich ergehen lassen. Er wollte wenigstens, bevor er von dem politischen Schauplätze abtrat, noch sein Hauptwerk, den Abschluß des Friedens, vollenden. Und zwar scheint er jetzt in der That daran gedacht zuhaben, das, wenn es sein müsse, auch gegen den Willen des Kaisers zu vollbringen.

In dem Momente der äußersten Erregung über das Verfahren des kaiserlichen Hofes mag er Neußcnmgrn verwegener Art gethcm haben. Wenigstens schrieb Terzla am 26. Teccmbcr an Kinsly, der Generalissimus sei nicht allein entschlossen, mit beiden Kurfürsten. Sachsen und Brandenburg, sich zu veraccordiren, sondern auch mit Schweden und Frankreich- Doch läßt sich nicht feststellen, inwieweit das auf Aeüßerungen Wallensteins selbst, der eben in jenen Tagen wieder unter einem heftigen Anfalle von Podagra litt, zurückzuführen ist. Jedenfalls finden sich auch aus den späteren Tagen noch Zeugnisse genug dafür, daß er noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, den Kaiser zur Annahme der von ihm gepflogenen Unterhandlungen zu bewegen.

Vor Allem aber kam es nun darauf an, welche Haltung die Armee, deren vergötterter Führer Wallenstein war, in diesem seinem Conflict mit dem Kaiser beobachten werde. Dies zu erproben beschied Wallenstein ihre Führer nach Pilfen, wo sie am 12. Januar 1634 in der That zusammenkamen. Sie alle waren überzeugt, daß ihnen der Abgang des Generalissimus zu äußerstem Schaden gereichen würde: nicht allein weil sich der Oberfeldhcerr persönlich für die Zahlung des schon seit lange rückständigen Soldes verbürgt hatte: vielmehr mußten vor Allem die protestantischen Elemente der Armee bei einer Aenderung des Obercommandos in eine sehr bedenkliche Lage gerathen.

Wallenstein erklärte nun in der That, er sei entschlossen abzudanken. Dem aber setzten sich die Obersten mit aller Entschiedenheit entgegen. Fast schien es, als wollten sie ihm das Recht hierzu bestreiten. Eine Deputation

3^ Georg Winter in Marburg.

wurde an den Feldherren abgeordnet, um ihn von diesem Entschlusse abzubringen. Er erklärte sich bereit auszuharren, aber nur unter der Bedingung, daß auch sie ihm ihre Hilfe zusagten, falls ihm von Wien aus eine Schmach zugebracht sei. In der Erregung des Momentes gingen die Heerführer in der That darauf ein. Bei einem Bankett, welches Illow gab, wurde ein Nevers unterschrieben, durch welchen sie sich verbindlich machten, an dem Generalissimus „ehrbar und getreu zu halten, auf keinerlei Weise von demselben sich zu separiren, zu trennen noch trennen zu lassen". Die Tradition, nach welcher vor dem Bankett ein Revers verlesen worden sei, in welchem durch eine Clause! der Dienst des Kaisers vorbehalten worden sei, und daß dieser Revers dann nach dem Bankett mit einem andern vertauscht worden sei, ist durch die neuere Forschung als unrichtig erwiesen. Jene Clause! ist in dem Concepte des Reverses, welches Wallenstein vorgelegt wurde, von diesem selbst gestrichen worden, noch bevor der Nevers den Offizieren vorgelegt wurde.

Doch erklärte Wallenstein in einer zweiten Berathung mit den Obersten ausdrücklich, Niemand dürfe besorgen, daß er etwas wider den Dienst des Kaisers oder die katholische Religion im Sinne habe.

Und wirklich hat Wallenstein auch jetzt noch, in der äußerst bedrohten Stellung, in der er sich dem Kaiser gegenüber befand, diesem dennoch Mittheilung von den Unterhandlungen, die er eben jetzt wieder mit den Sachsen angeknüpft hatte, gemacht und um Absendung des kaiserlichen Rathes Dr. Gebhard gebeten, der dann auch am 4. Februar an den Generalissimus abgeordnet wurde. Ungestört correspondirten Wallenstein und Ferdinand H. bis zum 17. Februar, als der Befehl zur Exemption gegen den Elfteren bereits gegeben war.

Und auch diese Verhandlungen mit Sachsen sind inhaltlich nicht über das hinausgegangen, was Wallenstein schon in Vorschlag gebracht hatte, als er noch im bestritten Einvernehmen mit seinem Kaiser stand: Freiheit der Religion und der Annahme des Jahres 1618 als Nothjahres. Aufhebung des Restitutionsedictes und — bezeichnend genug — Ausschließung aller fremden Mächte vom deutschen Boden. Das waren die Gedanken, welche Wallenstein dem sächsischen Unterhändler äußerte. Es kann kein Zweifel sein, wäre Wallenstein am Leben geblieben, so wäre der unselige Krieg in wenigen Monaten auf gesunder Grundlage mit einem Vergleich beendet worden. Vierzehn lange Jahre nach seinem Tod mußte die Kriegesfurie noch durch die Gaue unseres deutschen Vaterlandes rasen, bis im Westphälischen Frieden schließlich den Protestanten genau dieselben Concessionen gemacht wurden, welche Wallenstein schon in der Unterredung von Heidersdorf in Vorschlag gebracht hatte.

Eines aber scheint sich aus den Briefschaften Arnims aus dem Januar 1634 doch zu ergeben, was von dem bisherigen Verfahren Wallenstein abweicht, aber bei der Lage, in der er sich jetzt befand, sehr erklärlich er>

Die Katastrophe wallensteins. 2^5
scheint: ei wollte den Frieden mit Sachsen und eventuell auch mit Brandenburg zum Abschluß bringen, auch wenn der Kaiser seine Genehmigung versagte. Daß Wallenstein den Gedanken gehabt habe, den Kaiser dann mit Gewalt der Waffen zur Annahme des Friedens zu zwingen, dafür finde ich doch in den Aeüßerungen des Generals selbst keinen Anhalt. Genug, daß seine nahestehenden Freunde, namentlich Illow und Terzka, sich in diesem Sinne äußerten, und daß der Feldherr doch auch in seinen Intentionen jetzt in Gegensatz zu dem Kaiser trat und seine Autorität der des Kaisers ebenbürtig an die Seite stellen wollte. Hatte man in Wien bisher nur seine Absetzung beschlossen, so war jetzt die Umgebung des Kaisers entschlossen, den Feldherrn auf jede Weise, lebend oder todt, in die Gewalt des Kaisers zu bringen. Und keinem Zweifel kann es doch unterliegen, daß der Kaiser hierzu seine Genehmigung erteilt hat. In der Verteidigungsschrift, welche der Wiener Hof über sein Verfahren gegen Wallenstein nach dessen Tode in die Welt schickte, ist die Ermordung des Fürsten ausdrücklich als eine Exemtion des kaiserlichen Vefehls aufgefaßt.

Die Frage war jetzt nur noch, ob es möglich sein werde, dein Mächtigen in seinem Heerlager beizukommen. In dieser Beziehung waren die Befürchtungen des Wiener Hofes durch den erwähnten Pilsener Schluß aufs Höchste gestiegen. Aber auch der Wiener Hof hatte sich einiger einflußreicher Führer der Armee zu versichern gewußt: wir haben schon gesehen, daß Gallas zum General-Lieutenant ernannt worden und dadurch für den Kaiser gewonnen war. Von Bedeutung war es vor Allem auch, daß man sich eines der vertrautesten Freunde Wallensteins, den dieser durch ewige Dank»baileit an sich gefesselt zu haben glaubte, des Generals Piccolomini, versichert hatte. Und fürwahr, die rein menschliche Theilnahme für Wallenstein, der so der Politik der Spanier und Maximilian von Bayern aufgeopfert wurde, muß wachsen, wenn man sieht, wie der Kaiser noch bis zum letzten Augenblick in vertraulicher Correspondenz mit dem Feldherrn stand, den zu vernichten er beschlossen hatte; er wollte den Mächtigen sicher machen, um ihn desto sicherer zu treffen. Daß es für den Kaiser ein schwerer Entschluß war, zum Aeüßersten zu schreiten, ist kein Zweifel. Er hat gesagt, diese Sache lege sich mit ihm schlafen und stehe mit ihm auf. Aber immer dringender wurde seine Umgebung, die in dem Reverse der Offiziere eine drohende Gefahr für die Autorität des Kaisers sah. Noch im Januar sah sich der Kaiser veranlaßt, in einem Patente, das man geheim hielt, den Oberfeldherrn für abgesetzt zu erklären: des Kaisers Sohn ward als bestelltes Generalhaupt erklärt, die Heerführer von dem Gehorsam gegen Wallenstein los und ledig gesprochen, Piccolomini und Colredo wurden zu Feldmarschällen, Gallas und Aidlingen zu selbstständigen Heerführern ernannt.

Eine Kunde von diesen Vorgängen muß auch zu Wallenstein, der noch immer eifrige Freunde, auch in Wien, hatte, gedrungen sein. Er kannte

5^6 Georg Winter in Marburg.

sehr wohl die Machinationen, die namentlich der spanische Gesandte Onati am Wiener Hofe gegen ihn in's Werk setzte. Wenn man dem Briefe, welchen Kinslu — der Generalissimus selbst lag, wie erwähnt, trank darnieder — an dem französischen Gesandten Feuquitzres schrieb, Glauben schenken darf, so hat Wallenstein in dieser verzweifelter Lage in der That die früher von Kinslu allein gehegten Pläne einer Annahme der böhmischen Krone im Momente höchster Erregung aufgenommen.

Noch immer aber wollte sich Wallenstein die Möglichkeit einer Versöhnung mit dem Kaiser offen halten. Am 19. und 20. Februar hielt er noch einmal eine Berathung mit seinen Oberoffizieren, von denen diesmal nur 30 — Piccolomini, Suys, Ipolano, Nutli u. a. fehlten — erschienen waren. Eine Erklärung ward von Allen, Wallenstein an der Spitze, unterzeichnet, in welcher ausdrücklich gegen die Auffassung, als wäre jener Revers gegen den Kaiser oder die katholische Religion gerichtet gewesen, protestirt wurde. Man habe sich nur gegen die Machinationen des Feindes der Armee sichern wollen. Ausdrücklich sprach man für den Fall, daß „das Geringste wider Ihre Kaiserliche Majestät und dero Hoheit“ oder gegen die Religion unternommen werden sollte, Jedweden von der in jenem Reverse eingegangenen Verpflichtung los. In Prag, so wurde beschlossen, sollten sich nunmehr die Regimenter sammeln.

Aber schon war in Wien der Würfel gefallen Ich finde, daß der spanische Gesandte doch zuerst den Gedanken an eine Ermordung Wallensteins ausgesprochen hat. Am 18. Februar erschien ein neues Patent, in welchem Wallenstein geradezu meinediger Treulosigkeit und barbarischer Tyrannei beschuldigt, die Absetzung von Neuem über ihn verhängt wurde. Und schon zwei Tage darauf ward ein Commissarius ernannt, um die Besitzungen Friedlands, Illows und Terzlas zu confisciren. Die völlige Vernichtung des Feldherrn war beschlossene Sache.

Dieser aber wollte, bevor er zu dem Aeußersten schritt, noch einmal den Weg einer Aussöhnung mit dem Kaiser zu betreten versuchen. Noch am 18. Februar sandte er seinen Vetter Max, am 20. den Obersten Mohr von Wald nach Wien: denn noch hielt er eine Versöhnung nicht für unmöglich: daran, daß man beabsichtige, ihm selbst das Leben zu rauben, scheint er auch nicht einen Augenblick gedacht zu haben.

Am 21. Februar brach Wallenstein von Pilsen nach Eger auf, wohin er die Obersten der Regimenter nochmals beschieden hatte, wiederum mit der ausdrücklichen Versicherung, daß er „nichts als Ihrer kaiserlichen Majestät Dienst und dero Erbtönigreich und Lande Conservation“ suche. Ihm selbst war eine Notifikation seiner Absetzung noch nicht zugegangen: noch betrachtete er sich in Folge dessen als kaiserlicher Generalissimus.

Zugleich aber gedachte er sich doch gegen die Machinationen, die am kaiserlichen Hofe gegen ihn in's Werk gesetzt worden waren, zu schützen. Jetzt zum ersten Male hat er ernstlich an eine Verbindung mit de» Schweden

Die Katastrophe wallensteins. 3⁷
gedacht. Daß früher von einer solchen nie ernstlich die Rede gewesen war, sieht man am besten aus dem Verhalten der Gegner, mit denen er sich jetzt in der That verbinden wollte, selbst. Sie trauten seinen Anerbietungen nicht und erklärten, sie würden sich erst dann mit ihm conjungiren, wenn das ungeheure Wagniß, der Abfall vom Kaiser, gelungen sei. Sie fürchteten eine Wiederkehr des Ereignisses von Sleinau. Gleichwohl setzte sich Bernhard von Weimar gegen Eger in Bewegung, um sich, wenn der General-Herzog wirklich Ernst mache, mit ihm zn vereinigen. Und da nun auch Arnim sich bereits auf dem Wege nach Eger befand, mit dem Wallenstein einen definitive» Frieden vereinbaren wollte, in der erklärten Absicht, den Kaiser zur Annahme desselben zu zwingen, so schien noch einmal Alles möglich: denn noch immer hatte Wallenstein eine Anzahl gut befestigter Plätze in den Händen. Und daß er jetzt in der That an eine autonome Erhebung dachte, zeigt die Aeüßerung, die er in jenen Tagen nach glaubwürdigen zeitgenössischen Berichten gelhau hat: „Wolle der Kaiser ihn nicht mehr als seinen General erkennen, so wolle er auch ihn nicht mehr zu seinem Herrn haben: er würde leicht einen andern Fürsten finden, dem er sich anschließen könnte, aber er wolle überhaupt keinen Herrn mehr über sich haben; er wolle selbst Herr sein und habe Mittel genug, um sich als solcher zu behaupten.“*)
Sehr richtig sagtNankc: „So gerieth er, fast mehr durch den Drang der Umstände als nach eigenem vorgefaßtem Plane auf den Gedanken, sich von der Gewalt des Hauses Oesterrcich überhaupt loszureißen.“
Am Nachmittage des 24. Februar zog Wallenstcin in Eger ein: er meinte hier ganz sicher zu sein, da die Besatzung unter dem Befehl zweier protestantischen Schotten, Gordon und Leßley, stand, deren elfteren er erst vor drei Tagen zum Obersten ernannt hatte: außer seinen nächsten Vertrauten befand sich in feiner Umgebung der Oberst Walter Butler, den er eben auf dem Wege nach Eger getroffen und aufgefordert hatte, ihn dorthin zu begleiten. Er hatte seinen Mörder selbst zu seiner Begleitung aufgefordert.
Am 25. Februar haben dann Illow und Terzka Gorbon und Leßley zu sich entboten und ihnen, recht eigentlich im Gegensatz gegen die kaiserlichen Patente, angemuthet, nur den Befehlen des Friedländers zu gehorchend Aber in beiden lebte ein tiefes Gefühl ihrer Pflicht gegen den Kaiser: sie'trugen lein Bedenken, dieses den beiden Wallenstein'schen Generalen zu äußern. Ohne Vereinbarung, aber auch ohne eigentlichen Haß schied man von einander. Wenn nun aber an die beiden Schotten die entscheidende Frage herantrat, ob sie sich in offenen Gegensatz zu dem Kaiser stellen sollten — denn Wallenstein hatte Leßley von seiner beabsichtigten Verbindung mit Bernhard von Weimar gesprochen — so waren sie doch dazu nicht gemeint. Sie näherten sich dem Iren Butler, von dem sie wußten, daß er an der Sache des Kaisers unbedingt festhalte. Anfangs haben sie Wohl daran gedacht, ») Ranle II. a. O. S. 433,

3^8 Georg Winter in Marburg. ^—

Wollenstem nur gefangen zu nehmen; als sie aber zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß das Gelingen dieser Unternehmung doch sehr zweifelhaft sei, einigten sie sich dahin, nicht nur den General selbst, sondern auch dessen vertraute Anhänger, Illow und Terzka, zu ermorden. Gordon gewann es über sich, seine Einwilligung dazu zu geben, daß die Ermordung der letzteren bei einem Gastmahle in seinem eigenen Hause vollzogen werde. Die Gäste fanden sich in der That ein. Fröhlich und munter wurde gezecht und wiederholt die Gesundheit des Generalissimus, der nun Selbstherr werden würde, ausgebracht. Man war beim Nachtsch: da brachen auf einen heimlichen Befehl Leßley's sechs handfeste Iren unter Anführung eines Obeiwachtmeisters in den Saal ein; mit dem Rufe: „Es lebe Kaiser Ferdinand" stürzten sie sich auf die bestürzten und sprachlosen Generale. Der einzige, der einen Widerstand versuchte, war Illow, in wenigen gräßlichen Minuten war Alles vollbracht.

Es wäre jetzt möglich gewesen das Leben des Generalissimus selbst zu schonen, ihn, nachdem man sich seiner vornehmsten Anhänger entledigt hatte, nur gefangen zu nehmen. Aber schon standen die Schweden in der Nähe, man fürchtete, daß im letzten Moment noch Alles scheitern könne, und beharrte bei dem einmal gefaßten Beschlusse. Der irische Capitän Dcvercux stieg mit einigen irländischen Soldaten die Wendeltreppe, welche von der Straße aus zu den Zimmern, welche Wallenstein bewohnte, hinaufführte, empor. Wallenstein hatte eben ein Bad genommen; von dem Lärm aufgeschreckt, trat er an das Fenster. Aber schon hatte Devereux das Zimmer aufgestoßen und fchrie ihm die Worte „Schelm und Vcrräther" entgegen. Wallenstein war keines Wortes mächtig; an einem Tisch angelehnt, bewegte er die Lippen, ohne jedoch sprechen zu können. Mit ausgebreiteten Armen empfing er den Todesstoß.

„Eine große Gnade, die Gott dem Hause Oesterreich erwiesen hat," rief der spanische Gesandte Oneda aus, als die Nachricht von der Ermordung Walleusteins nach Wien gelangte.

Aber wenn es in der That dahin gekommen war, daß die Existenz Willensteins eine Gefahr für das Haus Oesterreich in sich schloß, wer hatte diese Gefahr heraufbeschworen? Waren es nicht eben die gewesen, welche durch ihr fortwährendes Arbeiten gegen die Pläne des Feldherrn diesen so weit gebracht hatten, daß ihm nichts mehr übrig blieb, als seinen eigenen Gedanken, auch im Gegensatz zu seinem Kaiser, nachzugehen? Daß der Kaiser dieser Partei der Actio» freie Hand ließ, war allerdings ein Verletzung des mit Wallenstein geschlossenen Vertrages. Aber doch dürfte man ihn allein nicht verantwortlich machen. Es mußte früher oder später einmal ein Moment eintreten, in welchem dem Kaiser die ebenbürtige, ja fast überlegene Gewalt seines Fcldherrn unerträglich wurde.

Noch weniger kann man behaupten, daß Wallenstein seine Absetzung oder seine Ermordung selbst verschuldet hat. Denn erst in dem Momente,

Die Katastrophe wallensteins. — 3^9
als er bereits sichere Nachricht von der geschehenen Thatsache seiner Ali-
setzung erhielt, hat er an eine autonome Erhebung gegen den Kaiser gedacht.
Noch im December, als seine Absehung am Wiener Hofe schon so gut wie
beschlossene Sache war, hat er dem Kaiser getreulich Mittheilung von seinen
Unterhandlungen mit Sachsen gemacht; ja selbst von dem Anerbieten der
Franzosen, ihm die böhmische Königstrone zu verschaffen, hat er Kunde nach
Wien gelangen lassen,
Ter Knoten zu dem unseligen Ereigniß liegt vielmehr in dem Gange
der politischen Ereignisse selbst und in der unnatürlichen Stellung, welche
der Feldherr von vornherein seinem Staatsoberhaupte gegenüber einnahm,
als in den persönlichen Intentionen der Bethciligtcn. Die Katastrophe mußte
eintreten, sobald durch den Gang der Dinge die Situation eintrat, die eine
durchgreifende Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kaiser und seinen Feld-
herrn veranlaßt?. Denn da sich der Kaiser der selbständigen Entscheidung
in den Fragen der großen Politik zu Gunsten seines Generalissimus begeben
hatte, so mußte ihm die Abhängigkeit von seinem Untcrthanen in dem
Momente unerträglich werden, wo dieser sich anschickte, eine andere politische
Richtung zu verfolgen. Schon von dem Augenblicke an, da Wallenstein sich
weigerte, auf die spanischen Projecte des Kaisers einzugehen, war ein Conflict
zwischen den beiden Gewalten unvermeidlich. Beschleunigt wurde die
Katastrophe durch die durch einen strategischen Irrthum Wallensteins herbei-
geführte Einnahme Negensburgs und die Differenz in den militairischen
Dispositionen, welche sich in deren Folge zwischen dem Kaiser und Wallen-
stein herausstellte. Daß Wallenstein auch im Gegensätze zu dem Kaiser an
seinen einmal gefaßten Plänen festhielt, war nur die Bestätigung, nicht die
Ursache seiner schon vorlängst beschlossenen Beseitigung. Als er aber ein-
mal den Entschluß gefaßt hatte, das, was er im Einverständniß mit dem
Kaiser begonnen, auch ohne oder gegen dessen Willen durchzuführen, da
zeigte sich doch, daß seine Macht, so groß sie auch war, cineni Kampfe
gegen die durch die Jahrhunderte geheiligte Autorität nicht gewachsen war.
Den „ewig Gestrigen“, welchen er im Momente höchster Erregung über die
neue schimpfliche Absetzung offenen Kampf bieten zu tonnen meinte, ist er
erlegen, ebenso wie ihm auf anderem Schauplätze ein Menschenalter früher
der ritterliche Essex in England erlegen war. Seine Absehung erfolgte,
ohne daß er sie durch irgend eine nachweisbare That verschuldet hätte. Daß
er sie nicht hinnahm, sondern auf die Kunde hiervon in offenen Kampf mit
dem Kaiser zu treten gewillt war, darin liegt seine historische Schuld.
Seine historische Schuld, — aber nicht die Ursache seiner Ermordung.
Auch diese war schon beschlossene Sache, n?ch bevor er an eine Verbindung
mit den Schweden ernstlich gedacht hatte. Die Höhe selbst, die er mit
himmelstürmendem Ehrgeiz erklommen hatte, war die Ursache seines jähen
Sturzes.

lieber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter.

von

6arl Abel.

— Verlin. —

leim Lesen synonymischer Wörterbücher wird man gelegentlich von
^ einem häßlichen Gedanken beschlichen. Je feinere Unterscheidungen
gemacht weiden, je geistiger und überraschender die aufgedeckten
^! Bedeutungen sich darstellen, desto unwahrscheinlicher wird die
ganze Sache. Nie Sprache lebt schließlich doch in den Menschen, die sie
sprechen. Ist aber die Menge, ist auch uur die Mehrheit eines Volkes ein-
sichtig nnd feinfühlig genug, so genaue Begriffe zu haben, und sie so scharf
von einander zu scheiden? Ist nicht Synonymik Vielleicht ein geistreiches
Spiel einiger weniger tiftelnder Schriftsteller? Oder ist sie etwa nur von
grübelnden Grammatikern erfunden, die, um ihren Witz zu üben und ihn
Studien werthvoller erscheinen zu lassen, als sie sind, mehr in die Wor«
hineinlegten, als darin liegt?

Synonymen, oder um den seit Ende vorigen Jahrhunderts eingebürgerten
deutschen Ausdruck zu gebrauchen, sinnverwandte Worte, sind Worte derselben
Sprache, welche in einem Thcile ihres Begriffes gleich, in einem anderen
aber verschieden sind. Nehmen wir z. B. die beiden Worte hoch und schlank
Beide beziehen sich auf die Höhe; aber hoch ist die allgemeinere Bezeichnung,
welche jede Ausdehnung fast jeden Dinges nach oben besagt, sei sie nun
gering oder groß; schlank dagegen bezeichnet eine verhältuißmäßig beträchtliche
Höhe und Dünne gewisser Arten von Dinge. Beide Worte gehen von ver-
schiedenen Gesichtspunkten in der Betrachtung desselben Begriffes aus: das eine
sieht nur auf die Höhe; das andere bezieht sich sowohl auf Höhe als auf

Ueder die Unterscheidung sinnverwandter Wörter. 32^
Dünne, stellt beide als ziemlich merklich dar und vergleicht sie mit den Dimensionen anderer, ähnlicher Dinge, die als weniger hoch und dünn gc« kennzeichnet werden.
Daraus folgt, daß es Fälle giebt, in welchen man die Höhe entweder nur mit hoch, oder nur mit schlanl bezeichnen kann, je nachdem die bezeichneten Dinge demjenigen Begriffstheil von hoch und schlanl, welcher jedem von ihnen ausschließlich zukommt, entsprechen; während in anderen Fällen, in denen der beiden Worten gemeinsame Begriffstheil zur Nnwendung gelangt, je nachdem die bezeichneten Dinge dem Begriff hoch oder schlank allein entsprechen, sowohl das eine als auch das andere gebraucht weiden kann. Ein Berg ist hoch, aber nicht schlank; eine Maus ist einige Zoll hoch und durch diese gelinge Höhe von Schlankheit ein für allemal ausgeschlossen; ein Mann dagegen ist schlank, aber nicht hoch; eine Kiefer schließlich kann sowohl hoch als schlank genannt werden. Bezeichnen wir die Bedeutung des hoch durch den Kreis », die Bedeutung des schlanl durch den Kreis d, so erhalten wir für ihre Bezeichnungen folgende Bilder:

b
» li
schlanl
hoch schlanl
»d
hoch und schlanl
hoch

Die beiden eisten Bilder geben jede Bedeutung einzeln. Das dritte Bild, in welchem die beiden Kreise sich mit einem Theil ihres Umfangs schneiden, einen anderen Theil aber separat behalten, stellt dar, worin ihre Bedeutungen getrennt, und worin sie gemeinschaftlich sind. Was von a und d in diesem Bilde außerhalb a d liegt, repräsentirt die Fälle, in denen man nur hoch oder nur schlank sagen kann; ad dagegen enthält das Gemeinsame in den Bedeutungen beider Worte und vertritt demnach die Fälle, in denen sowohl das eine wie das andere Wort stehen kann. Je größer der Umfang dieses ad, desto mehr sind sich die Worte gleich, desto häufiger weiden sie verwechselt werden können; je kleiner, desto ferner stehen sie sich, und desto seltener wird das eine für das andere zu verwenden sein. In den beiden folgenden Bildern entspricht das große ab einem Abschnitt, der von den Worten Knechtschaft und Sklaverei gebildet worden, die so ziemlich auf das-selbe hinauslaufen; das kleinere ab dagegen zeigt das Zusammentreffen etwa «loid und Süd. xxiv, ?«. 22

322
Carl Abel in Verlin.
von Knechtschaft und Unterordnung, die nur wenig miteinander geniein haben,
da Unterordnung auch mit Freiheit verträglich ist.

» d
. ^
b
Knechtschaft Sclaucrci
Knechtschaft
Unterordnung
»b
»d
Knechtschaft und Sclaverei
Knechtschaft
und Unterordnung
Ebenso lann sich nun auch eine größere Anzahl von Worten zu einander
verhalten. Fliehen (»), entrinnen (d), entwischen (o) tonnen
(DOO
fliehen
entrinnen
entwischen

oder
» b b o
fliehen entrinnen entrinnen entwischen
»b«
fliehen, entrinnen und entwischen.
dargestellt werden, wo dann »Ko denjenigen Theil ihrer Bedeutungen dar-
stellt, in dem sie übereinstimmen. Fliehen heißt sich von irgend etwas, das
zu meiden ist, entfernen; entrinnen und entwischen fügen zu diesem allge-
meineren Begriff, das eine die Nebenbedeutung des raschen und gefährvollen
Entlaufens, das andere die Färbung des listigen, verschlagenen Entschlüpfens
im letzten Augenblick, a fliehen ist der weiteste Begriff; d entrinnen und c

Heber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter. — 323
entwischen sind je ein engerer Begriff; »do dasjenige, was die beiden engeren unter sich und mit dem weiteren gemeinsam haben. Man entflieht oder entrinnt oder entwischt der Gefahr sa und »d<?.) Man entrinnt dem sicheren Tode (b). Ter Dieb entwischt listig den aufgestellten Häschern (o). Es ist durchaus nicht nöthig, daß Synonyma zu einander im Verhältniß von weiterem und engerem Begriff stehen; fie können jedes von etwa gleichem Umfang sein, und dennoch theilweis übereinstimmen und theilweis abweichen. Ein Mensch sinkt unter der Bürde, oder unter der Last zusammen; aber die Bürde ist gewöhnlich eine sittliche Obliegenheit, die wir freiwillig auf uns nehmen, die Last meistens ein Gewicht, das uns Andere aufladen. Beide bedrücken, beide weiden gefühlt; aber das eine hat viel mehr Tendenz als das andere, aus Gründen innerer Selbstbeherrschung willig hingenommen zu werden. Beides sind Synonyma, die neben einander stehen und von denen keines der untergeordnete Begriff des anderen ist; beide treffen sich allerdings in einem dritten Begriff, Gewicht, welcher aber gleichmäßig über beiden steht, und dessen Verhciltniß zu ihnen entweder dargestellt weiden kann, wie oben

!>
b
o
Bürde
Last
Gewicht
der allen dreien
acmeinsnmc
Bedcutungsthcil.
oder mit Rücksicht auf die gemeinsame Unterordnung zweier Begriffe unter einen dritten:

Bürde Vürdeund Last und z, .
"""" ^,l>w Gewicht'
Gewicht
_ ^'

22H <5ail Abel in Verl,,,,.
Im eisten Bild ist » Bürde, d Last, o Gewicht, und »de der allen
dreien gemeinsame Bedeutungstheil; im zweiten Bild ist a Bürde, d Last,
<: Gewicht, während a c: und d o dasjenige repräsentiren, dessen Darstellung im
ersten Bilde abc zufällt.
Desgleichen können drei oder mehrere Worte so miteinander verwandt
sein, daß jedes von ihnen mit einem in näherer Beziehung steht, als mit
den anderen, also durch dieses Mittelglied sich an ein drittes schließt, welches
sich seinerseits ebenso an ein viertes knüpft, das wiederum ein fünftes vor-
zieht u. s. w:

» l> «6
handeln «errichten »erbrechen sündigen
»b bo oä
handeln und verrichten und verbrechen und
verrichten verbrechen sündigen
Wenn a handeln bedeutet, d verrichten, «verbrechen und ä sündigen, so
haben wir ein Beispiel einer solchen Kette, a, handeln, ist der allgemeinste
Ausdruck; d, verrichten, geht auf einen bestimmten Zweck; c, verbrechen,
specificirt den Zweck als einen bösen; (l, sündigen, zieht das Resultat. Die
Punkte, in denen je zwei dieser Worte sich begegnen, sind ad, bo, 06.
Während a, handeln, mit e, verbrechen, und ä, sündigen, leine directe Ver-
bindung hat, erhält es doch eine indirecte mit ihnen durch d, verrichten,
b, verrichten, ist seinerseits ebenso indirect mit 6, sündigen, verwandt,
obschon es directe Beziehungen nur zu a, handeln, und 0, verbrechen, hat;
<1, sündigen, wiederum knüpft sich an c>, verbrechen, durch welche es mit d
verrichten, und », handeln, in Zusammenhang gelangt.
Wie man aus diesem letzten Beispiel sieht, können alle Worte einer
Sprache als synonym behandelt werden, wenn man die Kette nur lang
genug macht, und die dazwischen liegenden Intervalle durch die geeigneten
Bindeglieder ausfüllt. Es giebt keine zwei Begriffe, die sich nicht an ein-
ander ketten lassen, wenn man die ganze dazwischen liegende Reihe ihrer
Verbindungsglieder aufsucht. Geist kann als ein Synonym von Katze an-
gesehen werden, wenn man sie durch Instinct verbindet; das Weltall als
ein Synonym von Schwefelholz, wenn in Betracht gezogen wird, daß beide
der großen Kategorie der Materie, zugehören; während sogar weiß und schwarz,
schön und häßlich, hoch und niedrig ebenfalls sinnverwandt sind, sofern man

Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter. 225
ihre gemeinsame Qualität als Eigenschaft gewisser Dinge ins Auge faßt.
Natürlich wird dem Worte synonym diese mehr systematische als praktische
und brauchbare Ausdehnung gewöhnlich nicht gegeben. Man gebraucht es viel-
mehr nur zur Bezeichnung der sich am nächsten stehenden Begriffe, und auch hier
nur für diejenigen, welche geistige Thätigkeiten, oder geistige, abstracte Auf-
fassungen sinnlicher Dinge, aber nicht sinnfällige Dinge selbst ausdrücken.
Denken, sinnen, erwägen sind verwandte geistige Thätigkeiten, welche nur
durch einige Ueberlegung definirend geschieden weiden können; schlank, hehr,
erhaben sind geistige Anschauungen sinnlicher Dinge, weil sie über den
bloßen Augenschein hinaus die Art und die Ursache der Höhe und ihre Be-
ziehung zur umgebenden Welt bezeichnen; aber Schuh und Stiefel, obschon
genau genommen ebenfalls synonym, da sie verschiedenartige Fußbedeckungen
sind, werden, da das Auge zu ihrer ledernen Unterscheidung genügt, nicht als
solche behandelt.
Eine Prüfung der genannten Wörter ergibt den Ursprung der Synonymen.
Neben allen Dingen, Eigenschaften und Thätigkeiten stehen andere, die ihnen
ähnlich und dennoch von ihnen verschieden sind; und was in der Welt der Dinge
und Begriffe eine Spielart ist, wird in der Welt der Sprache ein Synonym.
Neben der Schippe steht der Spaten; neben dem Bach der Fluß und
Strom; neben dem Lande die Gegend, der Gau, die Provinz; neben dem
Geist der Verstand, die Vernunft, die Seele; neben schön — hübsch, nett,
anmuthig; neben begreifen — auffassen, verstehen; neben folgern —
schließen, erweisen. Bei sinnlichen Dingen belehrt der Augenschein über
dieses gegenseitige Verhältniß der betreffenden Vergleichsobjecte; wo wir aber
die Eigenschaften und Thätigkeiten der Dinge, oder die innere Welt des
menschlichen Geistes besprechen, weiden die Unterscheidungen so fein, die Be-
ziehungen so vielfach, daß ihr Vcrständniß nur nach dem Maße der ganzen
geistigen Cultur des Einzelnen erlangt werden kann. Die intellectuelle
Sphäre, in welcher ein Mensch lebt, bestimmt ebenso seine ganze Auffassung
der Welt, wie auch seine Kenntniß der eigenen Sprache. Es liegt auf der
Hand, daß eine Näherin gewöhnlich nichts von der Hegel'schen Terminologie,
oder nm Berlinisch zu reden, der Bauer nichts von dem Gurkensalat versteht.
Es ist ein gewöhnlicher, aber nichts destoweniger ein großer Irrthum,
daß alle Deutschen Deutsch, alle Engländer Englisch, alle Franzosen Französisch
sprechen können. In Wahrheit spricht Jeder nur denjenigen Theil seiner Sprache,
mit dem er vertraut ist. Jeder Ackerknecht kennt, nennt und unterfcheidet
Schippe und Spaten, jeder Zimmermann Axt und Neil, weil er sie täglich
benützt, und zwar zu Zwecken benützt, welche ihr Wesen erklären, ihre Unterschiede
darlegen und keinerlei Zweifel über Berührung und Abweichung lassen. Beide
kennen und sondern auch ebenso leicht die Worte „hacken" und „schlagen",
weil sie beide Handlungen häufig vollziehen, und die Resultate derselben von
einander stark abzuweichen Pflegen. Sie verwechseln auch nicht leicht Worte
wie eben und glatt, weil die Sinne sie lehren, daß das erste ohne das

226 Carl Abel in Berlin.

zweite, das zweite aber nicht ohne das erste sein lann. Ebenso weiden sie sich auch nicht leicht in der Bedeutung von Wünschen und Befehlen irren, weil das letztere nur von ihrem Nrodherrs, der für das Privileg bezahlen muß, das elftere aber von jedem andern, nichtbezahlenden Menschen zum Ausdruck eines an sie gestellten Verlangens gebraucht wird. Aber, wie wenige Begriffsunterscheidungen weiden sie überhaupt in der Lage sein zu machen, und wie noch viel weniger können sich auf Bezeichnungen geistiger Thätigkeit beziehen, wenn es in einem so hochgebildeten Volk, wie dem englischen, ganze Dörfer giebt, in denen, nach genau angestellten Beobachtungen, die Tagelöhner überhaupt nur etwa 300 Worte gebrauchen und aussprechen? In Deutschland, wo der Schulunterricht obligat ist, wo demnach eine große Anzahl von Worten, die über die unmittelbaren ländlichen Beschäftigungen hinausgehen, jedem Kinde mitgetheilt und eingeprägt werden, können die Leute so einsylbig nicht werden-, auch sind sie schon von Natur mehr geneigt, als die Engländer, über ihren eigenen Beruf hinaus sich umzuschauen, zu deuten, oder wenigstens zu plaudern. Aber einen wie kleinen Schritt in das große Wörterbuch ihrer Sprache hinein werden auch sie schließlich thun! Wie oft spricht Wohl der norddeutsche Landmann die Worte Vernunft, Geist, Seele, Gemüth, die in der Literatursprache seiner Nation ständig wiederhlllcn, überhaupt aus? Und wissen wir nicht, daß der französische Landmann ganze Reihen von Zeitwörtern gewohnheitsgemäh durch das vage taii-s und äirs — machen und sagen — ersetzt? Wo aber so wenig Begriffe vorhanden sind, tonnen die vorhandenen nur die genau gekannten Dinge des eigenen täglichen Lebens oder ein paar zerstreute Bruchstücke aus deni Leben und Denken Gebildeter betreffen. Eine besonders glänzende Fähigkeit zur genauen Auffassung sachlicher und geistiger Details oder was dasselbe ist, zur Unterscheidung sinnverwandter Worte, kann also sü: il>r Denken und Sprechen nicht erforderlich sein.

Diese Wortarmut der ungebildeteren Stände in den höchstcivilisirten Ländern ist um so erstaunlicher, als sie einem weniger civilisirten, aber dennoch wortreicheren Zustande gefolgt ist. Wie aus alten Sprachen, und noch besser aus den heute gesprochenen Idiomen primitiver Völker erhellt, ist der Mensch, ehe er zur modernen europäischen Denttraft gelangte, lange unfähig gewesen, das Allgemeine in den Erscheinungen zu sehen und zu benennen. So befremdend es für unsere eigene Auffassung klingen mag, so giebt es noch heute ganze Welttheile, deren Urbewohner weder Baum, noch Busch, noch Thier, noch Fisch noch Vogel sagen tonnen. Für alle diese, scheinbar allergewöhnlichsten Dinge haben sie gar leine Worte. Was sie tonnen, ist jede Baumart, jede Thierart für sich benennen; was sie nicht vermögen, ist die gemeinsamen Eigenschaften jeder Art erkennen, sie von der Besonderheit der einzelnen Erscheinung loslösen und die so gewonnenen Abstractionen in llllssennamen niederlegen. Sie unterscheiden Karpfen, Aal, Hecht, Forelle u. s. w., tonnen sich aber nicht zu dem, das Gemeinsame in ihnen

Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter. 32?
ausdrückenden Gedanken und Wort des Fisches erheben. Sie bemerken und benennen Adler, Eule, Falle, Strauß und Papagei, sind aber außer Stande, sich zu dem Gesamtbegriff und Wort des Vogels aufzuschwingen. Auch die Palme ist ihnen nur Palme, und die Ceder nur Ceder, und die Banane nur Banane, ohne daß eine davon jemals als Baum erkannt, und unter diesem Gattungsnamen begriffen werden könnte. Noch viel weniger sind sie im Stande, menschliche Thätigkeiten in abstracter Weise zu bezeichnen. Es giebt in Asien Nationen, welche keine Worte für Gehen oder Kommen haben, wohl aber einige 40 Worte für die verschiedenen Arten des Gehens, und einige 30 für verschiedene Arten des Kommens. Gerade gehen, krumm gehen, langsam gehen, rüstig zuschreiten u. s. w. u. s. w. — jedes tritt ihnen als eine so selbstständige, so besondere Art des Gehens entgegen, daß es mit den andern Arten nichts Gemeinsames zu haben scheint, und deshalb auch nicht gemeinsam benannt werden kann; der augenblickliche Sinneneindruck überwiegt, die Abstraktionsfähigkeit ist nicht vorhanden. Ja, in Afrika hört man von Völkern, welche dieselben Thätigkeiten mit verschiedenen Worten benennen, je nachdem sie von Männern oder Frauen verrichtet werden, weil die Eingeborenen, ich weiß nicht ob aus Höflichkeit oder Unhöflichkeit gegen das schöne Geschlecht, der Ansicht zu sein scheinen, daß ein radicaler Unterschied zwischen Männer- und Frauen-Arbeit bestehe. Am unfähigsten in gewisser Beziehung, jedes Wesen in seine einzelnen Theile zu zerlegen und nach seinen verschiedenen Beziehungen zu unterscheiden, sind die amerikanischen Indianer. Diese Aermsten vermögen sich nicht einmal vorzustellen, wie ein Mensch „Hand“ sagen kann; oder Kopf, Fuß, Kleid, Schuh sagen kann. Alle diese schönen Dinge immer nur im Besitz bestimmter Menschen sehend, ist es ihnen unerfaßlich, wie man sie von ihrem Besitzer zu trennen vermag, Sie können deshalb immer nur sprechen.: „mein Kopf, dein Kopf, sein Kopf, unsere Köpfe, eure Köpfe, ihre Köpfe“, aber niemals Kopf allein. Desgleichen mein Fuß, dein Fuß, sein Fuß, aber nicht Fuß ohne Monomen po88S38ivuiu. Die Bewohner eines ganzen Continents, welche Hand, Fuß, Kopf nicht einmal so weit vom Körper zu trennen verstehen, daß sie dieselben ohne Eigenthümer auch nur auszusprechen fertig bekommen — welch ein Bild! Man erhält eine Idee davon, was es heißt ein Mensch zu sein, wenn man erfährt, wie schwierig es war, einer zu werden! Alle diese unentwickelten Rassen haben demnach reichhaltige Vocabularien, weil sie scharf beobachten, aber matt denken; viel sehen, aber wenig überlegen; rasch das Phänomen auffassen, aber nur langsam die wesentlichen Züge desselben loslösen, und in anderen, ähnlichen aber nicht identischen Phänomenen wiedererkennen. Im modernen Europa ist es anders. Eine gewisse Abstraktionsfähigkeit ist hier das Gemeingut aller Klassen der Gesellschaft. Auch der Unwissendste und Beschränkteste hat die Vorstellung und den Namen solch' einfacher Klassenbegriffe, wie Thier, Vogel, Fisch, Pflanze, Blume, Kleid, Waffe u. s. w. Aber dafür ist, nachdem diese

223 Carl Abel in Verlin.

Gemeinbegriffe einmal errungen worden sind, die Detailauffassung ihrerseits erlahmt. Nie Ungebildeten zumal, die durch den geistigen Fortschritt ihrer Nation zu so handlichen Gemeinbegriffen wie thun, sagen, gehen, kommen, wollen u. s. w. hinaufgestiegen sind, finden es nunmehr bequem, die paar errungenen allgemeinen Ausdrücke anstatt aller Einzelangaben und Einzelnuancen immerwährend im Munde zu führen. Die Erreichung der Abstraction hat ihr Auge für das Concrete um so mehr geschwächt, als das Concrete in den Ländern der Arbeits- und Standestheilung zumeist das Einförmige zu sein pflegt. Die Routine ihres gewöhnlichen Lebens, wie es sich täglich in demselben Geleise abzuspielen hat, verlangt keine sehr genaue Beschreibung, um verständlich zu sein. Wozu sollten sie noch 30 Arten von Gehen unterscheiden, da es sich fast immer um dasselbe Gehen von und zu der gewohnten Arbeit handelt?

Und die Gebildeten? Gebrauchen sie etwa die 100,000 Worte, welche das Englische, die 200,000, welche das Russische, und die noch mehreren, welche das Deutsche Wörterbuch ihnen zur Verfügung stellt? Um der Beantwortung dieser bedeutsamen Frage näher zu treten, suchen wir uns zunächst die Entstehung jener großen Wörtcrfülle zu erklären. Nach dem Zeugniß der ältesten, untersuchbaren Sprache, der ägyptischen, welches wir, weil es die Sprachschöpfung allein rationell erklärt, verallgemeinern dürfen, sind zuerst eine große Anzahl von Worten für jeden Begriff, und zwar, mit ziemlich unbestimmten Inhalt geschaffen worden. Es gab also eine Menge Worte für gehen, geben, schlagen u. s. w., die jedes mancherlei Arten des Gehens, Gebens, Schlagens bedeuten konnten, und ungeschieden und mehr oder weniger gleichbedeutend nebeneinander standen. Nachmals, als der sprachschöpfende Sinn genügend entwickelt war, um sich für gewisse Worte aus der großen, zuerst versuchsweise gebildeten Zahl zu entscheiden, wählte man einige für jeden Begriff und ließ die übrigen fallen. Und nun trat, wie aus der Vergleichung erhaltener, primitiver Sprachen erhellt, der durchgreifende Unterschied ein, daß die begabteren Völker sowohl Klassenbegriffe bildeten, als auch die einzelnen Erscheinungen in jeder Klasse besonders benannten, während die unbegabteren nur das Letztere vermochten. Die begabteren hatten also den Gelammtbegriff Gehen, und darunter die Unterbegriffe eilen, zögern, hasten, laufen, rennen u. s. w.; die unbegabteren besaßen nur diese letzteren Worte, ohne das Gesamtwort gehen. Ebenso gelangten die besser angelegten Nationen zu der geistigen Errungenschaft, Fisch zu sagen und gleichzeitig Aal, Hecht, Karpfen u. s. w., zu unterscheiden; die weniger geistig ausgestatteten kamen über Einzelnamen, wie Aal, Hecht, Karpfen nicht hinaus, und konnten sich zu dem schwierigen Gesamtgedanken des Fisches nicht vernünftigen. Die Unterscheidung sinnverwandter Worte gestaltete sich bei diesen beiden Völkerklassen nun so, daß die unbegabteren die ersten Sinneseindrücke, auf deren Bezeichnung sich ihre Sprache fast ausschließlich beschränkte, außerordentlich genau ausbildeten, so daß ihre

Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter. 327

Gedanken sich zwar nur in einer engen Sphäre bewegten, innerhalb dieser aber sehr mannigfaltig und sehr scharf gefaßt waren. Da es keine Gebildeten und Ungebildeten bei diesen geistesarmen Nationen giebt, so blieb der Sprachschatz arm an Gedanken, während andererseits alle Gedanken, die er hatte, und die ganze Feinheit ihrer synonymischen Unterscheidung allen Volksangehörigen mehr oder minder gemeinsam waren und sind. Sie erhielten sich auch in hohem Grade die Fähigkeit des Urmenschen, neue bedeutsame Lautverbindungen, d. h. neue Wurzelwörter zu schaffen, und sie von ihrem ganzen Stamm verstanden und angenommen zu sehen, wie denn beispielsweise die Hottentotten und andere afrikanische Menschen die europäischen Ansiedler in ihrer Nähe noch heutigen Tages alle Augenblicke durch plötzliche, unerhörte Supplemente zu ihrem Nationaldictionnaire in Erstaunen setzen. Aber, wie fruchtbar sie auch in der Lautschöpfung blieben, sie kommen über concrete Sinnesausdrücke nicht heraus, kommen an Abstractionen nicht heran, und sind somit in ihrer Denkfähigkeit wesentlich auf dem alten Standpunkt festgehalten. Das Umgekehrte von allem dem fand bei den geistiger angelegten Völkern statt. Als diese aus dem Zustand, wie er sich mehr oder minder noch heute bei manchen Wilden und Halbwilden findet, zur Abstractionssähigkeit übergingen, warfen sie eine viel größere Zahl concreter Bezeichnungen für Sinneserscheinungen über Bord, als die Wilden, hielten sich aber dafür durch die neuen Gesamtbegriffe schadlos, welche die gemeinsamen Züge der Dinge mit den obeiwähnten Klassennamen (wie Thier, Fisch, Baum, geben, nehmen u. s. w.) belegten. Weiter vorschreitend schufen sie später jene reiche Nomenclatur für all' das mannigfaltige Empfinden, Denken, Urtheilen und Wollen der menschlichen Seele, welche, von den niedrigen Rassen säst gar nicht besessen, von den höheren so tief erkannt und so stätig ausgebildet wurde, daß sie nunmehr den größeren Theil des großen Umfanges ihrer Wörterbücher ausmacht. Alles auch, was das gemeinsame Leben einer entwickelten Gesellschaft und die in den gebildeteren Ständen eines civilisirten Volles so zahlreichen und verwickelten Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Mensch, und Klasse und Klasse mit sich bringt, führte zu einer neuen Steigerung der Anschauungen und Ausdrücke. Obenein wurden die Klassennamen außerordentlich vermehrt, indem nicht nur jede Klasse von Erscheinungen unter ihre allgemeinen Gesichtspunkte gebracht, sondern die allgemeinen Bezüge aller Erscheinungen erkannt und benannt wurden. Man entdeckte nicht nur die Namen Mensch, Thier, Kind, Vogel, Fisch u. s. w.; man fand auch die Begriffe von Zeit, Zahl, Raum, Ursache, Zweck, Existenz, Beziehung, Bewegung, Werden, Geschehen, und mit ihnen die Quelle für einen gewaltigen Strom und Niederschlag weiterer grundlegender Worte. Diese ganze ungeheure Vermehrung des Wortschatzes durch Abstraction wurde ohne Schaffung neuer Wurzeln, theils durch Ableitungen, Zusammensetzungen und bildliche Anwendungen vorhandener Worte, theils durch die Ausnahme dialektischer Worte in die Literatursprache, oder durch Einführung von Fremdwörtern vollzogen. Mit

320 Larl Abel in Verlin.

anderen Worten, die verhiiltntnißmäßig wenigen Wurzeln, welche die begabteren Völler nach Erlangung der ersten und primitivsten Abstractionsfähigkeit übrig behielten, hatten, als Einsicht und Gesittung unter ihnen zunahm, den Grundstoff für die ganzen großen Thesauren zu liefern, zu welchen ihre Vocabularen nachmals anwuchsen. Durch Eintritt der Abstractionsfähigkeit in einem unwissenden Zeitalter verarmte die Sprache; durch die Erhöhung derselben mit steigender Kenntniß und Gesittung brachen aus den wenigen erhaltenen Wurzeln unzählige Stämme, Aeste und Zweige hervor. Aber dieses großartige Wachsthum hatte seine Schattenseiten. Naturgemäß konnte sich an der EntWickelung des Gedanken- und Wörterschahes der begabteren Völker nicht die ganze Nation, wie bei den unbegabteren und stationären, gleichmäßig mitbetheiligen. Wo nach eingetretener Arbeitstheilung die Mehrheit der Menschen mit Hand- oder Routine-Arbeit und nur die Minderheit mit mehr oder minder geistigen Dingen beschäftigt ist, muß die letztere schneller vorschreiten, als die erstere. Zumal seitdem durch Erfindung der Buchdruckertunst die Gedanken- und Wortbildungen der Schriftsteller, den lesenden Klassen allgemein zugänglich gemacht wurden, ist der Sprachunterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten immer größer geworden. Denn die Schriftsteller sind, seitdem sie zuerst aufgetreten, bei vorschreitenden Völkern von jeher die berufensten und fruchtbarsten Sprachmehrer gewesen. Mit der eingehenden Erörterung sachlicher Gegenstände befaßt, oder in das Meer der Phantasie und der Empfindungen tauchend, haben sie als Forscher ebenso sehr das Bedürfnis; empfunden, genau und treffend zu sprechen, wie sie als Dichter die reichen Farben der Natur und die reicheren des menschlichen Gemüthes wiederzugeben sich getrieben fühlten. Dadurch ist ihnen in einer Aufgabe, in der es sich um die schärfere und zartere Ausbildung gegebener Grundbegriffe handelt, die Führung von selbst zugefallen. Um nur einige Beispiele aus der deutschen Geschichte zu erwähnen, wie un gelenk, plump und hart hat Luther die deutsche Prosa angetroffen, und welch' edle Klarheit, Wärme und Stärke hat er ihr, vielfach nach religiösen hebräischen und lateinischen Mustern, gegeben! Und mit wie blanker Schneide hat Lessing den kalten Schwulst entfernt, welcher nach der Verwilderung des dreißigjährigen Krieges eingerissen war! Und wie ist im ersten Theile des Faust die somit vernünftigte Sprache unter Goethes Händen zu jener Verbindung von Tiefsinn, Zartsinn und lauschendem Feingefühl ausgewachfen, welches ewig zu den höchsten Schöpfungen der menschlichen Rede gezählt werden wird. Aber nicht alle Schriftsteller sind mit den neuen Worten, die sie schufcu, und mit den neuen Bedeutungen, die sie alten gaben, so erfolgreich gewesen wie Luther, Lessing und Goethe. Tausende von Worten sind von Tausenden von Schriftstellern erfunden und gebraucht worden, ohne sich die Anerkennung der Zeitgenossen zu erwerben uud in die Literatur oder den Volksmund überzugehen. Nur was der Sinnesweise der Nation, oder was neuerdings dem gebildeten, lesenden und schreibenden Theile derselben entspricht, wird in die Sprache aufgenommen. Jede alte

Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter. 23 I.
Wurzel, jede neue Ableitung. Zusammensetzung und bildliche Anwendung ist von Einzelnen geschaffen und vorgeschlagen, aber nur dann zur Sprache der Gesammtheit, oder eines Theiles derselben geworden, wenn sie von den Hörern und Lesern gebilligt ward. Wie die Sprachen der Bildungsvölker jetzt vor uns liegen, sind sie das Resultat einer Arbeit von Jahrtausenden, an welcher sich die besten Geister der Nation erfindend beteiligten, und an welcher jeder einzelne Bestandtheil von anderen Gleichbegabten nccipirt und von großen Kreisen der Einsichtigeren ratificirt sein mußte, um lebensfähig zu weiden.
Indem wir nunmehr zur Beantwortung der anfänglich gestellten Frage zurückkehren, müssen wir nach erlangtem geschichtlichen Ueberblick allerdings zugestehen, daß die meiste» feiner nunncirten Worte der Synonymik von feineren Köpfen in literarischen Werthen geschaffen und auch theilwcis auf dies Gebiet beschränkt geblieben sind. Aber obschon ebenfalls von bevorzugten Denkern er-sonnen, ist ein immerhin sehr großer Theil derartiger Worte in die gewöhnliche Rede und noch mehr in die Schreibweise der Unterrichteten übergegangen, und wir haben uns demnach mit der Thatsache abzufinden, daß wenigstens die gebildete Minderheit der Nationen eine Fülle von Nug, delicat und geistreich schattirten Ausdrücken gebraucht, die der Einzelne, wie er sie zu erfinden unfähig war, ebenso zu definiren nicht selten recht schwierig finden würde. Es ist wahr, die verschiedenen Nationen sind je nach Anlage und Entwicklung sehr verschieden in der Klarheit, Bestimmtheit, Gescheitheit und Empfindsamkeit des Sinnes, den sie ihren Worten beilegen; aber da selbst die einfachsten Synonymen sicher zu scheiden die Kräfte Vieler, die sie sicher verstehen, übersteigt, so kommen wir noch immer über denselben scheinbaren Widerspruch nicht hinaus, daß etwas verstanden und verständig gebraucht wird, was man nicht erklären kann, uud daß dieses Etwas sogar ein Theil des allergewöhnlichsten Ideen- und Wörterbedcirfs ist, aus dem sich unser tägliches Denken und Reden zusammensetzt. Jeder Deutsche weiß, was thun heißt; jeder gebildete Deutsche glaubt sich ebenso klar zu sein, was verrichten und vollbringen besagt; aber wie groß ist wohl die Zahl derer im Verhältniß zur Gesammtheit, welche die Bedeutungen dieser drei einfachen Worte ebenso rasch bestimmen und von einander scheiden können, als sie dieselben ohne Besinnen und dennoch richtig gebrauchen? Uud um wie viel größer wird diese Schwierigkeit, wenn wir die Definition 'abstrakter Worte, wie Geist, Seele, Gemüth, oder tlug, weise, verständig, vernünftig, gescheut, verlangten? Die Lösung der Schwierigkeit liegt in dem Unterschied zwischen Sprachgefühl und Spracherlenntniß. Die Bedeutungen der Worte werden uns durch den Zusammenhang, in welchem wir sie hören und lesen, angewöhnt, sodaß wir sie dadurch verstehen und in ähnlichen Zusammenhängen mit mehr oder weniger Sicherheit, je nach unserer individuellen Begabung uud Bildung, gebrauchen lernen. Wir lernen, was Kopf, Hals und Rumpf sind, d. h. wir leinen Kopf und Hals vom Rumpf trennen, und jedes von den Dreien als

232 Carl Abel in Verlin.

etwas Besonderes auffassen, das der selbstständigen Bezeichnung bedarf, wenn wir andere Menschen von ihnen demgemäß sprechen hören, und die derge« statt uns überlieferten drei Worte mit den gesehenen Thatsachen vergleichen. Wir bekommen ebenso die Anschauung und das Wort des Werfens, weil uns beide gleichzeitig oder in genügender Verbindung beigebracht werden. Wir sehen das Werfen und hören das Wort. Wir erfahren desgleichen, was ein Thier ist, weil der Name von denen, die den Begriff bereits früher auf dieselbe Weise erworben haben, so oft auf gewisse leicht erkennbare Objecte angewandt wurde, daß wir über die bestimmenden Kennzeichen nicht lange im Unklaren bleiben konnten. Ebenso verhält es sich mit den intellectuellen Worten der höheren, abstracten Gedankenkreise. Auch hier schließen wir durch den Gebrauch, den Andere von solchen Worten, wie weise, vernünftig, klug, gescheut u. s. w., machen, was jeder einzelne Ausdruck besagt, und werden uns nicht leicht in seiner Wahl vergreifen. Wer von Kindheit auf gewisse Handlungen als weise, gewisse andere als klug oder gescheut hat beobachten hören, erlangt aus dem häufigen Vorkommen derselben ein mehr oder minder sicheres Gefühl für den Werth jedes einzelnen, und damit gleichzeitig für die Unterscheidung aller. Und so ist es allen Generationen seit den eigentlich wurzelbildenden gegangen, welche ihrerseits unbestimmte Begriffe mit schwankenden Lauten verbanden, und nur sehr allmählich beide bestimmt fassen und verknüpfen lernten. Sprechen und Verstehen würde demnach in der Vorzeit fchwieriger gewesen sein, als jetzt, wenn nicht die Angelegenheiten, über die man damals sprach, sehr wenige und sehr leicht begriffene gewesen wären. Auch heute noch würde Sprechen und zumal Spiechenlernen viel mühevoller sein, als es in Wahrheit ist, erklärte nicht ein Wort im Satze immer das andere, erklärte nicht der Absatz den Sah, erklärte nicht die Situation die ganze Rede. Wissen wir nicht, wie leicht wir Sätze einer halberlernten Sprache aus dem Context des Ganzen verstehen? Uud wie gut wir uns mit einigen Brocken in einem fremden Lande zu verständigen pflegen, vorausgesetzt daß der Gegenstand der Unterhaltung uns und der anderen Partei klar ist? Und sehen wir nicht, wie selbst unbegabte Kinder rasch ziemlich abstracte Worte annähernd begreifen, und in der ungefähren Auffassung gebrauchen lernen, über welche sie vielleicht in ihrem ganzen Leben nicht hinaus gelangen?

Sollen wir aber, die wir uns ein ganzes Lexicon somit gesprächsweise angeeignet haben, die einzelnen, uns durch dasselbe angeübten Worte ihrem Inhalt nach separat erklären, so finden wir uns vor eine ganz neue Aufgabe gestellt. Wir haben nun das Wort nicht mehr im Zusammenhang mit anderen Worten vor uns, in welchen ein Wort das andere erklärt, und jeder Theil durch den Sinn des Ganzen verstanden wird. Wir haben es nun nicht mehr mit einem Sah zu thun, dessen einzelne Bestandtheile aus durch den Inhalt der Gesammtaussage zum Bewußtsein gelangen und dessen nuancirte Worte bis in ihre feinsten Schattirungen hinein von dem ganzen Zusammen»

lieber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter. 333
hange beleuchtet und erhellt werden. Vor uns steht vielmehr das einzelne Wort, der einzelne Begriff, losgelöst von jedem erläuternden Zusammenhang, und zu verstehen nur durch Vergleichung mit ähnlichen Dingen, und durch Sonderung von ihnen. Aber die Dinge, Eigenschaften, Tätigkeiten, Abstractionen u. s. w., wie sie von den Worten der Sprache ausgedrückt werden, sind mit so vielen anderen, mehr oder weniger ähnlichen Dingen so nahe verwandt, daß um sie in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen, sie von zahlreichen näheren und feineren Bezügen begrifflich gar genau geschieden und ein jedes in seiner vollen Besonderheit dargestellt werden müssen. Zu diesem Zweck sind die mannigfachen Eigenschaften eines jeden durch die Erinnerung in unser Gedächtnis; zurückzurufen, folgerichtig zu ordnen und mit den theils gleichen, theils ungleichen Eigenschaften verwandter Dinge zu vergleichen und von ihnen zu scheiden. Die dabei bemerkten Unterschiede leiten zu dem Begriff eines jeden einzelnen. So leicht er aussieht, ist dieser Proceß ein einigermaßen verwickelter, selbst bei den einfachsten Worten. Was kennen wir besser als Katze und Hund? Welche zwei Worte begreifen und unter« scheiden wir leichter im Sprechen als diese? Wollen wir eins oder das andere aber definiren, so weiden wir sie in so vielen Dingen mit vielen anderen ähnlich finden, daß wir ihre gleichzeitigen Verschiedenheiten sehr genau zu beachten haben, wenn wir ein getroffenes Bild eines jeden von ihnen zu zeichnen wünschen. Was ein Thier ist, ist leicht gesagt; was ein Vierfüßler ist, ebenfalls; aber so wie wir nun auf die feineren Differenzen zwischen den verschiedenen Arten von Vierfüßlern kommen, zumal zwischen den einander nahestehenden Arten, so heißt es exact sein, wenn wir Verwechslungen ausschließen, oder gar Jemanden!, der die Thiere noch nicht gesehen, ein wirtliches gesprochenes Portrait derselben übermitteln wollen. Alle Wortmalerei oder vielmehr alle Begriffsmalerei mit Worten ist schwer, weil gar zu viele Einzelheiten in Betracht gezogen, und in ihrer markanten Besonderheit geschildert werden müssen, wenn das Bildniß nicht für ein halbes Dutzend verwandter Begriffe ebenfalls passend sein soll. Erfordert aber dieses begriffliche Auseinanderhalten einige geistige Anstrengung, wo wir es mit unseren oft gesehenen, und in ihren wesentlichen Zügen so wohlbekannten Hausthieren zu thun haben, wie viel mehr wird das der Fall sein, wenn wir zur Erläuterung geistiger Worte, wie Vernunft. Verstand, Gemüth schreiten? Oder sittlicher, wie ehrlich, redlich, bieder? Hier handelt es sich um seelische Aeüßerungen, die schwerer beobachtet, schwerer verstanden und gesondert sind, als die körperlichen Dinge der Sinnenwelt. Hier ist das Verhältniß des Individuums sowohl zum Ganzen zu Gott, Menschheit, Gesellschaft und Universum, wie zu einzelnen Nebemenschen — zu begreifen, ehe die Worte, welche die einzelnen Theile dieses Verhältnisses wiedergeben sollen, präcis gefaßt und erläutert werden können. Hier sind sodann nicht gesehene Körper, sondern geschaut« Handlungen, gehörte Worte und daraus gezogene Schlüsse in das Gedächtnis; zurück,;«-

33H Carl Abel in Verlin.

rufen, ehe die Grundkräfte unseres Innern, von denen sie veranlaßt wurden, in der durch unsere Muttersprache beliebten Auffassung gewürdigt werden können. Und ist nicht das Gleiche in Bezug auf den größten Theil des Wörterbuches der Fall? Sind nicht die meisten Worte abgezogene Begriffe, welche vielen Dingen und Personen gemeinsam zukommen, und deren Inhalt erst umrissen werden kann, wenn man sich ihre Wirkung in jedem einzelnen Falle vergegenwärtigt? Was z. B. ist nicht alles gut oder schlecht? Ein Käse, ein Verstand und ein Hausarzt; die Begriffe gut und schlecht müssen also definirt werden, daß sie allen drei Dingen entsprechen, und noch vielen anderen ebenso heterogenen dazu. Das ist ein nachdenklich Stück Arbeit und nicht Jedermanns Sache.

Bei weitem die meisten Worte bezeichnen allgemeine Begriffe, welche durch die Beobachtung vieler einzelner, in gewissen Punkten ähnlicher Dinge gebildet worden sind. Jeder erkennt die Schönheit, wenn er sie sieht; Jeder benennt sie so; aber nur Wenige vermögen es, ihr Wesen ohne einiges Nachdenken zu erklären. So rasch ihre concrete Erscheinung erfaßt wird, so bedarf es doch einiger Anstrengung, um ihre allgemeinen Züge aus der Mannigfaltigkeit der verschiedenen Substrate, an denen sie auftreten, abzusondern und als gleichartig zu erweisen. Die Schönheit des Weibes ist verschieden von der Schönheit einer Landschaft; dennoch giebt es zwischen beiden Berührungspunkte, welche aufgefaßt und erkannt zu werden hatten, ehe der umfassende Begriff „Schönheit“ gefunden und auf beide gemeinsam angewendet werden konnte. Allerdings, sobald die werthvolle Entdeckung einmal von einem logischen Genie der Urzeit gemacht, und von der geistigen Aristokratie jener frühen Tage beifällig aufgenommen worden war, ging sie mühelos auf alle späteren Geschlechter über, welche die Gesamtschönheit der Dinge somit geschenkt bekamen, ohne sie selbst aus den einzelnen Erscheinungen extrahiren zu müssen. Um den Begriff der Schönheit auf Weib und Natur gemeinsam anzuwenden, war es nunmehr nur nöthig. ihre Nehnlichkeit zu empfinden, auch wenn man sie nicht durch bestimmte Zusammenstellungen und Sonderungen zu analysiren vermochte.

Forschen, Urtheilen und Schließen sind durchaus nicht die einzigen Processe, durch welche Wissen erlangt wird, und unsere Begriffe verlieren keineswegs dadurch an Sicherheit, daß sie gewöhnlich das Ergebniß unvollkommener Auffassung, lebhafter Einbildungskraft und eines regen Nachahmungssinnes sind. Im Gegentheil werden sie gerade durch den halbverschleierte Zustand, in welchem sie in den nationalen Gedankenvorrath übergehen, um so selbstverständlicher und unwiderleglicher. Die herrschende Unfähigkeit, Wortbedeutungen zu scquiren, hindert uns demnach keineswegs, diejenigen, die überhaupt in unseren Gedankenkreis fallen, angemessen und geschickt zu handhaben; und wo der Sinn zweier verwandter Worte einmal in solcher Weise erfüllt und gebrauchsweise erprobt worden ist, folgt bewußte, wenn auch undefinirte synonymische Unterscheidung von selbst. Und zwar in desto höherem

lieber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter. ^ 335
Grade, je schneidiger — eine Eigenschaft, die nicht immer Tiefe und Weite einzuschließen braucht — eine Nation sich zu denken gewöhnt hat. Louis XVIII. verrieth keinen gelingen Politischen und linguistischen Scharfsinn, als er in Bezug auf seine Franzosen diese denkwürdigen Worte äußerte: „Hus äo o!w8e8 äui,8 uns siütlitzts! ^!>i tmiMii-8 ets ds 1'nvi8 cl« Lc>88Ust, c^ni n <lir c^uel^uo Mrt c^iil L lorst^u'on n S8t p»8 80ii>puleux clan8 1o clioix des iuc>t8, on clone » z)QN8ei', c^u'on o 1'5»t M8 6»vl>utl>ß6 8ur l«8 clio8E8.)lon peupl« e8t bien ^>sr8u»äs clL cstts v6rittz, ot ls8 8iffllst8 ns inanciueut Sinal8 » coux, gui nögliFSut l» z»roM6t6 äs8 terme». It laut 8avo!r la ^i-ainmairs st oonnllttrs 1<?8 8)non)'M68 lor8<iu'ou vout tztrs lioi äo ?ianoo."

Andererseits ist es allerdings nur zu wahr, daß das Durchschnittsgespräch jeder gesellschaftlichen Periode und Klasse sich in ausgefahrenen Geleisen bewegt, und in der Regel keine genaue Sprechweise bedarf, um allen wesentlichen Zwecken der Mittheilung zu genügen. Ob man sich über persönliche oder allgemeine Dinge, über Geschäft oder Politik unterhalte, die Summe der verfügbaren Ideen ist gemeinhin weder sehr groß, noch sehr originell. Wozu sollte man es da der Mühe werth halten, ausführlich zu beschreiben, was in ein paar Gemeinplätzen völlig verständlich gemacht werden kann? Warum sollte man sich niehr als verständlich machen wollen, da doch Verständlichkeit innerhalb der gemeinsamen gesellschaftlichen Gedantensphäre fo leicht, so allusiv zu erreichen ist? Warum in gewählter Sprache wiedergeben, was dem Hörer doch von vornherein gang und gebe zu sein pflegte? In der Erörterung alltäglicher Dinge schwingt man sich demnach nicht oft zur Region der specialisirten Worte auf. Man sagt, man sehe, wenn man meint, man bemerkt. Man spricht vom Gehen, wenn man in der Abreise begriffen ist. Man deutet an, daß man etwas haben möchte, wenn man alle seine Kräfte anstrengt, um zu erwerben, zu erlangen, zu ergattern. Man will sich mit der Präcision nicht selber quälen, und andern nicht obenein pedantisch erscheinen. So zahlreiche Synonymen demnach für feinere Auffassung erfunden, und seit der Verallgemeinerung der Bildung weiten Kreisen zugänglich gemacht worden sind, so ist doch nur ein verhiiltnißmäßig geringer Theil in das Unterhaltungswörterbuch der Nation übergegangen. So reich, so bestimmt und so zart die Vüchersprache seit dem Ausgang des Mittelalters sich entfaltet hat, das Tagesgespräch hat nur in begrenztem Maaße den ungeheueren Erwerb in Mitbesitz genommen. Das Niveau der üblichen Redeweise ist unzweifelhaft mit dem Wachsthum der Einsichten und Gefühle gestiegen; da aber die literarische Composition in Kraft, Klarheit und Schmuck noch gewaltiger zugenommen, so ist der Unterschied zwischen ihrer, an das Publicum gerichteten öffentlichen Rede, und dem Piivataustaufch der Meinungen größer geworden, als er in weniger vorgeschrittenen Zeitaltern war. Von Nichtschriftstellern und Nichtrednern weiden die meisten Synonymen-Nuancen, wenn auch wohl verstanden, so doch thatsächlich wenig angewendet. Vielleicht besteht der Reiz des Brief-

326 Carl Abel in Verlin.

schreibens für Manchen darin, daß er ihn zu einer entwickelteren Ausdrucksweise veranlaßt, und, während die Feder über das Papier stiegt, den Gedantenschatz seiner Nation selbstthätiger mitgenießen laßt, als im Berufsgespräch oder in der Plauderei sonst wohl geschehen mag.

Für die logische Definition der Synonymen tritt eine weitere Erschwerung hinzu. Indem wir unsere Muttersprache lernen, empfangen wir nicht etwa Worte, sondern noch vielmehr den Sinn, welchen sie ausdrücken, und machen die Anschauungen, welche sie enthalten, zu unseren eigenen. Wer etwa glaubt, daß Jeder von uns Begriffe selber bildet und nur die Worte dafür von seinen Eltern und Volksgenossen erfährt, giebt sich einer äußerst schmeichelhaften, aber nicht weniger gigantischen Täuschung über seine eigene jugendliche Geistesthätigkeit hin.

Nur ein Wunderkind, wie es die Menschheit nie hervorgebracht, würde die tausendjährige Denkarbeit der Nation in seinem eigenen winzigen Gehirn noch einmal vollziehen tonnen. Daß wir beim Sprechenlernen annehmen aber nicht schaffen, läßt sich — um von metaphysischen Erörterungen abzu-

sehen — am leichtesten aus der Begleichung mit anderen Sprachen zeigen. Um bei dem einfachsten der oberwähntcn Beispiele zu bleiben, so unter« scheidet der Engländer nicht blos Kopf, Hals, Rumpf, sondern hat noch ein besonderes Wort für den Hinterhals, das er ganz gewöhnlich im Munde führt, während es dem Polen, wenn er nicht etwa Anatomie studirt hat, nie in den Sinn kommt, diese Partie separat zu bezeichnen. Was sodann das Werfen — unser zweites Beispiel — betrifft, so haben die Engländer nicht weniger als zehn Worte für verschiedene Arten des Werfens, die sie regelmäßig gebrauchen (türov, e»8t, tli,,F, jork, olmok, to88, M«K, 8liv, lnu-l, ü<Nve, propel, projoot) wo die Deutschen gemeinhin nur Weifen und Schleudern fagen.

Der Berliner hat allerdings außerdem noch fein „Schmeißen“; aber dies hat schon eine speciell Berlinische, auf die Offensive gerichtete Neben« bedeutung, ist demnach nicht mehr allein mechanisch, sondern moralisch, oder manchmal sogar unmoralisch. Und wie viel stärker noch werden die Auf- fassungsunterschiede der verschiedenen Völker und Sprachen bei Bezeichnung von Geistesthätigkeiten. Lernten wir nun nur Worte, indem wir Sprache leinen, bildeten uns aber jeder seine eigenen Begriffe unabhängig von den gelernten Worten, warum würde es dann nicht jedem Deutschen einfallen, die englischen Unterscheidungen aus persönlicher Einsicht ebenfalls zu machen, und durch mehrere Worte, wie scharf werfen, kurz weifen, mit einem Ruck werfen und dgl. wiederzugeben, da sie sie mit einem Worte in ihrer Sprache nicht zu benennen vermögen? Oder warum schufen sich begabte Engländer im Sprechen über seelische ThätigkeitenZ nicht ein Aequivalent für unser deutsches Wort „Geniüth“, welches ihnen wiederum ihre Sprache nicht bietet? Warum fällt es keinem Franzosen bei, Liebe und Huld in einem Worte unterzubringen, wie der Nüsse es thut, und keinem Russen, viel und

Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter. 33?
gut für gleichbedeutende Begriffe zu halten, wie der alte Aegyptter pflegte?
All' dergleichen geschieht bekanntlich verhältnißmäßig sehr selten.
Im Erlernen unserer Muttersprache nehmen wir also nicht allein Worte
an, sondern empfangen vielmehr ein vollständiges Register fertiger Begriffe
für alle hauptsächlichen Erscheinungen der Welt. Besser gesagt, alle haupt-
sächlichen Erscheinungen der Welt, wie sie die Sprache in ihren fertigen
Worten verzeichnet, werden von uns vermittelt dieser Worte und in dem
Sinne, den die Bedeutungen dieser Worte ihnen geben, aufgefaßt. Die
Deutschen lernen also überhaupt keine andern Arten des Werfens kennen, als
die des Werfens und Schleuderns, während der Engländer acht andere
Arten dazu kennen lernt. Ebenso machen sich die Polen nicht klar, daß
es einen als selbstständig aufzufassenden Hinterhals giebt, bei dem man
Jemanden bequem packen und hinauswerfen kann, wie der Engländer unter
Umständen mit Vorliebe zu thun pflegt. Umgekehrt, faßt der Engländer
das geistige Wesen des Menschen als Seele, Geist, Vernunft, Verstand und
Gefühl auf, lernt aber den gemischten Niederschlag von Vernunft und Gefühl,
welchen der Deutsche Gemüth nennt, aus seiner Sprache, und somit ohne
besondere psychologische Studien überhaupt nicht kennen. Kurz, das Wörter-
buch unserer Sprache ist das Bild, welches uns von den Dingen und Kräften
der Welt überliefert wird, ist die Gestalt, in der wir demgemäß die
wesentlichen und dauernden Eigenschaften und Vorkommnisse der Welt selbst
erkennen.
Deutsche Worte definiren heißt demnach für den Deutschen, die eigensten
Grundanschauungen seines Verstandes nach ihrem Wesen prüfen und beschreiben.
Unser Ich selbst sollen wir in dieser Definition zergliedern, erläutern, erweisen.
Auf den ersten Blick scheint das ebenso unnöthig, (da wir ja Alle zu wissen
glauben, was unsere eigenen Gedanken und Worte bedeuten), als es auf den
zweiten Blick (sobald wir einmal ans Definiren gehen) schwierig wird.
Diesem inneren, scheinbar nicht zu vereinenden Widerspruch entspringt
die Beantwortung der Frage, deren Untersuchung uns beschäftigte. Jedem
von uns ist der innerhalb seines Bildungsgrades gelegene Theil seiner Mutter-
sprache verständlich, weil er ihm selbstverständlich ist, weil er seine eigene
Vernunft und seinen eigenen Verstand ausmacht. Wir brauchen den Sinn unserer
Worte uns nicht durch Erklärungen klar zu machen, weil wir, wenn unser
Blick nicht durch besondere Studien erweitert wird, überhaupt nichts anderes
wissen von den Kräften der Welt, als ihn, als diesen Sinn. Und wir tonnen
ihn uns schwer klar machen, weil er, obschon beim Gebrauch in allen seinen
wesentlichen Punkten auf einmal gekannt und empfunden, nur aus einer
längein und aufmerksam zergliedernden Ueberlegung seines vielfachen und
verschiedenartigen Vorkommens gegenständlich festgestellt werden kann. Wo
wir selber so sehr Subject sind, wie beim Sprechen unserer Sprache, brauchen
wir uns nicht Object zu weiden, um zu wissen, was wir wollen.
Nord und Lud. XXIV, 72. 23

Gedichte.
von
Heinrich Seidel.
— Verlin, —
was bleibt?
Ach, was bleibt? — Ein kleiner Hügel,
Vriiber mit dem leichten Flügel
Froh ein 3ommerfaltcr stiegt,
und das Gras im wind sich wiegt!
Line weile Angedenken
Mag man wohl dem Schläfer schenken -
Vald weiß Niemand, wer da liegt!
Manche, die der Ruhm erhoben,
Hört man ein Jahrhundert loben,
Vder ein Jahrtausend lang,
Vis auch sie die Zeit verschlang.
Die zum Höchsten einst erkoren —
Ihr Gedächtniß ging verloren,
wie ein lied im wind verklang,
Fern noch ragen mächt'ge Gipfel
Als der Menschheit stolze Wipfel
teuchtend aus dem Nebelmcer-
Alezander nnd Homer!
Aber jene Zeit wird kommen,
Va auch sie im Duft verschwommen,
Und es nennt sie Keiner mehr.

Gedichts. 339
Unterließ in ew'gen Kreisen
Und in altgewohnten Gleisen
Ihre Vahn die Lrde geht,
Achtlos, was auf ihr besteht.
Achtlos auf der Menschheit Träume
wandelt sie durch Weltenräume,
Vis auch sie in staub verweht.
vom Vaume der Erkenntniß.
Das war so schön, als ich ein Rind noch war!
In einer Welt voll Glück und Wunder lebt' ich,
Und hoch im Himmel saß der liebe Gott
Im vurpurmantel; silbern stuthcte
sein Vart hernieder, und sein blaues Auge
-ah freundlich und voll Güte auf mich hin,
so sicher fühlt' ich mich in seiner Hut,
Und wenn nach spiel und scherz der Abend kam,
sprach ich zu ihm in kindlichem Gebet
Und streckte froh mich in die weichen Rissen.
Ich wußte ja, ich lag in seinem schooß —
sein treues Auge wachte über mir.
Das war wohl schön und gut — doch anoers ward's,
viel anders ward es nun. Der liebe Gott
Ist todt geblieben, leer ist jene stelle,
Und schwarze Finsterniß ist dort gebreitet.
Nun muß ich meinen weg alleiue geh'n,
<vb auch die Vfade rauh sind und voll Dorne» —
vor mir die Nacht und hinter mir, und ach,
Rein licht dort, wo ich wandle — Vcffer war's,
viel besser war's, als ich ein Rind noch war!
Und denk' ich dran, so wünsch' ich manchmal still:
Der gute liebe Gott, er lebte noch.
Maitrank.
»3s rankt die Rebe am rauschenden Rheine,
Die Kräfte der Erde saugt sie empor!
sie bindet den sommer und bannt ihn in Veeren,
sie wendet und wandelt im Wechsel der Wochen
Der sonne Gefunkel zu flüssigem Feuer,
Der sonne Gleißen in glänzendes Gold,
Und füllt die Fässer mit feurigen Fluthen
Der sinkenden sonne Abschiedsgeschenk,
23»

3^0 Heinrich Seidel in Verlin.
In dämmernden Walde mit süßem Düften
wächst in der wildniß ein zierliches würzkraut,
<Lin feines Pstänzchcu, Waldmeister genannt.
Frühzeitige Düfte des frischen Frühlings,
Lin waldeswürzhauch entströmte wohligh
Dem linden Kräutlein in lieblicher Kraft.
<Ls mischt »un der Meister mit weisem Maße
Das Gold des Herbstes zur Gabe des Frühling?,>
Der 5o»ne Feuer zur waldeswürze,
Daß lieblich vereint sich Anfang und Lndc,
Das 3onnenentspross'ne dem 3chattenenttauch<cn,
Die duftende Milde der leuchtenden Macht.
V füllt mir den Necher mit funkelndem Feuer,
Füllt ihn zum Rande mit goldener Gluth!
Vei seinem Duften gedenk' ich der Jugend,
Der längst verschwundenen lieblichen Zeit.
Der guten Genossen, der goldenen Tage,
Denk ich an Frühling und Frohsinn und Freiheit,
An lieblichen Mondschein und lächelnde Mädchen
Mit rothen Rosen im goldne» Gelock!
G füllt mir noch einmal den funkelnde» Vecher;
Ihn bring' ich der Jugend, ihn bring' ich der liebe,
Dem schönen, dem Guten, dem heilig Hohen,
Das hold die Herzen der Edlen erhebt,
Ihn bring' ich Dir, das Du Alles umschließeß,
Dir, Du mein deutsches Vaterland! —
Dir trink' ich den Trank vom rauschenden Rheine
Mit Deines Waldes Düften gewürzt!

Robert Schumann.

von
Otto Gumprecht.
— Verli». —

11.
sie Eautate, oder sagen wir lieber das weltliche Oratorium, „das Paradies und die Peri", ist das erste Wert, mit welchem Schumann von den großen Formen der Vokalmusik Besitz ergriffen. Seinen Text hat er Thomas Moores Phantastischer Dichtung Lalla Rookh entlehnt. Die für die Aufgabe des Componisten notwendigen Kürzungen und Zusätze rühren von diesem selbst her. Gewiß fehlt es den Gebilden des britischen Dichters weder an poetischem Duft und Schmelz noch, was immer die Hauptfache ist, an mancherlei dem Ausdrucksvermögen der Musik höchst günstigen Motiven. Die überschwcingliche Weichheit der Empfindung, die weltmüde Resignation, das spröde Zurückziehen in die subjectivste Innerlichkeit, alles das laßt jedoch keine reine Stimmung in uns aufkommen. Von Hebel ist namentlich der Umstand, daß die aus dem Paradies verstoßene Peri nicht durch eigene Kraft, sondern durch die von ihr dargebrachte Thräne des reuigen Sünders, also durch einen bloßen Glücksfund, einen rein äußerlichen Zufall, die verlorene Seligkeit zurück-gewinnt. Keine andere Schumann'sche Vocal-Composition spiegelt treuer, sinnfälliger, erschöpfender das eigenste Wesen ihres Autors und zugleich den innersten Stimmungsgehalt unserer ganzen modernen Tonromantit wieder, als deren Alles beherrschender Grundzug die nie gestillte Sehnsucht nach dem Ewigweiblichen bezeichnet werden kann. Durchaus wahr ist es, was schon Otto Jahn hervorgehoben, daß diese Musik sich an einen Sinn wendet, der die Fähigkeit hat, unausgesetzt und mit Anstrengung auf ein im Einzelnen feines und zartes Detail aufmerksam einzugehen und sich aus schönen Einzelheiten den Gesamteindruck selbst zu bilden, daß uns dieser nirgends in

2H2 ^— Vtto Gumprecht in Verlin.

mächtiger, die Seele des Empfangenden unwiderstehlich mit sich fortreißender Fülle entgegengebracht wird. Versagt bleibt dem Werte trotz aller in ihm waltenden Genialität jene befreiende und erlösende Wirkimg, durch welche die Kunst ihre höchste Macht bethätigt. So viel des Berückenden und Bo-strickenden es auch enthält, stets scheiden wir von ihm mit einem gewissen Gefühl der Abspannung und Betäubung. Die Ursache liegt theils in dem gleichmäßig festgehaltenen sentimentalcn Grundton, in der süßen, narkotischen Wehmuth, die von Anfang bis zu Ende das vorherrschende Stimmungs-colorit bildet, theils in dem Mangel aller strafferen formellen Gliederung und Gefchlossenheit, in einer Behandlung des Gesanges, welche, die Grenzen zwischen Melodie und Recitatio verwischend, beide zu einem schwankenden Mittelding verschwimmen läßt.

Besondere Anziehungskraft mußte auf Schumann, wie er nun einmal geartet war, die Moore'sche Dichtung üben. Ihre überzuckerte und parfümirteEmpfindsamkeit, ihre Herzkrankc Lyrik, die wuchernde Fülle schildernder und malender Einzelheiten, dies und ähnliche Dinge, welche den meisten Coniponistcn wohl schwere Bedenken eingeflößt hätten, ihn tonnten sie nicht abhalten, seine Hand nach ihr auszustrecken. Daß nicht die Zeichnung, sondern die Farbe den Hauptfactor des musikalischen Ausdrucks bildet, war durch die Beschaffenheit des Textes mit Notwendigkeit bedingt. Die Umrissc zerfließen in's Unbestimmte, eine bunte Mannigfaltigkeit instrumentaler Klänge überfluthet den Gesang. Nur ein einziges Mal am Schluß der eisten Ab-theilung begegnet uns ein wirklich polyphoner Satz, aber dies Fugato bei den Worten: „Denn heilig ist das Blut" gehört keineswegs zu den Zierden der Partitur. Die Tonsprache verzichtet auf den immer und überall sich wirksam erweisenden Neiz der Steigerung wie auf alle schlagkräftigeren Contraste. Von Anfang bis zu Ende bleiben wir in den engen Kreis der nämlichen müde und träumerisch in sich gekehrten Stimmung gebannt. Zwar wechselt die äußere Scenerie, aber die Musik hat weder die Macht noch de» Willen, dem Alles beherrschenden und erfüllenden elegischen Element sich zu entziehen. Jedes freudigeren Aufschwungs unfähig, schwelgt sie bis zur Unersättlichkeit in Seufzern «nd Thränen, bringt sie fast lauter Bilder der Trauer und Vergänglichkeit vor die Seele. Nicht der sonnige Glanz des Tages umfängt uns hier, sondern die märchenhafte Mondfcheinnacht der Nomantik. Der Gesamtwirlung verhängnißvoll ist vor Allein die absolute Herrschaft der unendlichen Melodie, auf deren uferlosem Meere selbst die abwechselnd dem All-, Tenor« und Basisulo in den Mund gelegten blos erzählenden nnd beschreibenden Abschnitte der Dichtung sich schaukeln. Nicht jeder poetische Stoff ist, um mit den Chemikern zu reden, musikalisch löslich, nur der reinen Lyrik ewiges Ach und Oh besitzt in vollem Maße diese Eigenschaft, Wenn nun die Tonsprache den Versuch macht, auch einen anders gearteten Inhalt ohne jeden Nest in Sang und Klang umzusetzen, so ist die unausbleibliche Folge sowohl die Zerstörung der gegliederten Form wie

Robert Schumann. III.

namentlich auch die Zuflucht zu phrasenhaften, dem äußeren Gebühren nach melodischen, in ihrem innersten Wesen jedoch zu allgemeinen und deshalb bedeutungslosen Wendungen. Das Bestreben des gewissenhaften, auf seine Kunst eifersüchtigen Musikers, der ihr keinen Schritt breit Raumes vergeben möchte, schlägt also thatsächlich in das grade Gegentheil um. Guten Grund hat der im Oratorium hergebrachte Wechsel zwischen Recitativen und Arien. Doch ein alter Spruch lautet: der Werth eines Wertes liegt nicht in seiner Fehlerlosigkeit, sondern in der Menge und Größe seiner Schönheiten, und diese sind hier wahrlich voll genug gewogen. Wie viel Inniges und Sinniges, mit dem wärmsten Herzblut der Empfindung Getränktes enthält nicht die Partitur! Welcher Reichthum genialer Nüancen, die bald durch ihre glühende Farbenpracht, bald durch die anmuthigste Klein- und Feinmalerei mit immer neuem Zauber uns umfassen! Die weibliche Hauptgestalt hat zum eigentlichen, von orientalischem Localcolorit nur leicht überschleierten Kern ihres Wesens die süßen Heimathsnüancen deutscher Lyrik, und traulich grüßt uns allenthalben dasselbe Element, wo der Ausdruck, von seinem emsigen Geschäft des Schilderns und Vorschreibens ablassend, zum vollen Gefühlserguß sich sammelt und verdichtet. Was wir da auch vernehmen, hat sich aus den verborgensten Tiefen des Gemüths emporgerungen und wie milden, würzigen Blüthenduft empfinden wir den Segen dieses Ursprungs. Während die Peri erst auf dem dritten Fluge den Schatz gewinnt, der ihr die Pforten des Paradieses erschließt, ist für uns ihre zweite Wanderung die weitaus ergiebigste. Das Leben und Weben der Nilgeister, die Schilderung der Pest, das Quartett, die Sterbescenen der Liebenden, der Schlußgesang, alles das ist von Meisterhand entworfen und ausgeführt. Der pathologische Grundzug des Werks, dem es vielleicht vorzugsweise seine Wirkung auf das heutige, nach Nervenreiz lechzende Geschlecht verdankt, tritt hier freilich am stärksten zu Tage. In der klassischen Periode hätte die Kunst nimmermehr nach einem solchen Stoff gegriffen. Hervorzuheben sind noch in der ersten Abtheilung die rührenden Klagen der Peri: „Wie glücklich sie wandeln“ und „Wo find' ich sie?“ ferner das färben- und gestaltenreiche indische Landschaftsbild, in der dritten der so liebliche unschuldsvolle, auf Weber'sche Sätze der Art deutende Frauenchor: „Schmücket die Stufen.“

„Es ist ein Märchen (schrieb Schumann den 9. August 1851) „Der Rose Pilgerfahrt, eines jungen- Chemnitzer Poeten, Namens Hörn, das ich für Solostimmen, Chor und Pianoforte componirt, in Form und Ausdruck etwas der Peri verwandt, das Ganze nur mehr in's dörfliche Deutsche gezogen.“ Nachträglich schien dem Componisten gerathen, an die Stelle des begleitenden Claviers das Orchester treten zu lassen. Der anspruchslosen Idylle hat es jedoch schwerlich gefrommt, daß sie das ihr ursprünglich zugegedachte graue bescheidene Hauskleid mit dem bunten, bauschigen Festgewande vertauscht. Wie tropische Blüthenpracht zu nordischer Haide, so etwa ver-

3HH s)tto Gumprecht in Verlin.

hält sich Paradies und Pen zur Pilgerfahrt der Rose. Es ist als ob ein trüber Schleier das Antlitz der Schumann'schen Tonsprache umflorte. Fm Einzelnen begegnen uns mancherlei zarte, freundliche Gestalten, aber gleich kleinen Blümchen aus welchem Gras und Laub lauschen sie aus ihrer Umgebung hervor. Keine Concncntration des künstlerischen Willens, keine wachsamer Selbstkritik hat der Freude am Musiciren Weg und Ziel gewiesen. Dazu kommt die süßliche Geziertheit, die gefühlsselige Verschwommenheit der Dichtung, die den Ausdruck bis in's Herz angekränkelt. Von den übrigen in die Düsseldorf'er Periode fallenden umfangreicheren Vocalwerten habe ich blos das Nequi em für Mignon und denllhland'schen Königsfohn näher kennen gelernt, aber weder an dem einen noch an dem anderen mich zu erbauen vermocht. Der letztere gehört einer Gattung an, die erst durch Schumann in die Kunst eingeführt worden. Man kann nicht behaupten, daß er mit den vier Balladen im großen Stil, die wir von ihm besitzen, einen glücklichen Griff gethan. Das vereinigte Aufgebot von Orchester. Chor und verschiedenen Solostimmen häuft auf die Worte eine ihren Inhalt gradezu erdrückende Wucht der Klänge. Der Componist sah sich genöthigt, die in der Ballade, einer der schlichtesten, naivsten, knospenartigften poetischen Darstellungsformen, verbundenen epischen, lyrischen und dramatischen Elemente scharf von einander zu trennen und solchergestalt das einheitliche geistige Gefüge der Dichtung gänzlich zu vernichten. Auf Schritt und Tritt gab es feindselige Reibungen zwischen Text und Musik. Bald mußte diese zu einer ihrem eigensten Wesen widerstrebenden Eilfertigkeit sich bequemen, bald jener seinen Lauf hemmen, um nur der säumigen Genossin einige Ruhe und Sammlung zu gönnen. Immerhin hätte, wie so oft in ähnlichen Fällen, eine reiche Phantasie mit der Fülle ihrer Tonblüthen die ästhetischen Blößen der Aufgabe bedecken und beschönigen gekonnt; aber die Hand, die sonst den innersten musitalischen Lebensnerv der zu deutenden Worte zu erfassen pflegte, gleitet hier fast überall nur über deren äußerste Oberfläche hin. Mit wenigen Ausnahmen bieten sich dem Ohre blos fahle, verschwimmende Schatten dar.

Keine zweite poetische Schöpfung giebt es, die auf die Phantasie unserer Componisten gleich anregend und befruchtend gewirkt, wie Goethes Faust. Immer von Neuem hat sich ihm die Schwesterkunst mit heißem Liebesgruße genaht. Man darf wohl sagen, daß der Fauststoff das Thema gewesen, welches ihr seit einem halben Jahrhundert fast unablässig bewußt oder unbewußt im Sinne gelegen. Auch Beethoven trug sich bekanntlich eine Zeit lang mit dem Gedanken, von der Goethe'schen Dichtung Besitz zu ergreifen. Für ihn konnte es sich natürlich blos um deren erste Hälfte handeln, denn die zweite erschien sechs Jahre nach seinem Tode. Wer hätte aber mehr Beruf zu solcher Aufgabe gehabt, als der gewaltige Meister, dessen Werke — man denke an die große Messe, die neunte Sinfonie, an so manche unter den letzten Sonaten und Quartetten — bereits echtste Faustmusik enthalten.

Robert Schumann. 3H5

„Die Faustsage (bemerkt treffend W. H. Riehl in dem zweiten Band seiner musikalischen Charakterköpfe) ist nun einmal von der modernen Poesie zu einer wahren Welttragödie des zweifelnden, strebenden, irrenden Menschengeistes erweitert worden, und in dieser Welt haben alle Künste ein redlich Stücklein Raums, je nach ihrer Art, sogar die Musik. Goethes Faust und Mozarts Don Juan erschienen wie die zwei größten Weissagungen der Romantik im Sehergeiste zweier klassischen Großmeister. Was Wunder, daß sich alsbald über's Kreuz die romantischen Musiker des Faust bemächtigten und die romantischen Dichter des Don Juan.“ Goethe selbst war sicherlich der Letzte, welcher der Tonkunst den Weg zur höchsten Offenbarung seines Genius gewehrt. Nicht nur fordert er an einigen Stellen die Mitwirkung der Musik ausdrücklich, auch gegen Eckermann äußerte er: „Es ist Alles sinnlich und wird, auf dem Theater gedacht, Jedem gut in die Augen fallen, und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bei der Zauberflöte und andern Dingen der Fall ist . . . Wenn nur ein rechter Componist sich dran machte. Es müßte einer sein, der wie Meyerbeer lange in Italien gelebt hat, so daß er seine deutsche Natur mit der italienischen Art und Weise verbinde. Doch das wird sich schon finden und ich habe keinen Zweifel.“ Wie tief es Schumann hinein gelockt in die von dem Meisterwerk unserer nationalen Poesie umschriebenen Gedanken- und Gefühlswelt, kündeten es seine Töne nicht schon laut genug, wir hätten dafür als Beweis auch den äußeren Umstand, daß seine Faustcomposition durch einen Zeitraum von zehn Jahren sich erstreckt. Ihr hat er sich immer von Neuem zugewandt mit der nämlichen Lust, obschon keineswegs mit demselben Maße schöpferischen Vermögens. Nur lose konnte das Band zwischen den verschiedenen Theilen einer so entstandenen Partitur sein. Sie enthält eine Reihe einzelner Scenen, bei deren Auswahl das freieste Ermessen waltete. Den geistigen Zusammenhang zwischen allen diesen Bruchstücken muß der Hörer aus der Kenntniß der Dichtung ergänzen. Da er es willig thut, wäre er immer noch in der Lage, das Gefühl der Einheit bis zu einem gewissen Grade sich lebendig zu erhalten, stände dem nicht die sinnfällige Ungleichwerthigkeit der Tonsprache im Wege. Lediglich die dritte Abtheilung, nach der Zeit ihrer Entstehung die erste, zeigt uns den Componisten in der unversehrten Fülle seiner Kraft. Diese reicht freilich auch hier nicht ganz empor zur transcendenten Erhabenheit des Gegenstands; war es doch auf nichts Geringeres abgesehen als auf eine Divina Commedia in Sang und Klang. Den Grund des Mangels haben wir nicht etwa in der Natur der Dichtung zu suchen, er liegt vielmehr auf der subjectiven Seite, in dem eigensten Wesen Schumanns. Jene, wenn auch manches nur der philosophischen Speculation Zugehörige und darum dem Darstellungsvermögen der Tonkunst gänzlich Fremde enthaltend, bewegt sich doch vorwiegend auf einem Gebiet, über welches die

3^6 Vtto Gumprecht in Verlin.

letztere schon seit Jahrhunderten Herrschaftsrecht geübt. Denn unter sammtlichen Künsten hat sie allein die Fähigkeit, Besitz zu ergreifen vom gestaltlosen Jenseits, auf den andachtschauenden Schwingen ihrer Harmonien seine Geheimnisse vor das innere Auge zu tragen. Von ihr darf man sagen: „Las Unbeschreibliche hier ist es gethan. Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.' Die mystischen Visionen, welche der Dichter in den tiefsinnigsten Worten und Bildern zu schildern versucht, sie sind den Anschauungen verwandt, von denen die Kirche auf ihre Weise im alten Requiemtext Zeugnis; ablegt, also seit jeher der Musik geläufig gewesen. Keineswegs unausführbar war demnach die dem Tondichter zugefallene Aufgabe, wohl forderte sie ihm aber eine Macht des Ausdrucks, eine Plastik der Formen ab, wie solche nur der höchsten, schöpferischen Genialität zu Gebote stehen. Was vor Allem Schumann abging — schon Spitta hat darauf hingewiesen — das ist die Herrschaft — über den polyphonen Stil. Er besaß und belhätigte sie zwar auf dem instrumentalen aber nicht auf dem vocalen Gebiet. Seine Chöre sind immer mehr oder minder genrehaft, nie im großen Stil gehalten. Wer es unternimmt, aus dem Munde und dem Herzen der Massen zu sprechen, der muß etwas von dem Wesen eines Volksredners haben. Diese Eigenschaft ist denn auch den beiden gewaltigsten Chorführern, die wir kennen, Bach und Händel, im vollsten Maße verliehen gewesen. Der eine hat sie nur im Dienste des göttlichen Worts, als dessen Zeuge und Priester grübt, der andere als größter Epiker im gesammten Tonreich.

Allein schon bei der Betrachtung von Paradies und Pen wurde hervorgehoben und hier muß es wiederholt werden: zuerst und zuletzt entscheiden über den Werth eines Werkes nicht seine Fehler, sondern seine Vorzüge. Seelenvollste Milde, Anmuth und Lieblichkeit ist über die Tongeslalten ausgebreitet, die in der dritten Abtheilung der Faustmusik ihren magischen Reigen um uns schlingen. Das schwebt und schwärmt, quillt und blüht aus reichster, frischester Fülle und Unmittelbarkeit. Bei den Gesängen des Pater Seraphicus und seiner Knaben ist es, als ob die lindlich lächelnden Engelsgesichter auf den Bildern der italienischen Maler von der Leinwand sich gelöst und in Strömen des Wohllauts vorüber wogten. Wie nach Weihrauch duftet die später auch vom Chor aufgenommene Weise des Doctor Marianus: „Dir, der Unberührbaren". Wohin wir blicken, überall vereinigt sich mit üppigem Segen der Phantasie quellender Fluß der zwar weich hingegossenen, aber nirgend in's Unbestimmte verschwimmenden Formen.

Für den Stilcharakter ist offenbar das Finale der neunten Sinfonie das Muster gewesen. So wenig kann aber von kleinlich beflissener Nachahmung die Rede sein, daß selbst ein gewisser Gegensatz deutlich erkennbar zu Tage tritt. Durch die Schumann'sche Tonsprache geht ein specifisch weiblicher, man möchte sagen marienhafter Zug. Alles empfängt seine Beleuchtung von der milden Strahlenglorie um das Haupt der Madonna.

Während die dritte Abteilung „Fausts Verklärung" zum Gegenstand

Robert Schuman». IH?
hat, also schon durch die Textunterlage als einheitlich geschlossenes Ganzes sich darstellt, besteht die erste wie die zweite aus einzelnen, rein äußerlich aneinander gereihten Abschnitten. Auf die Ouvertüre, die weder eigenartige Motive noch geistvolle thematische Gestaltung dem Ohre darbietet, folgt gleich die Gartenszene, eine freundlich losende Zwiesprache liebender Herzen, die jedoch tieferen Widerhall in der Seele des Hörers nicht zu wecken vermag. Rein rhetorisch ist „Gretchen vor dem Bilde der Nater Iloloroz» gehalten, ebenso die „Scene im Dom". Auch der zweite Theil hinterläßt einen gemischten Eindruck, aber er zeigt sich doch freigebiger als der erste. In den ihn eröffnenden Sah: „Fausts Erwachen und Sonnenaufgang" stellen sich auf den Ruf Ariels und der ihm unterthänigen Elfen allerlei reizvolle melodische Gebilde ein. Wir sind hier mitten im alten romantischen Lande, also in der Heimath unseres Tondichters. Dem großen Arioso des Faust mußte dagegen schon der überwiegend didaktische Charakter des Textes jeden wärmeren Ausdruck versagen. Wirkungsvoll im rein musikalischen Betracht sind „die vier grauen Weiber" eingeführt, aber sie gleichen doch weit mehr neckischen Kobolden als finster drohenden Schatten. Die zweite Abtheilung gipfelt in dem Gesang des Mephistopheles und seiner schlotternden Lemuren. Dem phantastischen Humor, den sie auf den Lippen tragen, vermag indessen keineswegs der matte Schluß das Gleichgewicht zu halten, Fausts Tod hätte gewiß ungleich bedeutsamere, schwerer gewogene Töne gefordert. Als bleibende Bereicherung unserer künstlerischen Habe kann nach alle dem bloß der Epilog gelten. Lediglich in diesem kommt Schumanns eigenster Genius voll zu Worte, in den übrigen Scenen läßt er sich nur ganz leise und gelegentlich vernehmen. Nicht ungestraft hatte der Componist die grauen Weiber gerufen, sie standen neben ihm, beugten sich über seine Partitur, schlangen manchen wirren, unholden Faden in das Tongespinnst. Der Gegensatz zwischen der dritten Abtheilung und den beiden andern tritt schon im formellen Gefügt deutlich zu Tage: dort organische Gestaltung einheitliche Gliederung, hier ins Nebelhafte zerfließende Gebilde, die unendliche Melodie neuesten Datums, wenn auch noch „im Puppenstande". Sollte Byrons „Manfred" sich wirklich auf die Bretter wagen, für die er als bloßes Lesedrama nimmermehr bestimmt gewesen, so war er wie sein Vorbild „Faust" mit Nothwendigkeit an die Geleitschaft der Musik gewiesen. Diese allein konnte die mystisch-phantastische Welt, die sich hier vor uns aufthut, sinnlich beglaubigen. Während jedoch das Goethe'sche Wert lediglich vermöge des ihm innewohnenden poetischen Werthes sich endlich auch das Theater erobert, hätte das letztere schwerlich je nach der Schöpfung des englischen Dichters ohne den ihr zu Theil gewordenen Schmuck der Töne Verlangen getragen. Wir haben gesehen, daß Schumann schon als Knabe für Byron geschwärmt. Er hegte eine Zeit lang die Absicht, dessen Corsar als Stoff zu einer Oper zu benutzen, für die er 1844 eine Arie und einen Chor geschrieben. Die Musik zu Manfred entstand vier Jahre später

3H8 Vtto Gumprecht in Verlin.
binnen weniger Wochen. Sie bleibt, da die wiederholten Aufführungen des Vyron'schen Dramas seine gänzliche Bühnennnfähigkeit dargethan, gemeinhin auf den Concertsaal angewiesen, wo jedoch ihr Verhältnis; zur Dichtung in sein gerades Gegentheil sich verlehrt. Statt dieser nach dem Willen des Eomponisten dienende Hand zu leisten, tritt sie aus ihrem Rahmen und wird zur Hauptsache. Ein verbindender Text füllt die Lücken zwischen den einzelnen Tonstücken, für ihr Verständnis; nothdlirftig sorgend. Was wir auf solche Weise empfangen, erscheint seiner ursprünglichen Bestimmung zuwider als Programmmusil der bedenklichsten Art. Mit Ausnahme der Ouvertüre sind sämtliche Sähe dem Umfang wie dem Gehalt nach viel zu knapp gemessen, um für sich allein unsere Theilnahme sättigen zu können. Man hat ihnen gegenüber ein ähnliches Gefühl der Entbehrung, der Zusammenhangslosigkeit, des Fragmentarischen, wie wenn allerlei von einem Gebäude losgetrennte Ornamente den Anspruch auf die Bedeutung eines felbständigen Kunstwerks erheben wollten. Am übelsten fahren im Concertsaal die melodramatisch behandelten Abschnitte. Die ganze Kunst- und Naturwidrigkeit dieser Zwittergattung tritt da unverhüllt zu Tage. Außerhalb des Gesäuges giebt es leine legitime Ehe zwischen Wort und Ton. In jeder anders gearteten Gemeinschaft verbinden sich die beiden ebenso wenig wie Wasserstoff und Sauerstoff ohne den elektrischen Funken. Schon der äußere Sinn wird auf's peinlichste berührt durch den unaufgehobcnen Gegensatz zwischen der gesprochenen Red? und der sie begleitenden Musik. Zunächst spielt dabei der Dcclamator die übelste Rolle, weil sein Organ mit den ihm an Wohllaut und Klangfülle unendlich überlegenen Mächten des Orchesters sich messen soll. Er gemahnt an einen des Schwimmens unkundigen Menschen, der sich gegen die ihn umwogende Fluth zu wehren sucht, bald mühselig den Arm oder das Haupt emporhebt, bald gänzlich in den Wellen verschwindet, lieber die Klang« und Tongeister ward nur einem ihresgleichen Macht gegeben, dem Gesang. Aber auch die Musik wird mißhandelt, ihres besten Vermögens beraubt durch den ihr aufgedrängten Genossen. Plaudernde, flüsternde Nachbarn sind gewiß die ärgsten Störenfriede, während wir einer Tonschöpfung lauschen. Im Melodrama wird nun in der Person des Declamators ein offizieller Spielverderber herbeigerufen, dessen Worte als trübendes, entstellendes Geräusch den Klängen sich beimischen. Und zu diesem die Harmonie des Ge«sammtindrucks auf's schwerste schädigenden Mißstand, gesellt sich noch der andere, daß der Componist, der mit der geflügelten Rede Schritt zu halten trachtet, seiner Kunst eine ihrem innersten Wesen gänzlich widerstrebende epigrammatische Kürze und Schlagfertigkeit abfordern muß. Es bleibt ihm dabei mir Eius von Beiden übrig, entweder sich als todtes Gewicht an die Worte zu hängen, oder ihnen allerhand Vignetten und Illustrationen im kindlichsten Miniaturstil aufzukleben. Wollte man in der Richtung des Melodramas noch weiter gehen, so hätten wir die höchste Steigerung ästhetischer Genüsse zu gewärtigen, wenn in einer Bildergalerie Goethes Wahlverwandtschaften

Robert Schumann, 3⁹
oder Wilhelm Meister vorgelesen und dazu Beethovens'sche Sinfonien oder Sonaten gespielt würden, was Richard Wagner bei seiner Polemik gegen unnatürliche Vereinigungen verschiedener Künste mit zutreffender Ironie vorgeschlagen. Lediglich der Bühne kann die gelegentliche Verbindung von Musik und gesprochener Rede einigermaßen frommen, nur darf in solchen Fällen der Componist über den Umfang und Gehalt seiner Thätigkeit sich keine Illusionen machen. Er verwendet hier seine Kunst, der mit dem freien Raum der Bewegung das eigentliche Lebenselement fehlt, einzig als dienendes Mittel. Die Sprache der Töne spielt dabei eine ebenso äußerliche und untergeordnete Rolle wie etwa die Coullissen und Costüme, sie läuft eben nur nebenher, fügt ihr Scherflein zum Gesamteindruck. Die Vorgänge auf der Bühne bleiben immer die Hauptsache. Den geist- und phantasievollsten Gebrauch von solchem Decorationsmittel hat Beethoven im Egmont und namentlich im Fidelio gemacht. Der aus dem Orchester emporquellende Leonorens Erscheinung geleitende Wohllaut breitet sich wie ein milder, die glückliche Lösung voraus verkündender Reflex über die tragische Gewalt der Kerkerszene. Aus dem Theater in den Concertsaal getragen, verliert das Melodrama seinen letzten Halt. Auf's Unbehaglichste wird der Hörer herüber und hinüber gezerrt zwischen dem Realismus der Töne und der rein idealen Sphäre, aus welcher der Dichter zu ihm redet. Weil die beiden Künste kein wahrhaft innerliches Band verknüpft, ist die eine der anderen im Wege; bei dem leisesten Stichwort des Textes stellt sich die Musik eilfertig ein, um in das Schattenreich der Gedanken ein Stückchen Sinnlichkeit zu bringen. Wenn z. B., wo im Manfred von den schweizer Hirten die Rede ist, plötzlich im Hintergrund die Schalmey erklingt, so nimmt sich das noch weit seltsamer aus, als ein einzelner Farbenstrich in einer Bleistiftzeichnung. Von der ganzen Schumann'schen Musik bleibt uns deshalb als Reingewinn bloß die herrliche, in jedem Ton von Beethoven'schem Einfluß erfüllte Ouvertüre übrig. Dank der Macht und Größe der Conception, dem organischen Zuge der Entwicklung, dem Adel des Ausdrucks, zählt sie längst zum festen Bestand unserer Concerte. Ihr Muster war offenbar die Coriolan-Ouvertüre, deren Held den unbeugsamen Stolz, den weltverachtenden Trotz mit dem Träger der Byron'schen Dichtung gemein hat. Alle übrigen Sätze bedürfen des unmittelbaren Anschlusses an das Drama, dem sie lediglich ein Ausdruckselement hinzufügen wollen. Hervorzuheben sind unter ihnen der Chor der Hollengeister mit seinem phantastischen Colorit und das Requiem. Ein eben so edler wie inniger Ton wird in dem letzteren angeschlagen, er vermag aber wegen der Kürze des Stücks nicht auszuklingen. In der Poesie wie in der Musik, ja man darf wohl behaupten in jeder Kunst ist gewiß das Lyrische das Alles befruchtende Element. Ohne seinen Segen gedeihen weder Epos und Drama noch Oratorium und Oper. Dennoch sind fast insgesamt gerade die hervorragendsten unter unseren modernen Lyrikern Fremdlinge im Reiche der Lampen und Coullissen gewesen.

Es gilt das von Nhland, Heine, Geibel nicht weniger als von Schubert, Mendelssohn, Schumann. Was die letzten Neiden anlangt, so zeugt gegen ihren dramatischen Beruf schon die zaghaste, überbedenkliche Vorsicht, mit der sie von den heißersehnten Brettern Besitz zu ergreifen getrachtet. Geborene Bühnencomponistcn pflegen ihr Tagewerk sehr früh zu beginnen, nach jedem ihrer Productionslust irgend welche Vethätigung verheißenden Libretto die Hand auszustrecken, Händel begann die Theaterlaufbahn im einundzwanzigsten, Gluck ini sechsundzwauzigsten Jahre. Mozart und Weber haben ihre ersten Opern, als Knaben geschrieben und dann bis zum letzten Nthcmzuge den besten Thcil ihrer Zeit und Kraft dem gesungenen Drama gewidmet. Wie sehr sticht gegen dies frische, fröhliche Zugreifen die um einen geeigneten Stoff verlegene, immer von Neuem wählende und wägende Nnschlüfsigkcit Mendelssohns und Schumanns ab. Beide standen bereits an der Schwelle des Schwabenllltcrs, als der eine — dir gänzlich unbedeutenden dramatischen Jugendarbeiten können nicht in Betracht kommen — für die Loreley, der andere für die Gcnuveva endlich sich entschieden. Von böser Vorbedeutung für das Schumaun'sche Werk war schon die Entstehungsgeschichte des Textbuches.

Oft ist der Versuch gemacht worden, die Legende von der heiligen Genoveva, trotz ihrer durchaus epischen Natur für die Bühne zu vcrwerthen. unter allen diesen Dichtungen kann indessen keine den Charakter des bloßen Lescdramas verleugnen. Gleich dem Maler Müller hat auch Ticck aufs mühseligste mit der spröden, an Handlung ungemein armen Fabel gerungen. Beide statteten sie mit einer Mannigfaltigkeit bunt durcheinander rankender Episoden aus, die nicht selten den Hauptpersonen gänzlich über den Kvpf gewachsen. Jener ist der Naivere, ein frischer, voltsthümlichcr Hauch weht durch sein Werk, ans dem einzelne Züge in sämmtliche spätere Bearbeitungen übergegangen sind. Ticck hat dagegen eine wesentliche Seite des Stoffs, das specisisch katholische Element, den Heiligenschein, der das Haupt der gottergebenen Dulderin umfließt, weit prägnanter hervorgehoben. Die Naupach'sche Genoveva liegt außerhalb unserer Betrachtung, nur bei der Hebbcl'schen müssen wir noch einen Augenblick verweilen. Der räthselhafte Zauber, den diese auf Schumann geübt, hat in einem Brief vom 14. Mai 1347 überschwänglichen Ausdruck gefunden. Da heißt es u. A. „So steht es doch noch nicht so schlimm um die Welt. Wo solche Genoveva- und Judith-Dichter noch leben, da sind wir noch lange nicht am Ende." Neber den Werth der Hcbbel'schen Dramen hat seitdem die Geschichte cndgiltig entschieden. Wer möchte in ihnen die glänzenden Gedankenblitze, die sich durchweg betätigende Schärfe und Schneidigkeit eines nicht alltäglich gearteten Geistes verkennen! Im Einzelnen fehlt es selbst nicht an wirtlich poetischen Zügen, alles das ändert aber nichts an dem peinlichen Gesammtcindruck, den nns stets Unnatur und Übertreibung hinterlassen. Die Charakteristik berauscht sich in der grausamen Wollust der Vivisection, und um so größeres Behagen

Robert schumann. ^ - 35^

empfindet sie, je schmerzlicher die Herzen zusammenzucken, deren Geheimnisse es zu künden gilt, je fratzenhafter die Mienen der psychologischen Schlachtopfer sich verzerren. Ueber dem unausgesetzten Hinstarren auf die Nachtseiten des menschlichen Wesens ist dem Dichter alle Unbefangenheit und gesunde Heiterkeit abhanden gekommen. Unersättlich schwelgt er in der Freude am Absonderlichen, in der Dissonanz, mit einem Wort in der Romantik des Häßlichen. Weil ihn das Einfache, Natürliche, Gemeingiltige schallt und platt dünkt, haftet seinen Personen stets etwas Pathologisches an. Unter ihnen ist keine, der nicht wenigstens ein Tropfen Wahnsinn als beizende Würze beigemischt wäre. Immer nach fieberhafter Aufregung begierig, statt in der Befreiung und Erlösung nur in dem gewaltsamsten Nervenreiz ihr letztes Ziel erblickend, verhält sich diese Poesie zur echten und wahren wie gebranntes Wasser zu Wein!

Schumanns Wunsche Folge leistend, hatte Robert Reinick auf der Grundlage der Tieck'schen und der Hebbel'schen Gcnoveva ein Libretto entworfen. Dasselbe erfuhr jedoch nachträglich so tief einschneidende Veränderungen, daß sein Autor vorzog, auf die Vaterschaft zu verzichten. Hebbel war vergeblich gebeten worden, mit Hand anzulegen, und dem Componisten nur übrig geblieben, sich selbst zu helfen, so gut er es vermochte. Auf dem Titelblatt der Oper heißt es deshalb auch ganz lakonisch „nach Tieck und Hebbel," was sie aber dem Elfteren entlehnt, ist von äußerst geringem Belang. Gerade daß vorzugsweise an ihn die Reinick'sche Arbeit sich gehalten, erregte Schumanns Unzufriedenheit. Trotz des Verzichts auf jedes festere dramatische Knochengestüst, trotz der süßlichen, redselig in die Breite wuchernden Sentimentalität wäre die Tieck'sche Dichtung, Tank dem in der Empfindung wie in der Sprache waltenden musikalischen Element, weit hilfreicher den Bedürfnissen der Tonsprache entgegen gekommen. Gewiß ist bei Hebbel die Handlung ungleichstraffer und stilgemäßer gegliedert, die psychologische Zeichnung viel bedeutsamer. Aber weder aus dem einen noch aus dem andern hat unser Operntext Vortheile gezogen. Was zunächst die Charakteristik anlangt, so mußten die ihr verschwenderisch eingefloßten, das Ausdrucksvermögen der Töne auf's Feinseligste abwehrenden Giftstoffe gründlich ausgeschieden werden. Durch die dämonische Macht der Liebe verwandelt sich Golo, ein kaum herangewachsener, bisher nur der Uebung aller ritterlichen Künste zugethaner Jüngling sehr schnell in einen vollendete» Schurken. Er muß, um uns nirgends im Zweifel über die eigentlichen Absichten des Dichters zu lassen, jeder Phase dieses seelischen Vorgangs mit der Reflexion zur Seite bleiben, die ihn treibenden Beweggründe unausgesetzt belauern und zergliedern. Gar nicht trennen kann er sich von dem Anblick der Mißgestalt, die ihm der Spiegel seines Gewissens zeigt. Ten prahlerischsten Wortschwall ruft ihm die Größe seiner Schuld auf die Lippen. Bei jeder neuen Unthat wird er sich selbst nur um so interessanter. Mit den seltsamen Sprüngen und Grimassen des Helden war natürlich dem Libretto nicht gedient. Um von ihm Besitz zu

332 Vtto Gumprecht in Verlin.

ergreifen, mußte es den verwickelten Psychischen Mechanismus, durch den er in Bewegung geseht wird, zerstören, das prunkende rhetorische Prachtgewand von seinen Schultern: reißen, kurz einen gemeinen Theaterbösewicht aus ihm machen. Noch schlimmer ist Genoveva gefahren, bei welchen es Hebbel auf eine Art weiblichen Heilands abgesehen. Durch ihren süudlosen Wandel, ihr durch leine Heimsuchung erschüttertes Gottvertrauen sollte die schuld-beladene Menschheit der himmlischen Gnade theilhaftig, der bereits drohende Anbruch des jüngsten Tages auf weitere tausend Jahre hinausgeschoben weiden. Die Oper hat wohl daran gethan, auf diesen mystisch-phantastischen Hintergrund zu verzichten. Sie weicht jedoch zu ihrem großen Nachtheil von der Legende wie von allen Bearbeitungen derselben in einem für das Ganze entscheidenden Punkte ab. Neinick war einem durchaus richtigen Gefühl gefolgt, wenn er erklärte, daß er sich Genoveva ohne ihm Schmerzenreich und die Nehluh gar nicht denken könne. Erst indem Siegfrieds Gattin zugleich als Mutter vor uns erscheint, vollendet sich ihr Martyrium. Mit dem in der Nacht des Kerkers geborenen Kinde, dem sie außer dem eigenen Seelenheil Alles zu opfern bereit ist, fehlt in ihrer Leidensgeschichte nicht allein der rührendste Zug, sondern zugleich das einzige Motiv, welches den bis dahin rein passiven Charakter aus der epischen Ruhe und Gebundenheit aufzurütteln, ihm wenigstens ein paar Pulsschläge dramatischen Lebens abzugewinnen vermag. Der Pfalzgraf spielt schon im Hebbel'schen Original eine gar traurige Rolle. Die Hexe Margarethe vertritt bei Schumann zugleich ihre in das Personenverzeichniß nicht mit aufgenommene Schwester Gertrud. Alle Uebrigen thun nur Statistendienste. Unser Textbuch hat sich von Hebbel nicht blos den damatifchen Rohstoff, sondern auch manche Stelle wortgetreu angeeignet. Trotzdem macht es' den Eindruck einer kahlen, farblosen Skizze. Wir glauben nicht an die Vorgänge, die sich unter unseren Augen zutragen, können für die an ihnen Betheiligten uns nicht erwärmen. Das Vorgeben, daß die schöne, tugendsame Genoveva mit dem alten Dragö sich vergangen, ist viel zu abgeschmackt, um als Leitmotiv seine Schuldigkeit zu thun. Die Scene, in welcher das betrunkene Schloßgesindel in das Schlafgcmach der Herrin eindringt und dort den zitternden Haushofmeister ermordet, verfehlt durchaus ihren Zweck, dem abenteuerlichen 'Argwohn einen gewissen Anschein zu leihen und verletzt zudem gröblich das ästhetische Gefühl. Am übelsten ist die Entwicklung gerathen. Daß Genoveva nicht durch die siegreiche Macht ihrer Unschuld, sondern durch die Jäger des Pfalzgrafen aus den Händen der Mörder gerettet wird, daß sie ohne Weiteres in das Schloß und in die Arme ihres reuigen Gemahls zurückkehrt, diese vom Zaun gebrochene und dabei ungemein hausbackene Lösung vernichtet den letzten Nest der poetischen Glorie, welche die Sage um die Gestalt gewoben.

Als Schumann seine Oper bei der Berliner Generalintendanz einzureichen gedachte, schrieb er den 6. November 1849 seinem ehemaligen Lehrer

Heinrich Dorn, der eben die Capellmeisterstelle bei der Hofbühne angetreten und ihm in der Sache behilflich sein sollte: „Genoveva! Dabei denken Sie aber nicht an die alte sentimentale. Ich glaube, es ist eben ein Stück Lebensgeschichte, wie es jede dramatische Dichtung sein soll." Die Partitur trägt gewiß durchweg den Stempel einer keuschen, edlen Künstlernatur. Sie enthält eine Fülle zarter, lieblicher Gebilde, aber diese blühen in licht-scheuer Verborgenheit wie Veilchen im Grase, nur solchen, die zu suchen ver- stehen, sich darbietend. Vom ersten bis zum letzten Takt fehlt es schlechthin an jenen großen entscheidenden Zügen, die wie mit einem raschen, siegreichen Schlage das ganze Herz des Hörers treffen und gefangen nehmen. Schon die zwischen Recitativ und gegliederter Melodie meist in der Mitte schwebende Gestaltung läßt das Ohr zu keiner Sättigung, die Theilnahme zu leiner Sammlung gelangen. Wo uns geschlossenere Formen begegnen, sind sie im knappen, liederartigen Nahmen gehalten. Da giebt es keine breit sich entfaltenden, durch polyphonen Reichthum belebten Ensemblesätze, keine wuchtigen Finales. Der Ausdruck hat etwas Weltfremdes, Be-schauliches, Insichzurückgezogcnes, nirgends steigert er sich zur tragischen Gewalt des thatträftig nach Außen gewandten Pathos. Gerade die leiden-schaftlichsten Szenen sind es, die der Musik den schwächsten Widerhall abge-winnen. Sie hat leine Töne für den schwülen Hauch lüsterner Sinnlichkeit, für die Rachgier der um ihre Beute betrogenen Bosheit. Auf den oft gehörten Ausspruch, Genoveva stecke zu tief im Lyrischen, um dramatisch zu fein, erwidert Eduard Hanslick (Die moderne Oper) sehr richtig: „Mehr lyrisch als dramatisch ist sie jedenfalls, aber für meine Empfindung nicht ein-mal lyrisch genug, d. h. nicht hinreichend volles und starkes Aussprechen des subjectiven Gefühls. Sie hat vielmehr einen stark epischen Charakter und klingt nicht wie das unmittelbare Erlebniß und Geständnis; Golos, Siegfrieds, Genovevas, sondern ungefähr, als wenn ein Erzähler diese Vorgänge schildern würde. Dieser am unrechten Ort eingenistcte epische Ton ist die Ursache, warum wir in Schumannns Genoveva fast nirgends die volle Anschaulichkeit eines Vorgangs, nirgends die niederzwingende Kraft der Leidenschaft erleben. Die Personen dieser Oper haben alle etwas eigenthümlich Gebundenes, Ver-haltenes; ihr Gesang überzeugt uns nicht, es ist, als suchten sie ihre Freude und ihren Schmerz sich erst einzureden und anzusingen." Wie ein Schleier legt sich die Tonsprache zwischen uns und das Stück Leben, das sie schildern und deuten will. Sie macht leinen Versuch, die verschiedenen Charaktere in ihrer Eigenart zur Anschauung zu bringen,, ihnen allen hängt sie das näm-liche graue Kleid um. Vlos musikalische Factoren aber nicht concrete Per-sönlichkeiten sind ihr die Singstimmen. Selbst die zwiespältigste Situation kann diese zu keiner individuelleren Bethätigung aufrütteln. Wo es ihnen obgelegen hätte, die schärfsten seelischen Gegensätze zu verkörpern, verrichten sie Hand in Hand friedfertige themalische Arbeit. An einer Menge bedeut-samer Motive fehlt es keineswegs in der Behandlung des Orchesters, ja

«l>id !Md T>!» xxiv, ??.

24

15H Mtto ^iümprecht i» Verün,
vielleicht zu verschwenderisch ist dasselbe damit bedacht. Allein es verwendet fast immer für seine Schildereien abgetönte Farben, scheut jede kräftigere Massenwirtng, und zu dieser Glanzlosigkeit des Colorits gesellt sich die leidige Bevorzugung der langsamen Zeitmaße. Im Stilcharakter unterscheidet sich Geuoveva kaum von der Peri und der Rose Pilgerfahrt, an Frische und Neichlhum der Erfindung steht sie wenigstens hinter der elfteren beträchtlich zurück. Bloss nach rein musikalischem Maßstab gemessen, nimmt sie deshalb unter den Werken unseres Meisters eine mittlere Stellung ein. Wenn sie lediglich des kraftigeren dramatischen Pulsschlags entbehrte, und doch, wie z. B. Spohrs Iessondci, ächte Gesangsmelodie in Hülle und Fülle spendete, so könnte man sich immerhin für den anderweitigen Mangel fchadlos halten. Aber von der productionsfreudigcn Uisprünglichkeit, der fo viele Schumann'sche Lieder ihren seelischen Zauber verdanken, von dem aus warmen, vollen Herzen hervorbrechenden Mittheilungsdrang ist hier gar wenig zu gewahren. Den klassischen Mustern der Gattung sich liebevoll anschließend, hat die Ouvertüre, Tank der Reinheit des Stils, dem durchsichtigen Fluß der E»t-Wicklung längst das Heimnthsrecht in unscrn Euncertsälen gewonnen. Kirchliches und mittelalterliches Wesen, banges Ringen, deutsche Waldesromantit »nd zuletzt mild verklärte Freude, alle diese Elemente des Stimmungsgehaltes geben sich deutlich Innd. Am wenigsten ist der erste Act seiner Aufgabe gewachsen, bedeutsamer treten in ihm nur hervor: der die Handlung in würdiger Weise eröffnende Choral, der truhige Kriegsgesang der zum Heere Karl Martells aufbrechenden Mannen, in welchen die Segenswünsche der Zurückbleibenden sich mischen, endlich der von einer sehr charakteristischen Geberde des Orchesters geleitete Auftritt der Hexe. Golos Monolog gleitet spurlos am Ohre vorüber, desgleichen das Abschiedsduett der Gatten, ja selbst die Scène, in welcher der lüsterne Knappe der bewußtlosen Gebieterin den Knß raubt. Ein Eomponist von dramatischem Geblüt hätte bei dem Anlaß das ganze Pandänwnium glühendster Sinnlichkeit entfesselt. Der Zwiegsang zwischen Margarethn und ihrem Schützling ist ein wohlgerundctcs gefälliges Tonstück, aber Alles eher als dem Vorgang gemäß, von dem es Zeugniß ablegen soll. Während seine beiden Träger von sehr verschiedenen Empfindungen beherrscht werden, geht dasselbe Motiv behaglich von der einen zur anderen Stimme hinüber und herüber. Auch noch im weiteren Verlauf der Oper fehlt es nicht an Beispielen solcher der Natur des gesungenen Dramas schnurstracks widerstrebende» Gütergemeinschaft. Die erste Scène des zweiten Acts ist fast die einzige, in der von dem Reiz des Contrastes Gebrauch gemacht worden. Sehnsüchtig gedenkt Genovevo des fernen Gatten, da plötzlich klingt in ihre fuße Klage der wilde Jubel des trunkenen Schloßgesindes von draußen hinein. Golo erscheint, sie bittet ihn, mit der Zither und mit seinem Gesang ihre Lieblingsweise zn begleiten. Das Duett, zu dem es nun kommt, ist aber das bekannte, anderweitig vom Componisten auch zwei Frauenstimmen zugeeignete „Wenn ich ein Vöglein war." Die

Robert öchlimaü», 25/i

keusche, thllufrische, von leiser Wehmuth angehauchte Melodie paßt auf's glücklichste zur treuherzigen Einfalt des Textes. Man hat das Gefühl, als ob sie nicht gemacht, sondern in der Seele und in dem Munde des Voltes gewachsen wäre. An das diesem geläufige Liedchen durch ihren Rhythmus gemahnend, ist sie doch von weit tieferem sinnigeren Ausdruck. Während Genoveva die zweite Strophe nicht minder ruhig und gelassen singt, als die erste, geräth der Andere in immer heftigere Verwirrung. Bald stockt die Weise auf seinen Liftpen, bald legt er ihr statt der ursfrünglichen Worte die heiße Sprache seiner wilden Leidenschaft zu Grunde. Sobald aber Golo die Zither wegwirft und der Herrin zu Füßen sinkt, wird die Musik matt und unbedeutend. Genau wie in der Kußscene thut sie scheu und verlegen, als ob sie am liebsten gar nicht dabei wäre. Also gerade mit den beiden höchsten dramatischen Gipfeln der Handlung weiß die Oper gar nichts anzufangen, und das ist vernichtend für den Gesamteindruck. Das zweite Finale gewinnt namentlich durch das Eingreifen des Chors Leben und Bewegung, zur überzeugenden Wiedergabe des wüsten Vorgangs hatte es indessen ungleich kräftigerer Striche und grellerer Farben bedurft. Auch hier ist es nicht anders, als ob von der Ermordung des Drago. von der durch das Gesinde der Pfalzgriifin angethanen Schmach uns nur berichtet würde. Am reichlichsten quillt die Erfindung im dritten Act. Siegfrieds frischer, ritterlicher Gesang „Bald blick' ich Dich wieder, mein Heimathschloß" mit der immer von Neuein als Instrumentalrefrain hineinschmettcrnden Fanfare des Thurmwurts entspricht trefflich dem innersten Gehalt der Situation. Die Hexenküche und ihre unheimliche Bewohnerin gewinnen für das Ohr vollste Realität. Von bestrickendem, phantastischem Reiz sind die zu den drei Bildern hinter der Scene erklingenden Gesänge, ein Duett, ein Terzett und ein kleiner Chor, die sämmtlich ihren melodischen Grundstoff dem eben erwähnten Liede des Pfalzgrafen entlehnen. Dragos Geist borgt sich dagegen seine Beglaubigung vom steinernen Gast. Der vierte Act beginnt stimmungsvoll, bringt es aber zu keiner Steigerung.

Man kann in dem Verhältniß der meisten hervorragenden Künstler zum Publikum drei Perioden unterscheiden. Wer wirtlich der Welt etwas zu sagen hat, sei es in Worten, sei es in Tönen, wird fast immer nur eine kleine Gemeinde um sich zunächst versammeln. Wenn er aber einmal den Weg zum Ohr und zum Herzen der Menge gefunden, so ist er auch gleich ihr Abgott. Endlich kommt dann die Zeit der unbefangenen Betrachtung, des reifen Urtheils, und sie ist jetzt gegenüber Schumann angebrochen. Vorbei sind die Tage der Gleichgilligkeit uud Geringschätzung, aber auch die jenes ausschweifenden Cultus, der namentlich auf Kosten Mendelssohns mit ihm getrieben worden. Weil hier nicht meine Absicht sein konnte, an jedem einzelnen seiner Werke umständliche Kritik zu üben, sondern es nur darauf ankam, aus ihnen ein Gesamtbild des Tondichters zu gewinnen, waren lediglich die für diesen Zweck vorzugsweise geeigneten näher ins Auge zu

24»

356
<vlto Gumprecht in Nerlin,
fasse». Vielleicht läßt aber lein anderes die Grenzen von Schumanns Be-
gabung schärfer zu Tage treten als Genoveva, bei ihr glaubte ich deshalb
etwas länger verweilen zu sollen. Und nicht blos in hohem Grade lehrreich
ist diese Oper für die Würdigung ihres Autors, sie bezeugt auch auf's Nach-
drücklichste die gerade von unseren deutschen Componisten gar nicht genug zu
beherzigende Thatsache, daß selbst das genialste musikalische Vermögen für
sich allein im gesungenen Drama gar wenig ausrichtet, daß eine weite Muft
den Concertsaal von der Bühne trennt.

lieber die Grenzen des ärztlichen Könnens.

vo»

I. Germann Vaaß.

— Worms, —

langen und Furcht vor dem nahenden Tode empfindet jedes Geschöpf; vor allen aber besitzt der Mensch, der sich den Herrn der Schöpfung, obgleich er nicht einmal seines eigenen Leibes völlig Herr ist, so selbstgefällig nennt, ganz allein auch noch den zweifelhaften Vorzug des unausweichlichen Todesverhängnisses, der endlichen Vernichtung zum Voraus, also lange vor dem Eintritt desselben, sich klar bewußt zu sein. Gar Vieles im Leben des Einzelnen, wie in dem der Völker, ja der Menschheit hat seinen tiefsten Entstehungsgrund in diesem beklemmenden Bewußtsein der eigenen Vergänglichkeit. Vor Allem die Religion: in ihren verschiedensten Erscheinungsformen. Dann aber auch die mit jener näher, als man gewöhnlich glaubt, verwandte, ursprünglich ja auch aus ihr hervorgegangene Medicin.

Turch jene wollte er und will er mit Hilfe des Uebernatürlichen sich Stütze und Halt in geistiger und körperlicher Noth erringen, durch diese mittelst der Natur eben solche aus eigener Kraft, Und wie oft hält er sich nicht an beide zugleich und wie gar oft bleibt er dennoch ohne Hilfe? Er versucht aber und kämpft den Riesen- oder, wenn man ihn nach dem Können, nicht nach dem Wollen bezeichnet, den Zwergentampf gegen das ewige Naturgesetz der Vernichtung und dessen nimmerrastende Vor- und Hilfstruppen, die Krankheiten; er nicht minder hierin auf Erden einzig unter allen Geschöpfen, wie in jenem Bewußtsein!>
In dem Hauptpunkte freilich vergebens! — Er will sich aber nun einmal selbst dem Naturgesetze ohne Gegenwehr nicht ergeben, er will kämpfen — denn Kämpfen ist Leben. Kann er ihre Endwiikung nicht ver-

358 I. Henna,!» Vaas in Worms.

hindern, so gelingt es ihm vielleicht sie hinauszuschieben, vor allem dadurch, daß er einzelne Angriffe der Kranlheiten abweist oder doch abschwächt, ihr? Wirtungen lindert.

Kein anderes Lebewesen leistet den Krankheiten bewußt aetiven Widerstand, und keines kann sich vor allem ihrer durch andre Mittel erwehren, als durch die in ihm als erhaltende liegenden Lebenskräfte. Außer ihm liegende, seien es von der Natur gegebene oder durch eigene Kunst hervor-gebrachte, schuf und machte der Mensch allein sich dienstbar. Auch darin also, daß er sich durch bewußte, erdachte Kunst die Abwehrmittel des Todes schafft und vermehrt, liegt eine trennende, tiefe Kluft zwischen ihm und den übrigen Lebewesen; darum vergißt auch Sophokles nicht in jenem großartigsten Hymnus auf den Menschen zu singen: „Hoffnungsloser Krankheit Flucht schon ersann er!"

Den Kampf mit solcher hat er nicht etwa erst auf hoher Culturstufe begonnen, sondern er versuchte ihn schon in seinen frühesten Entwicklungszeiten, aus welchen nur die Sage Kunde bringt. Anfangs betete er darnach blas und opferte seinen Göttern, in denen seine Phantasie ebenso Verderber wie Helfer zugleich sich schuf; denn die frühesten Götzen und Götter aller Völker galten zugleich als Kranlheits- und Todes-, wie als Heil-gottheiten. Sie waren im Anfange auch seine Aerzte. „Ich, Iehovah, bin dein Arzt", heißt es in dieser Beziehung in, der Bibel. Darauf wurden Zauberer und deren Blutsverwandte, die Priester sozusagen zu Apothekern für göttliche Gnadenmittel, natürlich nicht ohne die üblichen Gewinnantheile für ihre Bemühungen. Allmählich kamen zu Gebet und theurgifchen Handlungen der letzteren dann wirtliche Arzneimitteln, da der schlichte Mensch damals offenbar, so gut wie heute, „etwas haben" wollte, woran er sich mit seiner Hoffnung klammern konnte. Daraus entstand durch gesammelte Beobachtungen über günstige Mithilfe angewandter Mittel die Priester-Arzneikunde. Nach langem Bestände dieser erwachsen erst aus ihr profane Arzneitünstler und Arzneitünstlei-Innungen. Zuletzt, als die sociale Gliederung im weiter entwickelten Völker- und Staatsleben immer mehr fortgeschritten war, bildete sich ein eigner ärztlicher Stand. Aus jenen profanen Aerzte-Innungen ging die heutige Heilkunde hervor, fpeciell unter den für die abendländische Cultur maßgebenden Griechen aus den Astlepiaden-Innungen und Familien. Ein Sprößling dieser, Hippotrates, erhob sie zuerst zur Wissenschaft und Kunst zugleich.

Seitdem ist die Medicin Beobachtungswissenschaft und Erfahrungskunft geblieben.

Daß sie das elftere sei, bezweifelt Niemand. Ist sie aber auch das letztere'? nicht blos kunstartig sich gebende, reine Empirie?

Die alten Völker wenigstens hielten die Kranlenbehandlung für eine Kunst, und, ihnen folgend, erklärten die besten Aerzte aller Zeiten bis heute sie gleichfalls für eine solche, die wohl, wie jede Kunst, ihre Empirie und

Neber die Grenzen des ärztlichen Könnens. 35^
ihr Handwert habe, aber beides nicht ist, dem sie nach zwar überkommenen Regeln, aber nicht sklavisch und nicht ausschließlich, folgt, sondern, in sich selber frei, davon bei Seite setzt, was ihr ersprießlich diintt, und neue schafft, wenn nöthig. Es genügt in der Medicin also durchaus nicht, die Mittel in bestimmten Krankheiten nach erlernten Regeln einzeln und nach-einander zu verwenden, im Gegentheil, sie müssen jedesmal der Individualität und Lage des Kranken und der Entwicklungsweise des Krankheitsfalls an-gepaßt, oft auf besondere Weise gehanbhabt weiden. Unter nicht zum Voraus zu bestimmenden Verhältnissen muß der Arzt eigenartige Verfahren erfinden, und das im Drange des Augenblicks, der Nothlage, so daß dies nur infolge einer gewissen künstlerischen Intuition und Inspiration geschehen kann. Aber auch derart muß derselbe sich als Künstler erweisen, daß er nicht bloß materielle und eigne Mittel anwendet, sondern auch alle seelischen Kräfte des Kranken zu Hilfe nimmt und in seine Hand zwingt, sie leitet und mit jenen verbindet, um zum Ziele zu kommen. Und gerade darin, daß sie, und zugleich in der Art, wie sie beide Hilfsmittel der Kunst zu-sammen vcrwerthen, beruhte die Eigenheit, erfolgreichere Wirksamkeit und der Ruhm besonders begabter Aerzte.

Es handelt sich dabei aber so wenig, wie in der ganzen Kranten-behandlling überhaupt, um etwas Geheimnißvollcs, sondern nur um ganz natürliche, bloß hervorragend ausgeprägte Begabung. Es soll dies der selbst unter den heutigen Gebildeten nicht gerade sehr seltenen Gläubigen wegen hier betont werden, da von diesen eine Art mysteriöse Kraft bei solchen Bevorzugten vielfach, und auch überhaupt in Bezug auf ärztliches Thun, vermuthet wirb, eine Art Zauberkunst, vermöge welcher dieselben so zu sagen nur mit dem Arme zu winken nöthig hatten, um das gewünschte Wunder-mittel in die Feder fließen zu lassen: erscheinen doch auch noch vielfach freilich die unleserlichen, lateinischen Rcceptkritzeleien °) wie Schriftziige der Spirits!

Bezieht sich das vorher Gesagte auf das Werden und das Wie des ärztlichen Könnens, so schließt sich die Frage an: Was kann der Arzt denn nun, was wirkt er mit seiner Kunst?

°) So untergeordnet die Sache auch scheint, hat doch die Ansicht ihre Be-rechtigung, daß, so lange die Nccepte noch lateinisch geschrieben werden, also sür den bei weitem größten Theil der Menschen, wie etwa ein Stück einer Messe, gehcimniß-voll aussehen, der Nimbus, welcher aus der Zauber- und Zunftzeit auch der heutigen Praxis noch anhaftet, nicht leicht uom ärztlichen Thun genommen werden wird. Sncht doch ein nicht unbeträchtlicher Theil der Patienten »och hinter den lateinischen Buch-staben Verordnungen wie Mumien, Mcnschenfett, präparirtc Spinnncnfiiße «,, Zeug, das allerdings früher, selbst noch vor 100 Jahren, in den Apotheken geführt und von Nerzten verordnet wurde. Die Franzosen schreiben ihre Reccptc französisch. Und auch der allem Aberglauben feindlich gesinnte Joseph II. wußte, warum er die Rcccpte deutsch geschrieben haben wollte! Wir aber reinigen unsere Orthographie und schreiben unsere Necepte lateinisch weiter.

360 I- Hermann vaas in Worms,
In kürzester und allgemeinsten Fassung lautet die Antwort: Wenig
und — viel!
Wenig in Bezug auf das Hauptsächlichste. Das Gesetz der Vernichtung
des Individuums kann er natürlich nicht ändern, nicht einmal beeinflusse»
kann er es hinsichtlich der Zahl, mit der es regelmäßig wirkt. Viel in
Bezug auf Einzelnes. In der Hauptsache gilt, daß man zwar zu allen
Zeiten die große und kleine Welt durchstudirt hat und sie noch durchstudirt,
am Ende es aber dennoch gehen lassen muß, wie's Gott gefällt. Damit aber
ist der „Geist der Medicin" oder wie es wohl in's Praktische übersetzt heißen
muß, die Wirksamkeit der Medicin nicht erschöpft; denn im Einzelnen kann sie zur
Heilung mithelfen, Linderung bringen oder doch Trost verschaffen. Jenen
erstgemcinten „Geist" theilt dieselbe zudem mit allem menschlichen Wirken und
Wissen. Die Gesetze des Menschendaseins kann sie in physischer Richtung
so wenig ändern, wie dies auf moralischem Gebiete durch andere Wissens-
zweige radical geschehen kann. Ein thörichtes Streben wäre es ja, das
Gesetz des Sterbens umstoßen zu wollen, wenn auch nur im einzelnen Falle,
wie dies im Mittelalter die, welche nach dem Stein der Weisen suchten, wirtlich
wollten. Wohl aber liegt es in der Macht des Arztes, den Schmerz, die
Noth und das Elend, so wie die Häufigkeit des Krankseins zu beeinflussen,
sie zu mindern und herabzusetzen. Den Inhalt jener Dichterverse:
Nur uor dem Tod
Wird er finden lein Entflich'n!
beweist der moderne Statistiker sogar mit Zahlen. Wenn ein solcher, Quetelet, da-
mit klar vor Augen führt, daß die Heillunft resp. die Zahl der Aerzte — diesen
vindicirt er sogar eher einen verschlimmernden Einfluß — wenig oder gar
keinen Einfluß auf die Sterblichkeit habe, so stimmen hier zwar der Dichter
und der Zahlenniensch in der Verurtheilung der Medicin iiberein. Damit
ist aber nicht ausgedrückt, das kann man in Zahlen gar nicht, wie viel die
Kunst des Arztes den Kranken nützt.
Und die rechte Mnst thut das letztere selbst dann, wenn sie, wie der
griechische Arzt Arctaios sich ausdrückt, mit den ganz Unheilbaren einfach
nur noch menschlich trauern kann. Die Medicin hat keine die Weltgesetze um-
stoßende Macht, das verlangen nur Thoren und Kinder von ihr, daß sie
eine solche habe, sie ist aber eine menschenfreundliche Helferin und eine Trost-
spenderiu, mit einem Worte, eine humane Kunst, besser vielleicht, die Kunst
der Humanität oder wie Hippotrates das concret ausdrückt: „Wo ärztliche
Kunst ist, da ist Liebe zu den Menschen." —
Da kann ja Wohl, so höre ich den Leser im Stillen sich selbst apostrophiren,
der Arzt überhaupt nicht heilen? Und ach! die Antwort darauf lautet wenig
tröstlich! Heilen im strengen Wortverstande, d. h. durch seine Mittel und
Machtvollkommenheit Krankheiten beseitigen, ohne Dazwischenlunf! eines andern
Etwas die durch solche bewirkten Störungen und Gefahren zur Norm zurück-
führen, das liegt nicht in seinem Vermögen. Nicht der Arzt heilt, nicht er

Ueber die «3 reizen des ärztlichen Könnens. 361.
beseitigt die Krankheit und deren Folgen mit seinen Mitteln, sondern das thun
die im Körper vorhandenen wiederherstellenden Kräfte, die Natur. Ohne
Mitwirkung dieser ist er völlig machtlos in Rücksicht auf Heilung. Selbst
in den Krankheiten, die man als heilbar allgemein bezeichnet, auf deren Ver-
lauf der Arzt also fast mit Gewißheit günstig wirken kann. Nehmen wir,
um das klar zu legen, ein alltägliches Beispiel! Mittelst Chinin „heilt“
der Arzt das Wechselfieber, wie bekannt. Aber ebenso bekannt dürfte es
sein, daß dasselbe nicht ausschließlich jenem weicht, sondern daß es auch von
selbst heilt, wenn auch selten, auch daß das Chinin nicht in allen Fällen
Heilung bringt. Trotz seiner im Allgemeinen giltigen unfehlbaren Wirkung
gebraucht das Chinin also noch einen ihm sogar überlegenen Mithelfer und
zwar die sogenannte Naturheilraft, d. h. die auf Wiederherstellung hin-»
wirkenden Kräfte des Körpers, welche auf den Anstoß hin, die das Arznei-
mittel ihnen giebt, heilend eingreifen. Thun sie das nicht, so „heilt“ eben
das Chinin auch nicht. „Die Naturen sind der Arzt der Krankheiten, der
Arzt ist Diener der Natur,“ das wußte und betonte auf's Nachdrücklichste
schon der erste Schriftsteller über Medicin unter den Griechen 500 Jahre
vor Chr., und über diesen Satz des Hippokratcs sind die heutigen Aerzte
noch nicht hinausgekommen. Der Arzt kann das Wirken der Natur zwar
vor willkürlichen Störungen, wie Unkenntniß und Unverstand sie häufig ver-
ursachen, bewahren, aber nur im günstigsten Falle das stockende Heilbestreben
derselben wecken und zur Thätigkeit anregen, wie durch Chinin beim Wechsel-
fieber - heilen im strengen Sinne kann er nicht. Das ist keine theoretische
Distinction, sondern entspricht den Erfahrungen der Praxis. Noch weitere
Beispiele mögen hier den dem Laien so wenig zusagenden, ja vielleicht nicht
einmal recht faßbaren Sachverhalt erläutern.

Ein jugendlicher Kranker mit Lungenentzündung, einer Krankheit, die
hie und da auch von Laien als Muster der Leistungsfähigkeit der ärztlichen
Kunst angeführt zu werden pflegt, wird während des Gebrauches arznei-
licher Mittel in kurzer Zeit gesund. Der Laie nun schließt, wie die
meisten früheren Aerzte und jetzt noch manche, er müsse dies denn doch
wohl auch durch dieselben geworden sein, nach dem Satze „ioßt uoc erZo
propter lux“, d. h. weil er darnach gesundete, ist er auch durch ihre Wirkung
genesen. Aber wie nun? Vci einem andern Patienten heilt zur selben
Zeit dieselbe Krankheit ohne jedes Mittel, sei es, daß er einzunehmen sich
weigerte, sei es, daß der Arzt absichtlich nichts gab, um Gewißheit zu er-
langen, wodurch Heilung herbeigeführt worden; bei einem dritten dagegen
endet sie tödtlich trotz der Arzeneien, die beim eisten gegeben wurden. Im
zweiten Falle heilte ohne Zweifel die Natur allein. Und im ersten? Höchst
wahrscheinlich bewirkte sie auch in diesem das günstige Resultat, da die
gleichen Arzneimittel im dritten das tödlliche Ende nicht verhinderten.
Man hatte die drei Fälle derart ausgewählt, daß alle Bedingungen: Alter,
constitutionelle und ökonomische Verhältnisse. Geschlecht :c. der Kranken, so

362 - I, liermau» Vaas in worin«.

gleichartig wie möglich waren. Tic Veränderungen, welche die Entzündung verursacht hatte, nahm der Körper in den eisten Fällen wieder zurück, er beseitigte sie wieder, so baß die Lunge wieder normal fuuctioniren tonnte, im letzten aber lhat er es nicht, es fehlte ihm die Kraft und kein Mittel der Kunst vermochte ihn — und vermag ihn in tausend ähnlichen Fällen nicht — zu zwingen oder zur Heilung anzuregen. „Die Natur ist der Haupt' Werkmeister, wodurch den Kranken Gesundheit verschafft wird. Die Natur entscheidet und heilt die Krankheit" noch allein und trotz aller Systeme, welche die Heilkunde erfindet. „Niemand kann erhalten werden, wenn nicht die Natur die Krankheit besiegt, und Niemand stirbt, wenn nicht die Natur unterliegt." So lautete das Urtheil des Galenos, fast gleich dem oben an-geführten des älteren Hippotrates, und die vielgepriesene Neuzeit hat daran nichts zu ändern vermocht! — Dasselbe gilt, wie in der inneren Medicin, ganz ebenso in der Chirurgie, trotzdem diese günstiger gestellt ist, weil sie vielfach solche Leiden bekämpft, die so zu sagen nicht im vorausbestimmten Vernichtungsplane der Natur ihre Ursachen haben, die also mehr oder weniger zufällig zu Stande kommen. Es gilt dasselbe also auch dann, wenn das Instrument des Wundarztes in Wirksamkeit gewesen: auch dieser ebnet den Weg der Heilung höchstens, entfernt das Krankhafte, wenn er operirt, das Heilen der Wunde jedoch besorgt die Natur, wenn sie will, oder vielmehr, wenn sie die'Kräfte dazu bereit hat.

Im Nichthcilenkönnen liegt die unübersteigliche Grenze des ärztlichen Könnens! Wäre dasselbe im Stande unter allen Umständen die Krankheiten oder auch nur eine einzige mit Sicherheit zu heilen *), so könnte es daK Gesetz des Sterbens ändern. Daß der Arzt dies nicht kann, damit wollen freilich sich die Kranken nicht zufrieden geben, jener aber muß es, und muß sich vor Allem über diese Grenze seiner Kunst klar sein. Und wären auch die Laien immer darüber klar, so würde die Krankenbehaudlung ihren vielfach noch mittelalterlichen Charakter verlieren. Man würde in dem Arzte nicht mehr so allgemein, wie es der Fall, einen »leu» c-x muc/liiu» suchen, der, mit einer Art Nnndertraft begabt, Krankheiten beseitigen soll.

Dadurch würde, wenn auch die Laien jene Grenze hinnehmen würden, die Stellung beider zu einander eine bessere, weil klarere, weiden. Denn, wie die Dinge heute noch liegen, müssen die Aerzte fast in allen Schichten

*) Es tonnen sclbswerständlich nicht die landläufigen statistischen Angaben dagegen angeführt werden, dllh von den Aerzten doch z. V. 999«M Wcchscsljebcr, das, von Lungenentzündung bei jüngeren Leuten 95<Vo der Fälle geheilt werden. Es handelt sich, wie wir bereits betont haben, dabei unl Naturheilungen, die höchstens durch bestimmte Mittel! und Verhaltensmaßregeln erleichtert, angeregt, befördert oder beschleunigt werden. Wie wenig jene „Heilungen" in die ärztliche Machtsphäre fallen, gehl u. ?l. daraus heruor, das; sie mit zunehmendem Alter der Patienten bei Lungenentzündung in nahezu regelmässiger Progression seltener gelingen, dah in bestimmten Messenden, z, V. unter den Tropen, die Heilungen der Wechselsieber sehr nn Zahl abnehmen, oft genug ganz ausbleiben trotz des Chinins u. f. w.

lieber die Grenzen der ärztlichen Rönne», 363
immer noch mit dem uraltesten Wunderglauben, wie mit modernstem Aberglauben rechnen. Wo und wann sie das nicht thun, lassen sie die Schwachen gar zu leicht in die Hände aftpobirter und unappobirter Eharlatane fallen, deren große Gewalt über die ungeheure Schaar ihrer Clienten darin ruht, daß sie das iuncluß vnlt clseipi kennen und iiben, indem sie die Wunder-tunst des Heilenkönnens zu besitzen vorgeben, deren Erfolge aber darauf beruhen, daß die Natur, wo die Heilung gelingt, auch ihnen dieselbe besorgte.

Was aber tonnen denn die Aerzte, fragt der Leser gewiß, wenn sie nicht sollen heilen können? Und weiter: Wozu sind sie dann da? Das beantwortet sich einfach: sie sind nochwendig zur Sicherung und Wahrung der durch Erfahrung und Beobachtung erkannten Bedingungen der Naturheilung, dann zur Erleichterung des Ausgleiches der durch Krankheiten bewirkten Störungen der Functionen, also mit einem Worte: Zum Helfen, Dadurch nähert sich freilich die Kunst des Arztes oft dem Heilen, aber sie nähert sich diesem auch nur! Die Erfahrung lehrt z. V., daß. wenn man ein aus der Gelenkpfanne ausgerenktes Glied wieder in jene durch ganz bestimmte Kunst- und Handgriffe mechanisch zurückbringt, die Hilfe so vollständig ist, daß Heilung nun erst eintreten kann, so zwar, daß der vorausgegangene Riß der Gelenkkapsel sich wieder schließt und der Gebrauch des Gliedes dadurch normal wird. Ebenso, daß, wenn man die Enden eines gebrochene» Knochens in die richtige Stellung bringt und sie hierin längere Zeit festhält, die Heilung eintritt. Die Hilfe kommt also hier einer Heilung sehr nahe. Würde man in beiden Fällen nichts thun, so blieben die hauptsächlichen Bedingungen der möglichen Heilung unerfüllt. Es könnte trotzdem, daß man erstere versäumt, zwar die Gebrauchsfähigkeit des betreffenden Gliedes wiederkehren, nimmermehr aber eine völlig ungestörte, also wieder normale Function, zu der nur die Hilfe des Arztes führt. Nehmen wir noch mehr Beispiele! Die operative Entfernung der getrübten Krystalllinse beim grauen Stcmr giebt vielleicht eines der schlagendsten! Es beseitigt der Operateur dabei das Hinderniß des Sehens, schafft dem Lichte wieder eine Bahn in's innere Auge und diese Hilfe vervollständigt er später, nachdem die Wunde durch die erhaltenden Kräfte des Körpers geheilt ist, durch eine vor das Auge gebrachte Glaslinse, wodurch das Gesicht wieder hergestellt wird. Hier hilft der Arzt also auf doppelte Weise, zu Anfang und zu Ende, aber die Heilung der von ihm zur Ermöglichung des Resultates gemachten Wunde besorgte die Natur. Bei inneren Krankheiten verhält sich die Sache ebenso, wenn auch die Dinge dabei nicht so einfach zu Tage liegen. Die Erfahrung lehrt, daß eine größere Zahl Typhustranker gesund werden, wenn man die Fieberhitze herabsetzt, eine bestimmte Diät einhalten läßt und Alles so regelt, daß gewisse Gefahren, wie Aufliegen, Schleimsentung in den Zungen, Darmertiankuug :c. verhütet oder in Schranken gehalten werden. Die Heilung erfolgt aber nur dann, wenn die Kräfte der Körpers, das weiß

36H ^ . Nerman» Vacis in Worms,
auch der Laie, aushalten, was herbeizuführen nicht in der Macht des
Arztes liegt.
Man konnte freilich behaupten, es handle sich in allen diesen Fällen
um theoretisches Haarspalten; denn es sei dasselbe, ob man sage, der Arzt
helfe zur Heilung, oder er heile. Dem ist aber nur scheinbar so; doch hat
auch diese Auffassung ihre Anhänger, ja es gab Aerzle, welche noch weiter
gingen und den Satz aufstellten, die Natur schaffe bloß die Gelegenheiten,
aber der Arzt heile. Das Entgegengesetzte, daß der Arzt bloß die Gelegen-
heiten schafft, so nahe immer seine Hilfe auch dem Heilen kommen mag,
daß dieses jedoch die Natur allein besorgt, haben aber, so hoffen wir, die
angeführten Beispiele klargelegt, die man noch um viele vermehren könnte.
Doch auch selbst bezüglich des Helfenlönns müssen wir leider noch Ein-
schränkungen machen: auch dieses hat verhältnißmäßig eng bemessene Grenzen.
Nicht nur in der Richtung, daß der Arzt in vielen Fällen zur Wieder«
erlangung der ganzen oder auch nur der relativen Gesundheit, mit welch'
letzterer ja eine große Zahl von Menschen überhaupt, besonders aber schwer
krank gewesene, für die Folge oft sich begnügen müssen, nichts Maßgebendes
beitragen kann, sondern auch in der Beziehung, daß er nicht einmal die
Hauptbeschwerden des Krankseins beseitigen, ja manchmal selbst nicht zu
lindern im Stande ist. In der eisten Richtung gilt diese Einschränkung
bei allen sogenannten organischen Erkrankungen resp. Veränderungen, in
denen die Krankheit unaufhaltsam die körperliche Existenz unterminirte, deren
ziemlich umfangreiche Liste wir aber hier nicht aufführen wollen. Dann bei
gar manchen, bei denen jenes zwar nicht der Fall, die aber durch einzelne
Erscheinungen, wie überheftige Schmerzen u. dgl., das Leben schwer, ja
unerträglich machen können.
Weiter muß gesagt werden, daß, wo die Möglichkeit derselben an
sich auch gegeben, sehr häufig die Hilfe des Arztes unsicher und ungewiß
ist, sei es, weil die Mittel gewisse Voraussetzungen haben, die nicht erfüllt
worden oder werden können, sei es, weil man sie ohne Gefährdung des
Lebens nicht mehr fortsetzen oder steigern kann. Doch wollen wir anderer«
seits gleich hier nicht zu bemerken unterlassen (und später erst näher dar-
legen), ohne daß wir in die Gefahr alltäglicher Lobpreisungen unsres Jahr-
hunderts irgend gerathen, daß in diesem nicht allein die Wege des ärztlichen
Helfens viel mannigfaltiger geworden sind, sondern daß die Mittel auch in
gar mancher Beziehung zuverlässiger zum Ziele führen, als dies vorher der
Fall gewesen.
An die seitherigen kurzen Bemerkungen mögen sich noch solche über die
Mittel anschließen, mit denen die Medicin wirkt. Betrifft dies doch einen,
wenn nicht dm Cardinalpunkt, über welchen in Laintreisen fast durchgängig
noch die größte Unklarheit herrscht! Auf irgend erschöpfende Darlegung
freilich können auch diese übrigens leinen Anspruch erheben.
Dahin bezüglich muß vor Allem betont werden, daß das wirksamste

Nebci die Grenzen des ärztlichen Aönneni, 365
oder gar einzige Rüstzeug des Arztes nicht in den Arzneien zu suchen ist, ja, daß diese oft als solches nicht einmal in erster Linie stehen. Mindestens eben so sehr, wenn nicht noch wirksamer sind die Anordnungen zweckmäßigen Verhaltens im weiteren Sinne. Es ist das zwar eine alte, doch zeitweise vergessene, selbst oft auf lange wenig beachtete Wahrheit, durch deren allgemeine Hinnahme, besonders Seitens des Publikums, das ärztliche Willen noch viel mehr auch heutzutage gefördert weiden könnte, als es thatfächlich der Fall ist. Ist es doch immer noch nicht möglich, Kranke ohne alle und jede Arznei zu behandeln, wie es. wenigstens öfter geschehen tonnte und sollte. Die Kranken wollen immer noch eßlöffel- und tropfenweise aus der Apotheke gesund gemacht werden. Aber es ist doch so viel wenigstens gewonnen, daß die Zahl der ausschließlichen Arzneigläubigen im Abnehmen begriffen ist, und daß eine Anzahl Kranker doch nicht mehr ihr Heil von Wundermitteln erwarten. Ein großer Theil der Laien — und zwar nicht blos die Ungebildeten, Unbemittelten und Armen! — ist freilich noch dem Aberglauben in Hinsicht auf letztere verfallen, zwar etwas anders geartet, aber wesentlich gerade so wie im Mittelalter, und läßt sich ihn nicht nehmen: verkohlt man doch in der Küche großer Staatsmänner heute noch Elstern, um Nervenkrankheiten, speciell Epilepsie, damit zu „heilen"! —
Sehen wir jetzt zu, so weit dies Ort und Raum gestatten, wie weit die Grenzen der ärztlichen Hilfe im Speciellen reichen und besonders in wiefern sie in unserem Jahrhundert vorgerückt worden sind. Bemerken müssen wir übrigens zum Voraus, daß es dabei sich nicht immer um völlig Neues handelt, sondern oft blos um neue Modificationen oder Weiterbildung alter Verfahrungsarten. Es kann hier aus Vielem nur Einzelnes ausgewählt weiden.
Als einen der lobenswerthesten, wenn auch nicht gerade als einen der tief» gehendsten und tiefgreifendsten Fortschritte der Klankenbehandlung unseres Jahrhunderts wollen wir zuerst dieVeirinzerung des sog. Arzneischatzes namhaft machen. Mit jedem neuen Jahrzehnte, um nicht zu sagen, mit jedem Jahre wurde und wird eine Anzahl der altüberkommenen Mittel verlassen, so zwar, daß (man kann das als äußerlichen Maßstab dieses Ausmerzungspruceses betrachten) jede neue Auflage des officiellen Arzneibuches, der sog. Pharmakopoe, dünner wird, weniger enthält. Man kann sagen, daß die heutigen nicht mehr den dritten Theil der vor hundert Jahren, ja der noch im Anfange unseres Jahrhunderts allgemein giltigen enthalten. Ist aber denn das ein Fortschritt? Ganz gewiß! wenigstens insofern, als nahezu jedes Fallenlassen eines Arzneimittels ein Vorwärtsschreiten vom Arzneiglauben zum Wissen genannt weiden kann, was, wie Nein derselbe auch im Einzelnen jedes Mal sein mag, in seiner Gesammtheit doch nennenswerth ist. Diese Verminderung der Zahl veralteter Arzneimittel könnte freilich noch weiter gegriffen werden, ohne daß der Praxis ein Schaden erwüchse; reicht doch fast jeder Arzt in dieser thatfächlich mit einem Viertelhundert von Mitteln aus! Und

366 ^ . ^crmdüii Vaas in I^ori»?,
vor Allem sollte an die Stelle glücklicher Weise verlassener, alter, nicht eine Anzahl neuer und neuester treten, deren Unentbehrlichkeit nicht erprobt genug ist. Und wir sehen bei dieser Forderung noch ganz ab von einzelnen der zahlreichen Modemittel, die gewöhnlich einer der rasch aufeinanderfolgenden Entdeckungen der Chemie ihren Ursprung und dem an und für sich löblichen Streben, solche sofort für die Krantenbehandlung nützlich zu machen, ihre Verwendung verdanken, sondern wir haben vor Allem einige der gefährlichsten Allaloide im Auge, die nicht in den ugeübten Händen der Anfänger allein viel Unheil im Leben anstiften, ohne irgend ihrer Gefährlichkeit entsprechenden wahren Nutzen zu schaffen. — Mit jener Verringerung der Zahl ging und geht zugleich eine vielleicht noch größere und gewiß gleich anerkennenswerthe Vereinfachung der Arzneivcrordnungen parallel. Die aus zahlreichen Stoffen zusammengesetzten und dadurch oft genug nicht allein widerlichen, sondern auch in ihren Wirkungen gar nicht zu übersehenden „Heilmittel“ früherer Zeiten sind fast ganz verschwunden. Man gebraucht fast ausschließlich einfache, und zwar chemisch einfache Stoffe und Verbindungen und giebt, wo man verschiedene nöthig zu haben glaubt, lieber das einzelne Mittel zeitlich getrennt, als in Mischung mit einander. In dieser Richtung hat die in anderer Beziehung freilich schädliche und in ihren therapeutischen Principien vor Allem geradezu widersinnige Homöopathie vielfach vorgearbeitet, indem sie zu ausgedehnter Prüfung der einzelnen Arzneimittelwirkungen anregte. Man muß das anerkennen, wenn man auch den durch dieselbe von Neuem in Laicnkreisen wachgerufenen Aber- und Wunderglauben betlagt und verurtheilt. Noch ungleich mehr freilich nützten sowohl in der zuerst besprochenen, als in der zuletzt genannten Weise die sog. naturwissenschaftliche, d. h. experimentelle französische resp. Pariser und die aus dieser hervorgegangene berühmte Neue Wiener Schule, die in Bezug auf Arznei-Wirkung geradezu revolutionären Anschauungen huldigte. In dem Maße, als die frühere Gläubigkeit in Bezug auf die Behandlung mit Hilfe von Arzneimitteln aber abnahm, entwickelte sich diejenige Richtung, welche man als die hygieinische zu bezeichnen pflegt. An die Stelle der vielfach als unwirksam erkannten Einzelbehandlung trat innerhalb derselben die sociale Krankheitsbehandlung, deren Inslebentreten vor Allem das Auftreten einer neuen Weltscuche, die aller seither geübten Therapie spottete, wenn auch nicht bewirkte, so doch mächtig beschleunigte; doch die Anfänge der neueren Hygieine sind von den in so vielen Beziehungen fruchtbaren Ideen der bahnbrechenden Männer der ersten französischen Revolution zu datiren, während den Engländern bloß die allgemeinere und energische Activirung derselben nach der Invasion der Cholera, also seit den dreißiger Jahren, zuzuschreiben ist. Von Letzteren aber wurden die Deutschen angeregt, so daß die neuere deutsche Hygieine ein Ableger der englischen ist. Dieselbe ist diejenige Krankenbehandlungsmethode, welche dem Erkrankten überhaupt vorbeugen will, sie ist also wesentlich eine prophylaktische, aber eine auf die

lieber die Greie>! des ärztliche» Aöüne»?. 367
Gesammtheit gerichtete. Sie will, wie der berühmte Peter Frank, der Schöpfer dieser Disciplin in wissenschaftlicher Beziehung, sich ausdrückte, dem Ausbruche des Feuers vorbeugen, nicht erst die Feuerspritze in Form von Arzneimitteln heivorsuchen, wenn schon das halbe Dorf zerstört ist, wobei sich oft nach der Hervorholung jener aus dem Spritzenhause auch herausstellt, daß sie unbrauchbar geworden oder doch dm an sie gestellten Anforderungen nicht genüge. Und was der Verfasser schon vor Jahren über diesen Zweig der Medicin schrieb, möge hier nochmals Platz finden. „Unstreitig das in jeder Beziehung am meisten versprechende und gewaltigste Ringen unserer Zeit zur Erhaltung der körperlichen und damit zugleich der geistigen Gesundheit der Menschen aber offenbart sich uns in der Inangriffnahme der öffentlichen und der privaten Hygieine. Und hat die Wissenschaft auch darin noch nicht viel errungen, fo bietet sie doch ein würdiges Feld vielverheißender, unbeschränkter Forscheraufgaben. Erstreckt sich dies Gebiet doch von der Hütte der Armen, über die sie mit Vorsorge am meisten wacht, bis zum Palast der Großen, von der Werkstätte des Arbeiters bis in das Cabinet des die Weltgeschicke lenkenden Staatsmannes, von dem kärglichen Imbiß desjenigen, welcher den härtesten Kampf ums Tafeln führt, bis zum üppigen Gelage des Schlemmers, von den Thälern der Erbe bis zu den Höhen der Gebirge, von dem Wasser der Tiefe zu der uns umgebenden Luft, von den mikroskopischen Feinden unseres Taseins bis zu den gewaltigsten Geißeln des Menschengeschlechts. Wem diese Grenzbestimmung unglaublich klingt, dem rathen wir. sich in den leicht zugänglichen Werken des ebenso gründlich forschenden, wie als Schriftsteller begabten Pettenkofer umzusehen, damit er nicht für Phrase hält, was der Wirklichkeit entspricht. Und ist auch nicht zu hoffen, daß alle Ursachen der Erkrankungen erforscht werden und noch weniger, daß man die Gesetze des Sterbens wesentlich ändern wird, so ist doch mit Gewißheit anzunehmen, d»ß die Minderung der dem Menschenleben nachstellenden Feinde gelingen wird. So wird das Hauptziel, so Schönes auch> erreicht ist, auch der kommenden Zeiten sein, neben, ja über das Stück- und Flickwerk der Einzelbrhandlung die Krankenbehandlung des Ganzen und der Gesammtheit zu setzen" . . . Welche Erfolge die doch vor Kurzem erst in größerem Maßstäbe in's Leben getretene neue Praxis aufzuweisen hat, bewies vielleicht am schlagendsten der verhältnismäßig geringe Verlust durch Krankheiten bei dem deutschen Heere im Jahre 1870/71, während die verhängnißvolle Wirkung der Vernachlässigung ihrer Vorschriften sich auf entgegengesetzte Weise im russisch-türkischen Kriege zeigte. — Uebrigens beweist die lebhaftete Inangriffnahme der Hygieine in unserer Zeit auch wieder, wie das Leben die Wissenschaften wachruft und fördert. Ist doch jene nur die nothwendige Folge und Gegenwehr gegen die Schädlichkeiten des modernen Städtelebcns, vielmehr des natur- und gesundheitswidrigen Zusammengepferchtseins vieler Menschen auf engem Räume. Sie ist heute ebenso, wie sie es, wenn auch in unvollkommenerem Grade, schon im Alterthum und Mittelalter war, eine

3b8 I. Herma»,! Vaas in Worms.

Veitheidigung der Städtebewohner gegen sich selbst, vielmehr eine Nothwehr gegen die Gefahren, die ihre Lebens- und Leibesnothwendigkeiten ihnen selber täglich und stündlich schaffen. Sie ist im Grunde ein Theil der Volkswirthschaft, für den Medicin und Naturwissenschaften nur die wissenschaftlichen Fundamente und Unterlagen liefern. —

Kehren wir wieder zur Betrachtung der speciellcn Aufgaben der Krautenbehandlung zurück, so treten uns vor Allem drei Errungenschaften unseres Jahrhunderts entgegen, welche, wie keine andern, geeignet sind, auf schlagende Weise darzulegen, daß es unsrer Zeit vorbehalten war, auf geradezu staunenswerthe Weise die Grenzen des ärztlichen Hessens vorwärts zu treiben. Wurden doch neuerdings Aufgaben aus dem Gebiete des letzteren gelöst, deren Erreichung allezeit vorher zwar von Angehörigen verschiedenster Epochen und Voller angestrebt, aber bis dahin nie ausgeführt werden tonnte! Schien es noch im Anfange unseres Jahrhunderts, ja noch bis in die dreißiger Jahre dieses den bedeutendsten Aerzten ein unerfüllbarer Wunsch, selbst kurzer dauernde kleinere Operationen schmerzlos zu vollziehen, und stieβten deshalb die Wundärzte vor Allem darnach, durch größtmögliche Schnelligkeit in der Ausführung den schmerzhaften Eingriff abzukürzen, so ist es durch die Entdeckung und allseitige Verwendung der anästhesirenden Wirkung des Aethers und des Chloroforms bekanntlich heutzutage möglich, selbst die längst» dauernden und schwierigsten Operationen schmerzlos zu vollbringen. Viel weniger dürfte bis jetzt aber in weiteren Kreisen bekannt geworden sein, daß es auch gelungen ist, sehr viele unter den letzteren zugleich ohne nennenswerthen Blutverlust zu Ende zu führen. Das geschieht mit Hilfe der von dem großen Kieler Chirurgen Esmarch, dessen Namen in Laienkreisen durch die von ihm in letzter Zeit unter uns ins Leben gerufene Samariterschulen geläufig geworden ist, vor einigen Jahren erfundene Methode der Blutspargung. Dieselbe erhält dm Kraulen eine früher mit den ab- oder ausgeschnittenen Körpertheilen zugleich, in sehr vielen Fällen unnüthigerweise, entzogene Blutmenge oder, was nahezu dasselbe sagt, einen jetzt auf die einfachste Weise für die Zwecke der Wundheilung aufzusparenden Kräftevorrath. Soll heutzutage z. B. ein großes Glied, ein Arm oder ein Bein, amputirt werden, so wird dasselbe vor Beginn der Operation von den Fuß- resp. Fingerspitzen an mit einer elastischen Gummibinde fest umwickelt bis zur Stelle, unterhalb deren die Wegnahme stattfinden soll. Dadurch wird ziemlich alles in der durch die Binde zusammengedrückten Gliedstrccke enthaltene Blut in das Innere des Körpers getrieben und somit erhalte». Schnürt man nämlich zuletzt oberhalb der Binde durch einen starken Gummischlauch noch den Theil gegen das vom Heizen andringende Blut völlig ab, so kann man nach Wegnahme der ersteren nunmehr fast ohne jeden Blutverlust operiren. Welch großen Fortschritt die Kunst des Hessens durch beide Erfindungen gemacht hat, braucht nicht eist auseinander gesetzt zu werde»! Einen weiteren, dem genannten an Tragweite mindestens ebenbürtigen, wenn nicht sogar

Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens. 2bH
überlegenen Gewinn zieht jene heutzutage aus der sogenannten antiseptischen Wundbehandlung. Werden durch diese doch die früher so zahlreiche Opfer fordernden Wundkrankheiten mit Eiter» und Laichenvergiftung so bedeutend verringert, daß die Resultate selbst der eingreifendsten Operationen jetzt denen der kleineren und kleinsten der früheren Zeit gleichkommen! Man schneidet, in durch die Erfahrung gerechtfertigtem Vertrauen auf dieselben heute Theile und „Gewächse“, z. V. aus dem Innern des Unterleibes, und zwar mit günstigsten Erfolgen aus, deren Entfernung noch vor dreißig, ja zwanzig Jahren den Chirurgen von zahlreichen Aerzten als eine Art Kunstmorde angerechnet wurde. Das Wesen dieser folgenreichen Neuerung besteht in der Fernhaltung des zersehenden Einflusses der Luft und ihrer Verunreinigungen mit Hilfe von Verbandstoffen, welche nach eigenthümlicher Methode mit faulnisswidrigen" Lösungen von Carbolsäure, Salicylsäure, mit Thymollösungen etc. getränkt und zum Wundverschluß und Wundabschluß verwandt werden. Auf die nähere Beschreibung der Ausführung der Methode einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur soll noch erwähnt werden, daß selbst der für die ärztliche Kunst sonst nicht gerade sehr eingenommene Reichskanzler die Fortschritte der Chirurgie wenigstens nicht bestritten hat. Ebenso wenig dürften auch die Fortschritte der Augenheilkunde in Zweifel gezogen werden können. Wir wollen als Beweis voran nur die Thatfache anführen, daß die Anzahl der Erblindeten in der neueren Zeit, der früheren verglichen, sehr abgenommen hat. Eine ganze große Klasse von Augenkrankheiten z. B., welche vordem mit Sicherheit zum Verluste des Sehvermögens führte, ist, wenn auch nicht in allen, so doch in der bei weitem überwiegenden Mehrzahl der Fälle, heilbar geworden, die des sogenannten grünen Staars, durch die Entdeckung Gräfes, daß Ausschneidung eines Stückchens der Regenbogenhaut den verhängnißvollen Gang dieser früher mit Recht gefürchtetsten Staarform aufzuhalten im Stande ist. In anderen Fällen ist die Hilfe gegen früher eine viel sicherere geworden, so beim grauen Staar, dann bei den Leiden der Regenbogenhaut durch die Anwendung des Atropins, bei denen der Hornhaut etc. infolge des neueren Principes der vorzugsweise localen Behandlung dieser und ähnlicher Uebel. Die Grenzen des ärztlichen Könnens sind hier bei weitem nicht mehr so eng gezogen, wie sie noch vor vierzig Jahren waren. Zu diesen Fortschritten aber gab, daß muß hier erwähnt werden, die Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz den Anstoß.

Wir erwähnten des Principes der localen Behandlung. Diese nun hat auch bei vielen andern, außer den Augenkrankheiten, neuerdings die Erfolge des ärztlichen Könnens vermehrt, vor Allem bei den Leiden der mit Schleimhaut überzogenen Hohlorgane des menschlichen Körpers. Als einfachstes Beispiel kann man die Nasenhöhlen und den Gehörgang namhaft machen, bei deren Erkrankungen man schon länger durch Ausspülung, sowohl durch einfache, als durch solche mit medicamentösen Lösungen, Noid und Lud, xxiv, 25.

I?0 I. kjermann Vaas in Worms.

direct auf den ertränkten Theil heilend einwirkt. Dazu kommt dann die örtliche Behandlung des inneren Ohres vom Rachen resp. von der sogenannte!, Eustacchischen Röhre aus, die des Kehlkopfes, der Magenöhle mittelst der Magenausspülungen, des DarmrohreH. wenigstens des untersten Theiles desselben, mittelst der Irrigationen, der Blase und der Generationsorgane, zumal des Weibes, Hilfe mit eben derselben Methode. Dadurch ist in der Thai gar manche früher gar nicht oder doch nicht so leicht mögliche Gesundung erreicht worden, ja es konnten durch die bezüglich der letztgenannten Organe erreichten Heil-Resultate selbst vorher erfolglose 1ov«L ladours lost zum erwünschten Ziele geführt werden. Zu den durch örtliche Mediation jetzt, wie man zu sagen pflegt, heilbaren Krankheiten, muß man auch diejenigen rechnen, bei denen erst durch eine vorausgeschickte chirurgische Operation der Weg zum erkrankten Theile gebahnt werden muß, wie dies u. A. bei den heutzutage sicherer, wie ehemals, beseitigbaren eitrigen Entzündungen der Brust- und Unterleibshöhle der Fall ist. Auch die Inhalationen zerstäubter Arzneiungen gehören zu den neuerdings in manchen Fällen erfolgreichen localen Behandlungsmethoden. Ebenso, in gewissem Sinne wenigstens, die örtlichen Anwendungen von anästhesirenden Flüssigkeiten und die Injection schmerzstillender Lösungen unter die Haut schmerzhafter Theile. Ein Fortschritt ist dies besonders dann, wenn aus irgend einem Grunde Mittel innerlich nicht rasch und hinreichend Wirten oder nicht gereicht werden tonnen, oder nicht angenommen werden. In letzteren Fällen kann man übrigens mittelst der Injectiunen selbst allgemeine Wirkungen, d. h. auf den gesummtten Organismus sich übertragende, erzielen, ja man zieht diesen Weg neuerdings in gewissen Krankheiten gar nicht selten vor, weil man dabei mit geringeren Mengen differentestei Arzneien, z. B. Quecksilber, ausreicht, als bei der Einführung derselben durch den Mund dies früher der Fall war.

Unter die Rubrik der localen Behandlungsmethoden tonn man auch die mittelst der sogenannten pneumatischen Apparate, resp. mit Einathmung von verdichteter oder verdünnter Luft in gewissen Lungenkranlheiten rechnen, die wenigstens in einzelnen Fällen, in denen die frühere Therapie machtlos war, wirtliche dauernde oder doch längere Zeit hindurch anhaltende Besserung bewirkt. Damit soll aber dem Laien durchaus nichts Verkleinerndes über dieses, leider im anfänglichen Enthusiasmus, wie das auch sonst zum Schaden der praktischen Mcdicin geschehen ist und geschieht, allzu laut gepriesene Berfahrern gesagt sein: -sind doch nahezu alle ^therapeutischen Methoden immer blos in einzelnen Fällen ein und derselben Krankheit wirksam! Gerade im Gegentheil möchten wir trotz obiger Einschränkung damit etwas Lobendes sagen, da doch nicht von allen neueren BeHandlungsweisen nachträglich mit gutem Gewissen Arhuliches^behauptet^werden kann, z. B. nicht von der seiner Zeit so laut ausposaunten Einathmung von benzoüsaurem Natron bei Lungen-schwindsucht. Gegenüber diesen Mißgriffen in der Therapie ist die Zeit meist

Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens. 3?^
der beste Kritiker und wirft oft schon nach sehr kurzem Bestände jenes Enthusiasmus durchaus ernüchternd, leider aber nicht ohne daß das Publikum, die Fehler und Irrthümer Einzelner generalisirend, daraufhin leicht die ganze praktische Medicin verunglimpfen möchte. —
Hat sich, wie wir früher andeuteten, die heutige Medicin die neuere, besonders die organische Chemie für die Krankenbehandlung in hervorragenderem Maße dienstbar gemacht, so entgingen auch andere in unsrer Epoche gerade besonders ausgebildete Wissens- und Könnenszweige dieser Dienstbarmachung nicht, wie denn schon das vorher besprochene Verfahren beispielsweise nur durch Fortschritte der Physik, der Mathematik und der Technik zugleich möglich ward. Diese drei concurriren nun auch bei der Behandlung mittelst der Faraday'schen und Galvani'schen Electricität. Beide letzteren Kräfte ermöglichen heutzutage eine Anzahl von Hilfen in Krankheiten des Nerven- und Muskelsystems, welche noch vor vierzig Jahren höchstens fromme Wünsche waren. Zu jenem zählen wir Lähmungen, Krampfformen, Neuralgien u. dgl. Leiden, in deren früher trostlose Therapie durch die Verwendung der Electricitätswirkungen doch wenigstens einiges Licht gekommen ist, wenn freilich auch hier wieder die anfänglichen Erwartungen nicht überall erfüllt werden konnten.
In den gleichen Krankheiten erwies sich ein anderes Mittel, dessen erste Verwendung zwar nicht unserer Zeit angehört, das aber doch in dieser, wissenschaftlich und praktisch sehr vervollkommenet, theils selbständig, theils als Hilfsverfahren neben dem soeben genannten als ein oft wirkungstüchtiges, häufiger wie früher, gebraucht wird. Vor jenem hat es übrigens noch den Vorzug voraus, daß es selbst in Krankheiten des Gesamtkörpers, z. B. bei beginnender Lungenschwindsucht und andern chronischen Leiden, sich heilsam zeigt. Welche segensreiche Hilfe die Kaltwasserbehandlung in acut entzündlichen oder infectiösen Erkrankungen, die mit heftigem, entweder durch seine Höhe, oder durch seine lange Dauer sonst lebensgefährlich sich gestaltendem Fieber verbunden sind, gewährt, weiß in unserer Zeit nachgerade auch der Laie zu beurtheilen, da vielfach statistische Veröffentlichungen darüber in die Presse Aufnahme finden. Wir erinnern nur an die guten Erfolge mittelst derselben bei Typhus, Scharlach u. s. w. Geschieht die Behandlung mit kaltem Wasser in eigenen Anstalten, so ist in der Regel damit auch die in unfern Tagen durch die erleichternden Verkehrsmittel überhaupt mehr als je in Aufschwung gekommene sogenannte klimatische Cur verbunden, deren reftaurirende und helfende Kräfte bei durch die Aufregung und Ueberreizung des heutigen Lebens, sowie durch Störungen des Stoffwechsels Erkrankten ebenfalls allbekannt sind. In denselben Fällen werden auch die Seebäder vielfach mit Nutzen verwandt und als eine der segenreichsten Neuerungen ist die zu bezeichnen, welche die unentgeltliche Benutzung der letzteren jenen armen und unglücklichen scrophulösen und rhachitischen Kindern zu ermöglichen strebt, denen seither solche Hilfsmittel nicht zu Gebote standen. Auch hat man dieser zahlreichen Klasse von

25'

372 I. Hermann Vaas in Worms,
Kranken mit zum Theil, der früher so ziemlich allein geübten medicamentösen
Behandlung verglichen, glänzenden Resultaten den Gebrauch der Soolbäder
zugänglich gemacht. Bezüglich der beiden zuletzt genannten Veranstaltungen
ist übrigens Deutschland bis heute hinter Frankreich, Italien und besonders
England zurückgeblieben.
Dagegen kann man von den letztgenannten Ländern sagen, daß sie
derselbe Vorwurf trifft bezüglich einer Behandlungsmethode, deren Erfolge
zwar von Manchen neuerdings angegriffen worden sind, ohne daß aber dadurch
die Thatfache entkräftet werden konnte, daß die Krankheit, gegen welche sie an-
gewendet wird, in unserem Jahrhundert, und zwar gleichzeitig mit ihrer Ver-
wendung, bedeutend in ihrer Häufigkeit und Gefährlichkeit verringert worden
ist, wir meinen die Schutzimpfung. Und einen neuen Erfolg verspricht das
gleiche von dem französischen Forscher Pasteur eingeführte Verfahren neuer-
dings wieder gegen eine andere, wenn auch den Menschen nur selten treffende,
dann aber fast ausnahmslos tödtliche Krankheit, den Milzbrand.
Nicht blos nach Seiten des Helfens, sondern auch bezüglich der dadurch
herbeigeführten Heilungen liefert eines der hervorragendsten Beispiele von
Fortschritten des ärztlichen Könnens in unseren Tagen auch noch die Behandlung
der Geisteskranken, die, anstatt in Irrenthürmen an Ketten im eignen Schmutz
und an der Rohheit der Wärter zu Grunde zu gehen, wie das noch fast
überall selbst zu Anfang unseres Jahrhunderts der Fall war, heutzutage unter
allen Krankenklassen am luxuriösesten, man kann das sagen, ohne irgend Jemanden
zu nahe zu treten, mit Aufwand des größten Scharfsinns und der vollkommensten
Einrichtungen behandelt werden.
Um jedoch nicht allzu weit in das Specielle einzutreten und dadurch
Gefahr zu laufen, den Leser zu ermüden, wollen wir nur noch kurz anführen,
daß auch auf anderen Gebiete», z. B. in Bezug auf Behandlung der Kinder-
und Frauenkrankheiten, der Geburtshilfe u. s. w., die heutige Medicin zahl-
reiche Errungenschaften durch Vermehrung der Wege des Helfens aufzuweisen
hat. Läuft doch durch Anwendung des Chloroforms selbst der alte Fluch
vom Paradiese her: „In Schmerzen sollst Du Dein Kind gebären!" —der
übrigens, nebenbei gesagt, für gewisse wilde Völkerschaften nie Geltung
gehabt zu haben scheint — Gefahr, auch unter den civilisirten antiquirt zu
Werden: eine Gottlosigkeit, die merkwürdigerweise von dem frommen
England ausging und dort in höchsten Kreisen häufigste Verehrerinnen fand!
Sind trotz alledem die Fortschritte des ärztlichen Könnens nicht so groß-
artig, wie wir sie in unserem ersten Aufsätze*) für das ärztliche Erkennen
unserer Zeit beanspruchen mußten, so liegt das eben in der Sache, vielmehr
in der geringen Macht des Menschen über die Natur begründet. Jeden-
falls sind sie aber, selbst in der inneren Medicin, nicht so geringfügig,
daß der verkleinernde Ausspruch Vismarcks: „So weit das Auge hinreicht, so
) E. Jahrg. 1881, September. Vt». 18, Heft 54.

Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens.

373

weit die Chirurgie thätig ist, haben wir ganz außerordentliche Leistungen, in der Behandlung innerer Krankheiten aber sind zu unserem und der Aerzte Bedauern die Fortschritte der Wissenschaft seit der Zeit, die uns die Geschichte zugänglich gemacht hat, nur gering gewesen", nicht einfach als pessimistisch gefärbt infolge rein individueller schlimmer Erfahrungen betrachtet werden müßte! —Im Gegentheile scheint das tief durchdachte Wort des Sophokles über die Macht des Menschen:

„Hoffnungsloser Krankheit Flucht

Schon ersann er"

gerade auf unsere Zeit, sogar in hohem Maße, Anwendung finden zu dürfen,

Wenn freilich auch sie selbstverständlich in tief erschütterter Geltung lassen

mußte:

„Nur vor dem Tod

Wird er finden kein Entflieh'«!«

Gabriel Mar.

von
Ludwig Pietsch.
— Verlin. —

c Geschichte der Kunst weiß kaum zum zweiten Mal von einem so plötzlichen und vollständigen Sturz herrschend gewesener Kunst-principien und Dogmen durch die ihnen direct entgegengesetzten zu erzählen, wie der, welcher sich in der modernen Münchner Molerschule seit etwa dreißig Jahren vollzogen hat. Sie bietet dabei nicht einmal, wie z. B. die Entwicklungsgeschichte der modernen französischen Malerei, das Bild besonders leidenschaftlicher und erbitterter Kämpfe der Neuen gegen die Alten, wie sie die Pariser Romantiker gegen die Klassiker der David'schen Schule bestanden. Die Alt-Münchner Schule stirbt nach kurzer Herrschaft eben nur friedlich aus. Die Kräfte und der Nachwuchs fehlten ihr. Die idealistischen Cartonzeichner und Monumentalmaler aus der Zucht des Cornelius wurden sogar noch von ihrem Meister selbst überlebt. Seinen einzigen, groß begabten Schüler, Wilhelm Kaulbach, sah er bereits sehr ab-liegeude Wege einschlagen. Auch dieser geht dahin und das Terrain bleibt frei und unbestritten dem neuen Geschlecht, welches durch kein Band der Pietät ober der Tradition mit dem vom Schauplatz abgetretenen verknüpft ist. Es hat mit diesem wenig Aehnlichkeit und Verwandtschaft in seinen Kunstanschluungen und seiner Art, die Kunst auszuüben, wie etwa die Architektur der Münchner Ludwigstraße und des neuen Königsbaues mit der des Hauses der Galerie Schuck. Ein besonders charakteristischer Unter-schied zwischen den Neu-Mllnchnern und den Alt-Münchnern aber besteht, außer der Gegensätzlichkeit in den beiderseitigen Kunstprincipien und -Idealen auch darin, daß die ältere Schule oder Künstlergruppe in all' ihrem Schaffen und Bilden ein scharf ausgesprochenes einheitliches Gepräge zeigt, welches sie der Alles dominirenden, mächtigen geistigen Persönlichkeit des Cornelius

Gabriel Mar- 275

dankt, während die Neue eine Gesamtheit von künstlerischen Individualitäten der mannigfachsten Art bildet, denen kaum etwas Anderes gemeinsam ist, als die Abwendung von den Lehren, welche bis vor dreißig Jahren dort noch so ziemlich als die alleinseligmachenden galten. Gewiß nicht mit Unrecht sucht man die Wurzel dieses, jeder einheitlichen Physiognomie entbehrenden Charakters der Neu-Münchener Malerschule in der Veranlagung und künstlerischen Sinnesart des Meisters, in welchem man ihren Begründer zu sehen gewohnt ist: Karl Piloty. Im Gegensatz zu Cornelius zeichnete ihn jederzeit eine seltene Freiheit von Einseitigkeit und Ausschließlichkeit in seinen künstlerischen Ueberzeugungen aus. Er ist sich immer bewußt gewesen, daß man, wie in der Religion, auch in der Kunst auf sehr verschiedene Fayons selig werden kann. Als sich zu Ende der fünfziger und Anfangs der sechziger Jahre jener große, stattliche Kreis von Schülern um ihn bildete, aus welchem fast alle hervorragenden Malergrößen des neuen München erwachsen sollten, suchte dieser verständige Meister niemals seinen Ehrgeiz und seine Befriedigung darin, sie alle gleichsam unter einen Hut zu bringen, den nach Naturell, Anlage, Bildung, Sinnesart, so grundverschiedenen jungen Talenten etwa ein „ehernes Gesetz“ der Kunst zu octroyiren, sie zum Glauben an einen Canon des einzig Schönen und Wahren zu bekehren. Was ein Meister der Malerei seinen Schülern lehren und geben kann, vor Allem die tüchtige handwerkliche Grundlage, welche den Maler in den Besitz der Mittel setzt, das, was er anschaut, denkt, empfindet, will, auch wirklich zum vollen sinnlichen Ausdruck im Bilde zu bringen, — das empfingen sie von Piloty. Im Uebrigen war er mehr bemüht, jedes Talent auf den demselben eigenthümlichen, natürlichen Weg hinzuleiten und die in ihm ruhenden besonderen Gaben zur Entwicklung zu bringen, als daß er ihnen etwa einen vermeintlich ausschließlich zum Heil führenden, Pfad vorgezeichnet hätte.

Die Folge ist gewesen, daß München heute besonders reich an Malern ist, die ihr „Handwerk“ aus dem Grunde verstehen, während ehemals seine gepriesensten Meister sogar einen gewissen Stolz darin suchten, nicht malen zu können, und von der Höhe des idealen Cartonzeichners und Com-ponirers herab mit unverhehlter Geringschätzung auf die „Colorirer“ blicken zu dürfen meinten; und eine zweite Folge: daß eine unendliche Mannigfaltigkeit der Richtungen dort friedlich neben einander hergeht, eine große Zahl von scharf unterschiedenen, ganz eigenartigen Maler-Individualitäten, sich voll und ungehemmt entwickeln konnte in der jeder gemäßen Weise. Aus dieser reichen Galerie moderner künstlerischer Charakterköpfe im heutigen München leuchtet als einer der fesselndsten, feinsten und seltsamsten Gabriel Max hervor. Er theilt darin das Schicksal seines um acht Jahre älteren Zeitgenossen Bücklin, daß jede seiner Schöpfungen bei ihrem Erscheinen ebenso lebhaft bewundert und Enthusiasmus, als heftigen Widerspruch, Verkleinerung und Herabsetzung erfährt. Die am schärfsten ausgeprägten Charaktere in jeder Kunst haben stets diese Erfahrung zu

376 ludwig Pietsch in Verlin.
machen gehabt und damit ein kräftigeres Zeugniß für ihre ungewöhnliche Bedeutung empfangen, als es das fragwürdige Glück des Allen Gefallens ausstellt.

Gabriel Max ist eine Böhme; in Prag am 23. August 1843 geboren. Der musikalische Zug, welcher in der böhmischen Nation von jeher mächtig war, ist auch von Hause aus in seinem Wesen lebendig. Er hat immer unter der Herrschaft musikalischer Stimmungen gestanden, wie das seiner hochsensitiven, nervösen Natur gemäß ist. Sein Vater war ein geschickter Bildhauer. Als Knabe wnrde der Sohn sein Schüler, der in der väterlichen Werkstatt das Zeichnen lernte und mit früh erwachtem leidenschaftlichem Eifer übte. Auf der Prager Akademie unter Engerth hat er feine Studien fortgesetzt, und ist, etwa zwanzigjährig, von dort nach des Vaters Tode nach Wien übersiedelt. Die ersten selbständigen Schöpfungen, mit denen er dort hervortrat, offenbarten bereits die originelle Seltsamkeit dieses jugendlichen Künstlergeistes. Es sind mit Bleistift resp. Feder und Tusche hingezeichnete Träume seiner von der Macht der Musik ergriffenen und beherrschten, bald aufgestürmten, bald weich gesänftigten und hold beglückten Phantasie.

Beethovens Sonaten, Mendelssohns Lieder ohne Worte, aber auch manche Liedercompositionen Schuberts und Schumanns haben ihm die Motive oder doch die Anregung dazu gegeben. Er commentirt nichts in die wortlosen Compositionen der eisten Neiden hinein, prätendirt nicht, den poetischen Gehalt in seinen Darstellungen sichtlich zu verkörpern, welcher sich in deren Tönen offenbart. Er giebt nur die Bilder, die letztere in ihm selbst erweckten. Die Formenllnschauung des Zeichners ist noch schwankend und einseitig, der zeichnerische Ausdruck oft noch ungelenk. Das, was ihm jene Musikwerke gesagt und erschlossen haben, sagten dieselbe schwerlich der Menge der andern Hörer. Gewiß ist noch Keinem vor Gabriel Max aus den düstern To«wogen der ^-nwU-Sonate das — Kreuz auf Golgatha mit dem Leichnam des daran gehefteten Erlösers, einsam im Auendunkel in öder Landschaft ragend, aufgestiegen. Jeder hört aus textlosen Compositionen etwas Anderes heraus als jeder Andere. Niemand kann den Künstler, welcher dem Gestalt zu geben versuchte, was er dabei in innerster Seele zu vernehmen und zu verstehen meinte, sagen: er habe dm Sinn der betreffenden Musik getroffen oder nicht getroffen, was man den Illustrationen zu Dichterverlen gegenüber sehr wohl berechtigt ist. Doch welches das Urtheil über diese Zeichnungen von Max in Beziehung auf ihren absoluten künstlerischen Werth auch sein möge, sie ließen jedenfalls keinen Zweifel darüber, daß Ter, welcher sie einzig aus dem innern Drange, sich die Seele zu entlasten, hingeworfen hatte, ein mit reicher poetisch-schöpferischer Phantasie begabtes Talent sei.

Für Künstler, deren Wege seitab von der großen Heerstraße liegen, für die „sonderbaren Gesellen“, die Phantasten uud Romantiker, war damals

und ist heute noch unter allen deutschen Kunststädten München der gastlichste, behaglichste und ihrer ungehemmten EntWicklung förderlichste Aufenthaltsort in Deutschland. Der große Zug des modernen Lebens stört ihnen hier ihre Cirkel viel weniger als z. B. in dem nüchterneren, kritischeren, spöttischeren Neilin; das reiche, üppige, sinnenfrohe Weltleben sie nicht wie in Wien, Gabriel Max mochte das fühlen. Er wandte sich im Jahre 1863 dorthin nach München und ist der Stadt an der Isnr bis diesen Tag treu geblieben. Er trat in Pilotys Atelier ein, in welchem um dieselbe Zeit eben- ein in seiner Art nicht weniger seltsamer und außergewöhnlicher Kunstjünger, Hans Matart, studirte.

Nicht immer ist die frühe Vethätigung der erfinderischen Kraft der Phantasie in gezeichneten Compositionen der Beweis einer wirklichen vollen und ganzen malerischen Veranlagung. Wer viele derartige beginnende Talente kennen gelernt und ihren späteren Entwicklungsgang beobachtet hat, gelangt dazu, gegen dieselben mißtrauisch zu werben und an ihren« wahren Maler-beruf eher zu zweifeln. Bei Max zeigte fich indeß sehr bald, daß seine Compositions-lust und -fahigkeit keineswegs das eigentliche Malertalent, den feinen Natursinn, die Freude am Handwerk seiner Kunst und das Geschick dafür ausschlossen. Piloty wird sehr geringe Mühe mit diesem Schüler gehabt haben. Es heißt, er sei sogar fast ohne allen Einfluß auf ihn gewesen. Max erlernte das Malen aus dem Grunde und verhältnihmäßig rasch. Weniger als vier Jahre hatte er in München zugebracht, als er eines schönen Tages, es war im Mai des Jahres 186?, das Publikum und die Künstlerschaft durch ein von ihm ausgestellttes Gemälde in Aufregung ver-fetzte, in welchem sich der junge böhmische Pilotyschüler plötzlich als fertiger Meister, und zwar als einer der originellsten entpuppte. Das Werk, das seinen Ruhm begründete und den Grundton seines gesammten späteren Schaffens martirte, ist das in tFopieen und Nachbildungen tausendfach reproducirte Bild: die christliche Märtyrerin (Sta. Julia) am Kreuze, deren grausig-rührender Anblick die Seele eines in der Morgendämmerung nach durchschwärmter Nacht des Weges kommenden jungen römischen Wüstlings im Tiefsten trifft und erschüttert, so daß er betehrt wird zu dem Glauben, für welchen Jene dort duldete und starb. Das war ein Wallfahrten zu dem Bilde, wie man es in München lange nicht mehr erlebt hatte, und ein Enthusiasmus, eine Ergriffenheit, ein wonniges Erschauern an seinem Anblick! Die Stimmen derer, welche den Maler der Krankhaftigkeit, des verwerflichen Raffinements, der sträflichen Speculation auf den Geschmack nervöser Beschauer anklagten, verhallten, übertönt vom Chor der Begeisterten. Dieser Vorwurf der Speculation auf gewisse Schwächen des Publikums, welcher später immer wieder von Neuem gegen Max erhoben wurde, ist, bis auf einen Fall, sicher unbegründet. Seiner ganzen grüblerischen Ein-siedler-Natur liegt es völlig fern, bei der Ausübung seiner Kunst bestimmte

378 ludwig pietsch in Verlin.

Absichten zu verfolgen, in welcher Art sein fertiges Werk wirken soll, sich überhaupt mit etwas Anderem als dem Bestreben zu beschäftigen, das innerlich Angeschaute im Bilde wiederzugeben und letzteres so gut wie möglich zu machen. Die Gegenstände freilich, mit welchen er sich am liebsten beschäftigt, die äußeren oder die seelischen Vorgänge, welche er zur Darstellung wählt, sind meist solche, denen freudige Gemüther von robuster Gesundheit wenig Geschmack abgewinnen würden, und denen die Mehrzahl der Menschen gern scheu aus dem Wege ginge, wenn nicht jener starke dämonische Reiz, den das Grausenhafte auf uns übt, sie fast wider Willen im Anschauen des Widerstrebenden gebannt hielte. Und wenn Max es nicht auch verstände, dem Grausigen, ja Widrigen, so viele holde, seltsam bestrickende Schönheit und Anmuth zu gesellen und das künstlerische Auge und Urtheil durch so ungewöhnliche rein malerische Vorgänge gefangen zn nehmen. In der „Märtyrerin“ sind alle diese charakteristischen Eigenschaften ihres Malers vereinigt: der blutige Schrecken, das Peinigende, was für jedes Empfinden im Anblick des gräßlichen Leidens der widerstand- und schuldlosen zarten weiblichen Anmuth, der halbkindlichen Mädchenschönheit liegt; der wahre und echte Ausdruck des tief ergriffenen und bewegten Gemüths in dem jungen Römer, der den abgenommeneu Rosenkranz am Fuß des Kreuzes niederlegt; der Zauber einer einheitlich durchgeführten Stimmung in Ton und Farbe, deren Wirkung eine entschiedene Aehnlichkeit mit der musikalischen hat, und eine ganz persönliche, hoch inteiesfante, dabei völlig manierlose Behandlung der Malerei.

Der mit diesem Bilde errungene erste große Erfolg ist für Max ohne schlimme Consequenzen geblieben. Weder der Enthusiasmus der Einen, noch der heftige Tadel der Anderen hat ihn schwankend und zweiflerisch in Bezug auf das werden lassen, was ihm gemäß sei. Er ist im Kern seines Wesens geblieben, der er von Beginn an war, und hat jede Aneignung dessen, was diesem fremd ist, immer verschmäht. Eine fest umrissene, eigene künstlerische Persönlichkeit, die sich nicht in eine der großen Rubriken einreihen läßt und mit kaum einer andern gleichzeitigen im Zusammenhange steht, oder eine Verwandtschaft damit erkennen läßt.

Hamlets Figur hat sämmtlichen Shakespeare-Erllärern, welche sich die Aufgabe stellten, die Lösung des Räthsels seines Wesens, das letzte Wort seines Charakters zu finden, so viele und immer noch vergebliche Mühe gemacht, weil sie vermeinten, ihn als eine Einheit auffassen und hinstellen zu müssen. Herrmann Grimm sagt einmal in einem Essay über diesen Gegenstand sehr treffend, daß die Vereinigung des Widersprechendsten in dieser Persönlichkeit eben deren Wesen sei. „Ein completer Widerspruch ist in Hamlet verkörpert worden“. Aehnliches ist man versucht, von Gabriel Max anzunehmen. Naffinirte Verstandesfeinheit und Schärfe, welche sich nie genug thut im „nach der Wesen Tiefe Trachten“; und — Traumseligkeit, Hingegebensein an die Herrschaft musikalischer Stimmungen bis zum völligen Untertauchen der

Gabriel Mar. 179

Seele in denselben; unheimliche Lust am Grausigen, ja nackt Gräßlichen, und zugleich — nicht etwa am Wollüstigen, welche jene sonst fast immer zu ergänzen und sich mit ihr sehr gut zu vertragen pflegt, — sondern am Reinsten, Zartesten, Keuschesten und Lieblichsten; der starte Trieb der genauen Naturbeobachtung, der strengen wissenschaftlichen Erforschung der Gesetze des Lebens, des Werdens und Vergehens, und — eine nicht nur überzeugt, religiös-gläubige, sondern der modern spiritistischen nahe verwandte Anschauung über die letzten Fragen Wo ist das gemeinsame Band, das so disparate Eigenschaften und Wesensäußerungen, wie sie in der Persönlichkeit und in der Kunst unseres Meisters zu Tage treten, zur Einheit zusammenschlösse? —

In dem nächsten Bilde, welches er auf die „Märtyrerin“ folgen ließ, herrscht das musikalisch-träumerische Element ausschließlich. Selbst in seinem Titel. „Adagio“ nennt er es. Es zeigt eine mit den allerbescheidensten Reizen geschmückte freie Landschaft in dem zart verschleierte Licht der gleichsam „durch Thronen lächelnden“ Vorfrühlingstage, welche empfängliche Menschenseelen ^o leicht mit einer füßen Wonne der Wehmuth erfüllen, und zum Ueberströmen schwellen machen. Vereinzelte, noch blätter» und blüthenlose schlanke junge Näumchen ragen hie und da vom Boden auf, der sich überall mit jungem, zartem Grase bedeckt hat. An den Zweigen eines kleinen Strauches neben dem vordersten Baumstamm sind die ersten feinen weißrosa Blüthenknöspchen hervorgebrochen. Auf einer simplen Holzbank dort, deren Lehne jenen Stamm berührt, sitzt ein junges Mädchen zur Seite eines vornehmen Knaben, seines jüngeren Bruders, Beide in eine, etwa der Zeit Van Dycks entsprechende, feinfarbige einfache Tracht gekleidet. Es sind teine fremden Spaziergänger; sie sind hier auf dem Eigenthum ihrer Familie. Nas Mädchen, deren Hals und Schultern ein breiter dunkler Sammettragen sittig bedeckt, während das blonde Haar in einem dunkeln, unter dem Kinn mit Bändern festgebundenen Miltzchen steckt, blickt mit fast geschlossenen auf den Schoß gesenkten Augen träumerisch vor sich nieder. Der feingeformtc Knabe zur Linken der Schwester stützt den hübschen langhaarigen Kopf auf seine Rechte, den Ellenbogen auf die Rücklehne der Bank stemmend, und betrachtet die in ihre halb schwermüthigen Träume Verlorene von der Seite her mit fragendem, nachdenklichem Blick. Noch versteht er nicht, was sie in dieser Stille, von dieser weichen Luft umfächelt, so eigen bewegt und ihr das frohe Lächeln von den blühenden Lippen nimmt. Aber auch ihn erfaßt es so seltsam und seine großen Knabenaugen sehen ganz so aus, als würben sie demnächst „weinen und wissen selbst nicht warum“. — Man hat auch das merkwürdige Bild damals bei seinem Erscheinen ziemlich rückhaltlos gescholten und verworfen. Aber es übt noch immer seine stille Gewalt und zieht uns in den Bann seiner Stimmung hinein, auch wenn wir es nur in der farblosen Photographie betrachten. Die Proteste des „gesunden Gefühls und Verstandes“ gegen die krankhafte Gefühlsschwelgerei darin haben ihm nichts von seinen! seltsamen musitalischen Zauber nehmen können.

380 ludwig pietsch in Verlin.

Noch auf einigen anderen späteren Bildern überläßt sich Max wohl ungenirt der elegischen oder melancholischen Grundstimmung seines Wesens, wenn er auch die Schilderung des schlechthin Grausigen und Entsetzlichen, des Wahnsinns oder des blutigen Verderbens auf ihnen meidet. Jene sind weniger geeignet „Sensation“ zu machen. Ihr Eindruck jedoch ist nur desto tiefer, inniger und wohlthuender gewesen, während sie in der gesumnten künstlerischen Durchbildung völlig auf der Höhe jener packenden und furchtbaren gemalten Tragödien stehen, deren gequälte und erliegende Hauptgestalt immer ein hilfloses Kind oder eine liebliche Mädchengestalt ist.

Selbst nicht einmal von der sanften Schwermuth angeweht, welche das Bild des „Adagio“ durchzieht, sondern ganz von reiner, stiller Heiterkeit erfüllt erscheint vielleicht nur eine unter allen seinen zahlreichen Conceptionen, In den eisten siebziger Jahren sah man das Bild in München ausgestellt: ein junges blühendes Mädchen unsrer Tage, das unter einem blüthenbedeckten Baum „im Frühlingsgarten“ sitzt und dem schmetternden Gesänge eines Vögelchens auf dem Zweige nahe vor ihm lauscht und zusieht, ohne daß das vertrauensvolle Thierchen sich durch diese Lauscherin in seinem Gesänge stören ließe. Ich weiß nicht, ob ich damals, als ich das Bild sah, recht unterrichtet worden bin, wenn man mir sagte, diese sehr charakteristische Mädchengestalt mit dem ausgesprochen böhmischen Gesichtstypus sei des Malers eigne Braut. Die ihm sonst so fremde ruhige Freudigkeit, das glücklich Befriedigte in der ganzen Stimmung dieses Bildes fände, wenn jene Mittheilung richtig gewesen wäre, ihre einfach natürliche Motivirung und Erklärung. — Unter den nur leise elegisch gefärbten Bildern von Max gebe ich den Vorzug vor allen dem seltsamen, räthselhaften Werl, welches er „Herbstreigen“ betitelt. Frauen und Mädchen in reicher, aber ziemlich frei behandelter patricischer Renciissancetracht ergehen sich mit einigen Cavalieren in einem Wäldchen. Andere Gruppen sitzen rechts mehr im Hintergrund auf Bänken im Freien plaudernd bei einander. Der eine Cavllier, welcher die Hand einer etwas älteren Dame gefaßt hält, beugt sich nieder, um eine jener Herbstblumen zu pflücken, welche vereinzelt noch hie und da zwischen dem Grase stehen. Ein anderes Paar sieht man, sich umschlungen haltend, tiefer in das Gehölz hinein gehen. Ein ganz junges Fräulein betrachtet ein Ringlein, das es in seiner Hand hält. Eine besonders schöne und prächtig gekleidete, goldhaarige junge Frau bewegt sich, ohne Partner, aus innerer Freudigkeit, im Tanzschritt über den Rasen im Vordergrund hin. Eine andere Dame reicht mit zurückhaltender Freundlich, teil dem Cavalier ihr gegenüber eines der Herbstblttmchen hin. welches sie für ihn gepflückt hat. Ganz im Vorgrund aber zur Rechten schreitet eine stolze Frauengestalt, Hals und Schultern in schwarze Schleier gehüllt, ein Kränzlein in der Hand, daher und blickt wie befremdet über die Lustigkeit auf die Gruppen vor ihr. Ach! diese Lustigkeit selbst im Grunde so wenig lustig! Die tiefe Schwermuth, das Gefühl der Vergänglichkeit liegt so

Gabriel Mai. 281.

eigenthümlich drückend und beklemmend auf der ganzen Scene. Und durch die Luft des Spätnachmittags durch das gebräunte Laub und über die letzten Blümchen im Grase hin weht der Schauer des Herbstes. — Kaum minder seltsam erscheint mir jenes Bild, welches die Botschaft von der Wiederkunft des Frühlings zum Gegenstande hat, das „erste Grün". Das schlichte, kleinbürgerliche, alt niederländische Interieur darauf ist fast mit der Licht« und Tonwirkung eines de Hooghe gemalt. An dem Bett mit den dunklen Vorhängen, in welchem ein kleines Kind wahrscheinlich krank liegt, sitzt dessen junge Mutter auf hochlehnigem, plumpem Stuhl bei der Näharbeit, die in ihrem Schoß liegt, eingeschlummert, den Kopf auf die rechte Hand gestützt. Eine junge Bekannte in dunkler Pelzkappe und pelzgefüttertem Schultermäntelchen, die linke Hand in der Muffe, ist aus dem fonnenhellen Flur in das Gemach getreten und hält, während sie an dessen Tisch gelehnt stehen bleibt, in ihrer vorgestreckten Rechten ein von draußen mitgebrachtes kleines Büschel zarter Blättchen dem erwachten Kinde in dem Bett von weither entgegen, wie einen ihm von draußen mitgebrachten Gruß des jungen Frühlings. Sie will den leisen Schlaf der Mutter nicht stören und wagt nicht näher zu dem Kleinen heranzutreten, das sein Händchen nach der Gabe ausstreckt. Es ist eine Feinheit und eine Zartheit der Empfindung in dem Bilde und speciell in diesen Frauen- und Mädchengestalten, welche man mit Unrecht als Sentimentalität bezeichnen würde. Der Künstler und seine Geschöpfe sind nervös bis zur Krankhaftigkeit; zugegeben. Aber nicht empfindsam. Wäre er letzteres, so würde er mehr zurückscheuen vor dem Grausamen und Blutigen, das er im Gegentheil mit Vorliebe aufsucht. Ein sehr merkwürdiges und sehr räthselhaftes Bild von der Gattung jener weder tragisch düsteren noch heiteren Bilder von Max, deren Stimmungszauber uns darum nicht weniger gefangen nimmt, sah man im letzten December im Berliner Künstlerverein ausgestellt. „Die Würfel" war es betitelt. Die innere poetische Absicht des Künstlers zu errathen, macht es uns nicht eben leicht. Ein junges Weib in antiker Tracht (lebensgroße Halbfigur), sitzt in einer Küstenlandschaft nahe dem Meer, das im Hintergrund wie eine blaue Wand zum Horizont hin steigt; der Schönen gegenüber, zu ihr hingeneigt, einen Blumenstrauß in der Hand, mit dem Ausdruck leidenschaftlich dringenden Fragens und Flehens in dem auf ihr Gesicht gerichteten Blick, ein Grieche oder Römer im jüngeren Mannesalter. Der holde Gegenstand seines Werdens hält ein von höheren Rändern umgebenes schwarzes Brettchen auf dem Schoß, in welchem einige Würfel liegen. Mag die Beziehung dieser Würfel zu der Frage des Werbenden und zur Antwort der Umworbenen auch ziemlich unerklärlich fein und der eigentliche Vorgang theilweis in Dunkel gehüllt bleiben, desto offener war die hohe Schönheit, die tiefe, dunkle Glut und andererseits die Feinheit und das gesammte, goldige Leuchten des Tons dieses coloristischen Meisterwerks.

Wenig glücklich will mir Max da erscheinen, wo ihn einmal die Ab-

382 ludwig f)ietsch in Verlin.

ficht überkommt, nur durch sinnliche Schönheit zu Wirten. Auch für die Schilderung des vollen Liebesglücks, der befriedigten Zärtlichkeit fand er noch nie den vollen, zum Herzen gehenden Ausdruck.

Seine Frau Venus, welche sich niit prangendem, nacktem Oberkörper in der denkbar unbequemsten, ja physisch unmöglichen Stellung an Tannhauser an» schmiegt und zwar mit dem Rücken an seine Brust, so daß jeder Versuch den Geliebten zu umarmen, in solcher Stellung vergeblich bleibt, — ist in, der Intention so vergriffen wie unorganisch in der Zeichnung ihres Körpers, kleinlich und puppenhaft im Schnitte und Ausdruck ihres Kopfes. Ter Ge> liebte der Göttin freilich ist dabei noch schlechter weggekommen. Ein langweiliger, bequemer und nicht einmal sonderlich hübscher Herr, welcher durch seine Erscheinung und sein unbegreifliches Verhalten in solcher Situation uns keinen sehr schmeichelhaften Begriff von dem Geschmack der Göttin der Liebe und der Königin des Hörselberges einflößt. — Faust und Gleichen vom Rücken gesehen, an der Laube stehend, sie von ihm umschlungen, bilden ein kaum minder lahmes und gleichgiltiges Paar. In seinem Zärtlichkeitsbezeigen ist der Herr Doctor ebenso unbehilflich, wie Tannhauser langweilig und phlegmatisch im — Erdulden.

Nein, die wahre Heimath unseres Meisters, durch deren Berührung er immer erst seine vollste Kraft gewinnt, ist das Reich der Schwermut!), des Schinerzes und der Verstörung der weiblichen Seele. Man halte jenem ungraziösen Gretchen im Moment ihres eisten, vollen Liebesglücks das von Max gemalte „Grelchen im Zwinger" gegenüber, um sich sofort bewußt zu werden, wie ganz anders er auf diesem Gebiete des Schmerzes zu Hause ist. Die Gestalt der Unglücklichen, wie sie hier auf dem Boden am Fuß der Mauer kniet, in deren höherer Nische, mit Blumen umstellt, das Bild der fchmerzenreichen Mutter steht, zu dem sie die Hände hoch hinauf hebt, während das Haupt hinten über sinkt, das in banger Angst wie erstarrte Auge hinauf blickt zum Antlitz des Bildes der Madonna, von der das gequälte Herz vergeblich Trost und Hilfe erfleht, ... die bildende Kunst, welche diese Scene der Goethe'schen Dichtung so oft zum Gegenstand der Darstellung wählte, hat nie ein die Stimmung derselben vollkommener verkörperndes Bild geschaffen. Wie gipfelhoch steht dasselbe in seiner Schlichtheit, seiner Innerlichkeit, seiner Freiheit von allem theatralischen, declamatorischen Wesen und mit der rührenden Macht des wahrhaftigsten SeelenauZdrucks in Gesicht und Haltung Gretchens über jenem, einst viel bewunderten, unerträglichen „Gretchen im Zwinger" des Kaulbach'schen Eartons; jenem Gretchen, dessen Gesicht zu zeichnen der Künstler sich bequemlich ersparte, während er von einem plötzlich dahcrbrausenden Windstoß die schweren Flechten dahin stürmen läßt.

Noch zweimal hat Max diese rührende Gestalt Goethes zum Gegenstande seiner Kunst gewählt. Einmal zeigte er sie im Kerker, Faust zu ihren Füßen, das vom Wahnsinn verstörte Gesicht doch zugleich von einer

Gabriel Mai. 385

süßen, lächelnden Lieblichkeit verklärt, die eine Hand auf seiner Schulter, mit der anderen wie traumverloren in seinen Locken wühlend, während er, in wildem Schmerz erstarrend, das Haupt in seine Rechte sinken läßt: das Ganze von dem Schein der im Bilde selbst nicht mit angebrachten, auf den Boden gesetzten Laterne von unten herauf phantastisch grell beleuchtet. Das vierte dieser Gretchenbilder hat von allen wohl den meisten Lärm in der Welt gemacht. Es ist jene Gestalt des Gespenstes aus der Walpurgisnacht mit dem blutrothen Streifen um den Hals, das „mit geschlossene» Füßen" zu gehen scheint und Faustens Blut gerinnen macht durch sein? Erscheinung. Das Bild machte in den siebziger Jahren die Runde durch die Welt. Kunsthändlerische Speculation hatte es zum sogenannten „Sensationsbilde" gestempelt. Concentrirte künstliche Gasbeleuchtung mußte dem mit Vorliebe in eng umschlossenen, finsternen Räumen aufgestellten zu einer gesteigerten Wirkung verhelfen. Der Maler selbst trug schwerlich die Schuld daran. Das Dämonische oder eigentlich Gespenstische mit all' seinem Grauen hat auch er nie mit überzeugenderer und packenderer Gewalt durch die Malerei zur sinnlichen Erscheinung gebracht, als es hier geschehen ist. Wer diese Gestalt einmal gesehen, vergißt sie nie; diesen ernsten, traurigen, bewegungslosen, todten Blick der weit offenen grauen Augen, den Ausdruck dieser kaum noch vom Schmerz verzogenen, erloschenen und doch mit allen Spuren des früheren Schmerzes geprägten Züge; diesen Hals, welcher den blutigen Streifen kaum an einer Stelle ahnen läßt, die Bewegung der beiden auf der Brust über einander gelegten Hände, welche das aufgelöste braune Haar wie eine Necke darüber breiten; diese leblose, unbewegliche Gestalt in den weißgrauen ungeordneten Gewändern; diese Bewegung, die nur ein Fortgeschobenwerden durch unsichtbare Macht ist! Drei Raben bilden ihre Gesellschaft, von denen der eine nach einem verlorenen Ringlein auf dem Felsboden pickt. Der Schatten der nach der Erscheinung ausgestreckten Hand Fausts zeichnet sich auf der vom matten Feuerschein beleuchteten Felswand, vor welcher sich dies Grcchtengespenst dahin schiebt. Das Schicksal, als „Sensationsbild" von Stadt zu Stadt zu wandern.haben noch zwei andere Gemälde von Max mit diesem getheilt. Das eine, welches seinen Namen in aller Welt, und speciell der großen Masse derselben vor Allem bekannt und bewundert gemacht hat, ist das Wert, welches man einem Meister von solchem Können und solchem Ernst des sonstigen gesummtten künstlerischen Schaffens kaum verzeihen kann: jener Christustopf auf dem Schweiß Tuch der heiligen Verouica, dessen Augen von den Lidern geschlossen erscheinen und gleichzeitig doch wieder groß geöffnet dem Beschauer in die seinen blicken. Das hier vollbrachte Kunststück ist wirtlich keine große Herrlichkeit und verdient das populäre Erstaunen nicht, welches es bei dem lieben Publikum hervorgerufen hat. Die dabei unvermeidliche, viel zu übertriebene Größe der Gesamt-Augenhöhlen läßt nothwendig die andern Gesichtstheile und damit den ganzen Kopf kleinlich wirken. Der Ausdruck gewinnt durch

38H ludwig Pietsch in Verlin.
die starke Betonung der Falte unter den unteren Lidern eine fatale, im Antlitz eines dornengeklönten Christus doppelt übel angebrachte, Süßlichkeit. Wer Maxens wahre Künstlergröße erkennt und schätzt, konnte nur peinlich von diesem Werl berührt werden, und ihn um der „Bewunderung von Kindern und von Lassen" willen, die es ihm in so reichen Maaß erworben hat, eher bedauern als beglückwünschen.
Von ganz cmderm Gepräge, einem ganz anderen künstlerischen Ernst der Empfindung, des Wullens und der Arbeit, ist das dritte jener Bilder von Max, denen das zweifelhafte Glück geworden ist, unter der Flagge eines „Sensationsgemäldes" von Unternehmen: auf die Reise durch die Städte Deutschlands und auch wohl noch anderer Länder geschickt zu werden: „Die Kind es Mörderin". Man hat es als eine gemalte Illustration zu Bürgers „Pfarrertochter von Taubenhain" bezeichnet. Ich glaube kaum, daß Mar erst des Gedichtes bedurft hat, um sich dazu anregen zu lassen. Dies unselige, in halbem Wahnsinn handelnde, junge Weib, welches an der verborgenen Stelle des Teichufers, am Fuße eines öden Hügels, von hohem Röhricht umrauscht, verzweifelnden Heizens die blutige That gethan, das kleine, arme, junge Wesen, dem es das Leben gegeben, mit der langen Nadel ins Herz gestochen und getödtet hat, — es ist der Gattungstypus der „Kindesmörderinnen von zärtlichem Herzen", an deren Existenzfähigkeit es so schwer hält zu glauben, und die dennoch erwiesenermaßen einen keineswegs geringen Theil der Gesammtheit der jenes Verbrechens Schuldigen bilden. In der, alle Klarheit der Ueberlegung und alles natürliche Gefühl erstickenden Angst und Noth des Herzens, von der furchtbaren Macht der Scham überwältigt, hat die junge Mutter das Entsetzliche vollbracht. Aber wie sie die kleine arme Ereatur, den Kopf, das starre Körperchen, die regungslosen Glieder, mit ihren Händen umfaßt hält, kehrt all die instinctive, unausrottbare Mutterliebe wieder; sie drückt ihr eigenes Opfer an die Brust und ihre Lippen auf die kalten Wangen, als konnte sie es mit ihren Küssen wieder erwecken, und der rettungslose Jammer um das, was sie gethan, zerreißt ihr die Seele.
Die Stimmung der landschaftlichen Scenerie klingt hier wunderbar mit der des Vorgangs zusammen. Düster und trostlos wie dieser sieht der Fl«! Erde aus, auf welchem er sich vollzieht. Aus der Schattendämmerung des im traurigen Winde des Herbstabends rauschenden Schilf- und Röhricht-Waldes leuchten der Kopf, Hals, Hände der am Boden knieenden Gestalt der bejllmmcrnswerthen Frau, und auf ihren Armen der nackte Oberleib des getödteten Kindes und die weißen Linnen, welche feinen Unterkörper einhüllen, in einem Tonaccord von wahrhaft raffinirtcr Feinheit.
Es scheint, als zöge der Tod, das große Näthsel der Natur, dieses grüblerischen Geistes Interesse und eben auch seinen Malersinn kaum minder mächtig an, als das blühende Leben. Ich glaube sogar, daß letzterer die Tonscala des tobten Menschenkörpers auf jenem Punkt, wo die Verwesung

Gabriel Mar. 285

soeben beginnen will, zum Werl zu ichreiten, auf ihre Farbenwerthe und coloiistischen Feinheiten hin noch höher schätzt, als die prächtige, aber leicht brutal wirkende Röthe des frisch vergossenen Blutes, über deren Wichtigkeit und vorzügliche Verwendbarkeit in der Malerei die großen Meister der Farbe, von Rubens bis Regnault, niemals in Zweifel gewesen sind. Aber selbst die Maler, welche die Darstellung der „nawrs moi-ts“ zu ihrer Specialität erwählt haben, die „Stillebenmaler“, fliehen die Schilderung der tobten und todtenstillen Menschenwesen. Max sucht letztere im Gegenheil mit ausgesprochener Vorliebe auf und beschäftigt sich gern mit ihrer Darstellung. Wir kennen von seinen derartigen Bildern „Das todte Kind im Sarge“, „Ahasver bei der Leiche eines Kindes,“ und das schönste, stimmungsvollste von Allen! „Der Anatom“. Nachdenklich sitzt die vornehme Gestalt des ernsten Mannes mit dem delicat geschnittenen Denteranlitz im Lehnssessel, zwischen seinem Arbeitstisch, auf dem sich Bücher. Papiere, Menfchen- und Thierschädel häufen, zu seiner Rechten, und dem niedigeren Secirtisch links vor ihm, im ersten Plan des Bildes. Auf der Platte lang hingestreckt, mit weihen Lacken bedeckt, den Kopf von der wirren Masse der feuchten, aufgelösten blonden Haare umwallt, liegt der Leichnam eines zarten Mädchens von reinster Lieblichkeit der eben erblühten jungfräulichen Formen, das sich selbst den Tod gegeben hat. Die Linke des Anatomen hat den oberen Theil des Leichentuches zurückgeschlagen, welches das feine, anmuthige, nun so ernste Gesicht und die junge Brust verhüllte; und sein gesenktes Auge ruht regungslos, aber nicht nur mit der Gleichgültigkeit des abgehärteten Anatomen auf diesem, noch immer fo holden, ob auch cntfeelten, Meisterstück der Natur, welches seinem Scalpell preisgegeben vor ihm daliegt. Wie in diesen Bildern das Todte, so hat Max in einem anderen allbekannten, das zu den edelsten Perlen seiner Malerei gezählt werden muß, den täuschenden Schein des Todes zum Gegenstand der Darstellung gewählt. Es ist Shakespeares Julia, welche Nachts den Trank des Pater Aurenzo getrunken hat, und nun anscheinend entseelt, auf den Kissen ihres prächtigen Lagers dahin gestreckt liegt, während durch das Fenster im Hintergründe ihres Gemachs der goldige Schimmer des jungen Morgens in dessen Dämmerung hereindringt und draußen auf der Galerie die Musikanten des Bräutigams, des Grafen Paris, erkennen läßt, welche die Tochter Capulets mit dem Klang ihrer Instrumente zum Hochzeittage zu erwecken kommen. Die Gestalt, welche sich unter dem reichen grünlichen Gewände modcllirt, ist von herrlicher Iugendschönheit, die Stellung der in die weichen Kissen mit Kopf und Oberkörper Zurückgesunkenen mit vollendetem Naturgefühl und »Studium gezeichnet. Das, mit dem Kinn auf die Brust gesuutene, rings vom üppigen, tieffchwarzeu Haar umfluthete, bleiche, von einem stark grünlichen Schimmer, wie Alles in dem Gemach, überhauchte Gesicht zeigt, ob auch die großen, klugen und feurigen Augen geschlossen sind, in allen Formen «old und Süd. XXIV, ?2. 26

386 tnkwig Pietsch in Berlin.
und Zügen die trotzige, ruhige Entschlossenheit, die feste Willenskraft der früh gereiften Veroneserin. Vielleicht kein anderes Bild von Max beweist zugleich in solchem Maaß, wie dieses, wie wahrhaftig geschmackvoll in der Erfindung und Entfaltung weltlicher, vornehmer, malerischer Pracht er zu sein vermag.
Nie Vernichtung des jungen blühenden Lebens in ihrer furchtbarsten Erscheinungsform hat er nie in fo unerbittlicher, brutaler Wahrheil geschildert, als auf dem Bilde „Die Löwenbraut“. Motiv und Gegenstand gab ihm Ehamissos bekannte Ballade. Von dem Tatzenhieb ihres eifersüchtigen Freundes gctödtet, in ihrem ausströmenden Blut auf die Steine des Bodens hingebettet, liegt im lichten Brauttleidc, im modisch frisirten dunklen Haar noch den Myrthenkranz, die, welche ihren jetzigen Mörder so lange spielend zu bändigen und nach ihren, Willen zu lenken vermochte. Er hat sie dem geliebten Manne nicht gönnen und lassen mögen. Nun ist sie sein. In schrecklicher, wilder Majestät ruht er hinter ihr; die eine blutige Tatze in den Arm der Getödteten, die andere in ihren Schenkel geschlagen, — so hält er sie in den Pranken, sein Eigenthum, das lein Anderer lebend umarmen sollte. Das riesige, mähnenumflatterte Haupt des Löwen steigt, wie ein enormer Felsbluck über und hinter der zarten dahingeschniccterten weißen Gestalt auf. Die Augen wendet er kaum nach der Seite hin, dem Käfiggitter zu, jenseits dessen der Bräutigam draußen zu spät die Büchse auf den Mörder seines Glückes richtet. Auch in der Disposition der großen Tonmassen, in der Durchführung, wie in dem ganzen einfach imposanten Ausbau der Eom Position steht dies „gräßliche“ Bild durchaus auf der Höhe dessen, was sein Maler geschaffen hat.
Für das zarte, leidende, gequälte, duldende Weib bietet dem, der da-nach sucht, das Leben des Tags, die Geschichte der Vergangenheit, die Sage und die Dichtung aller Zeiten und Völler unzählige Typen. Die Galerierer, welche Max daraus zu Gegenständen oder Heldinnen von Gemälden gewählt hat, ist bereits ziemlich viel umfassend. Aber er wird sie voraussichtlich noch um so manche neue Gestalt bereichern. Einiger der wichtigsten derartigen Schöpfungen des Meisters habe ich noch zu gedenken. Ob seine Frauen- und Mädchengestalten am tiefen, hoffnungslosen Seelenleid kranken, oder ob sie das blutige Verderbe» bedroht, — immer hat er ihnen einen leuscheu Reiz von unwiderstehlich rührender Macht zu geben gewußt, welchen alle Angst, Noth und Qual ihnen nicht zu rauben vermag. Ich erinnere an jenes Bild der juugen Nonne im armseligen Klostergarten, den rings-um die tahleu Mauern wie ein Gefängnis; umschließen. Sie hat sich ins junge Gras gesetzt, die schweren Schuhe von den zarten Füßen gestreift, ihr Brevier neben sich gelegt und ein Gewinde von Sommerblümchen darüber. Um ihren Fuß flattern spielend zwei Schmetterlinge. Schwermuthvll ruht der Blick der Gottesbraut auf ihnen, die leine Mauern und kein Gc lübde umschlossen und gefesselt halten. Diese am Boden sitzende Gestalt in

Gabriel Max. - 28?

der rauhen, plumpen Klostertracht, dieser holde Mädchenkopf, von der weißen Nonnenhaube umrahmt, sind von einer so reinen Lieblichkeit, und um so herzbeklemmendere Wehmuth ist die Wirkung, die das Bild erzeugt. Die „dem Herrn Vermählte" oder — Geopferte, die bereits den bitteren Kampf bestanden und sich zum Entfagen durchgerungen hat, zeigt ein andres Bild in verklärter ernster Schönheit: eine Nonne, welche ein verwaistes kleines Kind gepflegt hat, und dasselbe auf ihren Armen emporhebend zart» lich cm's Herz, das Köpfchen an ihre Lippen drückt. Alle die zurück- gedämmte Zärtlichkeit des Frauenherzens in der Nonne, die das Glück dahin- gegeben hat, die Fülle von Liebe, die jenes umschließt, Dem zuzuwenden, wofür die Natur sie ihm gegeben hat, blickt aus diesem vergeistigten, edeln Antlitz und spricht aus der Bewegung der Hände, welche den Pflegling umfassen halten.

Zwei andere Bilder der duldenden Weiblichkeit, Schöpfungen, die einen vielleicht noch unmittelbaren und tieferen Eindruck auf jeden Beschauer hervorbringen mußten und hinterlassen haben, sind: Das geblendete junge Christinmädchen, welches, am Eingang der römischen Katakomben sitzend, den zum Besuch der Heiligengräber eintretenden Glaubensgenossen Lämpchen zur Beleuchtung ihres dunkeln Weges darbietet; und jenes andere, allbekannte, das sich „Der letzte Gruß" betitelt. Die moderne Kunst hat kaum zwei reinere, in ihrer unbewußten unschuldigen, ernsten und traurigen Armuth rührendere Gestalten geschaffen, als diese Beiden. Sie sind übrigens von gleichem Fleisch und Blut, nahe verwandt im innersten Wesen, wie in der ganzen besondern Art ihrer schlichten Mädchenanmuth. Die Ruhe der gläubigen Seele, welche alle drohenden Schrecken der Vernichtung des Leibes nicht zu trüben vermögen, in dem Kopf der jungen Märtyrerin zwischen den blutlehzenden Bestien des römischen Circus; der stille himmlische Frieden im Gesicht der jungen Blinden, — sie entspringen der gleichen Quelle. Auch hier ist unmittelbar neben die höchste Lieblichkeit das finstre Grausen gestellt. Ein kurzer Augenblick der Zeit noch und kaum ein Fußbreit Raum trennt die holde halbkindliche Gestalt, welche mit fast frohem Staunen in den großen Augen hinaufblickt zu den Reihen der sonst so Erbarmungslosen, aus denen ihr der Blumengruß kam, von den Tatzen und Rachen der wilden Bestien; wenige Secunden später werden diese zarten Glieder, dies süße, ernste Antlitz zu blutigen Fetzen zerrissen über den Boden gestreut sein und von den Zähnen jener Tiger zermalmt werden.

Daß hier eine raffinierte Berechnung des Effects auf die gespannten, auf's Aeüßerste erregten Nerven des Beschauers einen starken Antheil an der Conception des Bildes habe, wird man bei aller Freude an der tiefen poetischen Schönheit desselben und an der außerordentlichen malerischen Leistung nicht abweisen können. Auch zugeben müssen, daß die gemalten Bestien sich hier nicht sammtlich einer gleich überzeugenden Lebenswahrheit erfreuen können, wie jener Löwe auf dem Bilde der „Löwenbraut".

26»

388 ludwig pietsch in Neili».

Außer den Löwen und Tigern hat unter den Vierfüßlern Maxen-Künstlerliebe besonders immer den Affen gegolten. Er schätzt diese menschlichen Stammesvettern nicht nur als Maler. Sie waren ihm nicht allein Modelle, sondern gern geduldete und mit lebendigem Interesse beobachtete Hausgenossen. Das eindringende Studium, welches er ihrer Erscheinung und ihrem Wesen gewidmet hat, ebenso wie jene menschliche Neigung für sie, bekundet sich auch für den, welcher die Thatsache nicht wüßte, klar in den beiden von Max gemalten Affenbildern .Schmerzvergessen". E-ist, als ob er in ihnen die poetische Schwermuth seiner ernst gemeinten Schöpfungen Hütte travestiren »vollen. Aber sie sind darum keineswegs Cari» caturen, sondern sehr treu und ehilich studirte und wiedergegebene Bilder der Affennatur; der ironische Humor beschränkt sich einzig auf den Titel. Eine ganze Gruppe von Gemälden unseres Meisters blieb von mir noch gänzlich unberührt: die der religiösen Bilder. Gerade für dir religiöse Malerei scheint Max durch seine besondere menschliche und lünst-lerische Natur mehr wie die meisten Modernen veranlagt. Er bringt den vollen überzeugten Glauben an diese Gegenstände mit heran. Das Wunderbare, Mystische, die Gcistcrwelt ist für ihn so wirtlich, wie die taghelle, derbe, greifbare Realität der Dinge. Er versteht sie und weiß sie zu malen, die Schönheit, mit welcher die fleckenlose, unberührte, jungfräuliche Reinheit der Seele und die Kraft der frommen Hingebung an das als heilig Verehrte auch die schlichteste Form zu schmücken vermag. Er weiß auch für das Ueberirdische, Geisterhafte den rechten Ton zu treffen. Abgesehen von jenem unglücklichen Cyristuskopf mit den Doppelaugen, kenne ich drei religiöse Bilder von Max. Zwei derselben erfüllten vollständig die Erwartungen, welche man von solchen Darstellungen dieses Meisters zu hegen berechtigt war. Das eine ist eine Madonna mit dem Kinde, von hoher Schönheit, einer Schönheit, welche bei aller Lauterteil und idealer Holdseligkeit durchaus individuell gesund und lebensvoll und frei von der abstracten und conventiunellen Idealität der Heiligenmaler-Madonnen ist. Das andere ist eins der vorzüglichsten Hauptwerke in dem gesllmmten Schaffen des Meisters: „Die Auferweckung von Iairi Töchterlein". Nicht ohne Grund errang es in der deutschen Abtheilung der Pariser Weltausstellung von 1878 einen so großen, uneingeschränkten Erfolg. Das Wunder ist aus Überzeugtester frommer Seele heraus mit einer eben dadurch unwiderstehlichen Ueberzeugungskraft dargestellt. In Kopf und Halbfigur des Heilands ist wahrhaft der göttliche Nunderthiiter in schlichter, zum Leiden geborener Menschengestalt verkörpert. Und welcher geheimniß volle, rührende Zauber ist über die junge Tudte ausgegossen, auf welche eben die ihm gegebene übermenschliche Macht wirtsam zu werden beginnt! Ein kleines Detail (ein überflüssiges Raffinement!) auf diesem Bilde machte einen außerordentlichen Eindruck: eine in greifbarer Naturtreue gemalte Fliege auf dem nackten Arm des Mädchens. Sollte sie an die eingetretene Nnrm-

pfindlichkeit des Leichnams erinnern, über dessen offnes Auge (in einer Erzählung Turgenjeffs ist die Schilderung dieses Anblicks von gewaltigem Effect) eine Fliege kriechen kann, ohne daß eine Wimper zuckt? — Das dritte religiöse Bild von Max, ein lebensgroßer Christus am Kreuz, einsam vor dem schwärzlichen Gewitterhimmel (mit der in einer Woltenlücke sichtbar werdenden totalen Sonnenfinsternis;) aufragend, hat unsere Seelen nicht gerade mit frommen Schauern zu erfüllen vermocht. Es ist gar zu sehr das „Jammerbild am Holze“, und die vorzeitig den kümmerlichen und zerschlagenen Leib überziehenden grünlichen Verwesungstöne erhöhen hier die coloristische Wirkung jedenfalls nicht durch ihre Feinheit. Auch eine wunderliche Iuthat, welche es dem Künstler beliebt hat, seinem Bilde zu geben, macht dasselbe wohl absonderlicher, aber keinenfalls schöner und eindrucksvoller, lieber den untern Rahmen hinaus heben sich mehrere Paare betend gefalteter Hände, die eines Mannes darunter mit dem Trauring am vierten Finger der Rechten; an einem andern Paar, das tiefer zurück sichtbar wird, erscheint die Daumenseite der rechten Hand seltsam verkrüppelt. Man sagt, diese Hände seien die treulichst portrairten des Malers und seiner Familienmitglieder.

Seine Frömmigkeit, ich bin es überzeugt, ist echt und innig. Warum dann aber diese unleugbar gesuchte Art, das Vorhandensein derselben auf einem solchen Bilde zu bekunden? Eben so einzig in ihrer Art dürften Gegenstand und Vorgang sein, welche auf einem, von mir im Original nicht gesehenen, mir nur aus der Photographie bekannten, neueren Bilde von Max zur Darstellung kommen. Wollte er den sichtbaren Beweis darin geben, daß ei ebenso überzeugter Spiritist als frommgläubiger Ehrst sei? Eine junge Frau oder Mädchen sitzt am offnen Flügel. Eine Berührung ihrer rechten Schulter läßt sie ihr Spiel unterbrechen und sich umwenden: eine „Geisterhand“, eine echte, richtige zur „Materialisation“ gelangte Geisterhand, reckt sich aus zartem Nebelgewölk und seht die schlanken schönen Finger leicht auf die Schulter der Spielerin. Ein vortrefflich wiedergegebeues Gemisch widerstrebender Empfindungen spiegelt sich auf ihrem Gesicht. Schrecken, Freude. Andacht, Verzückung in der, alle noch etwa gehegten Zweifel vernichtenden Gewißheit der Existenz der Geisterwelt und ihres Hineinragens in unsre Wirklichkeit. Das Bild in sicher so ernst gemeint wie ernst gemalt. Aber angenommen, der Geist sei wirklich, die Hand, kein Traumbild, — muß der Beschauer nicht vor diesem Gemälde zunächst auf die Vermuthung kommen, letztere sei die Hand des verewigten Componisten, der, selbst umtlnngen von den himmlischen Harmonien des bessern Jenseits, durch das Spiel der jungen Dame aus seiner Ruhe gebracht wird, so daß er sich getrieben fühlt, ihr auf die Schulter zu tippe» und ihr zuzuflüstern: Liebes Itind, Sie mögen ein sehr gutes Medium sein, aber Sie spielen mich falsch, und das thut weh! - Ich bin mir der großen Mängel und Lücken dieser Revue des

390 ludwlg pietsch in Veilin.

Gabriel Max'schen Kunstschaffens sehr wohl bewußt. Es erhellt aus ihr nicht die geringste Anschauung von des Meisters allmähigem Entwicklungs-
gang ; und einen solchen dürfte man doch, das scheint so selbstverständlich, bei iedcm Künstler voraussetzen. Ich gestehe: ihn in den Bildern von Max zu erkennen, ist mir immer unmöglich gewesen. Was er heule malt, sieht nicht gereifter aus als seine alteren Werte, oder richtiger: das, was er vor 10, vor 15 Jahren malte, erscheint auch heute, neben seine neuesten Arbeiten gehalten, nicht weniger reif und in seiner Art vollendet, wie diese. Die Empfindungsweise, die Art, die Natur zu sehen und zu geben, selbst seine technischen Ver-
sahrungsarten, wenn er auch fort und fort experimentiren und an ihrer Vervollkommung arbeiten soll, sind anscheinend ziemlich dir gleichen geblieben. Und dennoch hat er es noch immer verstanden, mit jedem neuen Werl zu überraschen, den Malern eine neue Probe ihrer Kunst zu geben, an der sie ihren Witz üben können, um hinter die Geheimnisse eines so interessanten und solche Wirkungen ermöglichenden Machwerks zu kommen; die Laien durch den poetischen Gehalt, durch die Seltsamkeit der geschilderten Scrne, die Schönheit oder doch den räthselhaften, bald unheimlichen bald süßen Reiz der Schilderung zu impressioniren. — Ungenügend in hohem Grade düntcn mir selbst diese Betrachtungen des „Werts Gabriel Maxens" auch noch darum, weil der Künstler darin fast wie ein Abstractum, nur wie ein, Gemälde erzeugendes, unperfönliches Wesen und als sonst nichts erscheinen muß. Alle andern derartigen kleinen Arbeiten über einzelne Künstler der Gegen«
wart, welche diese Monatsschrift zuweilen aus meiner Feder gebracht hat. schilderten das Sein und Schaffen von Meistern, deren intimer, genauester Bekanntschaft ich mich seit vielen Jahren erfreue. Gabriel Max habe ich nicht einmal das Glück gehabt, je zu sehen, geschweige denn zu sprechen und in seiner menschlichen Persönlichkeit kennen zu lernen. Dieser Mangel ist durch die Benutzung der Schilderungen, Berichte. Notizen von Andern nicht zu ersehe». Ich verzichte lieber auf den Versuch dazu und beschränke mich darauf, hier zum Schluß noch zu erwähnen, daß des Meisters Dasein fast immer ruhig und glatt dahingeflossen sein soll; daß der Maler des Gräßlichen und Gespenstischen in sehr gesunden, glücklichen häuslichen Ver-
hältnissen und Zuständen, hoch geschah't von seinen Genossen und geachtet von seinen Mitbürgern, in seinem Hause und Atelier zu München und auf seinem Sommersitz am Starcnberger See lebt und arbeitet; daß ernste wissen-
schaftliche Studien mit der tünstlerifchen Thätigkeit bei ihm Hand in Hand gehen. Gäbe er seinen Biographen niehr und Interessanteres von seinem Leben zu erzähle», so würde uns sein malerisches Schaffen vielleicht einen sehr viel weniger reichen Stoff geboten haben.

Die Frau Hofrätthin.
«Line wahre Geschichte

Adam Müller-Guttcnlirimn.

— wie». —
^s gab eine Zeit, in der sich die Dichter nicht wenig darauf zu Gute thaten, wenn sie sagen tonnten: Nichts in ihrem Werte, kein Zug desselben sei dem Leben entnommen, Alles sei erfunden. Selbst das „junge Deutschland" huldigte anfangs noch diesem seltsamen Irrthume und man liest es heute nicht ohne Verwunderung, wie stolz der Verfasser der „Ritter vom Geiste" darauf war, sein Riesenwerk als eine Erdichtung bezeichnen zu tonnen. Heute sehen wir dieses Princip auf den Kopf gestellt uud der sogenannte Naturalismus beginnt in Frankreich bereits seltsame Blasen zu werfen. Einer der hervorragendsten französischen Romanciers dieser Richtung hat z. B. jüngst an sein Publikum die Auf-forderung gerichtet, seiner mangelhaften Lebenserfahrung durch Einsendung uon Schilderungen wahrer Begebenheiten aus dem Lebenstreisc des Lesers zu Hilfe zn kommen. Name oder Wohnort des Einsenders intercfsiren den discreten Schlaukopf gar nicht, ihn hungert nur nach Stoff, nach Tat-sächlichem, nach Geschehnissen — nach Wahrheit, Die Wahrheit ist ihm das Wirtliche, d. h. das Gestrige, das Heutige, kurz das Zeitliche, nicht das, was sie echten Künstlern ist — das Ewige im Zeitlichen. Gleichwohl ist die Idee, sein ganzes Volk zur Mitarbeit, zur Befruchtung der Literatur einzuladen, nicht ohne Bedeutung. Mancher Dichter hätte schon oft in bösen Stunden, die keinem Künstler während der Ausgestaltung eines großen Werkes erspart blieben, all' seine Phantasie hingegeben für ein Kornchen jener Wahrheit, die den Franzosen seine Leser suchen helfen sollen, uud ich bin überzeugt davon, daß der phantasielose Naturalist manch' gutes Korn auf dem eingeschlagenen Wege finden wird, denn es giebt thatsächlich Menschen,

392 Adam Nüllcr G»»tenbiii!!n in Wien.
die selbst dem phantasie reichsten Poeten immer noch etwas zu erzählen wissen, ja es giebt solche, deren Leben einem fast künstlerisch ausgestalteten fertigen Romane gleicht.
Ich fand diesen Winter zufällig die Helden eines solchen Romans aus dem Leben; doch da nicht bloß ich, sondern auch Andere von den Lebensschicksalen dieser Menschen Kenntniß erlangt haben, so muß ich mich beeilen, dieselben meinen Lesein zu erzählen, sonst berichtet am Ende einer der Mitwissenden die ganze Geschichte dem französischen Autor, und das Publikum erhält diese deutsche Idylle demnächst in einem Pariser Roman mit naturalistischen Schnörkeln vorgesetzt.
Es war in einem Eonccrtsnal, Las endlose Geklimper einer jungen Pianistin, die mit mehr Virtuosität als Kunst an die Nachsicht des Publikums appellirte, fing an, mich tödtlich zu langweilen, doch als ich das allgemeine Gähnen um mich herum sah, und am Schlüsse jeder Nummer den stürmischen Applaus hörte, da begann ich mich königlich zu amüsiren. Die Heuchelei in der Kunst macht sich wohl nirgends so sehr bemerkbar, als im Concertsaal; die Lebhaftigkeit, mit der Mancher hier seinem Enthusiasmus Ausdruck giebt, wird oft nur von seinem Mangel an wirthlichem Verständnis; übertrroffen. Solcher Menschen sah ich an diesem Abend sehr viele. Aber ich sah auch andere. In den vordersten Sitzreihen saß ein altes Pärchen, dessen durchgeistigte Erscheinung und ganzes Gebaren mir beim eisten Anblick sogleich ein lebhaftes Interesse einflößten. Auch diese Leutchen thatcn ungemein enthusiastisch, und da ich dies anfangs für reine Affectation hielt, so glaubte ich, zwei der Beobachtung ganz besonders würdige Exemplare jener Specie« von Kunst-Heuchlern in ihnen gefunden zu habe», die mir in diesem Saale so stark vertreten schienen. Ich näherte mich denselben daher unauffällig. Wie groß war mein Erstaunen, wie angenehm meine Enttäuschung, als ich sie aus nächster Nähe beobachtete. Auf diesen zwei durchgeistigten, feinen, alten Gesichtern spiegelte sich die reine Freude am Ideal; wie verklärt und verjüngt lächelten sie vor sich hin, und wenn eines von ihnen den Blick erhob, so leuchtete ans dessen Augoi die helle Verzü ckung. Und wie zärtlich, wie selig dieses graue Pärchen sich immer ansah, wenn ein Musikstück zu Ende war, und wie es sich — wahrhaftig, das that es! — verstohlen die Hände drückte. Dabei glänzten Thränen in den Augen der Beiden, und sie sahen unendlich glücklich aus.
War das bloße Wirkung der Musik — dieser Musik? Ich war erstaunt uud verwirrt; ich kam mir als das ärmste, erbarmenswerthe ste aller Menschenkinder vor; denn mir Barbaren war es verwehrt, aus der Quelle zu trinken, aus welcher diese Menschen solch' unautzsprechliche Seligkeit zu schlürfen schienen.
Arm in Arm, zärtlich aneinander geschmiegt, wie ein Ehepaar in den Flitterwochen, verliehen die Beiden den Saal. Er mochte ein Mann in den Sechzigern sein, hatte eine gute Haltung, helle Augen und einen charakteristischen,

Die Frau tiofiäthi». IH3
scharf ausgearbeiteten Kopf, der in einem Rahmen grauer Locken steckte, was ihm etwas mild Poetisches verlieh. Auch sie hatte graues Haar und ihr sanft geröthetes, rundes Gesicht sah in Folge dessen offenbar viel jünger aus als seine Besitzerin war. Ihr Auge war dunkel, Nar und ungemein lebhaft; es schweifte oft flüchtig über die sich drängenden Menfchen im Saale hin, um dann rasch und mit einer fast coquetteu Zärtlichkeit zu dem Antlitz an ihrer Seite zurückzukehren und sich in die hellen Augen desselben zu versenken. Ich folgte ihnen fast unwillkürlich auf dem Fuße. Offenbar hatte ich ein Paar interessanter und glücklicher Menschen gefunden, nnd es reizte mich, mehr von denselben zu erfahren als ich mir selbst zusammen reimen konnte. Ich erfuhr an diesem Tage indessen nicht mehr, als daß der alte Herr ein fleißiger Besucher aller Concerte sei, und daß man ihn „Herr Hofrath" titulirtc. Wer sie war, wußte man nicht. Das war für meine Neugier blutwenig und ich erwartete mit Ungeduld das nächste Concert, Mehrere Tage vorher schon ließ ich mich ans einen Ecksih ganz vorne vormerken. Ich glaubte der Erste zu sein, war es aber nicht; über meinem Namen stand: „Hofrath Walter mit zwei Sitzen". Das war mein graues Liebespärgchen! Ich bezweifelte es keinen Augenblick, fragte aber doch den Beamten, ob dies nicht der interessante graue Herr, der regelmäßige Besucher aller Concerte sei. Der Beamte lächelte. „Ja wohl." sagte er, „diese Sitze sind für ihn und seine junge Frau." Ich mochte ein etwas verdutztes Gesicht gemacht haben, denn der Sprecher fügte sogleich erklärend hinzu: „Der Herr Hofrath hat nämlich erst vor drei Monaten geheirathet." Ein freudiges Gefühl durchzuckte mich, als ob der Mann mir etwas ungemein Angenehmes gesagt hätte, ich hielt es aber für unpassend weiter zu forschen und ging. Also ein junges Ehepaar mit grauen Haaren! So etwas Aehnliches hatte ich geahnt, aber jetzt, da ich es gewiß wußte, kam es mir doch seltsam und viel interessanter vor als ich gedacht. Zwei Sechziger, die sich heirathen, sind denn doch nichts Alltägliches! Das müsse» ganz besondere Menschen sein. Ich witterte einen Roman.
Das Glück war meinem lebhaften Interesse hold; ich fand schon im nächsten Eoncert Gelegenheit, mich dem jungen Ehepaar vorstellen zu lusseau, und da ich demselben durch eine in musikalischen Kreisen als Autorität geltende Persönlichkeit präsentirt wurde, so war ich dadurch allein schon so warm empfohlen, als ich es nur wünschen konnte. Man hatte mir gerathen. die „junge" Frau recht oft „Frau Hufräthin" zu nennen, und da ich diesen Ralh nicht unbeachtet ließ, avnncirte ich rasch in der Gunst dieser zwei schönen Seelen; überdies schienen meine neuen Freunde mich für ein so musikalisches Gemüth zu halten als sie selber es waren, nnd so erhielt ich gar bald auch eine Einladung zu ihren häuslichen Musit-Productionen die allwöchentlich einmal stattfanden. Das waren merkwürdige Abende. Der Herr Hofrath nnd ein grimmig dreinblickender alter Neitcrgencral a. D. spielten die Guitarre, ein ehemaliger russischer Hof-Eapellmeister und ei»

IHH Adam Müller.Guttcubrun» in Wien.
Forstdirector die Zither. Dieses seltsame Quartett, dessen Seelen-Disharmonie sprichwörtlich geworben war, ergötzte die Zuhörer oft nicht wenig; wenn es gerade einmal enig war, ging so Manches von statten, aber es war eben nie enig. Am tiefsten wirkten stets die selbstcomponirten Polonaisen des Nüssen. Die bittersten Fehden verstummten im Schöße des Quartetts bei der bloßen Ankündigung eines solchen Tonstückes; doch wenn die Zänkereien — die stets musikalisch-sachlicher Natur waren — dann am Schlüsse der Productio» mit erneuter Heftigkeit auszubrechen drohten, brauchte blos die innerlich stets lächelnde Frau Hofräthin sich ihrem Flügel zu nähern, und der ganze Spuk war zerstoben, alle Differenzen der Streitenden geschlichtet, alle Qualen der Zuhörer vergessen, und man lauschte der Vortragenden wie dem Worte eines Propheten. Sie wirkte auf die Zuhörer stets wie eine gottbegnadete Künstlerin, bekümmerte sich aber weiter gar nicht um dieselbe»; es schien, als ob sie nur für sich und ihren Mann spiele; nur nach seinem Lobe geizte sie. Eines Abends sahen Hofrath Walter und seine Frau fast noch glücklich und verliebter als gewöhnlich aus und der Salon hatte ein fast festliches Gepräge; doch schien der Abend wie gewöhnlich verlaufen zu wollen. Erst zum Schlüsse, als die Hausfrau wieder ihren Triumph über das kratz-bürstige Quartett und das Publikum gefeiert hatte, kündigte sie — mit einem zärtlich bittenden Blick auf ihren Gemahl — der kleinen Gemeinde ihrer Verehrer an, daß sie heute einen Geburtstag feierten und ihr Mann eine eigene Composition vortragen werde, die er vor jetzt vierzig Jahren schrieb. Hofrath Walter sträubte sich und wurde roth und verlegen wie ein verliebter Jüngling; erst die vereinten Bitten Aller besiegten seinen Widersland. Die Hofräthin brachte eine alte, roth- und blaubebänderte Guitarre und reichte sie ihm mit einem strahlende» Lächeln. Er sehte sich ans ein Tabouret inmitten des Salons und sie kam zn mir (sie wußte, daß ich die Guitarre haßte) und sagte leise: „Nun werde» Sie hören, was die heutzutage sc» sehr mißachtete Guitarre ta»»." „Abschied von der Geliebten," lispelte der Hofrath und begann. Ich habe etwas Aehnliches nie gehört, nie für möglich gehalten. Das klang und tönte und glühte, schmeichelte, seufzte und loste und neckte, weinte in langgezogenen wimmernden Accorden und jauchzte auf in himmelstürmender Lust. Ein Strom vou Wohllaut ergoß sich aus diesem unscheinbaren und von uns modernen Menschen gar nicht gekannte» Instrumente in unsere Gemüther, und als der vo» Begeisterung durchglühte, wie selbstvergessen Dasitzende, mit seinem Vortrag zu Ende war, standen helle Thränen in de» Augen Aller und auch ich hatte die Macht der Musik empfunden wie nie zuvor. Die Frau Hofräthin aber flog an den Hals ihres Gatten, umarmte und küßte ihn vor der ganzen Gesellschaft zärtlich und Beiden peilten Thränen über die Wangen, wie de» Gästen. Es war eine Familienscenc der seltsamsten und rührendste» Art und ich will die Vorgeschichte derselben, so schlicht, wie wir sie hierauf zu hören bekamen, erzählen.

Die Frau Nofrci tliiil. IH5

Frau Hedwig, die Dame des Hauses, die sich seit drei Monaten erst „Frau Hofräthin“ nennen hört, spielte als die Tochter eines angesehenen Prager Musikers, in den vierziger Jahren, als sie noch ein ganz junges Mädchen war, eine gewisse Rolle. Sie war ein vielseitig begabtes, niedliches Mädchen, mit feurigen Augen und überaus lebhaftem Geiste, und da ihr Vater ein Haus machte, so wurde sie früh ein vielumwurbenes Welttind. Alle Sänger, Musiker und Schauspieler von Ruf, die in Prag concertirten oder gastirten, verkehrten im Hause ihres Vaters, und an den Rockschoßen dieser Größen hing stets ein Schwärm Prager Kunstfreunde und Enthusiasten, der begierig die Gelegenheit ergriff, sich der gefeierten Tochter des gastfreundlichen Musikers präsentiren zu lassen. Sie war ein fröhliches Mädchen und da sie keine Mutter mehr halte und vom Vater als das einzige Kind abgöttisch geliebt und gehätschelt wurde, gab sie sich ganz dem Zauber des geselligen Lebens hin. Sie gebot als ein achtzehnjähriges Mädchen über ein Heer von Slaven, und zwei weltberühmte Künstler zappelten eine Zeit lang in den Netzen der reizenden böhmischen Sirene, deren runde, weiche Formen von springender Lebensfülle erzitterten und jedes Männer-auge berauschten, das dieses begehrenswerthe Wesen einmal gesehen. Sie flog von Vergnügen zu Vergnügen. Bälle, Concerte, Landausstüge, Theater, Dilettanten-Vorträge (bei denen sie selbst mitwirkte), Soirsen in und außer dem Hause bezeichneten ihren Lebensweg; selten hat ein Mädchen ohne Vermögen eine so rosige, ja blendende Blüthezeit durchlebt wie Hedwig. Weder sie noch ihr Vater dachten über den Tag hinaus, dazu hatten sie keine Zeit, er mußte componiren und sie sich amüsiren. Sie war glücklich, Allen zu gefallen, und sie merkte es nicht, daß all' die Anbeter ihrer weiblichen Reize, die Bewunderer ihrer vielen Talente, eine gewisse Grenze in ihren Huldigungen nicht überschritten — daß keine von Allen ernst zu nehmen war. Es konnte auch nicht anders sein. Sobald einer ein ernstes Wort mit ihr sprechen wollte, entwichte sie ihm und flog am Arm eines Anderen davon. Sie war lustig und that mit Allen lieblich, darum that sie's Keinem recht, ihr Herz war noch nicht erwacht und darum sagte man — sie habe keines.

So kam es, daß sie unter der Schaar ihrer Bewunderer zwei ernste junge Männer, die es redlich meinten und ihr schweigend, wie zwei Schatten, überall hin folgten, kaum bemerkte. Sie waren nicht „lustig“, sie hatten nicht einmal Complimente für sie bereit, wenn sie zufällig einmal an dem Einen oder dem Andern vorbeihuschte. Die stumme Sprache ihrer Allgegenwart, die beredten Huldigungen ihrer Blicke verstand sie nicht. Um so besser verstanden diese beiden schmachttenden Jünglinge sich gegenseitig, und eifersüchtig wachte einer über den andern. Hedwig hielt sie für Freunde, denn sobald Einer in ihrer Nähe war, tauchte neben ihm sogleich auch der Andere auf, und sie sprach nie ein Wort mit dem Einen, das der Andere nicht gehört hätte. Und doch waren sie nicht befreundet, aber sie waren sich gegen-

2^6 Adam Miiller-Guttenbruni« in Wien.

seitig nicht unsympathisch und wären vielleicht Freunde geworden, wenn sie nicht Rivalen gewesen sein würden. Der Eine war brünett und hieß Härtung, der Andere nannte sich Walter und war blond. Härtung machte den Eindruck eines gutsituirten jungen Mannes, aber er schien sehr leidend zu sein. Walter strotzte von Kraft und Gesundheit, doch sein blankgebürsteter Rock hatte den Glanz der Dürftigkeit. Beide waren Juristen, Staatsbeamten m der untersten Rangklasse, und der Brünette galt in der Gesellschaft für ein großes juristisches, Walter für ein musikalisches Talent. Den Einen hinderte seine erschütterte Gesundheit an der Entfaltung all' seiner Kräfte, des Andern künstlerischer Genius seufzte unter dem schweren Joche seiner Staats-Anstellung. Sie waren Beide nicht glücklich und hatten trotz ihrer Talente eine fragliche Zukunft vor sich — deshalb scheuten sie sich davor, dem glänzenden Mädchen ihrer Wahl ernstlich ihre Gefühle zu bekennen. Da geschah etwas unerwartet Trauriges. Hedwigs Vater starb plötzlich und das vielumworbene Kind eines Künstlers, der nicht zu rechnen verstanden hatte, war über Nacht eine arme Waise geworden. Die schöne Welt, in der das reizende Mädchen bisher gelebt, versank vor dessen thränccnumstörten Augen in der Grube, in die man ihren Vater gesenkt — und dann war sie allein, ohne Vermögen allein. Sie dachte einen Augenblick in ihrem Unglück an eine arme alte Tante, um die sie sich früher nie bekümmert hatte, aber sie wies diesen Gedanken wieder stolz von sich. Und doch kam er wieder. Aber in anderer Gestalt — sie wollte nicht zur Tante gehen, nein, sie wollte sie im Gegentheil zu sich nehmen zu ihrem Schuhe, für das Haus »md sie selber wollte nun arbeiten. Man hatte ihre vielfältigen Begabungen und namentlich ihre musikalischen Talente ja tausendmal gepriesen; nun wollte sie sehen, was daran wahr gewesen und sie beschloß, musikalischen Unterricht zu geben. Und so geschah's. Mit bcwundeinswerther Energie erfaßte sie diese Idee und führte sie durch — die Schülerinnen strömten ihr zu. Einige Tage nach dem Zusammenbruch ihres bisherigen Lebens ließ Härtung sich melden. Sie war darüber sehr erfreut, und nicht im mindesten erstaunt, als gleich darauf Walter ebenfalls erschien. Beide waren sehr feierlich, Jeder schien etwas auf dem Herzen zu haben und doch schien Keiner das entscheidende Wort sprechen zu wollen. Beide athmeten sichtlich erleichtert auf, als Hedwig ihnen ihren neuen Lebensplan, mit dessen Durchführung sie bereits begonnen hatte, darlegte und ihnen die Tante vorstellte ... Es war ein merkwürdiger Besuch, der sich in derselben Weise noch einige Male wiederholte. Hedwig gewann ihre zwei stummen Verehrer von ehemdem täglich lieber, sie war liebenswürdig und zeigte sich dankbar für deren Anhänglichkeit, Beide erschienen ihr gleich werth, und da sie keinen zu lieben schien, glaubten sich Beide von ihr geliebt. Eines Tages theiltc Härtung ihr mit, daß er nur noch eine Staatsprüfung zu bestehen und dann eine glänzende Ccnriere vor sich habe; hierauf sagte Walter, daß er an einer Oper componirc. die für seine Zukunft entscheidend sein werde. Sie empfand keine reine

Die Frau Hofrätli!, 3H?

Freude über diese Mittheilungen, denn sie verstand dieselben sehr wohl. Sie fühlte sich seit einiger Zeit schon beunruhigt in ihrem Herzen — aber heirathen? Welchen? Sie wußte es nicht.

Die Beiden entfernten sich zu gleicher Zeit und schritten wortlos neben« einander durch die Straßen hin. Ihr Weg war nicht derselbe, aber sie wichen einander nicht von der Seite. Endlich faßte sich Walter ein Herz und sprach mit bebender Stimme: „Sie wollen Fräulein Hedwig heirathen?" „Ja," entgegnete Härtung. Nnd wieder schritten sie schweigend nebeneinander hin. an den Ufern der Moldau entlang. Nach einer langen Pause, in der man Walter heftig mit sich kämpfen sah, sprach er: „Ich auch". Härtung lächelte über die Schwerfälligkeit seines Rivalen und sagte: „Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Machen Sie Fräulein Hedwig durch vier Wochen den Huf. Ich zeige mich nicht, sobald dieser Zeitpunkt aber verstrichen ist, räumen Sie mir auf vier Wochen das Feld, und dann — wenn auch diese Zeit abgelaufen — dann treten wir eines Tages Beide vor sie hin und werben um sie . . . Sie kennt uns ja gar nicht, sie hat nie mit Einem von uns allein gesprochen, und wenn wir Beide dort waren, genirte immer einer den andern . . . Wollen Sie? Gut, ich lasse Ihnen den Vortritt."

Von diesem Tage an erschien Walter stets allein bei Hedwig. Härtung galt als nach Wien verreist und wurde schon nach acht Tagen kaum vermißt. Walter war glücklich. Selbstvergessen gab er sich dem süßen Zauber hin, den Hedwig auf sein ganzes Wesen ausübte, und die beiden musikalischen Gemüther flössen stets über, wenn sie sich sahen. Und sie sahen sich oft, jeden Abend plauderten und nmsicirten sie unter der Oberaufsicht der strickenden Tante miteinander, uud wer sie dabei beobachtete, mußte sie für ein Paar Verliebte halten. Tagsüber arbeitete Walter oft an seiner Oper und Abends trug er Hedwig das Vollendete auf dem Clavier oder der Guitarre vor, die damals noch in der Mode war und von Walter mit Meisterschaft gespielt wurde.

Eines Abends nun spielte der junge Cumponist der Dame seines Herzens eben wieder ein Fragment aus seiner Oper vor, das er soeben vollendet hatte. Er selbst hielt das Stück für die Glanzstelle, den Höhepunkt seines Werkes, und es war in der That eine Liebes-Arie voll Kraft und Leidenschaft (der von seiner Geliebten getäuschte Held verläßt diese voll Zorn und Verzweiflung im Herzen), und doch von so zartem bestrickendem Schmelz und einschmeichelndem Wohllaut, daß Hedwig ganz begeistert und hingerissen zu sein schien. Wie andächtig, wie athemlos sie lauschte, und wie ihre strahlenden Augen an seinem Antlitz hingen. Ihm wirbelte der Kopf bei ihrem Anblick. Tausend süße Gedanken bestürmten sein Herz, „heute oder nie!" hämmerte es ganz vernehmbar. Er durfte sie gar nicht mehr ansehen — aber wenn er fertig war, dann mußte er ihr um den Hals fallen und ihr sein Herz anbieten ... Da öffnete sich weit die Thüre und Härtung erschien auf der Schwelle. Einen Augenblick blieb er

2Z3 Ada»! Miillei'Guttenbruiin in Wien.
stehen, als wolle er den Eindruck seines plötzlichen Erscheinens prüfen, dann trat er rasch ein und auf Hedwig zu. Walter sah ihn erschrocken an; bleich wie ein Gespenst saß er da und brach seinen Vortrag mitten in der Arie ab, denn Hedwig war dem Freunde entgegengeflogen und die Neiden umarmten sich fast vor Freude über dieses unverhoffte Wiedersehen. Er lächelte auf ihre Frage, wo er so lange, volle vier Wochen gewesen, geheimnisvoll: schließlich sagte er mit kräftiger, selbstbewußter Betonung, daß er in dieser Zeit studirt und vor fünf Tagen seine letzte Staatsprüfung in Wien bestanden habe. Er sei sehr glücklich, denn seiner Carriere und seinen sonstigen Lebensplänen stünde nun nichts mehr im Wege. Dies Wort fiel Waltern schwer aufs Herz. Er hatte seine Zeit wie ein Phantast verträumt, indcß der Andere wie ein Mann gearbeitet und gehandelt: er währte sich so sicher, in dieser Stunde hoffte er sein Ziel zu erreichen . . . Welches Ziel? Was konnte er, der Träumer, ihr bieten, und was war ei ihr? Ter Andere brauchte ja blos zu erscheinen und . . . Mit unsäglichem Schmerz sah der Unglückliche, daß die Beiden ihn — der noch immer mit der Guitarre in der Hand dasaß — vollständig vergessen zu haben schienen, daß sie thatcn, als ob sie allein wären. Und als sie sich daran erinnerten, daß sie dies nicht seien — da waren sie allein.
Die Entdeckung machte Hedwig erbleichen und sie empfand einen brennenden Schmerz bei dein Gedanken . . . Schamröthe flackerte über ihre Wangen . . . Aber nur einen Augenblick unterlag sie der peinlichen Wirkung der Situation, denn es erwachte ihr Stolz und sie sagte sich, daß Walter durch sein Entfernen sie beleidigt habe. Sie hätte ihm zwar gern ein paar freundliche Worte über seine Coniposition gesagt und, wer weiß, wenn Härtung nicht gekommen und die Tante über ihren Strickstrumpf eingeknickt wäre — ob sie ihm dann nicht noch mehr gesagt haben würde. Aber jetzt? das war nun vorbei. Er war offenbar eifersüchtig! Mit welchem Recht? Härtung ist mir ein so lieber Freund als Walter und da ich ihn vier Wochen nicht sah, muß ich doch freundlich mit ihm sein!" So monologisirte ihre durch die Musik, das Wiedersehen des einen und den verletzenden Schritt des andern Freundes erregte Phantasie; dabei plauderte und schäkerte sie in fast ausgelassener Weife mit dem Wiedergekehrten. Ihre Augen leuchteten vor innerer Erregung und ihre Wangen glühten. Auch Härtung war erregt; sein Geist sprühte und das Gefühl der Befriedigung, das er über den Erfolg seiner in den letzten Wochen beendeten Studien empfand, vermählfte sich mit der Siegeszuversicht gegenüber Hedwig. Was er sagte, war so einfach, so männlich warm, es bildete einen so merkwürdigen Gegensatz zu den superlativen verzückten Reden, die Hedwig seit vier Wochen von Walter gehört, und das machte tiefen Eindruck auf ihr erregtes Gcmüth. Mit einer fast krankhaften Leidenschaftlichkeit gab sie sich diesem Eindrucke hin und riß auch Härtung mit sich fort. Sein Herz jxbelte auf bei dem Gedanken, daß er das, was er in vier Wochen sich

^ Die Flau Nofräthin, 399

ledlich zu erringen hoffte, am ersten Tage schon als ein Göttergeschent erhalten sollte. Er wußte selbst nicht, wie es gekommen war, plötzlich schloß er das am ganzen Körper erbebende Mädchen in seine Arme und küßte es auf den Mund. Dann verließ er, keines Wortes mächtig, raschen Schrittes das Haus.

Unter diesen verwirrenden Gegensätzen, die in der einen Stunde auf ihr erregtes Gemüthsleben eingewirkt, hatte Hedwig sich selbst verloren, und als sie am nächsten Morgen mit bleichen durchgeistigten Zügen beim Frühstück erschien und ihre Tante einen Blumenstrauß Hartwigs, de» er für seine holde Braut gesendet, ihr überreichte, da sank sie schluchzend, fassungslos an die Brust der erschrockenen alten Frau und weinte wie ein Kind.

Härtung beeilte sich am nächsten Morgen, Walter von dem Vor-gefallenen mit aller Schonung zu unterrichten. Er fand einen gefaßten und zur Entsagung bereiten Mann vor, ehe er noch ein Wort gesprochen.

Walter hatte eine furchtbare Nacht verbracht; er war stundenlang, fiebernd nn den Ufern der Moldau auf und nieder gewandelt und erduldete die ent-setzlichen Qualen eines zwischen Leben und Tod Schwankenden. Der erwachende Tag brachte Licht in sein Gemüth, gab ihn dem Leben wieber . . .

Er durfte den düsteren Schatten seines Selbstmordes nicht auf das Leben der Geliebten werfen. Er werde entsagen, ja, denn sie liebe Härtung mehr als ihn und derselbe sei in der Lage, ihr, dem verwöhnten Wcltkinde, eine behaglichere Existenz zn bieten, als er, der Träumer, der Phantast. Aber er werde streben und ringen und kämpfen, und sie soll dermaleinst noch sagen müssen, daß Walter ihrer würdig gewesen — daß sie mit ihm vielleicht glücklicher geworden wäre als mit dem Andern.

Das ist der göttliche Funke, den die vom Himmel stammende Liebe im Herzen der Menschen entfacht, der Funke, der auch den Schmerz durchwärmt, der .in die Nacht des Verzweifelnden leuchtet mit mildem Scheine, und unter Liebe ein Ziel weist, das höher ist als der Besitz.

Walter war von da an für Hedwig wir verschollen. Es hatte sich gut getroffen, daß das Ministerium gerade Nachfrage hielt, wer von den jungen Beamten der Präger Finanz.Landes-Dirccction auf Staatskosten nach Talmatien sich versetzen zu lassen geneigt wäre — Walter war dazu bereit.

Nur fort! war für's erste seine Losung; das Wohin schien ihm von neben-sächlicher Bedeutung zu sein. Aber als er in Talmatien angekommen war nnd die traurigen Verhältnisse sah, als er bemerkte, daß er durch seinen unbe-dachten Schritt außer Eontact gekommen mit der Welt der Bildung und Ge-sittung, daß jenes geistige Band, das ihn bisher an die Menschen, an die edle, kunstbegeisterte Gemeinde der Gesellschaft geknüpft, zerrissen war, da verfiel er in einen trostlosen Gemüthszustaud, und wie eine dumpfe, öde Leere lag sein Leben vor ihm.

Einige Monate lebte er so apathisch dahin und kümmerte sich nicht im geringsten um seine Umgebung; eines Tages aber glaubte er zu bemerken,

HOO Adam Miiller-Gntteubrunn in Wien.

daß eine der nicht sehr reinlichen Töchter der dalmatinischen Familie, bei welcher er sich eingemietht hatte, daß eine dieser Töchter im Blick und in der Klangfarbe der Stimme eine gewisse Ähnlichkeit habe mit der fernen, verlorenen Geliebten. Die erste Note tauchte seit einem halben Jahre wieder in seinem geistigen Auge auf und klang in seinen Ohren, als er diese Eilt, deckung machte. Nun begann ein merkwürdiges Innenleben für den unglücklichen jungen Mann, Er suchte seine staubbedeckte Guitarre wieder hervor, zog neue Saiten auf, und wenn das Mädchen Abends vor der Schwelle des Hauses unweit vom Meeresufer saß und seine schwermüthigen nationalen Weisen sang, gesellte er sich zu der Sängerin und begleitete sie auf seinem Instrumente. Wie oft, wenn um Mitternacht der Mond aus den Fluthen des Meeres und majestätisch am Horizonte emporstieg, saßen die Beiden noch vor der Schwelle des Hauses! Walters bewegliche, echt musikalisch componirende Phantasie hatte sich bald aus dem einfaltigen, gänzlich ungebildeten Wesen, das er allabendlich an seiner Seite fand, eine ideale Hedwig construiert, er bildete sich ein, seine Muse in ihr wiedergefunden zu haben und die braune Kleine ließ sich seine musikalischen Huldigungen gerne gefallen. Sie liebte ihn, er aber fah und liebte in ihr eine Andere. Zwei fremde Welten standen sich in diesen beiden Individuen gegenüber, und dennoch, die Musik bewährte da ihren uralten Nuf als die gefährlichste aller Kupplerinnen wieder einmal glänzend, dennoch fand das Unmögliche statt, diese beiden Welten verschmolzen in einer schönen Mond» nacht in eine einzige . . . , Walter ging umher wie ein Visionär — er sah überall Hedwig Die Mondnächte voll Selbstbetrug wiederholten sich, aber die Tage, die darauf folgten, brachten gar bald die Ernüchterung in diesen Gemüths- und Sinnestaumel, denn eines Tages sahen die beiden jungen Leute sich genüthigt — in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Die männlichen Glieder der dalmatinischen Familie des Mädchens verstanden in so ernsten Dingen keinen Spaß, und trotzdem sie die Ehe mit dem deutschen Fremdling für eine Mißheirat!) hielten, bestanden sie darauf. Walter hatte nun eine Frau.

Von der Stunde an begann ein schreckliches Leben für den armen Träumer. Er hatte wie ein Nachtwandler, ohne auf seinen Weg zn sehen, dahingelebt, und als er nun gewaltsam aufgerüttelt wurde, stand er auf fumpfigem Boden und fühlte, daß es ihn wie mit schweren Bleigewichten täglich tiefer hinabziehe, daß er sinke.

Dieser feine Kopf mit dein zarten, künstlerischen Gemüth hatte eine jener unseligen Proletarier-Ehen geschlossen, die schon so viele österreichische Beamten und Ossiziere in Dalmatien und Italien eingingen und heute noch eingehen, und die fast ausnahmslos zu jämmerlichen Resultaten sichren.

Walter war nicht der Mann, seine Frau zu erziehen, und am wenigsten konnte ihm dies gelingen, solange dieselbe unter ihren Stainmesgenossen lebte i er war aber noch weitere zehn Jahre in Dalmatien zu leben verurtheilt.

Die Frau yofiäthin, 40^

Während dieser Zeit entbehrte er jeder geistigen Anregung, jedes Familienlebens, und um der zigeunerhaft zerfahrenen, schmutzigen Häuslichkeit — an die sein künstlerischer Sinn sich nie und nimmer gewöhnen konnte — zu entfliehen, flüchtete er sich ganz und gar in seine Idealwelt und versäumte sogar viele seiner Pflichten gegen die Seinen; und als nach zehn Jahren die so lange ersehnte Stunde der Erlösung kam. als er sich nach Wien in eine höhere Stellung berufen sah, da traf ihn diese Berufung wie eine Stimme des Gerichtes. Er zählte und musterte die Häupter seiner Lieben und erschrak. Da stand seine früh gealterte, in wirthschaftlichen Dingen grenzenlos — naive Frau, zerrissen, mit halbentblößter Brust, im dunklen, fetttriefenden Haare ein grellrothes Band, und an ihren Rockschoßen hing eine Schaar von fünf ungekämmten, ungewaschenen Rangen. Er hatte also fünf Kinder! Ganz genau schien er das nicht gewußt zu haben. Und weder seine Frau, noch seine Kinder — das wurde ihm erst jetzt klar — verstanden deutsch. Und was hatten sie geleint? Er weinte vor Schmerz und Entrüstung über sich selbst und empfand die ganze Größe der Schuld, die ihn traf. Ihm graute vor dem Gedanken, mit dieser „Familie“ in die gesittete Welt Wiens zu treten. Und er selbst? Wie sah er aus, was war aus ihm geworden? Er hatte wohl jeden Maßstab verloren zur Verurtheilung feiner selbst und stand am Ende nicht viel höher als die Seinen? So fragte er sich zweifelnd und quälte sich fragend. Er zog seinen besten Rock an und kam sich unendlich schäbig vor; er blickte in den Spiegel und ein verwildertes Antlitz starrte ihm entgegen. Tagelang lief er wie ein Verzweifelter umher und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Schon war ein Brief an den Minister geschrieben, worin er bat, man möge ihn in seiner Stellung belassen, er resignire. „Resigniren!?“ rief es dann wieder in ihm, „wie jämmerlich!“ Und er dachte an Hedwig und Härtung; er gedachte jener unseligen Nacht, da er zwischen Leben und Tod schwankte und sich schließlich gelobte, zu leben, zu ringen und zu kämpfen, damit sie dermaleinst noch sagen müsse, daß sie mit ihm, dem Träumer, vielleicht glücklicher Ach, was war aus ihm geworden! Er schämte sich vor sich selbst. Aber sein besseres Ich bäumte sich auf gegen feine Schwäche, er zerriß den Brief an den Minister und fugte Ja, er komme. Nun mußte es sei». Es that ihm ordentlich wohl, daß er einen Entschluß gefaßt, daß er ein Joch auf seinem Nacken spürte, unter dem er vorwärts mußte, und er raffte sich zu einer Energie auf, die er bis dahin stets vergeblich zu entfalten gesucht hatte. Er war an einem Tage zu einen anderen Menschen, zu einen ganzen Mann geworden. Er lebte von der Stunde an, da er den Entschluß gefaßt, ganz und gar der Erziehung und Eultioirung seiner Familie und holte nach Kräften ein, was er in unverantwortlicher Weise versäumt hatte. In Wien lebte er mit den Seinen jahrelang abseits vom großen Strome; fast einsam, lein Mensch drang in seine Häuslichkeit, bevor seine Kinder nicht erwachsen und so weit heran-

Horb und VUd, XXIV, 7«, 2?

H02 Adam Miiller-Guttenbrunn in Wien.

gebildet waren, daß er mit ihrer Beihilfe seinem Hause den Stempel der Bildung und Gesittung ausdrücken konnte. Für ihn persönlich; für den, der er einst gewesen, war das freilich ein verfehltes Leben und fem Haar ergraute früh, aber als seine Frau nach einer mehr als dreißigjährigen Ehe starb, da durfte er sich sagen, daß er all' seine Pflichten erfüllt gegen sie und ihre Kinder, die sämmtlich zu nützlichen Menschen herangereift und felbstftändig geworden waren.

Nun war er wieder allein. Er zählte Sechzig und wie ein dumpfci Traum lagen fast vierzig Lehre seines Daseins hinter ihm. Als er eines Morgens als Hofrath erwachte, seufzte er tief auf. Was sollte ihm das. nach einem zerstörten Dasein? Wenn er ihn nur hätte vergessen tönneu, den bösen Traum seines verfehlten inner« Lebens, aber es gelang ihm nicht. Er hielt Rückschau auf sein Dasein und Einkehr in sich selbst. Wie viele Blüthen seines Gemüthes wurden ihm geknickt; wie ganz anders war alles gekommen, als er es als Jüngling geträumt, gehofft, erstrebt. Mit Weh muth gedachte er Hedwigs und Hartungs. Was war aus den Neiden geworden? Waren sie am Ende schon gestorben oder lebten sie noch? Waren sie je glücklich miteinander geworden? Er hatte nie nach ihnen geforscht bis zu diesem Tage. Nun aber wollte er es; eine unbezwinglichc Sehnsucht nach den beiden Menschen ergriff ihn; es war die Sehnsucht nach der Jugend und dem Glück. Nun durfte er sich ja zeigen; er war etwas geworden, und der Gedanke, jetzt vor Hedwig zu treten, ließ ihn fast ein wenig eitel werden auf den Titel, der ihm eben erst verliehen worden war. Er suchte den Namen Hartungs in allen Schematismen, aber vergeblich. Er hielt Umfrage, vergebens, der Name fand sich nirgends. Endlich erfuhr er von einem alten Beamten seines Bureau, daß Härtung vor fast vierzig Jahren in Prag als junger Concipient gestorben sei — etwa ein halbes Jahr nach Walters Abgang nach Dalmatien. Sein altes Herz erbebte bei dieser Nachricht wie unter einer furchtbaren Offenbarung, es wurde ihm dunkel vor den Augen und wie gebrochen wankte er nach Hause Er verließ an diesem Tage seine Wohnung nicht. Bis spät in die Nacht hinein wühlte er in vergilbten Notenheften und andern Papieren, er spielte auf der Guitarre die Arie wieder, welche er vor vierzig Jahren an jenem unglücklichen Abend Hedwig vorgespielt, und schrieb sogar einige Takte an seiner seit dreißig Jahren unberührt liegenden Oper weiter. Die Er«schütterung war einer Erhebung seines Gemüthes, einer Hoffnungsfteudigkeit gewichen, die er sich selbst nicht zu erklären wußte. Wie ein Visionär starrte er von Zeit zu Zeit selbstverloren ins Leere und feine Lippen bewegten sich leise. „Sie lebt," lispelte er dann vor sich hin und erschrak jedesmal vor sich selbst.

Am nächsten Morgen reiste er nach Prag.

Es war keine jener Ahnungen, denen jeder Mensch mehr oder weniger unterworfen ist, unter deren Einwirkung Hofrath Walter handelte, es war

Die Frau Hofrätb!,,. H03
die Gewißheit: er werde Hedwig wiederfinden. Er wußte Niemanden, bei dem er sich nach ihr hätte erkundigen tonnen, auch dachte er daran gar nicht; raschen Schrittes, mit klopfendem Herzen und gerötheten Wangen eilte der Grautopf durch die Straßen der Altstadt, wie einst als verliebter Jüngling, trat in das wohlbekannte Haus und stieg bis ins letzte Stockweit empor. Dort war die Thür! Einen Augenblick Er pochte und trat ein.

Eine graue, rundliche, lleine Dame mit rothen Wangen und glänzenden schwarzen Augen erhob sich von ihrem Sitze am Clavier und tum ihm entgegen.

Walter versagte die Stimme; seine Augen füllten sich mit Thränen und er breitete seine Arme aus.

„Hedwig!“

„Walter!“

Sie hatte ihn sogleich wieder erkannt und stürzte an seine Brust.

Dann reichte sie ihm beide Hände und sie sahen sich lang und innig an.

Sie weinten. Allmählich fanden sie ihre Selbstbeherrschung wieder, und nun gab es ein Fragen und Erzählen! . . . Ach, wie glücklich hätten sie werden können, wenn er damals nicht fortgelaufen wäre! Denn sie wa'r bald zur Erkenntniß gelangt, daß sie nie und nimmer Hartungs Frau weiden tonne, weil sie nicht ihn liebte. Sie wagte nicht, ihr Wort zurückzufordern, denn er war tränt und hätte einen solchen Schlag nicht ertragen. Aber schon nach einem halben Jahre war sie frei, denn Härtung erlag seinem bösen Brustübel. Und bann? Jetzt tonnte sie es ja sagen: sie harnte und hoffte auf die Wiederkehr des Einzigen, den sie geliebt, sie wußte, daß er wieder-kommen müsse, und — sie hatte sich nicht getäuscht. Freilich — und sie deutete erröthend auf ihr weißes Haupt — er kam zu spät! Aber sie dankte Gott auch dafür; nun, da sie ihn versöhnt wiedergesehen und ihm gesagt, wie sehr sie ihn geliebt, nun tann sie ruhig sterben.

Er war tief erschüttert und schwieg. Nach einer kurzen Pause aber sehte er sich an ihr Clavier, als wollte er etwas spielen; da fiel sein Blick auf eine alte Guitarre, und er erkannte eine Jugendfreundin in ihr wieder. Er langte sie von ihrem Nagel herab. Sie war mit einer gewissen Sorg-falt in Stand gehalten, fast kokett bebändert, und Hedwig fagte erröthend, daß außer ihr Niemand dieselbe in Händen gehabt habe seit jenem Abend. Er spielte nun jene Arie wieder, die sie vor vierzig Jahren nicht ganz zu hören bekam, weil Härtung eingetreten war, und was damals vielleicht geschehen wäre, das geschah jetzt — sie sanlen sich am Schluß derselben weinend in die Arme und küßten sich zum erstenmal.

Vier Wochen später führte Hofrath Walter seine „junge" Frau heim und die Erde trug nie ein glücklicheres Paar als dieses. Das wurde mir an jenem Abend klar, da Hofrath Walter die Composition, die in seinen» Leben eine so große Rolle gespielt, dem kleinen, andächtigen Kreise seiner 2?»

Adam Müller.Guttcnbrunn in Wien.

Gäste Vorgetragen hatte. Dem Vortrag folgte die früher gefchilderte zärtliche Scene, und dieser — auf vieles und stürmisches Bitten — endlich die Erzählung ihrer Lebensschicksale, die ich hier wiedergegeben habe.

An einem der nächsten Tage — es war fast über Nacht Frühling geworden — verließ Hofrath Walter mit feiner glücklichen jungen Frau Wien. Ein böser Rheumatismus hatte es dem jungen Ehemanne nicht gestattet, im Winter die übliche Hochzeitsreise zu unternehmen; da die Frau Hofräthin aber um keinen Preis davon lassen wollte, so thun sie's denn jetzt, im Frühling, und während ich diese Zeilen schreibe, schaukelt die jüngste und glücklichste Hofräthin Österreichs an der Seite ihres Gatten die dalmatinische Küste entlang.

Illustrierte Bibliographie.

H«hen;ollerill!»ddas deutsche Ülaterland.
 Vonvr. R. GrafStillfried-Alcantara
 und Professor 1)r. Bernhard Kugler.
 Illuftrirt von den ersten deutschen Künstler,,,
 Fried rich Brnckmanns Verlag, München.
 Nas vorliegende Prachtwcrl, auf das wir im
 Verlaufe seines Erscheinens mehrfach aufmerksam
 gemacht haben, hat nun endlich seinen Abschluß ge-
 funden. Ziemlich zwei Jahre hat es dazu gebrauckt;
 und schon diese Zahl genügt, eine Vorstellung von seinem
 Umfange zu erwecken, selbst wenn man nicht die wuchtigen
 Quartbände vor sich hätte. Ter eine von den beiden
 Schriftstellern, die sich in die Bearbeitung des Textes
 gcthcilt hatten — Graf Stillfricd — hat die Vollendung
 des Wertes nicht einmal gesehen. Bereits im Sommer des verflossenen Jahres
 wurde der verdienstvolle Mann, wohl der Altmeister der Heraldilei, abgerufen
 in eine andere Welt, wo man sich um Stammbäume und Schilder nicht mehr
 kümmert. Wer ihn auch nur aus seiner schriftstellerischen Thiitiglcit kannte, der hat
 den Verlust dieses gediegenen Forschers aufrichtig beklagt. Für unser Werk selbst ist
 indessen wohl kaum ein Nachtheil daraus erwachsen. Der Text wird zur Zeit des
 Todesfalls jedenfalls schon fertig gewesen sein, und so weit man muthmahen darf,
 hat sich Graf Etillfricds Bclheiligung überdies ziemlich auf die Behandlung der
 ersten Abschnitte beschränkt.

Illustrirte Vibliographic.
^0?

Ülu«' Die bolieiuollcln u»t> >>a« deullhc Vatirlcmd", »»n Graf »nUiriedÄlloittlil!, i,,,^ !»r.»N. K!,z>er,
München, Friedlich Vrucldmann« Verlag,»

Nord und Süd.

Man darf es bedauern, daß ihm nicht wenigstens noch die kurze Frist gewährt worden ist, bis er die Veröffentlichung des Ganzen erlebt hätte. Sicher hätte er mit Freude darauf geblickt- muß doch auch Jeder, der dem Buche ganz fern steht, dasselbe mit Befriedigung entgegennehmen.
Denn dieses Werk ist zeitgemäß wie kaum ein zweites. Man kann wohl sagen: es erfüllte eine Forderung des nationalen Anstandes. Wo so viel Prachtwerke plötzlich

Ani^ .T« HzenMciu und d^j dc,ttiche N.Utlüiid ' von Vi>>, Nillmed.Älllnlain »nd Ur, ».«uz!«- München, Friedrich Niuchmnnn« Veilog.,
aus dem Voden schossen: Neisebschreibungen, Geschichtliches, Naturgeschichtliche« »ild durcheinander — und häufig Bücher, die mit unserem eigenen Leben kaum in rechte Beziehung zu sehen waren — da durfte die Huldigung vor dem Geschlechte, dessen Herrscher Deutschland auf seine weltgcbietende Höhe geführt haben, nicht fehlen.
„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt" —:
wohl dem, der seiner vaterländischen Geschichte mit reiner Freude denken darf — auch aus ihr strömt ein Gefühl, das den Geist erhebt, gleich als hätte man selbst sein Theil an den großen Thaten der Vergangenheit ererbt. Und wir Deutschen denken im Allgemeinen daran zu wenig. Was Bücher vaterländischen Inhalts anlangt, so ist unsere Literatur nur spärlich bestellt. Das vorliegende «ritt wenigsten» massig genug in diese Lücke.

Für den Geschmack Mancher vielleicht etwas zu massig. Solche Quartantcn lesen sich schlecht, und das übt von vornherein eine gewisse Wirkung auf die Fassung des Inhaltes aus. Auch diese muh in gewissem Sinne monumental gerathm, sich in großen Zügen bewegend, individuelle Einzelheiten verschmähend. Nah das hier wieder der Fall gewesen ist, daraus sei den Verfassern durchaus lein Borwurf gemacht; im Gegcntheil, «an lann nicht genug anertcnnen, wie geschickt sie den durch die Anlage des Ganzen nun einmal geforderten Ton getroffen haben. Man wird das Buch hinnehmen, wie es ist, sich eingestehen, daß es das Vorzüglichste ist, was geschaffen weiden lonnte, und sich sagen, das, das, was man an ihm vermißt, der trauliche Charakter, drr dasselbe zu einem wirklichen Vollsbusche machen würde, sich durchaus nicht hinein-tragen ließe. Für das Voll ist dieses Buch ein Palast, und in Palästen wird es dem Bolle nicht traulich.

Kein Voltsbuch! Aber es läßt sich sicherlich annehmen, daß es ^in Hausbuch »erden wird: verbreitet, ein gleichsam typischer Nestandthcil des Nücherschatzcs in den Familien, der sich durch mehrere Geschlechter forterbt. Und wie wir (wenn unsere Jugend durch künstlerische Eindrücke bereichert gewesen) uns mit Gottfrieds Chronik oder Nlit dem Merlan oder mit einer jener tupfcrgeschmückten Bibeln geschleppt haben und nicht müde geworden sind, die Bilder zu betrachten und in dem kaum halb ver-ständlichen Texte Erklärung derselben zu suchen, so werden hoffentlich auch die Kinder späterer Zeiten sich vor das Hohenzollernwerl setzen, lind vielleicht erzählt ihnen dann Jemand von der Zeit, in der es entstanden, wie Herrliches sie den» Volle gebracht und wie rege sich dieses bemüht habe, sich dessen würdig zu machen. Wirklich, von allen jenen Erzeugnissen der Tapezierliteratur — wenn man sich dieses Ausdrucks in ganz unbefangenem, weder tadelnden noch lobenden Zinne bedienen darf — wünschen wir keinem andern so sehr ein wirkliches Fortleben — auch außerhalb der Schränke, worin später einmal der Sammler die Holzschnitte, Radirungcn u. s, w., die aus unserer Zeit stammen, bergen wird.

Denn dieses Hohenzollernwerl ist in jeder Hinsicht ein tüchtiges und erfreuliches Buch. Der Text, wie gesagt, befriedigt jeglichen Anspruch. Und zum Lobe der Illustrationen braucht man kaum noch etwas hinzuzusügcn. Den Lesern dieser Blätter sind sie ja schon aus früheren Proben bekannt genug, und jene, womit die heutige Anzeige begleitet wird, können nur dazu dienen, ein einmal gefaßtes Urtheil zu befestigen. Nennen wir hier nur einige von den Künstlern, die zu dem Weile bei-gesteuert haben — schon aus dem Gedächtnisse lann man ihrer eine stolze Reihe zu-sammenstellen. Allen voran Menzel mit zahlreichen Bildern, besonders aus dem Kugler'schen Fricdrichsbuchc, mit der Huldigung in Breslau, mit einem Blatte aus dem berühmten Feste der Rose (das nächstens in dem bei Nruckmann er-scheinenden Menzelwerle zum eisten Male veröffentlicht werden wird). DannKretschmer, Camphausen, der Maler von Friedrich« Generalen, Steffcck, Dicz, Knack-fuß, Hclmquist, Holmberg, Grot-Johann — wer nennt sie alle! Das Buch bietet eine Fülle meisterhafter Blätter, wie man sie selten so reich vereinigt findet. Gedenken wir auch der sonstigen Beigaben, der Stammbäume, der Facsimiles denkwürdiger Schriftstücke. Und noch ein letztes Wort für die Vortrefflichkeit der Ausstattung im Allgemeinen: den schönen Holzschnitt, den Reichthum an Vignetten und Initialen, den Geschmack und die Sorgfalt im Drucke. Dieses Buch erfreut wirtlich das Auge, schon allein durch die schöne Type, die angemessene Vertheilung des Raumes. Grade dieser letzte Punkt ist einer von denen, auf die man in Deutschland noch nicht genug achten gelernt hat. Daß unsere Bücher häufig bei gleicher Sorgfalt der Aus-stattung nicht einen so uortheilhaften Eindruck machen wie die französischen, das liegt durchaus nicht an dem unruhigen Charakter, den die deutsche Schrift leicht genug an-nimmt, fondein nicht selten daran, daß zwei Zeilen zu viel auf der Seite stehen. In dieser Beziehung kann man das Nruckmann'schc Verlagswcrl wohl als ein Mustci rühmen. ^o!c.

41() Nord und Süd,
Grundriß der Kunstgeschichte von v. Wilhelm Lübke. Achte durchgesehene
Auflage. 2 Bände. Mit 59t Holzschnitt-Illustrationen. Stuttgart, Ebner
und Seubert.
Diese Blätter begleiten das Erscheinen illustrierter Werte mit besonderer Auf-
merksamkeit. In Folge dessen ist hier viel von dem Fortschreiten des Holzschnittens
und der Illustrationskunst im Allgemeinen die Rede. Indessen verlohnt es sich auch
vielleicht, einmal zurückzublicken, wenn nicht auf die Anfänge, so doch auf eine Epoche,
die schon weit hinter uns liegt. Es läßt sich ja durchaus nicht bestreiten, daß wir
in den letzten dreißig Jahren die erstaunlichsten Fortschritte gemacht haben. Die
Illustration wird sehr viel allgemeiner verwandt, fast thun wir darin des Guten zu
viel. Unsere Bücher sind im Ganzen unvergleichlich viel ansehnlicher geworden. Und
der Holzschnitt im Besonderen hat eine Leistungsfähigkeit erlangt, von der man sagen
möchte, daß sie keine Hindernisse mehr kennt. Er spottet der Schwierigkeiten des
Stoffes. Den Kupferstich, die Radirung kann er auf das Getreue« wiedergeben —
nach den verwischten Entwürfen Dorés schafft er Blätter, aus deren tiefen Schatten
massen kräftige Lichter hervorleuchten — er vervielfältigt die Federzeichnung eben so
genau wie das getuschte Bild, so daß man bei jeder guten Schnitte sagen kann, wie die
Vorlage ausgeführt gewesen ist, nach welcher der Holzschnitzer gearbeitet hat. — Das
ist unstreitig etwas ganz Außerordentliches, und Niemand wird leugnen, daß dann
unendlich viel gewonnen ist, da ja einmal der Holzschnitt ein unersetzliches Mittel ist,
Bildwerke vollständig zu machen, ein Culturelement im eigentlichen Sinne des Wortes.
Diese Leistungsfähigkeit ist unschätzbar. Aber auch sie hat, wie eine jede Kraft,
dem Mißbrauch gedient. Es sei hier nicht der „modernen Illustrationssünden“ gedacht,
die kürzlich erst Wilhelm Lübke einen ernsten und beweglichen Warnungsruf
entlockt haben — jener sinnlosen Buchmacherei, die sich häufig wenig ehrlicher Mittel
bedient, den Markt mit geringer Waare zu überfluthen. Aber ein zweiter Punkt,
den Lübke in jenem Aufsätze gleichfalls berührt, ist wesentlicher, und er veran-
laßt uns, hier auf ein älteres Werk jenes Meisters der Kunstgeschichte zurückzugreifen.
Jener Punkt betrifft die Gefahr, die eben aus dem formlosen Können des
Holzschnitzers erwächst — die Gefahr, daß mit dem eigentlich stilvollen Schnitt auch
der Blick für den Stil verloren gehen könne. „In dieser Illustration“ — Lübke
spricht hier im besonderen von den kunstgeschichtlichen Schriften, indeß gilt sein Wort
voll auch für andere Erscheinungen dieser Art — „offenbaren sich Mängel und Fehler,
die man in der Regel ungerügt hingehen läßt, denen aber ein Halt geboten werden
muß, weil sich aus ihnen eine bedenkliche Verwilderung der künstlerischen Darstellungs-
weise entwickeln zu wollen droht. Am wenigsten treten diese Bedenken in archi-
tektonischen Darstellungen hervor, obwohl auch hier durch zu malerisch behandelte per-
spektivische Bilder gelegentlich stark gesündigt wird. Auch die Werte der Plastik in
ihrer einfacheren Gestaltung und greifbareren Form werden meistens in befriedigender
Weise zur Erscheinung gebracht. Aber bei den Schöpfungen der Malerei bricht die
wildeste Stillosigkeit herein, und der Holzschnitt unserer Zeit, zügellos und ohne ver-
ständige künstlerische Leitung, verfällt seiner schlimmsten Entartung. Die Technik
des Kunstzweiges verlangt nämlich eine möglichst einfache, auf klarem Umriss und
schlichter Schattengebung beruhende Behandlung. Man soll selbst in den tiefsten
Schatten die Linien so schlicht wie möglich legen und vor Allem die den Kupferstich
und der Radirung vorbehaltenen Krümmungen vermeiden. Da aber die wenigsten
Zeichner sich von diesen Grundbedingungen der Holzschnittdarstellung Rechenschaft ab-
legen, da das Publikum und also auch der Verleger möglichst derbe, schlagkräftige
malerische Wirkungen verlangen, da ferner die effectvollen Erzeugnisse des Photographen
zum Wettstreit herausfordern, da entsteht ein Hinarbeiten auf Wirkung um jeden
Preis, bei welchem das Wesen des Holzschnitts völlig aufgegeben, und seine angeborene
Klarheit und Schönheit in ein widriges Zerrbild verkehrt wird. Diese Illustrationen
sehen im Druck immer aus wie mißlungene Abzüge von schlechten Kupferstichen, die

Illustrierte Bibliographie.
^U

durch ihre Unruhe, ihre steckige und rauhe Erscheinung abstoßend wirken. Fast keine kunsthistorische Publikation hält sich frei von diesen Mängeln, und zwar rührt dieser trübselige Zustand zumeist davon her, daß die meisten Autoren zwar vielleicht sehr gelehrte Männer sind, aber ein eigentlich künstlerisch gebildetes Auge gar nicht besitzen. In andern Fällen mögen sie zu bequem sein, der Herstellung der Illustrationen, den Arbeiten des Zeichners und des Holzschnegers die nöthige Aufmerksamkeit zu zollen,

Illustrierte am Kceu^, Von Ruben. «Interfren.
«lu» Lübl- «lünbi» «ci Kunstgeschichte. Tuitglü, Ebner und Schubert,
denn dies ist eine sehr mühsame, aufopferungsvolle, zeitraubende Arbeit, und wer sein lebenslang viel Erfahrung in diesen Dingen gesammelt hat, wird doch in manchen Fällen trotz aller Hingebung an der Schwere der Arbeit des Zeichners oder dem geringen Verständnis, des Holzschnegers gescheitert sein."
Das sind goldene Worte, und ohne die Tüchtigkeit des modernen Holzschnittes zu verkennen, wollen wir sie uns möglichst gegenwärtig halten, wollen wir uns von jener wenigstens nicht blenden lassen. Denn Lieble bemerkt mit Recht, daß gerade auf diesem Gebiete nicht leichtfertig Alles hingenommen werden darf, „da die Kunstgeschichte-

<U2

Nord und 3 üB.

lichen Nüchc? in weiten Kreisen des Publikums sich immer mehr eingebürgert haben, da ihre Verfasser für das künstlerische Gebiet Vielen als Autoritäten erscheinen, und doch in jener von mir geschilderten Richtung des Holzschnitts förmlich den ästhetischen Sinn des Publikums immer mehr verwirren und herabziehen, statt ihn zu wecken und zu fördern. Es thut aber wahrlich noth, mit allen Mitteln dahin zu streben, daß

Vopl d« Nozllür, Von Toddema,
A,ii Aiblc' VmndnK dci Kimst^clchichte. Nim««!!, Lbnci und Zcüerl.
bei den Ncntscheu der Gcschmacl zum Feineren und Edleren angeleitet und dem stoben immer mehr entzogen werde."
Lüblc denkt, wie bekannt, nicht eben hoch von dem Schönheitsgefühl unseres Volles, dessen Verkümmcrung er dem allgemeinen Verarmen der letzten Jahrhunderte unfeiner gewissen Verbildung, einer übermäßigen Ablenkung auf das Feld der Plusil und der Dichtung hin zuschreibt. Er darf sich wohl darüber äußern: denn seit mehr als einem Menschenaltcr arbeitet er dagegen an, und wenn man ihn auch nicht als den Schöpfer der uollsthümlichrn Kunstgeschichte bezeichnen kann, so muß man doch sagen, daß diese eist unter seiner Führung recht eigentlich in das Voll gedrungeu ist. Es ist hier nicht der Ort, einen Blick auf fein Willen zu werfen. Ganz besonders der Grundriß ist ein wahrer Hausschatz geworden. Nie Zahl seiner, stetig be- arbeiteten Auflagen beweist seine Verbreitung: und wer nur einige Familien kennt, der

Illuftrirte Vibliogr aphic.
^,3

weiß auch, welche Wichtigkeit dieses Buch mindestens in einer oder der anderen besitzt, »Is ein Gegenstand des Studiums, noch mehr aber als ein ausschlaggebender Richter bei jedem Schwanken. Eine solche Vollsthümllichkeit ist ein köstlich Ding; aber sie bringt auch große Verantwortlichkeit mit sich, und Manchen könnte ob derartiger Gottähnlichleit bange werden. Denn ein Grundriß der Kunstgeschichte ist nicht ein einfaches Lehrbuch —

Znlibüstc von Oliicoli. Natican.
»ul Lüile- Vlundliß dci jlunstgelchichtt, Ltullgart. Ebner und Ecubeii.
wie ja Kunstgeschichte nicht schlechtweg Geschichte ist, sondern immer mehr oder weniger mit Aesthctil durchseht bleibt. Und Acsthctil ist in letzter Linie etwas Subjectires. So behält ein solches Buch immer einen stark persönlichen Zug, uno häufig enthält eö nicht mehr an feststehenden Thatsachcn als an dem, was ein mehr oder weniger klug« Kopf bei diesen Thatsachen empfunden hat. Und nun bedenke man, wie fchwer es ist, eine Empfindung allgemein gültig auszudrücken, sie so verständlich zu machen, daß der Leser sie nachfühlt. Kein Wunder, wenn man bei solcher Gelegenheit oft genug die fadenscheinige Phrase findet. Darüber zu spotten ist sehr billig: man folltc sich lieber deutlich machen, wie fchwer es ist, sie zu vermeiden. Und was wir Lübke am Höchsten anrechnen, ist gerade das, daß ihm dieses vollständig gelungen ist. Man wird in seinen Schriften nirgends die Phrase antreffen; lieber ist er nüchtern, trocken, gar ein wenig undeutlich, als daß er sich dazu verleiten läßt. Man höre nur, was

HI.H Nord und Süd.

er zum Beispiel über Dürer sagt: „Dürer ist mit Recht der Stolz und die Liebe des deutschen Volles; aber wir dürfen nicht vergessen, daß er, wie er der höchste Ausdruck unserer Vorzüge und Tugenden, so auch der Repräsentant unserer Schwächen und Mängel ist. Vlinde Vergötterung ziemt nirgends, am Wenigsten vor eine« solchen innerlich wahren, strengen Meister. Man darf über die herben, schroffen Aeüßerlichkeiten seines Stils weder mit Gleichgiltigkeit noch mit falschem Entzücken hinwegeilen.“ Solche Stellen findet man öfters. Nirgends drängt oder schmeichelt er sich auf, sondern überall behaut er in einer Art Zurückhaltung, anleitend, deutend, aber das Erfassen dem Schüler überlassend. Wir wüßten keine Eigenschaft, die rühmlicher wäre als diese Mischung von Selbstbewußtsein und Bescheidenheit, die stets das Vorrecht wahrhaft vornehmer Geister geblieben ist. Sie liegt als ein Segen in dem Buche, den man erst recht würdigt, wenn man bedenkt, wie viel Unheil Lüble hätte anrichten können, hätte er es sich bequem machen und die Phrase züchten »ollen, die sich so leicht einschleicht. Und? von wie Vielen ihm das gedant worden wäre, wenn er ihnen Begeisterung und Verachtung, ein Urtheil fix und fertig gegen geringe Mühe geliefert hätte! Wie uollithümlich er dann erst hätte werden können! Wir geben indem heutigen Hefte einige Proben aus dem Grundrisse, die als Beispiele für Lübtcs Forderungen an die tunstgcschichtliche Illustration dienen mögen. Sie sind von Fr. Baldinger gezeichnet und von Helm und E. Ade geschnitten — den Künstlern, welche an dem größten Thcile der Lüble'schen Schriften mitgearbeitet haben. Gewissermaßen fassen diese Blätter Lübles Programm zusammen, das er sich gestellt, als er vor dreißig Jahren an die Abfassung seiner vollsthümlichen Werke ging. «lc.

Peinture Vogaerts.

Immcrmann hat einmal die lustige Zeichnung eines alten Landedclmanns gegeben, dessen Kopf durch den damaligen Aufschwung des Zeitnnngswesens wirblig wird. Gegenwärtig könnte der Aufschwung der sogenannten graphischen Künste zu einem ähnlichen Spaße Anlaß geben. Denn auch hier stehen wir inmitten einer mächtigen Bewegung. Des ist kein Zweifel. Eine der am stärksten treibenden Kräfte darin ist offenbar die Photographie. Sie ermöglicht cinestheils beim Drucke die größte Treue dem Urbilde gegenüber, andernteils erhöht sie fortwährend die Ansprüche des Publikums, das allmählich gar nicht genug verlangen kann. Um es zu befriedigen, hat man ihm die Oeldruckc geboten; ohne indes; damit bisher uicl Glück zu haben. Denn ein solcher Druck sieht sehr herausfordernd aus, und betrachtet man ihn genau, so sieht man doch, wie viel ihm fehlt. Für den Kenner enthält er weit weniger als selbst die blohe Photographie nach dem Originale. Nach dieser kann man sich doch ungefähr einen Begriff von der Pinsclführung des Meisters bilden; der Oeldruck dagegen sah immer tobt aus. Begreiflicher Weise haben die Hersteller diesem Mangel, den sie ebenso gut fühlten wie das Publikum, bei Zeiten abzuhelpen gesucht; sie haben den Grund fchatlirt oder eine Art Relicdruck angewendet. Keines dieser Verfahren hat jedoch zu einem solchen Erfolge geführt wie dasjenige, das seit einiger Zeit unter dem Namen Peinture Bogaerts bekannt geworden ist. Hier sieht man einen wirklichen Fortschritt; und nach dem, was man über die Herstellungsweise hört, scheint derselbe auf einem in der That ganz neuen Wege erreicht worden zu sein. Jenes Impasto nämlich wird dadurch erzielt, daß man das Urbild mit einer Galatinehaut überzieht und so eine Art Neliesform gewinnt, aus der man gewissermaßen Abdrücke nehmen kann. Und ferner ist das bezeichnend, daß man dabei nicht das Papier, worauf man druckt, auf Holz oder Leinwand klebt, sondern daß man die Druckmasse davon ablöst und das ganze Bild unmittelbar auf den festen Grund überträgt. Auch hierdurch wird natürlich der Druck lebendiger. Zunächst hat der Erfinder, der übrigens die eigentlichen Kunstgriffe seines Verfahrens noch geheim hält, allerdings erst kleinere Gemälde

vervielfältigen können: die Einzelheiten seines Drucks enthalten ja auch Bedingungen, deren Schwierigkeit mit jeder Erhöhung des Formats ganz unverhältnißmäßig wächst. Verzichtet hat er aber nicht darauf, auch hierfür noch Ruth zu fchaffen und man darf ihm wohl nach der Findigkeit, die er dewiefen, einen günstigen Ausgang vorhersagen. Jedenfalls ist feine Leistung schon jcht hervorragend, und man wird ihren Einfluß auf unser ganzes Geschmackswesen nicht wohl unterschätzen dürfen. Seine Drucke stehen wirklich auf einer sehr hohen Slufe und kommen dem Urbilbc fast ganz nahe.

P. K. Nosegger's Ausgewählte Schriften. 61. — 70. Lieferung. Vollständig in 8« Lief. 8. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartlebcn's Verlag. 5, Lsg. ^ . 0.5U.

Die in diesen Heften gebotenen Schriften Roscggers enthalten die „Sonntagsruhe“, ein Unteihaltungs- und Erbauungsbuch in steirischcr Mundart, hochdeutschen Gedichten, Auffähen für Kinder, Parabeln, Legenden und Wcltbetrachtungen — sowie des „Novellenbuches“ 4. Vand, unter dem Titel „Dorfsünden“. So ungleichartig die in diesen Bänden enthaltenen kleinen Sachen auch sein mögen, so gewähren sie doch einen Einblick in den Entwicklungsgang uon Noseggcrs eigenartiger Begabung. Das einmal ausgesprochene Urtheil: „Wenige Bücher weiden geschrieben, die man mit solch' innigem Behagen liest und die einen so nachhaltigen Eindruck machen, als diese einfachen, uolksthüimlichen Erzählungen mit ihrer Fülle von Lcbens-«ahrheit, uon Witz und Spannung“, findet auch in diesen Tchriftcn volle Bestätigung, Vdllard Vrinckmeier, Die proucnzalischcn Troubadours als lyrische und politische Dichter. Mit Proben ihrer Dichtungen. 8. 270 S. Göttingen, 1882, Banden- hoeck und Ruprechts Verlag. °K 4.40

„Wenn in der Literatur irgend eines Volles sich ein strenger und ausfallender Unterschied zwischen den lyrischen und politischen Gedichten wahrnehmen läßt, ja wen» man uon irgend einer Literatur sagen kann, daß gerade die politische Poesie eine» ganz bestimmten, hervorragenden Platz in derselben einnimmt, eine cigenlhümliche, abgeschlossene und uon den übrigen Gedichten gänzlich verschiedene Kategorie derselben bildet, so ist dies bei der Troubadourpocsic der Fall, und zwar in dem Maße, das, man ohne genaueres Eingehen auf die Ursachen dieser Erscheinung kaum für wahr- fchcinlich halten möchte, daß diefe politischen Gedichte von denselben Dichtern herrühren könnten, welche die lyrischen schufen, so uerschiedcn sind sie, ausgenommen in der äußeren Form, von einander. Diese politischen sind eben so wenig wie die lyrischen, dem Minncleben gewidmete Gedichte, nicht immer freie Erzeugnisse des Gemüths, sie müssen nicht als Poesien an sich, sondern aus dem Gesichtspunkt ihrer Zeit und der höchst eigenthümlichen Stellung und Aufgabe der Troubadours erklärt und aufgefaßt werden. Dann aber bieten beide Arten uon Gedichten soviel Anziehendes, Inter- essantes uno Eigcnthümliches dar, daß es sich der Mühe lohnt und Freunden der Poesie eine gewiß angenehme Beschäftigung bietet, derselben volle Aufmerksamkeit zu widmen, zumal da die poetische Literatur der prouenzalifchen Literatur in dem weiten Kreise der Literaturfreunde uerhältnißmäßig noch weniger bekannt ist. Brinckmcicrs Arbeit ist ganz dazu angethan uon dem Wesen der prouenzalifchen Poesie fowie uon der ezceptionellcn, aber hohen Stellung, welche die Troubadours als solche in ihrer Zeit einnahmen, eine richtige Vorstellung zu gewähren. Die in dem Buche enthaltenen Proben der dichterischen Leistungen (Tezt und Ucbcrschung) sind für die Eharaktcristit gut gewählt; die uon dem Verfasser an verschiedenen politischen Gedichten angestellten Erläuterungsuersuche lassen erkennen, mit welchen Schwierigkeiten die genaue Fest- stellung der historischen Beziehung uerbundcn ist. Das Buch wird den Literatur- freunden eine sehr vollkommene Gabe fein.

Hl.6 Tlörd und 5üd. —

Di« Wahl- und Dentsprüche. Feldgcschrcic, Losungen, Schlacht- und Volksrufc, besonders des Mittelalters und der Neuzelt. Gesammelt, alphabetisch geordnet und erläutert uon I. Dielitz. Görlitz, E. N. Starke. ^
Die Heraldik und ihre Hiilfswissenschaften sind nicht mehr Licblingsgegenstände der Vornehmen; auch ein Unternehmen, wie die letzte Ncrliner Ausstellung wird sie schwerlich wieder zur alten Vlütke bringen. Aber es giebt doch noch Leute, die ihnen huldigen, und für diese ist das vorliegende Werl geschrieben. Es ist ganz ausgezeichnet, sowohl in dem, was die Vollständigkeit, als in dem was die Zweckmäßigkeit der Unordnung anlangt. Jede der Quartseitcn ist in drei Spalten gctheilt, deren erste in alphabetischer Anordnung die Sprüche, die zweite deren Verdeutschung, wo eine solche nöthig, die dritte das Verzcichniß der Personen enthält, die den betreffenden Spruch geführt haben oder führen. Außerdem bieten ebenso sorgfältige wie kurzgefaßte Anmerkungen alle Aufschlüsse, die man wünschen mag, «der die zu geben möglich ist — eine Leistung, die auf diesem vorwiegend anekdotischen Gebiete ebenso danlenswerth wie mühevoll ist. Wir können uns jedoch nicht enthalten, noch einen Wunsch zu äußern, der bei der Anlage des lieferungsweise erscheinenden Weites hoffentlich schon berücksichtigt worden ist, da ohne dessen Erfüllung dasselbe an seiner nicht genug anzuerkennenden Vorzüglichlei» erheblich verlieren würde — das ist der Wunsch nach einem sorgfältigen Register der Eigennamen. Lassen wir uns nicht wieder vom Auslande vorwerfen, daß Deutschlands Gelehrte pfadlose Wüsteneien anlegen! — Die Sammlung übt übrigens auch auf den Laien eine starke Anziehungskraft aus; man blättert gern darin, sinnt über merkwürdige Sprüche, oft letzte Worte hoher Weisheit, nach oder forscht, welchen Spruch der oder jener geführt habe — ein nicht uninteressanter Beitrag zur Psychologie berühmter Leute. Zum Schlüsse noch die Bemerkung eines Laien! Es ist ganz auffällig, wie wenig deutsche Sprüche sich finden: sogar Spanisch und Portugiesisch, die doch als Sprachen lange nicht die Verbreitung besitzen wie das Deutsche, sind zehnfach häufiger vertreten als dieses. Auch ein Veitrag zu dem Satze von der tadelnswerthen Schwäche unsres Vollsbewuhtscins! —otc.

Vllder »us der Altmall. Von H. Dietrichsund Ludolf Parisius. Hamburg, I. G. Nichter.

Das sumpathische Werl, dessen wir bereits einmal gedacht haben, schreitet ohne Ueberstürzung, dafür aber um so erfreulicher vorwärts. Gegenwärtig steht es bei der sechsten Lieferung, die den ersten Vand abschließt, lind es verdient hervorgehoben zu werden, daß es nicht zu den trüglichenPrachtwerlen gehört, die in der erstin Lieferung mehr versprechen, als sie in den folgenden halten, fondcrn daß jede neue Nummer einen anheimelnderen Eindruck macht, —oli.

Die iiuizere Form der neuhochdeutschen Tichtlunft. Von Rudolf Aßmus.

Leipzig, A. G. Licbestind.

Eine Arbeit, die in dem Verfasser einen Mann uon Geschmack und gediegenen Kenntnissen erblicken läßt, und die sowohl deshalb als wegen ihres Gegenstandes die Thcilnahme herausfordert. Denn die Frage jener äußeren Form ist für uns Deutsche noch keineswegs abgeschlossen. Wir haben erstens im Allgemeinen zu wenig Formgefühl undzweitens zuviel Neigung, Fremdländisches nachzuäffen, als daß mir hier so bald hätten zu festen Anschauungen gelangen können. Wie sehr die Ansichten hier auseinander gehen, beweist ja auch die jüngste Schiist A Velbert Schröters, der den deutschen Hexameter vollständig verwirft. Aßmus näherte sich in seinen Ausführungen häusig denjenigen Schröters. Wo man ihm nicht beipflichtet, da verfolgt man wenigstens seinen Gedanken mit Interesse, z. N. in den Stellen über Hermann und Dorothea, wo man seine glcichmülhig ausgesprochenen Ketzereien mit einem gewissen Schauder liest, doch nicht ohne sich ein wenig dadurch überzeugt zu fühlen. Der Druck des Buches muh fehr mühselig gewesen sein, er ist indessen tadellos gelungen, ^«tc.

H^? Vibliogravhie.

ChalespcareGalerie. 36 Blätter in Stahlstich. gezeichnet von Max Adamo, Heinrich Hofmann, Hans Malart, Friedrich Pecht, Fritz Schwoerer, August und Heinrich Spieß. Mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht, Zweite Auflage. Leipzig, F. N. Blockhaus.

Diese Shakespeare-Galerie ist außerordentlich bekannt geworden. Ihre Entstehung fällt «och in eine Zeit, wo man die Anwendung des Lichtdruckes für solche Zwecke nicht kannte. Auch heute finden sich noch häufig Kunstfreunde, die von dem neuen Verviclsältigungsmittcl nichts wissen mögen: ihnen wird diese Ausgabe besonders willkommen sein. D,ie schonen Zeichnungen und Pechts gewandter Text empfehlen das Vuch in hohem Grade.

Theodor Körners sämmtliche Werle, herausgegeben von Heinrich Laube. Wien, Sicgmund Vensinger.

Körner gilt im Allgemeinen für den Klassiker der Jugend. In vielen Kreisen pflegt man einem Knaben, der in die Jahre zu treten beginnt, wo man Kindern nicht mehr eigens zurechtgemachte Iugcndschrifte», sondern wirkliche Literaturwelle in die Hand gicbt, Körners Werle auf den Weihnachtstisch zu legen. Körner gilt eben für harmlose Kost. Darin beruht seine Popularität und der Rest von Bedeutung, den er noch für uns hat. Denn wenn wir von zwei oder drei allerdings herrlichen Gedichten, tönend wie Schwrcrtllirren, absehen, so ist der Rest seines Schaffens für uns eigentlich todt. Seine Werke sind große Versprechungen, deren Vereitelung man stels bitter beklagen wird — aber sie sind nichts mehr, und dem entsprechend weiden sie auch in der Thai nicht mehr gelesen. Der blühmde Jüngling mit der zerschossenen Brust wird für uns stets ein rührendes Bild bleiben: aber wenn wir heute an den Dichter des großen Franzosenlampfs denken, dann steigt nicht er vor uns auf, sondern ein anderer hebt sich empor, gleichfalls von einer Kugelwunde entstellt, aus der das Leben geronnen — Heinrich von Kleist. Und wenn wir die Neiden mit einander vergleichen, dann verfteint uns gegen Körner dicErinnerung an die satte Selbstzufriedenheit, womit der glückliche Wiener Theaterdichter über die blutige Lösung am Wannsee abgeurtheilt hat. Es wäre vielleicht an der Zeit, unsere Jugend mit anderen Vorbildern aufzuziehen. Indeß so lange man bei der alten Sitte bleibt, werden gute Ausgaben der Werke Körners immer willkommen sein. Wäre diese nur besser! Es ist eine Prachtausgabe, aber eine geringster Art. Den Illustrationen sieht man an, daß sie bestellte Arbeit sind — es ist Fabrikwaaic. Die Einleitung Heinrich Laube's, falls er dem Kuckucksei überhaupt mehr als seinen Namen geben sollte, ist in den ersten vorliegenden Lieferungen noch nicht enthalten. Erscheint sie noch, so wird man nur bedauern müssen, eine Arbeit des verehrten Meisters in solch' einem Buche begraben zu sehen. —H.

Ter Ponama-Eanal. Von Hugo Zöller. Stuttgart, W. Spemann.

Es ist ein eigenthümliches, wirklich bewegtes Leben —das des Specialcorrespondcnlen. Der bekannte BerichterstatterderKölnischenZeitung, der erst jüngst die Schlächtereien der humanen Engländer in Aeguplcu aufgedeckt, hatte sich bis zum Ausbruche der orientalischen Wirren in Südamerika befunden, hauptfächlich um die deutschen Ansiedelungen dort und die Anfänge des Panama-Canals in Augenschein zu nehmen. Ueber diese giebt er jetzt einen kurzen Aufsatz heraus, der drei Bogen stark und mit hübschen Illustrationen ausgestattet ist. Er zeigt hier wieder alle die Vorzüge, die wir an Zöller bei der Schilderung seiner Weltumsegelung schätzen gelernt haben: scharfen Blick, Klarheit und natürliche Lebendigkeit des Vortrages, glückliche Gaben, zu deren voller Verwendung ein nicht geringer Grad von Widerstandsfähigkeit gegen die abstumpfende Wirkung des rastlosen Reifens gehört. Jene Vorzüge erhöhen den Wcrth der »orlegendm Darstellung, die an sich schon von Bedeutung ist als die erste, die von einem Unbetheiliglcu ausgeht. Iöllers Ansichten von der Zukunft des Lesseps'schen Unternehmens sind ziemlich hoffnungsvoll, obwohl er nicht verhehlt, daß

^»
Nord und 5>'id,
amerikanische Spcculanlen auf der Lau« zu liegen scheinen, um bei der rrstw
Gefährdung die ursprünglichen Actionärc auszufrieren— wie jowohlder Ausdruck der
amerikanischen Börse lautet. Auch er warnt auf das Ernstlichste europäische Arbeiter
davor, sich anwerben zu lassen. „Die Verwendung von Europäern würde blo5
bei Aufsehelposten oder beim Mincnsprcngen oder bei anderweitigen Thätiglcitcn, die
schon mehr Handwerk sind, gerechtfertigt fein. Die Zahl derjenigen aber, die in solcher
Stellung Beschäftigung finden können, muß nothwendigcrweise sehr beschränkt sein,
und unter der großen Masse von Negern und Mestizen zu arbeiten, wäre nicht blos
entwürdigend, sondern in Anbetracht des Klimas beinahe unmöglich." Jedenfalls
weiden die Arbeiten, die eigentlich noch gar nicht recht begonnen haben, wohl ein
Jahrzehnt in Anspruch nehmen. Um welche Schwierigkeit es sich dabei handelt, mag
man daraus entnehmen, daß, um den Wasserabfluß des Chagrcs zu regeln, ein
Damm von 40 Meter Höhe und 1600 Meter Länge, zwei Dritte! einer Droschlenwur,
gebaut werden muß, der allein 60 Millionen kosten soll. Das ist eine der Kleinig-
keiten, mit denen Lcsseps sich nebenbei auch abgeben muß. Ein sehr fruchtbares Feld
scheint übrigens die Gegend von Panama für solche Leute zu sein, die neben einigem
Vermögen Rührigkeit und Unternehmungslust, allerdings auch eine feste Gesundheit
besitzen. Dort sind alle Bedingungen der Cultur eigentlich erst zu schaffen. Bei der
reichen Zukunft des Landes aber würde jene Mühe zehnfältige Zinsen tragen. Mögen
die Deutschen nicht auch hier warten, bis ihnen Nanlccs und Engländer und Franzosen
zuvorgekommen sind! —ck.
Lei H«r tisnuctinn von „üonl un<l 8i><!" lur Lo^noenunz »inss»8»i>8«n« Liwnor:
L»N!!»ll», ll, Hlnb, Ho, Kalvill eonziäor« »n
Ln»!!»!ln, O,, VW Hunzt, ui>ä ä«r 8cn»Nli>ie!or.
l,?»d«l«ot« nui «in^oluit«! von l'oriinann
NIU«Z, ^VI«ll, ?«5t, l,«illüig, H. Anitlobon»
Vorlag.
Iliotrion», Normnnn u, l^uilowll ?»s!»!»8, Liläoi
»u» sei ^ltmnlli. Nmmbnrg, .1, ?, Iliintor,
ln<l»r> u. <ü!tt!i»!N«n, l'rünlinUzdluinon. l>sg, l«.
ll. 12. (8on!n»«,> l^iniig, (5, l'rovt»^.
l°r»ni! l)dn»rät.
l!«!lv», lvriÜLod« Hnn»t«l,«nnlt Mi sr»nlo«i!!ono
voll Vi. ^Äoll üt058n»i. t!»«z«l, LH.!, Kr, ?.
l^oip?,!^, V«rl»x von ?. DKilioK,
l!»«et!>, H., RillNininnss in <i«H 8tnHiuin clor
viodtlinn»^ l. H»z 8tuHium äse Vvilli.
l^inliß ii. >^i«n, ^nliu« X!i»icn»iät,
2i»»»m,nn, llobort, ll»» Inislidsn oä«i o!«
>?üv»i«!ogi« clor >?iiboltni«i0. 8t«tlin,
V«r!»5 von ll, <3i»«»m»nn.
Xl«in»«il«!i, Nu»t»v, clootlu, nnn Oottn, Vortinz »w,
^i«n, V»i!»z H»« Vorl»8««r«.
l.»oll««!tl, V,, Li!6«r »n» H«m Vu^sUsben
üul»(!«ut»0ll»n<i» uni »«in«i !f»«llb»il»n>i»i,
n»<:u 8!i>«!sn von?»u! l>. Nnonsr. Loilin V,,
vinok uuä ^orloz von li»nl übnorät.
!.>»!>, Dr. Otto, ziinns- nnH ll«i»t»i«inff. LilHoi'
lvöillliß. IK. <3ii«bsns V«il»^ (l.. iorn»n>.
ü»i!M»nn» 3«0ssi»pni«en»» l^oxicon <!«3 Hontsobo»
?»ll!«, Uli»«, V«»t», 5l>5on«uduo!i lüi v«nwon-
<0»i! N»mm»i).
N»vü» <l»» livi»« >>»uv»»ux. Xi. 53, viioewni:
N»l>»et, l>i»aiicn, ll«ll« N«H»nli«n übol <3ott.
Nür»»»»e, l,,, ví« Lioineu«, 8culIH«inn8«n »n«
U, Ö«oiß» Vorlug.
3llt«i!»»!»t»e, ?n>s«s«>i N., 8ou»>»i'l>i!r«ol>,
»u« d«m Onntou ililiion, l^sz, >5, l«, 22iir>>,
VroU. rü»»li «i Q>,
l!i»m»»<!l>«»»!!!, Hlboit, 8t»ti»t>8en« Xuti»n Mi
H»» ä»i>t»one lloieb. Lorlin, V«il»z von
U>>»«i ss»«»>> !.»!>»!!, Dinnniäwi»».. 1^,7, >
H«i V»f»»»«iin H«i ,^ÜÄl>ssozi" ,wü ü',<!
V«ilin V., V«l!»z von l>»»»l^ ^
U««!g!i» «n!«l verantwortlich»!! dl» Her»»5«el>»l5.
Vru<f Uü!> vlllüg »»n 5. 5chottlaender in V«5la»,
Unberechtigter Nuchdruil »« dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebeisetzunazrecht vnrbebalten.